This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

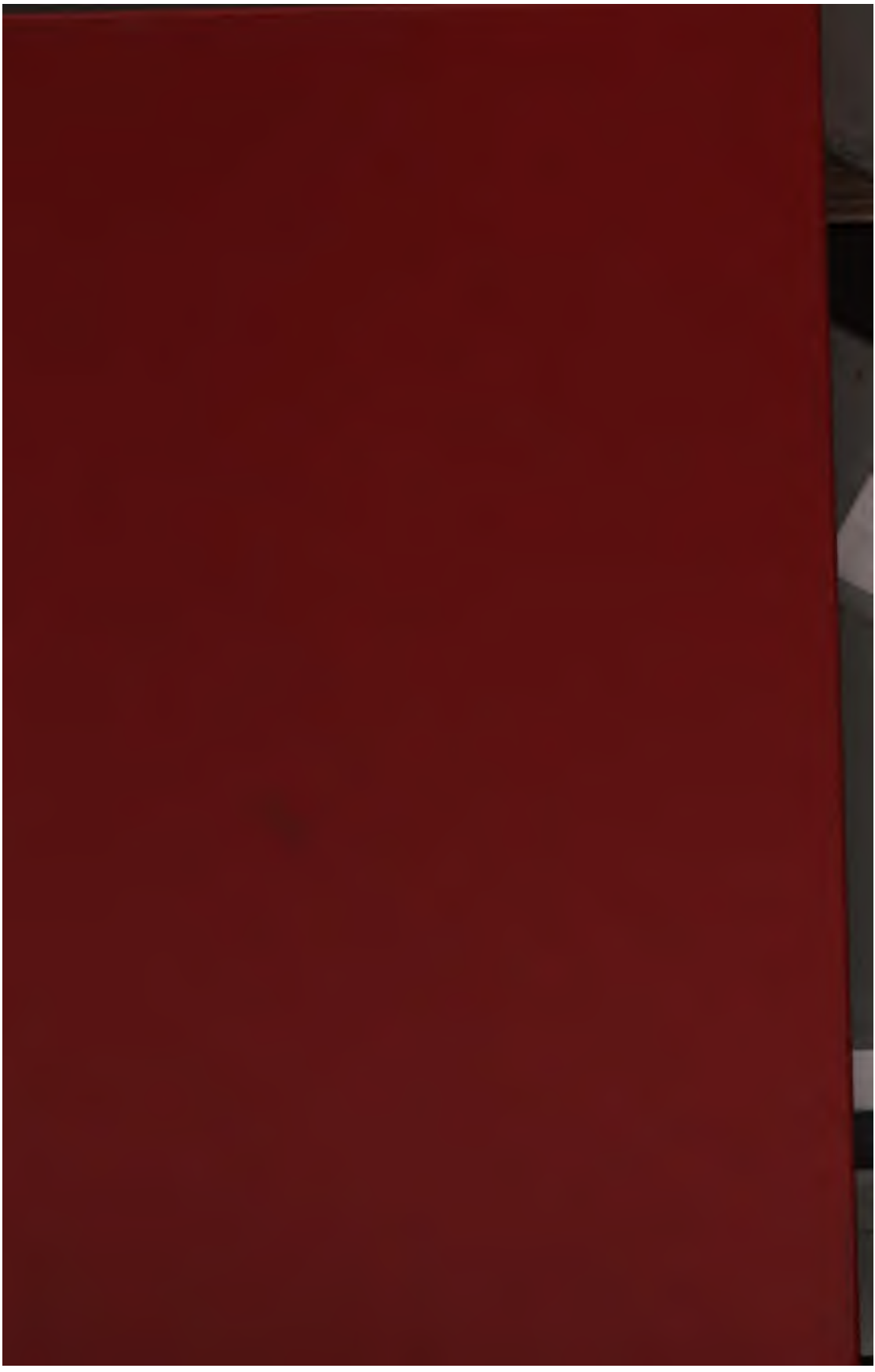
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



TANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD
NIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSIT
BRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
RSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRA
ARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STA
FORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVE
TANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD
NIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSIT
BRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
RSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRA
ARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
FORD UNIVE ES · STANF

BRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · ST
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UN
NIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIB
ORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVER
RSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRA
RIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANF
LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · ST
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UN
UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIB
FORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVER
ERSITY UNIVERSITY LIBRA
RY LIBRARIES · STANF

Allgemeine
Deutſche Biographie.

Dreißigſter Band.

☛ Am Schluſſe dieſes Bandes befindet ſich ein Verzeichniß der im 30. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Dreißigster Band.

v. Rusdorf — Scheller.

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1890.

Allgemeine Deutsche Biographie.

Dreißigster Band.

v. Rusdorf — Scheller.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1890.

CT
1053
A5
V.30

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.

a.37247.

Alle Rechte, für das Ganze wie für die Theile, vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

Rusdorf: Johann Joachim v. R., Staatsmann und Diplomat. Ge-
am 26. October 1589 in einer kleinen Stadt im Gebiete der rheinischen
grafschaft, wohin sein Vater Georg v. R. ausgewandert war, nachdem er
ifriger Anhänger der Reformation den altererbten Stammsitz seines Ge-
ites in Niederbaiern aufgegeben hatte. Seine erste höhere Ausbildung er-
R. auf dem damals in hohem Ansehen stehenden Gymnasium zu Amberg
wurde hier in dem Maße in die altclassische Litteratur eingeweiht, daß er
ganzes Leben hindurch davon zehren konnte. Im J. 1607 verließ er Am-
und ging an die Universität Heidelberg über, wo er sich in erster Linie
Studium der Rechtswissenschaft widmete, ohne darum die philologischen
geschichtlichen Disciplinen zu vernachlässigen. Von Heidelberg wandte er
nach Basel, um hier seine Studien fortzusetzen (gewiß aber nicht auch,
ein neuester Biograph berichtet, nach Altorf im Kanton Uri, wo ja notorisch
als eine hohe Schule bestanden hat, man wird an das nürnbergische Altdorf
n müssen, wenn die Zeitangaben stimmen). Nach Heidelberg zurückgekehrt,
R. am Hofe daselbst die freundlichste Aufnahme und zugleich die volle
igung seiner bereits erworbenen vielseitigen Kenntnisse. So kam es, daß
zu ausersehen wurde, den im Juni 1613 von seiner Brautfahrt aus
nd zurückkehrenden jungen Kurfürsten Friedrich V. und die jugendliche
eth in festlicher Rede bei ihrem feierlichen Empfange zu begrüßen. Bald
s unternahm er zur Vollendung seiner Ausbildung eine Rundreise durch
guten Theil des Festlandes und nach England, die die nächsten drei Jahre
spruch nahm und seine höchsten Erwartungen vollauf befriedigte. Im
1616 in die Pfalz zurückgekehrt und vom kurfürstlichen Hofe auf das
aufgenommen, wurde er trotz seiner Jugend vom Kurfürsten zum Mitglied
höchsten Gerichtshofes des Landes mit dem Range eines Rathes ernannt
einige Zeit darauf zum außerordentlichen Mitglied des Staatsrathes be-
t, eine Stellung, die seinen Neigungen in besonderem Grade zusagte. Es

Auftrag, zuerst im Haag und dann am Pariser Hofe für die Unterstü
von Friedrich V. ergriffenen Position zu arbeiten, Anstrengungen, di
von zweifelhaftem Erfolge begleitet waren. Als der Kurfürst-König d
nach Prag antrat, blieb R. in Heidelberg zur Verfügung des Pfalzgrafen
zurück, der hier die Stelle des Kurfürsten vertreten sollte. In diese
der Besuch, welchen Gustav Adolf incognito am Heidelberger Hofe ma
es wird versichert, daß R. nichts unterlassen hat, den König für das b
Unternehmen und das Project einer Heirath desselben mit der
Friedrich's V. zu bestimmen. Wie tief indeß das Vertrauen Rusdorf's
Gelingen des böhmischen Unternehmens gegangen, ist schwer zu bestimme
Mission, die ihn im Sommer 1620 in das Lager des Unionsheeres füh
seine Zuversicht nach dieser Seite hin sicher nicht erhöht. Und als
Entscheidung am weißen Berge vor Prag fiel, war er wenigstens der
daß die Sache des Kurfürsten nur durch völlige Unterwerfung unter de
zu retten sei, um das Schlimmste, d. h. die Achtserklärung zu verhüten u
retten, was noch zu retten war. Bekanntlich kamen die Dinge ande
Achtserklärung erfolgte und es verstand sich für R. von selbst, daß er, w
sein Rath nicht gehört worden war, nun erst recht seine Kräfte für seinen
einsetzte. So trat er jetzt denn zum ersten Male als Publicist auf u
in einer Schrift die Unrechtmäßigkeit der Achtserklärung nachzuweisen,
ohne dadurch an dem Geschehenen etwas ändern zu können. Dann
er im Interesse seines Herrn den außerordentlichen Gesandten König Ja
Digby — nach Wien und blieb als Agent des Kurfürsten auch dann n
zurück, als derselbe, ohne von seinem Zwecke etwas erreicht zu haben, v
nach München ging. Die kurfürstlichen Lande selbst waren ja mittler
die überlegenen gegnerischen Waffen verloren gegangen und der Kurfü
ein wenig hoffnungsvolles Asyl im Haag aufsuchen müssen. Eine fein
nungen stand noch auf der Unterstützung von Seiten der Politik un
Englands. Und nun geschah es, daß zur Vertretung der Sache und
des Kurfürsten am englischen Hofe R. ausersehen wurde, der für diese
allerdings in hohem Grade befähigt erscheinen mußte. Volle fünf Jahr
in dieser Stellung ausgehalten, die kaum schwieriger gedacht werden
Der Tod Jacob's I., die Thronbesteigung Karl's I. fallen in diese Z
hat es seinerseits an nichts fehlen lassen, das von Seite des Kurfürste
gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und die englische Politik auf eine
drängen, wie sie eine Wiederherstellung seines Herrn zu verlangen sch
allem die täuschende Verbindung mit Spanien zu hintertreiben. Seine
lichen Verbindungen kamen ihm dabei vielfach zu statten. Mehr al
hat er, rastlos wie er war, zugleich zur Feder gegriffen, um in seine
auf die öffentliche Meinung und den Lauf der Dinge einzuwirken, aber
blieben all sein unermüdlicher Eifer und seine noch so große Gewand
folglos. Zu seinen Gegnern gehörte in erster Linie Buckingham, u
war es auch, der zuletzt seine Abberufung am Hofe zu Rheinen d
(anfangs 1627), da er den zu gewandten Gegner seiner Politik und sei
flusses auf anderem Wege nicht überwinden zu können sich zutraute.
die noch übrigen 13 Jahre von Rusdorf's Leben sind dem Dienste seine
und seines Hauses geweiht. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war der Haa
aber durch die Ausführung ihm anvertrauter Aufträge mehrfach unte
Es wird kaum nöthig sein, diese seine Thätigkeit hier im einzelnen zu
Sie führte ihn u. a. wiederholt nach Paris und Regensburg, nach
Heilbronn und zuletzt nach Schwerin und nach Hamburg. Der Tod Frie
hat, wie kaum erwähnt zu werden braucht, an seinem Verhältnisse zu

lichen Hause nichts geändert. Auf Gustav Adolf und sein siegreiches Auf-
n in Deutschland hatte R. große Hoffnungen gesetzt, um so tiefer hatte ihn
auch der frühe Tod desselben betrüben müssen. Aber auch seine Haltung
nüber der schwedischen Politik erlitt dadurch einen Umschwung: er bekehrte
jetzt zu der Meinung, die protestantischen Mächte Deutschlands, in erster
e die drei protestantischen Kurhäuser, müßten durch einen engen Bund
wedens selbstsüchtige Cooperation im Reiche überflüssig machen. In diesem
ne hat er auf dem Bundestage zu Heilbronn (März 1633), freilich ohne
olg, zu wirken versucht. Die schwedischen Waffen hatten ihm vorübergehend
einmal den Weg zur Rückkehr in seine pfälzische Heimath geöffnet, aber
Niederlage Bernhard's von Weimar bei Nördlingen ihn gezwungen, schnell
der den theuren heimathlichen Boden zu verlassen und die unstäte Existenz
zu seinem Ende fortzusetzen. Dieses ereilte ihn früher, als man hätte ahnen
gen, am 20. August 1640 im Haag, das ja, wenn auch in unvollkommener
unfreiwilliger Weise, seine zweite Heimath geworden war. In der Haupt-
e der Stadt hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Wie durch seine diplo-
tische Rührigkeit, so hat er auch als Publicist bis zu seinem letzten Augen-
darf man sagen für die Sache seines Herrn, d. h. für die politische Wieder-
stellung des kurfürstlichen Hauses gekämpft und hohes Ansehen durch diese
e Thätigkeit erworben. So darf es uns nicht wundern, daß ihm von ver-
dener Seite auch die Autorschaft der vielbesprochenen Schrift über die
tische Verfassung, die im Jahre seines Todes unter dem Pseudonym des
ppolithus a lapide" erschien, wenn auch mit Unrecht zugeschrieben werden
ite.

Dr. Friedrich Krüner, Johann von Rusdorf u. s. w., Halle 1876. —
. Häusser, Die Geschichte der rheinischen Pfalz, 2. Bd.

xx.

Rusmeier: Michael Christian R., Theolog aus Spener's Schule, ge-
ig aus Lüneburg, lebte von 1711—13 zu Hamburg und in Schweden, wo
ine Abhandlung über die Dreieinigkeit und einen Commentar zu den Briefen
annis schrieb, war sodann Hauslehrer beim Grafen Reventlow in Dänemark
wurde 1719 von der dänischen Regierung bei der zeitweiligen Occupation
-Vorpommerns während des nordischen Krieges zum ordentlichen Professor
Theologie in Greifswald und Pastor zu St. Marien ernannt. Da er ein
ger Anhänger des Pietismus und Spener's war und die orthodoxe Rich-
der damaligen Zeit auf dem Katheder heftig angriff, erfuhr er leidenschaft-
Anfeindung von Seiten seines Collegen Jeremias Papke (s. A. D. B.
V, 143), eines Schülers des berühmten Theologen Dr. J. Fr. Mayer
A. D. B. XXI, 99), welcher das Haupt der Orthodoxie war, und ver-
bigte sich gegen dieselbe in der Schrift: „Abgedrungene Vorstellung", 1726.
ch König Friedrich von Schweden ward er 1740 zum schwedisch-pommerschen
eralsuperintendenten ernannt und starb als solcher 1745. Seine gelehrten
andlungen und ascetischen Schriften, wie „Von den leichten und süßen
gen Gottes", 1735, sind in Dähnert's Katalog der Greifswalder Universitäts-
othek II, S. 485 aufgeführt.

Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, 288. — Pyl, Pom.
Geschichtsdenkmäler V, 40 ff.

Häckermann.

Ruß: Jakob R. (Ru[o]ß, in den Urkunden steht ein „o" über dem
), tüchtiger Bildschnitzer zu Ravensburg in der Zeit von 1482—1511. Ob
selbst auch geboren ist, hat sich bis jetzt nicht erheben lassen; vielleicht ist
Bodenseegegend oder Villingen im Schwarzwalde seine Geburtsstätte. Nach-

weislich erscheint R. im J. 1482 erstmals zu Ravensburg, woselbst „Maister Jakob, Bildhower", im J. 1484 in das Bürgerrecht aufgenommen wurde. In Ravensburg scheint damals die plastische Kunst in Blüthe gestanden, vielleicht eine Bildhauerschule bestanden zu haben, sofern diese Reichsstadt jener Zeit eine Reihe von Bildhauern und Steinmetzen, vor allen dem bis dings urkundlich immer noch nicht vollbeglaubigten Bildhauer Friedr. S. aufweist. Zu Chur taucht dann R. erstmals im J. 1485 als „ von Ravensburg" auf. Unter andern fertigte er daselbst in der J. 1492 in der bischöflichen Kathedrale für das Domcapitel im gothischen, echt oberdeutschen Stile den noch besterhaltenen figurenreichen Prachtaltar in der Hauptsache die Verherrlichung der Jungfrau und der Bisthumsheiligen St. Lucius und Emerita sowie die Passion darstellenden Hochaltar „ganze Welt von heiligen Gestalten", Schreinwerk und Sculpturen ohne goldung und Polychromirung um den Preis von 500 fl. Dieser Hochaltar früher — vielleicht insofern ein Unicum — drehbar; die Schienen liefen der Mensa; Gebrauch wurde von dem (jetzt verdorbenen) Mechanismus in Fastenzeit gemacht; die Passionsscenen auf der Rückseite des Altars, dann die Vorderfront desselben. Vielleicht hat man in R. auch den Meister des zierlich und genial gearbeiteten Sacramentshäuschens im Dome von Ch gothischer, reich ornamentirter Thurmform aus dem Jahre 1484 zu sehen. Darauf fertigte R., was erst kürzlich urkundlich festgestellt wurde, in den von 1491 bezw. 1492 bis 1494 die in der Kunstgeschichte genugsam bekannten im spätgothischen Stile gehaltenen herrlichen Schnitzereien im Rathhause von Ueberlingen a. B., im ganzen 41 Statuetten, bei deren so lange fraglichen Urheberschaft man bisher irrthümlich an Schramm oder an einen der Syrlin gedacht. Erst ein im Spätsommer 1887 durch Prof. Dr. Roder in Ueberlingen glücklicherweise aufgefundenes Schriftstück bereitete langjährigen Ungewißheit ein Ende. Dasselbe enthält den Vertrag zwischen R. und dem Magistrate von Ueberlingen über Verfertigung der Schreien „in der Stuben des neuen Rathhauses" und bietet auch ein culturgeschichtliches Interesse. Danach verpflichtete sich R., der nunmehr als langgesuchte Meister sichergestellt ist, unter Stellung von zwei Bürgen, die Stuben nach der „Visierung" machen, im Sommer von 4 Uhr, im Winter von 5 Uhr morgens bis je abends 7 Uhr einschließlich der ortsüblichen Zeit zum Essen arbeiten, keinen Gehülfen („knecht") ohne Gutheißung des Rathes einstellen, jeden demselben mißfällig gewordenen sofort entfernen und vor Ueberlingens Stadtgericht Recht suchen und nehmen wolle. Neben freier Behausung, Feuer und Licht und Befreiung von Steuern und bürgerlichen Lasten (Wacht, Kriegsdienst, Frohnen) solle der Meister „für spis und lon" 15, ein jeder Gehülfe 10 Kr. empfangen, bis zur Vollendung des Werkes ohne Bewilligung des Rathes keine andere Arbeit annehmen. — Im J. erscheint R. dann wieder in Ravensburg. Ueber weitere Kunstschöpfungen, Schicksale und das Lebensende des R. ist nichts zuverlässiges bekannt, und die Forschungen über diesen Künstler noch ein weites Feld vor sich. Jedenfalls hat derselbe allein schon mit diesen zwei hervorragenden, zweifellos von Meisterhand herrührenden plastischen Werken aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, selbst wenn die denselben zu Grunde liegenden Gedanken, die ursprüngliche Conception nicht sein, sondern eines anderen geistiges Eigenthum sein sollte, nur deren künstlerische Ausgestaltung, Anordnung und Durchführung zu eigen wäre, sich würdig den besten Künstlernamen jener Zeit, wie den Syrlin, anreiht und sich als einer der tüchtigsten Vertreter der Sculptur in jener blühenden Kunstperiode documentirt.

Roder, Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins, N. F. II. Bd., Heft 4, 490 ff. — (Rottenburger) Archiv f. christliche Kunst von 1888, Nr. 8 ff., Der Bildhauer Jak. R. v. Rav." mit den das. gegebenen Nachweisen.

P. Beck.

Ruß: Karl R., hervorragender österreichischer Historienmaler, wurde am August 1779 als Sohn armer Eltern in Wien geboren, woselbst er auch erste Schulbildung erhielt. Schon in der Knabenzeit verrieth R. das ihm wohnende Talent, welches, als sein Vater später nach Neustadt übersiedelte, ch den Unterricht bei Maler Kopp daselbst weiter genährt wurde. Von Kopp er zu einem der Zeichenkunst kundigen Freunde des Vaters, Namens bald, welcher den Unterricht weiter fortsetzte, wobei der strebsame junge Kunstger nur nach Kupferstichen zeichnete, gleichzeitig besuchte der Knabe das nnasium, welches er jedoch bald verließ. Von anderen Fertigkeiten, welche pflegte, sei hier besonders das Reiten erwähnt, welches er sich, da zufällig zu dessen unentgeltlicher Erlernung Gelegenheit geboten wurde, beders trefflich aneignete. Ernster wurde das Leben, als R. im J. 1793 der mit seinen Eltern nach Wien übersiedelte; die kaiserliche Gemäldegalerie lbst machte, wie er selbst sich in seinen Tagebuchaufzeichnungen ausdrückt, den empfänglichen Knaben „einen tiefen gewaltigen Eindruck". R. besuchte Wien die Akademie der bildenden Künste, nahm unter Drexler's Leitung zuerst terricht in der Blumenzeichnung und betrieb das Landschaftsfach unter Christian nd. Im J. 1794 wurde er in die Schule der historischen Zeichnung aufommen, woselbst er vier Jahre hindurch mit eisernem Fleiße arbeitete und em Lehrer Maurer schon im 16. Lebensjahre die erste Composition, eine urt Christi vorlegen konnte. Insbesondere studirte er die Gemälde der erlichen Galerie und erhielt durch den Umgang mit jungen Künstlern, von en hier besonders sein gleichstrebender Freund Anton Petter genannt sei, nnichfache Anregung. Mit Petter zusammen arbeitete er viele Stunden des gs auf der Akademie oder in der erwähnten Galerie. Nach einer heftigen nkheit, welche ihn längere Zeit an das Lager fesselte, wurde ihm die freudige theilung, daß Professor Maurer, welcher dem talentvollen Jünglinge besondere merksamkeit zuwendete, ihm eine kleine Pension verschafft habe, welcher er gend bedurfte, da sein Vater gänzlich verarmt war und die Mittel zum einsten Lebensunterhalte fehlten. Mit seinem Vater lebte R. nun in dem antisch gelegenen Mödling bei Wien und studirte, später wieder in die denz zurückgekehrt, die Kupferstichsammlung der Hofbibliothek, welche ihm ch den Hofrath Bartsch erschlossen wurde. Als im J. 1797 das allgemeine gebot gegen die Truppen der französischen Republik erfolgte, folgte auch R. den übrigen Schülern der Akademie begeistert dem Rufe zu den Waffen, ehe jedoch zum Ausrücken ins Feld kam, machte der Friede zu Campo Formio Kampfe vorläufig ein Ende. R. blieb daher in Wien und lebte fortan seiner künstlerischen Ausbildung, er lebte von der Porträtmalerei und von eiten für Buchhändler, neben der Malerei auch auf landschaftlichem Gee betrieb er noch die Kupferstechkunst und die Aetzkunst, es sind aus dieser che des Künstlers verschiedene in Kupfer gestochene Compositionen vorhanden. eben suchte er sich auch litterarische universelle Bildung zu verschaffen, las studirte insbesondere die alten Historiker und Dichter. Durch ein Freundstsbündniß mit Baron Lütgendorf erhielt R. eine größere Arbeit in München hatte in jener Stadt Gelegenheit, wieder eine große Gemäldesammlung en zu lernen und studiren zu können. Sein unermüdlicher Fleiß erregte t in der baierischen Residenzstadt Aufsehen. Im J. 1805 rief den Künstler mals die Pflicht zu den Waffen, allerdings nur zur Erhaltung der Ord-

nung und Sicherheit in Wien. Als der Feind abgezogen war, unternahm
R., im Verein mit Petter ein großes historisches Gemälde auszuführen. Dasselbe
wurde bald vollendet, es war dies das große Bild: „Der blinde Seher Tiresias
verkündet Alkmenen, der Mutter des schlangenwürgenden Herkules, ihres Kindes
Zukunft", dessen ausgezeichnete Anlage und Durchführung dem Künstler
große Pension verschaffte und seinen Namen der Reihe der hervorragendsten
Talente einverleibte. Da seine Existenz nunmehr gesichert war, suchte
sich einen eigenen Herd zu gründen, vermählte sich im Jahre 1806 mit
legte den Grund zu einer glücklichen Ehe, welche mit Kindern gesegnet wurde.
Mehrere Wandmalereien für den Grafen Stadion, Decorationsmalereien in der
kaiserlichen Burg und im Palaste des Herzogs von Sachsen-Teschen waren die
Arbeiten der nächsten Zeit, denen mehrere große Historienbilder folgten. Zu er-
wähnen ist hier auch noch der bildende Verkehr mit dem Maler Eberhard
Wächter, welcher von Rom nach Wien flüchtete und in dessen Gesellschaft R.
Monate lang verbrachte. Im J. 1807 ließ die Kaiserin Maria Louise Beatrix
v. Este ihre Wohnungsräume mit Decken- und Thürbildern schmücken, auch
wurde neben Anderen mit dieser ehrenvollen und einträglichen Arbeit betraut.
Leider wurde seine Absicht, Italien, das Land der Kunst zu besuchen, zu Nichte,
da plötzlich die Pension, welche R. genoß, eingestellt wurde und der Künstler,
um den Ausfall zu decken, gezwungen war, bei Tag und selbst bei Nacht fleißig
zu arbeiten, es entstanden verschiedene große in Oel ausgeführte Compositionen,
darunter das gewaltige Bild, welches Hekuba am Meeresufer bei den Leichen
der Ihrigen trauernd darstellte. Einige Jahre später sollte der Charakter der
Gemälde des Künstlers eine ganz bestimmte Richtung ausgeprägt erhalten. Es
geschah dies infolge der Begegnung mit dem für alles Nützliche, Große und Schöne
begeisterten Erzherzog Johann und durch die Intervention des Landschaftsmalers
Kniep, welcher von dem Erzherzog beauftragt nach tüchtigen Meistern Umschau
hielt, die im Stande wären, historisch bedeutsame Momente aus der Geschichte des
Habsburger in großen Compositionen zu fixiren. R. und Petter waren dazu aus-
ersehen, diesen Gedanken des kunstliebenden Erzherzogs zu verwirklichen. Durch
historische Lectüre und Studium bestimmter Werke, welche der Fürst dem Künstler
selbst übergab, war R. bald mit seinem Stoffe vertraut und die erste der Com-
positionen, welche er entwarf: „Rudolf's von Habsburg Begegnung mit dem
Priester", errang den Beifall des Erzherzogs. Noch hatte er im Kriegsjahre
1809 an dem französischen Gouverneur Andreossi einen Förderer seiner Kunst,
zumal derselbe mehrere Bilder des Künstlers preiswürdig erwarb. Als die Fran-
zosen abgezogen waren, wurde das Bild Hekuba von R. preisgekrönt. Erzherzog
Johann bestellte nun verschiedene Bilder bei R., er verkehrte persönlich viel mit
dem Künstler, besprach die Stoffe der Gemälde, schlug vor und legte seine An-
sichten dar (vgl. meinen Aufsatz in der Beilage zur Wiener Abendpost vom
11. Mai 1880, Nr. 107: Erzherzog Johann und das Kunstleben Oesterreichs).
Im J. 1810 ernannte der Erzherzog R. zu seinem Kammermaler und führte
ihn in eine gesicherte Lebensstellung ein. Auf den Alpenexcursionen, die der
Künstler mit dem Fürsten machte, bot sich vielfach Gelegenheit zu Skizzen und
Studien, dazwischen entstanden verschiedene der erwähnten Gemälde aus der
österreichischen Geschichte, 1814 wurde die „Begegnung Rudolf's von Habsburg
mit dem Priester" in lebensgroßen Figuren ausgeführt, 1816 das Bild: „Ru-
dolf und der Bettler" öffentlich ausgestellt. Der Intervention seines hohen
Förderers hatte es R. zu verdanken, daß er im J. 1818 zum Custos an der
k. k. Gemäldegalerie im Belvedere ernannt wurde, er rückte im J. 1821 in die
Stelle des ersten Custos vor, als der Director der Galerie Rosa 1821 starb hatte
R. durch drei Jahre die alleinige Ueberwachung der Anstalt zu leiten. Ru

einem genauen Verzeichnisse der ihm anvertrauten Kunstschätze arbeitete R. auch weiter unermüdet an neuen Compositionen, von denen nicht weniger 31 auf der Ausstellung des Jahres 1822 vorgeführt erschienen. Der Ruf Künstlers war nun schon durch ganz Deutschland gedrungen und sein Atelier de nicht leer von fremden und einheimischen Besuchern der höchsten Stände. lebte R. nunmehr ruhig der Kunst und kein Jahr verging, an dem er nicht hnungen und Compositionen in reicher Zahl an die Oeffentlichkeit gebracht . Daneben unterließ er nicht seine Bücher zu Rathe zu ziehen und unbrochen reichlich Belehrung aus denselben zu schöpfen. Der Künstler erlte im J. 1843 an der Brustwassersucht, diese Krankheit sollte seinen Tod eführen, er erlag der tückischen Krankheit am 19. September 1843 in Wien.

Schon aus der vorhergehenden Darstellung geht hervor, daß in dem ffen dieses Künstlers zwei Perioden hervortreten, eine, welche die Jugendzeit eichnet und in welcher sich R. insbesondere mythologisch-historischen Stoffen classischen Alterthums zuwandte und jene Periode, in welcher er specifisch reichisch-historische Gemälde schuf. Zu letzteren wurde ihm, wie ebenfalls angedeutet, die Anregung durch Erzherzog Johann. Auch das litterarische en des Freiherrn v. Hormayr, welcher durch seine historischen Taschenbücher das von ihm geleitete Archiv für das österreichische Geschichtsleben von utung wurde und letzteres gewissermaßen wieder erweckte, sowie die besondere tung, welche Hormayr dem heimischen Kunstleben zu Theil werden ließ stets publicistisch manifestirte, blieben auf die Richtung des künstlerischen bens unseres Malers nicht ohne Einfluß. Von den hervorragendsten Geen des außerordentlich fleißigen Künstlers seien außer den schon oben angeen noch erwähnt: „Noa's Opfer", „Diogenes von Sinope, welcher das Faß den Hügel wälzt", „Stephan der Heilige als religiöser Unterweiser seiner thanen", „Odoaker vor dem heiligen Severin", „Maria an der Leiche ti", „Die Gefangennehmung der ungarischen Königin Maria und ihrer ter Elisabeth", ferner die großen Gemälde aus der Geschichte Oesterreichs, nter verschiedene Scenen aus dem Leben Rudolf's von Habsburg, „Maxin I. in frommen Betrachtungen", „Albrecht's des Weisen Abschied von Seinen beim Zug ins gelobte Land", „Johanna von Aragonien am Sarge Gemahls", „Die Wahl der Libussa zur Königin von Böhmen", „Veronica Teschenitz, Gemahlin des Grafen Friedrich v. Cilli auf der Flucht", „Der rung des Namens Metternich". Viele dieser Bilder sind lebensgroß ausrt. Eine besonders gelungene Composition weist „Die Entführung Lancevom See durch die Nixenkönigin", große Lebendigkeit die Darstellung eines ischen Kirchtages" auf. Viele treffliche Copien classischer Gemälde, welche nfertigte, liegen außerdem vor, nicht minder zahlreiche Zeichnungen, unter n besonders die phantasievoll durchgeführten Compositionen zum Nibelungenzu nennen sind. Auch die gestochenen und radirten Blätter, welche R. eigenen Compositionen selbst ausführte, verdienen besondere Erwähnung, Sammlung derselben erschien unter dem Titel: „Eigene in Kupfer gebrachte n". — Welch' bedeutend künstlerische Anlage sich in der Familie des tlers erhielt, weisen seine Kinder Leander und Clementine auf, welche beide em Gebiete der Malerei beachtenswerthe Werke geliefert.

Karl Ruß. Umriß eines Künstlerlebens von Dr. Eduard Melly, Wien 44, besonders durch des Künstlers vielfach eingeflochtenen Tagebuchaufzeichngen eine werthvolle Quelle. — G. E. Nagler's Künstler-Lexikon, Bd. 14, 75—81. — Wurzbach, Biogr. Lexion, Bd. 27.

A. Schlossar.

Ruß: Melchior R. von Luzern, Sohn des Rathsherrn German Ruß (de Rubeo oder Rubeis) und der Ida von Küßenberg, wurde um das Jahr 1435 geboren. Er gehörte einer wohlhabenden, seit 1357 in Luzern eingebürgerten mailändischen Adelsfamilie an, die sich nach dem im mailändischen Districte Como (jetzt tessinischen Bezirke Balerna) gelegenen Stammschlosse de Rubeo de Castello San Pietro nannte. Seit 1455 Mitglied des Großen Rathes, war R. als naher Anverwandter des einflußreichen Schultheißen Anton Ruß, ein in die politischen Fragen der Eidgenossenschaft frühzeitig wohl eingeweihter Mann, doch war er in früher Jugend mehr ein Mann der That, als ein gewandter Diplomat. Denn R. gehörte 1458 zu den Schützen, welche den Freischarenzug nach Constanz zur vermeintlichen Rettung der daselbst auf dem Schützenfeste beleidigten Schweizerehre — den sog. Plappartkrieg — in muthwilligster Weise in Scene setzten. R. war damals schon Richter, 1464 wurde er Schützenmeister. Als nach dem Tode des Hans Sax, genannt Dietrich, 1460 das Amt des Stadtschreibers ledig war, bewarb sich neben Landschreiber Hans Fründ, dem trefflichen Darsteller des alten Zürichkrieges, und Hans Ammann von Stockach, dem langjährigen Kanzler der Ritterschaft des St. Georgenschildes in Schwaben, auch R. um diese Stelle, obwohl er weder in den alten Sprachen noch in der Rechtswissenschaft besonders bewandert war. Aus Rücksicht auf den um Luzern wohlverdienten Fründ, der in seiner Jugend, schon ehe er als Kanzlist Egloff Etterlin's in der Staatskanzlei Verwendung gefunden hatte, eine Luzerner Chronik verfaßt hatte, wie mit Bezugnahme auf die persönlichen Verhältnisse des einflußreichen R., wurde eine Reorganisation der Staatskanzlei vorgenommen, man trennte die Protokollführung in Rath und Gericht, ernannte am 31. Juli 1461 R. zum Stadtschreiber, Fründ aber zum Gerichtsschreiber. Zur Ausfertigung lateinischer Schreiben wurden Geistliche, namentlich etwas später der Humanist Konrad Schoch von Sursee, beigezogen. Seit dieser Zeit war R. auch häufig Kanzler der eidgenössischen Tagsatzung und gewann dadurch im In- und Auslande an Ansehen. Diesen Einfluß benutzte er namentlich auch zur Geltendmachung der von seinem Vater ererbten Ansprüche auf die vormals von den Herzogen von Mailand occupirte Herrschaft Castel S. Pietro. Als Antonio da Besana mit der Schweiz im Namen der Herzoge von Mailand ein Capitulat abschloß, suchte der Herzog von Savoyen dasselbe zu verhindern; er wagte selbst, wie R. versichert, 60 000 Ducaten, um diesen Staatsvertrag zu hintertreiben und anerbot R. 300 Ducaten, wenn er seinen Einfluß gegen das Zustandekommen dieses Capitulates geltend mache. R. schlug das Geschenk aus und schrieb sich nicht das geringste Verdienst am Mailänder Capitulat von 1467 zu. Aber erst 1473, als der Ausbruch eines neuen Krieges mit Mailand bevorstand, konnte er eine Entschädigung für seine Ansprüche auf die Herrschaft S. Pietro erwirken. R. erwarb darnach (1476) die Herrschaft Sins und Rüßegg im Aargau und betrieb auch ein Goldbergwerk im Entlebuch, das aber gewiß weniger erträglich war, als der Gewinn von den Pensionen, die R. seit Beginn der Burgunderkriege von Königen und Fürsten bezog. Wie im Rathe war R. auch im Felde ein einflußreicher Mann. So setzte R., der dem Luzerner Banner 1476 als Feldschreiber folgte, vor der Schlacht zu Granson den Beschluß durch, daß der Staat für die Verwundeten und für die Nachkommen derjenigen sorgen solle, die im Kampfe für das Vaterland ihr Leben einbüßen. Nach den Burgunderkriegen wurde R. von der Tagsatzung wie vom Rathe von Luzern oft zu Gesandtschaften verwendet, so reiste er 1480 und 1481 mit Schultheiß Caspar v. Hertenstein in geheimer Mission an den Hof König Ludwig's XI. von Frankreich, dessen Staatskassen über das durch Kriege, Bauten und Kauf von Herrschaften verarmte Luzern einen neuen Goldregen ergießen sollten. Die

eiden Gesandten traten mit solcher republikanischer Bescheidenheit auf, daß der rgwöhnische König, an dessen Tafel Ritter Caspar v. Hertenstein früher oft en Ehrenplatz eingenommen hatte, gar nicht glauben wollte, daß die beiden uzerner in amtlicher Stellung gekommen seien. Schließlich, als ein Standes- äufer sie begleitete, erreichten sie ihren Zweck. 1482 erschien R. — wie 1467 — wieder am Hof der Sforza als Gesandter der Eidgenossen. Weniger glück- ich war er bei der Gesandtschaft nach Zürich, wo es ihm 1487 nicht gelang einen Mitbürger Fischhans Theilling, den Helden von Giorniko, dem Schaffot zu entreißen. Reich an Jahren, die er fast alle im Dienste der Republik zu- gebracht hatte, starb R. zu Ende October 1493 in Luzern. Wie fast alle uzernischen Stadtschreiber des 15. Jahrhunderts hinterließ er historische Nach- richten zur Geschichte seiner Zeit, in denen er mit der den Luzernischen Kanzlisten genen Selbstgefälligkeit seine Verdienste hervorhob. Solche legte er nieder heils im Rathsprotocoll, theils im Bürgerbuch, theils im „Bekenntnißbuch", des von Jakob Mutschel dem Rathe geschenkt worden war. Die beachtens- erthteste seiner Arbeiten ist die Relation über den Hochverrathsproceß des Peter Amstalden.

Jahrbuch für schweizer. Gesch. VI, 262 ff. — Th. v. Liebenau, Eine luzernische Gesandtschaft am Hofe Ludwigs XI. von Frankreich (Monatrosen 1871). — Fischhans Teilling und der Geschworne Brief von Luzern 1489 (Monatrosen 1872). — Der Hochverrathsproceß des Peter Amstalden, Geschichts- freund XXXVII, 155—185. — Dalla Storia di Castel S. Pietro. Estratto dal Bollettino storico della Suizzera Italiano. 1883. — H. Holbein und die Familie v. Hertenstein, 79—88. v. Liebenau.

Ruß: Melchior R., Ritter, des Vorigen ältester Sohn. Geboren zu Luzern m das Jahr 1450, besuchte R. 1471 die Universität Basel, wo er bei der uchsentaufe (in depositione beani) arg verletzt wurde, dann 1473 die Uni- ersität Pavia, wo er sich auf das Studium der Rechte verlegte und sich an en Disputationen betheiligte, aber von seinen Commilitonen wegen des Mangels n classischer Bildung mit Spott überhäuft wurde. Im J. 1475 nach Hause ückgekehrt, focht R. 1476 und 1477 in den Schlachten bei Granson, Murten nd Nancy gegen Herzog Karl von Burgund; im Winter 1478 machte er ls Feldschreiber im Heere seiner Vaterstadt den Feldzug über den St. Gott- ard nach Bellenz mit. Anläßlich der Friedensverhandlungen mit Mailand achte R. wahrscheinlich 1479 eine Reise nach Frankreich. Unter seinem Vater, mit dem er seit 1476 gemeinsam die Herrschaften Sins und Rüßegg besaß, ernte R. als Rathssubstitut in der Staatskanzlei in Luzern und wurde deshalb uch zu diplomatischen Missionen der eidgenössischen Tagsatzung verwendet. Als r aber für seine Bemühungen um das Zustandekommen des zehnjährigen Bundes er Eidgenossen mit König Matthias von Ungarn (26. März 1479) nicht ge- ürig belohnt wurde, begab er sich selbst an den Hof des Königs. Mit diesem cht er am 13. October 1479 in der Schlacht bei Kenger-Mezö in Sieben- ürgen gegen die Türken und erhielt aus der Siegesbeute kostbare Kleider, affen und zwei türkische Banner, sammt der Zusicherung einer jährlichen ension von 300 Ducaten. Im J. 1480 in den Großen Rath von Luzern ewählt, wurde R. 1483 Landvogt von Ebikon und Rootsee, 1487 Landvogt on Malters und Littau, ohne auf seine Stelle in der Staatskanzlei zu ver- chten. Seit 1480 arbeitete er, unter Zugrundelegung der von Tschachtlan und Littinger umgearbeiteten Berner Chronik von Konrad Justinger an einer bis m Jahre 1412 reichenden, mit Bildern illustrirten Luzerner-Chronik, welcher r eine Uebersetzung des Vorwortes von Bonstetten's Beschreibung der Burgunder- ege als Einleitung voranstellte. Diese 1882—1838 von J. Schneller, J. E.

Kopp und L. Wurstemberger im Schweizerischen Geschichtsforscher (X, 1 bis XXVI, 1—272) veröffentlichte Chronik ist theils durch das was sie sagt, theils durch das was sie verschweigt, für die kritische Erforschung der Schweizergeschichte von weit größerer Bedeutung geworden, als manche weit werthvollere Geschichtsquelle der Schweiz, man denke nur an die an R. sich anlehnenden Streitschriften über die Tell- und Winkelriedfrage. Während die Germanisten in R. einen „gebildeten und bedeutenden Geschichtschreiber" zu entdecken vermeinten, enthüllten ihn die Einen unter den Quellenkritikern als einen frechen Plagiator, der nicht nur neun Zehntheile aus Justinger entlehnt habe, sondern auch seine eigene Unkenntniß in all' denjenigen Stellen verrathe, die er selbst seiner Compilation beigefügt, während die Andern, die mehr nur einzelne Stellen in den Bereich der Betrachtung zogen, R. für einen „feinsinnigen" Schriftsteller hielten, der über den Kantonsgeist erhaben, den eidgenössischen Märchen gegenüber eine kritische Haltung genommen und deshalb die Gunst des Luzerner Publicums verscherzt habe." Vor Vollendung dieser dem Rathe von Luzern dedicirten, nur noch in Abschrift erhaltenen Chronik wurde R. mit Zunftmeister Thomas Schaub von Zürich und Unterschreiber Johann Schilling von Luzern zum Abschlusse eines Defensivbündnisses an König Matthias Corvinus nach Ungarn gesendet. Da dieses Bündniß geheim bleiben sollte, reisten die schweizerischen Gesandten im März 1488 wie Pilger gekleidet, die nach Jerusalem wallfahrten, über Oesterreich ab. In Wien und Ofen mit Auszeichnung behandelt, empfing im Stephansdom in Wien in Gegenwart zahlreicher fremder Gesandter der mit einem goldenen Rocke bekleidete R. von Matthias Corvinus den Ritterschlag und als der Erste und Einzige den vom König gestifteten Orden. Erst 1489 kehrten die drei Gesandten, beladen mit Wappen- und Adelsbriefen und glänzenden Versprechungen in die Schweiz zurück, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Mehr denn 8000 Gulden hatte R. von dem vielversprechenden Könige für seine Dienste zu fordern. Von Gläubigern allerorten gedrängt, reiste er nochmals nach Wien und Ofen, um vom Könige die Lösung der Verpflichtungen zu erwirken. Aber mitten unter diesen Unterhandlungen starb König Matthias am Palmsonntag Nachts 1491. Nachdem R. seinen Gönner mit andern Rittern zu Grabe getragen hatte, kehrte er in verzweifelter Lage heim. Die Ungarn bestritten, daß R. eidgenössischer Gesandter gewesen sei und weigerten sich, ihn für seine Anforderungen zu entschädigen. Die Gläubiger nahmen Hab' und Gut des unglücklichen Ritters zu Handen. Ihn verließ auch seine Gattin, Dorothea Allwand von Bern. Vergebens bat R. in Bern um die Erlaubniß, die ungarischen Handelsleute und Edelleute niederwerfen zu dürfen bis er für seine Ansprachen entschädigt sei (1490, 8. Dec. und 1496). Auch in Zürich fand er keine Unterstützung, weil er durch unkluge Aeußerungen über die Hinrichtung des Frischhans Theilling sich verhaßt gemacht hatte. In dieser Noth versuchte R. sein Glück am pfälzischen Hofe. Zu diesem Zwecke gab ihm der Rath von Solothurn, wo des älteren Rußens Schwester als Gemahlin des Schultheißen Bys lebte, am 9. September 1491 ein Empfehlungsschreiben. Schon am 28. Januar 1492 dankte der Rath von Solothurn dem Pfalzgrafen Philipp für die Aufnahme Ritter Melchior Ruß' in den Hofdienst. Unter dem 4. April 1492 betraute Pfalzgraf Philipp Ruß mit der Mission, sich bei den Städten Freiburg und Solothurn zu erkundigen, ob sie geneigt wären, dem am 23. August 1491 auf 5 Jahre abgeschlossenen Bunde der acht eidgenössischen Orte mit den Herzogen Philipp, Albrecht und Georg von Baiern beizutreten. Am 5. Juni 1492 erschien R. als pfälzischer Gesandter auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Baden, überschritt aber hier seine Competenz, indem er für die Herzoge gleich einen über die Vollmachten weit hinausreichenden Vertrag abschloß, Pensions

schrieb und Geschenke verabfolgte. Den 3. und 4. Jan. 1493 lehnte der Pfalz- af die Erfüllung der von R. eingegangenen Verpflichtungen ab und entließ n Ritter seines Dienstes. R. suchte nun wieder seine Ansprüche an König atthias bei König Wladislaw von Ungarn geltend zu machen und verfaßte zu sem Zweck ein Memorial über seine diplomatischen Missionen nach Ungarn. ch dem Tode seines Vaters, der zu Gunsten seines Kleinsohnes Melchior R. Jüngern, Sohn des nach 1473 geborenen Nicolaus Ruß, testirt hatte, trat wieder in die Staatskanzlei ein. Allein durch sein uncorrectes Benehmen im Proceß des von der Matze aus dem Wallis vertriebenen Bischofs Jost von linen aus Luzern wurde er 1496 in einen langwierigen Injurienproceß mit dem flußreichen Schultheißen Ludwig Seiler von Luzern verwickelt und am 18. Mai 98 für längere, wenn nicht auf ewige Zeit, aus dem Gebiete von Luzern bannt. R., der zuerst ins Wallis, dann nach Uri zog, suchte 1498 die Re- sion des Processes anzubahnen, indem er ausführte, er habe aus Versehen die seinen Gunsten sprechenden Schriftstücke statt zu den Acten, in sein Barett legt. Als 1499 der Krieg der Eidgenossen gegen das deutsche Reich losbrach, R. unter dem Banner von Uri als einfacher Söldner zu Felde. Er lag 28. März 1499 zu Rheineck in Besatzung. Von dort aus verwendeten sich r Waffengefährten, selbst Schultheiß Seiler, beim Rathe von Luzern um Be- adigung des verarmten unglücklichen Ritters. Bei dem am 20. Juli 1499 m Grafen Itelfritz von Zollern ausgeführten Ueberfalle von Rheineck wurde erschlagen. Die Tagsatzung ehrte das Andenken des Unglücklichen, indem die Schulden tilgte, die R. während des Krieges in Rheineck contrahirt hatte.

A. Bernoulli, Die Luzerner Chronik des Melchior Ruß, Basel 1872. — Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich XIII, 393 bis 397. — Hungerbühler, Étude critique sur les traditions, 60—62. — Kleissner, Die Quellen der Sempacherschlacht, 57—63. — Kopp, Urkunden zur Geschichte der eidgen. Bünde I, 22. — Geschichtsblätter aus der Schweiz II, 351—353. — Th. v. Liebenau, Ritter Melchior Ruß. Schweizerblätter für Wissenschaft und Kunst, 1870. — R. v. Liliencron, Histor. Volkslieder I, 145. — O. Lorenz, Geschichtsquellen Deutschlands, 2. Aufl., I, 103 bis 106; II, 336. — Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich, 1817. — Rilliet, Ursprung der schweizer. Eidgenossenschaft (deutsch von K. Brunner), 226 ff., 345 ff. — Dr. A. Ph. v. Segesser, Beziehungen der Eidgenossen zu M. Corvinus, Luzern, 43 ff., 87—113; Segesser, Sammlung kleiner Schriften II, 209, 217, 252 ff., 393—397. — W. Vischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstätte, 49—55.

v. Liebenau.

Rußdorf: Paul v. R., Hochmeister des Deutschen Ordens vom 10. März 422 bis zu seiner Abdankung am 2. Januar 1441, † am 9. Januar, einer r Schwächsten unter denjenigen, welche in dem Jahrhundert des Niederganges der Spitze des Ordens gestanden haben; seinem inneren Wesen nach kraftlos d fester Entschlüsse nicht fähig, blieb er eben darum oft, wie es zu geschehen flegt, hartnäckig bei seinem Willen und setzte auch gerechten Forderungen un- itigen Widerstand entgegen. Der Wiederausbruch des nur durch Verlänge- agen des Waffenstillstandes von 1416 hingehaltenen Krieges mit Polen, der bschaft seines Vorgängers Michael Küchmeister (s. A. D. B. XVII, 288), olgte nach mannichfachen Verhandlungen schon im Sommer nach der Wahl. er auch dieser „Gollub'sche Krieg" von kaum zwei Monaten hatte nur für das ußenland wilde Verheerung bis nach Danzig herab zur Folge. Mit Zu- mmung der Stände machte der Hochmeister dem Polenkönige ein Friedens- rbieten, und der von beiderseitigen Bevollmächtigten am Ufer des Melnosees

(im nördlichen Kulmerland) abgeschlossene Frieden sprach dem Orden nicht nur Samaiten, den Hauptgegenstand des Streites, sondern auch das Gebiet von Nessau (Thorn gegenüber) ab. Aber der Hochmeister selbst, der auf eben eintreffende neue Söldnerscharen, auf Kaiser Sigismund's wiederholte laute Versprechungen und besonders auf ein Bündniß zwischen Ungarn, Schlesien und dem Orden, welches doch nur ein Schein war, da Sigismund wenige Wochen darauf mit dem Polenkönige Jagiello-Wladislaw und dem littauischen Großfürsten Witowd zusammenkam und, ohne des Ordens zu gedenken, Friedensverträge schloß, ein festes Vertrauen setzte, verweigerte jenem Frieden fast ein Jahr lang die Besiegelung, bis immer drohender werdende Mahnungen des Königs und der Großfürsten ihn zur Vollziehung desselben drängten. Da darnach diese beiden Fürsten, während der treubrüchige Kaiser nicht abließ, dem Hochmeister seine Unzufriedenheit über den Frieden auszudrücken, sich ihm gegenüber durchaus freundnachbarlich verhielten, so hatte sich Preußen längere Zeit einer behaglichen Ruhe zu erfreuen, und nur die unruhigen nordischen Verhältnisse, in welche auch die preußischen Hansestädte verwickelt wurden, wirkten hemmend auf den preußischen Handel. Erst der Tod des kinderlosen Witowd (1430) und dessen weitere Folgen riefen von neuem die polnische Feindschaft wach. Der zum Nachfolger im littauischen Großfürstenthum eingesetzte Bruder des Königs selbst nahm die Unabhängigkeitsbestrebungen seines Vorgängers auf, erhob auch andere Ansprüche an Polen und rief, als ihn deswegen der König mit Krieg überzog, den Hochmeister, der mit ihm ein Bündniß geschlossen hatte, zur Hülfe herbei. P. v. R. erklärte dem Könige den Krieg (Herbst 1431) und fiel sofort in Polen ein. Weder die wiederholten Niederlagen und selbst nicht die Vertreibung und Absetzung des Verbündeten, noch auch die offenbare Unzulänglichkeit der eigenen Mittel vermochten den Hochmeister von dem für das Land unglückseligen Bündnisse abzuwenden; erst der Einbruch der in polnischem Solde stehenden Hussiten und die furchtbare Verwüstung Pommerellens machte ihn zu einem Beifrieden bereit, erst der offen ausbrechende Unwille der Unterthanen, die zuletzt sogar schon mit Abfall drohten, zwang ihn auf einen Frieden einzugehen, welchen die Männer, die für den unmündigen Sohn des inzwischen verstorbenen Jagiello Polen regierten, unter nicht eben ungünstigen Bedingungen im December 1435 zu Brzesc gewährten. Gerade dieses Festhalten an einer völlig aussichtslosen, das eigene Land schädigenden Politik trieb die ohnehin schon nicht geringe Spannung zwischen den eingeborenen Unterthanen in Stadt und Land und der Regierung der fremden Ritter bis zur völligen Verbitterung. Gleich im ersten Kriege hatte sich der Hochmeister genöthigt gesehen, den Pfundzoll, auf welchen sein Vorgänger verzichtet hatte, wieder einzuführen, jetzt aber ausschließlich als eine Ordenseinnahme, ohne den Städten auch nur etwas davon abzugeben. Wie trotzdem die Finanzbedrängnisse der Regierung unaufhaltsam anwuchsen und Verschlechterung der Münze und immer neue Steuerauflagen im Gefolge hatten, so konnte sich auch das Land trotz der zwischen den furchtbar verheerenden Kriegen liegenden Friedensjahre der gewaltig um sich greifenden Verarmung nicht erwehren. Daß der Hochmeister im J. 1425 von den Städten und den Häuptern der Landesritterschaft einen Bericht über die Ursachen der Noth des Landes forderte, auch wohl zu Friedensverhandlungen Landesbevollmächtigte heranzog, konnte doch im Ernst nicht helfen und nicht befriedigen; während ein Ständetag die Erneuerung und Aenderung des einst durch Heinrich v. Plauen in Anregung gebrachten Landesrathes forderte (1430), berief der Meister (1432) nur einen „geheimen Rath" von vier Mitgliedern um seine Person. Die größte Unzufriedenheit aber erregte es, daß er einen „allgemeinen Richttag", ein ständiges Gericht, vor welchem auch die Beamten und alle Mitglieder des Ordens zu

Recht stehen sollten, durchaus verweigerte, obwohl doch der Orden, welcher nach dem Schlage von Tannenberg bei der Auswahl seiner Mitglieder nicht mehr so vorsichtig wie früher zu Werke gehen durfte, in sich selbst in erschreckendem Maße und zusehends sank und verfiel: das tiefe Zerwürfniß zwischen Hochmeister und Deutschmeister, zwischen Comthuren und Conventen und zwischen den landsmannschaftlichen „Zungen" im Orden selbst trat um so mehr zu Tage, als die streitenden Theile keinen Anstand nahmen, ihren häßlichen Hader den Ständen des Landes selbst vorzulegen, wodurch alle Achtung vor der regierenden Gewalt, alles Vertrauen zu derselben vollends schwinden mußte. Während in den letzten dreißiger Jahren die Einigung zwischen Land und Städten und zwischen den einzelnen Gebieten trotz der mannichfaltigen Sonderinteressen immer mehr Boden gewinnt, tritt der Hochmeister allen Forderungen, zumal denen nach der Aufhebung des Pfundzolles und nach einem Landgericht aufs schroffste entgegen. Nach mehrfachen Verhandlungen der Stände unter sich, besonders auf den Tagfahrten im Januar und Februar 1440, kam im März der nachher sogenannte preußische Bund zu Stande, in welchem man sich, wenn auch unter verdeckenden und abschwächenden Formeln, gegenseitige Hülfe gegen jede Vergewaltigung durch die Ordensregierung versprach. Zwar that jetzt der Hochmeister mehrere entgegenkommende Schritte, er hob den Pfundzoll auf und besetzte eine Reihe von Aemtern nach dem Wunsche der Convente, so daß man ihm auf diesen Seiten in allen rechtfertigen Sachen beizustehen versprach, aber den Deutschmeister, welcher nichts Geringeres bezweckte, als die hochmeisterliche Gewalt herabzudrücken, und selbst nach Preußen gekommen war, vermochte er nicht zu befriedigen. Krankheit und Körperschwäche und wohl auch die Verzweiflung an einer glücklichen Zukunft brachten den alternden Meister bald darnach zu dem Entschluß, von seinem Amte abzutreten.

Zu der bei dem Artikel Küchmeister angeführten Litteratur ist noch Caro, Geschichte Polens, Bd. III und IV (1869 und 1875) hinzuzufügen.

K. Lohmeyer.

Russe: Johann R., dithmarsischer Chronist. Er war geboren zu Lunden in Norderdithmarschen 1517 oder 1518, wo sein Vater Witte Johann, aus dem Geschlecht der Rußbolingman, Grundbesitzer war. Dieser hatte zugleich mit 4 Brüdern unter den Augen des Vaters in der Schlacht bei Hemmingstedt am 27. Februar 1500 mitgestritten. Die Mutter war aus dem Geschlecht der Swyn, Schwester des 1537 ermordeten Peter Swyn und der Wibe Junge, die den heldenmüthigen Versuch machte, den Heinrich von Zütphen vom Feuertode zu erretten. Seinen ersten Unterricht hat R. am Vaterorte erhalten durch einen Ortsgeistlichen (Prestergesellen). Er hatte es zur Fertigkeit im lateinischen Ausdruck gebracht. Wahrscheinlich hatte er später auf einer deutschen Universität die Rechte studirt — er heißt: vollgelerter —. Er lebte übrigens als Bürger in Lunden, erlangte aber hier die Ehre, zum Achtundvierziger, d. h. zum Mit-Landesregenten ernannt zu werden. An ihn wandte sich 1546 der herzogliche Gesandte Benedict Benzon, um einen herzoglichen Unterthanen, der in Dithmarschen in Criminaluntersuchung gerathen, zu retten. R. zeigt sich besonnen und verständig, weiß den Leidenschaften Rechnung zu tragen, leitet mit Würde und Nachdruck die Verhandlungen und rechtfertigt so das Vertrauen, das man zu ihm hatte. Seine Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Verwaltung seines Hofes und die Wahrnehmung seiner Pflicht als Mitglied der Landesregierung, er lebte nebenbei der Wissenschaft. Mit besonderem Eifer studirte er Geschichte und scheute keine Kosten zur Anschaffung bedeutender Werke. Er notirte sorgfältig Alles, was auf Dithmarschen Bezug hatte. Er sammelte Schlachtenlieder, Nachrichten aus *Kirchenbüchern*, Missale, alte Exemplare der Landesrechte

Er galt für den ersten Kenner der Landesgeschichte und man hoffte von seiner Feder eine Geschichte des Landes zu erhalten. Er starb aber schon, erst 40 Jahre alt 1558. Seine Papiere wurden zur Bearbeitung dem Landessyndicus Lic. jur. Michael Boie in Meldorf übergeben. Bei der Eroberung Dithmarschens 1559 wurden sie mit andern Acten mit Beschlag belegt, nach Gottorf gesandt. Von da sind sie später nach Kopenhagen gekommen, wo sie noch in der königlichen Bibliothek aufbewahrt werden. Professor Michelsen berichtete darüber und theilte Proben aus denselben mit in Falk's Staatsbürgerlichem Magazin. Außer diesem existiren verschiedene Abschriften. In Westphalen's Monumenta inedita findet sich ein Theil gedruckt. Einen Auszug aus diesen Sammlungen besorgte der Dithmarsche Karsten Schröder († 26. Septbr. 1615). Dieser ist gedruckt mit Einleitung von Kolster in der Zeitschrift der Gesellschaft für Schlesw.-Holst. Geschichte Bd. VIII und gehört zu den Quellen des bedeutendsten dithmarscher Chronisten, des Neocorus (s. A. D. B. XXIII, 428), der die Russe'schen Handschriften nicht hatte.

Michelsen in Falk's Staatsbürgerl. Magazin VI, 601 ff., IX, 340. — Kolster in Zeitschrift d. Gesellsch. f. S.-H. Gesch., Bd. VIII, 181—347.

Carstens.

Russegger: Joseph Ritter v. R., k. k. Ministerialrath und Vorstand der ungarischen Berg-, Forst- und Güterdirection, sowie der Berg- und Forstakademie in Schemnitz, ausgezeichneter Montanist und Geologe, war als Sohn eines Magistratsrathes am 18. October 1802 zu Salzburg geboren, besuchte die Lehranstalten seiner Vaterstadt und widmete sich in den Jahren 1823—25 auf der Berg- und Forstakademie zu Schemnitz dem montanistischen Fache. Eine erste Verwendung fand derselbe als Bergwesenspraktikant zu Mühlbach bei Salzburg, erhielt dann eine Anstellung als Bergverwalter zu Böckstein 1831, in welcher Stellung er bis 1835 verblieb. In diese Zeit fällt sein erstes litterarisches Auftreten mit der Veröffentlichung einer mit vielem Beifall aufgenommenen Abhandlung über die Aufbereitung der gold- und silberhaltigen Roherze im Salzburgischen (Stuttgart 1841). 1836 folgte er einem Rufe der ägyptischen Regierung zu einer bergmännischen Untersuchung des Landes und bereiste bis 1838 der Reihe nach die libysche Wüste, Syrien, die kleinasiatische Küste, dann Nubien, Cordofan und die benachbarten Länder, ferner die Sinaihalbinsel und Palästina. Auf seiner Rückreise endlich durchforschte er im Auftrage König Otto's Griechenland bergmännisch (1839). Daran schloß sich unmittelbar eine Reise durch Italien, das südwestliche Deutschland, Belgien, Frankreich, England, Schottland und die scandinavische Halbinsel. Erst 1841 kehrte R. nach Wien zurück und arbeitete das berühmt gewordene Reisewerk aus: „Die Reisen in Europa, Asien und Afrika" in 7 Bänden mit Atlas, welches 1841—1850 erschien, darin den reichen Schatz seiner gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen niederlegend. Schon 1840 zum Bergrath ernannt, wurde R. nach seiner Rückkehr nach Wien zur Dienstleistung den k. k. Hofkammer für Münz- und Bergwesen zugetheilt, dann, nachdem er im Auftrage des Herzogs Franz IV. von Modena die Apenninen und die Gegend von Carrara bergmännisch durchforscht hatte, 1843 zum Vicedirector der Berg- und Salinendirection für Tirol in Hall und 1846 zum Gubernialrath in Wieliczka befördert. Im J. 1850 erhielt er die hohe Stellung eines Chefs des niederungarischen Bergwerksdistricte, in welcher Stellung er sich große Verdienste um die Hebung namentlich des Schemnitzer Bergbaues erwarb. Zahlreiche kleinere wissenschaftliche Publicationen stammen aus der Zeit seines Aufenthaltes im Salzburgischen. Sie sind in Leonhard's und Bronn's Jahrbuch seit 1835 erschienen, wie: „Ueber den Nordabhang der Alpen in Salzburg und Tirol", „Ueber interessante Gangverhältnisse in Rauris", „Ueber

änge des Granit-, Gneiß- und Schiefergebirges in Gastein", „Ueber Gletscher, winnen und das sogenannte Heidengebirge der Salzformation". Eine zweite eihe von Abhandlungen bezieht sich hauptsächlich auf Beobachtungen, welche er f seinen großen Reisen angestellt hatte. Sie sind meist gleichfalls in dem N. ahrbuch von Leonhard und Bronn (1837—1842), z. Th. in Baumgartner's nd Ettingshausen's Zeitschrift, in Holger's Zeitschrift und Poggendorff's An- alen abgedruckt und in dem bereits erwähnten großen Reisewerk weiter zu- ammengestellt. Ueber seine Reiseergebnisse im Modenesischen erstattete er in der- lben Zeitschrift („Geognostische Reise in Modena 1844 und 1845") Bericht. ieber Gegenstände von vorwaltend berg- und hüttenmännisch-technischem Inter- se veröffentlichte R. mehrere Abhandlungen in Karsten's Archiv (IX—XVI), ie: „Ueber den Kupfer-, Blei- und Silberhüttenbetrieb im Banat", „Der isenhüttenbetrieb der Turcomannen", „Ueber Vorkommen der Raseneisensteine nd Eisenproduction in Cordofan", „Ueber das Vorkommen und die Gewinnung on Gold in Fassoll", „Ueber die Kupferwerke im N. Norwegen", „Ueber die Bildung des Natronsalzes in den Natronseen Unterägyptens". Auch die Sitzungs- erichte der Wiener Akademie der Wissenschaften von 1848 und 1855 enthalten Abhandlungen Russegger's über den Plan zur Untersuchung des Vorkommens rganischer Reste im Salzgebirge von Wieliczka und über Erdbeben in Schem- itz im J. 1855. Endlich sind einige Reiseberichte in den Monatsberichten der eographischen Gesellschaft zu Berlin erschienen. R. wurde für seine hervor- agenden Leistungen auf dem Gebiete der Technik und Wissenschaft auf vielfache Weise ausgezeichnet. Vom Könige von Griechenland erhielt er das goldene reuz des Erlöserordens und von seinem Kaiser das Ritterkreuz des Leopolds- rdens (1852), das seine Erhebung in den erblichen Ritterstand zur Folge hatte. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem correspondirenden Mit- lieder, und viele andere gelehrte Gesellschaften zu ihrem Ehren- oder wirklichen Mitgliede. Im J. 1862 wurde er von einem Lungenleiden befallen, dem er ndlich am 20. Juni 1863 zu Schemnitz erlag.

Nekrolog in der österr. Zeitschr. f. Berg- und Hüttenwesen XI Nr. 28. — Poggendorff's Biogr.-Litt. Handw. II, 723.

v. Gümbel.

Russow: Balthasar R., livländischer Chronist, † c. 1601, Sohn des Kaufmanns Simon R., ist ungefähr 1540 zu Reval geboren, besuchte die Re- valer Stadtschule, danach das fürstliche Pädagogium in Stettin, das unter der Leitung eines tüchtigen Theologen, des Magister Matthäus Wolff stand. Hier blieb er von 1559 bis Anfang 1562, gerieth jedoch vorübergehend in Bedräng- niß, weil die Unterstützung von Seiten seines Vaters ausblieb, und verließ das Pädagogium, ohne seine Schulden dem Rector gegenüber getilgt zu haben. Ob er darnach noch Universitäten besucht hat, ist nicht zu erweisen. Anfang 1563 kehrte er nach Reval zurück und wurde dort am 12. März 1563 zum Prediger an der Heiligengeistkirche ordinirt, zugleich ertheilte er Unterricht an der Stadt- armenschule, auch nahm er Knaben zu sich in Kost. 1571 vermählte er sich mit der Tochter des besitzlichen Revaler Bürgers Haus v. Gandersen, die ihm eine Mitgift von 200 Mark ins Haus brachte. Während des russisch-livlän- dischen Krieges schrieb er seine „Chronika der Provintz Lyffland", die 1577 im Manuscript fertig war und 1578 im Druck zu Rostock erschien. Noch in dem- selben Jahre erschien ein Nachdruck und 1584 eine zweite bis 1583 fortgeführte Auflage. Die für die älteren Partien wenig werthvolle Darstellung gewinnt mit den Zeiten, die R. selbst erlebt oder nach der Schilderung noch lebender Personen kannte, stetig an Wichtigkeit. Er schrieb unter frischen Eindrücken, hatte auch mehrfach Gelegenheit, Urkunden sowie die in Form von Flugblättern erscheinenden

Zeitungen zu benutzen, und wollte augenscheinlich nur die Wahrheit sagen. noch ist seine Darstellung sehr der Zurechtstellung bedürftig. Er schreib der Ansicht ausgehend, daß Livland von einem Strafgericht Gottes betroff und ist sehr geneigt, in Allem und Jedem Symptome des kommenden Verd zu erkennen; er ist zweitens entschiedener Parteigänger Schwedens, und kommt in ihm die Mißstimmung des Bürgers gegen den landsässigen Ade Ausdruck. Die Chronik hat denn auch bei den Zeitgenossen neben leb Beifall gleich lebhaften Widerspruch gefunden. Bekannt sind der von Elert verfaßte „Warhafftiger Gegenbericht auff die Ao. 1578 ausgegangene Liefle Chronika Balthasar Russows" und die Tiesenhausische Schrift „Begange thümbe des liefländischen Chronikenschreibers Balthasaris Russowens" (h von Schirren, Archiv III, 287—313). Neuerdings ist noch das längere stück einer äußerst leidenschaftlichen Entgegnung des Toennis Maydell au im Revaler Archiv entdeckt worden. R. hat den Vertrieb seiner Chronik in land selbst in Händen gehabt und darüber sehr interessante Aufzeichn hinterlassen, aus denen sich ergibt, daß er die Chronik gewissermaßen auf scription druckte und die bestellten Exemplare den Bestellern gegen allmä Abzahlung überließ, wo die Mittel nicht gleich vorhanden waren. Das plar der Chronik kostete $^1/_2$ Thaler bei einjähriger Stundung der Zahlun jedes weitere Jahr kam der ungeheuere Aufschlag von $^1/_2$ Reichsthaler Die Notizen Russow's umfassen die Jahre 1594 bis 1600. Für 338 plare stellen sich seine Forderungen auf 301 $^1/_2$ Reichsthaler und 58 Reichs Zulage. Das waren jedoch nur ausstehende Zahlungen, von denen 110 bei seinen Lebzeiten eingingen, so daß der Umsatz ein sehr beträchtlicher g ist. Nach 19jähriger Ehe starb Russow's Frau. Sie hinterließ ihm Sohn und 2 Töchter. 1593 vermählte sich R. zum zweiten Male mit Bade, einer Revaler Patrizierstochter, die ihm eine namhafte Mitgift zub Wahrscheinlich Anfang 1601, jedenfalls nach dem 15. April 1600 ist e storben. Besondere Beachtung verdient die Russow'sche Chronik auch ab von ihrem Inhalte wegen der schönen Darstellung und der reinen, kr Sprache des Verfassers. Unter den niederdeutschen Schriftstellern gebührt in dieser Hinsicht eine hervorragende Stellung.

Für die Litteratur und die Ausgaben der Chronik vgl. Winkel Bibliotheca Livoniae historica Nr. 468. Dazu Rußwurm in den Beit zur Kunde Liv-, Esth- und Kurlands und Schiemann, Neues über Balt Russow (Nordische Rundschau Juli 1886).

Schiema

Rußworm: Hermann Christof Graf v. R. (auch Rusworm, R wurm, Roßwurm), kaiserlicher Feldmarschall und geheimer Rath, kam Sohn des kurfürstlich sächsischen Lehnsmannes Heinrich R. des Jüngeren dessen Ehefrau Dorothea, geborene v. Buchenau, wahrscheinlich im August zu Frauenbreitungen in Sachsen-Meiningen zur Welt und wurde am 29. vember 1605 zu Prag gegen den Willen des Kaisers Rudolf II. enthauptet. worm's erste kriegerische Thätigkeit fällt in das Jahr 1585. In diesem b ligte er sich im Dienste des Grafen v. Moers muthig an dem nächtlichen U falle der Stadt Neuß, gab aber auch bereits aus Ursache mancher im Ort gangenen Ungehörigkeiten Anlaß zu Klagen. Im J. 1586 befand er sic Lieutenant in der Leibwache des Marschalls Bassompierre, deren Comman 1588 übernahm. In dieser Stellung zog er unter dem Herzog von Lothr nach dem Elsaß und soll dort den Lieutenant Petoncourt im Jähzorn ge haben. Auch an den wüsten Ausschreitungen des liguistischen Kriegsvolke R., welcher zu jener Zeit vom Protestantismus zum Katholicismus überge

r, derartigen Antheil genommen haben, daß ihn Freiherr Adolf v. Schwarzen-
g, der Oberbefehlshaber der kölnischen Truppen hinrichten lassen wollte. R.
kam aber Mitte 1590 durch die Flucht, worauf er sich zur Schlichtung des
chlasses seines Vaters nach Sachsen begab. Unmittelbar nach Beendigung
ser Angelegenheit trat R. als Rittmeister in das Regiment des Hans Reichard
Schönberg und wurde vermuthlich bei dem Streifzuge gegen den Herzog von
lich gefangen genommen, aber auf Fürsprache des Herzogs von Parma bald
der entlassen. Nun fand er bei dem Obersten Kurz Verwendung, und nach-
n er neuerlich rühmliche Beweise seiner kriegerischen Erfahrung und seiner
itärischen Befähigung gegeben hatte, erhielt er vom Kaiser den Auftrag, mit
n Range eines Oberstlieutenants und dem Titel eines Obersten für den Mark-
sen Karl von Burgau ein Regiment zu werben. Mit diesem rückte R. nach
nsbruck und dann zum Kampfe gegen die Türken nach Ungarn, wo es be-
ders seinem Ansehen zuzuschreiben, daß die ihm untergeordneten, nur zur
dschlacht gedungenen Abtheilungen sich zur Verstärkung der Besatzung im
rohten Comorn bewegen ließen. Unter seinem Commando fochten dieselben
terhin 1595 mit voller Bravour bei Gran und R. hat den wesentlichsten Antheil
der Einnahme der Graner „Wasserstadt" genommen, bei welcher Gelegenheit er
h verwundet wurde. Sein hervorragend verdienstvolles Wirken fand um jene
t mehrfache Anerkennungen: Herzog Maximilian von Baiern ernannte ihn
n Kämmerer und Obersten bei Belassung in seiner damaligen Dienstsphäre;
Kaiser verlieh ihm eine schwere „guldene Ketten"; im kaiserlichen Heere
de er Generalfeldwachtmeister. Als solcher hat R. im August 1596 bei der
türmung von Hatván durch kühnes und waghalsiges Vordringen Allen voran-
uchtet, — im October für die Schlacht bei Mezö-Keresztes gute Rathschläge
eben. Nicht minder bemerkenswerth war sein Verhalten 1597 bei der Be-
rung von Pápa bis zum 17. August, an welchem Tage er neuerlich eine
ere Verwundung erlitt; kaum genesen, glänzte er 1598 durch beispielgebende
pferkeit gelegentlich der Eroberung der Wasserstadt zu Ofen. Da nun aber
bei den Officieren und Mannschaften außergewöhnlich beliebte R. sich bei
n diesen Unternehmungen Schwarzenberg gegenüber nicht nur geistig über-
n erwies, sondern sich auch nicht scheute, des Feldmarschalls Thätigkeit rück-
los zu verurtheilen, so hatte er sich dessen erbittertste Gegnerschaft zugezogen;
rerseits war dadurch, daß er als Vertreter der Rechte der deutschen Obersten
vom Erzherzog Mathias geschützten italienischen Partei im Heere entgegen-
, auch des Erzherzogs Mißfallen auf R. gelenkt worden. Und so ergab sich
n bald ein Anlaß zu seiner Beschuldigung und Verhaftung. Der Proceß,
t er unterworfen wurde, gelangte jedoch für ihn zu einem befriedigenden Ende:
n konnte sich nämlich nicht überzeugen, daß er etwas Strafwürdiges begangen.
hin hatten Rusworm's Gegner nur erreicht, denselben mehr als zwei Jahre
n Kriegsschauplatze fern gehalten zu haben, auf welchen er sich erst im Juli
91, nunmehr aber als Generalfeldmarschall, begab und bald neues, thatkräf-
s Leben in die aus Ursache der Parteizwiste stockenden Operationen zu bringen
hte. Als erstes Ziel derselben galt ihm die höchst schwierige, aber dringend
hwendige Bewältigung Stuhlweißenburgs, welche ihm auch nach allseits vor-
acht durchgeführten Maßnahmen bei festem Willen und persönlich todesver-
lender Leitung im September mit dem besten Erfolge gelang. Diesen weiter-
n auszunützen, blieb ihm aber durch den neu erwachten Neid seiner Gegner
Heere verwehrt, denn er wurde wohl nur auf deren Veranlassung am 7. No-
ber mit mehreren Regimentern zur Verstärkung der Belagerungstruppen von
tikja entsendet. Und wenngleich er nun dort infolge harter Wetterunbilden

mit fast 3000 Mann Verlust am 14. November anlangte und mit scharfem Blick die „Elendigkeit der Veranstaltungen" zur Belagerung erkannte, so erklärte er sich dennoch zum Angriffe bereit. Erzherzog Ferdinand entschloß sich aber zum Rückzuge, welchen mit der Nachhut decken zu können R. „als große Ehr und Glori" angesehen hat. Dessenungeachtet wurde ihm die unterbliebene Belagerung sowie der verlustreiche Rückmarsch zur Last gelegt und Alles gethan den unbequemen und unliebsamen R. zu beseitigen. Nochmals aber vergeblich. Denn der Kaiser, welcher Rusworm's bedeutende Verdienste um die christliche und die kaiserliche Sache vollstens würdigte, übergab R. nach dem Tode Mercoeur's die oberste Befehlshaberstelle in Ungarn. Das Heil der Christenheit zu wahren, lenkte nun Rusworm's lebhaften, thatenbereiten Sinn; allein schwerer wie der Kampf gegen die Osmanen wurde ihm 1602 die Behebung der vielen Mißstände im Heere, worunter die das Kriegführen empfindlich beeinträchtigenden Parteibestrebungen, dann die den größten Schwierigkeiten unterworfene Ergänzung des Truppenstandes. Klagend schrieb er zu jener Zeit, als ihm die Unterstützung der Festen Stuhlweißenburg und Waitzen nicht möglich geworden: „Gott straft unsere Sünden mit der Langsamkeit, welche des Krieges größtes Gift ist." Entschiedene Besserung brachten endlich die Monate October und November, während welcher ihm die Eroberung von Pest zu dauernder Ehre gereicht, denn mit dieser hatte er in richtiger Voraussicht einen bedeutenden Theil der türkischen Streitkräfte von Oberungarn und Siebenbürgen abgezogen. Seiner Gegner im Heere, die unter der Leitung der Marschälle Georg Basta und Johann Jacob Barbian Graf Belgiojoso standen, hatte er sich dagegen nicht erwehren. Diese erschwerten nun im J. 1603 Rusworm's mit wechselndem Ausgange durchgeführten Unternehmungen am Sarviczflusse, bei Pest-Ofen und bei Hatván und untergruben mit unbeugsamer Zähigkeit seine 1604 vorgeschlagenen, der kaiserlichen Zustimmung sich erfreuenden Heeresreformen, weil diese Rusworm's Stellung neuerlich befestigt hätten. Letztere einzuschränken war aber auch des Erzherzogs Mathias Bemühen, und dessen Einfluß brachte es bald dahin, daß R. der zu keinen hervortretenden Thaten Aussicht bietende Oberbefehl von Raab für das Jahr 1605 zugedacht wurde. Inzwischen war R. schwer erkrankt und in Oberungarn jener Aufstand ausgebrochen, den das habsüchtige, bedrückende Gebahren des Marschalls Belgiojoso veranlaßt hatte, und während welchem dem Kaiser in wenigen Monaten mehr Land verloren ging, als in vielen Jahren blutig errungen wurde. Dieserhalb dachte der Kaiser wieder daran, den seit dem Monat Mai in den Grafenstand erhobenen und in der Genesung begriffenen R. mit dem Oberbefehle in Ungarn zu betrauen. Vorerst beauftragte er denselben jedoch mit der Leitung jener Commission, welche Belgiojoso's Verhalten zu prüfen hatte. Diese Maßregel reizte den Haß von Rusworm's Gegnern zu dessen Bekämpfung mit jedwedem Mittel; seinem ganzen Lebenslaufe wurden die Anklagen gegen ihn entnommen und R. sogar am 24. Juli auf seinem Heimwege zweifellos mit Vorbedacht in einen Streit verflochten, wobei der berüchtigte Francesco Belgiojoso, ein Bruder des Marschalls, durch einen Diener Rusworm's getödtet worden ist. Rücksichtslos erfolgte nun Rusworm's Gefangennahme; weder der Hinweis auf seine hohe Stellung und auf seine beim letztgenannten Anlasse erhaltenen Verwundungen vermochten seine Haft zu mildern und führte der Prozeß mit Beihilfe des feilen, den Kaiser täuschenden Kammerdieners Philipp Lang bei Nichtbeachtung der Bitten mächtiger Persönlichkeiten, zum Todesurtheile R., der das Schaffot mit gottesfürchtiger Ergebung und heiterer Miene bestieg, wurde mit dem Beile hingerichtet, eine Stunde vor dem Eintreffen des kaiserlichen Befehls: R. solle freigegeben und beim Kaiser vorgelassen werden. Die Kunde hiervon erzürnte den Kaiser aufs höchste, denn gegen seine Absichten war

zu seiner wahren Betrübniß hatte er in der bedrängtesten Lage einen Feldherrn verloren, der wohl den Ausschreitungen seiner Zeit nicht zu entsagen wußte, dessen Begabung, Treue und Hingebung aber auch fernerhin dem kaiserlichen Dienste, dem Schutze der Christenheit und dem Wohle der deutschen Nation förderlich gewesen wäre.

Stauffer, Herm. Christ. Gf. v. Rusworm. München 1884. — Janko, Der k. k. Fldm. v. Rußwurm. Wien 1869. — Berthold, Herm. v. Roßwurm (in Raumer's hist. Taschenb. 1838). — Schels, Oest. milit. Ztschr. Wien 1820. — Khevenhiller, Annales Ferdinandei. Leipzig 1721. — Ortelius, Chronika d. ungar. Kriegswesens. Nürnberg 1621.

Sch.

Rußwurm: Heinrich R., katholischer Geistlicher, geb. am 5. Sept. 1802 zu Gremsdorf in Oberfranken, † am 23. October 1868 zu Landau. Er studirte am Gymnasium und Lyceum zu Amberg, von 1824 an an der Universität Landshut, trat 1826 in das Priesterseminar zu Regensburg ein und wurde am 17. Mai 1827 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er als Caplan zu Abensberg und zu Sandsbach, bereitete sich gleichzeitig auf das Gymnasiallehramt vor, bestand 1828 die Concursprüfung hiefür so glänzend, daß er noch im selben Jahre am 26. October am Gymnasium zu Augsburg angestellt wurde, 1832 an dem zu Dillingen, 1838 am Lyceum in Passau, wo er bis 1843 Philologie und Geschichte lehrte. In diesem Jahre im Herbste wurde er Pfarrer zu Schwarzach, 1858 Stadtpfarrer in Landau an der Isar und bald darauf auch Decan und bischöflicher geistlicher Rath. Seit Ende 1863 war er fast immer krank; ein Lichtleiden nahm ihm zuletzt noch das Augenlicht. Er veröffentlichte einige Bände Predigten, ein Gebetbuch und 1865—1867 einige Bändchen Gedichte: „Lieder eines Kranken", „Neue Lieder" und „Neueste Lieder eines Kranken" und „Passionsblüthen".

Vgl. J. Stockbauer, Nachruf auf den Decan Rußwurm (in der Donauzeitung, Jahrg. 1868, Nr. 282—285).

Otto Schmid.

Rußwurm: J. W. B. R., geb. zu Seebergen am 21. November 1770, † am 17. März 1855 als großh. mecklenburg-strelitzischer und fürstl. schwarzburg-rudolstädtischer Kirchenrath in Herrnburg. Er besuchte das Rudolstädter Gymnasium bis 1792, studirte hierauf in Göttingen Theologie, wurde dann an die Domschule zu Ratzeburg als Cantor, später als Conrector berufen, bis er 1809 als Pastor in Hornburg angestellt wurde. Merkwürdiger Weise durfte er den von Schwarzburg ihm verliehenen Titel „Kirchenrath" damals nicht führen, bis er später auch zum mecklenburg-strelitzischen Kirchenrath ernannt worden war. Außer seiner amtlichen Thätigkeit schrieb er über 36 verschiedene Schriften, Abhandlungen und Aufsätze meist theologischen und pädagogischen Inhalts. Sie erschienen, wenn nicht selbständig, meist in Zeitschriften, wie in Eichhorn's Bibliothek für biblische und morgenländische Litteratur; in Augusti's theologischen Blättern; in der Minerva, herausgegeben von Archenholz; in Henke's Museum für Religionswissenschaft; im Mecklenburgischen Journale u. a.

Vgl. seine Schriften in Meusel's gel. Teutschland Bd. 15 S. 243, denen noch 13 hinzuzufügen sind. — Hesse, Verzeichn. gelehrter Schwarzburger ꝛc. 13. St. Rudolstadt 1822.

Anemüller.

Rußwurm: Karl Friedr. Wilh. R., geb. am 25. November 1812 zu Ratzeburg im Lauenburgischen als Sohn des dortigen Gymnasialdirectors R., studirte nach Absolvirung dieses Gymnasiums Theologie in Bonn und Berlin,

zog 1835 als Privatlehrer nach Esthland, wo er 1839 zum Inspector der R
und Domschule zu Reval, der Hauptstadt Esthlands, ernannt wurde. I
1841 siedelte er nach Hapsal über, der durch ihre Seeschlammbäder bek
Kreisstadt der Provinz, woselbst er anfangs als Lehrer und später als Ins
der örtlichen Kreisschule thätig war. Nach seiner Pensionirung im J.
privatisirte er einige Zeit in Hapsal, mit wissenschaftlichen Arbeiten besch
und kehrte alsdann nach Reval zurück, wo er diese Beschäftigungen fo
und daneben die Stelle eines Archivars der esthländischen Ritterschafts
bekleidete. Am 5. Februar (22. Januar a. St.) 1883 starb R. am U
typhus. Seine unermüdliche Arbeitskraft wandte R. verschiedenen Zweig
Geschichte seiner zweiten, so lieb gewonnenen Heimath, den baltischen Pro
vornehmlich Esthland, zu, namentlich der Culturgeschichte, der Ethnograph
Landes und der Genealogie seiner Geschlechter. Rußwurm's Aufenthalt in
in der Nähe der dortigen schwedischen Strandbewohner gab ihm Anlaß z
fassung seines bedeutendsten Werkes: „Eibofolke oder die Schweden an der
Esthlands und auf Runö, eine ethnographische Untersuchung mit Urkunden
bellen und lithographirten Beilagen." Reval 1855. Dieses Werk tru
den Demidow-Preis ein. Seinem bereits 1842 herausgegebenen Buche
dische Sagen" ließ er später mehrere kleinere Schriften und Aufsätze auf
Gebiete, namentlich über esthnische Volkssagen folgen. Zahlreich sind auch
kleinen Schriften historischen und genealogischen Inhalts. Von seinen gr
Publicationen sind die „Geschichte Alt-Pernau's" (Reval 1880) und dre
fangreichere genealogische Werke hervorzuheben, nämlich: „Nachrichten üb
Geschlecht Ungern-Sternberg." Reval 1872—1875, „Nachrichten übe
adeliche und freiherrliche Geschlecht Stael von Holstein esthländischer
Reval 1873, sowie „Genealogia Lutherorum rediviva oder die Familie
in Esthland und Rußland." Reval 1883. Die Drucklegung des letzteren
erlebte der Verfasser nicht.

Rottb

Rust: Friedrich Wilhelm R., fürstlich anhalt-dessauischer Musikdi
war am 6. Juli 1739 in Wörlitz, wo sein Vater fürstlicher Kammerrat
Amtmann war, geboren. Er empfing seit frühester Jugend im väterlichen
eine vorzügliche Erziehung und gediegenen Unterricht. Wissenschaften und K
und unter letzteren besonders die Musik, wurden daselbst mit hohem Ern
pflegt, und als der älteste Sohn, Johann Ludwig Anton (s. u.) in den J
1744 und 1745 zu Leipzig Jura und Philosophie studirte, wurde derselb
von Joh. Sebastian Bach zu dessen musikalischen Aufführungen als Vi
herangezogen. Friedr. Wilhelm war der jüngste Sohn des Hauses; zu
ihm und dem genannten Joh. Ludw. Anton standen noch zwei andere B
die bei aller persönlichen Tüchtigkeit es doch nicht zu einer geschichtliche
deutung wie diese gebracht haben. Als der Vater im J. 1751 starb, fie
ältesten Bruder die weitere Erziehung und Ausbildung des elf- bis zwölfjä
Friedrich zu. Und in der That, was Joh. Ludwig in Leipzig, namentli
dem Gebiete der Musik gelernt, fiel bei der hohen musikalischen Begabun
jungen Fritz auf den fruchtbarsten Boden. Im Alter von dreizehn J
spielte derselbe Bach's Wohltemperirtes Clavier von Anfang bis zu End
wendig. Seine wissenschaftliche Vorbereitung für die Universität fand Fr
auf dem lutherischen Gymnasium zu Köthen, von dem er im J. 1758 mit
größeren, von dichterischer Begabung zeugenden deutschen Ode, die den
als das größte der zeitlichen Uebel schildert, Abschied nahm. Er wand
darauf nach Halle, dort Jura zu studiren und setzte zugleich unter Fried
Bach, dem ältesten und genialsten Sohne Joh. Sebastian's, seine musika

em fort. Letzterer gab ihm unentgeltlichen Unterricht in Composition, - und Clavierspiel, wofür er wieder dem Meister die Correspondenz führte. r im J. 1762 seine Universitätsstudien vollendet hatte, eröffnete ihm der nte hochbegabte Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740 817), mit dem er in fast gleichem Lebensalter stand und dessen Spiel- er oft als Knabe in Wörlitz gewesen war, seine Absichten in Beziehung ebung des musikalischen Lebens in Dessau. Begeistert für die Absichten ürsten beschloß R. nunmehr erst noch eine strenge, zielbewußte musikalische e durchzumachen. Nach einigem Unterricht bei G. F. Müller in Dessau, em er sich bald die eigenthümlichen Schönheiten der Goldberg'schen Spiel- neignete, ging er nach Zerbst, nahm daselbst beim Concertmeister Höckh, n vorzüglicher Virtuos auf der Violine und dem Waldhorn war, Unter- und wurde in den Jahren 1763 und 1764 Schüler Franz Benda's in am. Hier lernte er zugleich Philipp Emanuel Bach kennen, der ihm der zeichnetste Förderer im Clavierspiel wurde. Doch war damit Rust's höhere ldung noch nicht abgeschlossen. Als der Fürst im J. 1765 seine große ngsreise mit seinem Bruder, dem Prinzen Joh. Georg, und den beiden ieren Herrn v. Erdmannsdorff und Herrn v. Berenhorst nach dem gelobten der Kunst, nach Italien, antrat, nahm er auch R. mit, der, wenn die lischen Interessen nicht anders geboten, in der Umgebung des Fürsten sonst aber Urlaub erhielt, sich von der Reisegesellschaft zu entfernen und Menschen und Städte aufzusuchen. Rust's musikalische Eindrücke gipfelten n Satze: „Nicht überall in Italien höre man vortreffliche Musik; aber im n genommen sei doch die wahre Musik, besonders die Vocalmusik, daselbst ufe und man werde da nicht selten durch Tonstücke überrascht, deren Aus- g in jeder Hinsicht die kühnsten Wünsche befriedige." R. lernte damals eistreichen Tartini, den tiefen Musikgelehrten Martini, den gefeierten Carlo ni (Farinelli), die ausgezeichneten Virtuosen Nardini und Pugnani, den ellen Barbella u. a. persönlich kennen, hörte Manzuoli, die Bastardella ari), die Bertolotti und Lombardini und fand hohen Genuß an den in- ntalen und vocalen Aufführungen der jungen Mädchen in den Hospitälern endicanti und della pietà in Venedig, wie er selbst durch sein vorzügliches piel die Väter von Monte Cassino entzückte.

kaum nach Dessau zurückgekehrt, suchte R. die durch Studium und Reisen nene Bildung im Dienste der ihm vom Fürsten gestellten Aufgabe zu ver- n. Er zog, so weit es die Verhältnisse gestatteten, neue Kräfte für Ge- und Instrumentalmusik heran und widmete sich eifrig der Ausbildung der denen. Die Resultate seiner umfassenden, unermüdlichen, freilich auch enden Thätigkeit leben noch jetzt in Werken und ausübenden Künstlern d dürfen unbedenklich als bleibend bezeichnet werden. Unter den Mu- welche R. in fürstlichen Diensten vorfand, ist besonders der Flötist G. W. olz zu nennen, ein Schüler von Quanz, früher in London und Paris irtuos gefeiert, seit dem J. 1761 in Diensten des Fürsten. Ein wirkliches ter bildete sich erst nach und nach und zwar werden wir nicht irren, wenn den immer volltönender werdenden Partituren der Compositionen Rust's Maßstab zur Beurtheilung der stetigen Entwicklung desselben finden. In ung auf geschulte Gesangskräfte kam Rust's Bemühungen der Umstand d entgegen, daß im J. 1767 dem Musikdirector Rolle in Magdeburg die seiner Chorschüler entlief. Die jungen Leute flüchteten sämmtlich nach machten sich durch Singen auf den Straßen bekannt und traten vielfach llung. So konnte schon am Charfreitag 1768 die Graun'sche Passions- aufgeführt werden, was für die Dessauer Musikverhältnisse insofern ein Er-

eigniß von hoher Bedeutung wurde, als sich daran die Entwicklung einer Sänger anlehnte, welche in der Folge als die bedeutendste vocale Kraft in das Musikleben der Stadt einzugreifen berufen war, der Demoiselle Luise Riedhardt, später Gattin des durch seine elementarwissenschaftlichen Lehrbücher bekannten Professors Dr. L. H. F. Olivier. Durch ihre Leistung in der Graun'schen Passionsmusik auf sie aufmerksam geworden, nahm sich R. ihrer musikalischen Ausbildung ernstlich an und im J. 1772 wurde sie vom Fürsten für die musikalischen Aufführungen bei Hofe bleibend engagirt. Man besaß in ihr eine Sangeskraft ersten Ranges, auf deren Mitwirkung immer zu rechnen war. Im J. 1775 concertierte R. mit ihr in Potsdam vor dem Kronprinzen und dem königlichen Hofe. Das Auditorium stellte Luise Riedhardt der Mara an die Seite, welche in demselben Concerte mitwirkte und verglich sie rücksichtlich des Umfangs ihrer Stimme mit der obengenannten Bastardella, welche das dreigestrichene b sang. Auch R. fand Gelegenheit, hier seine hohe Meisterschaft auf der Violine zu zeigen und trug dann noch auf Verlangen ein von ihm componirtes Solo auf der italienischen Viola d'amore vor. Nun nahm auch Berlin von Rust's Bedeutung und den Dessauer musikalischen Kräften Act. Im Mai 1775 verheirathete sich R. mit Luise Riedhardt's Schwester Henriette, welche ebenfalls eine vortreffliche Sängerin war. Ein anmuthiges Gedicht von Goethe's Jugendfreund Behrisch componirt vom Kammermusikus Keller (einem Schüler Rust's) wurde den Verlobten am Vorabend ihrer Verbindung aufgeführt. Mit der Begründung eines eigenen Heerdes beginnt für R. die fruchtbarste Zeit seines Schaffens; waren doch die wichtigsten seiner bis dahin aufgeführten Compositionen nur Gelegenheitswerke: „Cantate zum Geburtstage der Prinzessin Kasimire, Schwester des Fürsten, 1769", für Frauenstimmen mit Streichquartett, 2 Flöten, 2 Hörnern und Fagott; „Festmusik zur Einweihung des Fürstlichen Schlosses zu Wörlitz, 1773", für gemischten Chor, zwei Solo-Soprane und einen Solo-Contr' alto und Streichquartett, 2 Flöten, 2 Hörner, Fagott, 2 Trompeten, 2 Oboen und Pauken. Den Text zur letztern Composition hatte Behrisch geschrieben; den zur Cantate wohl auch; sonst besaß Dessau damals in B. F. Köhler, W. G. Becker, L. G. de Marées und J. F. de Marées u. s. w. auch noch andere poetische Kräfte. Matthisson trat, wie bekannt, erst im J. 1795 in die Dienste des Hofes, und der poetisch beanlagte Graf Waldersee wandte sich ebenfalls erst später dichterischen Arbeiten zu. Im J. 1776 erschien Goethe in Wörlitz, und der Zauber seiner Persönlichkeit sollte auch dem Dessauer Musikleben zu Gute kommen. R. hatte eben sein erstes größeres Werk, das musikalische Drama „Inkle und Yarico" (Text von J. F. Schink) vollendet, in welchem er die melodramatische Weise G. Benda's möglichst beschränkte und durch „Hindrängen des gesprochenen Wortes mittelst charakteristischer Motive zu wirklichem Gesang eine stete Steigerung des Ausdrucks erzielte". Jetzt wandte er sich mit besonderer Vorliebe der Composition Goethe'scher Lieder zu und gewann, wahrscheinlich unter dem Einfluß Goethe's, ein Interesse für nordische Dichtung (Ossian). Das erste bedeutendere Werk, das der Begegnung mit Goethe folgte, war das Monodrama „Kolma", dessen Text fast wörtlich Werther's Leiden entnommen ist; kurze Zeit darauf erschienen noch zwei Schauspiele nach Ossian („Fingal in Lochlie" und „Inamorulla"), zu denen R. gleichfalls die Musik geschrieben hat. Das Orchester zu „Kolma" hat unter den Streichinstrumenten 2 Bratschen, unter den Blasinstrumenten 2 Flöten, 2 Oboen, zwei Clarinetten in B, 4 Hörner in verschiedener Stimmung, zwei Fagotte und außerdem Pauken und Harfe. Von Rust's Arbeit wird besonders der in tiefen Schmerz getauchte Monolog des gefesselten Kombana: „Torkul, mit Locken des Alters" als Meisterstück declamatorischen Gesanges gerühmt. Unter Goethe's Liedern, welche R. damals componirte, i

beſonders „Wanderers Nachtlied" zu nennen, nicht allein die älteſte, ſondern vielleicht auch die beſte der Compoſitionen dieſes Liedes. War nun auch R. durch ſeine Stellung genöthigt, noch jahrelang für ſceniſche Aufführungen und Hoffeſte zu arbeiten, ſo finden wir ihn doch im ganzen als Tonſetzer in den letzten zwölf Jahren ſeines Lebens (1784—1796) mehr der Kirchen- und Kammermuſik zugewandt. Aus früherer Zeit haben wir von kirchlichen Compoſitionen Ruſt's nur die Muſik zum 34. Pſalm (für Chor, Solo und Orcheſter) und eine Cantate „Herr Gott, dich loben wir" nach Worten Baſedow's zu verzeichnen; von jetzt an bringt nun aber jedes Jahr neue hervorragende Leiſtungen auf dieſem Gebiete. Zur Einweihung der neu eingerichteten Schloßkirche in Deſſau (1785) ſchrieb R. eine größere Cantate „Allgnädiger, in allen Höhen", beſtehend aus drei Chören, einem Choral und drei Soloſätzen. In der Kirchenmuſik zum Jubiläum des Superintendenten Simon Ludw. Eberh. de Marées (1791) finden wir zum erſten Male bei R. zwei Doppelchöre zu ſechs und acht Stimmen. Die beiden Sopranarien in der nun folgenden Cantate „Gott iſt die Liebe" (zum Einzuge des Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Deſſau mit ſeiner Gemahlin Amalia von Heſſen-Homburg, 1. Juli 1792, componirt) werden dem Trefflichſten zugezählt, was die Haydn-Mozartiſche Periode überhaupt in dieſer Art aufzuweiſen hat. Ebenſo wird die letzte Kirchenmuſik vom Jahre 1794 „Gott unſer Vater" ſehr gerühmt. Die noch erhaltenen Bruchſtücke derſelben zeigen zugleich, was das Deſſauer Orcheſter unter R. ſeit dem Jahre 1769 geworden war: damals konnte er neben dem Streichquartett nur 2 Flöten, 2 Hörner und Fagott anwenden — jetzt beſchäftigt er außer dem Streichquartett 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Fagotte, 2 Hörner, 2 Trompeten, Pauken, 3 Poſaunen und Orgel. Im J. 1794 hatte R. den Schmerz, daß ihm ſein älteſter hoffnungsvoller Sohn als Student in der Saale bei Halle ertrank. Dies brach des Vaters Kraft. Er ſtarb, von je durch einen hypochondriſchen Zug gedrückt, im noch nicht vollendeten 57. Lebensjahre. Noch auf ſeinem Sterbebette componirte er eine Violinſonate, in welcher Paganini mit ſeinem Solo auf der G-Saite nicht allein anticipirt, ſondern ſogar übertroffen wird, indem hier vom Spieler verlangt wird, die für die E-Saite geſchriebene Sonate auch auf den übrigen Saiten mit Tranſpoſition der Tonart zu üben. Der Meiſter verſah das Werk mit der eigenhändigen Aufſchrift: „Geſchrieben in meiner letzten Krankheit im Februar 1796" und ſchied am 28. deſſelben Monats aus dem Leben. Er hinterließ eine Wittwe mit drei Töchtern und zwei unerwachſenen Söhnen, welche ſämmtlich in der Folgezeit in der Muſik Tüchtiges leiſteten. Namentlich zog der jüngſte der Söhne, Wilh. Carl (1787—1855), ſchon als Jüngling die Aufmerkſamkeit Beethoven's auf ſich. Unter den zahlreichen Schülern, welche R. hinterließ, nennen wir zunächſt ſeine Schwägerin, dann den nachmaligen Muſikdirector Reinicke, den Concertmeiſter Gierth, den Organiſten L. Kindſcher (ſämmtlich in Deſſau), den Violiniſten Hartung in Braunſchweig, den kaiſerlichen Kammermuſikus Reinicke in Petersburg, den Muſikdirector Agthe in Ballenſtedt, den Profeſſor Siebigke in Breslau u. ſ. w. u. ſ. w. Ein Nachruf im Intelligenzblatt der Allg. Litt.-Zeitung vom 11. Januar 1797 rühmt R. als vorzüglichen Virtuoſen auf der Geige, auf dem Clavier und auf der Laute; wie als vorzüglichen Componiſten, deſſen Werke ſämmtlich mit ſehr ehrenvollem Beifall aufgenommen wurden. „Ueberhaupt galt er allgemein für einen Meiſter in ſeiner Kunſt." Ein vollſtändiges Verzeichniß der Werke F. W. Ruſt's hat der Enkel deſſelben, Dr. W. Ruſt, (in Mendel-Reißmann VIII, S. 488) aufgeſtellt und in demſelben auch die noch vorhandenen ungedruckten Compoſitionen angeführt, unter denen beſonders die Werke für Haus- und Kammermuſik eine beſondere Erwähnung verdienen. Ruſt's zahlreiche Compoſitionen (Sonaten, Concerte, Phantaſien u. ſ. w.) für Clavier,

Violine, Bratsche, Violoncell, Laute, Harfe, Horn u. s. w. sind nicht nur Z
nisse für die außerordentlich umfassende musikalisch-technische Bedeutung
Meisters, sondern offenbaren zugleich auch eine fast unerschöpfliche originelle
findungskraft desselben. Ein großes Verdienst um das Andenken Rust's wie
die Kunst hat sich seiner Zeit David durch Herausgabe einiger Violinso
erworben, ein wenigstens ebenso großes müssen wir dem Enkel für Heraus
verschiedener Claviersonaten des Meisters (Sonata erotica in A-dur, comp
1775; Sonate in Des-dur, componirt 1777; in B-moll, in Fis-moll —
1784 componirt —, in D-moll, componirt 1788; Son. italiana in E-moll,
ponirt 1792 u. s. w.) zuerkennen. Offenbart R. in seinen Violinwerken
Technik, die seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert vorauseilte, so ragt
seinen Clavierwerken vielfach bis in die Gegenwart hinein. Wir begegnen
melodischen, harmonischen und rhythmischen Führungen, wie wir sie viel
erst bei Weber und Schubert, ja bei Chopin und Liszt wiederfinden. Seine
positionen verlangen sämmtlich tüchtige Spieler, und doch tritt nirgend
Technik um ihrer selbst willen auf. Alles ist hier von Gedanke und Em
dung durchdrungen. Der eigentliche Schwerpunkt im Schaffen Rust's g
freilich der Haydn-Mozart'schen Periode an, wie denn auch Rust's Geburt (1
zwischen die Geburt J. Haydn's (1732) und W. A. Mozart's (1756)
Den Grund seiner musikalischen Bildung hatte allerdings weder Haydn
Mozart gelegt, dazu waren beide zu jung; derselbe ruhte vielmehr in J
Bach's Schule, und die Einwirkungen, welche sich in Rust's dramatischen W
nachweisen lassen, weisen daneben noch vorzüglich auf Gluck (geb. 1714)
seinerseits wieder vor allem aus Händel's Schöpfungen gelernt hatte, w
Aufgabe sich die Musik in ihrer Verbindung mit der Poesie zu stellen
Gluck's Einfluß machte sich damals in allen musikalischen Kreisen Deutsch
geltend. Seine Lehre vom Wortaccent führte überall zu knapperer Form
dramatischerer Haltung, und wenn die jüngeren Componisten das Ziel
immer erreichten, so beweist dies nur den Mangel an productiver Begabung
künstlerischem Vermögen. Zum Ausdruck voller subjectiver Innerlichkeit
erst später Mozart die Musik weiter. Einen glücklichen, ebenso originellen
lebenskräftigen Uebergang von Gluck zu Mozart bildet aber auf diesem G
R., so daß wir — wohin wir blicken — in ihm eine wenn auch immer
zur Anerkennung gelangende, doch bis jetzt noch nicht vollkommen gewür
geschichtliche musikalische Persönlichkeit zu verehren haben.

W. Hosäus, Friedrich Wilhelm Rust und das Dessauer Musik
1766—1796 (in den Mittheilungen des Vereins für Anhalt. Geschichte
Alterthumskunde III, 256—332). In Sonderabdruck erschienen Dessau
Vgl. hierzu den Artikel F. W. Rust in Mendel-Reißmann von Dr. W.
Hosäu

Rust: Johann Ludwig Anton R., Archivar des fürstlichen H
Anhalt-Bernburg und Bibliothekar der fürstlichen Büchersammlung in Bern
wurde am 12. December 1721 zu Reinstedt in Anhalt-Bernburg geboren.
sein Vater als fürstlicher Kammerrath und Amtmann nach Worlitz bei D
berufen wurde, folgte er demselben dorthin, besuchte vom Jahre 1737 an
Gesammtgymnasium zu Zerbst und bezog im October 1740 die Unive
Wittenberg. In den Jahren 1744 und 1745 studirte er in Leipzig und
hier, nachdem J. S. Bach seine gute musikalische Bildung und Begabung
kannt hatte, von diesem zu den üblichen musikalischen Aufführungen als
linist mit herangezogen. Im J. 1750 lebte er in Dresden und im A
1751 wurde er in Dessau in die Zahl der ordentlichen Regierungsadvo
aufgenommen. In demselben Jahre starb sein Vater und ihm fiel nun

für die weitere Ausbildung und Erziehung seiner drei jüngeren Brüder, des jüngsten, Friedrich Wilhelm R. (vgl. den betr. Artikel) zu. Im wurde er Gerichtshalter in Gröbzig, im October 1755 Kanzlist bei der und dem Consistorium in Bernburg, im März 1757 Registrator der beiden Collegien. Bald darauf wurde ihm unter der Aufsicht des thes die Verwaltung der Senioratsacten und anderer dahin ein- Sachen anvertraut, bis am 18. Mai 1765 das fürstlich anhaltische n die Linie Köthen fiel und damit diese Geschäfte für ihn ein Ende Im J. 1768 übernahm er die Verwaltung des fürstlich anhalt- hen Archives und der fürstlichen Bibliothek und blieb in dieser Thä- zu seinem Tode im J. 1785. Er war ein Mann von großer egsamkeit, umfassenden Kenntnissen und vielseitiger Bildung. Seine ter Kindheit an im elterlichen Hause gepflegte Liebe zur Musik ver- n auch in Bernburg Einfluß und der damals in Bernburg als hätige Joh. Christoph Oley († 1789 in Aschersleben), ein Schüler bens begeisterter Verehrer J. S. Bach's hatte ihm manche An- danken. Im J. 1760 errichtete R. mit einigen Freunden in die anhaltische Deutsche Gesellschaft, deren „Aeltester und Urkunden- wurde. „Oberfürsteher" war der anhaltische Cabinetsrath Nettelbeck. 71 wurde R. Mitglied der lateinischen Gesellschaft in Altdorf, im J. furbairischen Gesellschaft der sittlichen und landwirthschaftlichen Wissen- Burghausen. Er hat eine nicht unbedeutende Zahl von Werken ver- die sich zum Theil auf sprachliche, zum Theil auf geschichtliche und Untersuchungen beziehen. In allen spricht sich ein männlicher, echt r Geist aus, der überall auf Reinigung deutscher Sprache, deutscher deutschen Charakters hinarbeitete. Unter seinen handschriftlich hinter- erken befindet sich ein „Fremdartiges Wörterbuch, oder Versuch einer erdeutschung derjenigen fremden Wörter und ausländischen Redens- he im gemeinen Leben, wiewohl zur Ungebühr, in die deutsche Sprache zu werden pflegen, nach kunstrichterischen und sprachkünstl. Grün- rbeitet". Auch ein „Idioticon Anhaltinum, oder Sammlung der im n gewöhnl. eigenen Wörter und Redensarten" hat er hinterlassen. ndiges Verzeichniß seiner Schriften bei A. G. Schmidt, Anhalt. rlexikon. Bernburg 1830.

. J. L. A. Rust, Nachrichten von jetzt lebenden anhalt. Schriftstellern -161; II, 135—141. — A. G. Schmidt, Anh. Schriftst.-Lex. Bern- 30.

Hosäus.

Johann Nepomuk R., berühmter Chirurg, geboren auf dem ohannisberg zu Jauernik in Oesterreich. Schlesien am 5. April 1775, des fürstbischöflichen Regierungs- und Kammerrathes Joseph R., er- Schulbildung in Troppau und Weißwasser, und da mathematische nd Zeichnen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörten, wurde er von rn für die militärische Laufbahn bestimmt. Er trat wirklich auch, ch sehr jung, bei dem kaiserlichen Ingenieurcorps ein. Indessen ver- d darauf (1791) wieder den Militärdienst, um seinem inneren Berufe wissenschaftlicher Ausbildung zu folgen, begab sich nach Wien, wo er, Jahre alt, kümmerlich sich seinen Lebensunterhalt durch Privatunter- ben mußte, weil seine Eltern, die über sein Aufgeben der militärischen ngehalten, zugleich aber auch unvermögend waren, zu seiner Unter- hts beitrugen. Er absolvirte zunächst in zwei Jahren die sogenannten hen Studien und wendete sich darauf der Jurisprudenz zu und zwar

mit solchem Eifer, daß ihm ein Stipendium zu theil wurde, welches ihn in die Lage versetzte, nunmehr seiner alten Neigung für die Medicin zu folgen und Vorlesungen aus derselben zu hören, so daß er 1799, nach Beendigung seiner [illegible] cinisch-chirurgischen Studien, die Befähigung erlangt hatte, akademische Grade zu erwerben. Bei seiner Vorliebe für die operative Chirurgie und bei der Aussicht, als Dr. chirurg. eher eine feste Anstellung zu erlangen, erwarb er zunächst (27. Februar 1800) bei der Universität Prag diesen Grad, nachdem er bereits früher (12. August 1799) bei derselben das Diplom als Magister der Geburtshülfe erlangt hatte. Er kehrte dann wieder nach Wien zurück, um die klinischen Vorträge Peter Frank's zu hören und sich unter Adam Schmidt und Beer in der Augenheilkunde weiter auszubilden. So vorbereitet in das praktische Leben tretend, ließ er sich zunächst in seiner Vaterstadt nieder und erwarb sich bald den Ruf eines tüchtigen Praktikers; da ihm jedoch der beschränkte Wirkungskreis daselbst nicht genügte, so begab er sich zu Anfang des Jahres 1802 nach Olmütz und wurden ihm, nach glänzend ausgefallener Concursprüfung, die am dortigen Lyceum erledigten Lehrämter der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe, zunächst provisorisch, in demselben Jahre (27. August) aber auch definitiv übertragen. Indessen sehr bald erlangte er einen seinen Neigungen noch mehr entsprechenden Wirkungskreis, indem ihm bei der Reorganisation der Universität Krakau das ordentliche Lehramt der höheren theoretischen und praktischen Chirurgie am 6. Februar 1803 anvertraut wurde. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, seine Fähigkeiten in vollem Maße zu entfalten und sein Lehrtalent, seinen Scharfsinn, sein klares, treffendes Urtheil, seine Gewandtheit in administrativen Dingen zur vollen Geltung zu bringen. Eine seiner ersten Thaten war die Errichtung einer chirurgisch-klinischen Anstalt, die bis dahin in Krakau noch ganz gefehlt hatte; er verband damit die Gründung eines chirurgischen Museums und praktische Uebungen in den chirurgischen Operationen an Leichen. Seine Vorträge über Chirurgie, Augenheilkunde und verwandte Disciplinen hielt er theils in deutscher, theils in lateinischer Sprache, machte sich um die Sanitätspolizei durch die eifrig (1805) betriebene, damals noch vielfach angefeindete Schutzpockenimpfung verdient und entwickelte bei den in den Kriegsjahren 1805 und 1809 auch in Krakau herrschenden epidemischen Krankheiten eine rastlose Thätigkeit in den Hospitälern, die 1809 seiner speciellen Leitung anvertraut waren. Trotz dieser Verdienste, und trotzdem er als Praktiker sich des Vertrauens von Kranken und Collegen weit und breit erfreute und von ersteren viele aus den entferntesten Gegenden Polens und aus dem angrenzenden Rußland zu ihm kamen, und trotzdem der akademische Senat, in Anerkennung seiner Verdienste als Arzt, ihn unter dem 3. März 1807 das Diplom als Doctor der Medicin ertheilt hatte, erachteten einige seiner akademischen Collegen es als mit den gesetzlichen Bestimmungen in Widerspruch stehend, daß er als Dr. chirurgiae auch innerliche Krankheiten behandele. Um diesen Anfeindungen zu entgehen, unterzog sich R. noch als Professor der medicinischen Doctorprüfung, wurde am 11. Februar 1808 rite promovirt, begab sich auch nach Wien, bestand die Prüfung als Augenarzt und erhielt am 15. März 1809 das Diplom als Magister der Augenheilkunde. Dabei hatte ihm das Vertrauen seiner Collegen während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Krakau dreimal das Decanat der medicinischen Facultät, zweimal das Rectorat und mehrere Jahre hintereinander das Amt eines Facultätsdirectors und (1809) eines Sanitätsreferenten bei der Krakauer Landesstelle anvertraut. Seine Thätigkeit in Krakau erreichte mit der durch den Wiener Frieden (14. October 1809) erfolgten Abtretung von West-Galizien an das damalige Großherzogthum Warschau ihr Ende, da er, trotz aller Anerbietungen der neuen Regierung, 1810 Haus und Hof und eine sehr einträgliche Praxis verlassen

kurzem Aufenthalt in Lemberg, Wien zu seinem Wirkungskreise wählte. e Erwartungen, hier eine seinen Verdiensten und seinen Fähigkeiten ent- hende Stellung zu finden, gingen in Erfüllung, indem er die Stellung eines arwundarztes am Allgemeinen Krankenhause und 1812 das Amt, die ge- lichen Sectionen vorzunehmen, erhielt. Kaum war er aber in seine neue ksamkeit eingetreten, als sich seine Krankenabtheilung in eine Klinik höherer verwandelte, die nicht von Anfängern, sondern von Aerzten und Wundärzten In- und Auslandes mit großem Interesse besucht wurde. In diese Zeit auch einige von Ruft's bedeutenderen litterarischen Productionen, nament- seine sehr bekannt gewordene „Helkologie, oder über die Natur . . . der Ge- üre" (2 Bde. Wien 1811. Neue Bearbeitung 1841, 42; 1844); ferner ige Reflexionen über Natur und Heilung der Lymphgeschwülste" (Harleß' bb. der deutsch. Med. 1813), ein Bericht über das Allgem. Krankenhaus 0—12 (Salzburg. med.-chir. Ztg. 1813) und „Einige Beobachtungen über Wunden der Luft- und Speiseröhre" ꝛc. (1815) neben einer großen von Recensionen in der Wiener Allgem. Litt.-Ztg. und der Salzburger -chir. Ztg. Da hiernach sein Ruf in der wissenschaftlichen Welt immer be- ender wurde, konnte es nicht fehlen, daß ihm im Auslande manche ehren- Stellungen angeboten wurden, die er jedoch alle in der Hoffnung, in Wien entsprechende Wirksamkeit zu erhalten, ablehnte. Erst als sich ihm hierzu Aussicht eröffnete, nahm er das ihm bei Gelegenheit des Wiener Congresses der preußischen Regierung 1815 gemachte Anerbieten an, bei dem eben er- ten Feldzuge als Generaldivisionsarzt in preußische Dienste zu treten, nach digung des Krieges aber an der Universität Berlin, oder einem anderen cinischen Institute eine Anstellung zu erhalten. Er verließ am 10. Juli n, übernahm die ärztlichen Geschäfte bei dem auf dem Marsche nach Paris befind- n, unter dem Commando des Generals Grafen Bülow von Dennewitz stehenden rmeecorps und führte dieselben zu vollster Befriedigung seiner Vorgesetzten. der Rückkehr aus dem Felde erhielt er seinen bleibenden Wohnsitz in Ber- wurde Generaldivisionsarzt der Armeecorps in Brandenburg und Pommern, 0. Mai 1816 zum Professor extraordinarius bei der medicinisch-chirurgischen emie für das Militär, am 22. Juni 1818 auch bei der Universität ernannt, dem er am 12. December 1816 bereits mit der Leitung der neu errichteten rgisch-ophthalmologischen Klinik im Charité-Krankenhause, die, ebenso wie seine ctungen, auf die Studirenden eine außerordentliche Anziehungskraft ausübte, ut worden war. Eine von ihm 1819 ausgeführte Untersuchung über die den preußischen Truppen herrschende epidemische Augenentzündung veranlaßte Schrift „Die Aegyptische Augenentzündung unter der kgl. preuß. Besatzung Mainz." Berlin 1820. Unter dem 23. Juli 1821 wurde er zum Geh. rmedicinalrath und vortragenden Rathe im Ministerium der geistlichen, Un- chts- und Medicinalangelegenheiten ernannt, und von da an datiren die zahl- en und einschneidenden Reformen, welche auf seinen Betrieb bei dem preußi- Medicinalwesen eingeführt wurden. Es gehört dahin eine neue Classifi- n des Heilpersonals und die derselben entsprechende Regulirung der Prü- en für die verschiedenen Kategorien desselben, ferner die Errichtung besonderer ungsanstalten für die Wundärzte 1. und 2. Classe (Chirurgenschulen), deren Münster, Breslau, Magdeburg, Greifswald, von 1822—31 ins Leben ge- wurden. Auch das Charité-Krankenhaus zu Berlin wurde von ihm refor- und erweitert, bei demselben eine Krankenwärterschule errichtet und demselben Curatorium gegeben, an dessen Spitze R. selbst mit dem Titel als „Präsi- (24. November 1829) trat; später (24. Juni 1836) wurde diesem Cura- m auch die Thierarzneischule unterstellt. Eine Darstellung von einem Theile

der durch ihn ausgeführten Reformen gab R. selbst im 3. Bande seiner Au
und Abhandlungen unter dem Titel: „Die Medicinalverfassung Preußens,
sie war und wie sie ist. Actenmäßig und kritisch beleuchtet." Berlin 1
Die ihm als Generaldivisionsarzt übertragenen Geschäfte versah R., der
6. August 1822 zu einem der Generalstabsärzte der Armee und am 7. Ja
1824 zum Professor ordinarius bei der Universität ernannt worden war,
bis zur Errichtung des erwähnten Curatoriums (1829); aber bald eröffnete
ihm ein neues Feld für seine Thätigkeit, als im J. 1831 von Rußland her
Cholera unaufhaltsam gegen Preußen vordrang. Die von ihm angeor
Grenzsperre konnte zwar den gehegten Erwartungen nicht entsprechen, war
auf das richtige Princip der von ihm vertheidigten Contagiosität der Kran
basirt. Zur Sammlung von Beobachtungen über die räthselhafte Kran
hatte er die Herausgabe eines „Cholera-Archiv", 3 Bde., 1832, 1833, veran
ebenso wie er um diese Zeit (1832) den „Verein für Heilkunde in Preu
und die von demselben herausgegebene „Medicinische Zeitung" gründete.
wurde er zum Leibarzt des Kronprinzen ernannt, begleitete denselben au
schiedenen Reisen (nach Italien, St. Petersburg) und wurde 1836 Vorsitz
einer Commission zur Bearbeitung eines neuen (1839 erschienenen) „Lehrb
der Geburtskunde für die Hebammen in den königl. preuß. Staaten". Am 29.
nuar 1837 wurde er zum Wirklichen Geheimen Obermedicinalrath mit dem R
eines Rathes 1. Classe ernannt und starb am 9. October 1840 auf seinem
Kleutsch bei Frankenstein in Schlesien.

Wenn wir zunächst seine litterarischen Arbeiten, außer den schon genan
ins Auge fassen, so ist es bewundernswerth, welche Fülle an solchen, be
Ueberzahl seiner sonstigen Geschäfte, er theils selbst ausgeführt, theils vera
hat. Es gehören dahin „Arthrokakologie, oder die Verrenkungen durch i
Bedingungen, 1817", das von ihm herausgegebene „Magazin für die gesa
Heilkunde" von 1816 an (auch nach seinem Tode bis 1866 fortgesetzt, zusa
in 66 Bänden), ferner seit 1823: „Kritisches Repertorium für die Heilku
(anfänglich allein, später mit J. L. Casper), „Theoretisch-praktisches Han
der Chirurgie . . . unter Mitwirkung eines Vereins von Aerzten und Wundär
(18 Bde. 1830—1836); dazu eine sehr große Menge von Aufsätzen und Art
namentlich in seinem „Magazin", darunter über die Organisation des preuß
Militärsanitätswesens (1816, 1818, 1819), über Hunger- und Schmier
(1816, 1819, 1821, 1846), über Herstellung von verstümmelten Nasen (1
über Zweck und Einrichtung ärztlich-praktischer Lehranstalten (1818, 1833, 1
u. s. w. Noch bis an das Ende seiner Tage beschäftigte R. die Heraus
seiner fast gänzlich umgearbeiteten „Helkologie" und des 3. Bandes seiner
sätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Sh
arzneikunde" mit lithogr. Tafeln (Theil 1 1834, Theil 2 1836).

Ruft's Verdienste um die Wissenschaft betreffend, ist zunächst anzufü
daß er sich um die wissenschaftliche Classificirung der Geschwüre verdient ge
hat, wenn auch die spätere Zeit seine feinen Unterscheidungen mehrfach nich
ganz stichhaltig anerkennen wollte; ebenso stellte seine „Arthrokakologie" für
Zeit einen Fortschritt in der Lehre von den Gelenkkrankheiten dar. Die
führung der Inunctions- und Hungercur bei veralteten dyskrasischen Krankh
ist ihm ebenfalls als Verdienst anzurechnen. Als Operateur war er in frü
Jahren durch Einfachheit des Handelns, des Instrumentenbedarfs (obgleich
Anzahl von Instrumenten seinen Namen trägt) und Geschicklichkeit ausgezeic
in der letzten Zeit seines Lebens hielt er zwar noch die Klinik ab, hervorra
durch die Lebhaftigkeit und Kraft seines Wortes, führte aber, da durch begi
den grauen Staar sein Sehvermögen getrübt war, keine Operationen mehr

ndern überließ dieselben Dieffenbach, seinem jüngeren Collegen. Sein hervor-
ragendes Lehrtalent zog Aerzte und Studirende aus allen Ländern an und wird die
ntalsumme seiner Zuhörer, die er in 43 Studiensemestern (1817—1840) hatte,
f 4629, darunter 870 promovirte Aerzte und 1372 Ausländer, berechnet;
während dreier Semester und einzelner Monate war er in den 23 Jahren
ch Krankeit oder Abwesenheit in anderen Berufsgeschäften verhindert, seine
nik zu halten. Im Umgange mit Kollegen und Patienten war er entgegen-
mend, durch Sicherheit und Bestimmtheit des Handelns ausgezeichnet, wenn
manchmal etwas derb, dabei aber gutherzig, für neue Ideen empfänglich,
ch ein abgesagter Feind aller Charlatanerie, gegen aufstrebende Talente wohl-
end und denselben mit Rath und That förderlich, während er erkannten
acitäten mit Eifer und ohne Engherzigkeit den Weg bahnte, was ihm durch
nahen Beziehungen zu hochgestellten Staatsbeamten, die in ihm den geist-
n Arzt und fähigen Beamten in gleicher Weise schätzten, sehr erleichtert
. Aus demselben Grunde fand er bei Jenen auch für die Ausführung
Reorganisationsplanes willige Anerkennung und Unterstützung, und sind
ls in Preußen so umfassende und so einschneidende Veränderungen im
tualwesen ausgeführt worden, wie auf seine Veranlassung. Auch für ge-
Unterhaltung hatte er viel Sinn, sowohl innerhalb seines Hauses, welches
ammelpunkt von geistreichen Personen jeden Standes und Geschlechts war,
ch in anderen Geselligkeitsvereinen, in denen seine Gegenwart etwas An-
es und Belebendes hatte.

Großheim in Medicin. Zeitung. Herausgegeben von dem Verein für Heil-
de in Preußen, 1840, S. 249, 253, 259. — Callisen, Medicin. Schrift-
ler-Lexikon Bd. 16 S. 439; Bd. 32 S. 53.

E. Gurlt.

Ruft: Isaak R., Theologe, auf wissenschaftlichem Gebiete wenig hervor-
, aber von Bedeutung auf dem Gebiete der Kirchenleitung. Er stammt aus
bäuerlichen Familie und ist geboren am 14. October 1796 zu Mußbach
Rheinpfalz. Erst Schullehrling, dann Schreiber, erwarb er sich inner-
kurzer Zeit durch angestrengte Privatstudien in Heidelberg die Maturität
wurde daselbst am 1. März 1815 immatriculirt. Er widmete sich bei
r und Voß der Philologie, bei Hegel, Daub, Paulus u. A. der Philo-
und Theologie, löste schon 1816 eine theologische Preisaufgabe und be-
nach 5 Semestern im Herbst 1817 seine erste theologische Prüfung in
. Nach kurzer Verwendung im Kirchendienst wurde R. im Januar 1818
hrer an der neu eröffneten Studienanstalt in Speier angestellt, neben
speciellen Landsmann und Zeitgenossen, dem späteren Cardinal und
hof von Köln, Joh. Geissel; schon im folgenden Jahre vertrat er
Lycealprofessor mit Vorlesungen über philosophische Fächer und erwarb
urch eine Abhandlung „De absoluti revelatione“ in Heidelberg den philo-
hen Doctortitel. 1820 mußte er infolge einer Krankheit das Lehramt
en und wurde Pfarrer in dem bekannten Weinort Ungstein. In Speier
au ihm das Zeugniß, daß er sich wesentliche Verdienste um das Aufblühen
nstalt erworben habe. — In Ungstein gab R. 1825 sein Buch „Philo-
und Christenthum oder Wissen und Glauben“ (2. Aufl. 1833) heraus.
tt auf als Kämpfer „für Licht und Wahrheit, für Freiheit des Geistes
ndringende Forschung“, gegen die Ausgeburten eines erkrankten Gefühls
ie Unternehmungen der Lichtscheuen, und vertheidigt die Sache der Ver-
gegen die „Finsterlinge“; aber Rationalismus und Supranaturalismus
n Einseitigkeiten, zwischen Glauben und Wissen besteht Einheit. Die intellec-
und religiöse Entwickelung der Menschheit hat drei Stufen: Heidenthum,

Judenthum und Christenthum, die sich verhalten wie Gefühl, Verstand Vernunft. Dr. Paulus klagte trotz der Anerkennung, daß der Zeitgeist — damit ist wohl die Hegel'sche Philosophie gemeint — zuviel Einfluß a gehabt zu haben scheine (Sophronizon Bd. VII, H. 5, S. 100 ff.). Ein satz in der protestantischen Zeitschrift für evangelisches Christenthum von L Friedrich (Frankf. 1827, Bd. I, H. 3. Bd. II, H. 1—3): „der Protest mus" steht auf demselben Standpunkt. Der Protestantismus ist die Kirc inneren Auctorität, Vernunft und Evangelium sind seine beiden Leuchten. war der größte Lichtfreund auf Erden, Luther und Zwingli waren seine T Es ist thöricht und gottlos, den freien Geist für alle Zeiten in die Fe der Glaubensbekenntnisse zu schlagen; das wollten auch die Reformatoren nicht dern sie wollten unendlichen Fortschritt im Glauben und in seiner äußeren stellung möglich machen. Aehnlich hatte sich R. schon 1824 ausgespro einer Synodalpredigt: „Welche Forderungen macht die evangelische Kir ihre Mitglieder?" (Mannheim, Schramm und Götz 1824). — Ehe diese satz vollendet wurde, wurde R. 1827 als Pfarrer an die französisch-refo Gemeinde in Erlangen berufen und erhielt bald die Würde eines Lice und im März 1828 die eines Doctors der Theologie. In seiner Disser „De nonnullis, quae in theologia nostrae aetatis dogmatica desiderantur langen, Kunstmann 1828) wendet er sich besonders gegen Schleiermacher, Verdienste er sonst anerkennt, mit dem Vorwurf, daß dessen Religionsbeg Religion ihrer Würde beraube, das Wesen der christlichen Religion corr und die Würde des Menschen vermindere. In seinen „Predigten übe gewählte Texte" (1829) polemisirt er zwar auch gegen den starren, todten stabenglauben im Bunde mit einer krankhaften Gefühlsüberspannung, aber gegen die Aufklärungssucht mit ihrem Miethlingssinn, ihrer Dürre u fruchtbarkeit. Jesus ist nicht bloß Menschensohn, sondern auch Gottes seiner ganzen Würde. Die Bekenntnißschriften sind nicht abzuschaffen, abe sie mit der Schrift und Vernunft nicht übereinstimmen, von der ganzen zu verbessern. Im Sommer 1828 begann R. seine Vorlesungen, die s Dogmatik, Ethik, Apologetik und neutestamentliche Exegese erstreckten, auch er einen philosophisch-theologischen und einen homiletischen Verein. Er 1830 außerordentlicher, 1831 ordentlicher Professor und 1833 Mitgl akademischen Senats. Schon 1827 hatte er zusammen mit Lommler, Sackreuter und E. Zimmermann die Herausgabe eines vierbändigen We gonnen: „Geist aus Luther's Schriften oder Concordanz der Ansichten u theile des großen Reformators" (1827—31). Daran reihte sich, veranlaß die auch nach Deutschland übergreifende Julirevolution, „Stimmen der mation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit" (R. vertheidigt die Reformation gegen den Vorwurf der Revolution, gr „frechen Geist der Verneinung" an und sagt das, was sich unter dem ehrw Namen des Rationalismus geltend mache, sei nichts als ein mehr oder umschleiertes Erzeugniß jenes Geistes. Uebrigens versichert R. nicht blo er keine schlechthinnige Rückkehr in das 16. Jahrhundert und zur S wünsche, sondern zeigte auch noch jetzt einen Dissensus von der kirchliche In zwei Programmen: „De Blasio Pascale, veritatis et divinitatis re christ. vindice" (Erlangen 1833), verlangt er die Entfernung der Le einer gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur, die nur maculata litata sei, aus den Bekenntnißschriften. Infolge des Zusammenwirke Männern wie Engelhardt, Winer, Olshausen und Harleß und einer tiefe forschung der heiligen Schrift und der Reformatoren wandte er sich vo auf Hegel'scher Philosophie ruhenden Rationalismus immer mehr der ort

ichtung zu (vgl. die Universität Erlangen von 1743—1843 [von J. G. V. ngelhardt] S. 99). Der Vorwurf eines plötzlichen Umschwungs ist unberechtigt, enso der des Pietismus und Mysticismus. Bei seinem Weggang von Erlangen t das Presbyterium unter Rust's Vorsitz, das Consistorium möge einen Pfarr- rweser senden, der fern von den theologischen Parteien der Zeit, und insbesondere r dem Geist des Pietismus im Stande sei, das lautere Evangelium zu ver- ndigen. — Das obengenannte Buch mag wohl die Aufmerksamkeit der Regie- ng und der Kirchenbehörde auf R. gelenkt haben für eine Stelle im Consistorium Speier. Waren doch gerade in der Pfalz die Wogen der politischen Erregung J 1832 (Hambacher Fest!) sehr hoch gegangen. Bemüht hatte er sich um e neue Stelle nicht. Die pfälzische Union von 1818 war im rationalistischen ne geschlossen worden, außer dem neuen Testamente sollte nichts anderes als ubens- und Lehrnorm gelten, die symbolischen Bücher sollten abgeschafft . Das Generalconsistorium (später Oberconsistorium) in München dagegen rte die allgemeinen Symbole und die symbolischen Bücher, soweit sie nicht tige Lehren enthielten, zur Lehrnorm. Zwar beschloß die pfälzische General- de von 1821, die allgemeinen Symbole und die symbolischen Bücher seien ebührender Achtung zu halten, aber die heilige Schrift sei allein Glaubens- d und Lehrnorm. Darüber entstand nun langjähriger Streit, auf der einen e stand das Oberconsistorium und die Regierung, auf der andern das istorium in Speier mit der ganzen Geistlichkeit. Das kirchliche Leben in Pfalz befand sich in einem traurigen Zustand. Es gab nicht wenige un- dige Geistliche, und sie wurden nicht sonderlich beunruhigt von oben; tiefere logische Bildung war selten zu finden, es herrschte viel Seichtigkeit und rflächlichkeit. Das kirchliche Leben schlief, der Kirchenbesuch in den Städten schlecht, auf dem Lande nicht immer gut. Kirchliche und christliche Be- ungen (z. B. Bibelverbreitung, Mission) fanden keine Theilnahme (Lyncker, Entwickelung des kirchlichen Lebens in der vereinigten protestantischen Kirche Pfalz. Verl. d. evang. Vereins, 1860, S. 9 ff. — Pfälzisches Memorabile, baf. 1873 S. 78 ff.). Als das Consistorium in Speyer Beschwerde erhob gegen ergriffe" des Oberconsistoriums, wurden der Director und zwei Räthe ent- und an ihre Stelle ein lutherischer Regierungsrath, Sieß, und Dr. R. fen (1833). In seiner Antrittspredigt („Zwei Predigten beim Uebergange nen neuen Berufskreis" Mannheim 1833) legte R. seinen Standpunkt offen Er bekennt sich zur Union, nennt dieselbe ein gottgefälliges Werk. Aber ist richtig, daß er nicht im Sinn und Geist der Unionsstifter gewirkt gewaltet hat (Laurier, Die evangelisch-protestantische Kirche der Pfalz, erslautern, 1868, S. 109). Es fehlte ihm an Geduld, Mäßigung, Ent- kommen; er vergaß die Rücksicht auf die bisherige Entwickelung und that chen ehrlichen, überzeugten Rationalisten Unrecht, wenn er sie des Abfalls (man vgl. seine „Predigten und Casualreden", Speyer 1838). Das Urtheil, H. Thiersch über R. fällte (Friedr. Thiersch's Leben, 2. Bd., 1866, 389), ist streng, aber gerecht: „Zwar hatte er das Verdienst, mit heilsamer nge arge Ausschreitungen unwürdiger Geistlicher zu beseitigen, aber statt die üther für das Bessere zu gewinnen, verletzte er durch schroffes und ge- risches Auftreten und verleitete durch Aufnöthigung der Orthodoxie schwächere raltene zur Heuchelei." Gleich die erste Maßregel, die Einforderung der freitagspredigten 1834, wozu das Consistorium ja berechtigt war, und die weise scharfe Beurtheilung derselben machte böses Blut. Sodann wurde der auch anderer als landeskirchlicher Agenden verboten; die Lehre von der fertigung durch den Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes und und der Welt, als Mittelpunkt der confessionellen Unterscheidungslehren zu

predigen empfohlen. Schon erhoben einzelne Pfarrer förmlich Widerspruch [illegible] der Landrath (Provinzialvertretung) der Pfalz beschwerte sich 1835 über [illegible] Antastung der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Am 27. Januar 1836 erließ das Consistorium ein Rundschreiben, die theologisch-kirchlichen Parteiungen, [illegible] specie den Mysticismus und Pietismus betreffend — die Gegner nannten [illegible] nach den Eingangsworten „Die Bulle: Eingedenk der ernsten Verpflichtungen" auch „Bulla Rustica" — das Consistorium erstrebe nur Beförderung wahrhaft geistlicher Thätigkeit, Entfernung des Miethlingssinnes, des Unglaubens, der Unsittlichkeit, und Erhöhung der Liebe zu der heiligen Schrift. Dem Rationalismus wird unmißverständlich der revolutionäre Geist schuld gegeben und [illegible] vorgeworfen, daß er abgefallen sei von der heiligen Schrift zu den Fabeln des fleischlichen Verstandes. Während eine Stimme im Christlichen Beobachter (Frankfurt 1837) diesen Erlaß „das bedeutendste Actenstück über die kirchliche Bewegung unserer Zeit" nannte, und ein hochgestellter Beamter (J. H. Jung, bad. Oberhofgerichtsrath, Ein Wort über die Lehrfreiheit u. s. w. Frankf. 1837) erklärte, das Consistorium habe völlig innerhalb der Grenzen seiner Amtspflicht und Befugniß gehandelt, wurde R. von anderer Seite heftig angegriffen, namentlich in der von dem bekannten Statistiker G. F. Kolb redigirten Speyerer Zeitung. Das Consistorium sollte nicht bloß an der Abnahme der Theologiestudirenden, sondern auch an dem Anwachsen der Geisteskrankheiten schuld sein. Eine Klage gegen Kolb wurde von den Gerichten abgewiesen. Die meisten Diöcesansynoden erhoben sich gegen das Consistorium, einige verlangten die Entfernung Sieß' und Rust's. Zur Beilegung der Unruhe sandte das Oberconsistorium im Juli 1836 die beiden Räthe Dr. Grupen und Dr. Fuchs in die Pfalz, welche an einigen Orten Versammlungen der Geistlichen und der weltlichen Synodalen beriefen. Aber da sie erklärten, durch die Union sei nicht eine Lossagung von den übereinstimmenden Lehren der Lutheraner und Reformirten erfolgt, ja durch eine solche Lossagung bringe sich die pfälzische Kirche in die Gefahr, die verfassungsmäßigen Rechte der drei anerkannten christlichen Confessionen zu verlieren, und ein allerhöchster Erlaß vom 20. Januar 1837 die Grundsätze der beiden Commissäre billigte, und im März auch Consistorialrath Dr. Schultz, welcher die rationalistische Richtung vertrat, quiescirt wurde, so stieg die Erregung noch weiter. 139 Geistliche und 65 weltliche Synodale reichten bei der Abgeordnetenkammer eine Beschwerde gegen das Oberconsistorium und das Consistorium ein. Dieselbe kam zwar nicht mehr zur Verhandlung, aber der 2. Secretär, Willich, griff bei anderer Veranlassung R. an als einen Mann von jesuitisch-pietistisch-mystisch-theokratischer Tendenz, und als einen Störer der Einigkeit und der Vereinigung. Die beiden Präsidenten erklärten ihr Befremden über diesen Angriff auf einen Abwesenden, und der Minister v. Oettingen-Wallerstein erklärte, die oberste Kirchenbehörde gebe R. das Zeugniß tiefen Wissens, reinsten Strebens und treuer Pflichterfüllung (Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten im J. 1837, 7. Bd., S. 557—566). Indeß hatte die Beschwerde doch die Folge, daß Director Sieß weichen mußte. — Die Generalsynode von 1837 lehnte den von R. aus älteren, namentlich pfälzischen Kirchenordnungen zusammengestellten „Entwurf einer Agende" u. s. w. (Speyer 1837, 474 S., 8°) ab, aber der König sprach ihm seine persönliche und besondere Zufriedenheit aus, sowohl wegen seiner geistlichen Amtsführung als auch wegen seines Diensteifers für Handhabung des verfassungsmäßigen protestantischen Kirchenregiments. Zwar richteten mehrere Abgeordnete abermals eine Eingabe gegen R. an den König (1840), und der alte Professor Paulus in Heidelberg kam seinen Gesinnungsgenossen zu Hülfe mit einem dicken Buche (Die protestantisch-evangelisch unirte Kirche in der Baierischen Pfalz, eine Samm-

lung von Actenstücken, 1840), aber die Pfalz konnte sich eben doch dem allgemeinen Umschwung nicht entziehen; der Rationalismus war im Niedergang begriffen, die meisten jungen Theologen hatten einen andern Geist. Während 1837 die beiden Parteien noch wie 36 : 4 standen, waren sie in der Synode von 1841 einander fast gleich. Ja 1842 richteten Rust's Anhänger eine Zustimmungsadresse an ihn, die, obwohl unterdrückt, weil sich der Regierungspräsident, Fürst Wrede, in derselben gekränkt sah, doch zeigte, wie es stehe. Es wurden manche neue Einrichtungen getroffen, 1838 und 1839 entstanden die ersten Bibelvereine, 1845 wurde die Missionssache eingeführt, eine neue bessere biblische Geschichte wurde eingeführt, eine Revision des Katechismus in Aussicht genommen. Aufs neue erhob sich der Sturm bei der Generalsynode 1845. R. eröffnete sie mit einer Predigt über Jerem. 17, 13 ff. („Der Herr ist der evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung", Speier 1845), in welcher er seine Gegner Abtrünnige, Abgefallene, ungezogene Kinder nennt, die in heilloser Verblendung nicht ruhen und nicht rasten, bis sie in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben sind und Gott ihrer nicht mehr gedenkt. Menschen, von Eitelkeit gestachelt und christlicher Erkenntniß bar, führten das große Wort, Unreife und Erfahrungslose redeten ihnen nach. Eine solche Sprache mußte erbittern. Dazu kamen die Vorlagen: Specielle Seelsorge, Belebung der Hausandacht, Gesangbuchsrevision und ein Katechismusentwurf. Betreffs des letzteren hatte eine allerhöchste Entschließung von 1843 bestimmt, er müsse die allgemeine (d. h. beiden protestantischen Confessionen gemeinsame) Lehre vollständig und unverhüllt enthalten. Neuen Zunder brachte ein Aufsatz des Pfarrers Frantz von Ingenheim in der Zeitschrift Die Morgenröthe (1846): Von der Gottheit Christi steht nichts in der Bibel. Dieser Aufsatz sowie ein eigenes der Gemeinde zur Unterzeichnung vorgelegtes, rationalistisches Glaubensbekenntniß brachten über Pfarrer Frantz zuerst Suspension und endlich Absetzung. Schriften erschienen pro und contra, und eine Versammlung in Edenkoben an Luther's Geburtstag wendete sich mit einer Beschwerde an den König. Die Aufregung wurde der Regierung doch bedenklich, aber sie traf einen eigenen Ausweg: sie enthob R. am 17. December 1846 seiner Stelle als Consistorialrath in Speyer — und versetzte ihn als Oberconsistorialrath und zweiten Hauptprediger nach München. Im März 1847 verließ er Speyer; seine letzte Predigt hielt er daselbst über Col. 2, 6—10: Bleibet dem Herrn Jesu getreu. Da Rust's Nachfolger, Börsch, wenn auch milder, doch derselben Richtung angehörte, R. im Oberconsistorium im Grunde noch mehr Einfluß hatte, so folgten neue Versammlungen, neue Eingaben, bis im J. 1848 die Losung ausgegeben wurde: Trennung vom Oberconsistorium! Die Staatsregierung ertheilte zu einem etwaigen Antrag ihre Zustimmung. Am 16. October 1848 wurde die Synode eröffnet, zwei Tage darauf wurde R. quiesciert, Pfarrer Frantz wieder in sein Amt eingesetzt, in der Hoffnung, dadurch die Trennung zu verhüten; aber es war zu spät, sie wurde ausgesprochen und am 17. Mai 1849 vom König Maximilian II. genehmigt. Aber noch einmal trat in Rust's Stellung eine unerwartete Wendung ein: nachdem er 1849 auf die erste Hauptpredigerstelle vorgerückt war, wurde er 1851 zum Ministerialrath im Cultusministerium ernannt und erhielt das Referat über pfälzische Kirchenangelegenheiten. Welchen Einfluß er auf dieselben übte, entzieht sich annoch der Kenntniß, aber er übte einen solchen, wenn auch nicht immer heilsamen. 1853 wurde die Augsburgische Confession von 1540 als Consensus-Bekenntniß angenommen, ein neuer Unionskatechismus entworfen, die Revision des Gesangbuchs beschlossen und die Wahlordnung von 1848 aufgehoben. Die neue Wahlordnung wurde jedoch nicht pure genehmigt, sondern ein Theil der früher

aufgehobenen von 1818 eingeschoben, gegen die Bestimmung, daß Aenderungen nur mit Zustimmung der Synode erfolgen können. 1857 wurde ein Gesangbuchsentwurf vorgelegt, und von dem Consistorium bedeutend erweitert, 185[illegible] demselben die Genehmigung ertheilt. Darüber entstand der unheilvolle Gesangbuchsstreit. Daß man R. noch fürchtete, zeigt eine von liberaler Seite ausgegangene Streitschrift (Kirchengesetz und Kirchengewalt in der bayer. Pfalz, 4. Aufl., München 1861, S. 75),[illegible] es erhebe sich Zweifel, ob das rechte Wort bis zum König dringen werde, da ja derselbe Mann, der im Jahre 1833 mit dem Unfrieden in die Pfalz kam, im J. 1848 (?) in München untergekommen, heute (1860) dort über dieselben Beschwerden, die zugleich gegen ihn und sein Werk gerichtet sind, mit seiner Ansicht gehört werde. Im J. 1861 wurde das neue Gesangbuch suspendirt; R., dem es unter diesen Umständen seine Ueberzeugung nicht mehr gestattete, im Amt zu bleiben, bat mehrfach um seine Entlassung. Diese wurde ihm am 11. Juni 1861 ertheilt mit Belassung seines Gesammtgehaltes und unter Anerkennung seiner vieljährigen in Kirche und Staat mit Treue und Hingebung geleisteten Dienste. Er war Ritter des Verdienstordens der baierischen Krone und des Michaelsordens. Nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, seine Ruhe zu genießen. Nach einer Krankheit von wenigen Wochen starb er am 14. December 1862.

Mittheilungen aus Speyer, Erlangen u. München. — G. F. Kolb, Kurze Geschichte der verein. prot.-evang. christl. Kirche d. baier. Pfalz, Speyer 1847. — Geschichte der verein. Kirche der Pfalz von 1818 bis 1848, Verl. d. evang. Vereins, 1849. — E. F. H. Medicus, Geschichte der evang. Kirche im Königr. Bayern, Supplementband, Erlangen 1865. — Pfälz. Memorabilien, 2. Th., Verl. d. evang. Vereins, 1874. — Allgemeine Kirchen-Zeitung (Darmstadt), Jahrgang 1836 ff. — Real-Encyklopädie für Theologie und Kirche v. Herzog u. f. w., XIII, S. 137 ff.

Joh. Schneider.

Rüstow, drei Brüder, die Söhne eines pensionirten preußischen Infanterie-majors, welche sämmtlich als Militärschriftsteller hervorgetreten sind. — Der bedeutendste und bekannteste unter ihnen ist Friedrich Wilhelm R., ein Mann, welcher, durch die unglücklichen staatlichen Verhältnisse Deutschlands in der vormärzlichen Zeit irregeleitet und in eine falsche Bahn gelenkt, fast nie dazu gekommen ist, seine hohe geistige Begabung wirklich nutzbringend zu verwerthen, sondern nachdem er seine reiche Geisteskraft im Kampfe um das Dasein zersplittert hatte, sein verfehltes Leben fern von der Heimath durch Selbstmord endete. Am 25. Mai 1821 zu Brandenburg a. d. Havel geboren, trat R. 1838 bei den Pionieren in den Dienst, ward 1840 Officier und legte als Schüler der Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin Zeichen hoher Befähigung an den Tag, so daß man annahm, er würde, wenn erst die geistige Gährung, welche unverkennbar in ihm arbeitete, zur Klärung gediehen sei, Ausgezeichnetes leisten. Daß er davon noch weit entfernt war, bewies eine Schrift „Der Deutschen Festungsvertheidiger Stellung und Gefechtskunst", welche er 1845 in Leipzig unter dem angenommenen Namen Huldreich Schwertlieb erscheinen ließ. Sie gibt dem vom Verfasser lange Zeit mit Vorliebe gepflegten Gedanken Ausdruck, die stehenden Armeen durch Volksheere zu ersetzen, indem sie den Vorschlag macht, den Schutz Deutschlands gegen äußere Feinde den Bewohnern von Bezirken zu übertragen, deren Vertheidigung sich auf feste Plätze im Innern jener Bezirke stützen sollten. Eine andere Schrift „Der Krieg der Zukunft", Hirngespinnste der erregten Einbildungskraft Rüstow's enthaltend, welcher darin fast communistische Ansichten zur Schau trug, veranlaßte, daß er zur Rechenschaft gezogen wurde. Der Spruch eines niedergesetzten Kriegsgerichtes erhielt, weil er als zu milde erachtet wurde, nicht die kriegsherrliche

Bestätigung. Bevor ein zweiter Spruch gefällt war, entwich R. in Posen aus der Haft und flüchtete nach der Schweiz. Auch eine andere noch weiter gehende damals erschienene Schrift: „Stehendes Heer und Volkswehr u. s. w., von einem deutschen Officier", wird ihm zugeschrieben; die Disciplin wird darin als das Streben zu gänzlicher Entmenschlichung des Wesens, was man Soldat nennt", bezeichnet; die aufgestellten Grundsätze für Heeresbildung und Kriegführung sind so, daß man kaum glaubt, ein gebildeter Officier könne sie geschrieben haben. — R. gedachte nun vom Ertrage seiner Feder zu leben und entfaltete zu diesem Zwecke länger als 25 Jahre eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Seine Geisteserzeugnisse sind zu zahlreich, als daß sie hier sämmtlich aufgezählt werden könnten. Kaum zogen irgendwo kriegverheißende Wolken am Himmelszelte auf, so hatte er den Griffel des Geschichtschreibers bereit, um das nahende Gewitter zu Nutz und Frommen der Lesewelt in ein paar dicken Bänden auszubeuten, seine Darstellungen hielten oft mit dem Gange der Ereignisse gleichen Schritt. Daß dabei viel Irriges unterlief und manche falsche Urtheile gefällt wurden, ist natürlich; es muß aber anerkannt werden, daß R. in seltenem Maße verstand, die Quellen zu sichten, das Wesentliche vom Unwichtigen zu scheiden, und daß seine Ansichten, wenn nicht sein Blick durch Voreingenommenheit und Parteileidenschaft getrübt war, sich in der Folgezeit vielfach als zutreffend und den Verhältnissen entsprechend erwiesen haben. So behandelte er nacheinander den ungarischen Insurrectionskrieg von 1848/49 (erschien erst 1860/61, ist deshalb nicht ganz zu der obigen Gattung zu rechnen), den Krimkrieg in zwei Schriften: „Der Angriff auf die Krim und der Kampf um Sewastopol" und „Der Krieg gegen Rußland, politisch-militärisch bearbeitet", den italienischen Krieg von 1859, den deutsch-dänischen von 1864, den Krieg von 1866, den von 1870/71, den serbisch-türkischen Krieg von 1876, den orientalischen von 1877/78. — Anderer Art sind zwei Bücher, welche sich mit den Kämpfen zum Zweck der Einigung Italiens beschäftigen. R. nahm an diesen persönlich Theil: zuerst, seit Sommer 1860, als Generalstabschef Garibaldi's, dann als Commandant des linken Flügels der Südarmee, als welcher er am 19. September bei Capua, am 1. October am Volturno glücklich gegen die Neapolitaner focht; nachdem Garibaldi seine Eroberungen an Victor Emanuel ausgeantwortet hatte, kehrte R. als „Oberst-Brigadier", wie er fortan sich zu nennen liebte, nach der Schweiz zurück. Was er in „Der italienische Krieg politisch-militärisch beschrieben" und in „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge von 1860" bringt, ist nicht nur durch seine Parteistellung, sondern auch, namentlich in der zweiten der genannten Schriften, durch das Selbstlob, welches er den eigenen Leistungen zollt, entstellt und in ein falsches Licht gebracht. Sein Werk über den deutsch-französischen Krieg der Jahre 1870/71 beweist dagegen, daß die Thatsachen, welche sich im Kriege von 1866 und nach demselben in seiner Heimath vollzogen, einen vollständigen Umschwung in seinen Anschauungen und Bestrebungen zu Stande gebracht haben, aus denen noch in der preußischen Conflictszeit „Zur Warnung vor der Kompensation in der preußischen Militärfrage" und „Die Preußische Armee und die Junker" hervorgegangen waren; seit 1870 bekannte er sich zu den Grundlagen, auf denen das neue deutsche Reich aufgerichtet ward, und nur selten findet sich noch ein Anklang an seine früheren Meinungen in seinen Schriften; im J. 1870 hatte er sogar seinen Degen seinem früheren Vaterlande zur Verfügung gestellt, von welchem Anerbieten jedoch kein Gebrauch gemacht wurde. Daß er sich darnach erboten habe, für Frankreich gegen Deutschland zu kämpfen, ist behauptet worden, aber nicht erwiesen. — Auch der Darstellung früherer Kriege widmete er seine Feder, indem er Napoleon's Feldzüge aus den Jahren 1796 und 1797 und den

Krieg von 1805 zum Gegenstande von Darstellungen machte, welche ohne großen Werth sind. — Mehr ist letzteres der Fall bei den Schriften, welche er in Gemeinschaft mit dem Philologen Wilhelm Köchly veröffentlichte: „Geschichte des griechischen Kriegswesens bis auf Pyrrhus", „Griechische Kriegsschriftsteller" (im Urtext mit deutscher Uebersetzung und mit Anmerkungen) und „Einleitung zu Cäsar's Commentarien über den gallischen Krieg". Mit Ed. v. Bülow gab er „Militärische und vermischte Schriften von Heinrich v. Bülow", mit des letzteren Leben und einer kritischen Einleitung, heraus. Auf gründlicherem Studium beruhen ferner eine „Geschichte der Infanterie", die „Feldherrenkunst des 19. Jahrhunderts", „Der Krieg und seine Mittel" und die allerdings sehr einseitigen „Untersuchungen über die Organisation der Heere"; in allen tritt der Mangel ungenügender Verarbeitung des Stoffes zu Tage. In letztgenannten drei Schriften ist das Geschichtliche weniger Zweck, als daß es die Grundlage bilden soll für des Verfassers Meinungen und Behauptungen. Von Rüstow's „Militärischen Biographien" ist nur ein erster Theil, David, Xenophon und Montluc enthaltend, erschienen. — Eine andere Gattung seiner Schriften beschäftigt sich mit der Taktik; sie hat zum Theil die Sonderbestimmung, zur Belehrung der Officiere des schweizerischen Heeres zu dienen, welchem R. seit 1853 als Instructor, und nachdem er 1856 im Kanton Zürich Bürger geworden war, als Major im Genie, seit 1870 als Oberst im Generalstabe, angehörte. Diese Schriften sind umsomehr gänzlich veraltet, als die nachfolgenden Kriegsereignisse bewiesen, daß er sich in seinen Ansichten über die Wirkung der Präcisionswaffen und in seinen Voraussagungen in Betreff der damals erst geplanten Formen, namentlich der Compagniecolonnen, denen er allen Werth absprach, gründlich getäuscht hatte. Ebenso wenig Beachtung verdienen heute seine Schriften über Befestigungskunst, welche schon bei ihrem Erscheinen lebhaften Widerspruch und mannichfache Richtigstellung in der Kritik erfuhren. — Schließlich erwähnen wir noch ein seiner Zeit recht brauchbar gewesenes „Militärisches Handwörterbuch, nach dem Standpunkt der neuesten Litteratur", ein Nachschlagebuch über alle Gebiete der Kriegswissenschaften. — Die Erträge von Rüstow's schriftstellerischer Thätigkeit genügten aber trotz des Umfanges, welchen letztere erreichte, und trotz seines rastlosen Fleißes auf die Dauer für seine und der Seinen Bedürfnisse nicht. Da eröffnete sich ihm die Aussicht auf eine regelmäßige Einnahme. Am 26. Oct. 1877 wurde mit rückwirkender Kraft bis zum 1. desselben Monats durch Bundesbeschluß die Errichtung eines Lehrstuhles für Kriegswissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich angeordnet. Die öffentliche Meinung bezeichnete R. als den berufenen Inhaber desselben, er bewarb sich darum und bestieg ihn. Aber die Art und Weise, wie er seines Amtes waltete, entsprach den Erwartungen, welche man von ihm gehegt hatte, nicht; es fehlte ihm die sittliche Würde, deren sein Vortrag bedurfte, und das Gefühl des Anstandes, welchen jeder gebildete Mann und vor allem der Lehrer bei öffentlichem Auftreten zeigen soll, war ihm verloren gegangen; die cynischen Späße, welche er in denselben verflocht, und seine Anschauungen über die Gottheit und die idealen Güter des Lebens, welchen er bei jeder Gelegenheit in wenig gewählter Sprache Ausdruck gab, empörten seine Zuhörer und riefen deren Widerspruch hervor, so daß ihm nach Beendigung des Winterhalbjahres 1877/78 das Lehramt nicht wieder übertragen wurde. Das Fehlschlagen der darauf gerichteten Hoffnung, verbunden mit anderen Enttäuschungen, und die Besorgniß, daß bei längerem Leben ein kleines Vermögen, welches er seinen Töchtern zu hinterlassen wünschte, ganz aufgezehrt werden würde, trieben ihn in den Tod. Am Nachmittag des 14. August 1878 brachte er sich in seiner Wohnung zu Außersihl bei Zürich durch Revolverschüsse drei Wunden bei, denen er in der Nacht zum 15. Aug. erlag.

Unsere Zeit, 4. Jahrgang, Leipzig 1860. — Frhr. v. Troschke, Die Militär-Literatur seit den Befreiungskriegen, Berlin 1870.

Alexander R., preußischer Major, am 13. October 1824 zu Brandenburg a. d. Havel geboren, trat 1842 bei der 2. Artilleriebrigade in den Dienst und ward 1845 Officier, verließ aber 1850 die Reihen des preußischen Heeres, um in denen der damaligen schleswig-holsteinischen Armee ein besseres Fortkommen zu suchen. Zum Hauptmann und Batteriechef ernannt, nahm er an der Schlacht von Idstedt und an den späteren Kämpfen jenes Jahres, in denen die „Avantgarde" focht, Theil, und wurde, in Ermangelung von Ordensauszeichnungen, wegen seines Verhaltens im Gefecht bei Missunde am 12. September durch Tagesbefehl des Armeecommandos belobt. Im December 1851 schied er aus dem dortigen Dienstverhältnisse, ward am 22. Juni 1852 mit seinem früheren Patente von neuem im preußischen Heere angestellt und besuchte zunächst die Allgemeine Kriegsschule; seinen vorzüglichen Leistungen während des Besuches der Anstalt verdankte er im J. 1856 nach Beendigung des dreijährigen Cursus einen Ehrensäbel. Nach einem Commando zum Generalstabe zog er 1864 als Batteriechef nochmals für Schleswig-Holstein in den Kampf gegen Dänemark, für den Sturm auf Düppel ward ihm der Rothe Adlerorden verliehen. Inzwischen war er mehrfach litterarisch thätig gewesen; schon 1849 erschien von ihm eine Schrift über den „Küstenkrieg", zu welchem eine Verwendung am Strande der Ostsee während des dänischen Krieges den Anlaß gegeben hatte; sie war die erste ihrer Art, welche über diesen bis dahin wenig berücksichtigten Zweig der Kriegskunst etwas Bedeutendes brachte. Dem Feldzuge von 1864 folgte ein Commando zur Artillerie-Prüfungs-Commission, dann im Februar 1866 die Beförderung zum Major und Abtheilungscommandeur in der 3. Artilleriebrigade. Als solcher ging er in den Krieg gegen Oesterreich. Seine Haltung im Treffen von Gitschin und seine bei sonst sehr erregbarer Gemüthsart bezeigte Ruhe und Kaltblütigkeit trugen ihm allgemeine Anerkennung ein, aber schon beim Beginne der Schlacht von Königgrätz machte eine schwere Verwundung seiner weiteren Theilnahme am Kampfe ein Ende. Nachdem ihm ein Fuß abgenommen war, starb er am 25. Juli 1866 im Lazareth zu Horič.

Militär-Wochenblatt Nr. 54 vom 4. Juli 1868, S. 438.

Cäsar R., preußischer Major, am 18. Juni 1826 zu Brandenburg a. d. Havel geboren, hat sich auf dem Gebiete der Kenntniß der Handfeuerwaffen litterarisch einen geachteten Namen gemacht. Im Cadettencorps erzogen und 1843 aus demselben dem zu Erfurt garnisonirenden 32. Infanterieregiment als Officier überwiesen, ward er 1849 zur Gewehrfabrik in Suhl commandirt, eine Verwendung, aus welcher er die Anregung zu jener Sonderthätigkeit entnahm. Es war die Zeit der Vorbereitung einer gründlichen Umgestaltung der Bewaffnung der Infanterie. Preußen hatte mit der Einführung des Zündnadelgewehrs bereits die Bahn des entschiedenen Fortschrittes betreten, daneben aber machten sich zahlreiche Stimmen zu Gunsten des Miniégewehrs geltend und nach dem Krimkriege wurden in Preußen binnen 18 Monaten 300 000 Vorderlader nach Minié's System umgeändert. R. legte die Verhältnisse dieser Waffe, deren Fürsprecher er damals war, in einer Schrift „Das Miniégewehr", Berlin 1855, klar. Den nämlichen Gegenstand behandelte er in einer ohne Nennung seines Namens erschienenen kleinen Schrift: „Rückblicke auf Preußens Gewehrumänderung nach Minié'schem System", Berlin 1857. Sein Hauptwerk aber war eine größere Arbeit über „Die Kriegsfeuerwaffen", von welchem der 1., die Constructionsverhältnisse betreffende, amtlich in das Russische übersetzte Theil 1857, der 2., die einzelnen Arten und ihre nach dem Kriegszwecke verschiedenen Eigen-

thümlichkeiten beschreibende, 1864 (Berlin) erschien, während der 3. ungedruckt geblieben ist. R. schrieb ferner „Die neueren gezogenen Infanteriegewehre" (Darmstadt 1862), er sprach sich darin für einen Hinterlader mit kleinem Kaliber, sowie für eine Umwandlung der Feuertaktik aus. Nachdem er Lehrer an der Kriegsschule zu Erfurt gewesen war und eine Zeitlang dem Generalstabe angehört hatte, wurde er im Jahre 1866 Major im 15. Infanterieregiment. Mit diesem nahm er in der Division Göben am Feldzuge der Mainarmee Theil. Im Gefechte von Dermbach am 4. Juli traf ihn, als er sein Bataillon vorführte, eine baierische Kugel in den Unterleib, auf dem Verbandplatze machte eine zweite in den Hinterkopf seinem Leben ein augenblickliches Ende.

Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1866, Nr. 38.

B. Poten.

Rute: Hartwig v. R., Minnesänger. Ein ritterliches Geschlecht dieses Namens gab es im 12. Jahrhundert sowohl in Baiern als in Oberösterreich: ein H. v. R. begegnet in bairischen und oberösterreichischen Urkunden von 1100 bis 1150. Der Dichter muß aber etwa um zwei Generationen jünger gewesen sein. Ob er aus Baiern oder Oberösterreich stammte, bleibt unentschieden. Da er noch nicht rein reimt, auch nach romanischer Art noch zwei Reime durch eine Strophe hindurchführt, darf man seine Dichtung vor 1190 zurücksetzen. Eins seiner Lieder ist in der Trennung von der Geliebten entstanden, vielleicht auf einem Kriegszug, wahrscheinlicher ist's aber, daß R. an einer jener zahlreichen Kreuzfahrten Theil nahm, die in der Zeit zwischen dem zweiten und dritten Kreuzzug von Deutschland aus unternommen wurden. — Die wenigen Gedichte, welche uns von R. vorliegen, zeigen doch eigenartigen Charakter: neben entschiedener Nachahmung romanischer Formen und auffällig complicirtem Satzbau verräth sich ein kräftiges, selbständiges, männliches Talent. In seinen Huldigungen weht ein Hauch von der Leidenschaft eines Helden und wir spüren an jedem Worte fast, hier redet ein Ritter, ein tapferer und herzhafter Mann. Es ist so selten, daß ein deutscher Minnesänger uns auch einen Blick eröffnet in sein Leben: hier blicken wir wirklich in eine Welt voll Wagniß und Gefahr, voll Muth und Thaten, voll Trotz und starker Liebe, voll sittlicher Selbstbeherrschung.

von der Hagen, Minnesinger II, 63 ff., III, 661 ff., 406 ff. — Des Minnesangs Frühling (hrsg. von Lachmann und Haupt), Nr. XV. — Kummer, Herrand von Wildonie, Wien 1880, S. 65 ff. — Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, S. 42 ff.

Burdach.

Ruete: Christian Georg Theodor R. ist am 2. Mai 1810 in Scharmbeck im Herzogthum Bremen geboren und bildete sich für die Augenheilkunde unter dem berühmten Professor Himly aus. Zuerst gründete R. in Göttingen als Privatdocent eine Klinik für Augenkranke und wurde im Jahre 1841 außerordentlicher Professor. 1852 wurde R. als ordentlicher Professor und Director der Augenheilanstalt und ophthalmiatrischen Klinik nach Leipzig berufen. Fast in jedem Capitel hat R. verdienstvolles geleistet. Der Schwerpunkt hiervon ist sein ausgezeichnetes Handbuch, in dem er zuerst versuchte, den damaligen physikalisch-physiologischen Standpunkt mit dem praktischen zu vereinigen. Ebenso erwarb sich R. große Verdienste um die Einführung des von Helmholtz entdeckten Augenspiegels in die Praxis, indem er ein solches Instrument statt aus unbelegten Glasplatten mittels eines durchbohrten Concavspiegels mit Sammellinse construirte. Sein ophthalmoscopischer Atlas gab zum ersten Mal der medicinischen Welt Zeugniß von den Veränderungen des Augenhintergrundes bei verschiedenen Krankheiten, wenn auch diese Abbil-

tungen in Bezug auf Genauigkeit weit den späteren von Ed. Jaeger und Liebreich nachstehen. Um die Bewegungen des Auges zu veranschaulichen, construirte R. ein äußerst sinnreiches Instrument, das er Ophthalmotrop nannte. Ebenso machte er die ersten gründlichen Untersuchungen über die Entstehung des Schielens auf anatomisch-physiologischer Basis. Außerdem zeichnete sich R. durch vielseitige medicinische Bildung und großes Lehrtalent aus, wie seine bekannte Antrittsrede als Rector der Universität Leipzig über die Existenz der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkt bewies, eine Abhandlung, in welcher er sich offen zu der Annahme zweier Principien in der Natur, eines geistigen und eines physischen bekannte, und zugleich erklärte, daß auch für den menschlichen Verstand Unbegreifliches geschehen könne. R. starb am 23. Juni 1867 infolge eines Schlaganfalles.

Rothmund.

Rüte: Hans v. R., schweizerischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er ist 1528 infolge der Reformation aus Solothurn nach Bern eingewandert, diente in der Staatskanzlei, wurde 1530 Unterschreiber, 1555 Stiftsschaffner in Zofingen, wo er am 23. März 1558 starb. Als Dramatiker ist er mittelmäßig, roh in der Form, namentlich seiner ersten Stücke, dabei von Niklaus Manuel beeinflußt. Außer dem ersten reformationspolemischen sind alle übrigen biblischen Inhalts. „Vom Ursprung und Ende heidnischer und päpstlicher Abgötterei", 1532; „Joseph", 1538; „Gedeon", 1540; „Noe", 1546; „Osterspiel", 1552 (d. h. Dramatisirung des 4. u. 5. Cap. der Offenbarung); „Goliath", 1555.

Vgl. J. Baechtold, Gesch. der deutschen Lit. in der Schweiz, S. 310 bis 318 und Anmerkungen S. 80—82.

J. Baechtold.

Rutger (Ruotger), Erzbischof von Trier 915 bis 27. Januar 930 oder 931, scheint einer angesehenen, wahrscheinlich lothringischen Familie angehört zu haben, wie man aus den wenigen Nachrichten über seine Verwandten wird folgern dürfen. Es wird uns ein Bruder, Beroald mit Namen, genannt, dem es gelang, die Abtei St. Martin in Trier an sich zu reißen, und eine Nichte, die im Rizzigau in der Ardennengrafschaft begütert war. — Ueber das Leben Rutger's und sein Wirken als Erzbischof von Trier sind wir sehr spärlich unterrichtet. Nur einigemal tritt er aus dem Dunkel der Geschichte erkennbar hervor, und alsdann wesentlich im Zusammenhang der Ereignisse im westfränkischen Reiche. Denn das Erzstift gehörte zur Zeit seiner Wahl als Theil von Lothringen noch zu Westfranken, und die schwankenden Verhältnisse dieses Reiches, der Streit der Großen unter sich und mit dem Könige Karl III., namentlich der Gegensatz, in dem der lothringische Herzog Giselbrecht zu dem König stand, berührte auch das Erzstift auf das lebhafteste und zog es in die hierdurch veranlaßten Unruhen hinein. Die Stellung des Erzbischofs war in diesen Streitigkeiten von vornherein gegeben; denn das gewaltthätige Wesen des Herzogs bedrohte das Land auf das schwerste, zumal er den reichen Besitz der Klöster, wie das Kirchengut überhaupt, als gute Beute betrachtete. Noch hielt er ein werthvolles Besitzthum der Trierer Kirche, die St. Servatiusabtei in Maestricht, die ihr einst König Arnulf geschenkt hatte, und die des Herzogs Vater, Graf Reginar, ihr gewaltsam entzog, in seinen Händen fest. So mußte der Erzbischof von Trier nothwendig im Interesse seines Stifts auf die Seite des westfränkischen Königs gedrängt werden. — Als R. 915 gewählt wurde, mich sich seine Wahl unter der Wirkung eines von Karl III. seinem Vorgänger Ratpod im J. 913 gewährten Privilegiums vollzogen haben, durch welches die Geistlichkeit und das Volk von Trier die freie Wahl des Erzbischofs zugesichert erhielt; denn schwerlich wird Karl gerade bei der ersten Wahl, die nach Aus-

stellung jenes Privilegs erfolgte, gegen dasselbe gehandelt haben. Daß sie dem König genehm war, ist auch daraus abzunehmen, daß er R., wie früher seinen Vorgänger, als Erzkanzler an die Spitze der westfränkischen Reichskanzlei stellte und in dieser Stellung beließ, so lange er selbst im Besitz seiner königlichen Würde war. Bald nach Rutger's Wahl muß der Gegensatz zwischen dem König und dem Herzog Giselbrecht zum Ausbruch und zu einer Entscheidung gebracht worden sein, und es bekundet das gemeinsame Interesse, das den König mit dem Erzbischof verband, wie auch vielleicht einen vorübergehenden Sieg ihrer Partei, daß Karl im J. 919 zu Diedenhofen auf Rutger's Klage die Servatiusabtei in Mastricht dem Erzstift Trier zurückgab, wenn man vielleicht auch zweifeln kann, ob der Erzbischof wirklich in den Besitz der Abtei gelangte, oder ob dieselbe nicht trotzdem in den Händen Giselbrecht's verblieb. Wie dem auch sein mag, man erkennt wenigstens das enge Zusammenhalten des Königs und des Erzbischofs. Auch in der folgenden Zeit dauerte dasselbe fort. Wir finden R. mehrfach am Hofe des Königs und in nahen Beziehungen zu ihm. So erschien er 920 zu Tournay bei Karl, der auf seine Bitte der Quintinskirche in Narbonne einen Gnadenbrief ertheilte, und 922 in Disborch (Duisburg?), wo wieder durch Rutger's Vermittelung das Stephansstift in Toul eine Bestätigung seiner Besitzungen erhielt. Inzwischen aber war in Deutschland der Sachsenherzog Heinrich zum König gewählt worden, und so wenig derselbe auch anfänglich an eine Eroberung Lothringens gedacht hat, die unsicheren Verhältnisse und das Verhalten Karl's selbst lenkten seine Blicke hierher und zwangen ihn, sich mit diesen lothringischen Wirren zu beschäftigen. Im J. 921 hatte er zum Abschluß eines feierlichen Freundschaftsvertrages eine Zusammenkunft mit König Karl auf dem Rhein in der Nähe von Bonn, bei welcher auch R. zugegen war, der hier wol zuerst dem thatkräftigen Könige von Deutschland begegnete. Als nun im Lauf der nächsten Jahre die Verhältnisse im westfränkischen Reiche sich immer mehr verwirrten, ein neuer König gegen Karl ausgerufen wurde, erst Robert, dann Herzog Rudolf von Burgund, Karl sogar 923 in die Gefangenschaft eines Grafen Heribert gerieth, da veranlaßte das eigene Interesse, wie das des Landes, einzelne Großen, von neuem den König von Deutschland nach Lothringen zu rufen und durch ihn eine Entscheidung herbeiführen zu lassen. In diesem Punkte begegneten sich die Interessen der beiden alten Gegner, des Herzogs Giselbrecht und Rutger's. Auf ihre Veranlassung erschien König Heinrich 923 in Lothringen, bis an die Maas vordringend, und in Verbindung mit ihnen soll er Metz erobert haben, dessen Bischof Wigerich, ein Suffragan von Trier, sich dem Gegenkönige Rudolf angeschlossen hatte. Noch unterwarf sich nicht ganz Lothringen, aber ein Theil der Großen des Landes erkannte ihn schon als König an, darunter R. In Trierer Urkunden rechnete man von 923 ab die Jahre seiner Regierung. Erst 925 nahm das ganze Land die Herrschaft des deutschen Königs an, um fortan einen Bestandtheil des deutschen Reiches zu bilden. Als Folge des neuen Regiments trat hierauf eine etwas größere Beruhigung ein. Heinrich verstand es, den unruhigen Herzog Giselbrecht zu zügeln und dauernd an sein Interesse zu fesseln, indem er ihn als Herzog von Lothringen anerkannte und später zu seinem Schwiegersohn machte. R. ließ er als Erzkanzler an der Spitze der Kanzlei für Lothringen. Auch wird er sich haben angelegen sein lassen, um einem erneuten Ausbruch des Streites zwischen dem Erzbischof und dem Herzog von Lothringen vorzubeugen, einen Hauptgrund des Zwistes zu beseitigen. Denn wol vorwiegend seiner Vermittlung wird es gelungen sein, den Streit um die St. Servatiusabtei durch einen Vergleich zu beseitigen. In seiner Gegenwart und mit seiner und der versammelten Großen Zustimmung kam im Sommer des Jahres 928 zu Mastricht ein Vertrag zu Stande, nach welchem R. aller-

die Abtei dem Herzog auf dessen Lebenszeit als Precarie überlassen mußte, aber von ihm den Ort Burgen an der Mosel, aus den Gütern der atiusabtei den Ort Güls bei Coblenz und aus den Gütern der Abtei Maximin das Dorf Thalfang, letzteres so lange der Herzog lebte, erhielt. chtig war R. zurückgewichen und hatte nicht auf sofortiger Herausgabe der igen Abtei bestanden, da dies sich von dem mächtigen Herzoge, den auch g Heinrich wird haben schonen wollen, nicht erzwingen ließ. Indem er in kluger Weise nachgab, sicherte er seinem Erzstift den Besitz für die ezeit, und in der That gelangte die Abtei nach Giselbrecht's Tode an die er Kirche zurück.

Wie sich R. in diesen allgemeinen politischen Dingen als ein thätiger umsichtiger Vertheidiger der Rechte seiner Kirche erwies, so scheint er nachdem einigermaßen geordnete Zustände herbeigeführt waren, auch die en Angelegenheiten des Erzstifts, vornehmlich die Besitzungen desselben, die e der geistlichen Stifter seines Sprengels, die unter den Normanneneinfällen rer Zeiten so schwer gelitten, endlich die Zucht seiner Geistlichkeit eifrig angelegen sein lassen. In mehreren Precarienverträgen aus den Jahren 926 und 929 lernen wir ihn als einen sorgsamen Verwalter und Mehrer Kirchen- und Klosterguts kennen. Seine Fürsorge für die Klöster soll er dadurch bethätigt haben, daß er die Uebertragung der Heiligen Potentius licius und Felix aus dem Kloster Karden an der Mosel in die Abtei feld gestattete, und nach einer aus dem Kloster St. Maximin stammenden tlieferung ließ er den Körper des heiligen Maximin, den man zu Zeiten Vorgängers wieder aufgefunden und in der Klosterkirche ausgestellt hatte, Wunsche des Heiligen entsprechend, angeblich im J. 921, an seinem früheren wieder beisetzen. Endlich hören wir auch von einem Provinzialconcil, das ahrscheinlich im J. 929 mit seinen Suffraganbischöfen in Trier abhielt, auf dem eine angeblich auf seine Veranlassung verfaßte Sammlung von ischen Beschlüssen die Billigung des Concils erhielt. Nicht lange ter — am 27. Januar 930 oder 931, das Jahr steht nicht genau fest — r gestorben. Sein Leichnam wurde in der Walburgiskirche des Stifts Paulin zu Trier beigesetzt, wo man noch im 17. Jahrhunderte seinen Grab- sehen konnte.

Continuator Reginonis. — Flodoardi Annales. — Gesta Trevirorum. — Bro- ri et Masenii antiquitates et annales Trevirenses I. — Hontheim, Historia ov. diplom. I. — Goerz, Mittelrheinische Regesten I. — Waitz, Jahrbücher ter König Heinrich I. — Wittich, Die Entstehung des Herzogthums Loth- ngen. — Diel, Der h. Maximin und der h. Paulin. — Schmidt, Die irche des h. Paulinus.

P. Wagner.

Rutger, der vierte Dombaumeister von Köln, Nachfolger des Meisters nn, hat nur eine sehr kurze Zeit der Bauhütte vorgestanden. 1331 er- t er als Magister fabricae et operis ecclesiae Coloniensis. Er war mit (Mabilia?) vermählt und bewohnte das ursprünglich aus zwei Häusern ende große Haus Merheim in der Trankgasse, dem Dom gegenüber. Schon 1333 war er aus dem Leben geschieden. Mehrere Urkunden bezeugen, man zu seiner Zeit für die Stiftung der Altäre in den das Chor um- den Capellen thätig war.

J. J. Merlo.

Rutger von Köln war in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in en als Baumeister thätig. Diese am Ausflusse der Yssel in den Zuyderse, es Flusses linkem Ufer in stattlicher Ausbreitung gelegene, einst sehr be-

deutende Handelsstadt stand damals in ihrer höchsten Blüthe. Sie stellte i
1363 eine zahlreiche Flotte, als die Hansestädte gegen Dänemark Krieg füh
und ihre Kaufherren erwarben sich schätzbare Handelsprivilegien in den nordi
Reichen. Von jener Zeit des Aufschwungs legen auch mehrere architektor
Werke Zeugniß ab. Die Entstehung des Rathhauses wird ins 14. Jahrhu
gesetzt und die heutigen Reisenden vergessen nicht die alterthümliche Kunst
Pracht, welche sie in der Berathungskammer daselbst angetroffen. Beson
aber ist die Erbauung zweier neuen großen Kirchen hervorzuheben, womit
glückliche Stadt ihren dankbaren Frommsinn kund gab. Rath und Sch
schlossen im J. 1369 mit dem erwählten Baukünstler den Vertrag ab, wo
in der „Bovenstad" eine nach dem heil. Bischof Nikolaus, in der „Buitens
die andere, nach der heil. Jungfrau benannte neue Kirche aufgeführt we
sollte. Ein bewährter und verdienter Geschichtsforscher, der vor einigen Ja
verstorbene Dr. L. Troß in Hamm, genau vertraut mit dem reichen Camp
Archiv, fand das Document an der ursprünglichen Stelle noch im Original
und nach seiner Abschrift geschah die Veröffentlichung im Kölner Domb
Jahrgang 1862, Nr. 203. „Meyster Rotgher van Colen" heißt der für
Ausführung erkorene Werkmeister. Die Kunstgeschichte hat in ihren neu
Forschungen diese Kirchen nicht unbeachtet gelassen. Boisserée (Gesch. d. K
Domes, 2. Ausg. S. 21) machte zuerst darauf aufmerksam, daß bei der Ma
kirche zu Campen der Plan des Kölner Domes benutzt worden sei. Als
meister nennt er, mit Bezugnahme auf die Historia episcopatus Daventrie
p. 112 in Hist. episcopatuum Foederati Belgii, tom. II, einen „Meister Jo
von Köln", der nunmehr vor unserm R. zurücktreten muß. In Betreff d
Letzteren erfährt man noch von Dr. Troß, daß er als „Rotgher Micheels
van Colen" schon beim Jahre 1363 im Bürgerbuche von Campen vorko
Es wird nicht ohne Bedeutung gewesen sein, daß man sich des Vaters
Künstlers erinnern wollte. R. selbst mochte wol bei seiner Niederlassun
Campen zu seiner Empfehlung die Angabe gemacht haben. Genau in denj
Jahren, wo er in Campen lebte, erscheint in Kölner Urkunden ein „Petrus
magistri Michaelis magistri fabricae ecclesiae Coloniensis". Es liegt g
sehr nahe und hat die stärksten Gründe der Wahrscheinlichkeit für sich,
man den Campener Kirchenbaumeister R., Michael's Sohn von Köln, eben
für einen Sohn des Kölner Dombaumeisters Michael halten möchte.

J. J. Merl

Rutgers: Johannes (Janus) R., Jurist, Diplomat und Philo
des 16. und 17. Jahrhunderts. Er wurde am 28. August 1589 in Dord
als der Sohn eines wohlhabenden und vornehmen Hauses geboren; sein Vater
Winand R., ein sehr gebildeter und vielgereister Mann, der aber eine öffent
Stellung nicht angenommen hatte, seine Mutter Cornelia war eine gebo
Musius van Holy aus einer in Südholland hoch angesehenen Familie, d
Glieder vielfach hohe Staatsämter bekleideten. Den ersten Unterricht empfing
im elterlichen Hause, kam aber bald, nachdem Gerhard Johann Vossius
Rector in Dordrecht geworden war, unter dessen Leitung; dankbar hat er in
die außerordentliche Förderung anerkannt, die er Vossius verdankte. Sechs
jährig bezog er 1605 die Universität Leiden; hier nahm sich Joseph Scal
Daniel Heinsius, welcher später Rutgers' einzige Schwester Irmingard heirat
und besonders Dominicus Baudius des fähigen und eifrigen Jünglings an.
rühmt es als eine besondere Ehre, daß Scaliger, der „divinus heros", ihn
1609 — in seinem Testamente mit einem Legate bedacht habe. Sechs J
blieb R. in Leiden, mit philologischen und juristischen Studien beschäftigt;
begab er sich 1611 nach Frankreich, um dort seine Studien zu vollenden.

, nicht aus Neigung für die juristische Praxis, sondern um auf diesem
eine politische Laufbahn, zu welcher er den Beruf in sich fühlte, zu
. Ein unerwartetes Anerbieten führte schneller und in anderer Richtung,
hatte erwarten können, die Erfüllung seines Wunsches herbei. Der
he Gesandte bei den Generalstaaten, Jacob Dyke, hatte von seinem
Gustav Adolf den Auftrag erhalten, einen niederländischen Juristen zum
in den schwedischen Dienst zu bewegen, und machte nun R. den Vor-
mit ihm nach Schweden zu reisen und sich dem Könige vorzustellen.
igem Schwanken nahm R. das Anerbieten an; im Mai 1614 segelten
h Stockholm ab. Als sie im folgenden Monate dort ankamen, fanden
König nicht, der des russischen Krieges wegen in Livland war; R. wurde
n Kanzler Axel Oxenstierna vorgestellt, dessen gewaltige Persönlichkeit
bewunderndec Ehrfurcht erfüllte: „vir omni virtutum genere incom-
" nennt er ihn. Oxenstierna fand an dem jungen Manne Gefallen und
n, als er bald darauf zum Kriegsschauplatze abging, mit sich nach
wo R. nunmehr dem Könige selbst vorgestellt wurde. Am 1. Aug. 1614
Gustav Adolf ihn zum Staatsrath, gewährte ihm aber bis zum Ein-
dieses Amt noch einen längeren Urlaub, den R. zur Ordnung seiner
heiten in der Heimath nöthig hatte. Erst 1615 siedelte er nach
über, bei seiner Abreise von seinen Landsleuten mit Ehren über-
daß sogar Daniel Heinsius und Hugo Grotius ihn „divinis versibus"
füllte ihn mit besonderem Stolze. Da der König noch immer in Liv-
, mußte R. den Kanzler von neuem dorthin begleiten und blieb bis
olgende Jahr in der unmittelbaren Umgebung des Königs. Er be-
iesen auf seinen Reisen, u. A. in dem harten Winter 1615 auf 1616
nnland. — Vom Mai 1616 an beginnt seine eigentlich diplo-
Thätigkeit; Jahre lang wurde er zu außerordentlichen Missionen ver-
die ihn an die verschiedensten Höfe führten. Wiederholt hatte er Auf-
den Generalstaaten, bei den mecklenburgischen Fürsten, den Städten
nd Hamburg, den Fürsten von Ostfriesland u. A. auszuführen; die

finden wir R. von neuem auf Sendungen nach den Niederlanden, Dänemark Holstein, Polen; 1622 befand er sich in der Umgebung Gustav Adolf's in de baltischen Provinzen und Finnland, von wo er im März 1623 unter große Gefahr über das eiserfüllte Meer nach Schweden zurückkehrte. Endlich bot sic die Aussicht auf einen dauerden Wohnsitz und ein ruhigeres, auch seinen wissen schaftlichen Neigungen wieder mehr Raum gebendes Leben, als der König ih zu seinem ständigen Gesandten bei den Generalstaaten ernannte; nach Erledigun dringlicher Aufträge bei verschiedenen Städten der Hansa kam er noch 1623 i Haag an und erneuerte hier die alte Freundschaft mit den zahlreichen Gelehrte denen er früher nahe gestanden. Aber schon nach zwei Jahren, am 26. Octob 1625, starb er im Alter von 36 Jahren. — Es ist bewunderungswerth, da R. während seines rastlosen Lebens, meist auch ohne die nöthigen Bücher, doc immer noch die Möglichkeit zu ernster wissenschaftlicher Beschäftigung fand außer den „Variarum lectionum libri VI" (1618) und den „Lectiones Venusinae (u. a. mit dem Horaz wieder herausgegeben 1699), auf denen sein Ruf al Kritiker vornehmlich beruht, beschäftigte er sich mit Emendationen zu Martial Apulejus, Curtius (letztere von D. Heinsius 1633 herausgegeben) und anderen A toren und verfaßte ein „Glossarium graecum ad Oppianum" (Ausgabe von F. Strun 1719). Die „Elegia ad Gallum" gab er in Gemeinschaft mit seinem Pari Freunde F. Morellius, der eine griechische Uebersetzung dazu lieferte, 1619 he aus; auch von der *Ὀλυμπιάδων ἀναγραφή* des Sextus Julius African hinterließ er eine später veröffentlichte erklärende Ausgabe. Zahlreiche klein Arbeiten, auch Gedichte, sind von seinen Freunden, namentlich D. Heinsius, g legentlich in deren Schriften veröffentlicht worden.

Hauptquelle über Rutgers' Leben ist seine Selbstbiographie, welche s u. a. in den Vitae selectae von Christ. Gryphius, S. 162—169 findet. – Bursian, Gesch. der Philol. S. 265. — Jöcher III, S. 2326 u. A. – L. Müller, Gesch. der Philologie in den Niederlanden, S. 39.

R. Hoche.

Ruthard, Erzbischof von Mainz, nach Einigen (Joannis I, 525) a Thüringen, nach Anderen (Bodmann, Rheing. Alterth. 195 Note b) aus de Rheingau stammend, verdankte im Juli 1089 seine Beförderung vom Abte St. Peter in Erfurt auf den Stuhl des heil. Bonifatius wesentlich dem Ei fluſſe Heinrich's IV., auf dessen Seite er so lange stand, bis er vom Kais wegen eines schändlichen Vorganges in Mainz zur Rechenschaft aufgefor wurde. Zur Zeit des ersten Kreuzzuges sammelten sich am Rheine Schaar gemeinen Volkes, welche Gewaltthätigkeiten aller Art ausführten. Unter Leitu eines Grafen Emicho fiel eine Bande am 27. Mai 1096 über die Main Juden her, die, nach den Würzburger und Hildesheimer Jahrbüchern, 1014 der Zahl, in dem erzbischöflichen Palaste mit Hab und Gut Zuflucht suchte daselbst aber überfallen, beraubt und ermordet wurden. Weder der Erzbisch noch dessen bewaffnete Mannschaft hatten das Verbrechen zu hindern vermo (Mannheimer, Die Judenverfolgungen in Speier, Worms und Mainz im 1096; Schum, Die Jahrbücher des St. Albanusklosters zu Mainz, S. 39, 7 84). An der Plünderung nahmen Angehörige des Erzbischofs (Wulferich v Winckel, nach Bodmann) Theil; nach den Berichten einzelner Zeitgenossen ha auch der Erzbischof Geld aus der Beute an sich genommen. Zu Gunsten E Erzbischofs sprach es keinesfalls, daß er der Verantwortung durch die Flu nach Thüringen, woselbst er dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten gedac sich entzog. Dem Kaiser kam die Flucht gelegen, denn sie bot ihm Gelegenh die Erträgnisse des Erzstifts an sich zu bringen. Der Kaiser war es auch, d den zu ihm stehenden Papst Clemens III. zur Verhängung des Bannes üb

(29. Juli 1099) veranlaßte, eine Maßregel, die von dem Gegenpapste
Urban II. wieder aufgehoben wurde. Acht Jahre weilte der Erzbischof fern
von Mainz, woselbst der Kaiser wiederholt seinen Aufenthalt nahm und die
Zuneigung der Einwohner sich erwarb. Erst im dritten Jahre nach Abschluß
des Reichsfriedens kam R. unter dem Geleite von König Heinrich V. in die
Hauptstadt seines Landes zurück. Inzwischen war er der Leiter der Partei
dieses Königs im Streite gegen den Kaiser geworden und hatte die päpst-
liche Partei in Deutschland geführt, von welch letzterer Thätigkeit sein Auftreten
auf der Synode in Nordhausen (Mai 1105), insbesondere sein Eifer gegen
Simonie und Priesterehe Zeugniß gibt. Kaum war R. in Mainz, so erfolgte
nach einer Zusammenkunft zwischen Kaiser und König in Koblenz die Gefangen-
nahme des Ersteren (22. December 1105) und die Zusammenkunft der Fürsten
in Mainz, auf welcher der über den Kaiser verhängte Bann verkündigt wurde
(26. bis 27. December 1105). Am 5. Januar darauf überreichte R. dem König
Heinrich V. die Reichsinsignien unter der Mahnung, der König möge sich alle
Zeit als Schutzvogt der Kirche Gottes bewähren, andernfalls das Schicksal des
Vaters auch über ihn hereinbrechen würde. Wenn nun auch bei diesem Anlasse
R. auch früher R. als treuer Anhänger der Sache des römischen Stuhles auf-
trat, so ließ er sich doch bestimmen, den gegen das Investiturverbot erwählten
Bischof Reinhard von Halberstadt zu weihen (31. März 1107). Nicht minder
bekundet mit seiner bis dahin bewährten Gesinnung die Thatsache im Widerspruche,
daß er auf dem wegen des Investiturstreites nach Troyes berufenen Concile nicht
erschien, wofür er mit andern deutschen Bischöfen der Strafe der Suspension
verfiel. Schwerlich war körperliches Gebrechen bezw. hohes Alter der einzige
Grund, der ihn von dem Besuche des Concils abgehalten hatte, vielmehr möchte
R. Rücksicht auf Heinrich V. ihren Einfluß auf die Entschließung Ruthard's
ausgeübt haben. Papst Paschalis II. hob auf seine Vorstellung die Strafe
wieder auf. Von da an erscheint R. nur noch in Urkunden, mittels welcher er
Kirchen und Klöster beschenkte, wie denn R. es an Mildthätigkeit während seiner
Regierungszeit nicht fehlen ließ. Nach seinem Tode (2. Mai 1109) blieb die
Mainzer Kirche über zwei Jahre verwaist.

Nachweise in Will, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe.
Einleitung LVIII u. LIX und S. 223—243.

Bockenheimer.

Ruthardt: Ernst Ferdinand R., Philologe und Didaktiker, 1792 bis
1863. Er war als der Sohn eines gräflich Sandreczky'schen Rentmeisters in
Jugenbielau bei Reichenbach in Schlesien am 25. December 1792 geboren;
seine Erziehung erhielt er vom 10. Jahre an im Hause seines Großvaters, des
Kaufmanns Klose, in Schweidnitz und besuchte das dortige Gymnasium von
1803—1810. Hier legte er unter dem Rector Halbkart einen guten Grund zu
philologischen Studien. Leider zog er sich aber bereits als 15jähriger Knabe
eigentlich einer Gebirgsreise mit Altersgenossen durch Erkältung eine dauernde,
besonders die Sprachorgane berührende Kränklichkeit zu, welche seinen Studien
in seiner ganzen späteren Entwicklung oft hemmend entgegentrat und namentlich
auch die Annahme eines Amtes sein Leben hindurch unmöglich machte, dagegen
seine Neigung zur Einsamkeit und Abgeschlossenheit nur zu sehr begünstigte. —
Mit den besten Zeugnissen ausgerüstet, ging er Ostern 1810 nach Leipzig, wo
C. D. Beck und G. Hermann sehr förderten, dann im October 1811 auf die
neu errichtete Universität in Breslau und setzte hier seine Studien bis 1813
fort. Als in diesem Jahre fast alle Studenten und auch eine Anzahl der Pro-
fessoren unter die Waffen traten, wurde die Universität geschlossen, R. mußte,
während zwei Brüder mit ins Feld zogen, zu seinem lebhaften Leidwesen, da

sein Gesundheitszustand ihn zum Zurückbleiben zwang, in das Haus seines heimkehren. Dieser hatte inzwischen ein kleines Landgut bei Reichenbach e bei dessen Bewirthschaftung ihm R. nun half, bis die Vorlesungen in im Sommer 1814 wieder eröffnet wurden. Er nahm die unterbrochenen jetzt wieder auf; seine Hoffnungen und Wünsche gingen auf eine ak Thätigkeit. Aeußere Verhältnisse veranlaßten ihn jedoch, im J. 18 Hauslehrerstelle bei einem Geh. Commercienrathe v. Wallenberg anzune der er über 17 Jahre — bis Ende 1832 — ausgeharrt und in dieser Zeit nach einander fünf Zöglinge für die Mittelclassen eines Gymnasiu bereitet hat. Auf den in dieser Thätigkeit gemachten Erfahrungen be Wesentlichen sein später veröffentlichter Plan zu einer Umgestaltung sprachlichen Unterrichtes. — Zunächst kehrte er mit einer sehr stattli bliothek auf das väterliche Gut zurück und bearbeitete hier ein umfa bibliographisches Werk, für welches er aber keinen Verleger fand. Im siedelte er nach Breslau über und führte nun hier bei gelegentlich e Privatunterrichte ein äußerst zurückgezogenes Leben, rastlos für seine ideen arbeitend. Noch ohne Nennung seines Namens erschien 1839 „ und Plan einer äußeren und inneren Vervollständigung, die classischen zu lehren", dann nochmals erweitert unter ähnlichem Titel 1841; Sammlung der zugehörigen „Loci memoriales" erschien 1840. Nac Plane sollte das gesammte Sprachmaterial nach rascher Erledigung Elemente sich an die hier zusammengestellten Mustersätze anschließen „gewissermaßen ein syntaktisch-formeller Auszug der Sprache selbst . wenigstens die Hälfte alles für den Schulzweck erforderlichen Mate schließen"; „theils durch fortgesetztes denkendes Repetiren, Variiren, Wiedervereinigen, Zusammenstellen u. s. w., theils durch nebenherlaufend gesetzte Verwendung bei den irgend verwandten Lectionen" sollten die moriales „zum geistigen Eigenthum des Lehrers und der Schüler wo fortan als Mittelpunkt dienen, auf welchen die Grammatik, die un Lectüre, zuletzt das Schreiben und das Sprechen unablässig zurückbezogen (Plan . . der grammatischen Lehrmethode 1841, S. 21). Es gelang R., d esse Joh. Schulze's und durch diesen das des preußischen Unterrichtsmin für seinen Reformplan zu gewinnen, so sehr auch einsichtige und im S erfahrene Männer, wie Mager, Otto Schulz u. A. vor der Einführ Methode warnten, die beim Unterrichte weniger Schüler durch einen hingebenden Lehrer sich bewährt haben mochte, aber, wie sie von Schulpraxis fern stehenden Lehrer ersonnen war, so den thatsächlichen nissen der Schule nicht entsprach. Das Ministerium machte die p Behörden auf die neue Methode aufmerksam und rief dadurch eine zie hafte Bewegung in fachmännischen Kreisen für und gegen dieselbe her in Sachsen, Baiern und anderen deutschen Staaten beschäftigte man sic mit den von R. gemachten Vorschlägen, aber das Ergebniß war überall die Gymnasien lehnten die Anwendung des die Gefahr eines todten Me in sich tragenden Verfahrens meist von vornherein ab, und wo der Ver Einführung gemacht wurde, kehrte man bald zu der bewährten früheren zurück. Es war ein schwacher Trost für R., wenn sein Gönner Joh den Mißerfolg damit zu erklären suchte, daß „für die Methode erst heranzuziehen wären, denen geistige Regsamkeit, Selbstthätigkeit und in Anstrengungen . . . nicht zu befehlen, sondern nur nach und nach dur weisung und eigene Ueberzeugung beizubringen wären". R. selbst ließ irre machen; da seine Methode nirgends in rechte Wirksamkeit get galt ihm auch der ausreichende Beweis für ihre Unanwendbarkeit

...rath nicht für erbracht. Mit unermüdlichem Fleiße und mit Aufopferung ...nes namhaften Theiles seines Vermögens setzte er sein Unternehmen fort; im J. 1845 erschien eine zweite Sammlung von „Loci memoriales (metrici et ...etici)“ und noch 1862 ein „Lateinisches Schulvocabularium“ und ein „Latei...isches Elementarbuch“, sowie die „Einführung“ zu diesen beiden Büchern. So ...dienstvoll diese Arbeiten, welche sich durch ihre gelehrte Gründlichkeit von ...deren derartigen Schulbüchern wesentlich unterscheiden, auch waren, einen Er...olg hatten auch sie nicht und wurden kaum beachtet.

Außer diesen didaktischen Bestrebungen widmete R. seine Kraft vornehmlich ...chlichen Interessen; von 1845 an gab er zeitweilig mit dem Consistorialrath ...upp den „Kirchlichen Anzeiger“ heraus, in welchem er u. a. eine längere ...dagogische Arbeit „Ein Normalstoff der Volksschule“ veröffentlichte; auch das ...eue Breslauer Gesangbuch“ hat er zusammen mit Schulrath Stolzenberg zu...mmengestellt, um die schlechten schlesischen Gesangbücher zu verdrängen. Für ...e innere Mission, an deren Bestrebungen er lebhaftesten Antheil nahm, ist er ...t Aufopferung angestrengt thätig gewesen; fast bis an sein Lebensende war ...der Vorsitzende des derselben dienenden Vereines, den er hauptsächlich ins ...ben gerufen hatte. — Erst in vorgerückten Jahren hatte er sich verheirathet, ...e Ehe blieb kinderlos. R. starb nach längerer Krankheit am 10. Mai 1863.

Außer den zahlreichen Schriften für und gegen Ruthardt's Methode vgl. den Aufsatz von Struve „Zur Erinnerung an Ernst Ruthardt“ in der Ber...liner Zeitschrift für Gymnasialwesen 1863, S. 792—800. R. Hoche.

Ruthart: Karl Andreas R., Thiermaler. Das Jahr seiner Geburt wie seine Abstammung sind unbekannt. Er mag Süddeutscher, vielleicht Baier ...esen sein. In den Jahren 1663 und 1664 ist er in Antwerpen ansässig. ...n letztgenannten Jahre soll er dann auch in Regensburg gewesen sein. Um ...72 war er jedenfalls in Italien, in Venedig, später in Rom, wo er ver...thlich auch gestorben ist, wie es scheint, als Cölestiner. Die hervorragendsten ...mälde Ruthart's befinden sich wol zu Florenz in der Galerie Pitti, zu Venedig ...Pal. Giovanelli, im Louvre zu Paris, in der Dresdener Galerie, zu Wien ...den Galerien Liechtenstein, Czernin, Harrach und in der Akademie der bil...enden Künste, zu Kremsir im fürsterzbischöflichen Schloß, zu Innsbruck im ...dinandeum. Diese Bilder zeigen einen in technischer Beziehung hoch voll...mmenen Meister, der vor keiner Schwierigkeit der Zeichnung zurückschreckt, im ...gentheil sie öfter geradewegs aufsucht. R. malt überdies mit harmonischer ...elle und versteht sich auf geschlossene Lichtwirkung. Am vortheilhaftesten ...gt er sich in seinen Bildern mit Bärenhetzen, Hirschjagden, ruhenden Hirschen ...er ruhenden Hausthieren. Diejenigen seiner Compositionen, auf denen er un...gliche Zusammenstellungen von allerlei Gethier gibt, sagen unserem heutigen ...chmack weniger zu, wie denn der Meister auch in seinen biblischen und ...thologischen Compositionen weniger glücklich ist. R. hat auch einige Blätter ...irt.

Titi, Ammaestramento . . . di pittura, scoltura et architettura, Rom 1686. — Füßli's und Nagler's Lexica. — Liggeren. — Repertorium für Kunst...wissenschaft IX, 129 ff.; X, 159; XI, 60; XII, 101. — Woermann, Ge...schichte der Malerei III, 886. — Zeitschrift f. b. K. XXIV, (Chronik) Sp. 325 f. — Wiener Galerien (im Verlag von Heck). Th. Frimmel.

Ruthe: Johann Friedrich R., Pädagog und Naturforscher, geboren ...16. April 1788 zu Egenstedt bei Hildesheim, † am 24. August 1859 zu ...lin. Seine Schulbildung genoß R. auf dem Collegium Josephinum in ...desheim. Die Vorliebe für die Natur erwachte schon in dem Knaben, der

nicht müde wurde, seine schöne heimathliche Gegend nach allen Richtungen zu durchstreifen. Nach Einverleibung des Bisthums Hildesheim in das Königreich Westfalen, mußte R. im Heere Jerome's dienen. Er entzog sich aber seiner Dienstpflicht durch die Flucht und begab sich von Magdeburg, wo sein Regiment stand, nach der Heimath zurück. Doch war seines Bleibens nicht lange. Sein Versteck wurde verrathen und er zum Truppentheil zurücktransportirt. Durch einen glücklichen Zufall verfehlte indessen der Transport das inzwischen nach Kassel verlegte Regiment und bei Lutter am Barenberge gelang es R., mit mehreren Gefährten seinen Hütern zu entkommen. Nach mehrwöchentlichem Umherirren erreichte er seine Heimath, um sie bald darauf wieder zu verlassen. Ueber Hamburg ging er nach Berlin, das er am 24. August 1809 zum ersten Male betrat. Aber die Unmöglichkeit, hier irgend eine für ihn passende Stellung zu finden, trieb ihn nach Hildesheim zurück, wo er sich noch gegen zwei Jahre im Verborgenen aufhielt. Im August 1811 wanderte er von neuem nach Berlin und diesmal mit besserem Erfolge. Durch Vermittlung des Professor Link, eines Landsmannes von R., wurde er an der ein Jahr vorher erst gegründeten Berliner Universität als stud. med. immatriculirt und hörte anfangs daneben noch die Vorlesungen an der Thierarzneischule. Die naturwissenschaftlichen Studien, denen er sich sogleich mit Eifer hingab, brachten ihn mit dem Botaniker Rudolphi und dem Zoologen Lichtenstein in Berührung, die sich seiner annahmen und ihm durch Beschäftigung am anatomischen und zoologischen Museum eine pecuniäre Beihülfe, sowie die Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse verschafften. Er erhielt auch durch Rudolphi's Vermittlung 1813 die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte an der Plamann'schen Lehr- und Erziehungsanstalt, welche ihn zuletzt so in Anspruch nahm, daß er nach fast fünfjährigem Studium die Medicin gänzlich aufgab und der Lehrercarriere treu blieb. 1823 kam er an die Oberschule in Frankfurt a. O., 1825 als Oberlehrer an das Kölnische Gymnasium in Berlin und 1829 an die städtische Gewerbeschule (jetzige Friedrichs-Werder'sche Oberrealschule) daselbst, in welcher Stellung er bis zu seiner im Herbst 1842 aus Gesundheitsrücksichten erfolgten Pensionirung verblieb. Trotz schmerzhafter Gichtanfälle, die ihn zeitweise, zuletzt immer häufiger, plagten, setzte er seine naturhistorischen Excursionen in der Mark, sobald es nur irgend ging, fort, bis er endlich nach Tagen schmerzvoller Krankheit im 71. Lebensjahre seinem alten Leiden erlag. Obwol R. seinem Berufe als Lehrer mit treuester Pflichterfüllung oblag, in welcher Stellung er sich den Dank einer großen Reihe von tüchtigen Schülern erwarb, fand er doch noch Zeit zu ausgedehnter litterarischer Thätigkeit. In den ersten Jahrzehnten war Botanik seine Lieblingswissenschaft. Die zahlreichen weiten Wanderungen durch die Mark, die er zum Zwecke floristischer Studien theils allein, theils in Begleitung von Schülern unternahm, reiften früh in ihm den Plan, eine Naturgeschichte der Mark Brandenburg herauszugeben. Freilich kam diese Absicht bei seiner beschränkten Zeit nur zu einem Theile zur Ausführung. So gelangte seine „Flora der Mittelmark in getrockneten Exemplaren" (1820), wobei jedem Pflanzenexemplar Beschreibung, Synonymie, Nutzen und Schaden der betreffenden Species, soviel auf einem Octavblatt Raum hatte, beigegeben wurde, nicht über die erste Centurie, eine populäre Darstellung der Giftpflanzen (in den dreißiger Jahren), nicht über den Prospekt hinaus. Dagegen erschien 1827 die „Flora der Mark Brandenburg und der Niederlausitz", in dieser, ihrer ersten Abtheilung die Phanerogamen umfassend, welcher 1834 eine zweite, durch die Cryptogamen vermehrte und verbesserte Auflage folgte. Nachdem der Verfasser in der Einleitung eine Anweisung über den Gebrauch des Buches, über das Sammeln

und Aufbewahren von Pflanzen gegeben und die wissenschaftliche Terminologie und Systemkunde behandelt, folgen die Gattungen und Arten nach analytischer Methode in einer zum schnellen Bestimmen recht zweckmäßigen Weise. Standort und Blüthezeit sind angegeben, die Gattungen nach Linné's System geordnet. Das Werk hat nicht allein die Kenntniß der märkischen Flora unmittelbar bereichert, es darf auch wegen der kritischen Behandlung der aufgenommenen Pflanzen, namentlich aber wegen des Nutzens, den es durch Heranbildung junger, tüchtiger Kräfte geleistet, als eine hohe Leistung in der floristischen Litteratur gelten. In den letzten Jahren zog sich R., da seine Kräfte ihm größere Excursionen nicht mehr gestatteten, von der Botanik zurück, ohne jedoch sein Interesse daran zu verlieren und beschäftigte sich nur noch mit Entomologie. Auch auf diesem Gebiete hatte er in jungen Jahren viel gesammelt. Nunmehr machte er sich an die Bearbeitung des vorhandenen Materials. Er bearbeitete die Insecten für das anfangs von Friedr. Aug. Wiegmann, später von Franz Herrmann Troschel herausgegebene „Handbuch der Zoologie" und lieferte Aufsätze für die Isis, die Stettiner entomologische Zeitung und die Berliner entomologische Zeitschrift. Sein specielles Feld waren die Dipteren und Hymenopteren. Kurz nach seiner Pensionirung hatte R. seine anfangs populär-naturwissenschaftliche Zeitschrift „Herold", in eine belletristische verwandelt; doch bewog ihn der geringe Erfolg, wieder zur Naturgeschichte zurückzukehren, der er noch bis kurz vor seinem Tode seine ganze Zeit widmete.

P. Ascherson, Nachruf in Verhandlungen des bot. Vereins der Provinz Brandenburg 1859/60.

E. Wunschmann.

Rüthling: Bernhard R., ein bedeutender Schauspieler, geboren zu Meiningen am 18. April 1834, † zu München am 22. April 1881. Die Schauspielerfamilie R. entstammt aus der Mark. Ihr künstlerisches Merkmal ist die Aufrechterhaltung der Brockmann-Iffland'schen Ueberlieferung naturwahrer Darstellung. Bernhard's Oheim war im ersten Drittel unseres Jahrhunderts als Komiker ein Liebling des Berliner Hoftheaterpublicums. Sein Vater war zuerst in Berlin, dann in Meiningen engagirt, bis er infolge ungünstiger Umstände sich von seiner Familie trennte und sich kleinen Wanderbühnen anschloß. Die Mutter fand eine Stellung als Choristin in Kassel, wo sie mit ihren drei Kindern, deren ältestes Bernhard war, in größter Armuth lebte. Mit 16 Jahren zog R. in die Welt. In Bromberg fand er sein erstes Engagement, mit einem Monatsgehalte von drei Thalern. Dann kam er nach Memel. Durch den Brand des dortigen Theaters wieder seiner Stellung verlustig, erfuhr er auf langen Streifzügen mit wandernden Komödiantentruppen das bitterste Elend brodloser Kunst. Endlich gelang es ihm, in Meiningen unterzukommen. Von da an ging sein Lebensweg empor. Ende der fünfziger Jahre fand er Engagement in Augsburg, wo er nebenbei auch als Sänger in den Rollen des „Gouverneurs" im Don Juan, des „Eremiten" im Freischütz u. s. w. beschäftigt war; während der Sommermonate war er am Kurtheater in Kissingen thätig. In Augsburg sah ihn der treffliche baierische Hofschauspieler Jenke und lud ihn zu einem Gastspiel nach München. Im J. 1863 trat R. in das Münchener Schauspiel ein, welchem er als eine seiner schönsten Zierden angehört hat, bis ihn eine Krankheit, deren Keim die Entbehrungen und Leiden seiner Jugend gelegt hatten, aus seinem reichen Wirkungskreise hinwegnahm. Einfachheit und Kraft, Naturwahrheit und Herzenswärme — das sind die Eigenschaften, welche die „Helden" und „Liebhaber" in Rüthling's Darstellung auszeichneten; gleichviel, ob er (nachdem er in der aushülfsweise übernommenen Rolle des

„Arkas“ die Gunst des Königs Ludwig II. gewonnen) als Posa, Karl Moo
Egmont, Uriel Acosta, Essex u. s. w. große Aufgaben mit großem Erfolge lö
oder in heiteren, modernen Stücken die Zuschauer durch seinen von jeder sat
rischen Schärfe freien Humor entzückte. Eine männlich schöne Gestalt, ei
Stimme von großem Wohllaut, die schon mit einem einzigen Tone, einer leis
Bewegung bei dem Hörer Thränen oder Lächeln zu erwecken vermochte, war
die Mittel — Begeisterung für die Poesie und ein redlich treues Gemüth wär
die Quellen seiner Kunst. Er hatte den Höhepunkt seines Schaffens noch nic
überschritten, vielleicht noch nicht einmal ganz erreicht, als er starb und Münche
einen seiner Lieblinge, die deutsche Schauspielkunst einen ihrer Auserwählte
verlor, welchen Ernst Possart in seiner Grabrede als den berufenen Nachfolg
des großen Eßlair bezeichnen durfte.

Vgl. Südd. Presse vom 23. April 1881. — Neueste Nachrichten un
Allgemeine Zeitung vom 23. und 24. April 1881. — Die Gegenwar
Nr. 19 vom 7. Mai 1881.

Max Bernstein.

Rüthling: Johann Ferdinand R., Schauspieler, geboren 1793 i
Berlin, † ebendas. am 7. August 1849. Sein Vater, Hermann Friedrich R
war gleichfalls Schauspieler und wurde 1781 von Döbbelin „für Bedient
Bauern und Juden“ angestellt. Als Döbbelin am 1. August 1787 die Directio
des königlichen Nationaltheaters in Berlin übernahm, hielt R. mit ein
Gage von 312 Thaler zu ihm und verblieb bei dieser Bühne bis zu sein
Pensionirung am 28. März 1811. Er war nahe befreundet mit Fleck, de
seinen Sohn Ferdinand über die Taufe hielt. Dieser wirkte schon 1798 i
Kinderrollen mit. 1811 wurde er für Vertraute und Nebenpartien engagir
Seit 1816 rückte er allmählich in Wurm's Fach ein und wurde für Jahrzehn
der erste Feinkomiker der Berliner Hofbühne. Er war eine seßhafte Natu
welche sich an dem modisch gewordenen Gastspielwesen nur selten betheiligt
Einmal spielte er in Hamburg, wo er nicht sonderlich gefiel, 1838 in Wie
Offenbar mußte man, wie bei so mancher ausgeprägten Komikerindividualitä
an seine Wirkungen gewöhnt sein. Nach Küstner's Zeugniß bestand seine Kom
nicht in einer plumpen, polternden und stark auftragenden Manier, sondern
einer eigenthümlich gedehnten, zähen, besonnenen, ironisch breiten, aber do
feinen Weise, welcher der trockene Witz Raupach's am gemäßesten war. „D
Schleichhändler“, schreibt mir ein kundiger Gewährsmann, „von ihm nebe
Gern als Schelle, dem unvergleichlichen alten Weiß als Zollinspector und d
alten Wolf als Romantikerin zu sehen, war ein unvergeßlicher Genuß. W
die Schleichhändler heute liest, ohne sie in dieser ihrer originalen Verkörperun
gesehen zu haben, von der die Aufführungen aller andern Bühnen nur meh
oder weniger gelungene Copien waren, der begreift den so durchschlagenden un
so lange anhaltenden Erfolg dieser Raupachiade gar nicht.“ Eduard Devrien
führt die halb gleichgültige trockene Unscheinbarkeit des Rüthling'schen Witze
auf eine allgemeine Berliner Eigenthümlichkeit zurück, ohne sich mit ihr, obw
selbst Berliner Kind, recht befreunden zu können; doch spricht er vom „redliche
Rüthling“. Rüthling's Kopf zeigte einen von klugem, feinem Lächeln umspielt
Mund, der zwischen Kinn und Nase entschlossen zurücktrat, und eine hohe Stir
Seine letzte Rolle war der Schreiber Licht in Kleist's „Zerbrochenem Krug
Auch litterarisch hat sich R. bethätigt, und zwar gab er 1846 bei Otto Jan
unter dem Titel „Der Komiker in fröhlichem Familienkreise“ eine Sammlu
schwunghafter Vorträge in Poesie und Prosa und in allerhand Dialekten heraus
Neben vielfach populär gewordenen Scherzgedichten und Declamationsstück
von Saphir, Lindner, Holtei, Kalisch, Angely, Görner u. A. findet sich e

größere Anzahl aus der Feder von R. selbst. Er ergeht sich darin in Bibel-reminiscenzen, Parodien und Berliner Localanspielungen. Auch eine bescheidene Alltagsmoral wird gepredigt. Die Laune ist recht dünn und abgestanden, und es liegt einige Berechtigung in der Selbstironie, mit der er beim „Lob des Wassers“ auch von seiner Verskunst spricht. Das bekannteste der Rüthling'schen Poeme war seiner Zeit die Ballade vom Leipziger Stadtsoldaten.

Blum-Herloßsohn-Marggraff, Allg. Theater-Lexikon VI, Altenburg-Leipzig 1846. — Album des königl. Schauspiels und der königl. Oper zu Berlin, 1858, S. 21 (Küstner). — Devrient, Gesch. d. deutschen Schauspielkunst.

Paul Schlenther.

Rütjes: Heinrich Gisbert R., katholischer Geistlicher, geb. am 4. November 1811 zu Emmerich in der Rheinprovinz, † daselbst am 20. Februar 1886. Er studirte an der Akademie zu Münster und wurde hier 1836 zum Priester geweiht; Doctor der Theologie wurde er 1844 zu Rom. Seit 16. September 1847 war er Pfarrer von Obermörmter; als er 1881 von einem Schlaganfalle getroffen wurde, erhielt er einen Stellvertreter und starb nach vierjährigem Krankenlager im St. Willibrordusspitale in seiner Vaterstadt. R. veröffentlichte außer Predigten und Erbauungsschriften eine populäre (und polemische) „Geschichte des Concils von Trient“, 1846; „Leben, Wirken und Leiden des Papstkönigs Pius' IX.“, 1868—70 (Volksausgabe 1872), als Fortsetzung dazu „Die letzten Lebensjahre Pius' IX.“, 1878; „Geschichte der Gesellschaft Jesu im Gegensatze zum Protestantismus und zum Freimaurerthum“, 1872; „Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und confessionellen Politik desselben“, 1858, — endlich eine Reihe von (meist sehr scharf) polemischen Schriften (auch die zuletzt genannten sind mehr polemisch als geschichtlich): „Die Wahrheit und ihr Zerrbild oder die römisch-katholische Lehre des Duisburger Katechismus“, 1844; „Zur Antikharakteristik oder Beleuchtung der Flugschrift des Pastor E. W. Krummacher“, 1858; „Mein Reich ist nicht von dieser Welt oder die weltliche Papstgewalt weder mit dem Evangelium noch mit der social-politischen Weltordnung im Widerspruch“, 1863; „Der wahre und falsche Fortschritt“, 1866; „Wider die Freimaurer. Bluntschli's Pfeil gegen die Jesuiten trifft nicht sie, sondern ihn selbst und seine Partei“, 1872; „Der Teufel und der Medicinalrath Karsch oder gegen des letzteren: Naturgeschichte des Teufels“, 1878; „Da capo oder die Karsch'sche Flugschrift: der Schildknappe des Teufels ꝛc. beleuchtet“ 1879.

Otto Schmid.

Rutilius: Martin R. (Röthelstein), geboren 1550 als Sohn des Pfarrers Georg R. zu Düben im Meißnischen; besuchte die Torgauer Schule, dann die Universität zu Wittenberg und Jena; 1575 Pfarrer zu Teutleben und 1586 Diakonus, später Archidiakonus zu Weimar. Er starb am 18. Januar 1618. Er ist der Verfasser des allverbreiteten Kirchenliedes „Ach Gott und Herr wie groß und schwer“. (Vgl. M. Casp. Binder, Pfarrer in Mattstedt, erweiß, daß des Liedes „Ach Gott und Herr“ wahrer Autor sey M. Rutilius, Jena 1726.)

E. E. Koch, Kirchenl. (3. Aufl.) II, 258.

v. L.

Rutowsky: Friedrich August Graf R., ein natürlicher Sohn König August II. von Polen und einer Türkin Fatime, später Maria Anna Frau v. Spiegel, geb. am 19. Juni 1702, erhielt seine Erziehung in Paris und am sardinischen Hofe. Am 26. Mai 1727 trat er als Generalmajor in die sächsische

Armee und kurz hierauf in preußische Dienste, aus denen er jedoch schon 172 wieder nach Sachsen zurückkehrte. In den folgenden Jahren wohnte er de Feldzügen in Polen und am Rhein bei, ward am 1. Januar 1736 General lieutenant und Commandant der Garde du Corps, und stand als solcher 173 an der Spitze des sächsischen Reichscontingentes gegen die Türken in Ungarn Am 21. April 1738 ward er General der Cavallerie, am 9. August 1740 Gou verneur von Dresden und Commandant der Leibgrenadiergarde, am 10. Augus Obristhaus- und Landzeugmeister; am 10. Januar 1742 erfolgte seine Ernennung zum Chef eines Dragonerregiments. Während des 1. schlesischen Krieges com mandirte er die sächsischen Truppen in Böhmen und betheiligte sich mit denselben am 26. November 1742 an der Erstürmung von Prag. 1745 befehligte er die in Sachsen zurückgebliebenen Truppen, vereinigte diese sodann bei Leipzig mit dem größten Theile des aus Böhmen zurückgekommenen sächsischen Heeres und führte dieses auch am 15. December 1745 in der Schlacht bei Kesselsdorf. Am 6. Januar 1746 zum General en chef, am 11. Januar 1749 endlich zum Feldmarschall befördert, gelang es ihm trotz vielfacher Bemühungen nicht, die in den kommenden Friedensjahren vom Premierminister Grafen Brühl über die Armee verhängten Reductionen, welche deren Schlagfertigkeit in Frage stellten, abzuwenden; er mußte im Gegentheile bei dem plötzlich mit Preußen aus brechenden Kriege die schnell zusammengezogene und im Lager bei Pirna ver einigte, nur 18100 Mann starke sächsische Armee am 16. October 1756 dem König Friedrich II. von Preußen kriegsgefangen übergeben. Während der Kriegs jahre hielt sich R. in Sachsen auf und resignirte unmittelbar nach Abschluß des Hubertusburger Friedens am 3. März 1763 auf alle seine militärischen Würden Er starb am 16. März 1764 zu Pillnitz.

Winkler.

Rutta: Karl R., katholischer Geistlicher, geboren am 24. December 177 zu Kitzingen, † am 17. September 1837 zu Würzburg. Er studirte am Gym nasium zu Würzburg, trat 1797 in das Priesterseminar daselbst ein, wurde am 20. December 1800 zum Priester geweiht, wirkte zunächst als Caplan zu Eltmann und zu Greßthal, 1802—1804 als Präfect in dem adeligen Convict zu Würzburg, nach dessen Aufhebung wieder als Caplan zu Kronungen, vom 16. Februar 1806 in gleicher Eigenschaft an der Pfarrei St. Burkhard zu Würzburg. Großherzog Ferdinand ernannte R. am 27. October 1806 zum Professor der Poesie und Rhetorik am Gymnasium zu Würzburg, welche Stelle er am 19. April 1813 mit der Pfarre Neubrunn vertauschte. Am 11. October 1822 wurde er zum Regens des Priesterseminars in Würzburg ernannt, 182 erlangte er an der Universität daselbst die theologische Doctorwürde, wurde am 24. September 1824 zum wirklichen Mitglied des geistlichen Rathes ernannt 1832 zum Domcapitular und am 26. Juni 1833 auch zum Dompfarrer Gedruckt ist von ihm ein lateinischer Leitfaden der Rhetorik, eine Dissertation „De Angelorum existentia, natura, negotiis“ etc. 1823 und eine „Trauerrede auf Papst Leo XII.“, 1829. Lange nach seinem Tode erschienen „Rutta's Excercitienreden für seine Alumnen. Mit Fragmenten zu seiner Biographie herausgegeben von Anton Ruland“, 1857.

Vgl. Worte der Trauer und des Trostes am Grabe des Herrn K. Rutta — Neuer Nekrolog der Deutschen XV, 2, 838 f.

Otto Schmid.

Ruttenstock: Jakob R., Propst des regulirten Chorherrenstiftes Kloster neuburg bei Wien, geboren zu Wien am 10. Februar 1776, † zu Kloster neuburg am 22. Juni 1844. Er machte seine Gymnasial- und philosophischen Studien zu Wien, die theologischen, nachdem er am 6. Oct. 1795 das Ordenskleid

der regulirten Chorherren zu Klosterneuburg genommen hatte, theils an der neuerrichteten Hauslehranstalt daselbst, theils an der Wiener Hochschule. Nach erlangter Priesterwürde im J. 1800 durch kurze Zeit in der Seelsorge zu Hietzing und an der Stiftspfarre verwendet, wurde ihm im October 1804 die Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der Hauslehranstalt übertragen, und im J. 1806 auch das Amt des Novizenmeisters. Als er durch seine am 1. November 1811 erfolgte Ernennung zum Stiftspfarrer und Hauptschuldirector das Lehramt wieder mit der Seelsorge vertauschen sollte, wurde er schon wenige Wochen darnach am 24. November zur Supplirung der Kirchengeschichte, die er schon Ende 1809 durch einige Monate besorgt hatte, an die Wiener Universität berufen und nach bestens bestandener Concursprüfung definitiv im September 1813 mit dieser Lehrkanzel und im J. 1817 mit dem Amte eines k. k. theologischen Büchercensors betraut. 1832—34 erschienen von ihm zu Wien „Institutiones historiæ ecclesiasticae N. T.“ in 3 Bänden, die vielen Beifall fanden. Leider behinderten seine zahlreichen späteren Amtsgeschäfte die Vollendung des Werkes. Nachdem nämlich der Stiftspropst Gaudenz Dunkler am 23. November 1829 gestorben war, wählte das Capitel am 8. Juni 1830 R. zu seinem Nachfolger. Er widmete sich mit Eifer und Thatkraft den Pflichten seines neuen Amtes, indem er u. A. die Stiftskirche und Grabcapelle des heil. Leopold glänzend restaurirte, den vor 100 Jahren begonnenen Neubau des Stiftsgebäudes vollendete und andere Bauten auf mehreren Stiftspfarren ausführte, die Herrschaften Strebersdorf, Jedlersee und Jedlersdorf ankaufte. Im J. 1832 zum k. k. Regierungsrathe, Beisitzer der Studienhofcommission und Referenten über die Gymnasialstudien ernannt, führte er dieses mühevolle Amt durch zehn Jahre mit anerkannter Umsicht, die Kaiser Ferdinand I. am 11. October 1842 mit dem Ritterkreuze des Leopoldordens lohnte. Die niederösterreichischen Stände ehrten ihn durch die Wahl zu ihrem Verordneten und die Wiener Universität nahm ihn im J. 1832 in die Zahl ihrer Doctoren auf und erkor ihn im J. 1839 zum Rector magnificus. Sowie durch vielseitige Kenntnisse und treue Amtsführung zeichnete sich R. auch als Mensch durch Herzensgüte, Freundlichkeit und Leutseligkeit aus. Außer der erwähnten Kirchengeschichte hat R. nur noch einige Predigten im Drucke veröffentlicht.

Officielles Umlaufschreiben über seinen Tod mit dem curriculum vitae dd. 14. Juli 1844. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 27, S. 311. — Brunner, Ein Chorherrenbuch. Würzburg und Wien 1883, S. 335.

P. Ant. Weis.

Rüttimann: Dr. J. J. R., † in Enge bei Zürich am 10. Jan. 1876, um die Reform des Justizwesens des Kantons Zürich im fünften und sechsten Decennium dieses Jahrhunderts und die Umgestaltung der schweizerischen Eidgenossenschaft aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat im J. 1849 verdienter Staatsmann, nachher Professor der Jurisprudenz und Verfasser juristischer, hauptsächlich staatsrechtlicher Schriften. Geboren am 17. März 1813 in dem zürcherischen Landstädtchen Regensberg, wo sein Vater Landschreiber (Grundbuchführer und Notar) war, trat er 1827 in die sog. Gelehrtenschule, 1829 in das „politische Institut“ zu Zürich ein. An letzterem besuchte er die Vorlesungen des Philologen Hans Caspar Orelli und der beiden politisch sich gegenüberstehenden Juristen F. L. Keller und J. C. Bluntschli, zwischen denen er später eine gewisse Vermittlung herstellte. Schon 1829 wurde er Substitut seines Vaters, dann Ende 1831 Gerichtsschreiber des zürcherischen Bezirks Regensberg, 1834 erst Verhörrichter des Kantons Zürich, dann Substitut des Staatsanwaltes. Er bekleidete diese Stelle bis ins Jahr 1838 und betrieb

daneben, wie das damals zulässig war, die Advocatur. Im J. 1836 brachte er einen Urlaub von 4 Monaten in England zum Studium des Geschwornenverfahrens zu. Er schrieb darüber einen Bericht, welcher gedruckt wurde und als eine der ersten deutschen Darstellungen des englischen Processes die Grundlage bildete für die Einführung des Juryverfahrens im eidgenössischen bürgerlichen und militärischen und im zürcherischen Strafproceß. Auf Keller's Veranlassung publicirte er 1839 in dessen Monatschronik der zürcherischen Rechtspflege, Bd. VIII, S. 1 ff. eine Abhandlung über die Definition des Betruges. Ferner gab er in diesem Jahre eine kleine Monographie heraus „Ueber einige weder in Verträgen noch in Verbrechen liegende Gründe von Obligationen", die mit rechtsphilosophischen Betrachtungen über die Natur des Rechtes beginnt, von dem großen Werthe des römischen Rechtes für das zürcherische spricht, und mit Berücksichtigung beider hauptsächlich auf die negotiorum gestio und die condictio indebiti eintritt. Am 6. September führten die im zürcherischen Volke vorhandenen Gegensätze politischer und religiöser Natur anläßlich der Berufung von D. F. Strauß an die zürcherische theologische Facultät, zu einem Aufruhr, der nur mit Blutvergießen unterdrückt werden konnte und darum die erschreckte Regierung zur Abdankung veranlaßte. R. hatte auf Seite der freisinnigen Regierungspartei, Prof. Keller's und des nachmaligen Bundespräsidenten Dr. Jonas Furrer, an dem geistigen Ringen theilgenommen und theilte nun auch ihre Niederlage. In den nächsten Jahren widmete er sich hauptsächlich der Advocatur, bis im J. 1844 ein neuer Umschwung stattfand, infolge dessen er zum Mitgliede des Großen Rathes, und noch im nämlichen Jahre zum Mitgliede des Regierungsrathes gewählt wurde. Er fand in letzterer Behörde unter seinen Collegen Bluntschli und Furrer. Mittlerweile hatte er sich 1843 mit einer Verwandten Hans Caspar Orelli's, Luise Bächlin von Brugg, verheirathet. Im Laufe der Jahre schenkte sie ihm einen Sohn und eine Tochter, die ihn überlebten, starb aber schon 1865. Mit dem Jahre 1845 begann seine Thätigkeit in eidgenössischen Angelegenheiten. Er wurde am 6. Februar vom Großen Rathe neben Furrer zum zweiten Gesandten Zürichs an die eidgenössische Tagsatzung gewählt, und 1846 von der Tagsatzung zum eidgenössischen Militärjustizbeamten für die Jahre 1847—50 mit dem Range eines Obersten bezeichnet. Als kantonaler Justizdirector stellte er eine Reihe von Gesetzesentwürfen (über Zunftgerichte, Armenpolizei, Ordnungs- und Polizeistrafen u. a.) her. 1847—51 schrieb er sein Buch „Der englische Civilproceß, mit besonderer Berücksichtigung des Verfahrens der Westminster-Rechtshöfe", welches Keller als „ebenso klar und übersichtlich wie des Verfassers Darstellung des englischen Criminalprocesses" lobte. Im Anhange des Buches finden sich Formulare und eine Uebersetzung des englischen Gesetzes über die Execution kleiner Guthaben (9 & 10 Vict. chapt. 95). Die staatswissenschaftliche Facultät zu Zürich verlieh ihm in Anerkennung der Arbeit den Doctortitel honoris causa. Im J. 1845 stifteten sieben ultramontan gesinnte Kantone der Schweiz einen Sonderbund zur gemeinsamen Wahrung namentlich ihrer confessionellen Interessen. Die Tagsatzung jedoch beschloß dessen Auflösung; und als dem Beschlusse nicht Folge geleistet wurde, erfolgte hauptsächlich auf Betreiben der zürcherischen Abgeordneten Furrer und R. am 4. November 1847 der Auftrag der Tagsatzung an den General Dufour, jene Auflösung mit Hülfe der bewaffneten Macht zu vollziehen. Mit ebenso großer Energie wie Schonung wurde der Auftrag ausgeführt. Indessen hatte dieses Ereigniß überall die Ueberzeugung hervorgerufen, daß der Bundesvertrag von 1815 mit seinen schwerfälligen Bundestage, der Tagsatzung, nicht länger fortbestehen könne. Verschiedene Vorschläge der Reorganisation wurden gemacht. Da führten Bluntschli

in einer Broschüre und R. in einer Reihe von Artikeln der Neuen Zürcher Zeitung den ganz neuen Gedanken ins Feld, das amerikanische Zweikammersystem auf die schweizerische Eidgenossenschaft zu übertragen, und R. verfocht denselben auch in den Räthen. Grundsätzlich ging sein Antrag durch, es wurde ihm nur ein Amendement beigefügt, welches den Kantonen ein gewisses Vetorecht einräumte. Damit war eine fruchtbare Thätigkeit Rüttimann's auf dem Gebiete der eidgenössischen Gesetzgebung eröffnet. In den Jahren 1848—1854 und 1862—1868 war er Mitglied des schweizerischen Ständerathes und zweimal, vom 1. Juli bis 21. December 1850 und vom 3. Juli 1865 bis 24. Februar 1866 Präsident dieser Behörde. Sein Werk ist die eidgenössische Bundesstrafproceßordnung vom 23. Juli 1849, die Civilproceßordnung vom 22. November 1850, das Militärstrafgesetz vom 27. August 1851 und wohl auch das Gesetz über das materielle Bundesstrafrecht vom 4. Februar 1853. Durch das erste dieser vier Gesetze wurde das englische Geschwornenverfahren seinen wesentlichen Bestimmungen nach in die eidgenössische Strafrechtspflege eingeführt, und es folgten dem Beispiele bald eine Reihe von Kantonen. Die Civilproceßordnung führte für das Bundesgericht die Proceßinstruction durch ein einzelnes Mitglied des Gerichtes und die öffentliche Berathung der Richter ein, beseitigte die Beweisinterlocute und zeichnete sich durch eine zu damaliger Zeit ungewohnte Freiheit der Beweistheorie aus. Die neuen Ideen schienen manchem Mitgliede der Bundesversammlung gefährlich, und so wurde denn das Gesetz mit der Bezeichnung „Provisorisches Bundesgesetz" in die Gesetzsammlung aufgenommen und in den Einführungsbestimmungen gesagt, daß es vor Ablauf von zwei Jahren „zum Behufe der definitiven Aufnahme einer einläßlichen Berathung in beiden Räthen unterstellt werden solle". Merkwürdiger Weise besteht das Gesetz auch bei dem seither in seiner Organisation und seinen Competenzen völlig veränderten Bundesgerichte noch heute (1888) in Kraft. R. war auch Mitglied des Bundesgerichtes seit der Begründung dieses Tribunals und blieb es bis zum 13. Juli 1854, in der letzten Zeit als Präsident desselben. Mit dem Momente aber, in welchem er seine Professuren übernahm, legte er seine sämmtlichen eidgenössischen Aemter nieder. Auch bei der infolge der neuen Bundesverfassung nothwendig gewordenen Revision des zürcherischen Verfassungsgesetzes war R. in hervorragender Weise thätig. Er trat bei der Reorganisation des Regierungsrathes gegenüber dem bisherigen Collegialsystem mit Erfolg für das Directorialsystem in die Schranken. Bei der Neubestellung der Behörde erhielt er wiederum das Justizwesen, während seinem Busenfreunde Dr. Alfred Escher das Präsidium und die Direction des Erziehungswesens zu Theil wurde. In dieser Stellung brachte er das Gesetz betr. die Organisation der zürcherischen Rechtspflege vom 29. September 1852 und das Gesetz betr. das Strafverfahren vom folgenden Tage zu Stande, durch welche er auch auf kantonal zürcherischem Boden die Criminaljury einführte; ferner das Sportelngesetz vom 28. December 1853. Er war auch Mitglied der Commission, welche den von Bluntschli verfaßten Entwurf eines privatrechtlichen Gesetzbuches für den Kanton Zürich zu prüfen hatte. Mit dem Jahre 1853 trat R. auch an wirthschaftliche Aufgaben heran. Er war einer der Schöpfer der Zürich-Bodenseebahn, der ersten großen Eisenbahn der Ostschweiz. Die Unternehmung ging später in der schweizerischen Nordostbahn auf, deren Verwaltungsrath er angehörte. Gleichen Antheil hatte er 1857 an der Gründung der schweizerischen Creditanstalt zu Zürich, einem großen und bald blühenden Bankinstitut auf Actien. In diesen beiden Stellungen hauptsächlich wirkte er Hand in Hand mit Dr. A. Escher, den er hoch über sich stellte. Im Jahre 1857 erklärte er seinen Austritt aus dem Regierungsrathe, nicht nur um sich

in privater Stellung diesen wirthschaftlichen Aufgaben besser widmen zu können, sondern hauptsächlich mit Rücksicht auf seine lehrende und schriftstellerische Thätigkeit. Dagegen blieb er in der gesetzgebenden Behörde, dem Großen Rathe des Kantons Zürich, und wurde zweimal, nämlich für die Jahre 1858 und 1866 zum Präsidenten dieser Behörde gewählt. Als im Jahre 1868 eine neue Revision der zürcherischen Kantonalverfassung stattfand, nahm er als Mitglied des Verfassungsrathes lebhaften Antheil an den Berathungen. Nach Annahme des neuen Verfassungsentwurfes wurde er wiederum in die gesetzgebende Behörde des Kantons, die nun Kantonsrath hieß, gewählt. Schon 1872 aber trat er wieder aus, zwar ohne Bitterkeit, aber doch immerhin in dem Gefühl, daß die Mehrheit des Rathes nicht mehr mit seinen Ansichten übereinstimme. Von den neuen Volksrechten schien ihm das obligatorische Referendum ein frommer idealistischer Selbstbetrug und die Initiative eine Gefahr für den Staat zu sein. Dagegen sprach er in diesem nämlichen Jahre in mehreren Versammlungen mit aller Entschiedenheit für die Annahme des neuen Entwurfes einer schweizerischen Bundesverfassung, namentlich gegenüber einer Broschüre von Dr. J. Dubs, die dann freilich dennoch bei der Volksabstimmung den Sieg davontrug. Mit Beginn des Jahres 1875 trat das Cassationsgericht des Kantons Zürich ins Leben und R. war von Anfang an Mitglied desselben. In dieser Stellung hat er seinen letzten Staatsdienst geleistet. Was seine akademische Lehrthätigkeit betrifft, so hatte er sich schon Mitte der vierziger Jahre als Privatdocent an der staatswissenschaftlichen Facultät der zürcherischen Hochschule habilitirt, und seither verschiedene kleinere Collegien, z. B. über Wechselrecht, gelesen. 1854 wurde er an Stelle von Fr. v. Wyß zum Professor für zürcherisches Privatrecht von der genannten Universität gewählt; und zugleich wurde ihm die Professur für Verwaltungs- und Staatsrecht am eidgenössischen Polytechnicum übertragen. Die erstere dieser beiden Lehrstellen behielt er bis 1872, die letztere bis zu seinem Tode bei. Sein Vortrag war klar, anregend, geistreich, aber nicht fließend; es schien, als ob die Fülle der Ideen, welche sich ihm auf die Lippen drängten, deren Aussprechen hinderte. Die Muße, welche seine akademische Thätigkeit ihm übrig ließ, benutzte er zunächst zu einer Reihe kleinerer Publicationen. Er gab warm empfundene Nekrologe über Dr. Fr. L. v. Keller und Dr. Jonas Furrer heraus, ferner 1855 einen populären Vortrag „Zur Geschichte und Fortbildung der zürcherischen Rechtspflege", einen Abriß zürcherischer Rechtsgeschichte mit Vergleichung des englischen Rechtes, 1858 einen solchen über das Verhältniß der Staatsgewalt zur Gesellschaft, und einen andern 1862 über die Geschichte des schweizerischen Gemeindebürgerrechtes. Civilistischer Natur ist seine Abhandlung über „Die Lehre von dem Besitze nach den privatrechtlichen Gesetzbüchern der Schweiz", welche eine ziemlich scharfe und wohl nicht immer zutreffende Kritik der diesfälligen Bestimmungen des zürcherischen privatrechtlichen Gesetzbuches enthält. Alle diese Arbeiten sind nach seinem Tode gesammelt und unter dem Titel „Kleine vermischte Schriften juristischen und biographischen Inhalts von Prof. Dr. J. J. Rüttimann nebst seiner Biographie", Zürich 1876, herausgegeben worden. Im Programm der eidgenössischen polytechnischen Schule für das Jahr 1862/63 publicirte er eine Abhandlung „Ueber die der schweizerischen Eidgenossenschaft für Realisirung des Bundesrechts zu Gebote stehenden Organe und Zwangsmittel", in welcher er eine Menge Vergleichungen mit amerikanischen Institutionen anstellte. Es folgte im Jahre 1870 eine Broschüre „Ueber die Frage, in wie weit durch die Eisenbahn-Concessionen der Schweiz. Kantone und die Beschlüsse der Schweiz. Bundesversammlung betreffend die Genehmigung derselben für die betheiligten Gesellschaften Privatrechte begründet worden seien", in welcher

Hand einer reichen Litteratur den Standpunkt vertritt, daß die aus den en staatsrechtlichen Acten herfließenden Befugnisse und Verbindlichkeiten nbahngesellschaften in der That privatrechtlicher Natur seien. 1871 schrieb Gratulationsschrift zum Jubiläum von Professor Mohl, betitelt: „Kirche at in Nordamerika", welche in lebendiger Darstellung über das Ver- der beiden genannten Gewalten zu einander ganz neue Gesichtspunkte . Häufig gab er auch Rechtsgutachten ab; von diesen sind die zwei in weiten bekannt geworden, mit denen er in dem berühmten Streit von 1860 über ler Festungswerke seinem Lehrer und Freunde Keller entgegentrat. Sein erk aber ist das Buch, betitelt: „Das nordamerikanische Bundesstaats- erglichen mit den politischen Einrichtungen der Schweiz", welches in ilungen, 1867, 1872 und 1876 kurz vor seinem Tode erschien. Er mit dem Anfang der sechziger Jahre begonnen und einen unsäglichen uf das Studium der amerikanischen Quellen verwendet. Da er das bst nie gesehen hat, mußten ihm außer den wissenschaftlichen Werken die itter und Zeitschriften, Protocolle, Commissionalberichte und andere Im- des parlamentarischen Geschäftslebens die Unmittelbarkeit der Anschauung n, und die frische lebendige Darstellung zeigt, wie wohl ihm das gelungen stellt in dem Buche immer die schweizerischen und die amerikanischen ungen über eine Materie neben einander und wirft damit oft über- Lichter auf die Institutionen seines Heimathlandes. R. rühmt seinem inen klaren Geist, ein warmschlagendes Herz und einen heitern Sinn ieſe Gaben hat der Vater dem Sohne in die Wiege gelegt. Dabei war großer Herzensgüte: er that viel Gutes im Stillen und mit ungewöhn- artgefühl. Er war voller Rücksicht für die Andern, voll liebenswürdiger nheit, aber ebenso fern von jeder Selbsterniedrigung wie von jeder Selbst- zung.

Dr. A. Schneider, Dr. J. J. Rüttimann in den Kleinen verm. Schriften Prof. Dr. J. J. R., Zürich 1876.

Schneider.

ttimann: Vincenz R., Schultheiß von Luzern, geboren am 1. Mai am 15. Januar 1844. Dem jüngsten Geschlechte des enggeschlossenen Patriciates entsprossen — die Vorfahren waren der Metzgerzunft ent- erst der Vater — Johann Jost — aus der Opposition in den exclusiven rübergenommen —, war R. 1791 Mitglied des Großen und 1793 an es verstorbenen Vaters ein solches des Kleinen Rathes geworden. Schon angefangen, auf der Stufenreihe der Aemter der aristokratischen Republik steigen, als die alte Regierung 1798 abdankte. Doch dauerte die Unter- für R. nur kurze Zeit. Denn gleich dem nicht viel älteren Franz Meyer und dem etwas jüngeren Franz Xaver Keller (s. A. D. B. 72 und 573; XV, 568—570), war R. einer der Führer der jüngeren , die zur Umgestaltung selbst die Hand boten. Freilich mußte die so r Kantonalsouveränetät Luzerns bald mit der Einfügung in die von ch dictirte helvetische Einheit vertauscht werden. So wurde R. im April egierungsstatthalter, des helvetischen Kantons Luzern, in welcher Stellung allen Seiten seine Thatkraft unter vielfach schwierigen Verhältnissen be- Bei der Scheidung der Parteien schloß sich R. den Unitariern an und ls solcher am 8. August 1800 ein Mitglied des Vollziehungsrathes der en Republik. Nach dem Staatsstreiche vom 27. zum 28. October 1801 R. die helvetische Hauptstadt Bern, indem er es entschieden abwies, inem Collegen Dolder (s. A. D. B. V, 311) sich der vorliegenden That-

sache anzufügen, und Zeichen der Achtung wurden ihm hierfür bei der R
nach Luzern entgegengebracht. Aber schon im Januar 1802 mußte
Befehl des ersten Consuls Bonaparte nebst anderen Unitariern in den
Rath der Republik aufgenommen werden, so daß nun zu Bern dem
listischen Landammann Reding (s. A. D. B. XXVII, 526) und dem
gesinnten Senate eine oppositionelle Behörde unmittelbar gegenüber stand
alsbald trat R. als erster Landesstatthalter, als Vicepräsident, Reding zur
Unter seinem Präsidium fand am 17. April die neue Verfassungsänderung,
gegen Reding gerichtet war, statt, und umsonst verwahrte sich dieser nach
Rückkehr nach Bern gegen das Geschehene, unter heftigem Zusammenstoß
Nach der Annahme der neuen, allerdings nur durch künstliche Mitzählu
Nichtstimmenden als gültig erklärten Verfassung unitarischen Zuschnittes
R. im Juli als erster Landesstatthalter ernannt. Allein vor dem föderali
Aufstande in der mittleren und östlichen Schweiz mußte R. sammt seinen
der helvetischen Regierung im Herbste von Bern nach Lausanne entfliehen
nun Bonaparte zur Aufstellung einer neuen Verfassung die Consulta nach
berief, gehörte R., als Landesstatthalter als der erste der Abgeordnet
helvetischen Senates zu den Berathungen, der Körperschaft an, welche de
suls Vorschläge anzuhören hatte. R. selbst wurde von demselben ausge
und 1803, als die neue Mediationsverfassung in der Schweiz eingeführt
sollte, als erster mit dieser Aufgabe für den Kanton Luzern betrauter
der Regierungscommission entlassen. Gewandt fand sich R., welcher sogl
Schultheiß der neuen Regierung erwählt wurde, auch auf diesem Boden
zurecht, obschon die stärkere Beimischung von Elementen der Landscha
einem liberal denkenden Luzerner Patricier das Handeln schwieriger mac
das in anderen Städtekantonen in jenen Jahren der Fall war. 1808
R. als im Amte stehender Schultheiß des an der Reihe befindlichen Dir
kantons Landammann der Schweiz, eine Function, die er mit Würde
schicklichkeit auszufüllen verstand; doch verlief das Jahr ohne bedeutend
eignisse. Nochmals wurde 1813 R. als einer der beiden Abgeordne
Tagsatzung an den Schöpfer der Mediationsacte geschickt, um demsel
Neutralitätserklärung der Schweiz für den ihrer Grenze sich nähernde
anzuzeigen; doch schon nach wenigen Wochen sank mit dem Einrücken der
über die Grenze mit der Neutralität auch die auf der Mediation be
Verfassung selbst dahin. Gleich Bern und den andern ehemaligen Pa
kantonen erlebte nun auch Luzern seine Reaction, und zwar geschah
durch einen am 16. Februar 1814 durchgeführten Handstreich, dessen Vol
ein Werk Rüttimann's, des Präsidenten der zu sprengenden Regierun
seines Freundes Keller war. Die von R. angestrebte friedliche Umge
war abgelehnt worden, und so veranstaltete die Actionspartei die wohlg
Ueberraschung. R. trat sogleich, neben Keller, an die Spitze der provi
Regierung, und beide standen hernach als Schultheiße der neuen Obrigk
welche nach einer den Verhältnissen vor 1798 wesentlich angenäherte
fassung zu walten begann. Durch die R. eigene politische Begabung,
Mäßigung und Energie verbunden waren, hatte sich diese durch die
Personen merkwürdig gewordene Umwälzung vollstreckt. Für die
Restauration war R. während längerer Frist eine maßgebende Perso
um so mehr als durch Keller's frühen Tod 1816 eine seiner Auffassu
kurzer Zeit schon zuwider gehende Richtung ihre Hauptstütze bald verlore
War Keller im Sinne der Wahrung der Staatsrechte der kirchlichen Gew
gegengetreten, so stützte sich dagegen R., dessen Einfluß im Kleinen

der das Landvolk auf seiner Seite hatte, auf die ihm anhängliche
Mit dem Berner v. Fischer (s. A. D. B. VII, 53) ging er 1818
der Gestaltung einer neuen Diöcese Basel nach Rom, doch ohne
ewinnen. 1821 erhob R. Anklage gegen den Philosophen Troxler,
elbe als Professor an der Luzerner Lehranstalt abgesetzt wurde, und
lgten sich jetzt auf dem Boden des Erziehungswesens einschränkende
Andererseits aber war wieder R., seitdem in den städtischen Kreisen
asimir Pfyffer (s. A. D. B. XXV, 718) eine jüngere liberale Partei
begann, gewillt, durch eine in gewissem Grade dieser dargebotene
weitergehende Folgen abzuwenden, und so half er 1829 dazu, daß
Rathe die Trennung der Gewalten durchgesetzt wurde, daß dieser
der dem Kleinen Rathe wieder eine stärkere Stellung gewann. Doch
er Erschütterung vom Juli 1830 genügte diese Veränderung der
von 1814 nicht mehr, und R. war von Anbeginn der Bewegung,
neue demokratische Gestaltung vom November 1830 an erstrebte, als
der die liberalen Begehren abweisenden Regierungsfraction, das
r Angriffe; doch schloß er sich nun, unter Preisgebung der aristo-
ffassung, im Gegensatz gegen Casimir Pfyffer und seinen eigenen
Schultheißenamte Amrhyn (s. A. D. B. I, 409 u. 410), der demo-
ichen Volkspartei an, welche, statt durch den bestehenden Großen
einen Verfassungsrath die Regeneration herbeiführen wollte. Dieser
siegte; doch erhielten die Liberalen hernach dessenungeachtet bei dessen
g das geistige Uebergewicht, indem 20 Mitglieder des Großen Raths
ungsrathe beigegeben wurden. So wurde auch im December nicht
Amrhyn als Präsident des Verfassungsrathes erwählt, und nicht
ünschen der Volkspartei, in der schon damals Leu (s. A. D. B.
insbesondere hervortrat, sondern auf der Grundlage des Repräsen-
wurde die Verfassung aufgebaut. Nach deren Annahme, bei welchem
dings zahlreiche Stimmenthaltungen vorkamen, wurde Ende Februar
ue Regierung erwählt. Schon bei den Wahlen in den Großen Rath
der Stadt Luzern geflissentlich erst an dreizehnter Stelle bezeichnet
wurde Amrhyn Schultheiß, R. dagegen erst als siebentes Mitglied
Rathes herangezogen, so daß er die Wahl ablehnte. R. zog sich
die Stille seines Landsitzes Götzenthal, der in größerer Entfernung
, nordöstlich von der Stadt liegt, zurück. Noch war er bis 1837
s Großen Rathes und machte als solches Opposition zugleich
chliche Politik der Regierung. Als 1841 die streng katholisch ge-
nparteі diese Regierung von 1831 stürzte, wurde R. nochmals her-
nd eröffnete als Alterspräsident den Verfassungsrath. Doch nicht
nun allerdings dem Großen Rathe wieder angehörte, sondern sein
olf (geb. 1795, † 1873) wurde als Schultheiß an die Spitze der
estellt, an welcher er abwechselnd mit Siegwart (vgl. d. Art.) bis
phe von 1847 stand. Da R. seiner unleugbaren geistigen Ueber-
enüber dem Gewählten sich wohlbewußt war, wie denn auch seine
bis zu seinem Ende unverändert blieb, konnte er seine Empfindlich-
nz verbergen. Mit seinem feinen Verständnisse suchte der erfahrene
nächsten Jahren, wo er konnte, zurückzuhalten, zu warnen. Aber
nißvolle gänzliche Trennung der verfeindeten Parteien, den mit
berufung anbrechenden Bürgerkrieg sah er nicht mehr.

neben Cas. Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern
1852) in A. Ph. von Segesser's Sammlung kleiner Schriften,

Bd. II (1879), 375—390, den ersten unter den „Nekrologen von Zeitgenossen“, welcher R. in vorzüglicher Weise würdigt.

Meyer v. Knonau.

Rutze: Mag. Nicolaus R., seit 1556 Rus in der Litteratur genannt, stammte aus Rostock, wo er am 9. October 1477 als intraneus abgabenfrei immatriculirt wurde. 1479/80 steht er in der Artistenmatrikel als baccalarius und 1485 wurde er Magister; er wird danach frühestens Anfang der funfziger Jahre geboren sein. Er war ansässig in Rostock, denn um 1506 kommt a in den Schoßregistern vor; gestorben ist er vermuthlich 1514 oder bald nachher, denn 1514 muß er sein Testament gemacht haben, bei welchem die Professoren Nicolaus Louwe (s. A. D. B. XIX, 294) und Peter Boye (s. A. D. B. III, 219) Zeugen waren und welches der letztere als das eines Magisters und Gliedes (lodemathie) der Universität als Rector bestätigt hatte. Von 1556 an bis 1846 wußte man von R. nur, was Matth. Flacius Illyricus (Catalog. testium veritatis. Ausg. I, 1556) S. 1014 ff. von ihm sagte: er sei vor etwa 40 Jahren ein Rostocker Priester und baccalaureus formatus theol. gewesen, habe mit Waldensern (d. h. unfraglich böhmischen Brüdern, die Wattenbach in der Nähe nachwies) verkehrt, Zusammenkünfte in einem „Poßkeller“ (osculorum cellarium) mit besucht, habe sich mit Eifer gegen die Mißbräuche der Kirche erklärt, deshalb nach Wittenberg flüchten müssen, sei wieder nach Rostock zurückgekehrt, wegen neuer Verfolgungen aber nach Livland geflüchtet und dort gestorben. Zwei Rostocker Gelehrte nennt Flacius als Schüler des R. in humanioribus studiis: Dr. Mag. Konrad Pegel (s. A. D. B. XXV, 314) und Dr. Mag. Vitus, Prediger zu St. Johannis, welcher letztere mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen ist. Er erklärt weiter, daß von R. ihm ein größeres gedrucktes Werk vorliege „De triplici funiculo“, es sei das eine Erklärung des Symbols, des Dekalogs und vom Gebete des Herrn; worin er sich gegen Heiligendienst, Ablaß, Steuerfreiheit der Geistlichkeit, die Tradition, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit und die Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes erklärte. Außerdem habe er, d. h. Flacius von ihm, noch eine handschriftliche Evangelienharmonie (diese scheint verloren zu sein) von dem gedruckten Werke erklärt er nicht zu wissen, ob es vor oder nach dem Tode des Verfassers gedruckt sei, sicher sei es eifrig von der Inquisition verfolgt und verbrannt worden, doch habe ein guter Mann eine Kiste voll gerettet und in die Erde gegraben, da hätten sie bis auf Luther's Zeiten (in Rostock also bis c. 1523) gelegen und seien bis auf wenige Exemplare vollständig verdorben. Er hatte vor in meißnischer (hochdeutscher) Sprache davon eine Ausgabe zu veranstalten. Weiter wußte man nichts; alle spätere Nachrichten (auch in Adam vitae theol. Ed. 3. 1705, Fol. S. 6) stammen nur daher. Die Jahreszahl 1513, 1511 oder 1516 hatte man nur daraus gerathen. Flacius hatte von Rostocker Rathe Bücher aus den eingezogenen Klosterbibliotheken geliehen erhalten, wahrscheinlich waren darunter die genannten von R., welche weder Namen, noch Ort, noch Jahr trugen. Die Sage vom „Poßkeller“ läuft zunächst von Kelle Angermünde (Angermunde haereticum) und dessen speluncae subterraneae [illegible] 1391 über Stralsund, dann über R. hinweg bis auf Joachim Slüter. Sie stammt aus den geheimen waldensisch-hussitischen Andachten an kirchlich nicht geweihten Orten, was die Kirche stets für ketzerisch erklärte. In Zusammenhang brachte schon Krey die Nachricht des Predigers zu Jena, Reinhart von Eisenstadt, von 1524, daß ihm 1521 der „junge Hans Kassmeister“ zu Rostock bei dem er geherberget, aus dem nachgelassenen alten Bücherschatze eines früheren Predigers, heylsame (hussitische) Bücher gegeben, die er aber nicht bei dessen Lebzeiten aus Furcht vor dem päpstlichen Ketzermeister Joachim Ratstein (15[illegible]

r der Dominicaner) drucken lassen solle. Reinhart nennt jenen nun die ruhe gottis erfordert", also todt. Auffälliger Weise finden wir 7 einen Hans Kaffmeister in Riga mit als Bürgen für den in Riga rn Franciscaner Bomhower, der nachher bei ihm wohnte und sich zur n Lehre mit Ausnahme der Lehre von der alleinigen Gnade bekannte, aber 1527 wegen dieses letzteren Mangels von Andreas Knopken in den ban und dann verschollen ist. Fast scheint danach die Legende von R. so entstanden, daß er mit der Universität nach Wismar (in der Dom- wich, nachher aber, zumal sein Schüler Pegel zum Erzieher des kind- chofs von Schwerin vom Herzog berufen wurde, unangefochten lehrte 1514, da von seinem Nachlaß die Rede ist, in Ruhe starb. Daß er Kirche trotz reformatorischer Lehren nicht absolut verfeindet war, geht rvor, daß er in seinem Testamente eine Commende aus dem Ertrage pfengärten gründete, welche 1535 noch vom Niedergericht als zu Recht anerkannt wurde. Die Verfolgungen Kaffmeister's, namentlich wenn er gestorben, sondern derselbe sein sollte, der 1527 in Riga erscheint, Uebrige dann hinzugefügt. Der von Flacius erwähnte niederdeutsche rde 1846 von Prof. Julius Wiggers auf der Rostocker Universitäts- wiedergefunden; nach des Verfassers Ausdrücken war das Werk nur reiben bestimmt; gedruckt ist es nach den Untersuchungen von Prof. und Dr. Hofmeister vom Lübecker Mohnkopfdrucker, Matthäus Brandes; im 15. Jahrhundert. Es sind aber drei getrennte Werke: 1) „Van e", ein Tractat, den Dr. Franz Jostes für durchaus rechtgläubig- erklärt, und den Dr. K. Nerger vor kurzem herausgab. Dieses Tau Rettung der in Sünden Ertrinkenden wird aus 3 Strängen (Glaube, Liebe), jeder dieser wieder aus 3 Fäden gesponnen, in Anschluß an omon. 4, 12: „eine dreifältige Schnur reißt nicht leicht", auch an hen Fadenstrang des Dochtes in den Kirchenkerzen. Diese Bezeichnungen lacius zu dem irrigen Titel „de triplici funiculo", später übersetzt drei Strängen". 2) Das größere Werk, fast katechetischer Art, e hussitisch anklingenden Lehren enthält, behandelt in 95 Capiteln die rtikel, die Gebote und das Gebet des Herrn und gibt dazu ein (leider usführliches Register. 3) Ein kleiner Tractat: „Dit is wedder de, deme loven willen treden, edder willen nicht loven, dat jhesus is godes sone effte de ware messias".

Wiggers in Ilgen-Niedner, Zeitschr. f. d. historische Theol., 1846, ff., mit Auszügen in hochdeutscher Uebersetzung (Wiechmann, Hof- und Nerger citiren: 1850). — Derf. in Lisch' Jahrb. XII (1847), ff., mit niederdeutschen Proben. — Gefficken, Bildercatechismus u. s. w. I, Beil. 17. — Wiechmann, Mecklenburgs altniedersächs. Litt. I, 14. — Krey, Beiträge u. s. w. II, S. 175—186. — Wiechmann- ler, Mecklenb. Altniederf. Lit. III, S. 183—187. — Karl Nerger, ag. Nicolaus Rütze Bökeken van deme Rêpe, Rostock. Gymn.-Progr. Nr. 594. — Jostes im Korr.-Bl. niederd. Sprachforsch. XI, Nr. 4, f. — Was Lesker (Mag. Nic. Rutze im Katholik, Jahrg. 1887, II, f.) und Dr. Herm. Haupt (Hussitische Propaganda in Deutschland, in urenbrecher, Histor. Taschenbuch, VI. Folge, 7. Jahrg., S. 233 bis hr zu wissen scheinen, ist nur aus Flaccius, Wiggers, Wiechmann und ohne Beweis geschlossen. — Dr. Theod. Schiemann, Histor. Dar- n und archiv. Forschungen, Hamb. und Mitau 1886, S. 41—48. — Puskoller" und Waldenser im Norden f. Zeitschr. f. Preuß. Gesch. u.

Landeskunde, 19. Jahrg., 1882, S. 632 ff. — Wattenbach, Abh. Pre
Akad. d. W., 1886, S. 77 ff. — Derf. Sitzungsberichte, 1886.
Krauſe.

Rixner: Georg R. (Rixner), Verfaſſer der vielberufenen Schrift „A
fang, Urſprung und Herkommen des Thurniers in Teutſcher Nation" (Simmer
1530), die durch ihre fabelhaften, lügneriſchen Angaben im Gebiete der Gen
logie ſo viel Unheil angerichtet hat. Ueber ſeine Lebensumſtände fehlen d
nöthigſten Angaben. — Zu dem Pfalzgrafen Johann II. von Simmern (14
bis 1557) ſcheint er in näheren Beziehungen geſtanden zu haben; er hat ih
die erwähnte Schrift gewidmet und nennt ſich dabei „Eraldo und Khündig
der Wappen". Nach einer Andeutung von Wiguleus Hund in ſeinem „Bayer
ſchen Stammbuch" könnte man ſich verſucht fühlen, ihm bairiſche Herkunft zu
zuſchreiben, irgendwie näheres wiſſen jedoch auch die Verfaſſer der bairiſch
Gelehrtengeſchichte nicht über ihn zu ſagen. Zu dem bedenklichen Rufe, welche
R. ſein Turnierbuch eingetragen, kommt noch hinzu, daß ſein Name zugleich
nicht weniger bedenklicher Weiſe mit der Entſtehung der bekannten unechte
Schrift über die ſog. „Reformation Kaiſer Friedrich III." in Verbindung g
bracht wird.

J. B. Struve, De doctis impostoribus. — Homeyer, Ueber die neu
Reformation Kaiſer Friedrich's III. (Monatsberichte der Berliner Akadem
d. Wiſſenſchaften, Juni 1856). — G. Waitz, König Heinrich I., 2. Aufl.
S. 252. Wegele.

Ryck: Pieter Corneliszen van R., Maler, geb. in Delft im J. 156
Die Anfänge der Kunſt erlernte er bei Jacob Willemz, genannt Delff. Spät
begab er ſich nach Italien, wo er 15 Jahre blieb und Genreſcenen, namentli
Küchenininnenräume malte, wobei er ſich Jac. Baſſano zum Muſter nahm. J
Muſeum zu Braunſchweig befindet ſich das Innere einer Küche mit große
Vorräthen zu einem reichen Gaſtmahle. Es iſt mit dem Namen und dem Jah
1604 bezeichnet, aber ohne große Wirkung und Leuchtkraft der Farbe. Doch ſin
ſeine Bilder ſelten; die meiſten dürften in Italien zu ſuchen ſein, wo d
Künſtler für Prälaten und Klöſter vielfach beſchäftigt war. Nach ſeiner Rückke
aus Italien ließ er ſich in Delft nieder. Immerzeel nennt 1628 als ſe
Todesjahr.

ſ. Immerzeel. — Riegel. Weſſely.

Ryckaert: David R., Landſchafts- und Genremaler, geboren in Antwerp
1612. Von ſeinem Vater, der ebenfalls David hieß, in der Kunſt unterwieſe
malte er zuerſt Landſchaften mit Hütten, Schafheerden und Hirten. Als
aber ſah, daß die Bilder eines Teniers, Oſtade und Brouwer höher als Lan
ſchaften geſchätzt wurden, verſuchte er es, Bilder im Geiſte dieſer Maler
malen. Jetzt entſtanden ländliche Feſte, Dorfkirchweihen, Bambocciaden, Alch
miſten und dergleichen komiſche Scenen. Da dieſe Bilder nun ſehr geſuc
waren und fleißig gekauft wurden, ſo ging der Maler noch einen Schritt wei
und malte phantaſtiſche Spukgeſchichten, Teufel- und Hexenſcenen. Da der Meiſ
dabei über eine lebhafte Phantaſie verfügte, ſo fand man, beſonders in den beſſer
Kreiſen der Geſellſchaft, ein großes Wohlgefallen an ſeinen Bildern. Die „V
ſuchung des hl. Anton durch Teufelsfratzen" bot ihm eine reiche Fundgrube u
er hatte dieſen Stoff mehrmals mit Aenderungen wiederholt. Seine Bil
finden ſich in den europäiſchen Galerien zerſtreut. Ein „Dorffeſt" vom Ja
1648 und die „Plünderung eines Dorfes" (1649) beſitzt das Belvedere
Wien, eine „Dorfkirchweih" iſt auch in Antwerpen, in Brüſſel ein „Alchym
in ſeinem Laboratorium", in Dresden eine „Bauernſtube", in Berlin der „Do

narr der von einem Jungen gehänselt wird", in München „Das Bohnenfest der Bauern". Nach der Ansicht unverständiger Leute sollte man den Künstler nur in der Gesellschaft der niedrigsten Bauern suchen; es wird uns aber überliefert, daß er selbst eine vornehme Erscheinung war, sich nur in Gesellschaft großer Herren bewegte, die an seinen Bildern Wohlgefallen fanden. Sein Porträt, von van Dyck gemalt (in Dresden) straft diese Ueberlieferung nicht Lügen. Mehrere seiner Bilder sind auch im Stiche erschienen. Ob er auch selbst radirt habe, wie berichtet wird, läßt sich schwer nachweisen, da die Blätter, die ihm zugeschrieben werden, nur vermuthungsweise seine Arbeiten genannt werden. — R. starb in Antwerpen am Beginn des Jahres 1662.

J. Immerzeel. — Kramm.

Wessely.

Ryckquius: Justus R., auch Ryquius, Ricquius, Ryckius, Rickius, Ricx u. A., ursprünglich Josse de Rycke, Philologe und Poet des 16. und 17. Jahrhunderts. Er war in Gent am 6. Mai 1587 als Sohn einer angesehenen Familie geboren; der Vater hieß Jacob R., die Mutter Katharina war die Tochter des Mathematikers Joh. Stade. Den ersten Unterricht erhielt R in der Heimath; später studirte er griechische und lateinische Sprache und die Rechte in Douay. 1606 ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Rom, wo er sich fast ausschließlich den Alterthumswissenschaften zuwandte, dann nach Venedig und Bologna. Einige Jahre später nahm er eine Stelle als Hofmeister und Bibliothekar bei dem Grafen Ludwig Saregi in Verona an und durchreiste von hier aus ganz Italien. Auf einer Reise von Rom nach Neapel hatte er das Mißgeschick, von Räubern überfallen und gänzlich ausgeplündert zu werden. In die Heimath zurückgekehrt (1615?), lebte er zunächst in Loewen; im J. 1624 wurde ihm ein Kanonikat in Gent übertragen. Noch in demselben Jahre aber folgte er einer aus Italien an ihn gelangenden Aufforderung des Cardinals Scipio Cobelluti, ging zunächst nach Rom, wo ihm Papst Urban VIII. das römische Bürgerrecht verlieh, und übernahm dann die Professur der Beredsamkeit in Bologna. Hier lehrte er mit außerordentlichem Erfolge, starb aber schon am 8. (10?) December 1627. — Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist vornehmlich zu nennen der „Commentarius de Capitolio Romano" 1617 (später auch wiederholt aufgelegt); außerdem veröffentlichte er eine große Zahl von meist auf Päpste, Cardinäle und andere hohe Personen bezüglichen Lobreden, Gedichten und Briefen. Nach seinem Tode erschien „Disquisitio de republica monstrosa Germanopoli" 1647 und „Mars Germaniae perpetuus" 1675.

Witte, Diar. biograph. (1627). — Andreae, bibl. belg. S. 604. — Sander, De claris Gandavensibus S. 63. — Swertius, Athen. Batav. S. 502. — Ein allerdings nicht vollständiges Verzeichniß seiner Schriften bei Rotermund VI, 2097.

R. Hoche.

Ryff: Andreas R., Kaufmann und Rathsherr, geb. am 13. Febr. 1550 in Basel, † ebenda am 18. Aug. 1603. Urenkel des um 1450 aus Ruffach (Elsaß) nach Basel ausgewanderten Claus R. und Sohn des Diebold R., der in Basel das Tuchgewerbe betrieb, zeigte R. schon frühe mehr Neigung zum thätigen Leben des Kaufmanns, als zum Studium. In Genf, wo R. seit 1560 sich aufhielt, brachte ihn sein Vater in eine Lehre und, 1563 nach Basel zurückgekehrt, arbeitete er im Tuchgeschäft seines Vaters. Nach kurzem Aufenthalt in Pruntrut kam R. nach Straßburg (1566) in eine große Tuchhandlung. Vom September 1569 weilte er dann in Basel, übernahm das Geschäft seines Vaters, das er durch unabläßiges Besuchen der Messen und umsichtige Führung zu hoher Blüthe brachte. Durch seine Heirath mit einer Wittwe (1574) übernahm er noch deren

Seidengeschäft, sowie den Betrieb eines Bergwerks bei Belfort, das der Stadt Basel das nöthige Silber lieferte. In den verschiedensten öffentlichen Stellungen diente er daneben seiner Vaterstadt. Seit 1591 saß er im Rath, besorgte als einer der Dreiherrn die Finanzen und führte als einer der drei Deputaten die Aufsicht über das Kirchen- und Schulwesen des Kantons. Zweimal wurde R. zum Oberstschützenmeister gewählt. In dieser Stellung entledigte sich R. 1594 mit großem Geschick der Aufgabe, die durch neue Steuern, namentlich wegen der Abgabe eines „Rappens" von der Maß Wein (daher der „Rappenkrieg") gereizte Landschaft Basel zu beschwichtigen. Reges Interesse bewahrte sich R. aber auch für wissenschaftliche Fragen; so ließ er zum ersten Male die Trümmer römischer Bauten bei Augst untersuchen; er war daneben selbst litterarisch thätig, wenn auch mehr zum eigenen Vergnügen als zum Zweck der Förderung der Wissenschaft. Durch schlichte wahrheitsgetreue Erzählung und durch manche culturhistorisch wichtige Aufschlüsse über das damalige Leben und Treiben eines Kaufmanns verdienen seine Schriften Erwähnung. Seine „Autobiographie" (1592 verfaßt) reicht nur bis 1574; als Ergänzung dazu können gelten der „Liber legationum" (1593), ein Bericht über Ryff's Thätigkeit in eidgenössischen Angelegenheiten, und das „Aemterbuch" (1594) eine Aufzählung der von R. bekleideten Stellungen im Staate. Der „Rappenkrieg" (1594), berichtet über die oben berührte Zwistigkeit zwischen Stadt und Landschaft Basel. Das „Reisbüchlein" (1600), ein Bericht über Ryff's ausgedehnte Reisen, ist culturgeschichtlich beachtenswerth. Neben diesen mehr memoirenartig gehaltenen Schriften ist als rein historisches Werk zu nennen der „Zirkel der Eidgenossenschaft" (Haupthandschrift in Mühlhausen) aus dem Jahre 1597. Derselbe enthält, aus verschiedenen Autoren zusammengestellt, die Geschichte der 13 alten Orte und ihrer Vogteien, sowie der zugewandten Orte. Die Abschnitte über die Baslerische Geschichte sind verfassungsgeschichtlich werthvoll. Das „Münzbüchlein" von 1592 beschreibt Ryff's Münzsammlung, mit historischen Excursen. Die „Bedenken über die Vertheidigung der Stadt Basel" stammen aus dem Jahre 1603 (Auszug aus dieser Schrift im 8. Band der Beiträge zur Vaterl. Geschichte, herausgeg. von der hist. Gesellschaft zu Basel S. 190 fg.). — Gedruckt ist von Ryff's Schriften, die handschriftlich auf der Universitätsbibliothek, der Vaterländischen Bibliothek, dem Staatsarchiv und im Privatbesitz erhalten sind, folgendes: „Der Rappenkrieg", Basel 1833; die „Autobiographie", in den Beiträgen zur Vaterländischen Gesch. Bd. 9 (Beilagen, ed. W. Vischer, S. 37—181, wo auch Briefe Ryff's an den Rath von Basel aus dem Jahre 1594 abgedruckt und Ryff's sonstige Schriften besprochen sind); ferner ein Bruchstück aus dem „Reisbüchlein" (Basl. Taschenbuch 1862) und aus dem „Zirkel": „Der Statt Basel Regement und Ordnung" (gedruckt in den Beiträgen zur Vaterl. Geschichte, herausgeg. von der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel, XIII. Bd. Neue Folge Bd. III Heft 1. Basel 1889).

Beiträge zur Vaterl. Gesch. Band 9: Andr. Heusler, Vater: Andreas Ryff, sammt den erwähnten Beilagen. — W. Vischer, Eine Basler Bürgerfamilie aus dem 16. Jahrhundert, Neujahrsblatt für Basels Jugend, 1872. — Al. Burckhardt, Bilder aus der Geschichte von Basel, IV. Heft 1881: Der Rappenkrieg. — T. Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel, 1886 Cap. VIII: Andreas Ryff. — Th. Burckhardt-Biedermann, Das Römische Theater zu Augusta Raurica S. 6 fg.: Ausgrabung Andreas Ryff's 2c. in den Mittheil. der histor. u. antiquar. Gesellsch. zu Basel, Neue Folge II 1882.

H. Trog.

Ryckewaert: Karl R., remonstrantischer Prediger zu Utrecht um 1580 geboren, studirte Theologie zu Leiden unter Arminius und trat darauf 1604 da

t zu Oortvoorne und 1610 zu Utrecht an. Dort bethätigte er bald nstrantische Gesinnung, indem er die bekannte Remonstration von nterzeichnete und damit allerdings dem strengeren Calvinismus ent- Nach dem Magistratswechsel wurde er im Februar 1619 nebst vier ines Dienstes entlassen, wohnte aber am 5. Mai der Zusammenkunft teigenossen in Rotterdam bei und wurde deshalb zur Verantwortung . Nach dem ersten Verhör behielt er zwar seine Freiheit, wurde aber i wieder vor den Magistrat gerufen, auf dem Hause Hasenberg ver- am 7. August aus den Niederlanden verbannt. Er wanderte nach aus, wo er nicht nur eine Widerlegung seiner Verurtheilung verfaßte, ch eifrigst an den dort abgehaltenen Colloquien seiner Glaubensgenossen hm. Ebenso wohnte er der Synode zu Antwerpen bei, welche dort eptember bis 4. October 1619 stattfand. Seinen Gegnern war er o verhaßt, daß der Magistrat von Utrecht und die Allgemeinen Staaten den Besuch und die Pflege seiner kranken Frau untersagten. Dennoch mlich, in einem Korbe getragen, nach Utrecht, leider nur um seiner attin die Augen zu schließen. Mehrere Jahre reiste er nun im Aus- zur Erbauung und Ermunterung seiner bedrängten Glaubensgenossen, sich, als auch er der Betheiligung an dem Anschlag wider Prinz Moritz ward, 1623 mit einer „Verklaring tot zyne ontlastinge“ zu verant- Von Antwerpen kam er 1629 nach Holland zurück, predigte im selben den Jahre zu Utrecht und Amsterdam und erhielt am 18. October Predigeramt zu Utrecht. Um seiner Gelehrsamkeit willen war er et. 1637 wurde ihm daher die Visitation der remonstrantischen Ge- ufgetragen, auch ward er als Mitarbeiter Uitenboogaart's beauf- der Abfassung der „Kerkelyke Historie“ und mit der Abkürzung der inghe in de Christelyke religie“. Letztere Arbeit vollendete er nach art's Tode, aber die Fortsetzung der ersteren Schrift erlaubten ihm chen Geschäfte nicht. Inmitten seiner Wirksamkeit überraschte der Tod r Kanzel am 1. Januar 1650.

Tidemann, Remonstr. broed. bl. 24, 31, 62, 213, 252 ff. — Glasius, Nederl. — van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

berch s. **Rinesberch**, Bd. XXVIII, S. 629.

rack: Pieter R., Landschaftsmaler, geboren zu Antwerpen 1655. 1672 als Lehrling in die Gilde eingeschrieben und im folgenden Jahre n. Jetzt schloß er sich an Franz Millet an und begleitete ihn nach Lange Zeit arbeitete er in Paris und wußte sich die Kunstweise so anzueignen, daß seine Bilder für Werke des Letzteren gehalten t wurden. Später kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er 1713 or der Akademie ernannt wurde. Er malte fleißig, aber in öffent- mlungen kommen nur selten Werke seiner Hand vor. Im Museum rstadt befindet sich eine Landschaft von ihm. An seinen Werken ist lung der Bäume zu loben: weniger befriedigt das Colorit, da es zu unkle fällt. Die Composition der Landschaft ist offenbar unter Pouss- ß erfunden, die Formen sind edel und frei. R. hat auch sechs land- Radirungen hinterlassen, die geschätzt werden. Das Todesjahr des t nicht bekannt.

Immerzeel; Kramm; Weigel.

Wessely.

: Anton Friedrich Karl von R., preußischer Generallieutenant, Frankreich nach Sachsen ausgewanderten Familie entstammend, deren

Mitglieder früher meist dem Handelsstande angehört hatten, 1773 zu
geboren, ward 1785 in das dortige Kadettencorps aufgenommen, trat 17
Fähnrich in das Infanterieregiment von Zanthier, ward 1794 Souslie
und machte 1795 den Feldzug am Rhein gegen Frankreich mit, ohne je
einem Gefechte theil zu nehmen. Während des Krieges vom Jahre 180
er Brigadeadjutant des Generals Bevilacqua und im Feldzuge des Jahre
gegen Oesterreich Generalstabsofficier. Seine Verwendung als solcher hat
den Beifall seiner Kameraden; sie gaben zu, daß R. viele und gute Ke
habe, sprachen ihm aber die praktische Befähigung ab. Nach Herstellu
Friedens ward er im Heerverwaltungsdienste verwendet, zuerst als Wirth
officier, dann als sous-inspecteur aux revues bei der Infanteriedivisio
1812 ging er als Intendant der mobilen Truppen nach Rußland. Hi
den viele Klagen über seine Geschäftsführung laut; es wurde offen die Ansi
gesprochen, daß er, was Rechtlichkeit und Theilnahme an Unterschleifen
den französischen Beamten gleichstehe. 1813 war er zunächst Intendant
erhielt er das Commando einer Brigade, übernahm bei dem Uebertritt d
fischen Truppen zu den Verbündeten am 18. October in der Schlacht bei
als der älteste der beiden Brigadegenerale unter dem an jenem Schritte f
betheiligenden General v. Zeschau, die führende Rolle und ging dann m
Segeln in das bisher feindliche Lager über. Dem zum Generalgouver
Königreichs Sachsen ernannten Fürsten Repnin ward er durch seine Kennt
Land und Leuten sehr nützlich; die Art und Weise aber, wie er diesem
Hand ging, zog ihm in hohem Grade den Haß und die Mißachtung seiner
leute zu. Er verließ daher den ihm verleideten vaterländischen Dienst s
die in Aussicht stehende Theilung der Truppen in solche, welche im sä
Dienste verblieben, und in solche, welche in den preußischen übergehen
sich vollzog, indem er im April 1815 in das preußische Heer trat. E
ein Commando bei der Feldarmee, traf aber erst bei dieser ein,
Feindseligkeiten beendet waren, wurde nach Friedensschluß Commandeur
dem Stabsquartier in Trier stehenden 16. Division, ward 1831 zu d
cieren von der Armee versetzt und starb am 16. Mai 1833 zu Giebi
bei Halle, wohin er sich zurückgezogen hatte.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 11. Jahrgang, 1833, 1. Th.
Weimar 1835 (sehr gehässig).

B. P

Ryswyck: Hermann v. R., holländischer Priester am Ende des
Anfange des 16. Jahrhunderts, dessen Herkunft und Wohnort zwar u
sind, der aber als berüchtigter Ketzer hervortrat. 1502 wurde von
von Ommaten als Inquisitor wider ihn procedirt. Er behauptete näm
Welt sei von Ewigkeit her und nicht durch die vom unwissenden Moses
Schöpfung entstanden; Gott habe niemals gute oder böse Engel gescha
gebe keine Unsterblichkeit, gleich nach dem leiblichen Tode sterbe auch d
wie sie mit dem Leibe angefangen habe; Christus sei nur ein thörichte
tiker und Verführer einfältiger Menschen gewesen und durchaus nicht a
Gottes zu betrachten. Dabei erklärte er zwar als Christ geboren zu se
dem Christenthum nicht mehr anzugehören, indem Christ zu sein nur ei
heit sei. Er wurde für solche Aufstellungen zu lebenslänglicher Haft ve
Er wußte aber zu entkommen und beharrte bei seiner ketzerischen Gesinn
Gotteslästerung, welche er in mehreren Schriften niederlegte. 1512
aufs neue verhaftet und als Wiederabgefallener vom Inquisitor Jac
straten (s. A. D. B. XII, 527) und Jacob Ruysch, Decan der Hofcapelle un
lichem Commissar, am 14. December im Haag zum Feuertode verurtheil

Sentenz wurde noch am selben Tage vor Sonnenuntergang an ihm und seinen Büchern vollzogen.

Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 3e th. bl. 104—109 und bl. 375/376, wo die erste Verurtheilung abgedruckt ist. — Paul Fredericq, Corpus documentorum inquisitionis Neerlandicae (Gent und Haag 1889) Dl. I bl. 494, 501/502. Zu vergleichen ist noch Dr. H. Roodhuyzen, Gnapheus bl. 82.

van Slee.

Rythovius: Martin R., erster Bischof von Ypern, geb. 1511 oder 1512 zu Rythoven, † am 9. October 1583 zu St. Omer. Rythovius heißt er von seinem Geburtsorte, einem Dorfe bei Herzogenbusch (mitunter wird er auch Balk, Valik oder Balik genannt von dem in der Nähe gelegenen Dörfchen Walik, welches Andere als seinen Geburtsort angeben); sonst wird er Martin Balduini, Bauwensz oder Baudewynsz genannt, weil sein Vater, ein armer Bauer, Balduin hieß. Er besuchte wahrscheinlich die Schule der Hieronymiten (Brüder des gemeinschaftlichen Lebens) zu Herzogenbusch. Von 1531 an studirte er in Löwen als Alumnus des Collegs zum Falken. Bei dem allgemeinen Concurs im J. 1533 wurde er Secundus (Primus wurde Andreas Masius). Er docirte nun in seinem Colleg Logik und Metaphysik, setzte aber dabei die theologischen Studien fort und wurde 1550, nachdem er zum Priester geweiht worden, Licentiat. Bald darauf wurde er Professor der heil. Schrift an der von dem Cardinal Truchseß gegründeten Universität zu Dillingen, aber schon um 1554 von der theologischen Facultät zu Löwen zurückberufen und trotz der Bitten des Cardinals dort zurückgehalten. Am 19. Mai 1556 (gleichzeitig mit Johann Hessels) zum Doctor promovirt, wurde er Professor an der Universität und Präsident des Collegs zum heil. Geiste, 1559 Decan von St. Peter und als solcher Vicekanzler. Seine Thätigkeit in Löwen wurde 1557 kurze Zeit unterbrochen durch seine Theilnahme an dem Religionsgespräche in Worms. Nach der Errichtung der neuen belgischen Bisthümer wurde R. am 25. Mai 1562 zum Bischof von Ypern ernannt, am 2. November von dem Cardinal Granvella zu Brüssel consecrirt, am 11. November zu Ypern inthronisirt. Im nächsten Jahre wurde er von der Statthalterin Margaretha von Parma mit den Bischöfen Richardot von Arras und Havet von Namur und den Löwener Theologen Michael Bajus, Joh. Hessels und Cornelius Jansenius nach Trient gesandt, wo sie an den Berathungen des Concils vom August bis zum December 1563 theil nahmen. In den nächsten zehn Jahren hielt R. mehrere Diöcesansynoden, präsidirte auch in Abwesenheit des Erzbischofs Granvella als ältester Bischof den Provinzialsynoden, die 1570 zu Mecheln, 1574 zu Löwen gehalten wurden. 1565 war R. ein hervorragendes Mitglied der von der Statthalterin im Auftrage Philipp's II. zusammenberufenen außerordentlichen Commission, welche sich zum Verrufe des Königs für eine etwas mildere Handhabung der Ketzergesetze aussprach. 1566 mußte R. während des Bildersturms für einige Zeit nach Antwerpen flüchten. Am 4. Juni 1568 wurde er von dem Herzog v. Alba nach Brüssel berufen, um den Grafen Egmont zum Tode vorzubereiten; er bat vergebens kniefällig um dessen Begnadigung. Unter dem 9. Juni übersandte er Philipp II. mit einem schönen Begleitschreiben den Brief, den ihm Egmont übergeben hatte. R. trat Alba auch sonst noch einige Male entgegen. Die Mechelner Synode von 1570, der er präsidirte, verweigerte die Zulassung des von Alba gesandten königlichen Commissars. R. remonstrirte gegen die 1571 von Alba aufgelegte Abgabe des zehnten Pfennigs und führte mit zwei anderen Bischöfen zweimal, 1572 und 1573, bei Philipp II. Klage über Alba's Regiment. Im J. 1576 nahm R. an den Verhandlungen über die Pacification von Gent, dann an denen über die Brüsseler Union theil, die am 7. Januar 1577 von den Katholiken

unterzeichnet wurde. In einer Denkschrift vertheidigte er die Pacification, schlug aber vor, die Katholiken, die daran theilgenommen, sollten das sogenannte Trienter Glaubensbekenntniß unterzeichnen und nach Rom schicken. Da er auf der Versammlung der flandrischen Stände zu Gent den Calvinisten entgegentrat, wurde er in der Nacht vom 28. auf den 29. October 1577 mit anderen Katholiken verhaftet und erst am 15. August 1581 wieder freigelassen (gegen einen calvinistischen Geistlichen ausgetauscht). Da Ypern seit 1578 in der Hand der Calvinisten war, ging er nach Saint-Omer, wo er in einem Kloster an der Pest starb. 1605 wurden seine Gebeine nach Ypern gebracht und im Dome beigesetzt.

P. Claessens, Martin Rythovius, in den Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique T. 7 (1870), p. 329—363.

Reusch.

Ravenstein*): Friedrich August R., Kartograph und Topograph, wurde geboren am 4. December 1809 zu Frankfurt als Sohn eines kleinen städtischen Beamten, widmete sich dem Buchhandel und fand früh (1831) nach kurzer Wanderschaft eine seiner Neigung zu topographischen und kartographischen Studien und Darstellungen einigermaßen entsprechende Stellung an der Thurn und Taxis'schen Oberpostdirection in Frankfurt a. M. Dieselbe ließ ihm Zeit zu eigenen, topographischen Aufnahmen, auf welche er eine größere Reihe von Karten der Umgegend von Frankfurt a. M. und der nahen Rheingegenden, besonders aber das große Relief der Rheinlande (1 : 30 000) gründete, welches jetzt in Poppelsdorf sich befindet. 1841 gab R. diese Stellung auf, um ganz der Kartographie und der Leitung der von ihm 1833 begründeten Turngemeinde in seiner Heimathstadt sich zu widmen. Seit 1831 war das kartographische Institut, welches jetzt in der Hand seines Sohnes sich befindet, aus kleinen Anfängen aufgeblüht. Neuigkeiten, wie ein plastischer Schulatlas, welcher der Papierprägung Bahn brach (1839), ein geprägtes Relief des Niederwaldes aus derselben Zeit, geprägte Reliefkarten von Württemberg und Hessen, Vorlegeblätter für kartographischen Unterricht (1836), und eine große Anzahl von Post- und Umgebungskarten gingen aus demselben hervor. In den 50er Jahren folgte auf das vortreffliche Relief der Grafschaft Schaumburg in 1 : 12 000 die Reihe von Plänen und Karten von Frankfurt a. M. und Umgebung, welche aus eigenen Aufnahmen Ravenstein's hervorgingen. Auch der Taunus- und Rheinpanoramen sei nicht vergessen. Der Rundblick von der Goethe-Ruhe ist wahrscheinlich das letzte eigene Werk des Kartographen, der 1865 seine kartographische Anstalt an Ludwig R., seinen Sohn, übergeben hatte, nachdem er selbst noch in den letzten Jahren seiner bezüglichen Thätigkeit der Papen'schen Höhenschichtenkarte von Mitteleuropa und dem an deren Herstellung geknüpften Gedanken einer Bundes-Plankammer eifrige Theilnahme geschenkt hatte. Auch an die Mitanregung des Vereins für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M., des Taunusclubs, der Gründung des Feldberghauses sei erinnert. Körperliche Uebungen und Fußwanderungen — R. gehörte zu den regsamsten Förderern der Turnerei, hat eine Reihe turnerischer Schriften herausgegeben und durchwanderte Europa vom Nordcap bis zum Aetna — verschafften dem kräftigen

*) Zu Bd. XXVII, S. 471.

Manne ein frisches Alter, aus welchem er am 31. Juli 1881 abgerufen wurde. Ravenstein's Leben war ein vielseitig, regsam thätiges. In der Geschichte der deutschen Kartographie werden seine eigenen Aufnahmen und seine großen Reliefs stets zu nennen sein. Die Turnerei verdankt ihm Ausbreitung und Reformen. Als Reiseschilderer trat er in der „Didaskalia" u. a. auf. Im öffentlichen Leben seiner Vaterstadt ist er im Sinne des politischen und religiösen Freisinns — er trat 1846 der deutsch-katholischen Gemeinde bei —, der Volksbildung, der freien Behandlung öffentlicher Interessen, thätig gewesen.

Aufzeichnungen der Familie. — Biogr. Skizze in der deutschen Turnzeitung 1882, Nr. 1, 3, 5, 7.

Fr. Ratzel.

Reitzenstein*): Sigmund Karl Johann Freiherr v. R., großherzoglich badischer Staatsminister, geboren zu Nemmersdorf bei Bayreuth am 8. Februar 1766, † zu Karlsruhe am 5. März 1847. Nach Vollendung seiner juristischen Studien auf den Universitäten Göttingen und Erlangen begann R. seine Beamtenlaufbahn 1784 als Secretär des brandenburgischen Ministers Frhr. v. Seckendorf in Bayreuth und trat, empfohlen von dem Geheimrath Frhr. v. Edelsheim, im J. 1789 in die Dienste des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der ihn zum adeligen Hofrath in seinem Hofrathscollegium und 1790 zum Kammerherrn ernannte. Als die französische Revolution begann ihre Wirkungen auf das rechte Rheinufer auszudehnen, war R. (seit 1792) Landvogt der Herrschaft Rötteln mit dem Wohnsitz in Lörrach und machte sich in dieser Stellung, die, so nahe an den Grenzen der Schweiz und des Oberelsaß, die ganze Umsicht und Thatkraft eines Beamten, der gegebenen Falles auch selbstständig zu handeln wagte, in Anspruch nahm, so vortheilhaft bekannt, daß ihm im J. 1796 die Führung der Verhandlungen mit dem commandirenden General der französischen Armee anvertraut wurde. In deren Verfolg schloß er mit der französischen Republik zu Paris am 22. August 1796 im Namen des Markgrafen von Baden einen Separatfrieden ab, welcher die Beziehungen Badens zu Frankreich einleitete, die im Verlauf des nächsten Jahrzehntes die so bedeutende Vergrößerung der Markgrafschaft zur Folge hatten. Von 1797 bis 1803 leitete R. als badischer Gesandter am französischen Hofe die dort zu führenden Geschäfte mit der größten Umsicht und Kenntniß der Personen und Verhältnisse und erwirkte für das von ihm vertretene Land die günstigsten Bedingungen, als es galt, die Erbschaft der säcularisirten und mediatisirten Reichsstände anzutreten. Bei Benützung aller Conjuncturen, die der Vergrößerung des badischen Territoriums sich günstig erwiesen, vergab er doch niemals das Geringste der Ehre seines Herrn und seiner eigenen in einer Zeit, in welcher das Buhlen der deutschen Vertreter in Paris um die Gunst der einflußreichen Personen in der französischen Regierung ein klägliches Bild von Charakterlosigkeit und Mangel an Selbstgefühl darbot. Als R. 1803 auf seine Bitte in Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit abberufen wurde, ließ Napoleon sein aufrichtiges Bedauern über den Abgang dieses Diplomaten aussprechen. Schon 1806 betrat R. das ihm so vertraute Terrain des Pariser Hofes wieder, als es galt, die Verhandlungen über die von Kaiser Napoleon gewünschte Verbindung seiner Adoptivtochter Stephanie Beauharnais mit dem Enkel Karl Friedrich's, dem Erbprinzen Karl von Baden, zu führen. Auch diese leitete R. mit so viel Geschick und Glück, daß Baden abermals einen bedeutenden Länderzuwachs erhielt. Wieder nach Hause zurückgekehrt, widmete R. die nächsten zwei Jahre seine bedeutende

*) Zu Bd. XXVIII, S. 178.

Arbeitskraft der Neugestaltung der Universität Heidelberg, welche während der Regierung Karl Theodor's unter dem Einfluß der Jesuiten in völlige Nichtigkeit verfallen war. Als Vorbild hatte er dabei die ihm aus der eigenen Studienzeit wohlbekannten Verhältnisse der Universität Göttingen vor Augen. Er rief das philologische und das mit demselben verbundene pädagogische Seminar ins Leben, ihm verdanken die Heidelberger Jahrbücher ihre Entstehung, eine Reihe glücklicher Berufungen, durch die bald eine Reihe glänzender Namen in den Lehrkörper der Universität eingeführt wurde, war sein Werk. Wie er selbst weiterstrebte, erzählt uns Creuzer, der uns überliefert, daß der damals 40jährige Staatsmann sich mit solcher Energie auf das Studium des Griechischen warf, daß er nach kaum zwei Jahren die schwersten Schriftsteller kritisch zu lesen verstand. — Schon im October 1809 rief ihn das Vertrauen des Großherzogs wieder aus dem Dienste der Musen ab, um seine bewährte Kraft an die Spitze der Regierung zu stellen. Seine Ernennung zum Staats- und Cabinetsminister durchkreuzte indeß die Pläne der französischen Partei am badischen Hofe, deren Führer, der französische Gesandte Bignon, alles aufbot, das Ministerium, in welchem neben R. sein gleichgesinnter Freund Freiherr v. Marschall der fortdauernd versuchten französischen Einmischung in alle Landesangelegenheiten Widerstand entgegenstellte, zu stürzen. Dem Vertreter des damals auf der Höhe seiner Macht stehenden Kaisers Napoleon an einem Rheinbündischen Hof mußte dies gelingen und schon im December 1810 sehen wir R. wie Marschall den französischen Intriguen weichen. — Wiederum zum Staats- und Cabinetsminister ernannt, übte R. während der Regierung des Großherzogs Karl einen bedeutenden Einfluß auf wichtige Entschlüsse dieses Fürsten, so vermittelte er den Beitritt Badens zu der Allianz gegen Napoleon (1813) und war mit bestem Erfolg für das Zustandekommen der Verfassung des Großherzogthums (1818) thätig. Der Universität Heidelberg widmete R. auch fortan seine vollste Theilnahme. Ohne eine officielle Stellung einzunehmen, beeinflußte er während Jahrzehnten alle wichtigeren Berufungen von Professoren mit dem günstigsten Erfolge. — Noch einmal trat R. an die Spitze der Regierung, als ihn Großherzog Leopold im J. 1832 zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannte. Ein Freund echter Aufklärung, unbefangen und vorurtheilslos gegenüber den Forderungen der neuen Zeit, aber ein Gegner des lärmenden seichten Liberalismus, wie er in der badischen Kammer seit 1831 dominirte, benützte R. das große Ansehen, das er an den fremden Höfen genoß, um die Verwicklungen zu beseitigen, welche Baden namentlich seitens des Metternich'schen Oesterreich bedrohten. Es gelang ihm denn auch, namentlich durch seine persönliche Theilnahme an den Ministerialconferenzen von 1834 zu Wien, die Beziehungen Badens zu den deutschen Großmächten wieder günstiger zu gestalten. Im Innern wirkte er, so viel an ihm lag, dafür, daß die Grundsätze des Liberalismus in Gesetzgebung und Verwaltung möglichst zurückgedrängt wurden. Da er sich von den Verhandlungen des Landtags fern hielt, ist in jenen Jahren von seinem Wirken wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Aber man kann annehmen, daß Großherzog Leopold in keiner wichtigen Angelegenheit seinen Rath einzuholen versäumte. 57 Jahre lang hatte er in den schwierigsten Zeitläuften dem badischen Staate die hervorragendsten Dienste geleistet, als er am 5. März 1847 starb. „Seinem, seines Hauses und des Vaterlandes Rath und Freund" ließ Großherzog Leopold auf seiner letzten Ruhestätte im Karlsruher Friedhof ein Denkmal setzen, das seine wohlgetroffenen Züge der Nachwelt überliefert.

Bad. Biographien II, 179 ff.

v. Weech.

Rettich*): Julie R., geborene Gley. Der Vater war Schauspieler, die Mutter Opernsängerin. Das Geburtsjahr steht nicht ganz fest, entweder 1809 oder 1810. Sie verlebte ihre Jugend in Strelitz und Dresden, reiche Bildung und zarter Familiensinn konnte die immer stärker werdende Neigung zum Theater nicht ersticken, so betrat sie am 22. September 1825 die Bühne des Dresdener Hoftheaters als Margarethe in den Hagestolzen. Bald zählte sie zu den Günstlingen Tieck's, der besonders ihre naiven Rollen rühmt, hingegen noch Haltung vermißt (Dramat. Blätter III, 14, 149, 153, 203). Im J. 1828 gastirt sie am Wiener Hofburgtheater, das gerade damals einen doppelten Verlust, den der Schröder und der Sophie Müller zu ersetzen hatte. Enthusiastisch begrüßt sie Schreyvogel: „In ganz Deutschland ist keine Schauspielerin, die mit ihr verglichen werden könnte". Den Verlauf ihres Gastspieles lassen Costenoble's Tagebuchnotizen verfolgen. In Romeo und Julie bringt sie manches Schöne, aber viel Manierirtes. „Schade, daß eine Schauspielerin mit so schönen Mitteln und diesem Gefühle durch übertriebenes Haschen nach Effect auf solche Abwege gerathen ist." Einiges hat Altmeister Tieck auf dem Gewissen. Das Publicum nimmt kühl auf, die Vergleiche mit Sophie Müller ruhen nicht. Nachdem sie in Dresden einen Triumph als Gretchen im Faust gefeiert, trat sie nach wiederholten Gastspielen 1830 als engagirtes Mitglied in Wien auf. Was ihr rastloser Fleiß errungen, sagen die Urtheile ihres oben genannten Collegen, der sie gewiß nicht im Anfange an überschätzt hatte. Als Hero hat sie alle Künstelei abgelegt, ihre Rhetorik ist herrlich. Ein Gastspiel in Berlin 1831 zeigt den Wienern erst, was sie an ihr besitzen. Jede neue Vorstellung des Hamlet beweist ihre Fortschritte, sie überflügelt als Ophelia Sophie Schröder. Mit ihrem Gretchen (4. Mai 1832) wird sie zum Liebling des Wiener Publicums. 1833 wurde sie die Gattin des Schauspielers Karl Rettich; im selben Jahre aber zieht der Abgang Schreyvogel's auch den Sturz der von ihm bevorzugten Schauspieler nach sich, der Cabalen müde vertauscht das junge Ehepaar Wien mit Dresden, wo Julie vom Publicum mit offenen Armen aufgenommen wird, während Tieck, ihr „Tyrann in der Freundschaft", abfällige Bemerkungen über ihren „Burgtheaterton" gemacht haben soll. Der Plan, das deutsche Theater in Pest zu übernehmen, scheitert. So gastirt sie im October 1835 wieder im Burgtheater, und wird im November, nach einer unübertrefflichen Darstellung der Bertha in der Gattenfrau, zugleich mit ihrem Gatten engagirt. In dieser Zeit findet sie den Dichter, der für sie und in ihrem Geiste schrieb. Die zweite Aufführung der Gräfin Seldis Halm's (31. December 1835) bereitet dem Stücke durch ihre Wiedergabe der Titelrolle einen unerhörten Triumph. „Sophie Schröder hat oft Großes hervorgebracht — Größeres niemals. Das ist viel gesagt, aber es ist wahr" schreibt Costenoble in sein Tagebuch. Der Enthusiasmus für sie verleitet das Wiener Publicum bei der Vorstellung der Maria Stuart (16. April 1836) zur Ungerechtigkeit gegen Sophie Schröder, deren Elisabeth mit geringem Beifall aufgenommen wird. In den folgenden 30 Jahren, die Julie R. dem Burgtheater angehört, schafft sie sich ein großes Repertoire, das Wurzbach vollständig verzeichnet. Hauptsächlich sind es tragische Heldinnen und Mütter, die sie mit Vorliebe zur Darstellung bringt. Genannt sei hier ihre Iphigenie, Lea in den Makkabäern, Marfa im Demetrius, u. a. Von den Halm'schen Stücken war besonders der Fechter von Ravenna, dem ihre Thusnelda zu dem beispiellosen Siege verhalf. Diese Rolle ist eine Concentration aller ihrer künstlerischen Vorzüge, sie gibt aber auch die Grenze ihres Könnens. Ihr Talent war

*) Zu Bd. XXVIII, S. 273.

bereits vom Anfange an von Schreyvogel richtig erkannt worden, d… jugendliche Schauspielerin auf das ältere Heroinenfach hinwies. Echte …liche Sinnlichkeit und Wärme, Plastik der Bewegung blieb ihr versagt, war ihr Adel des Tones, hinreißende Rhetorik, tragische Höhe im vollsten gegeben. Und diese Eigenschaften bildete sie zur künstlerischen Vollendung geführt durch strengsten Ernst und harte Selbstkritik. Wie sehr sie fühlte, ihr mangelte, das zeigt der Einfluß, den eine Rachel und Ristori auf sie … nehmen drohten. Aber sie fand bald sich selbst wieder, und verzichtete auf Wirkungen, die ihr nicht eigen waren. In ihrer vom hellsten Verstande durch leuchteten Auffassung blieb sie eine unerreichte Meisterin. Den Gefahren des Halm'schen Dramas, einem allzugetragenen Pathos und übertriebener Decla mation, wußte sie nicht immer zu entgehen. Unterstützend wirkte ihre Erschei nung: kleine Gestalt, scharfer, energisch geschnittener Kopf, Adlernase, große klare Augen, Verstand sprach aus allen Zügen. Aber mit einer Charakteristik als Schauspielerin ist ihre Bedeutung noch nicht erschöpft. Sie wußte die geistigen Elemente Wiens um sich zu sammeln und in Wien einen wirklichen Salon zu begründen, in dem sie als anerkannte Königin den Vorsitz führte. Eine erziehende Kraft ging von ihr aus, ihre jedem Gemeinen abgewendete Natur veredelte, was sie berührte. Dabei war sie ein Musterbild der Hausfrau und Mutter. Die heutige sociale Stellung der Schauspieler in Wien geht nicht zum Mindesten auf sie zurück, die, wie Laube in seiner ergreifend markigen Grabrede sagte, eine bedeutende Frau geworden wäre, auch wenn sie keine große Künstlerin gewesen wäre. Im Julius Cäsar trat sie am 17. September 186… zum letzten Male auf, am 11. April 1866 erliegt sie einem langwierigen Leiden.

Wurzbach, Biogr. Lexicon XXV, 324—337. — Anschütz, Erinnerungen S. 354 ff. — Laube, Das Burgtheater, S. 137 f., 285 ff., 321, 433. — Wlassak, Chronik des Hofburgtheaters 178 f. — Costenoble, Tagebücher. — L. Speidel in der Festschrift Wien 1848—1888, II, 363 f.

A. v. Weilen.

Rettich*): Karl R., geboren zu Wien am 3. Febr. 1805, † am 18. Nov 1878, war der Sohn des Hofsecretärs und ehemaligen Hofschauspielers Franz R. 17 Jahre alt wurde er Mitglied des Hofburgtheaters. Ein eifriger Be sucher desselben, Rosenbaum, spricht sich in handschriftlich erhaltenen Memoiren sehr abfällig über den Debutanten aus, auch Costenoble findet ihn sehr unfertig. Er geht nach Graz, wie er selbst sagt, als „Grätzer Schreyvogel", 1828 kommt er nach Cassel, 1832 kehrt er ans Burgtheater zurück, ohne besondere Fortschritte gemacht zu haben. Seine schöne Figur wird durch Steifheit, sein volltönendes Organ durch Monotonie beeinträchtigt. 1833 vermählt er sich mit Julie R. und theilt ihre Lebensschicksale. Er wird ein äußerst verwendbarer Schauspieler, besondere Verdienste erwirbt er sich als Regisseur seit 1865. Er wurde mit dem Franz-Josephsorden bei seinem 50jährigen Schauspielerjubiläum decorirt, und zog sich 1872 von der Bühne zurück.

Wurzbach XXV, 337—339. — Wlassak, Chronik 156. — Costenoble, Tagebücher.

A. v. Weilen.

Riehm**): Eduard R., geb. am 20. December 1830 zu Diersburg bei Offenburg in Baden, wo sein Vater (nachmals Decan in Pforzheim) damals

*) Zu Bd. XXVIII, S. 273.
**) Zu Bd. XXVIII, S. 554.

arer wirkte, † am 5. April 1888. Auf dem Salon bei Ludwigsburg
ldet, bezog R. zuerst die Universität Heidelberg, wo er von Ullmann und
lich Hundeshagen, sodann Halle, wo er von Hupfeld nachhaltige An-
n empfing. Vom December 1853 ab wirkte er als Stadtvicar in Dur-
om August 1854 ab als Garnisonsprediger in Mannheim und habilitirte
Sommer 1858 für das Fach der alttestamentlichen Theologie in Heidel-
1861 zum außerordentlichen Professor ernannt, siedelte er im August
in gleicher Eigenschaft nach Halle über. 1866 trat er nach Hupfeld's
ls Ordinarius in die Facultät ein. Als solcher entwickelte er 22 Jahre
h eine höchst vielseitige und erfolgreiche Thätigkeit. 1881 bekleidete er
ctorat der Universität. Seit 1878 gehörte er der sächsischen Provinzial-
1885 dem Vorstand derselben, sowie der Generalsynode an. Nicht
erfreute sich die Redaction der „Theologischen Studien und Kritiken",
ie Hallesche Commission für die Revision der Luther'schen Bibelüber-
seit 1865 seiner eifrigen Mitarbeit. Dagegen lehnte er wiederholt ehren-
Berufungen ab (so 1867 nach Leipzig, 1879 als Generalsuperintendent
stpreußen, sowie nach Tübingen). Am 5. April 1888 erlöste ihn der
n schweren Leiden zu Giebichenstein bei Halle, wo er seit 1865 ein
Haus bewohnte. Vermählt war R. zuerst seit 1855, dann nach dem
ner ersten Gattin (im December 1866) seit 1868; mit der Wittwe
ten acht Kinder seinen frühen Heimgang.

e theologische Richtung Riehm's war die der sogen. Vermittlungstheologie,
ämlich unter der letzteren das lautere Streben verstanden wird, unbe-
n Wahrheitssinn in allen wirklich wissenschaftlichen Fragen mit schlichter,
ger Frömmigkeit in allen Glaubensfragen, sowie mit dem regsten Interesse
raktischen Ziele der evangelischen Kirche zu vereinigen. Auf der schönen
e zwischen den streng wissenschaftlichen und den kirchlichen Interessen
die Besonnenheit und Milde des Urtheils, die ihn in hohem Maße aus-
und zu einem Manne des allgemeinen Vertrauens machte.

n den Schriften Riehm's beziehen sich auf das alte Testament: „Die
ung Mosis im Lande Moab" (1854). Diese Untersuchung über das
om, in welcher R. die einstige selbständige Existenz dieses Gesetzbuchs
e Spuren seiner Abfassung im 7. Jahrhundert nachwies, wird noch
s ein wichtiger Beitrag zur Pentateuchkritik anerkannt. Dasselbe gilt
hm's Kritik der epochemachenden Schrift von Graf über die geschicht-
licher des Alten Testaments (1866) in den Theologischen Studien und
1868, S. 350 ff., sowie (nach einer Replik von Graf in Merx' Archiv
872, S. 283 ff. R. hatte das Verdienst, Graf zu einer consequen-
rfolgung des eingeschlagenen Weges zu nöthigen. Er selbst ist ihm
s nicht auf diesem Wege gefolgt, hat sich vielmehr gegen die gesammte
ntwicklung der Pentateuchkritik, wie sie durch Kuenen, Wellhausen u. a.
ablehnend verhalten. Ferner gehören hierher: „Ueber die besondere
g des Alten Testaments für die religiöse Erkenntniß und das religiöse
r christlichen Gemeinde" (1864); „De natura et notione symbolica
um" 1864; die Besorgung der 2. Auflage von Hupfeld's Commentar
ie Psalmen", 1867—71, 4 Bde., mit werthvollen Zuthaten; „Die
he Weisſagung" (zuerst in den Studien und Kritiken 1865 und 1869,
otha 1875; 2. Aufl. 1885; englisch von Jefferson, Edinburg 1876),
andlung des schwierigen Gegenstandes, die ebenso den Forderungen
r Kritik, wie dem theologischen Interesse gerecht wird; „Das erste
ſe in revidirtem Text" 1873; Vorarbeit für die revidirte Lutherbibel;
griff der Sühne im Alten Testament" (Halle'sches Osterprogramm von

1876, auch abgedruckt in den Studien und Kritiken von 1877), eine werthv
biblisch-theologische Untersuchung, in welcher R. gegen Ritschl die Bedeut
des Opfers im Alten Testament als einer Deckung des Sünders vor dem
Gottes erweist; „Der biblische Schöpfungsbericht" (1881; ursprünglich ein
trag); „Religion und Wissenschaft" (Rectoratsrede von 1881; abgedruckt in
Studien und Kritiken von 1882). Eine große Zahl von sorgfältigen Art
Riehm's enthält endlich auch das seit 1875 von ihm herausgegebene, 1884
endete „Handwörterbuch des Biblischen Altertums für gebildete Bibell
(Bielefeld und Leipzig, 2 Bde., mit zahlreichen Illustrationen). Die Vorlesu
Riehm's über „Einleitung in das Alte Testament" wurden 1889 von A. Bre
die über „Alttestamentliche Theologie" 1889 von K. Pahncke (beide in Lieferun
herausgegeben. Dem neutestamentlichen Gebiet gehört an die überaus eingeh
Darstellung des „Lehrbegriff des Hebräerbriefs" (1858—59, 2 Bde.; 2.
1867); endlich dem biographischen Gebiet: „Herm. Hupfeld, ein Lebens-
Charakterbild" (1867) und „Zur Erinnerung an Dr. C. B. Hundesha
(Studien und Kritiken 1874 und besonders).

Vgl. auch J. Köstlin, Zum Gedächtnis D. Ed. Riehms (Theol. S
und Krit. 1888, Heft 4) und A. Kamphausen im Evang. Gemeindeblatt
Rheinl. und Westfalen, 15. April 1888.

E. Kautzsc

Rinckhart*): Martin R., deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts
am 23. April 1586 zu Eilenburg in Sachsen geboren, wo ihm sein Vater,
Küfermeister, in der Ortsschule eine derart sorgfältige Erziehung angede
ließ, daß er sich schon im 15. Lebensjahre zu Leipzig an der Universität
Studium der Theologie widmen konnte. Rinckhart's stark entwickelte musikal
Begabung — schon in Eilenburg eifrig gepflegt — half ihm über die n
riellen Schwierigkeiten seines Leipziger Aufenthaltes hinweg. Im J. 1610 ko
er schon als Cantor, bald jedoch auch als Diakon zu Eisleben seinen Unte
finden und nach einem vierjährigen Aufenthalte zu Erdenborn, wo er das P
amt verwaltete, erhielt er das Archidiakonat in seiner Vaterstadt, das er
27. April 1617 antrat. Hier wirkte er während des ganzen 30jährigen Kri
trotz den härtesten Schicksalsschlägen, die ihn und seine Gemeinde trafen,
einer selbstlosen Hingabe und Aufopferung, die ihn zu einer der rührendsten
scheinungen jener Zeit machen. Während andere in jenen Tagen schwerer H
suchung schwankten und dem Triebe der Selbsterhaltung eilfertig folgten,
er aus allen erschütternden Ereignissen geläutert und gefestigt hervor. M
in der furchtbarsten Kriegsplage, der alles verheerenden Pest und Hungersn
versah er in Treue und Gottvertrauen sein Amt, und weder der Verlust s
Habe noch sonst welche Kümmernisse, ja nicht einmal die entfesselten Le
schaften seiner Gemeindekinder, die ihm seine Treue mit schwärzestem Un
lohnten, konnten ihn in seiner Hingabe und Frömmigkeit — durch die er
die Stadt einmal vor Brandschatzung schützen konnte — irre machen.
ihm wurde die heißersehnte Herzensfreude zu Theil, den „edlen Frieden" zu
leben, wenn er ihn auch nicht lange überlebte.

In diesen Zeiten des schweren Leidens entrang sich der Brust des
geprüften Gottesmannes das herrliche Kernlied der evangelischen Kirche
danket alle Gott". Hauptsächlich mit diesem Liede, in dem er naive Innei
keit der Empfindung mit der Kraft des Ausdruckes in glücklichster Weise

*) Zu Bd. XXVIII, S. 628. Die verspätete Fertigstellung der Artikel Rinck
und Rist (s. u.) fällt dem Herrn Verfasser nicht zur Last. Er hatte die Güte, s
nachträglich zu übernehmen, als der ursprüngliche Bearbeiter leider erkrankte.

bindet und mit welchem er der protestantischen Kirche ein würdiges Seitenstück zum Ambrosianischen Lobgesang schenkte, hat er sich sein dauerndes Andenken gesichert. In seiner treuen Einfalt spricht er zu jedem Herzen, und das „Tischgebetlein", wie R. es schlicht nannte, ist zu einem wahren Gemeinde- und kirchlichen Volksliede geworden, das seither zu der schönen Crüger'schen Melodie fast in allen erhebenden Augenblicken des öffentlichen Lebens als ergreifender Weihgesang ertönt. Mit keinem seiner anderen Lieder, wie sehr sie im Tone an Rinckhart's Vorbilder, Johann Heermann's Dichtungen erinnern und obgleich sie frei von jener „Seelensüßigkeit" waren, in der die geistliche Lyrik des vorschreitenden 17. Jahrhunderts schwelgte, hat R. je gleiche Erfolge erzielt, allerdings erreichte auch kein zweites die naive und doch bedeutende Art, mit der er in diesem „Danklied der lobsingenden Gotteskinder" erlebte Empfindung objectiv darstellte. Einen Kranz sinniger Züge hat die Sage um das Lied geschlungen, so daß nicht nur die Text-, sondern auch die Entstehungsgeschichte verdunkelt erscheint. Es ist jedoch nicht, wie früher angenommen wurde, nach dem westfälischen Frieden, sondern wahrscheinlich schon gegen 1630 gedichtet worden.

Von Rinckhart's anderen Liedern, die er in den Sammlungen „Meißnische Thränensaat" (1637), „Catechismuslieder" (1645) u. a. veröffentlichte, ist das auch in Olearius' Singekunst und sonst noch abgedruckte „Vaterunserlied" das werthvollste, weil es — wenn auch sonst etwas phantasielos nüchtern — neben treuherziger Frömmigkeit auch volksthümliche Ausdrucksweise verräth. R. hat auch, dem theoretisirenden Zuge der damaligen Litteratur folgend, in dem seinen Catechismusliedern vorgedruckten „Summarischen Discurs oder Durch-Gang, Von Teutschen Versen, Fuß-Tritten vnd vornehmsten Reim-Arten. Oder Teutsche Prosodia" metrische, von wenig Selbständigkeit zeugende Lehren vorgetragen. Er selbst hat übrigens wenig die strengen Kunstregeln beachtet, so daß ihm Neumeister die nicht unverdiente Censur ertheilen konnte „multorum poëta poëmatum; artis tamen ac elegantiae non multae". Nicht ohne Bedeutung ist seine Thätigkeit als dramatischer Dichter. Rinckhart hatte, von Polycarp Leyser u. a. angeregt, den Plan gefaßt, die Geschichte der Reformation in einer Reihe von sieben Stücken zu dramatisiren, von denen aber infolge des inzwischen hereingebrochenen „großen Krieges" kaum alle zu Stande gekommen sein werden. Bekannt sind nur die „Jubelcomoedia" Indulgentiarius Confusus, welche die Tetzelepisode aus der Reformationsgeschichte behandelt und der „Eislebische Christliche Ritter", der die „weitläufige Weltgeschichte des Religionsstreites compendiös" darstellt. In sehr durchsichtiger Allegorie, und mit Verwendung des die Weltliteratur bis auf Swift und Lessing durchwandernden Motives vom Vater und den drei Söhnen, wird der „letzte deutsche Wundermann Luther" in seinem Kampfe gegen Pseudo-Petrus (Papst) und den Ritter Johann (Calvin) verherrlicht. Die Technik ist im einzelnen herzlich schlecht, aber der große Apparat von Personen wird nicht ungeschickt gehandhabt, die Helden sind glücklich charakterisirt und es wird der nicht immer erfolgreiche Versuch gemacht, sie in der Sprache zu differenziren. Gelegentlich werden volksthümliche Bergreihen fremder Autoren, z. B. Melchior Francke's „Das Bergwerk wolln wir preisen" eingeschoben. Sein 1625 gedruckter „Müntzerischer Bauernkrieg" soll „ein unsäglich roher Wust von Scenen in einem drolligen, auf komische Wirkung abzielenden ungeschickten Stile" (Gervinus) sein. Von anderen Stücken ist kaum mehr als der Titel bekannt, und Rinckhart's Name hat sich nur durch sein Danklied bis auf unsere Tage erhalten.

R. ist zwar von einzelnen seiner Zeitgenossen überschätzt, aber sonst doch auf seinen richtigen Werth hin beurtheilt worden. Der Ausdruck „rinkartisiren", den ein übereifriger Lobpreiser nach berühmteren Vorbildern landläufig machen

wollte, ist wol kaum je angewendet worden. R. starb nach einer mehr als 30jährigen Seelsorgerthätigkeit in seiner Heimathsgemeinde am 8. December 1649. Die vielgedeutete Inschrift in der Stadtkirche, wo er beerdigt liegt, berichtet von ihm mehr gut gemeint als gesagt:

„Der Rinck-art seinen Rinck getrost vnd vnverdrossen,
Hat viermal siebenmal doch gäntzlich nie beschlossen,
Biß er den Frieden-Schluß vnd diesen Chor besang,
Er sang vnd singet noch sein ewig-lebelang."

Plato, Martin Rinckhart. Leipzig 1830. — J. D. Börckel, M. R. Eilenburg 1857. — Rinckhart's geistliche Lieder, herausgeg. von Joh. Link. Gotha 1886. — Der Eislebische Christliche Ritter. Ein Reformationsspiel von M. R. (Braune's Neudrucke Nr. 53 und 54). Halle 1884.

Max v. Waldberg.

Rindfleisch*): Georg Heinrich R., Jurist, zuletzt preußischer Unterstaatssecretär im Justizministerium, wurde geboren am 14. Mai 1834 zu Köthen im Herzogthum Anhalt. Früh der Eltern beraubt (der Vater war anhaltischer Regierungsrath), erhielt er mit seinen vier meist jüngeren Geschwistern in dem Hause des Großvaters von mütterlicher Seite, des Geheimen Obermedicinalrathes Dr. v. Brunn zu Köthen, eine neue Heimath. Die Erziehung und Pflege der Enkel übernahm in hingebender Weise die Großmutter, denn der Großvater war durch seine weit ausgedehnte ärztliche Thätigkeit an der unmittelbaren Fürsorge für dieselben gehindert. Dennoch hat er bedeutsam auf sie eingewirkt; denn er hat ihrem empfänglichen Geiste frühzeitig das Beispiel und Vorbild unermüdlicher Thätigkeit und gewissenhaftester Pflichttreue gegeben, welches noch verschönt wurde durch seltene Anspruchslosigkeit und reges Interesse für die Fortschritte seiner Wissenschaft. — Unter diesem Schutze genoß R. mit seinen Geschwistern in dem schönen und geräumigen Hause „auf dem Wall", in dem damit verbundenen großen Garten oder in den daranstoßenden Parkanlagen der „Fasanerie" eine fröhliche, unbekümmerte Jugend. Er entwickelte sich geistig wie leiblich ungemein schnell. Sein gesunder Körper, sein munterer Sinn und seine trefflichen Anlagen haben ihn die Mühen des Schullebens kaum empfinden lassen. Er war eine von jenen bevorzugten Naturen, deren heitere und gleichmäßige Stimmung die volle Herrschaft des Geistes über die Schwierigkeiten und Hindernisse des Daseins erkennen läßt. — Mit dem vierzehnten Jahre vertauschte er auf Wunsch des Großvaters das Köthener Gymnasium mit der Lateinischen Hauptschule zu Halle a. S., die er Ostern 1851 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Er studirte die Rechte in Halle, Heidelberg, Leipzig und Berlin, ließ sich in Preußen naturalisiren, bestand im Herbste 1854 die Auscultator- und Anfang 1860 die große Staatsprüfung, die letztere mit Auszeichnung, und wurde, nachdem er einige Zeit als Assessor beim Kreisgericht in Halle und bei der Staatsanwaltschaft in Berlin gearbeitet hatte, im Herbste 1864 zum Kreisrichter in Merseburg ernannt. — Inzwischen hatte er auch als Auscultator in Preußen seiner Militärpflicht genügt und war danach als Lieutenant dem 27. Landwehrregiment zugewiesen worden. — Nach seinem Eintritte in das Staatsamt verheirathete er sich mit Elise Silberschlag, Tochter des Appellationsgerichtsraths S. in Naumburg, verlor aber die Gattin nach kurzer Ehe. — Die tiefgehenden Nachwirkungen der staatlichen Veränderungen im Jahre 1866 sollten auch auf R. ihren Einfluß geltend machen. Nachdem er einige Zeit als Hülfsarbeiter bei dem Naumburger Appellationsgericht beschäftigt gewesen war, wurde er am 10. Januar 1870 zum Obergerichtsrath in Celle ernannt. Seine Wahl zu diesem Amte war nicht ohne tiefere Erwägungen erfolgt. Wenn irgend ein

*) Zu Bd. XXVIII, S. 628.

preußischer Beamter es vermochte, die bestehenden Gegensätze zu versöhnen, so war es R. Mit den Mitteln einer bedeutenden Persönlichkeit reichlich ausgestattet, vorurtheilsfrei, thatkräftig und gewissenhaft, dabei von ebenso gewinnender Liebenswürdigkeit als eindruckmachender Festigkeit im Auftreten und Umgange hat R. es verstanden, in kurzer Zeit die ihm zum Theil mißtrauisch, zum Theil schroff und abweisend gegenübertretenden althannöverischen Beamten, wenn auch nicht mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen, doch zu der Anerkennung zu nöthigen, daß dieser preußische Eindringling an Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit im Amte und an Schlichtheit und Ehrenhaftigkeit des Charakters seinem unter ihnen nachstehe. So kam es, daß er auch in der Fremde bald festen Fuß faßte. Sein gastfreundliches Haus — er hatte sich zum zweiten Male mit Mathilde v. Ibell aus Wiesbaden vermählt — und der Geist lauterer Herzlichkeit, der darin herrschte, verband in kurzem einen kleinen Kreis von alten und neuen Bekannten und Freunden, der eben anfing, ihm seine neue Heimath lieb und angenehm zu machen, als der Krieg von 1870 ausbrach. R. ward zum Heere einberufen und als Lieutenant dem 7. westphälischen Infanterieregiment Nr. 56 zugetheilt. Am 28. August betrat er den Boden Frankreichs, lag mit der 20. Division, der er angehörte, bis zur Uebergabe der Festung vor Metz, zog dann mit dem 10. Armeecorps nach der Loire, nahm rühmlichen Antheil an den Gefechten bei Beaune la Rolande, vor Orleans, bei Vendome und an der Schlacht bei Le Mans, und erhielt am 2. Januar 1871 das eiserne Kreuz. — R. hatte in dem Feldzuge seine ganze Mannestüchtigkeit entfaltet. Es waren in ihm Eigenschaften zur Erscheinung gekommen, welche neben allem, was ihn höher auszeichnete, ihn auch noch als einen vortrefflichen Krieger und heldenmüthigen Führer offenbarten. Sie hatten ihren Ursprung in dem, was seiner Seele als kostbarer Besitz eingeboren war: in seiner hohen und begeisterten Vaterlandsliebe, in seiner Treue und in seiner Tapferkeit. Ein herrliches Zeugniß geben hiervon seine „Feldbriefe", 2. Aufl. Halle 1889, die er während des Krieges an seine Gattin und einige seiner Verwandten schrieb. Mit Recht hat man sie in Rücksicht auf die Schilderung militärischer Verhältnisse mit den Arbeiten v. Clausewitz's verglichen. Aber das ist nur die eine Seite derselben. Sie enthalten außerdem die Erfahrungen, Urtheile und Gefühle eines hochgabten und feingebildeten Mannes, der trotz eigener Betheiligung an denselben ist nie die Höhe des objectiven Standpunktes verläßt. Sie sind zugleich „der treueste Spiegel jener großen Zeit und die lauterste Offenbarung einer edlen Seele". — Was andere Amtsgenossen fürchteten und mieden, hätte er nicht ungern übernommen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath würde er eine Stellung im neuen Reichslande ohne Bedenken angenommen haben. Aber er wurde zu einem höheren Amte ausersehen: Am 1. August 1871 wurde er zum vortragenden Rathe im Justizministerium ernannt. Damit war er in eine Stelle gerückt, welche ihm den Zugang zu den höchsten Staatsämtern eröffnete, und seinem Geiste die reichsten Mittel zu seiner Entfaltung und Bethätigung bot. An den meisten der neuen gesetzgeberischen und Justizverwaltungs-Entwürfe, besonders an den letzteren hat er auf das Eifrigste und Erfolgreichste mitgearbeitet, und bei einer außerordentlichen Arbeitskraft, Umsicht und Ausdauer waren es nicht die leichtesten Materien, die ihm übertragen wurden. „Dauernd wird der Name R. mit der großen Justizreorganisation des Jahres 1879 verknüpft bleiben." Man sah ihm auch bald äußerlich an, wie sehr er im Dienste des Staates sich angriff. Er alterte frühzeitig, allerdings ohne dabei zu sehr die Spannkraft und Schlagfertigkeit und lebendige Frische einzubüßen, welche ihn immer ausgezeichnet hatten. Er bethätigte dieselben immer aufs neue, so oft er zur Vertretung von Vorlagen vor der Landesvertretung erscheinen mußte. Ob er sich dabei unter einem Minister

Leonhard, von dem man urtheilte: „Wohl selten hat es einen Mann gegeben der wie Leonhard für politische Charakterfestigkeit und unwandelbare Ueberzeugungstreue ein so geringes Verständniß hatte und seine Verwunderung be Anderen, die sich nach dieser Richtung auszeichneten, war oft von unerhörte und kaum begreiflicher Naivetät" (Magdeb. Zeitung 215, 11. Mai 1880), imme wohl fühlte, ist sicher fraglich. Eins durfte ihn indeß über alle Beschwerde des Amtes und des Lebens erheben: Es war ihm vergönnt gewesen im Krieg wie im Frieden mit Einsetzung seiner eigenen Person an der Durchführung d größten Wandlungen und Fortschritte des neuen preußisch-deutschen Staates mi zuwirken. — Am 29. November 1879 wurde er zum Unterstaatssecretär ernannt nachdem er nur wenige Jahre dies Amt bekleidet hatte, starb er am 13. D cember 1883.

Vgl. E. Ornold, Georg Heinrich Rindfleisch, eine biographische Skiz Halle 1884. — Dazu eigene Erinnerungen des Verfassers.

Brecher.

Ringier*): Johann Heinrich R. (I), evangelischer Theolog, gehö einem altbürgerlichen Geschlechte der Stadt Zofingen (Aargau) an, das ursprün lich „Regnier" hieß, von Nimes in Languedoc einwanderte, 1527 in der neue Heimath seßhaft wurde und von da an bis heute in weltlichen und geistliche Aemtern sich vielfach ausgezeichnet hat. Als das vierte von neun Kindern d Pfarrers Moritz R. am 22. Febr. 1635 in Ober-Bipp (Kt. Bern) geboren, e hielt er den ersten Unterricht im elterlichen Hause, besuchte seit 1649 die Bern Akademie, um sich dort gleich seinem Vater und seinem älteren Bruder Mor der Theologie zu widmen, und vollendete dann seine Bildung auf mehrer deutschen, holländischen und englischen Hochschulen. Jenseit des Canals trat auf zwei Jahre als Hausgeistlicher in die Dienste eines vornehmen Engländer und predigte während dieser Zeit in englischer Sprache. Nach Bern zurüc gekehrt und in das Predigtamt aufgenommen, legte er mehrfach Proben s akademische Lehrstellen ab, vertheidigte, noch als Candidat, 1662 seine Abhan lung „De libertate christiana" und übernahm im gleichen Jahre das Pfarramt Hasli bei Burgdorf, welches er 1665 mit demjenigen in Walkringen vertauscht 1669 nach Madiswil versetzt, starb er hier im October 1686. Seine beiden Söhn Joh. Heinrich (s. A. D. B. XXIX, 758) und Joh. Georg (1681—1742), schlug ebenfalls die geistliche Laufbahn ein; der letztere wurde seit 1725 seines Vate Nachfolger in Madiswil. — R. hatte sich daheim und in der Fremde ein reich theologisches und sprachliches Wissen angeeignet, so daß sein älterer gelehrt Sohn noch im Greisenalter bekannte: er komme sich, gegen seinen Vater gehalte nur wie ein Schüler vor. Sein Hauptwerk ist eine ausführliche, 1551 Seit enthaltende lateinische Erläuterungsschrift in Predigtform über die Paulinis Abendmahlslehre: die „*Λειτουργία* Sacra sive Conciones praeparatoriae CL quibus doctrina orthodoxa de Coena Dominica ejusdemque legitima tum a ministratione tum participatione secundum seriem textus apostolici 1. Cor. 1 17—34. perspicue explicatur, solide confirmatur et practice ad captum usum populi Christi applicatur" (3 Thle., 1680, 4°), von welcher noch e neue Ausgabe mit dem veränderten Titel erschien: „De Coena Dominica incidentibus plurimis insignibus locis theologicis ac casibus conscientiae ca cionum sesquicenturia cum decade" (1683, 4°). Außerdem verfaßte R. ein „Kern des Christenthums" (1677) und übersetzte mehrere Erbauungsbücher v englischen Theologen Richard Baxter, darunter auch dessen vielgelesenen „Ge lichen Samariter" (1683), ins Deutsche.

*) Zu Bd. XXVIII, S. 634.

Museum Helveticum, Partic. I., Zürich 1746, S. 151 f. — Jöcher und Rotermund zu Jöcher. — H. J. Leu, Helvet. Lexicon, XV. Thl., Zürich 1759, S. 291 f. — (J. J. Frikart,) Tobinium litteratum, 1809, S. 43—45. (Mſcr. d. Zofinger Stadtbibliothek.) — (Derſelbe,) Tobin. ecclesiasticum, Zofingen (1824), S. 171. — (Derſ.,) Tobin. genealogicum, 2. Bd., ebda. 1828, S. 22 u. 24. — C. Fr. Lohner, Die reformirten Kirchen und ihre Vorſteher im eidgen. Freiſtaate Bern, Thun (1864), S. 156, 403 u. 640. — Der Unterzeichnete in der „Argovia", XII. Bd., S. 57 u. 64, Aarau 1881. — C. Schauenberg-Ott, Die Stammregiſter d. bürgerl. Geſchlechter der Stadt Zofingen, Zofingen 1884, S. 259 u. 260. (Der genaue Todestag nicht zu ermitteln, weil das Sterberegiſter in Madiswil erſt mit 1687 beginnt.)

A. Schumann.

Riſt*): Johann R., Dichter des 17. Jahrhunderts, ſtammt aus einer alten Nördlinger Patricierfamilie, deren Stammbaum ſich bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts zurückführen läßt. Sein Vater Kaſpar R. war als Dolmetſcher mit einem Griechen nach Hamburg übergeſiedelt und wurde ſpäter Pfarrer im benachbarten Ottenſen, wo ihm am 8. März 1607 ſein Sohn Johannes geboren wurde. Die eigenartige ſeelſorgeriſche Thätigkeit Kaſpar Riſt's, die mit einzelnen Zweigen der heutigen inneren Miſſion Verwandtſchaft hat, ſcheint dem jungen Johann R. ſchon in früheſter Jugend manche ſeeliſche Eindrücke zugeführt zu haben, die den zarten Knaben geiſtig und körperlich beſchwerten. Er litt früh unter merkwürdigen religiöſen Anfechtungen, und Zweifel über die ewige Gnadenwahl erſchütterten jahrelang das kindliche Gemüth, das, wie R. ſpäter ſelbſt berichtet, nur durch den 91. Pſalm befreit und wodurch er ſchon zeitig zu religiöſen Dichtungen angeregt wurde. Die Myſtik die ſich bei ihm noch in den Jünglingsjahren geltend machte, iſt beſtimmt auf dieſe erſten Eindrücke zurückzuführen, ebenſo wie die liebevolle Betrachtung der Natur, zu der ihn ſein Vater ſchon frühzeitig anhielt. Neben einer, wie es ſcheint, recht ſorgſamen häuslichen Unterweiſung, genoß R. auch bald den Unterricht in der Hamburger Johannesſchule, deren Rector Sperling ſich ſeiner warm annahm. Von hier kam er dann an das mit akademiſchem Charakter ausgezeichnete Bremer Gymnaſium, das gerade damals unter der Leitung des berühmten Theologen Matthäus Martini (ſ. A. D. B. XX, 514) einen großen Aufſchwung nahm. Die milde religiöſe Richtung die hier herrſchte war für den, das ganze Leben hindurch bekundeten friedfertigen theologiſchen Standpunkt Riſt's beſtimmend. Aber der, auch durch eine krankhafte körperliche Reizbarkeit geförderte, myſtiſche Zug ſeiner erſten Jugend ſcheint ihn hier auf geiſtige Abwege, chiromantiſche Spielereien und prophetiſche Neigungen geführt zu haben, von denen ihn erſt das friſche burſchikoſe Studentenleben, an der kurz vorher aus dem Stadthagener Gymnasium academicum gebildeten Univerſität Rinteln befreite. Daß er über dem „Mindener Bier" und Studentenluſtbarkeiten ſeinem zukünftigen geiſtlichen Beruf, für den er ſchon „im Mutterleibe" beſtimmt war, nicht entfremdet würde, dafür ſorgte der dortige Profeſſor der Theologie Joſua Stegmann, ein wenig bedeutender Gelehrter, aber ein durch Heimſuchungen im Glauben gefeſtigter Mann. Durch ſeine geiſtlichen Liederſammlungen iſt er neben Arnd und Gerhard von großem Einfluſſe auf Riſt's geiſtliche Dichtung geweſen. Der große Jammer der Zeit, der bei zarteren Naturen ſchon vor dem Pietismus zu einer Verinnerlichung des Lebens führte, hatte Stegmann jene Weichheit der Empfindung gegeben, die wir dann in den myſtiſch angehauchten Andachtsliedern Riſt's wiederfinden.

Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in ſeiner Heimath, während deſſen

*) Zu Bd. XXVIII, S. 651.

sein Vater starb, besuchte R. 1625 die Universität zu Rostock, wo sich in
Studien die Vielseitigkeit der Bildungsinteressen erkennen läßt, die sein ge
Leben auszeichnen. Neben den orientalischen Sprachen die er bei Tarnow
studirte er bei Peter Lauremberg, Joachim Junge, Jacob Fabritius und A
Sala Botanik, Mathematik, Chemie und Heilkunde, von denen er name
die letztere mit Rücksicht auf seinen künftigen Beruf als Landpfarrer eifrig b
und noch in späteren Jahren weiß er in breiter Geschwätzigkeit viel rüh
werthes von der „alleredelsten Erfindung" der Arzneikunst zu erzählen.
nachher, wie meistens berichtet wird, die Hochschulen zu Leyden, Utrech
Leipzig besucht hat, ist nicht gewiß, bestimmte Zeugnisse liegen dafür nich
Für die nächsten Jahre nach seinem Aufenthalt in dem „lieben Mus
Rostock, den er 1628 nach der Besetzung durch Wallenstein, mit seinen Hol
Landsleuten verlassen mußte, sind nur spärliche Mittheilungen über eine s
Erkrankung an der Pest bekannt. Er wird wohl einige Zeit in Hamburg
Ottensen zugebracht haben, bis er 1633 zu Heide im Norder-Ditmarsch
Heinrich Sager als Hauslehrer eine behagliche Stellung erhielt, und dor
liebt und geschätzt von der näheren und weiteren Umgebung, ein wenig get
Glück mehrere Jahre genoß. Um diese Zeit verlobte er sich mit Elisabeth S
der Schwester der ihm befreundeten Brüder Franz und Ernst Stapel. J
1635 verließ er, gedrängt von einem ihm — wie er sagt — von Gott gese
Triebe den geistlichen Beruf zu ergreifen, Heide, und wurde in Wedel,
in der Nähe Hamburgs gelegenen Marktflecken, Prediger, wo er bis zu
Ende verblieb.

Hier gestaltete sich R. sein Leben in einer eigenartigen, von den Zeitge
vielbewunderten Weise. Er wußte sehr glücklich die patriarchalischen Verhä
seines Wohnsitzes mit den Vortheilen, die ihm die Nähe Hamburgs bot, zu vere
und führte da ein heiteres von größeren geistigen Interessen bewegtes Land
Er stellte sein Leben in den Dienst der dem ganzen 17. Jahrhundert ei
Naturempfindung, die die Freude am Schönen in der Natur nicht vom Util
standpunkte trennen konnte. Große wohlgepflegte Anlagen von Nutzpfl
zeugten für seinen auf das praktische gerichteten Natursinn, während reiche n
schaftliche Sammlungen mannichfachster Art dem polyhistorischen Zuge in
Bildung entsprachen. In diesem, in seinem Sinne und dem der Zeit b
lichen Heim, schaffte er sich in der Familie, im Amte und in der Kunst
nicht ganz von Affectation und bewußter Behäbigkeit freie, patriarch
Stellung, die ihn zu einem Vorläufer des Halberstädter Patriarchen „
Gleim" machte. Aber es hieße sein treues der Pflichterfüllung gewidmetes
verkennen, wenn man dieser etwas kleinlichen Art sich das Leben zurecht zu
irgend welche tiefere Bedeutung in seinem beruflichen Wirken beimessen w
Gerade seine geistliche Amtsführung läßt einen großen Zug nicht verkenner
er war trotz seiner frommen Schwärmerei vorurtheilsfrei genug, seine Gem
mit dem theologischen Gezänke, das das kirchliche Leben durchtobte, zu versö
und sie mit feinem pädagogischen Takt zu behandeln und zu leiten. Er
durch einen feierlichen sinnigen Gottesdienst die Gemüther der Gemeinde
mehr zu erheben als zu zerknirschen, und statt durch übertriebene Gebetl
sie nieder zu drücken, ließ er sie „die vergnüglichen Freuden der Welt" ma
genießen. Durch eine glückliche ärztliche Thätigkeit erwarb er sich das Ver
auch der Verstocktesten seiner Gemeinde, und bald war sein Ruf so gewa
daß von Nah und Fern, Bekannte und Fremde dem gastlichen Hause Rist
Ziel zusteuerten.

Dieser behagliche Zustand wurde durch die Kriegsnoth zerstört und
dische Heerhaufen verwüsteten 1659 sein Haus und seine mit so viel

zusammengetragenen Sammlungen. Namentlich betrübte ihn der unwiederbringliche Verlust vieler seiner nur handschriftlich erhaltenen Schauspiele. Von da ab scheint das Unglück in seinem Hause heimisch geworden zu sein. Elementarereignisse, Kriegsnoth, die furchtbarsten Brandschatzungen, Krankheit trafen ihn und seine Gemeinde und als allzuviel Unheil sich auf sein Haupt zusammenzog, begann er trotz seiner Gläubigkeit zu verzweifeln und auch nach Wiederherstellung des Friedens konnte er nie wieder die ungebrochene Kraft von ehedem erlangen. Der Verlust seiner Gattin, die ihm fünf Kinder geschenkt hatte, vergrößerte noch seine Trübseligkeit, und auch eine im späteren Alter eingegangene zweite Ehe mit der Wittwe seines Freundes Philipp Hagedorn konnte ihn von dem ihn immer mehr überkommenden Gefühl der Schwäche und Vereinsamung nicht befreien. Gefaßt sah er dem erlösenden Tode entgegen, der ihn am 31. August 1667 ereilte.

R. ist eine der typischsten Erscheinungen unter den deutschen Dichtern aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Alle litterarischen Strömungen jener Zeit spiegeln sich in seinem Schaffen wieder, und auch an ihm wiederholt sich die damals so häufige tragische Erscheinung, daß große Begabung an der Vielschreiberei, am Mangel künstlerischer Bildung und wahlloser Abhängigkeit von fremden Mustern scheiterte. R. hatte zwar nicht die Eignung der Dichtung neue Bahnen zu weisen, aber ihr aus dem Jammer ihrer künstlerischen Verkommenheit aufzuhelfen wäre er, nach Opitz, wie kein zweiter berufen gewesen. Seine weltliche Lyrik ist auch — obgleich er sie nach der Mode der Zeit als ein ungerathenes Kind seiner Muse, später am liebsten verleugnet hätte — von historischen Gesichtspunkten aus betrachtet, nicht ohne Bedeutung. In seiner — später gedruckten — ersten Gedichtsammlung „Musa teutonica“ (1634) statuirt er zwar noch einen tiefgehenden Unterschied zwischen den Reimen, die vom „gemeinen Volk“ gesungen wurden und den „nach der Kunst gesetzten Oden“, aber er selbst bietet die für die ganze weltliche Lyrik jener Zeit so bezeichnende Verschmelzung volksthümlicher Dichtung mit der Kunstpoesie. Neben Greiffinger, Schoch u. a. ist er einer der Förderer jener Richtung, die im Gesellschaftsliede den Uebergang reiner Volksdichtung zur gelehrten Kunstlyrik schafft. So sind denn auch die pastoralen Dichtungen seiner Sammlungen „Des Daphnis aus Cymbrien Galathea“ (1642 u. öfter) und „Des edlen Daphnis aus Cymbrien gesungene Florabella“ (1644 in sieben Auflagen verbreitet) zu wahren volksthümlichen Liedern geworden, die sich — gegen den Willen des Verfassers — Eingang in die Volksliedersammlungen jener Zeit verschafften, und mit ihren nicht sangbaren Melodien den besseren bürgerlichen Kreisen ebenso vertraut waren wie den „Jungemägden“ und „Rastrumsbrüdern“ in der Schenke. Er hält sich aber bei aller Weltlichkeit fern von jener grobianischen Art, durch die sich beispielsweise Greiffinger oder Finckelthaus oft die Volksthümlichkeit erkauften, und eine leichte Sentimentalität, mit der er, dem wie es scheint, schon damals im Deutschen eigenen Zuge der Gefühlsinnigkeit, entgegen kam, schaffte einzelnen seiner Lieder, z. B. „Daphnis gieng vor wenig Tagen“ oder „Daphnis wollte Blumen brechen“ eine solche Beliebtheit, daß sie selbst in den Zeiten des „blutwütenden Krieges“ von einem Ende Deutschlands bis zum anderen ertönten und schlüpfrige Nachahmungen und Parodien hervorriefen. Von Opitz scheidet R. einerseits ein etwas spießbürgerlicher Zug, aber auch dieser Umstand eröffnete ihm Kreise die dem „Boberschwan“ verschlossen waren, andererseits ein liebevolleres Versenken in das Kleinleben der Natur. Aber R. kann sich auch nicht von der kleinlichen Richtung der Zeit emancipiren, die nur das Zarte und Geregelte in

der Natur schätzte, für das Gewaltige oder Großartige aber alle Empfänglichkeit ve-
missen läßt. Sonst ist R. in seiner weltlichen Lyrik in formeller Beziehung
Opitz, in stofflicher, wie die ganze deutsche Renaissancelyrik von der antiken,
neulateinischen, französischen, italienischen und niederländischen Litteratur ab-
hängig. Für die Epigramme hat ihm Owen, dieser unerschöpfliche Born all-
epigrammatischen Poesie des 17. Jahrhunderts, die Motive und Pointen ge-
liehen. In einem seiner Lieder deutet er auch die litterarische Herkunft der von
ihm besungenen Frauengestalten (Fillis kommt von Frankreich her u. s. w.)
Hier verwahrt er sich auch nach dem Muster aller zeitgenössischen Poeten da-
gegen in seiner Liebeslyrik Erlebtes dargestellt zu haben, was man dem ehr-
werthen Wedeler Pastor eher als anderen glauben darf. — Sonst wirthschaftet
R. mit den gleichen abgenützten Motiven und landläufigen Wendungen der
deutschen Renaissancelyrik und nur die überall durchschimmernde Liebe zur Natur
unterscheidet ihn von zahlreichen gleichstrebenden Genossen in Apoll. Recht un-
bedeutend sind seine den historischen Stoffen der Zeit gewidmeten Gedichte. R.
ist zwar einer der wenigen die in ihrer Dichtung nicht die Flucht vor dem
Kriegsgetümmel ergreifen, und wackere patriotische Gesinnung, tiefer Schmerz über
die Verwüstung des Vaterlandes und die Bewunderung der großen protestantischen
Helden der Zeit führen seine Feder, aber seine Kraft erlahmt an den großen un-
gewohnten Aufgaben und hilft sich durch öde Banalität oder großwortigen Bombast
wie z. B. in dem bekannten Liede auf die Erstürmung Regensburgs durch Ber-
hard von Weimar. Auch die zahlreichen Gelegenheitsdichtungen erheben sich
nicht sehr über die Durchschnittsleistungen der anderen Renaissancepoeten und
dürfen sich nicht im entferntesten mit den musterhaften Gedichten dieser Gattung
bei Simon Dach messen. Der Ueberschwang der darin ausgedrückten Gefühle
steht zumeist in keinem Verhältnisse zum Objecte das besungen wird, und da
allen von R. gesammelten Casualpoesien ist eigentlich nur das nach Opitz' Tode
gedichtete, weil doch gelegentlich ein Strahl echter Empfindung durchschimmert,
von bleibenderem Werte.

Auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit als Lyriker steht R. da, wo er sich
dem geistlichen Liede zuwendet. Er ist einer der fruchtbarsten geistlichen Liede-
dichter, was bei der ins ungeheuerliche gehenden Production jener Zeit viel be-
deutet, aber nirgends sind die Schwächen der ihn ja sonst auch charakterisierenden
Ueberproduction weniger fühlbar als hier. Der fromme Geistliche hatte sich
seiner frühesten Jugend den Drang, die ihn bewegenden andächtigen Stimmungen
poetisch auszudrücken und wenn ihm auch später nur die Routine die Feder
die Hand drückte, so zeigt er doch stets eine bemerkenswerthe Mannigfaltigkeit
des Ausdruckes und der Form. In zehn Sammlungen „Himmlische Lieder"
(1642), „Sonderbares Buch" (1651), „Sabbathische Seelenlust (1651) „Allerley
liche Hausmusik" (1654), „Festandachten" (1655), „Katechismusandachten"
(1656), „Seelengespräche" (1658), „Kreuzschule" (1659), „Seelenparadies"
(1660), „Passionsandachten" (1664), hat er nicht weniger als 659 Lieder ver-
öffentlicht, die, wenn sie auch in innerem Werthe ungleich sind, alle treuherzige
fromme Empfindung und Glätte des Ausdruckes zeigen. Es bedurfte gar nicht
des Zeugnisses berühmter Theologen, daß in seinen Liedern nichts „dem Worte
Gottes und unseren symbolischen Büchern oder der gesunden Art zu reden
widerlaufe", um sie volksthümlich und zu Lieblingsliedern der Gläubigen zu
machen. Hatte doch selbst die Kaiserin-Wittwe Marie Eleonore, als ihr un-
verschiedenen Ristischen Liedern auch sein Osterlied „Lasset uns den Herrn
preisen" vorgelesen wurde, sich zur bezeichnenden Aeußerung veranlaßt gefühlt:
„Es ist dieses ein gar schönes herrliches Lied, welches man noch einmahl wieder-

müßte, es wäre gleichwohl immer schade, daß der Verfasser sollte zum
el fahren." Die allgemeine Anerkennung scheint R. übrigens gegen jede
nde Bemerkung ungemein empfindlich gemacht zu haben, da fast alle Vor-
seiner Liedersammlungen gegen namenlose „Splitterrichter, Mückenseiger
Kameelverschlucker" mit einer Heftigkeit kämpfen, die gegen seine sonst so
Art religiöse Gegensätze auszugleichen auffallend absticht. Die Bemerkung,
er in seinen Liedern „opitzire", durfte ihm allerdings nicht in Form eines
urfes gemacht werden, aber der wie es scheint öfter ausgesprochene Ein-
, daß seine Lieder zu lang seien und er in diesen gar nicht aufzuhören
hatte einige Berechtigung und wurde auch nicht durch Rist's unwirsche
nbemerkung, daß man ja nicht alle Strophen singen müsse, beseitigt. Eher
g es ihm die Fülle seiner Production an geistlichen Liedern mit dem Mangel
eigneten Fest- und geistlichen Gelegenheitsdichtungen zu begründen, und
rholt berichtet er von Aufforderungen in seiner Production fortzufahren,
ihn verschiedene Theologen brüderlich ermahnt hätten, er möge das Erbau-
aus den alten Patres in andächtigen Liedern verfassen, was er aber zu
ten der Lieder, welche Kernsprüche der heiligen Schrift verarbeiten, ablehnt.
geistlichen sogenannten Casualdichtungen sind nicht bei zufällig sich er-
den Gelegenheiten gedichtet, sondern schon vorher für vorausgesetzte Anlässe
tigt worden. Diese, wie die für einzelne Berufskreise verfaßten Lieder sind
oft nicht ohne Banalität, zeigen aber auch wie z. B. das Lied eines Kriegs-
es „Du mächtigster Herr JESU Christ" viel volksthümlichen Charakter.
Das Bezeichnende an Rist's geistlichen Liedern ist neben der glatt dahin-
nden Sprache, in erster Reihe die Innigkeit der Empfindung, die sie dem
ren Andachtsliede mit mystischer Färbung stark nähern. Es finden sich hier
Grundelemente der pietistischen Dichtung vorbereitet, die R. fast als einen
äufer dieser Richtung erscheinen lassen. Die in der früheren kirchlichen Lyrik
chende frische Unbefangenheit im Verkehr mit Gott, beginnt einer weicheren
ien und dabei doch familiär vertraulichen Demuth zu weichen, Subjectivität
Empfindung sich vorzudrängen und an Stelle der kräftigen Sprache und
er der Psalmen erscheinen mystisch gewendete süßlich tändelnde Motive des
nlieds. Hier machen sich bei R. die Gemüthsbewegungen seiner Jugend
der künstlerische Einfluß seines Lehrers Josua Stegmann geltend, der neben
durch seine „Angenehmen Herzensseufftzer" auf ihn wirkt. Aber der Er-
der Ristischen Lieder wäre nicht so nachhaltig gewesen, wenn nicht, vielleicht
unbewußt, der Einfluß der volksthümlichen Poesie dazu getreten wäre, der
seiner geistlichen Lyrik das eigenartige Gepräge verleiht, und ebenso wie in
weltliche Lyrik dringen auch hier vereinzelte Verse die zum festen Bestande
Volkslieder gehören, ein und die frischen aufmunternden Anfangsverse der
chen Gesellschaftsdichtung sind hier oft mit großem Geschick ins geistliche
tragen. Weit über 150 Lieder sind aus den Ristischen Sammlungen, die
theils ihr großes Publicum hatten, in die Gesangs- und Erbauungsbücher
und der unmittelbar folgenden Zeit gedrungen, einzelne haben sich dauernd
ten und manche, wie sein kraftvolles, wenn auch nicht originales Lied „O
igkeit o Donnerwort" oder „Ermuntere dich mein schwacher Geist", „Lasset
den Herren preisen", „Werde munter mein Gemüthe" u. a. verdienten, so
sie nicht noch heute gesungen werden, eine längere Lebensdauer.
Mit der Lyrik ist aber Rist's litterarische Thätigkeit noch nicht erschöpft.
n früh hatte er sich eifrig der dramatischen Dichtkunst gewidmet, und eine
Reihe von leider meist in den Kriegszeiten verloren gegangenen Schau-

spielen geschrieben. Seine „Irenomachia", die er 1630 unter fremdem Namen — dem seines Freundes Ernst Stapel — veröffentlichte, hat gerade wie sein „Friedewünschendes Teutschland" und sein „Friedejauchzendes Teutschland" ihren Werth in den, zwischen die einzelnen Akte eingeschobenen „Zwischenspielen", die mit ihren wahrhaft humorvollen Bildern aus dem Volksleben, mit ihrer derben und frischen Natürlichkeit, an die gleichartigen bildlichen Darstellungen der niederländischen Kunst erinnern. Alle diese Stücke sind in Prosa geschrieben und halten sich selbst in ihren allegorischen Theilen zumeist an die dem Leben abgelauschte natürliche Redeweise. Das „Friedewünschende Teutschland" bietet trotz seiner langathmigen und oft wunderlichen allegorischen Einkleidung — die in vielen Beziehungen auf Moscherosch zurückgeht — ein lebendiges dramatisches Bild der Deutschland im dreißigjährigen Kriege bewegenden Strömungen, und zeugt von ebenso großer vaterländischer Gesinnung als guter Beobachtungsgabe. Namentlich sind die Zwischenspiele, in denen er oft niederdeutsch sprechen läßt, lebenswahre Culturbilder aus jener bewegten Zeit, die einen scharfen Einblick in das Treiben und Denken der unteren Stände gestatten. In den Zwischenspielen des „Friedewünschenden Teutschland" gönnt sich R. das kleinliche Vergnügen, seine persönliche Rache an seinem früheren Freunde Zesen zu üben. Man muß ihm auch gestehen, daß er es mit großem Geschick gethan hat. Er persiflirt das allerdings die Satire herausfordernde Wesen Zesen's, und unter Anspielung auf dessen Abenteuer mit einer „Leipziger Jungfrau" mit Anlehnung an Thomas Corneille's „berger extravagant" und ähnliche Satiren wird der R. an Originalität weit überragende Dichter als großsprecherischer „Sausewind" mit seiner „Rosenmund" verspottet. Selbst in ein historisches Stück, den „Perseus" (1634) fügt R. mit glücklichem Sinn für drastische Bühnenwirkung, gelungene plattdeutsche Soldaten- und Bauernscenen ein. Auch in seiner „Depositio cornuti", ein auf Wunsch seines Druckers Stern verfaßtes Depositionsspiel für Buchdrucker mischt er — hier allerdings nach dem Vorbilde seiner Vorlage — des Depositionsspieles des Danziger Druckers Paulus de Vise — hoch- und niederdeutsche Rede. Rist's Stücke sind oft gedruckt und selbst in, von seinem Wohnsitze entlegenen Orten, wie z. B. Frankfurt a. M. wiederholt aufgeführt worden.

Rist's Uebersetzungen, seine größeren und kleineren Prosaschriften verdienen kaum eine Erwähnung. Nur eine Reihe, später von Er. Francisci (Finx) fortgesetzter und unter dem Titel „Recreationsjahr" herausgegebener „Unterredungen" sind ihres biographischen Inhalts wegen zu nennen. In Form von Unterhaltungen zwischen R. und den ihn auf seinem Wedeler Pfarrhofe besuchenden litterarischen Freunden, werden mit einem großen Aufwand von Worten und viel Behagen fast gar nicht zusammenhängende Begriffe oder Gegenstände auf ihre Bedeutung hin besprochen und festgestellt, welcher unter ihnen der „alleredelste" sei. Z. B. ob Müllerei, Schrift oder Arzneikunst die „alleredelste Erfindung", ob Tinte, Wein, Milch oder Wasser das „alleredelste Naß" sei, wobei er sich selbstverständlich für die Tinte entscheidet u. s. w. R. nützt die Gelegenheit, um hier den Lesern einen Einblick in sein inneres und äußeres Leben zu gewähren und führt ihnen sein Heim mit allen ihm wichtig scheinenden Kleinlichkeiten des Haushaltes vor Augen. Nur die große Meinung die R. von seiner Bedeutung hatte, konnte ihn zu einer solch' praetenziös auftretenden Selbstbespiegelung veranlassen und die Stellung die er unter den litterarischen Genossen seiner Zeit einnahm, berechtigte ihn scheinbar dazu. R. hatte durch seine Sonderbarkeiten und den damals üblichen Weg des Anfingens und Andichtens sich verschiedene einflußreiche Freunde, Verbindungen, Gönner und

Ehren zu verschaffen gewußt. Er stand mitten im litterarischen Cliquenwesen seiner Zeit. Als „Daphnis von Cymbrien" gehörte er dem Pegnitzorden, als der, bis zum Ueberdruß besungene „Rüstige" der fruchtbringenden Gesellschaft an, und 1660 stiftete er, um seinem Ehrgeiz recht fröhnen zu können, den Elbschwanorden, dem er als „Palatin" vorstand. Schon 1645 war er von Ferdinand III. zum Poeten gekrönt, später in den Adelstand erhoben, und endlich zum kaiserlichen „Hofpfalzgrafen" ernannt worden. Die letzte — wegen ihres häufigen Vorkommens etwas zweifelhafte — Würde, berechtigte ihren Inhaber selbst Poeten zu krönen und Titel zu verleihen. Diese scheinbar einflußreiche Stellung verwirrte ihn vollends, und er wurde durch die Ehren-, Lob-, Widmungsgedichte und titeljagenden litterarischen zeitgenössischen Streber in seiner Ueberschätzung noch bestärkt, so daß er allmählich zu einem maaßlos gespreizten Wesen kam, und eine so reizbare Empfindlichkeit gegen jede andere Anschauung in litterarischen Fragen zeigte, daß man nach den Vorreden seiner Schriften, bei dem sonst so milden Manne den Verfolgungswahn vermuthen könnte. Derartige Kleinlichkeiten mögen ihn auch mit Zesen entzweit haben, und haben noch nach seinem Tode zu einer oft ungerechten Beurtheilung seiner Leistungen beigetragen. Bei Lebzeiten fand dieser „Jupiter unter den Dichtern", das „Wunder der Hochgelehrten" reiche Genugthuung in den Huldigungen, die ihm namentlich von den Mitgliedern des bald nach Rist's Tode eingegangenen Elbschwanordens gebracht wurden, von denen einer sein dem „Groß-Ehrwürdigen und Hochedlen Rüstigen" gewidmetes Madrigal mit dem bezeichnenden Verse schloß:

„Herr Rist der ist dem Himmel überlegen."

Hansen, Johann Rist und seine Zeit. Halle 1872. — Goedeke und Tittmann, Dichtungen von Johann Rist. Leipzig 1885.

Max v. Waldberg.

Ritz*): Jakob Wilhelm R., Dramatiker, erscheint urkundlich zwischen 1572 und 1606 als Schulmeister in Luzern. Er ist der Verfasser dreier handschriftlich überlieferter unbedeutender Heiligenspiele: „Apostelspiel" 1585, „St. Wilhelm" 1596 (gemeint ist Graf Wilhelm v. Aquitanien, der vom heil. Bernhard bekehrt wurde und 1137 starb) und „St. Leodegar" 1606.

Vgl. J. Baechtold, Gesch. d. deutschen Literatur in der Schweiz. S. 386 und Anmerkungen S. 106 – 109.

Baechtold.

Rochlitz**): Johann Friedrich R. ist geboren zu Leipzig am 12. Februar 1769, † ebenda am 16. December 1842. Sein Vater war Schneider daselbst, von dessen Söhnen einer 1813 als Postdirector zu Mitau starb, ein anderer beim väterlichen Handwerk verblieb, aber — nach seinen Töchtern zu schließen — in Betracht dieses seines Standes ein Mann von guter Bildung war. R. wurde seiner geistigen und besonders musikalischen Begabung wegen der, bekanntlich Musik vorzugsweise pflegenden Thomasschule seines Geburtsortes übergeben, wo er sich dann mit voller Seele dieser Kunst widmete und es darin soweit brachte, daß der damalige Cantor Doles kein Bedenken trug, eine ihm zufällig in die Hände gekommene Composition seines Schülers diesem unbewußt unter fremdem Namen durch das Thomanerchor am Himmelfahrtstage 1786 aufführen zu lassen. Trotzdem entschloß sich R. im 19. Jahre ernstlich für den gewählten Beruf als Theolog sich vorzubereiten und um darin durch seine Neigung für Musik nicht gestört zu werden, mit letzterer völlig zu brechen, sogar

*) Zu Bd. XXVIII, S. 704.
**) Zu Bd. XXVIII, S. 727.

sein Clavier zu verkaufen. Wenn man die Gründe dieser frühzeitigen Entschlußfestigkeit aus Rochlitz' späterem Lebenslauf ableiten darf, so möchte man sie finden zwar einerseits in der Selbsterkenntniß, daß ihm die schöpferische Kraft eines großen Tonkünstlers versagt sei, andererseits aber in der Ueberzeugung, daß ihm ebendeshalb bei Erwählung der Musik als Berufsgegenstand die Befriedigung des ehrgeizigen Strebens, welches ihn antrieb, sich über die Verhältnisse, in denen er geboren war, zu erheben, nicht werde zu Theil werden. Indessen sah R. bald ein, daß wissenschaftlicher Fleiß mit Pflege musikalischer Genüsse nicht unvereinbar sei, und er gab seiner Lieblingsneigung sich wieder um so eifriger hin, als er der Musik mächtig sein mußte, wenn er Stellung als Hauslehrer suchte, was damals noch mehr als gegenwärtig der übliche Beginn der theologischen Laufbahn war. Nach nur zweijährigen Universitätsstudien fand nun auch R. 1791 Unterkommen als Hauslehrer bei einem Fabrikherrn in Crimmitschau, dem Landkammerrath Oehler. Er hoffte dort so viel ersparen zu können, daß er seine Studien zu beenden im Stande sei; doch sah er sich schon nach einem Jahre wegen Kränklichkeit genöthigt, seine Stelle wieder aufzugeben, und kehrte nach Leipzig zurück. Der Theologie wandte er sich jedoch nicht wieder zu: er fürchtete die Beschränktheit des Kreises, in den dann gebannt zu sein er sich gefaßt halten mußte, fühlte sich auch nicht so von Zweifeln frei, um als Geistlicher Pflicht und Ueberzeugung im Gleichgewicht zu erhalten. Er machte noch den Versuch, als Lehrer am Gymnasium zu Weimar durch Vermittlung des dortigen Oberconsistorialraths Böttiger angestellt zu werden; nachdem dies jedoch fehlgeschlagen, entschied er sich, als Schriftsteller sein Fortkommen zu suchen. Er trat nicht nur mit selbständigen wissenschaftlichen und erzählenden Schriften hervor, sondern bewarb sich auch um Mitarbeiterschaft bei Zeitschriften; er scheint darin so reichlichen Verdienst gefunden zu haben — er schrieb um diese Zeit einem Buchhändler, daß er nicht unter 10 Thalern für den Bogen arbeite — daß er im J. 1800 daran denken konnte, einem nicht begüterten, demungeachtet ziemlich verwöhnten Fräulein seine Hand anzutragen: der später als vielseitige Künstlerin bekannten Therese aus dem Winkel. Nachdem er ihre Zustimmung erlangt hatte, galt es, den Widerspruch ihres, damals als Major in Zeitz stehenden Vaters zu bekämpfen. Bei persönlicher Vorstellung gewann R. im Sturm das Herz desselben, nur verlangte der Edelmann von seinem künftigen Schwiegersohn die Erwerbung eines Ranges. Auf Böttiger's Rath wandte sich R. deshalb an Goethe, dem er sich schon durch sein bereits in Weimar aufgeführtes Lustspiel „Es ist die rechte nicht!" empfohlen hatte; durch Vermittlung desselben ward ihm denn auch der Rang eines herzoglich sächsischen Rathes verliehen. Zu dem beabsichtigten Zwecke konnte dies jedoch nicht mehr dienen. R. hatte von seiner Braut beansprucht, daß seine Mutter ihrer beiden künftigen Hausstand theile, die Mutter Theresens dagegen von demselben ausgeschlossen werde, da er einsah, daß das Zusammenleben mit den beiden Müttern dem häuslichen Frieden nicht zuträglich sein werde. Therese wollte jedoch ebenso wenig von ihrer Mutter lassen, und so brachten beide ihr gehofftes Glück der Kindesliebe zum Opfer.

In früherer Jugend, als R. noch nicht an Verheirathung denken durfte, nährte er eine zwar stille, aber andrerseits erkannte und still erwiederte Liebe für die Tochter eines reichen Leipziger Handelsherrn, Henriette Hansen; das Mädchen wurde jedoch bestimmt, mit einem ebenfalls reichen Geschäftsinhaber, Daniel Winkler (Sohn des durch seine Kunstsammlungen berühmten Gottfried Winkler) sich zu vermählen. Nach einigen Jahren wurde sie indessen Wittwe und um dieselbe Zeit starb auch Rochlitz' Mutter, die vielleicht auch der Verbindung mit Henriette hinderlich gewesen wäre. R. näherte sich nunmehr wieder

ndgeliebten, und am 12. Februar 1809 führte er sie zum Altar. Um attin etwas ihrem ansehnlichen Vermögen entsprechendes zu bieten, suchte Goethe's Gefälligkeit um einen höheren Titel nach, der ihm auch im sselben Jahres, und zwar der eines sachsen-weimarischen Hofrathes zu urde (später, 1832, ward er noch durch den Falkenorden ausgezeichnet). eirath sicherte R. eine unabhängige angesehene Stellung in der Ge- und bewahrte seine Selbständigkeit in der litterarischen Welt. Doch Schattenseiten der ungleichen Verhältnisse nicht aus, indem über die ung des Vermögens seiner Stiefkinder später Zerwürfnisse eintraten, die lweilig Mißstimmungen zwischen den Gatten zur Folge hatten, wo- ch R. um so tiefer betroffen fühlte, als er besonders vom Gemüth be- wurde.

den einfachen Gang seines Lebens brachte R. schon früh freundliche elung durch fast alljährliche kleine Reisen — meist innerhalb Sachsens, jedoch darüber hinaus nach Weimar, Berlin, dem Rhein und Wien. ste allerwärts theils wissenschaftliche und schriftstellerische, theils freund- e Verbindungen an und unterhielt sie durch fleißigen Briefwechsel. Von n Namen unter seinen Brieffreunden finden sich u. a. Bertuch, Musik- Bierey, Böttiger, Deinhardstein, Fouqué, Goethe, E. T. A. Hoffmann, Kind, v. Kügelgen, Musikdirector Lecerf, Lobe, Merkel, Geheimrath , Oberstjofmeister v. Miltitz, Adam Müller v. Nitterdorf, Kanzler v. Müller, v. Nostitz und Jänkendorf, Raupach, Schiller, Capellmeister Schneider, herr v. Tengnagel, Tieck, Frhr. v. Truchseß, Minister v. Voigt, K. M. r, Wieland; von Frauen: Freifrau v. Bechtolsheim, Gräfin Tina Brühl, ine v. Gersdorf, Caroline v. Pichler. Von Rochlitz' Briefen sind vollständig it vorhanden — nur die an Goethe gedruckt in „Goethe's Briefwechsel mit litz" (Leipzig 1887, F. W. v. Biedermann) und darin auch Bruchstücke nen Briefen an seine Frau, an Frhr. v. Truchseß und an Kanzler ler, Auszüge sind gegeben in: Friedrich Johann Rochlitz und Friedrich er, Mittheilungen aus den Briefen von Rochlitz und Schneider, hrsg. säus (Dessau 1885). Sodann stehen: ein Brief an Schiller in Briefe ller, hrsg. von Urlichs, ein Brief an C. v. Pichler in Dreihundert Briefe i Jahrhunderten, hrsg. von K. v. Holtei, ein Brief an eine ungenannte n Neue Zeitschrift für Musik, XVII. Band, Bruchstücke aus Briefen an im Goethe-Jahrbuch, I. Band und in Akademische Blätter, hrsg. von

seiner schriftstellerischen Thätigkeit entwickelte R. große Mannichfaltig- chterisch, lehrhaft, wissenschaftlich. Diese verschiedenen Richtungen hielt in den einzelnen Erzeugnissen nicht scharf auseinander; denn seine Er- en verfolgen gewöhnlich durchsichtig den Zweck, darin Lebenserfahrungen niederzulegen und in seinen geschichtlichen Darstellungen legt er größeren auf die unterhaltende Wirkung hübscher Anekdoten als auf wissenschaft- stellung strenger Wahrheit, oder er erzählt geradezu geschichtliche Be- ten in novellistischer Ausschmückung. Seine erste Schrift ließ R. 1794 n: „Zeichnungen von Menschen nach Geschichte und Erfahrung". Dem r dieses ist es nicht gelungen, dieselbe zu Gesicht zu bekommen; sie war lich eine ähnliche Sammlung wie die zweibändigen „Erfahrungen aus gebuch eines unbemerkten Mannes, gesammelt für Jünglinge und " (1796 und 1797). Im zweiten Bande derselben befand sich die Er- „Karl's Aufenthalt in Norden", welche nachmals umgearbeitet unter el „Victor's Reise, um Menschen kennen zu lernen", im zweiten Theile

der „Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt zur Unterhaltung in einsamen ruhigen Stunden' (1800), dann wieder als vierter Band der „Neuen Bibliothek für Freunde einer erheiternden und geistreichen Lectüre" (1807) und endlich im dritten Bande der „Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz' sämmtlichen Schriften" (1821) erschien. Es ist die Geschichte eines Hofmeisters (Hauslehrers), der sich in die Tochter seines vornehmen Principals verliebt und im Streben sich emporzubringen, endlich traurig zu Grunde geht. Man möchte glauben, daß eigene Erfahrungen und Bestrebungen diese Erzählung veranlaßt haben, zumal R. das Mißliche von Verbindungen zwischen Personen ungleicher Lebensstellungen noch in anderen Erzählungen, wie in den „Verwandten" (1802 und 1803) darstellt. Neben vielen auf Erziehung zum Leben abzielenden Erzählungen schrieb R. mehrere „Skizzen" genannte Schilderungen kleiner Begebnisse und beschränkter Zustände, oder Betrachtungen über Lebensverhältnisse. Rochlitz' Productionen nennt daher Goethe „Blüthen einer wirklichen Welt". Ebenfalls früh dichtete R. für die Bühne und übergab 1795 Früchte dieser seiner Thätigkeit der Oeffentlichkeit in den „Lustspielen für Privattheater", vielleicht nur durch den Titel verschieden von „Taschenbuch für Freunde des Privattheaters" von demselben Jahre. Auf öffentlichen Bühnen aufgeführt ist aber wohl — nachdem ein auf der Privatbühne der Herzogin von Kurland in Sagan gegebenes Stück von dem Hoftheater in Weimar 1799 abgelehnt worden war — keines vor dem Lustspiel „Es will die rechte nicht", welches unter Goethe's Bühnenleitung in Weimar zuerst am 12. Februar 1800 und dann bis 1803 noch siebenmal, überdies auch 18[illegible] durch die weimarischen Hofschauspieler in Leipzig über die Bretter ging. Außerdem kamen von Rochlitz' Lustspielen in Weimar auf die Bühne: 1801 „Jedem das Seine"; 1804: „Revanche"; 1805 „So geht's!" (gedruckt in Goethe's Briefwechsel mit Rochlitz). Das gleichfalls eingereichte Lustspiel „Liebhabereien oder die neue Zauberflöte", erbat sich R. in richtiger Erkenntniß des geringen Werthes desselben zurück, während er auf Darstellung des unter Schiller's Vermittelung gleichfalls vorgelegten Märchenspiels „Parisade und Brahman" (nebst Vorspiel „Khosru Schah von Persien") wegen Kostspieligkeit der orientalischen Ausstattung verzichten mußte. Nach 1820 wurde noch durch Goethe's Vermittelung Rochlitz' Lustspiel „Die Freunde" in Weimar vorgeführt. Auch musikalische Bühnenstücke schrieb R.; er bearbeitete da Ponte's „Don Juan" zu Mozart's Tonschöpfung, sowie die von Paer componirte Oper „Lenore, oder Spaniens Gefängniß bei Sevilla" für die deutsche Bühne, und sein Singspiel „Das Blumenmädchen" wurde mit Benda's Musik 1806 in Berlin gespielt, in Weimar kam es nicht dazu. R. bemühte sich auch die altgriechische Tragödie mit ihrer musikalischen Begleitung wieder zu beleben und trat schon 1802 mit Goethe deshalb in Vernehmen; da dieser Rochlitz' Ansichten über die Beschaffenheit der dramatischen Musik der Griechen wahrscheinlich fand, bearbeitete letzterer „Antigone" von Sophokles, und sie kam am 30. Januar 1809 — zum Geburtstage der Herzogin Louise — zur Aufführung, auch später noch dreimal, aber außerhalb Weimars wohl nirgends. Dem ungünstigen Urtheile von Philologen z. B. Passow's, über diese Bearbeitung ist wenig Gewicht beizulegen, da R. Anpassung an deutsche Bühnenverhältnisse vorzugsweise beabsichtigt hatte; ob sein Verfahren bei Anwendung der Musik dem griechischen entsprach, mag zweifelhaft sein. Rochlitz' lyrische und epigrammatische Gedichte geben zu keiner Bemerkung Anlaß. Von seinen geistlichen Liedern hat er einige in das 1831 von ihm zusammengestellte Leipziger Gesangbuch aufgenommen, in das Gesangbuch für das Königreich Sachsen sind jedoch keine davon übergegangen.

In späteren Jahren wandte R. der Theologie seine Neigung wieder zu und ihr
Ort außer der gedachten Gesangbuchsbearbeitung seine Schrift an: „Heilige Schriften
neuen Testaments. Das Evangelium Matthäi. Nach M. Luther's deutscher
Versetzung. Mit nöthigen Nachhülfen zur häuslichen Erbauung christlich gesinnter
er und Leserinnen unserer Zeit" (1835). Rochlitz' geschichtliche Arbeiten sind
ptsächlich Lebensbeschreibungen, wie die von Marcus Junius Brutus; die
ften haben Künstler zum Gegenstand, und überhaupt war die bedeutendste
d folgenreichste Wirksamkeit Rochlitz' auf die Kunst, theils auf die bildenden
nste, vor allem aber auf die Tonkunst gerichtet. Ueber einen Gegenstand der
eren sich zu äußern, gab gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die durch
Baudirector Dauthe und Professor Oeser ausgeführte Erneuerung des Innern
Nicolaikirche Anlaß; er besprach dieselbe 1797 in der Schrift: „Einige
en über die Anwendung des guten Geschmacks auf die religiösen Ver-
mlungshäuser der Christen". Da R. vom künstlerischen Standpunkte aus
gen, wenn auch gelind gefaßten Tadel über diese Herstellung ausgesprochen
te, so fand darin der Bürgermeister Müller — der sich umso mehr persönlich
roffen fühlen mochte, als das allgemeine Urtheil R. Recht gab — eine Ver-
ung der der leitenden Obrigkeit schuldigen Rücksichten und veranlaßte Ein-
ung und Vernichtung der Schrift. — Noch schrieb R. in dieser Richtung im
toberheft des Teutschen Merkur von 1799 über Oeser's Gemälde in der
uptkirche zu Chemnitz. Seiner Freude an Kunsterzeugnissen gab der Erwerb
s Theiles der Sammlungen Gottfried Winkler's von Gemälden, Handzeich-
gen und Kupferstichen Nahrung; er selbst fuhr fort zu sammeln, insbesondere
ndzeichnungen und vermachte nachmals diese Schätze dem Großherzog und
Großherzogin von Sachsen. R. veranstaltetete öfters Vereinigungen von
nstfreunden in seinem Hause, um mit ihnen bei gemeinschaftlichen Betrachtungen
Werken der zeichnenden Künste deren Genuß zu erhöhen. Schriftstellerisch
erte er sich in dieser Richtung vornehmlich durch die Lebensbeschreibung
achim von Sandrart's, in Briefen unterhielt er Verbindung mit Künstlern
Gerhard v. Kügelgen und Julius Schnorr v. Carolsfeld. Als letzterer in Rom
r, sprach er sich gegen ihn unterm 9. Januar 1818 mit voller Entschiedenheit
en das damals blühende Nazarenerthum aus, nicht des — ihm vielmehr
genden — Gegenstandes wegen, sondern weil ihm das im Sinne dieser
ule Dargestellte als geistlose Nachahmung der Vergangenheit erscheine, daher
t aus dem Innern des Künstlers hervorgegangen und dem Genius der Zeit
gedrungen sei.

Diejenige Kunst indessen, die schon auf der Thomasschule den Knaben fesselte,
fütete auch den Mann vorherrschend sein ganzes Leben hindurch. R. zuerst
die die Lehren der Kantischen Philosophie auf die Tonkunst an in der 1797
ausgekommenen Schrift: „Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen
losophie". Berufsmäßigen Anhalt zu fortdauernder Beschäftigung mit Musik
ihm aber die Allgemeine Musikalische Zeitung, die zu Michaeli 1798 von R. als
ungenanntem — Herausgeber und dem musikverständigen Buchhändler Gott-
Christoph Härtel als Verleger gegründet wurde. Sie entwickelte sich bald
einer Weise, daß sie sowohl inner- als außerhalb Deutschlands als die be-
endste aller musikalischen Zeitschriften anerkannt war und einen Einfluß in
musikalischen Welt erlangte, wie dies wohl auch späterhin keine wieder er-
te. R. konnte nach den von allen Seiten an ihn gelangenden Zuschriften
Nachrichten trotz seiner Bescheidenheit (gegen Böttiger am 8. März 1824)
sich sagen, daß er als Musikkenner ohne Nebenbuhler sei. Er führte die
ung der Zeitung bis 1818, entzog ihr aber auch später seine Mitwirkung

nicht. Er sorgte nicht allein für vorzügliche Mitarbeiter, sondern lieferte selbst ausgezeichnete Aufsätze: theoretische, geschichtliche, biographische, kritische, novellistische. In den ersten Jahren schrieb er das Blatt fast allein. Goethe sagt von Rochlitz' musikwissenschaftlichen Arbeiten: „Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern; denn seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich dann in einem höheren Alter uneigennützig mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann". Seiner Wirksamkeit kam sehr zu statten, daß die trefflichen Leipziger Gewandhausconcerte Hand in Hand mit ihm gingen; als später seine Stimme im Vorstande derselben zu bedeutender Geltung gelangt war, betrieb er die Berufung Felix Mendelssohn-Bartholdy's zum Director der Concerte, durch welchen sie zu einem europäischen Rufe sich erhoben und das Musikleben Leipzigs überhaupt auf einer ansehnlichen Höhe erhielten. Seine Beiträge hat R. in der Allgemeinen musikalischen Zeitung gewöhnlich mit Namen, oder doch mit dessen Anfangsbuchstaben gezeichnet, in späteren Zeiten jedoch nicht mehr; so sind z. B. ohne Unterschrift: in der Nummer vom 14. Januar 1835: „Das ähnlichste Bild Beethoven's" und in den Nummern vom 9. und 16. September 1835: „Einige kleine historisch-kritische Bedenklichkeiten über den berühmten Herrn Capellmeister Cherubini, wohnhaft in Paris". Die werthvollsten seiner, für die genannte Zeitung geschriebenen Aufsätze sammelte R. in dem Werke „Für Freunde der Tonkunst", zuerst 1824 und 1825 in zwei Bänden, 1830 bis 1832 auf vier vermehrt. Seine letzte wichtige musikgeschichtliche Veröffentlichung war „Sammlung vorzüglicher Gesangstücke der anerkannt größten, zugleich für die Geschichte der Tonkunst wichtigsten, die eigene Ausbildung für diese Kunst und den würdigsten Genuß an derselben förderndsten Meister der für Musik entscheidenden Nationen, gewählt, nach der Zeitfolge geordnet und mit den nöthigsten historischen und anderen Nachweisungen herausgegeben von F. Rochlitz" (1838 bis 1840). Auch als Tonsetzer war R. noch in männlichen Jahren thätig; seine Compositionen von Liedern und kirchlichen Dichtungen sind in Fink's Deutsche Liedertafel aufgenommen. Obwohl einige davon häufiger gesungen worden sind, kann doch diesen Compositionen kein Werth beigelegt werden. Von verschiedenen belletristischen periodischen Schriften finden wir R. als Herausgeber, und zwar 1805 und 1806 vom „Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben. Besorgt von Wieland, Schiller*), Rochlitz und Seume". Dieses Journal wurde 1807 und 1808 abgelöst durch: „Selene. Zugleich als Fortsetzung des Journals für deutsche Frauen herausgegeben von F. Rochlitz". Nach längerer Unterbrechung gab er wieder heraus: „Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen" für die Jahre 1817—1820, endlich 1824—1827: „Mittheilungen in Verbindung mit Böttiger d. j., Bührlen, v. Fouqué, v. Honwald, Jacobs, v. Miltitz, Raupach, Suabedissen und Wellentreter**) herausgegeben von F. Rochlitz". Ferner war R. Mitarbeiter bei mehreren Zeitschriften und Taschenbüchern, so bei dem Teutschen Merkur, Bouterwek's Neuer Vesta, dem Frankfurter Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet, Becker's Taschenbuch des geselligen Vergnügens, dem Berliner Damenkalender, der Wiener musikalischen Zeitung, den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, dem Leipziger Allgemeinen Repertorium der neuesten in- und ausländischen Litteratur, der Allgemeinen Encyclopädie u. a. Von Rochlitz' anonym erschienenen Aufsätzen sind hervorz

*) Der Name des inzwischen verstorbenen Schiller blieb vom 6. Hefte an weg. Schiller war aber nicht, wie Goedeke sagt, nur „nominell" aufgeführt.

**) Heinroth.

: „Wilhelm Meisters Wanderjahre von Goethe“ im Allgemeinen Reper-
n von 1821, „Aus meinem Leben von Goethe“, 5. Theil, ebenda 1823;
the's neueste, in der letzten Ausgabe seiner Werke zuerst bekannt gemachte
ften“ in den Jahrbüchern der Litteratur, 50. Band; endlich „Ueber Goethe“,
60. Band.

Die letztgedachten Arbeiten geben Anlaß, einiges über Rochlitz' Verhältniß zu
he überhaupt zu sagen. Die persönliche Bekanntschaft beider schreibt sich aus
Jahre 1800 her, von da an haben sie in ziemlich regem Briefwechsel ge-
en, wovon die Mehrzahl — 156 Briefe — noch erhalten sind, die der
ffer gegenwärtiger Biographie in der erlangbaren Vollständigkeit heraus-
en hat in „Goethe's Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz“. R. bemüht
in seinen Briefen den oft säumigen Goethe zu öfterem Schreiben zu
gen und ist glücklich, wenn Goethe ihm Freundlichkeiten erweist, aber wie
Eitelkeit ihn antreibt, die Verbindung mit dem Allgefeierten zu be-
, so verletzt es wiederum seine Eitelkeit, daß jener seine Hingebung nicht
wärmsten Freundschaftsbezeugungen erwiedert; daher einerseits seine aus-
hte Schönrednerei gegen Goethe, aber andererseits Mäkeleien über diesen
n Dritte, so daß selbst der, mit Goethe nicht auf gutem Fuß stehende K.
Böttiger den Krittler zurechtzuweisen in die Lage kam. Im allgemeinen
Goethe aber gute Stücke auf R. und schätzte in ihm einen der wenigen,
für seine Dichtungen seines Verständniß hatten, obschon dies nicht immer
ging, so daß er z. B. (in Brief an Böttiger vom 5. October 1799) „Luise“
Voß über Goethe's „Hermann und Dorothea“ stellte. In den Tag- und
reften nennt Goethe öfters R. und seine Werke.

In seinen Briefen, nicht bloß in denen an Goethe, ist R. recht weitläuftig;
ar mittheilungsbedürftig und schüttete gern sein Herz aus. Ebenso ist er in
zur Veröffentlichung bestimmten Schriften ziemlich breit, aber trotzdem nicht
; nicht als ob er sich des Auszusprechenden nicht bewußt wäre oder die
che mangelhaft beherrschte, vielmehr will er nicht mit der Sprache heraus;
ist gewissermaßen zu ängstlich, um deutlich zu sein. Sein Stil hat einen
ug von rührendem Humor und milder Satire, was seine Quelle in der zum
druck kommenden unbefangenen Betrachtung des Lebens hat. Seine Schilde-
yn lesen sich gut, regen zum Nachdenken an und hinterlassen angenehme
mung. R. verlebte ein ruhiges Alter; er schrieb 1835 an Propst Stieglitz:
nn sonst nicht eben vieles, so kommt doch uns beiden zu Haus und Hofe:
ist dem im Alter, der in der Jugend etwas Tüchtiges tüchtig gelernt hat.“
R. starb am 16. December 1842. Lebensschilderungen desselben unter
ständiger Benutzung ungedruckter Quellen finden sich in Gerber's Neuem Lexikon
Tonkünstler (von 1802) und im 45. Bande der Allgemeinen Musikalischen
ung — beide von R. selbst; dann im Leipziger Tageblatt, 1843, Nr. 18,
er abgedruckt in Nr. 7 vorgenannter Zeitung desselben Jahres; im Neuen
olog der Deutschen, 20. Jahrgang, im II. Theil von „Goethe und Leipzig.
W. Frh. v. Biedermann“, sowie im IV. Band „Für Freunde der Tonkunst.“
F. Rochlitz, 3. Auflage. Auch in vorstehendem Aufsatz sind mehrere That-
n handschriftlichen Quellen entnommen. Bildnisse von R. sind veröffentlicht
einem Stich nach Veit Schnorr v. Carolsfeld's Gemälde im I. Band der
swahl des Besten aus F. Rochlitz' sämmtlichen Schriften“ (1821) und dar-
in Goethe's Briefwechsel mit Rochlitz, sowie in einem, R. als Greis dar-
nden Steindruck im 44. Jahrgang der Allgemeinen Musikalischen Zeitung.

W. v. Biedermann.

Röhr*): Johann Friedrich R., in welchem der Rationalismus vulgar seinen Patriarchen ehrte, ist als der Sohn eines mittellosen Schneidermeiste am 30. Juli 1777 zu Roßbach bei Naumburg geboren. Nach Absolvirung Schulpforta studirte er mit Hülfe eines ihm von einer Großtante zugefallen Vermächtnisses (1796) Theologie in Leipzig. Durch Reinhard (s. A. D. B. XXVI 32), bei welchem er sich durch sein Candidatenexamen empfohlen hatte, wu er Hülfsprediger an der Universitätskirche in Leipzig, 1802 Collaborator Pforta. Nachdem er von 1804—20 das Pastorat zu Ostrau bei Zeitz verwal ward er an J. F. Krause's Stelle (dessen Nachfolger in der Königsberger P fessur zu werden, er ausgeschlagen hatte) als Oberpfarrer und Generalsuperint dent nach Weimar berufen. In diesem hohen Kirchenamt ist er verblieben an seinen Tod (15. Juni 1848). Röhr's Bedeutung in der Theologie li darin, daß er mit nüchternem Sinn den nüchternen Rationalismus unentw und unentmuthigt vertreten hat sein Leben lang. Bereits in dem durch R hard's „Geständnisse" veranlaßten Consequenzstreit bekennt er sich in einer pseu nymen Schrift („Wer ist consequent? Reinhard oder Tzschirner? oder keiner v beiden? Beantwortet vom Prediger Sachse" 1811), gegenüber einem von all vernünftigen Untersuchungsgeist abstrahirenden Supernaturalismus, zum Gebra der Vernunft in Glaubenssachen, der indessen die hl. Schrift, von Anfang das kräftigste Vorbereitungsmittel der gottewürdigsten Religion, als Erläu rungs- und Bestätigungsurkunde religiöser Vernunftwahrheiten nicht ausschlie Weil hiernach auch bei ihm Vernunft- und Auctoritätsgründe in einander flie so will R. sich ebensowenig für einen reinen Rationalisten ausgeben, wie Reinhard für einen reinen Supernaturalisten halten mag. Er gab dann seinen (ihm gleichsam abgedrungenen und etwas zu eilig geschriebenen) „Brie über den Rationalismus" (1813) dem Rationalismus eine Hauptschrift, s ausgeführtes Programm. Das allein haltbare und consequente System ist Rationalismus, welcher die religiöse Wahrheit auf die Vernunft d. i. den sunden vorurtheilsfreien Menschenverstand stützt (vgl. dagegen: E. G. Beng Archiv für die Theologie Bd. III, S. 119—55 und Chr. F. Zöllich, Br über den Supernaturalismus, 1821). In diesem System haben nur die Religion lehren Raum, welche den Charakter der Allgemeingiltigkeit und strenger A gemessenheit zu sittlichen Zwecken an sich tragen. Denn der letzte Zweck Religion ist reine Sittlichkeit. Das Christenthum, von allem Localen u Temporellen befreit, enthält nichts weiter, als was der vernünftige Geist Menschen überhaupt von religiöser Wahrheit auffinden kann, und konnte Universalreligion keine positive Religion sein. Sein historischer Theil hat n Geltung als Vehikel, die Vernunftreligion auf Erden zu erhalten und au zubreiten. Als Bestandtheile des theologischen Systems können nur Theolo und Anthropologie auftreten, aber nicht die Christologie. Denn wie kämen Ansichten, die man von der Individualität des ersten Verkündigers einer U versalreligion hat, in diese Religion selbst? Jesus, der bescheidene und liebe würdige Weise von Nazareth, war ein Mensch wie wir, aber ein einziger Mens ein unverdorbener Naturssohn, durch die größten und erhabensten Eigenschaft ausgezeichnet, darum dem damaligen Zeitalter als wunderbare Gestalt erscheine Wenn dem Verfasser der „Briefe" von befreundeter Seite vorgehalten wur daß er sein System nicht plausibel genug vorgestellt habe, so hat R., dies Mangel abzuhelfen und der ungebundenen Glaubenswillkür zu begegnen ge in seinen „Grund- und Glaubenssätzen" (vgl. J. Schultheß, De princip

*) Zu Bd. XXIX, S. 62.

nstitutivis ecclesiarum evangelico-protestantium a Roehrio adumbratis. 1835
d Chr. G. Ficker, Ueber die von R. vorgeschlagenen Grund- und Glaubens-
tze. 1836). Dieselben sind an 14 theologische Facultäten versendet, in vier
uflagen für Gelehrte von Fach (1832, 4. Aufl. 1860) verbreitet und, den
otestantischen Freunden Ziel und Grenze zu setzen, sowie einen Maßstab für
e deutschkatholischen Bestrebungen darzubieten, 1845 in eine „gemeinverständ-
che und schriftgemäße Darstellung" umgesetzt worden. Als einzige, sichere und
reichende Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens wird das Wort
ttes oder das Evangelium hingestellt, darunter aber die von Christo selbst
sprünglich ausgegangene Religionslehre verstanden (dagegen: „Röhr und Bret-
neider als Vertheidiger des normativen Ansehens der Bibel" 1842). Volle
aubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit soll in der Kirche herrschen, jedoch
t der Beschränkung, daß das Evangelium sprachlich und geschichtlich, nach
rnunft und Gewissen ausgelegt und gelehrt werde. An diese constitutiven
undsätze reihen sich die regulativen Glaubenssätze. Jesus, der vollkommenste
ensch, das Ideal unseres Geschlechts, hat durch außerordentliche Thaten und
chicksale, Tod, Auferstehung und Hingang in die unsichtbare Welt, gleichwie
rch seine Lehre ein Reich Gottes gestiftet. Seine Lehre als erleuchtende läßt
s den Einen wahren Gott, den gemeinsamen Vater aller Menschen, als den
chöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, und den Erzieher der Menschen und
er vernünftigen Geister erkennen; als veredelnde gibt sie dem stark zum Bösen
neigenden Menschen die sittliche Kraft zu einem edlen Leben und einer reinen
sinnung; als beseligende erweist sie sich durch den Trost im Leiden, durch die
ündenvergebung nach aufrichtiger Reue und Besserung und durch die Aussicht
f ein ewiges und vergeltendes Dasein nach dem Tode. Dieses neue Symbol,
ch dessen Einführung als Kirchengesetz der Rationalismus Kirchenlehre geworden
re, fand geringen Anklang selbst bei Röhr's Gesinnungsgenossen, wiefern diese
erhaupt eine symbolische Fessel scheuten. Der Verfechtung seines rationalistischen
andpunktes diente sein Journal, die „Kritische Predigerbibliothek" (1820 bis
48, früher unter dem Titel „Predigerlitteratur" erschienen). Darin wurden
arf bekämpft in erster Linie die frömmelnden Obscuranten und orthodoxirenden
abilitätstheologen. Wie er schon 1801 gegen die die freie Gnade Gottes in
hristo wieder hervorhebende Reformationspredigt Reinhard's vom 31. Oct. 1800
n „Sendschreiben" erlassen hatte, so wendet sich sein Journal gegen alle späteren
äger dieser Richtung, wie Harms, Hengstenberg, Sartorius, Rudelbach u. s. w.
er der Zorn der Kritischen Predigerbibliothek traf noch eine zweite Richtung,
als dogmatisch-allegorische bezeichnet wird. In diese Kategorie wurden Daub
d Marheineke, aber auch Schleiermacher, Twesten und alle reicheren Geister
worfen. Als nun R. mit fast hierarchischer Zähigkeit seinen Rationalismus
s allein berechtigt gegen jede höhere Entwicklung geltend machte, da führte
se dogmatische Befangenheit zu dem denkwürdigen Streit zwischen ihm und
se. Letzterer hat in seinem „Anti-Röhr" dem Rationalismus den Todesstoß
geben. Marheineke redete vom kritischen Armensünderstuhl, auf welchem das
thbare Oberhaupt der Rationalisten throne. Ein Anderer war schon 1834 der
einung, mit Nächstem werde man der Mühe überhoben sein, von dieser Rich-
g noch Notiz zu nehmen. R. aber stand noch lange ruhig lächelnd und des
lichen Sieges gewiß auf den Trümmern seines Systemes, die er als Trümmer
ht anerkennen wollte. Wie der Rationalismus mit dem Predigerberuf zu ver-
igen sei, ohne dem Vorwurf der Heuchelei und Lüge zu verfallen, darauf er-
lt R. die Antwort: „Der ehrliche Mann hält das (wunderbare) Factum als
hes fest und macht davon die religiöse und sittliche Anwendung, zu welcher

es ihm ausschließlich gegeben ist. Ueberhaupt stellt er die Wunderthaten Jesu der Gemeinde in demjenigen Lichte dar, welches der religiöse Bildungsgrad derselben und die Lehrweisheit zuläßt. Auch die wunderbaren Schicksale desselben finden an ihm keinen ungläubigen Bestreiter." R. hat insbesondere in Jesu Auferstehung den großen Wendepunkt oder, wie er sich auch ausdrückt, blendenden Lichtpunkt seines Daseins erkannt, und gerade daß Jesus den Kreuzestod erlitt, durch welchen kein zum Leben nothwendiges Organ zerstört wird, erschien ihm providentiell. Ueberall in seinen Predigten, davon verschiedene Sammlungen vorliegen, waltet der klare Verstand. Er hat (nach Stiebritz, Zur Geschichte der Predigt, S. 59) gewaltig zu predigen verstanden. Seine geistvolle Textbenutzung, seine Beobachtungsgabe, seinen Freimuth, seine sittliche Strenge und anregende Kraft der Darstellung haben auch theologische Gegner anerkannt. Einzelne seiner Predigten machten großes Aufsehen und riefen selbst Gegenschriften hervor. So seine zwölfmal gedruckte Reformationspredigt vom Jahre 1838 mit scharfer Polemik gegen den Fürsten der Finsterniß (dagegen: „Stimme aus der kleinen katholischen Kirchengemeinde Weimar-Jena unter der Geißel des Generalsuperintendenten Röhr." 2. A. 1839. „Betrachtungen über die neuesten Angriffe auf die Ehre der katholischen Kirche." 1839). Ihm war auch beschieden, Goethes unsterbliche Seele der Barmherzigkeit Gottes zu befehlen („Trauerworte bei v. Goethe's Bestattung in Weimar am 26. März 1832 gesprochen"). In seinem „Magazin für christliche Prediger" (seit 1828) sammelten sich die homiletischen Producte, die „am Mondlichte des common sense gereift" waren.

Außer einer Sammlung „kleiner Schriften" (1841) hat Röhr für weitere Kreise ein „Lehrbuch der Anthropologie" (2. A. 1819), eine „Historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu" (8. A. 1845), ein „Leben Luthers" (2. A. 1828) und eine „Kurze Geschichte der Reformation" (2. A. 1833) herausgegeben. Er ist für „die gute Sache des Protestantismus" (1842) eingetreten, und hat anonym berichtet: „Wie Karl August sich bei Verketzerungsversuchen gegen akademische Lehrer benahm" (1830). Vgl. B. Hain im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 26 (1848), Th. 1, S. 451—61 und die Artikel „Röhr" vom Unterzeichneten in den beiden Auflagen von Herzog's R.-E.

G. Frank.

Roloff*): Dr. Friedrich Heinrich R., Geheimer Medicinalrath, Professor und Director an der k. Thierarzneischule in Berlin, Mitglied des Reichsgesundheitsamtes, geboren als Sohn eines Landwirthes und Mühlenbesitzers am 19. März 1830 in Badersleben in der preußischen Provinz Sachsen; † am 22. December 1885 in Berlin. R. studirte von 1847—1851 Thierheilkunde in Berlin und war zunächst 11 Jahre (1851—1862) an verschiedenen Orten in Preußen als praktischer und amtlicher Thierarzt thätig. Im J. 1862 wurde R. als Repetitor und klinischer Assistent an die Berliner Thierarzneischule berufen und blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1865. Diese Zeit benützte R. gleichzeitig zu gründlichen Studien und namentlich auch zum Besuche von Vorlesungen und Cursen an der Universität bei Frerichs und Virchow. — 1865 folgte R. einem Rufe als Docent an das landwirthschaftliche Institut der Universität Halle und promovirte auf Grund einer Dissertation: „Ueber den Instinct der Thiere". Ende 1866 wurde R. zum außerordentlichen Professor an der Universität Halle ernannt und bekleidete nebenbei die Stelle eines Kreis- und Departementthierarztes daselbst.

Nach elfjähriger Thätigkeit in Halle, wo er als Vertreter der thierärztlich

*) Zu Bd. XXIX, S. 99.

Fächer an dem blühenden landwirthschaftlichen Institut eine sehr fruchtbringende und allseitig anerkannte Thätigkeit entfaltet hatte, wurde R. im J. 1876 als Regierungsrath und ordentliches Mitglied des Reichsgesundheitsamtes nach Berlin berufen, nachdem er vorher mehrere Berufungen an verschiedene Thierarzneischulen und landwirthschaftliche Institute abgelehnt und beim Herrschen der Rinderpest in den Jahren 1870 und 1871 als Sachverständiger erfolgreich mitgewirkt hatte. Im J. 1878 wurde R. als Nachfolger Gerlach's zum Director der Thierarzneischule in Berlin ernannt, in welcher Stellung er $7^1/_2$ Jahre bis zu seinem Tode verblieb und sich durch eine Reihe zweckmäßiger Einrichtungen — namentlich neuer Laboratorien, eines pathologischen Institutes, Heranziehung tüchtiger Lehrkräfte — besondere Verdienste um die Hebung dieser Schule erwarb. — Mit größter Hingebung an die zahlreichen Pflichten seiner verschiedenen Aemter wie an die Wissenschaft verband er als Lehrer das zielbewußte Streben, die wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Thierärzte auf ein höheres Niveau zu bringen. Seine Vorträge zeichneten sich durch Klarheit und Sachlichkeit aus und er leistete für die praktische Ausbildung der Thierärzte namentlich im Fache der gerichtlichen Thierheilkunde und der Veterinärpolizei Bedeutendes. Ebenso hat sich R. als Mitglied des kaiserlichen Gesundheitsamtes und der preußischen technischen Deputation für das Veterinärwesen große Verdienste erworben. In der ersteren Stellung hat R. an den vorbereitenden Berathungen über das Nahrungsmittelgesetz und über das Reichsgesetz, betreffend die Abwehr und Tilgung von Thierseuchen, einen hervorragenden Antheil genommen. In derselben Eigenschaft verfaßte er die allgemein anerkannten Denkschriften über die Wirksamkeit der Instruction zum Rinderpestgesetz und über die Ausbreitung der Rinderpest in Deutschland während der Jahre 1870—1878. — In all diesen Arbeiten wurde stets die Klarheit der Darlegungen, das Ueberzeugende der Motive und die Sicherheit seiner Erfahrungen bewundert. — Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten Roloff's, die meist im „Magazin für die gesammte Thierheilkunde" von Gurlt und Hertwig, im „Archiv für wissenschaftliche und praktische Thierheilkunde" von Gerlach-Roloff, sowie in Virchow's „Archiv für pathologische Anatomie" veröffentlicht wurden, sind besonders hervorzuheben die werthvollen Publicationen über Osteomalacie und Rhachitis, über Fettdegeneration der Muskeln, über Rotz, Rinderpest und Milzbrand. Als selbständige Schriften erschienen von R.: „Ueber Impfung der Lungenseuche" (Berlin 1868); „Beurtheilungslehre des Pferdes und des Zugochsen" (Halle 1870); „Die Rinderpest" (Halle 1871; 2. Aufl. 1877); „Die Schwindsucht der Schweine" (Berlin 1875); „Der Milzbrand, seine Entstehung und Bekämpfung" (Berlin 1883); „Thierärztliche Gutachten, Berichte und Protokolle" (Berlin 1885).

R. war ein Mann von hervorragendem Talent und makellosem Charakter, voll von idealem Streben in der Wissenschaft, streng gegen sich selbst und neidlos die Leistungen anderer anerkennend. Unter den Männern, welche an der Umgestaltung der Thierarzneikunde in eine wissenschaftliche Thiermedicin im Verlaufe der letztverflossenen 25 Jahre in Deutschland mitwirkten, steht R. mit in erster Linie, obwol Kränklichkeit vielfach seine Thätigkeit behinderte. Die Verdienste Roloff's um Staat und Wissenschaft wurden durch zahlreiche Anerkennungen des In- und Auslandes gebührend gewürdigt.

Friedrich Heinrich Roloff. Nekrolog von Müller und Schütz, Archiv für wissenschaftliche und praktische Thierheilkunde, Bd. XII, 1886 (mit Porträt und vollständigem Verzeichniß der litterarischen Leistungen). — F. Roloff. Nekrolog von Fricker, Deutsche Zeitschrift für Thiermedicin und vergleichende Pathologie, Bd. 12, 1886, S. 241.

Bollinger.

Röfike *): Karl Eduard R., Schauspieler, geboren am 10. September 17[illegible] zu Berlin als Sohn eines Hauseigenthümers, † am 14. Juni 1837 zu Oldenburg als Regisseur des dortigen Hoftheaters. Seine Erfolge im Privattheater Concordia veranlaßten ihn 1821, den Kaufmannsstand mit der Bühnenlaufbahn zu vertauschen. Er debutirte in Magdeburg und war 1824—32 im königstädtischen Theater neben Angeli, Schmelka und Spitzeder ein sehr brauchbarer Schauspieler in sein komischen Rollen (z. B. als Hähnchen im „Fest der Handwerker"). Die wirksamere Kraft Beckmann's verdrängte ihn; er gastirte eine Zeit lang und fand dann 1834 seine geachtete Stellung in Oldenburg. Schlichte Lebenswahrheit stand ihm höher als drastische Effecte.

Unser Planet, Berlin 1837, Nr. 168.

Paul Schlenther.

Ruarus **): Martin R., socinianischer Theolog und Gelehrter, geboren 1[illegible] oder 1589 zu Krempe in Holstein, † 1657 zu Straßzyn bei Danzig. — Er war der Sohn eines lutherischen Predigers und Schulmannes, damaligen Rectors zu Krempe, besuchte die Gelehrtenschule zu Hamburg und studirte darauf zu Rostock, seit 1611 aber zu Altorf, wo er ohne bestimmtes Fachstudium anfangs mit Philologie und Philosophie, später mit Jurisprudenz und Theologie sich beschäftigte und umfassende Kenntnisse, auch das Lob eines tadellosen Wandels sich erwarb. Von dem damaligen Altorfer Philosophen und Mediciner Ernst Soner für die socinianischen Lehren gewonnen, verbreitete er diese auch unter anderen Studirenden und ließ sich 1614 zu Rakau in Polen, wohin er insgeheim reiste, in die socinianische Gemeinde aufnehmen. Er übernahm sodann die Stelle eines Hauslehrers und Reisebegleiters bei einem Herrn v. Burgdorf, später bei den Söhnen eines polnischen Adeligen Caspar Saccus und begleitete diese nach Straßburg, wo er wegen des von Altorf her auf ihm ruhenden Verdachts socinianischer Meinungen zur Verantwortung gezogen wurde (1616), später nach Holland, England, Frankreich, Italien. Er benutzte diese Reisen zur Erweiterung seiner Kenntnisse, besonders zur Erlernung alter und neuer Sprachen: so erlernte er bei Erpenius in Leyden die arabische, bei den Maroniten in Paris die syrische Sprache. In Cambridge wurde ihm eine Professur der Geschichte mit 100 Pfund Gehalt und unter andern vortheilhaften Bedingungen angeboten: er schlug sie aber aus um seiner socinianischen Ansichten willen. Nach seiner Rückkehr aus England bekannte er sich offen zum Socinianismus und übernahm 1622 das Rectorat an dem Collegium zu Rakau in Polen, wurde aber nach kurzer Zeit der Schularbeit überdrüssig und ging mit einem polnischen Adeligen Wissowatius zum zweiten mal nach Holland, England und Frankreich. Nach seiner Rückkehr von dieser zweiten und einer dritten Reise durch verschiedene Länder Europas hielt er sich eine Zeit lang bei der Familie Saccus in Bobowitz auf, ließ sich dann 1631 in Danzig nieder und verheirathete sich hier mit einer Frau aus reicher und angesehener Familie, einer geborenen Voß. Auch hier suchte er seine Lehren durch Wort und Schrift zu verbreiten, besonders durch eine ausgebreitete Correspondenz mit polnischen Familien und auswärtigen Gelehrten, und da er in der Stadt keine öffentlichen Versammlungen mit seinen Meinungsgenossen halten durfte, so veranstaltete er solche in einem benachbarten Orte, wo er selbst theils als Prediger, theils als Uebersetzer der Vorträge eines polnischen Predigers auftrat. 1638 sollte er wegen Verbreitung socinianischer Lehren aus der Stadt Danzig ausgewiesen werden; doch wurde er auf Fürsprache einiger angesehener

*) Zu Bd. XXIX, S. 237.
**) Zu Bd. XXIX, S. 412.

Freunde und unter der Bedingung, daß er seine Ansichten nicht weiter verbreite, noch einige Jahre geduldet, bis 1643, wo er die Stadt wirklich verlassen mußte. Nun wurde er von König Wladislaw IV. zum königlichen Rath (servitor oder minister) ernannt, auch von König Johann Casimir 1649 in dieser Würde bestätigt, nachdem er 1645 an dem Thorner Colloquium theilgenommen, wo sein Landsmann Georg Calixt sich vergebliche Mühe gab, ihn von seinen socinianischen Ansichten zu bekehren. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er, wie es scheint, in dürftigen Vermögensverhältnissen, aber von seinen polnischen Freunden unterstützt, zu Straßzyn bei Danzig, wo er nahezu siebzigjährig starb, mit Hinterlassung mehrerer Kinder, von denen eine Tochter mit einem socinianischen Prediger Joachim Stegmann sich verheirathete, ein Sohn David seines Vaters Briefe zu Amsterdam herausgab, ein zweiter Sohn Joachim eine Vorrede dazu schrieb. Auch hatte er zwei Brüder, Joachim und Peter, von denen der erstere in Altorf Medicin studirte und später kurfürstlich brandenburgischer Leibmedicus wurde, während der andere in Altorf Theologie studirte. — Von den zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten des Martin Ruarus blieb das meiste ungedruckt, z. B. Predigten, Abhandlungen und Erklärungen zu verschiedenen Stellen der heiligen Schrift, sowie eine historische Arbeit (historia sui temporis); im Druck erschien, aber erst nach seinem Tode, seine Erklärung des Rakauer Katechismus 1665 und 1680, sowie eine Sammlung seiner für die Kirchen- und Gelehrtengeschichte jener Zeit interessanten Briefe, die zuerst 1677—81 von seinen beiden Söhnen zu Amsterdam, dann in neuer, correcterer, mit Anmerkungen versehener Ausgabe von Zeltner, Leipzig 1729, herausgegeben wurde. Eine Lebensbeschreibung von R. wollte Mosheim liefern, der seine humanitas, seine concinni mores und literarum humaniorum notitia rühmt, aber ingenium und judicium bei ihm vermißt, während andere seine eruditionis et judicii praestantia und morum integritas anerkennen.

Vgl. über sein Leben und seine Schriften Moller, Cimbria lit. I, 570 ff. — Sand, Bibl. Antitrinit., S. 114 ff. — Bock, Historia Antitrinitarianorum 1776, I, 1, S. 713 ff. — Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie II, 17. — Bayle, Dictionnaire IV, 95; III, 2119. — Weißmann, Hist. eccl. II, 540, — besonders aber Zeltner, Historia Cryptosocinianismi Altorfini, 1729 und O. Fock, Der Socinianismus, Kiel 1847, I, 199 ff.

Wagenmann.

Rumsland*): Meister R., ein sächsischer Spruchdichter und Lyriker, wird als Fahrender schon durch seinen Namen, oder vielmehr Spitznamen, gekennzeichnet; dieser Name, den der Dichter mit einem oberdeutschen Collegen theilt, ist noch im 15. Jahrh., ebenso wie Suchenwirt, als Schelte geläufig (Fastn. I, 254. J. Grimm, Rechtsalt. S. 733). Seine sächsische Herkunft betont R. ausdrücklich; er kehrt sie nicht ohne Selbstbewußtsein vor seinem hochdeutschen Nebenbuhler, dem Marner, heraus; aber auch er beugt sich der Alleinherrschaft der hochdeutschen Dichtersprache widerstandslos; nur kümmerlich verlorene Spuren des niederdeutschen Wortschatzes und Lautstandes schimmern in seinen mitteldeutschen Versen durch, obgleich es niederdeutsche Höfe waren, an denen er sein Publicum zumeist suchte und fand; seine Hörer selbst wollten es nicht anders. Wo und wann R. gesungen hat, davon geben uns seine Lobsprüche auf lebende und todte Gönner eine ungefähre Andeutung; genaue chronologische Bestimmung ist schon darum erschwert, da der Dichter zu den verschiedensten Zeiten dieselben Formen und verschiedene Formen zur selben Zeit benutzt hat, anders als Walther v. d. Vogelweide.

*) Zu Bd. XXIX, S. 674.

Sein Lieblingsaufenthalt war wol Braunschweig: dort leuchtete ihm d
spendende Stern Mercurius, und auch trübe Wolken (der Neid der Mi
konnten den Glanz des Gestirns nicht dauernd verdunkeln; Herzog Alb
Große war ihm hold bis zu seinem Tode (1279), den R. beklagt hat;
deutet ein unsicheres Wortspiel darauf hin, daß auch Albrecht's jüngere
Johann, der 1267 Herzog von Lüneburg wurde, vor diesem Zeitpunkt
land's Gönnern zählte. Politische Skrupel hinderten den Dichter ni
einem Gegner der braunschweigischen Brüder, dem Grafen Günzel von
nachzutrauern; tiefer noch ergriff ihn der Tod Barnim's des Guten vo
des besten Wohlthäters aller Armen und Gehrenden (1278). Auch am
Hofe galt deutsche Dichtung: R. begrüßt dort die Thronbesteigung d
Königs Erich Menved und mahnt in zornig ironischen Sprüchen alle
den Dänen zur Rache an den Mördern Erich Glipping's: möglich,
Gedichte auf dem Reichstag zu Nyborg vorgetragen wurden (Pfingst
der dem jungen Fürsten die Ritterwürde brachte und zugleich ein G
setzte zur Untersuchung des Königsmordes. All diesen niederdeutsche
thätern, zu denen sich noch ein paar Edle mindern Ranges gesellen,
ein einziger hochdeutscher Fürst gegenüber, Herzog Ludwig von Baiern
wol bei der Wahl Rudolf's von Habsburg (Oct. 1273) in Aachen
Kiefer bei der Kur kennen gelernt hatte: so schön der Dichter Baierl
lich zu preisen weiß um dieses Fürsten willen, so zweifelhaft ist es, ob
jenes Land je geschaut hat.

R. war norddeutscher Dichter vom Wirbel bis zur Zeh. Es g
andern unter den md. Lyrikern, der in so ausgeprägtem Gegensatz
deutschen Art stünde. Nüchtern und phantasielos, von gemüthlichen
nicht leicht bewältigt, zu straffer stilistischer und metrischer Formgeb
unfähig, von höfischem und gelehrtem Stolz gleichmäßig frei, vereit
biblischer und volksthümlicher Weisheit tüchtigen gesunden Menschenver
einen richtigen, wenn auch beschränkten Blick für das umgebende Lebe
legentlich mit drastischem Realismus zum Ausdruck kommt. Die na
Neigung zur Lehre hat ihn nicht gehindert, auch im Minnesang nach
Vorbildern sich zu versuchen. Aber was ist daraus geworden! In schw
Strophenformen ein wunderlich Gemisch von didaktischer Pedanterie und
Sinnlichkeit: in die Freude an Frühlings Erwachen mischt sich der Groll
Zweifler, die sich nicht zu freuen wissen; der sittliche Werth der Min
ihm den Sinn nicht für die Reize weiblicher Leibesschönheit, in dere
sich der norddeutsche Minnesang durchweg gerne vertieft; das dritte de
ist im Grundgedanken ein humorloser Vorläufer der Uhland'schen Ba

Aber das wahre Feld des Rumsland'schen Dichtens war der Sp
seinen 10 Tönen, deren Melodien großentheils erhalten sind und in ih
zahl bereits der Technik des dritten Stollens angehören oder sich do
in diesen 10 Tönen hat er mehr als 100 Sprüche verfaßt: nicht selte
sich zwei und drei, auch vier und fünf zu mehrstrophigen Gedichten
Den ersten Spruch in jedem neu erfundenen Ton pflegt R. Gott z
seine überaus zahlreichen religiösen Sprüche zeigen bei schlichter Fr
mehr originell entwickelte Gedanken, als das sonst in mhd. geistlicher
Regel ist. Maria muß sich sagen lassen, daß sie ihre Stellung als Go
den armen Sündern verdanke; Gott hat Engel und Menschen ersch
von ihnen gelobt zu werden; der Dichter möchte kein anderes Herz lie
Brust tragen, als das ihm Gott verlieh. Wortspielend besingt er
und Weihnacht; das Krähen des Hahns erinnert ihn an den Crucifi
Dreieinigkeit vergleicht er mit Zirkel, Linie und Winkel, Christus mit

kern und in ausführlichem Gleichniß in der technischen Sprache des Handwerks von den vier Elementen. Wenn er den Traum Nebukadnezar's nicht auf die vier Weltalter, sondern auf die vier Alter des Menschen bezieht, sonst der Deutung des Hieronymus folgend, so ist das nicht bloße Unwissenheit: es muß eine derartige Tradition existirt haben, der auch Heinrich v. d. Neustadt im Eingang seines Apollonius sich anschloß und mit der sich noch moderne Forscher unabhängig berührt haben. Mit dem Dichter des Antichristspiels stimmt er darin überein, daß die Hypocritae die schlimmsten Gottesfeinde sind. Mit Befriedigung erzählt er die viel variirte Legende (Germ. 28, 186), daß Gott trotz Petri Bitten einem Ertrinkenden nicht half, der selbst für seine Rettung kein Glied rührte. Kurz, R. hat allerlei gehört, in sich aufgenommen und, wie es ihm zusagte, verarbeitet; eine meisterliche, eine theologisch gelehrte Bildung hat er nie genossen.

Daran ist kein Zweifel. Freilich weiß er zwölf weise Meister des Alterthums herzuzählen, freilich beruft er sich auf Cato und die Glosse, freilich hat er eine leise Ahnung von Astrologie und Mathematik; aber all das rein laienhaft. Er kannte kein Latein, besaß nicht die musiktheoretische Bildung, die in den Clerikerschulen mit Hülfe der Guidonischen Hand gelehrt wurde. Er war sich des Mangels bewußt; aber wenn ihn auch sein Stolz abhält, den Mangel als solchen zuzugeben, in den Stolz des Laien mischt sich doch etwas wie Neid auf die besser geschulten. Rumsland's des Sachsen polemische Strophen gegen den musikkundigen Lateiner, den Schwaben Marner, sind typisch: Schulweisheit war dem süddeutschen Meister zur rechten meisterlichen Kunst früher unentbehrlich als dem schlichteren norddeutschen. Es scheint, als habe der Marner seinen sächsischen Genossen nicht recht für voll angesehen: „Verachte die Laien nicht zu sehr!" ruft dieser ihm zu und rächt sich in maßlos schimpfenden Wortspielen: doch hat er nach dem gewaltsamen Tode des greisen Gegners rührende und ehrliche Töne der Klage gefunden. Das Gefühl der Unbildung war ihm nicht ganz ohne Stachel; selbst dem Marner gibt er das halb unbewußt zu, wenn er sagt: „Verstünde ich Latein wie Du, mein Sang wäre stärker", und von Konrad v. Würzburg, auch einem Oberdeutschen, rühmt er, daß er der Schrift in Büchern Kunde hat. Doch der abstruse Gelehrtendünkel, der spitzfindig und dunkel sein will, um gelehrt zu scheinen, der ist ihm lächerlich und verächtlich. Ungerechtfertigte Prahlerei widert ihn an. Dem arroganten Singauf stellt er den Meißner und drei andere Sänger entgegen, die ihn kleiner machen würden als einen Finger; er corrigirt ihm ein unverständliches und unverständiges Räthsel. Im Sängerstreit zwischen Frauenlob und Regenbogen legt ihm die freilich unzuverlässige Tradition den vernünftig nüchternen Gedanken in den Mund, es sei doch ganz gleichgültig, ob man Frau oder Weib sage. Und die Gelehrten, die von allen Geheimnissen zwischen Himmel und Erde zu erzählen wissen, die verabscheut er als Wahnpropheten.

Gewiß, solche Grundsätze sind Ausfluß derselben eng verständigen Gesinnung, die sich dagegen sträubt, zum Lobe von Menschen, von Fürsten gar, Bilder aus dem Thierreich, wie Aar und Löwe, zu gebrauchen. Aber auch der Groll über blinde Concurrenz bei den immer karger werdenden Gönnern redet da mit. Das ist ja nun einmal das ewige Ach und Weh bei diesen verschämt oder unverschämt bettelnden Fahrenden. Auch bei Rumsland. Um den Freigebigen klingt sich nach dem Tode als schützender Mantel das Lob der Beschenkten; ein freundlicher Herrengruß freut wie Sonne und Firmament; den Kargen nimmt der ironische Heraldston; traurig, daß die Herren Kupfer dem Golde vorziehen, daß ihre Huld unsicher ist wie Eis! R. wünscht sich, er könnte in der Herren Brust lesen, wann sie in Gebelaune seien; er appellirt an ihre Klugheit,

die sie lehren müsse, daß Freigebigkeit ihnen gute Fechter sichere, die sie in de
Gefahr schützen würden; ja er lügt selbst schmeichelnd um des Leibes Not: alle
umsonst, böse Leute suchen das Schifflein seines Heils auf den Grund zu bohren
Schlechtere werden ihm vorgezogen; der „Lotterritter", gegen den er eine aus
führliche, höchst volksthümliche Fluchformel schleudert, wird einer seiner höfische
Gegner gewesen sein.

Es liegt nichts Vornehmes in Rumsland's Art. Sein Standpunkt ist nich
hoch. Auch seine politischen Sprüche, die wahrscheinlich zumeist den ersten Jahre
Rudolf's v. Habsburg angehören, bitten nur um Ruhe und Frieden, um innere
und äußeren Frieden, um Züchtigung der Raubritter und Raubbauern. Selb
seine Lebensmoral hat etwas Enges und störend Verständiges: lehrt er doc
man soll den Thoren Gold verheißen und Steine leisten. Aber er ist klar,
fahren und meist maßvoll. Während er die Thierfabel aus purem Rationalis
mus nicht mag — die zwei Gleichnisse aus dem Physiologus, Einhorn un
Löwin, gehören auf ein anderes Blatt, — weiß er kleine parabolische Erzählunge
deren Quellen meist noch nicht nachgewiesen sind, gut vorzutragen. Namentli
handhabt er den Dialog mit großem Geschick. Die Natur kümmert ihn weni
doch hat er Bilder des nächtlichen Himmels in zwei Stropheneingängen übe
raschend gut gezeichnet. Mit der Sprache des Handwerks und der bildend
Künste, über deren Unterschiede er sich einmal ausläßt, ist er auffallend vertrau
man möchte seine Herkunft in Handwerkskreisen suchen wie bei Regenbogen, w
dem er den Gegensatz gegen die Gelehrten teilt. Seine formlose mitteldeutsch
Art bewährt sich auch stilistisch und metrisch: Auftact, Betonung und Re
sind nachlässig behandelt; für die Harmonie zwischen Satz- und Strophenbe
fehlt ihm jedes Verständniß; so sehr er es liebt, dieselben Worte und Stämm
um der nachdrücklichen Wirkung willen zu häufen, so sehr er diese Häufung i
Geschmacklose steigert, so wenig weiß er den Effect zu heben durch symmetrisch
Anordnung dieser Gleichklänge. Und echt norddeutsch ist seine Vorliebe für d
Wortspiel: zumeist bei Namen, in Lob- und Scheltstrophen; aber auch z. B.
einem Spruch auf die schlimmen Spötter, die seine Waare (merces und verita
mit ihrem Falsche (falsches Geld und Falschheit) kaufen.

R. ist für uns der bemerkenswertheste Vertreter der mitteldeutschen Spru
dichtung, die sich noch verhältnißmäßig frei hielt von dem Eindringen gelehrt
und höfischer Elemente aus dem Süden. Er ist volksthümlich, nicht immer
Ton, aber stets im Gehalt. Mit seiner Lebensklugheit und -kenntniß, sein
hausbackenen, aber ehrlichen und klaren Verständigkeit, die der verstiegenen Phr
so ganz abhold ist, wäre er vielleicht ein ganz erträglicher Prosaiker geworde
dem Dichter frommt seine für's 13. Jahrhundert recht anerkennenswerthe Le
doch weniger, als der absolute Mangel an Phantasie und Form ihm schad
Es gibt aber unter den Spruchdichtern des 13. Jahrhunderts wol keinen zweite
der die Art der besseren Meistersinger des 15. und 16. so deutlich vorberei
wie R., dem diese ein schlechtes Gedächtniß bewahrten; auch in der Vorliebe
die Erzählung berührt er sich mit ihnen; zwischen R. und Hans Sachs erschein
Frauenlob und die Nachsprecher seines gelehrten Wustes wie eine große Episo

Minnesinger, herausg. von v. d. Hagen, I, 267 fg., II, 346, 367—37
III, 49, 52—69, IV, 671—685. — K. Müllenhoff, Nordalbingische Stud
III, 95 ff. — R. Köhler, Germania 28, 185 ff. — Burdach, Reinmar der A
und Walther v. d. Vogelweide, S. 138 fg. — Die Gedichte Reinmars v. Zw
herausg. von Roethe, S. 188, 308, 316 u. ö. Roethe.

Rumy*): Georg Karl W. v. R., Schriftsteller auf geographisch-statistisch
und nationalökonomischem Gebiete, wurde am 18. November 1780 zu Igl

*) Zu Bd. XXIX, S. 674.

Ungarn als Sohn eines Kaufmanns geboren, erhielt die erste Ausbildung in seiner Heimath, in Käsmark und Debreczin und studirte Philologie und Jura von 1800 an in Göttingen. Er wurde schon im J. 1803 Präfect eines Erziehungsinstituts zu Käsmark, später Professor am evangelischen Lyceum daselbst, welche Stelle er aber nacheinander mit ähnlichen Anstellungen am Lyceum zu Eschen, am Lyceum seiner Vaterstadt Igló und am evangelischen Gymnasium zu Leutschau wechselte, an letzterer Anstalt wurde er 1808 außerordentlicher Professor der Philologie. In demselben Jahre hatte er auch den ersten „Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1807" herausgegeben, nachdem schon 1806 der erste Band seines „Magazins für Geschichte, Statistik u. Staatskunde der österreichischen Monarchie" (Göttingen) erschienen war, dem 1808 der zweite Band folgte. Aber auch der letzte Posten Rumy's war kein bleibender, noch in demselben Jahre finden wir ihn als evangelischen Prediger zu Schmöllnitz in der Zips, 1810 als Professor in Oedenburg, 1813 als Professor der Landwirthschaftslehre an der landwirthschaftlichen Anstalt Georgikon zu Keszthely, 1818 als Director am Lyceum in Syrmien und 1821 als Katecheten und Subrector am evangelischen Lyceum zu Preßburg. Auch die letztere Stelle wurde ihm durch feindseliges Entgegentreten von Collegen verleidet und er legte 1824 dieselbe nieder, begab sich nach Wien und widmete sich unabhängigem Schriftstellerberufe. Durch Uebertritt zur katholischen Religion glaubte er, da er eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, seine Lage zu verbessern und erhielt auch 1825 vorübergehend eine Lehrerstelle in einem adeligen Erziehungsinstitute zu Wien. Erst im J. 1828 war es ihm vergönnt, eine feste Anstellung als Professor am fürsterzbischöflichen Presbyterium zu Gran zu erhalten, die er bis zu seinem am 5. April 1847 erfolgten Tode bekleidete. Von Rumy's zahlreichen Werken und Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerken sind, was die Aufsätze anbelangt, jene in der Zeitschrift „Hesperus", in Ersch u. Gruber's großer „Encyclopädie", in Sartori's „Real-Encyclopädie", in Pierer's „Universal-Lexikon" besonders zu erwähnen, doch soll er in beinahe hundert Zeitschriften als Mitarbeiter vertreten sein. Der rastlose Mann, welcher sich in keine seiner Stellungen finden konnte, veröffentlichte auch seine litterarischen Werke auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, er behandelte in mehreren deutschen und lateinischen Einzelschriften das erwähnte Georgikon zu Keszthely, gab außerdem andere ökonomische Schriften wie: „Gemeinnützige und ökonom. technische Belehrungen für Haushaltungen" 2 Bde. (1816), „Das Ganze der Branntweinbrennerei" (1818) u. dgl. heraus, edirte „Monumenta Hungarica", 2 Bde. (1815—17), schrieb ein „Populäres Lehrbuch der Oekonomie", 2 Bde. (1808), ein „Geogr.-statistisches Wörterbuch des österreichischen Kaiserstaates" (1809), ferner auf philologischem Gebiete eine „Commentatio in orationem M. T. Ciceronis pro Marco Coelio Rufo" (1824), „Ueber Horazens V Satyren" (1822), eine „Theoret.-prakt. Anleitung zum deutschen Style" u. A. m. In dem reichen handschriftlichen Nachlasse des gelehrten und so fleißigen Mannes befindet sich (vermuthlich zu Gran) auch ein biographisches Werk: „Gesammtes gelehrtes Ungarn", aus mehreren tausend Biographieen bestehend.

Wurzbach, Biogr. Lex. XXVII. Bd. — Oesterr. National-Encyclopädie, Bd. IV. — Kehrein, Lexikon.

Schlossar.

S.

Saalfeld: Friedrich S., geboren am 20. August 1785 zu Hannover, † am 22. December 1834 zu Korb bei Cannstatt in Württemberg. S. war der Sohn des Küsters an der Marktkirche zu Hannover, studirte in Göttingen seit Herbst 1803 Theologie und Philosophie, promovirte 1807 als Magister der Philosophie und habilitirte sich in Heidelberg in der philosophischen Facultät mittels einer Abhandlung: „Num principi licet ministros publicos incognita caussa dimittere?“ welche die Frage nach der freien Entlaßbarkeit der Staatsdiener ähnlich wie Rehberg (s. A. D. B. XXVII, 575) beantwortete. Da es ihm in Heidelberg nicht glückte, habilitirte er sich 1809 in Göttingen, wo Martens' Abgang bessere Aussichten eröffnete. Hier wurde S. 1811 außerordentlicher, 1823 ordentlicher Professor der Philosophie und las über geschichtliche und staatswissenschaftliche Themata. Im Gebiet der Geschichte lehnte er sich an Heeren und berücksichtigte gleich ihm die wirthschaftliche Entwicklung der Völker. „Geschichte des portugiesischen Colonialwesens in Ostindien“ (Göttingen 1810) und „Geschichte des holländischen Colonialwesens in Ostindien“ (Göttingen 1812), unter dem Titel einer „Allgemeinen Colonialgeschichte“ zusammengefaßt, sind Zeugnisse dieser Richtung. Schon vorher hatte er sich mit Völkerrecht zu beschäftigen angefangen und 1809 den „Grundriß eines Systems des europäischen Völkerrechts“ veröffentlicht, ein Wissenszweig, dem auch noch das letzte von ihm publicirte Buch, das „Handbuch des positiven Völkerrechts“ (Tübingen 1833), angehört. Diese Schriften verfolgen einen encyclopädischen Zweck, sind lesbar geschrieben, den Anspruch, die Wissenschaft zu fördern, erheben sie nicht. Aehnlichen Schlages ist ein „Handbuch des westfälischen Staatsrechts“ (Göttingen 1812), und ein um dieselbe Zeit begonnenes aber unvollendet gebliebenes „Staatsrecht Frankreichs“ (2 Thle, Göttingen 1811 und 1814): Schriften, die in der nüchternsten Weise das bestehende Recht ohne Einmischung eines Urtheils oder Berücksichtigung der Geschichte registriren, aus bloßer Buchmacherei entstanden sind und den patriotischen Tadel R. v. Mohl's so wenig verdienen, als die völkerrechtlichen die sittliche Anerkennung Rivier's. Vorangegangen war den systematischen Schriften ein „Recueil historique des lois constitutionelles“ von 1791 und der „Règlements d'administration“ von 1789 ab (Göttingen 1809 und 1810). Eine „Geschichte Napoleons“ (1813, zweite Ausg. 1816/17) und Saalfeld's größte Arbeit: „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit“ (4 Bde., 1815—23) sind bloße Compilationen

Seinen Vorlesungen, aus denen Bücher wie die letztgenannten hervorgegangen sind, hat es nicht an Beifall gefehlt. Vorlesungen über den Tirolerkrieg von 1809 sollen so begeisternd gewirkt haben, daß man den Redner vom Katheder herabzog und küßte. Gegenstände seiner Vorlesungen waren außer neuester Geschichte Völkerrecht, allgemeines Staatsrecht und Politik. Verdienstlich sind die von ihm gelieferten Fortsetzungen größerer gelehrter Werke: in der von Martens begonnenen Vertragssammlung, die noch heute forterscheint, rühren von ihm t. X—XIII des Supplément au Recueil (Nouv. Recueil t. VI—IX), in der Göttinger Gelehrtengeschichte der dritte Theil her, der die Zeit von 1788, dem Endpunkte der Pütter'schen Arbeit, bis 1820 umfaßt. Obschon er von der Theilnahme an der Göttinger Revolution des Jahres 1831 sich fern gehalten hatte, begleitete er doch auf Aufforderung von Mitgliedern des Gemeinderaths die Deputation, welche die Beschwerden der Stadt in Hannover vortragen sollte. Die Fühlung mit diesen bürgerschaftlichen Kreisen verschaffte ihm bei den Landtagswahlen im J. 1832 nach hartem Kampfe gegen den conservativen Syndicus Ebell das Mandat der Stadt Göttingen. Die Rolle, die er in der zweiten Kammer spielte, war für die Geschäfte bedeutungslos, für ihn selbst verderblich. Die großen Worte, in denen er seine „mehr als liberalen Gesinnungen", wie sie amtlich bezeichnet sind, vortrug, sein Eintreten für die Göttinger Aufständischen, revolutionäre Rodomontaden, in denen er außerhalb des Ständesaales sich gefallen haben soll, zogen ihm die Angriffe eines gefürchteten Preßorgans, der Landesblätter, und die Abneigung seiner Collegen zu und entzogen ihm jede Aussicht auf Beförderung durch die Regierung, die sich noch besonders durch die ihm zugeschriebenen Artikel des Brockhaus'schen Conversationslexikons „Hannover" und „Göttingen im J. 1831" verletzt fühlte. Als er bei seiner Rückkehr nach Göttingen vom akademischen Gerichte wegen außerständischer Aeußerungen vernommen worden, zog er es deshalb vor, als ihm der Justizrath B. v. d. Knesebeck das Mittel nahe gelegt hatte, um seine Entlassung nachzusuchen. Die Regierung beließ ihm seinen Gehalt von 700 Thalern unter der Bedingung, daß er seinen Wohnsitz auswärts wählte und nichts Feindseliges gegen das Land oder die Universität unternähme. Er ließ sich in Hechingen nieder, wo er Beziehungen zum Hofe hatte, verfiel aber bald in eine Gemüthskrankheit, die ihn in die Pflege des Dr. Zeller zu Winnenthal führte. Scheinbar geheilt im Frühjahr 1834, schickte er sich an, sich in Heidelberg niederzulassen, als die Krankheit von neuem ausbrach. Mit seinem Bedienten begab er sich in dessen Heimath Korb, wo ein Gehirnschlag seinem Leben ein Ende machte.

Conversations-Lexikon der Gegenwart; daraus N. Nekrolog der Deutschen XII, Nr. 401; N. Nekrol. XIII (Jahrg. 1835), S. 11—28 mit Nachträgen und einer sehr ausführlichen Geschichte seiner letzten Krankheit. — Oppermann, Die Universität Göttingen (1842), S. 77—79. — Oehme, Göttinger Erinnerungen, S. 78. — Briefwechsel zwischen Grimm und Dahlmann, herausg. v. Ippel I, 10 ff., 23, 44 ff., 56. — Roscher, Gesch. der Nationalökonomik, S. 913. — v. Mohl, Gesch. u. Litt. der Staatswissensch. I, 394; III, 151. — Rivier in Holtzendorff's Handbuch des Völkerrechts I, 478. — Acten des Universitäts-Curatoriums.

F. Frensdorff.

Saalschütz: Joseph Levin S., am 15. März 1801 in Königsberg in Preußen geboren, fand auf einem der dortigen Gymnasien und auf der Universität daselbst seine wissenschaftliche Ausbildung. Im J. 1824 ward er als der erste Bekenner mosaischer Religion von der Albertina zum Dr. phil. promovirt. Nachdem er 3—4 Jahre an der israelitischen Gemeindeschule zu Berlin beschäftigt gewesen, ward er als Prediger und Religionslehrer nach Wien berufen,

wo er sich eines erfolgreichen Wirkens an der israelitischen Gemeinde [illegible] Seine 1833 erschienene Gotteslehre wird noch jetzt in manchen österre[illegible] und ungarischen Schulen beim israelitischen Religionsunterrichte zu Gr[illegible] legt. Im J. 1835 kehrte er, inzwischen verheirathet, nach Königsb[illegible] Prediger und Religionslehrer der dortigen israelitischen Gemeinde zurück. [illegible] seinem Amte, welches er nach dem Zeugnisse seiner Gemeindeglieder [illegible] größten Gewissenhaftigkeit verwaltete, betrieb er mit Eifer das wissensch[illegible] Studium des hebräischen Alterthums und habilitirte sich 1847 als Privat[illegible] der hebräischen Archäologie an der dortigen Universität. Trotz tüchtiger [illegible] allgemein anerkannter litterarischer Leistungen gelang es ihm nicht, aus [illegible] Stellung in eine Professur aufzurücken. Er starb als Privatdocent am 23. [illegible] 1863. (Nach Mittheilung des Bibliothekars Dr. Reicke in Königsberg [illegible] R. Reusch, Unterhaltungen des literarischen Kränzchens in Königsberg I, [illegible] 1865, S. 31.) Ein Sohn des Verstorbenen, Dr. Louis S., ist gegenwärtig prof. extraord. der Mathematik zu Königsberg.

Saalschütz's Erstlingsarbeit handelte „Von der Form der hebräischen Poesie" 1825: ein Gegenstand, welchen er später (1853) einer nochmaligen ausführlicheren Bearbeitung unterzog in einer Schrift, betitelt: „Form und Geist der biblisch-hebräischen Poesie". Wie so manche vor ihm und nach ihm ließ sich S. durch die Aeußerungen bei Philo, Josephus und den Kirchenvätern dazu verleiten, bei den Hebräern ein den antiken Metren verwandtes rhythmisches Gesetz zu suchen. Wenn sein System sich als unhaltbar erwies, so darf er sich zahlreicher Leidensgenossen getrösten, da wir bis jetzt hinsichtlich dieser Frage noch zu sehr wenig sicheren Erkenntnissen gelangt sind. Allerdings sind Saalschütz's Aufstellungen von besonderer Willkür. Er erkannte als metrisch geschrieben Stücke: Psalmen, Hiob, Ex. 15, Dt. 32, Spr. 31, Jes. 5, Kl. Jer. — Den Psalmen schrieb er Metren von 3—6 Füßen zu, Hiob nannte er hexametrisch, in Ps. 119, Jes. 5, Spr. 31 wechseln hexametrische und pentametrische Verszeichen, Dt. 32 hat Hexameter von 16 Silben (!). Er fand in diesen Dichtungen auch jambische Verse und, wie er sich unklar ausdrückte, Verse mit altäischem und sapphischem Klange. Bei der Scandirung dieser Verse muß nun aber die massoretische Vocalisation und Accentuation d. h. also die einzige Ueberlieferung der Aussprache, welche wir haben, ganz aufgegeben werden und an ihre Stelle tritt die — polnisch-deutsche Aussprache (!!) des Hebräischen, als angeblich durch die Analogie des Arabischen unterstützte. Danach rhythmisch gemessene Musterbeispiele kann man auf S. 38 ff. des letztgenannten Buches finden, welche die schreiende Willkür dieses ganzen Systems vor Augen stellen, das mit Längen und Kürzen nach Belieben umspringt, Hexameter baut, aus denen man mit Leichtigkeit jambische oder trochäische Verse zurechtdrehen könnte, Vorschlagssilben nach Bedarf rechnet oder wegläßt. Entschuldigt wird dieser Wirrwarr mit dem „kühnen und leidenschaftlichen Charakter der hebräischen Dichtung, der nicht das enge Band sorgsam gemessener Verse vertrage", ohne daß doch der Verfasser die auf der Hand liegende Folgerung zöge, daß eben deshalb von einem quantitirenden Rhythmus nicht die Rede sein kann. — Im Zusammenhange mit diesen Studien stand: „Die Geschichte und Würdigung der Musik bei den Hebräern" 1829 (s. vollst. Titel bei Winer, Handbuch der theol. Lit. I, 145), deren Resultate der Verfasser in sein archäologisches Hauptwerk hineingearbeitet hat. Dieses, „Archäologie der Hebraeer", in zwei Theilen 1855—56 erschienen, geht im ersten Abschnitte aus von der körperlichen Bildung des Israeliten, beschreibt sodann Kleidung, Nahrung, Wohnung, um in einem zweiten Abschnitte sich über die Lebensweise, die Beschäftigungen (Viehzucht, Ackerbau, Handwerke ꝛc.), Handel, Schiffahrt zu verbreiten. Der dritte Abschnitt betrifft Religion, Cultus und Sittlichkeit, der

Künste, der fünfte Schrift, Litteratur im allgemeinen, der sechste die ein-
Wissenschaften, der siebente Geselligkeit, Mahlzeiten, Trauergebräuche,
und Maße, der achte Familie, Erbrecht, der neunte Städte, der zehnte
pflege, der elfte Feste, Priester, Aberglauben und der zwölfte politische
ltungen. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Disposition dürften vielleicht
gte Zweifel entstehen. Man wird aber für diesen Mangel entschädigt
einen außerordentlichen Reichthum an Stoff, welchen der Verfasser in
ndigen Studien gesammelt und besonders durch Heranziehung der jüdischen
ion, sowie auch reichhaltiger anderweiter Litteratur zur Aufhellung vieler
verwerthet hat, so daß, wenn auch vom Standpunkte neuerer historischer
aus gar Manches zurechtgestellt werden muß, doch das Buch auch jetzt
mmer als eine Fundgrube nutzbaren Materials zu Rathe gezogen zu
verdient (vgl. auch Diestel, Gesch. des Alten Testaments, S. 580). Wie
n Verfasser auch nach der Veröffentlichung dieses gründlichen Werkes die
gischen Fragen beschäftigten, zeigt die Abhandlung „Ueber Inhalt und
tion einer Archäologie der Hebräer" (in Zeitschrift der deutschen morgenl.
h. Bd. XIII (1859), S. 261—267), welche zum Theil eine oratio pro
insichtlich des von ihm im obengenannten Werke beobachteten Verfahrens
die aber nicht überall glücklich ist. Denn wenn z. B. der Verfasser
et, die Archäologie müsse wie die Bibel selbst vom Individuum aus-
so vergißt er, daß die Untersuchungen über Körperbeschaffenheit, Klei-
nichts Individuelles, sondern etwas Gemeinsames betreffen. Schwerlich dürfte
Beistimmung finden, wenn er die biblische Theologie mit in die Archäo-
einziehen will. — Außerdem gehören diesem Forschungsgebiete noch fol-
nzelne, jetzt veraltete Arbeiten Saalschütz's an: „Prüfung der vorzüg-
Ansichten von den Urim und Thummim" (Illgen's Zeitschrift f. histor.
Bd. III, 1824); „Forschungen auf dem Gebiete der hebräisch-ägyptischen
gie" 1838, 1849 (I. Zur Geschichte der Buchstabenschrift, II. Zur
Manetho's, III. Die manethonischen Hyksos). Zum Gegenstande der
ung I der genannten Schrift gehörte auch der Aufsatz: „Ueber die
phen-Entzifferung" (1851). — Das größte Verdienst hat sich aber S.
erworben, daß er die Arbeit von Joh. David Michaelis (1785) wieder
in seinem Werke: „Das mosaische Recht mit Berücksichtigung des
üdischen", 2 Thle., 1848 (die 2. Aufl. 1853 ist fast unverändert; vgl.
it.-Bl. 1854, Nr. 21, 22; Heidelb. Jahrb. 1854, Nr. 45, 46. Wir
aber nach der uns zugänglichen 1. Ausgabe). Das Ganze zerfällt in
uptheile: I. Das öffentliche Recht und II. Das Privatrecht. Bei jenem
der Verfasser im ersten Abschnitte mit der Darstellung der sogenannten
n Staatsverfassung: der Organismus des Volkslebens, die verfassungs-
Vertretung der Nation, die Beamtenschaft, das Rechtswesen, die Stellung
gs, des Priesterthums, der Propheten, die Fortpflanzung des Gesetzes
schildert. Ein zweiter Abschnitt beschreibt die Landesverwaltung, die
ältnisse, die Institutionen der Sabbath- und Jubeljahre, der Frei- und
e, den Schutz des Grundbesitzes, den Handel, die Handwerke, die Gesetze
ß und Gewicht, die Gesundheitspolizei, die Gesetze über Beschneidung,
gesetze u. a. Der dritte Abschnitt umfaßt die Cultusgesetze und Fest-
er vierte das Strafrecht, der fünfte die Proceßordnung, der sechste das
und Kriegsrecht. — Das Privatrecht beginnt mit dem Personenrecht,
n über zum Familienrecht und schließt mit dem Vermögensrechte. In
e ist fast ausschließlich das biblische Material verwendet, aber in den
haltigen Anmerkungen und Excursen ist in eingehendster Weise das
he Recht herangezogen und in der Ausnutzung dieses Stoffes liegt ein

bedeutender Fortschritt über Michaelis hinaus. Auch ist der Verfasser nach dieser Seite hin bis jetzt noch nicht übertroffen worden. Der erste Theil zieht zwar sehr viel archäologischen Stoff in die Darstellung hinein, so daß zur Behandlung des eigentlichen Rechtes der Verfasser erst mit S. 438 gelangt. Indessen dieses Zuviel läßt man sich bei dem Lehrreichen des Inhaltes gern gefallen. Mehr ins Gewicht fallen folgende Mängel: Erstens ein gewisser apologetischer Zug, der durch das Ganze geht, nach welchem der Verfasser sich beständig bemüht darzuthun, daß diese Gesetze so grade schön und gut gewesen seien oder nach welchem er die Mängel derselben der modernen Reflexion gegenüber zu beschönigen oder zu vertuschen sucht, vgl. z. B. S. 463, 484, 646—653 u. dgl. m. Auf diese Weise gewinnt das Ganze die Form eines Plaidoyers zu Gunsten der mosaischen Gesetzgebung, während doch eine gesunde historische Betrachtung davon ausgehen muß, die Dinge aus ihrer Zeit heraus zu würdigen. Zweitens fehlt es dem Verfasser an jeder historischen Kritik. Er ist überzeugt, daß Moses alle diese Gesetze gegeben habe und daß gleich nach der sinaitischen Promulgation das israelitische Volksleben danach geregelt sei. Davon, daß diese Gesetze den Endpunkt der historischen Entwicklung Israels bilden, kommt dem Verfasser auch nicht die leiseste Ahnung (vgl. Bd. I, S. XXVIII ff.). Infolge dessen kann er zu keinem Verständniß des legislatorischen Bildungsprocesses kommen. Das ganze Corpus iuris ist wie ein Stein vom Himmel gefallen und läßt aus sich das organisirte Volk Israel hervorgehen, während doch Gesetze vielmehr Erzeugnisse, beziehungsweise Versteinerungen der lebendigen Volkssitte sind, aus der sie hervorgingen. Doch sieht man davon ab, daß die Geltung dieses gesetzlichen Systemes in Altisrael lediglich eine Fiction ist, so kann man in Bezug auf das Verständniß desselben an sich in dem Verfasser einen trefflichen Berather finden. — Kleinere Arbeiten desselben Gebiets waren die Schriften: „Das Königthum vom israelitisch-biblischen Standpunkt" 1852 und „Der Geist der Versöhnlichkeit im biblischen Staatswesen und Königthum" 1853. Beim letzteren verräth schon der Titel die apologetische Tendenz: „Zur Geschichte der Unsterblichkeitslehre bei den Hebr." (Allgem. a. a. O. Bd. I, H. 3 u. 4). — Eben dahin gehört die in einem milden Geiste geschriebene Schrift: „Zur Versöhnung der Confessionen oder Judenthum und Christenthum in ihrem Streit und Einklang" 1844. — Speciell für die israelitische Gemeinde waren die Schriften bestimmt: „Repetitionsbüchlein der israelitischen Religions- und Sittenlehre" 1859 und „Das Gebetbuch der Synagoge" 1859.

C. Siegfried

Saar: Johann Jakob S., geboren um 1625 zu Nürnberg, trat mit 19 Jahren in niederländische Kriegsdienste und verbrachte 15 Jahre in militärischen Stellungen in Niederländisch-Indien, meist in Ceylon. Sein Tagebuch hatte er verloren und gab daher aus der Erinnerung mit Hülfe des Pfarrers Müller zu Nürnberg, seines Jugendfreundes, die Reisebeschreibung heraus, welche 1662 zu Nürnberg erschien. Sie trägt den Titel: „Ost-Indianische funfzehnjährige Kriegs-Dienste und wahrhafftige Beschreibung, was sich Zeit solcher funfzehen Jahr, von Anno Christi 1644 bis Anno Christi 1659 zur See und zu Land, in offentlichen Treffen, in Belägerungen, in Stürmen, in Eroberung Portugäsen und Heydenscher Plätze und Städte, in Marchirn, in Quartirn mit Ihm und andern Seinen Camerades begeben hab, am allermeisten auf der groffen und herrlichen Insel Ceilon." 1672 erschien sie zum zweiten Male und 1671 in holländischer Uebertragung. Wenn das Buch sich weiter verbreitet hat als manche andere seines Gleichen, so liegt der Grund mit in der langen in der 2. (Folio-) Ausgabe 34 Seiten einnehmenden Einleitung des Herausgebers, welche die Frage, ob es erlaubt sein solle, in fremde Kriegsdienste zu gehen, ob christliche Potentaten das Recht hätten, heidnische Völker zu bekriegen

unterwerfen u. dgl. mit einem großen Aufwande alter und neuer Citate handelt. Die Reisen und Erlebnisse Saar's zeichnen sich nicht vor denjenigen anderer Reisläufer dieses Zeitalters aus und ihre Erzählung würde einen kümmerlichen Eindruck machen, wenn nicht der Herausgeber die zeitgenössische Litteratur in ausgiebige Mitbenützung gezogen hätte. Wir begegnen langen Anführungen aus den Schriften Jürgen Andersen's, Mandelsloh's, Iversen's, Neuhof's, Olearius', van der Behr's. S. kommt als „Adelpursch" zu den niederländisch-indischen Truppen nach Bantam und Batavia, von wo er Expeditionen nach Engano und den Molukken (1646) mitmachte. 1647 wurde er nach Ceylon gesandt, von dessen Natur und Bevölkerung er, wesentlich mit Hülfe der Herport'schen Berichte, eine eingehende Schilderung entwirft, welche den größten Theil des Buches einnimmt. 1649 fuhr er mit der Geleitflotte nach Surate und Ormus, kehrte im darauffolgenden Jahre nach Ceylon zurück und fand Gelegenheit, die Kriegszüge der Holländer und Dänen gegen die Portugiesen mitzumachen. 1655 wurde er beim Sturm auf Colombo verwundet, war 1658 an der Einnahme von Jaffanapatam betheiligt, die ihm reiche Beute brachte. Anfang 1659 verließ S. den Dienst, berührte auf der Rückreise Palembang, Mauritius, das Cap der guten Hoffnung und kam im Juli 1660 in Middelburgh an. Vor dem Erscheinen der zweiten Ausgabe der Reisebeschreibung, also vor 1672, ist S. in Nürnberg gestorben.

Die Reisebeschreibung. — Beckmann, Litteratur II.

F. Ratzel.

Sabinus: Georg S., Philologe und neulateinischer Dichter, geboren am 23. April 1508 in Brandenburg, wo sein Vater Balthasar Schuler ein angesehener Bürger war. 1523 oder 1524 bezog er die Universität Wittenberg und genoß hier den Unterricht und die Freundschaft Melanchthon's, der ihn in sein Haus aufnahm und den er auf den Augsburger Reichstag von 1530 begleitete. In Wittenberg nahm er auch für seinen Familiennamen den Dichternamen Sabinus an. Eine innige Freundschaft verband ihn mit Joachim Camerarius, auch Eoban Hessus, Simon Lemnius u. A. standen ihm nahe und seit dem Augsburger Reichstage gelang es ihm, mannichfache Beziehungen zu Fürsten, geistlichen Würdenträgern und Hofleuten anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr aus Italien, wohin er sich 1533 begeben und wo er ebenfalls viele Beziehungen zu berühmten und einflußreichen Gelehrten und Dichtern einleitete — am wichtigsten war für ihn die Freundschaft mit Pietro Bembo — verlobte er sich mit Melanchthon's Tochter Anna und heirathete am 6. November 1536 die erst Vierzehnjährige. Die Ehe war keine glückliche. Es kam durch eine Reihe von unglücklichen Umständen zwischen den beiden Gatten zu Zerwürfnissen, die Melanchthon eine längere Zeit S. gegenüber tief verstimmten. Die größere Schuld bei diesem ehelichen Zwist wird S. zuzuschreiben sein, doch war auch Anna nicht frei von Schuld, und ob sich S. wirklich so weit hat hinreißen lassen, einen von ihm selbst angefertigten Liebesbrief unterzuschieben, um Anna der Untreue zeihen zu können, bleibt unsicher, da uns nur von der einen Partei die Zeugnisse vorliegen. Anna starb, wie vorgreifend gleich hier bemerkt sein möge, am 26. Februar 1547; S. heirathete im J. 1550 zum zweiten Male. — Von Joachim II. wurde S. 1538 als Professor der Beredsamkeit an die Universität Frankfurt a. O. berufen, wo er fünf Jahre lang mit Erfolg wirkte, bis ihn im J. 1544 Herzog Albrecht I. von Preußen als Rector an seine neugegründete freie Schule in Königsberg berief; und als unmittelbar darauf diese Schule in eine Universität verwandelt wurde, ging auch S. als Rector an dieselbe über. In Königsberg lebte S. in angesehener Stellung und in regem Verkehr mit Gönnern und Freunden, bis die seit der Berufung Osiander's (1549) an der Universität aus-

gebrochenen theologischen Streitigkeiten zu Zerwürfnissen unter den Lehrern der Universität führten und es infolgedessen auch zum Bruch zwischen dem Herzog und S. kam, wodurch dieser veranlaßt wurde, seine Stellung aufzugeben (Anfang 1555). Er ging wieder als Professor und kurfürstlicher Rath nach Frankfurt a. O. und übernahm mehrfach im Auftrage Joachim's II. ehrenvolle Gesandtschaften nach Polen und Italien. Aus Italien zurückgekehrt, starb er in Frankfurt am 2. December 1560.

Seine Thätigkeit als Philologe ist nicht von besonderer Bedeutung. Er veranstaltete eine werthlose Ausgabe von Cicero's Orator, die er seinen Vorlesungen zu Grunde legte. Von seinen Interpretationen römischer Dichter ist nur die Erklärung der Metamorphosen Ovid's gedruckt worden (zuerst 1554), und diesem Werk kann eine gewisse Bedeutung nicht abgestritten werden, da es uns einen Einblick in die Lehrmethode des Sabinus und die damals übliche Art der Interpretation überhaupt gestattet. S. bleibt keineswegs bei der Außenseite des Schriftstellers, der sprachlichen Erklärung, stehen, sondern er sucht in den Geist des Kunstwerks einzudringen und macht beständig auf den Plan des Dichters und einzelne poetische Schönheiten aufmerksam. Daneben sucht er die Interpretation auch in den Dienst der moralischen Unterweisung zu stellen, bei sehr vielen Fabeln wird am Schluß die Lehre formulirt, die sich aus der Erzählung ergibt und so die Betrachtung mit einer moralischen Nutzanwendung geschlossen. Verwandte Sagen werden zum Vergleich herangezogen, Deutungen zum Theil rationalistischer Art, versucht, und öfter kehren Anspielungen auf Ereignisse und Zustände der Zeit des Erklärers wieder. Und überall ist auf die Ausnützung des römischen Dichters für die poetische Production Rücksicht genommen; für einzelne Stellen wird geradezu auf die Gegenstände hingewiesen, bei deren dichterischer Behandlung sie einfach herübergenommen und verwendet werden könnten. — Eine Anzahl von Normen für die poetische Production stellte S. in seinem Büchlein „De carminibus ad veterum imitationem artificiose componendis praecepta bona et utilia“ (zuerst 1551) zusammen. Er warnt in diesem kleinen Abriß einer Poetik vor allzu hastigem Hinwerfen der Verse und mahnt zu ruhiger Ueberlegung und sorgfältigem Ausfeilen. Er bestimmt sodann diejenigen Wortarten und Wendungen, die in der Poesie zu vermeiden oder nur in gewissen Fällen und in bestimmten Umschreibungen anzuwenden seien, und es ist ein Zeichen seines guten Geschmacks, daß er dabei die damals so beliebte Mischung lateinischer und griechischer Worte im Verse entschieden verurtheilt. Ueber Epitheta und einzelne Figuren wird gehandelt, und in mehreren Capiteln sind metrische Bemerkungen zusammengestellt. Im ganzen kann man von dem Werkchen sagen, daß es die einschlagenden Fragen mit Einsicht und Geschmack behandelt. — Auch als Historiker hat sich S. versucht und als Anfang einer geplanten Geschichte Karl's V. eine Beschreibung der Wahl und Krönung Karl's veröffentlicht (1544); ihr folgte die Erzählung von der Berathung Maximilian's über einen Türkenkrieg (1551). Auch der brandenburgischen Geschichte wandte er sich zu und beabsichtigte, eine Geschichte der sämmtlichen Markgrafen zu schreiben, führte aber nur die Biographieen zweier früheren Markgrafen, des Hugo und Dietrich, aus (1552). Der wirkliche historische Werth dieser Werke ist gering; der Hauptnachdruck ruht auf den sorgfältig stilisirten Reden, die nach dem Vorbild der antiken Geschichtschreiber eingeflochten sind.

Weit mehr indessen als durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, zieht uns S. durch seine dichterische Thätigkeit an. Die hervorragendste Stelle unter seinen Gedichten nehmen die sechs Bücher Elegieen ein, und unter den Elegieen wieder kommt den Liebesgedichten die größte Bedeutung zu. Denn wenn ihnen auch die Stücke andern Inhalts an Zahl weit überlegen sind, so zeichnen sie sich

och dadurch aus, daß sie durchweg den Stempel des Erlebten tragen und von inem Hauche frisch individuellen Lebens angeweht sind, den wir bei den übrigen eist vergebens suchen. Wie bei Lotichius sind diese Gedichte nicht an die Ge-iebte selbst gerichtet, sondern der Dichter erzählt von seiner Liebe, und zwar ist e Anna Melanchthon, der seine Lieder gelten. Schön führt der Dichter die Geliebte vor, wie sie ihm bei seiner Abreise nach Italien mit züchtig gesenktem Haupte und schamhaft niedergeschlagenen Augen als Pfand der Liebe einen Kranz überreicht. Doch wird diese schlichte Art der Erzählung verhältnißmäßig selten angewendet, meist bedient sich der Dichter der mythologischen Motive der Anakreontik. So zeigt ihm Amor die Geliebte und sofort zieht die Liebe in sein Herz ein. In einer andern Elegie wird ganz ähnlich wie in einem von Opitz übersetzten Gedicht Ronsard's erzählt, wie Venus ihren Sohn zu dem Dichter bringt und ihn bittet, sein Lehrer zu sein. Doch nicht in der Heilkunde, noch in der Rechtsgelehrsamkeit soll er ihn unterweisen, sondern in die Dichtkunst ihn einführen. Aber der Knabe erträgt die Zügel des Lehrers nicht; aus seinem Köcher nimmt er einen Pfeil, legt ihn auf den Bogen und trifft damit die Brust des Dichters mit den Worten: „Melanchthon's Tochter wird diese Wunde heilen". Von Stund an ist sein Herz von Liebe zu Anna erfüllt; mit stürmischen Bitten beschwört er die Jungfrau, die Seine zu sein, und schließlich erhört sie ihn (III, 2). Der lange Brautstand veranlaßt ihn zu leidenschaftlichen Klagen, daß ihm die Geliebte nicht ganz zu Theil werde; da tritt Amor zu ihm und verheißt ihm baldige Erfüllung seiner Wünsche (III, 5).

Aehnliche Einkleidungen gebraucht S. auch sonst, um eigene Erlebnisse und Empfindungen auszudrücken. So erzählt er von seinem Entschluß, der Poesie den Abschied zu geben und sich der goldverheißenden Rechtsgelehrsamkeit zuzuwenden. Da naht sich ihm die Muse und gewinnt ihn wieder für die Dichtkunst, indem sie ihn auf die Vergänglichkeit der irdischen Güter und die Unsterblichkeit des Sängers hinweist (III, 3). In einem andern Gedicht tritt Germania zu ihm und fordert ihn auf, ihre Geschichte zu schreiben (V, 3). Auch die Berufung nach Königsberg und die Gründung des dortigen Gymnasiums wird dem im schattigen Walde sich ergehenden und dort süße Weisen anstimmenden Dichter durch den Götterboten Hermes angekündigt (III, 5). Selten wird bei ähnlichen Gegenständen von diesen mythologischen Einkleidungen abgesehen, so in einem Gedicht an Petrus Bembus, in welchem der Dichter sich über die rauhe und wilde Zeit beklagt, die seine Muse zum Schweigen bringt, und die Hoffnung auf bessere Tage ausspricht, in denen er wieder die Leier rühren kann (III, 9). — Versucht man sonst, die Elegieen nach ihrem Inhalt zu gruppiren, so haben wir zunächst eine Reihe von Lobgedichten an vornehme Gönner, durch die wie ein rother Faden sich der Gedanke hindurchzieht, daß es der Mühe werth sei, die Gunst des Sängers sich zu erwerben, da er es allein sei, der die Unsterblichkeit verleihe. Andere Gedichte sind erzählend: so werden entweder einige damals angeblich vorgefallene Schaudergeschichten berichtet (I, 3. IV, 4) oder der Dichter wendet sich größeren Ereignissen seiner Zeit zu; er schildert etwa die Rückkehr Joachim's II. aus dem Türkenkrieg oder Karl's V. Einzug in Augsburg (I, 2 und 7). An sinnfälliger Schilderung fehlt es nicht, doch ruht auch hier der Hauptnachdruck auf den Reden, die einzelnen Personen in den Mund gelegt sind. Werden in dem zuletzt erwähnten Gedicht die Thaten Karl's in den beiden ersten Kriegen mit Franz I. angeführt, so haben diese auch sonst S. Stoff für seine Dichtungen gewährt. In einer Ekloge hat er die Gefangennahme Franz's besungen und ganz ähnlich wie bei den oben angeführten Einkleidungen wird in einer der längsten Elegieen Roma eine Klage in den Mund gelegt über das Schicksal, das sie bei der Erstürmung durch die

gebrochenen theologischen Streitigkeiten zu Zerwürfnissen unter den Lehrern der Universität führten und es infolgedessen auch zum Bruch zwischen dem Herzog und S. kam, wodurch dieser veranlaßt wurde, seine Stellung aufzugeben (Anfang 1555). Er ging wieder als Professor und kurfürstlicher Rath nach Frankfurt a. O. und übernahm mehrfach im Auftrage Joachim's II. ehrenvolle Gesandtschaften nach Polen und Italien. Aus Italien zurückgekehrt, starb er in Frankfurt am 2. December 1560.

Seine Thätigkeit als Philologe ist nicht von besonderer Bedeutung. Er veranstaltete eine werthlose Ausgabe von Cicero's Orator, die er seinen Vorlesungen zu Grunde legte. Von seinen Interpretationen römischer Dichter ist nur die Erklärung der Metamorphosen Ovid's gedruckt worden (zuerst 1534), und diesem Werk kann eine gewisse Bedeutung nicht abgestritten werden, da es uns einen Einblick in die Lehrmethode des Sabinus und die damals übliche Art der Interpretation überhaupt gestattet. S. bleibt keineswegs bei der Außenseite des Schriftstellers, der sprachlichen Erklärung, stehen, sondern er sucht in den Geist des Kunstwerks einzudringen und macht beständig auf den Plan des Dichters und einzelne poetische Schönheiten aufmerksam. Daneben sucht er die Interpretation auch in den Dienst der moralischen Unterweisung zu stellen. Bei sehr vielen Fabeln wird am Schluß die Lehre formulirt, die sich aus der Erzählung ergibt und so die Betrachtung mit einer moralischen Nutzanwendung geschlossen. Verwandte Sagen werden zum Vergleich herangezogen, Deutungen, zum Theil rationalistischer Art, versucht, und öfter kehren Anspielungen auf Ereignisse und Zustände der Zeit des Erklärers wieder. Und überall ist auf die Ausnützung des römischen Dichters für die poetische Production Rücksicht genommen; für einzelne Stellen wird geradezu auf die Gegenstände hingewiesen, bei deren dichterischer Behandlung sie einfach herübergenommen und verwendet werden könnten. — Eine Anzahl von Normen für die poetische Production stellte S. in seinem Büchlein „De carminibus ad veterum imitationem artificiose componendis praecepta bona et utilia" (zuerst 1551) zusammen. Er warnt in diesem kleinen Abriß einer Poetik vor allzu hastigem Hinwerfen der Verse und mahnt zu ruhiger Ueberlegung und sorgfältigem Ausfeilen. Er bestimmt sodann diejenigen Wortarten und Wendungen, die in der Poesie zu vermeiden oder nur in gewissen Fällen und in bestimmten Umschreibungen anzuwenden seien, und es ist ein Zeichen seines guten Geschmacks, daß er dabei die damals so beliebte Mischung lateinischer und griechischer Worte im Verse entschieden verurtheilt. Ueber Epitheta und einzelne Figuren wird gehandelt, und in mehreren Capiteln sind metrische Bemerkungen zusammengestellt. Im ganzen kann man von dem Werkchen sagen, daß es die einschlagenden Fragen mit Einsicht und Geschmack behandelt. — Auch als Historiker hat sich S. versucht und als Anfang einer geplanten Geschichte Karl's V. eine Beschreibung der Wahl und Krönung Karl's veröffentlicht (1544); ihr folgte die Erzählung von der Berathung Maximilian's über einen Türkenkrieg (1551). Auch der brandenburgischen Geschichte wandte er sich zu und beabsichtigte, eine Geschichte der sämmtlichen Markgrafen zu schreiben, führte aber nur die Biographieen zweier früheren Markgrafen, des Hugo und Dietrich, aus (1552). Der wirkliche historische Werth dieser Werke ist gering; der Hauptnachdruck ruht auf den sorgfältig stilisirten Reden, die nach dem Vorbild der antiken Geschichtschreiber eingeflochten sind.

Weit mehr indessen als durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, zieht uns S. durch seine dichterische Thätigkeit an. Die hervorragendste Stelle unter seinen Gedichten nehmen die sechs Bücher Elegieen ein, und unter den Elegieen wieder kommt den Liebesgedichten die größte Bedeutung zu. Denn wenn ihnen auch die Stücke andern Inhalts an Zahl weit überlegen sind, so zeichnen sie sich

doch dadurch aus, daß sie durchweg den Stempel des Erlebten tragen und von einem Hauche frisch individuellen Lebens angeweht sind, den wir bei den übrigen meist vergebens suchen. Wie bei Lotichius sind diese Gedichte nicht an die Geliebte selbst gerichtet, sondern der Dichter erzählt von seiner Liebe, und zwar ist es Anna Melanchthon, der seine Lieder gelten. Schön führt der Dichter die Geliebte vor, wie sie ihm bei seiner Abreise nach Italien mit züchtig gesenktem Haupte und schamhaft niedergeschlagenen Augen als Pfand der Liebe einen Kranz überreicht. Doch wird diese schlichte Art der Erzählung verhältnißmäßig selten angewendet, meist bedient sich der Dichter der mythologischen Motive der Anakreontik. So zeigt ihm Amor die Geliebte und sofort zieht die Liebe in sein Herz ein. In einer andern Elegie wird ganz ähnlich wie in einem von Opitz übersetzten Gedicht Ronsard's erzählt, wie Venus ihren Sohn zu dem Dichter bringt und ihn bittet, sein Lehrer zu sein. Doch nicht in der Heilkunde, noch in der Rechtsgelehrsamkeit soll er ihn unterweisen, sondern in die Dichtkunst ihn einführen. Aber der Knabe erträgt die Zügel des Lehrers nicht; aus seinem Köcher nimmt er einen Pfeil, legt ihn auf den Bogen und trifft damit die Brust des Dichters mit den Worten: „Melanchthon's Tochter wird diese Wunde heilen". Von Stund an ist sein Herz von Liebe zu Anna erfüllt; mit stürmischen Bitten beschwört er die Jungfrau, die Seine zu sein, und schließlich erhört sie ihn (III, 2). Der lange Brautstand veranlaßt ihn zu leidenschaftlichen Klagen, daß ihm die Geliebte nicht ganz zu Theil werde; da tritt Amor zu ihm und verheißt ihm baldige Erfüllung seiner Wünsche (III, 5).

Aehnliche Einkleidungen gebraucht S. auch sonst, um eigene Erlebnisse und Empfindungen auszudrücken. So erzählt er von seinem Entschluß, der Poesie den Abschied zu geben und sich der goldverheißenden Rechtsgelehrsamkeit zuzuwenden. Da naht sich ihm die Muse und gewinnt ihn wieder für die Dichtkunst, indem sie ihn auf die Vergänglichkeit der irdischen Güter und die Unsterblichkeit des Sängers hinweist (III, 3). In einem andern Gedicht tritt Germania zu ihm und fordert ihn auf, ihre Geschichte zu schreiben (V, 3). Auch die Berufung nach Königsberg und die Gründung des dortigen Gymnasiums wird dem im schattigen Walde sich ergehenden und dort süße Weisen anstimmenden Dichter durch den Götterboten Hermes angekündigt (III, 5). Selten wird bei ähnlichen Gegenständen von diesen mythologischen Einkleidungen abgesehen, so in einem Gedicht an Petrus Bembus, in welchem der Dichter sich über die rauhe und wilde Zeit beklagt, die seine Muse zum Schweigen bringt, und die Hoffnung auf bessere Tage ausspricht, in denen er wieder die Leier rühren kann (III, 9). — Versucht man sonst, die Elegieen nach ihrem Inhalt zu gruppiren, so haben wir zunächst eine Reihe von Lobgedichten an vornehme Gönner, durch die wie ein rother Faden sich der Gedanke hindurchzieht, daß es der Mühe werth sei, die Gunst des Sängers sich zu erwerben, da er es allein sei, der die Unsterblichkeit verleihe. Andere Gedichte sind erzählend: so werden entweder einige damals angeblich vorgefallene Schaudergeschichten berichtet (I, 3. IV, 4) oder der Dichter wendet sich größeren Ereignissen seiner Zeit zu; er schildert etwa die Rückkehr Joachim's II. aus dem Türkenkrieg oder Karl's V. Einzug in Augsburg (I, 2 und 7). An sinnfälliger Schilderung fehlt es nicht, doch ruht auch hier der Hauptnachdruck auf den Reden, die einzelnen Personen in den Mund gelegt sind. Werden in dem zuletzt erwähnten Gedicht die Thaten Karl's in den beiden ersten Kriegen mit Franz I. angeführt, so haben diese auch sonst S. Stoff für seine Dichtungen gewährt. In einer Ekloge hat er die Gefangennahme Franz's besungen und ganz ähnlich wie bei den oben angeführten Einkleidungen wird in einer der längsten Elegieen Roma eine Klage in den Mund gelegt über das Schicksal, das sie bei der Erstürmung durch die

Kaiserlichen getroffen; dabei wird diese Eroberung in ihren Einzelheiten erzähl (V, 1). — Auch das so vielfach von den neulateinischen Dichtern behandelt Thema, die Türkengefahr, kehrt bei S. immer wieder. In einer Heroide klag Germania dem Kaiser Ferdinand, daß sie von inneren Zwistigkeiten gequält, vo äußeren Feinden bedrängt wird, und sie fordert ihn auf, sich an die Spitze d Deutschen zu stellen und die Türken zu bekriegen, die Gott in seine Hand geb werde (I, 4). Und auch der Dichter selbst redet Germanien an; er hält ih seine jetzige Schwäche im Vergleich zu seiner früheren kriegerischen Tüchtigkei vor und fordert es auf, jetzt seine Kraft zu zeigen, den Türken die geraubte Städte wieder zu entreißen und das Reich zu beschützen (III, 12). Es ist b dieser Gesinnung natürlich, daß der brandenburgische Dichter Joachim's II. Türken zug mit dem wärmsten Antheil begleitete. Daß er von Joachim's Rückke erzählte, ist schon berichtet. Aber auch bei seiner Abreise zum Türkenkrieg ha S. seinem Fürsten mehrere glückwünschende und siegverheißende Gedichte gewidme und ihn als einen der wenigen Deutschen gefeiert, in deren Brust die alte Tüch tigkeit noch nicht erloschen sei (IV, 1 und 2). Und als später der Geschicht schreiber Paul Jovius den Joachim allein für den unglücklichen Ausgang de Türkenkrieges verantwortlich machte, suchte S. nicht allein in einem längeren Schreiben an Sleidan den Historiker von der Unrichtigkeit dieser Behauptung z überzeugen, sondern er schrieb auch die Elegie: „An die Nachwelt", in welcher er Joachim gegen die Vorwürfe des Jovius in Schutz nahm. — Das ganze zweite Buch der Elegieen nimmt das Reisegedicht ein, in welchem S. seine Reise nach Italien schildert. Sehenswürdigkeiten, Erlebnisse und denkwürdige Be gebenheiten seiner Reise werden nach einander aufgezählt und beschrieben, meis ohne höheren Schwung; doch findet sich hier die bereits erwähnte Abschieds scene, und für die großen Eindrücke des Hochgebirges ist der Dichter nicht unempfänglich geblieben und hat dieselben in angemessenen Worten wieder gegeben.

Außer den Elegieen hat S. noch ein Buch Hendecasyllaben, zwei Bücher, in denen die deutschen Kaiser und ihre Thaten geschildert werden, zwei Ekloge ein längeres Gelegenheitsgedicht und ein Buch Epigramme verfaßt. Die beiden Bücher handeln jeden Kaiser von Karl d. Gr. bis herunter auf König Ferdinand kurz und trocken in Distichen ab; es ist kalte und nüchterne Schulpoesie. Das Gleiche kann man von dem Gratulationsgedicht zur Hochzeit des Königs Sigis mund von Polen sagen, wo nach einer in der neulateinischen Dichtung häufig wiederkehrenden Einleitung die einzelnen polnischen Könige vor Sigismund ebenso summarisch abgethan werden, wie die deutschen Kaiser. Die Epigramme enthalten neben Grabschriften und Sinnsprüchen auf Bilder kleine schwankartige Erzählungen, theils ohne ein fabula docet, theils mit bestimmt ausgesprochener Tendenz, die sich etwa gegen die Astrologen oder die Zwietracht der Fürsten richtet. Andere Epigramme wenden sich gegen schmeichelnde Poeten, Aufschneider, Wucherer, Gecken und Neider; einzelne Epigramme geißeln die Trägheit und Unwissenheit der Mönche. Auch Wortwitze finden sich, so wenn z. B. von einem gewissen Urban gesprochen wird, der aber beim Trinken immer sehr inurban wird. Gegen einen Verkleinerer Hussens wendet sich ein Epigramm, und schön wird von Huß gesagt, daß lebendiges Feuer seinen Geist durchglüht habe. Der auch von Stigel, Gigas und anderen zum Wittenberger Kreise gehörenden Poeten in Epigrammen angegriffenen Franzosen Stephan Dolet schont auch S. nicht dagegen rühmt er überschwenglich die Poesieen seiner Schüler und Freunde An dreas Müncer und Johann Bocer.

Die Ausgaben der Schriften des Sabinus und die früheren Arbeiten über ihn verzeichnet die sorgfältige Arbeit von Max Töppen: Die Gründung

der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rectors Georg Sabinus. Königsberg 1844. Ferner kann verglichen werden der Aufsatz: Anna Sabinus, in dem Buch von Muther: Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben des Zeitalters der Reformation. Erlangen 1866, in welchem der Verfasser jedoch zu stark gegen Sabinus Partei nimmt. Vgl. auch noch Erich Schmidt, Archiv für Litteraturgeschichte XI, 320 f.

Georg Ellinger.

Sacco: Johanna S. geb. Richard, Schauspielerin, debütirte als junges Mädchen zusammen mit Brockmann am 5. April 1771 bei der Ackermann'schen Gesellschaft in Hamburg. Sie theilte mit ihrem Partner das Mißgeschick, wenig zu gefallen. Man warf ihr Geziertheit vor. Nur F. L. Schröder erkannte ihr Talent und bildete es aus. Doch verließ sie bereits am 18. Juli desselben Jahres wieder die Ackermann'sche Bühne, um sich mit dem italienischen Balletmeister Sacco, der sie auf der Durchreise von Kopenhagen in seine Heimath kennen gelernt hatte, zu verheirathen. Im Juli 1773 kehrte das Ehepaar zu Ackermann zurück. Der Mann, als Lehrer bedeutender denn als Tänzer, tüchtiger Schüler Galeotti's, unterrichtete die Schwestern Ackermann, welche sowie ihr Stiefbruder Schröder in vielen seiner Ballette auftraten. Für Dorothea Ackermann soll er auch menschlich geschwärmt haben. Ihn selbst quälte heftige Eifersucht, welche in seinen Balletten ebenso wie in seinem Leben Hauptantriebsfeder der Handlungen war. Frau S. setzte sich allmählich auch beim Publicum in Gunst, aber ihr Aufenthalt in Hamburg dauerte wiederum nicht länger, als ein Jahr. Ihre eigentliche künstlerische Heimath fand sie im Wiener Burgtheater, wo sie am 10. Juni 1776 als Beaumarchais' Eugenie sehr glücklich debütirte. Sie wurde mit einer Gage von 1600 fl., ihr unbeschäftigter Mann mit einem Gnadengehalte von 365 fl. bedacht. Sie wirkte dort im Fach der jugendlichen Sentimentalen bis zum November 1793. Dann ließ sie sich pensioniren, weil sie nicht ins Muttersach übertreten wollte. Sie widmete sich der Erziehung ihrer heranwachsenden Tochter und starb 1802 zu Mödling bei Wien. Nach ihrem ersten Auftreten in Wien feierte sie der Gothaische Theateralmanach als die vertraute Tochter der Natur, die Schwester der Grazien. Nach dem Urtheil der Zeitgenossen hatte sie eine schöne, ansehnliche Gestalt und ein nicht sehr starkes, aber bestrickendes und vielgestaltiges Organ. Ihrem Spiel wird von einer Seite nachgerühmt, daß es das Ideal einer edlen Wahrheit erreichte, von einer anderen Seite wird ihr Wahrheit nur dort zugestanden, wo sie kokettiren durfte. In heroischen Rollen schätzte man sie höher, als in sanften und heiteren.

F. L. W. Meyer, Friedr. Ludw. Schröder I, 219, 224, 262, 356. — Denkwürdigkeiten des Friedr. Ludw. Schmidt I, 252. — Heinrich Laube, Das Burgtheater, S. 24, 61, 64. — Wlassak, Chronik des k. k. Hofburgtheaters, Wien 1876, S. 35, 72.

Paul Schlenther.

Sacer: Georg Wilhelm S., deutscher Dichter und Rechtsgelehrter, wurde als der Sohn des Oberbürgermeisters Andreas S. zu Naumburg am 1. Juli 1635 geboren. Er genoß zu Hause und sodann in der unter Leitung des Rector Saltzmann stehenden „schola patria" bis zum Jahre 1649 den ersten Unterricht, besuchte hierauf die nahe bei seiner Vaterstadt gelegene kurfürstliche Landesschule zu Pforta und bezog 1653 die Universität zu Jena, wo er sich auch vier Jahre dem Studium der Philosophie und Jura widmete. Im Besitze, 1657 zur weiteren Ausbildung die Hochschule zu Frankfurt a. O. aufzusuchen, lernte er auf der Reise in Berlin den durch seine zahlreichen Widmungsgedichte in den damaligen poetischen Kreisen sehr bekannten kurbrandenburgischen

Kammergerichtsrath Gabriel Luther kennen, der ihn als seinen Nachfolger die Stelle eines Secretärs beim Director der Kriegskanzlei Claus v. Platen pfahl. Nach zweijährigem Dienste begann er ein, wie es scheint, mehr Wander- als Lerntriebe beeinflußtes Leben, und besuchte, meistens als Le reicher Zöglinge mit diesen die hervorragendsten Hochschulen Deutschlands, Greifswald, Halle, Kiel u. s. w., lernte dabei die bedeutendsten Städte Vaterlandes, später auch Holland und Dänemark kennen. In Kiel erwar 1667 den Grad und Titel eines Doctor juris, nachdem er vorher anderthalb J hindurch Kriegsdienste als Regimentssecretär und Fähnrich in Hamburg gel hatte. Schon im J. 1660 war er von Rist in den Elbschwanenorden genommen, wo er den Dichternamen Hierophilus führte, 1663 durch Vermitt eines kunstbegeisterten Gönners vom Kaiser zum Dichter gekrönt worden. J. 1670 ließ er sich, zunächst nur vorübergehend in Braunschweig nieder, gründete dort bald einen eigenen Hausstand und wirkte daselbst seit 1683 Kammer- und Amtsadvocat, seit 1690 als Kammerconsulent in treuer Pf erfüllung bis zu seinem am 8. September 1699 erfolgten Tode.

S. kann mit seinem bewegten Leben, der merkwürdigen Vermischung abenteuerlichem Thatendrang, Lern- und Wanderlust, frischer Weltlichkeit und f religiöser — allerdings von Anfechtungen nicht freier — Gesinnung, als typi Bild einer Reihe gleicher Existenzen aus der Zeit des „großen Krieges" nachher gelten. Die schweren Zeiten, in denen das äußere und das innere L den bedenklichsten Schwankungen ausgesetzt war, erzeugten auch in den Gemüt im Wollen und Handeln eine Unsicherheit, bei der der Charakter meist ungefährdet davon kam, schärften aber anderseits die Sinne und führten selb kleinen Verhältnissen lebenden Persönlichkeiten eine Fülle von Welt- und Mens kenntniß zu, die den späteren Generationen wieder abging. Auch S. reift solchen Verhältnissen heran und der geschärfte praktische Sinn, eine frische jectivität in der Beurtheilung sonst kritiklos bewunderter Autoritäten machen bei ihm schon früh geltend. Zuerst in seinen, im wesentlichen auf dem St punkte der Renaissancepoetik stehenden „Nützlichen Erinnerungen wegen Deutschen Poeterey" (Alten Stettin 1661), die zwar „meistentheils aus Opitzens, Herrn Harßdörffers, Herrn Ristens, Herrn Tschernings, Herrn Sch und anderer vornehmer Poeten Anmerckungen erwachsen" sind, aber oft g selbständiges Urtheil und frische Polemik enthalten. S. ist einer der ersten gegen die allzu häufige Verwendung der Diminutiva im Reime, durch die vius (s. A. D. B. XXVI, 268) so berüchtigt war, auftrat, und mit dem sc bar entschuldigenden Gemeinplatz „quandoque bonus dormitat Homerus" h er auch Dichter wie Opitz, Rist, den „sonst netten Poeten Fleming", beso aber das allerdings beliebte Object aller litterarischen Satire jener Zesen, wegen ihrer „Fehlgriffe" durch. Die Polemik gegen den „Schustergeist regierten Hans Sachs", den Purismus u. s. w., die scho seinen „Nützlichen Erinnerungen" durch ihre Schärfe auffällt, erhebt sich der anonym erschienenen, aber aus inneren und äußeren Gründen zwei S. zugehörigen Schrift „Reime dich, oder ich fresse dich . . . . von Hartu Reinholden" (Nordhausen 1673) zu einer geradezu meisterhaften Höhe der S und wol kaum ein zweites Werk aus dem siebzehnten Jahrhundert verrät viel Geist, Schlagkraft, souveränen Humor und ein fast modernes, ästheti Empfinden, wie diese in ihrer Composition allerdings sehr formlose Satire. der Begünstigung erlebter Dichtung gegenüber der unwahren, innerlich h Gelegenheits-, Conversations- und banausischen Poesie seiner Zeit repräsent einen ganz isolirten, damals neuen und bedeutenden Standpunkt. Die Sp dieser Schrift, welche, wenn auch nicht direct, in manchen Punkten auf

che Muſter zurückgeführt werden könnte, ſchöpft auch aus dem reichlich
den Quell eines J. B. Schupp u. a., iſt aber in ihren kräftigen und
n Wirkungen manchmal den Originalen überlegen.
S. dankt aber ſeinen Namen bei den Zeitgenoſſen und bei der Nachwelt
dieſen Leiſtungen, noch ſeinen Trauerreden, oder juriſtiſchen Arbeiten, auch
ſeinen ja ganz unbekannt gebliebenen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen
arous, Letzte Worte des ſterbenden Seneca. Budiſſin 1666) und Lateiniſchen
s' Rede von der Läſterung), ſondern ſeinen geiſtlichen Liedern, die er
nd ſeines ganzen bewegten Lebens gedichtet, die aber in ihrem poetiſchen
e ſelbſt von Kennern überſchätzt wurden. Ihnen fehlt die zarte Innigkeit
efühls, durch die ſich die geiſtliche Lyrik vieler mitſtrebender Zeitgenoſſen
hnet, und die etwas forcirte Kraft, die ſich ſchon in der, in jugendlichem
anonym herausgegebenen Sammlung „Der bluttriefende, ſiegende und
hierende Jeſus“ (1661) äußert, artet oft in Lohenſteiniſche Rohheit aus.
s Lieder erſchienen ſpäter von ſeinem Schwiegerſohne, dem Generalſuper-
enten Nitſch in Gotha, geſammelt unter dem Titel: „Herrn G. W. Sacer's
he liebliche Lieder auf die vornehmſten Feſttage, Paſſion und andere Fälle
chtet zum Dienſt der Liebhaber des Worts Gottes“. Gotha 1714. Unter
n dieſer Sammlung enthaltenen 65 Liedern, die der Herausgeber über-
glich zu denen rechnet, „in welchen Chriſtus ganz und gar lebet und
noch die Lüftlein des heiligen Geiſtes nicht wenig zu ſpüren und anzu-
“, entſprachen die wenigſten dieſer Charakteriſtik, aber einzelne, namentlich
ſſionslieder, ſind von einer das Gemüth tief ergreifenden Gewalt. Eines
ſten „Durch Trauern und durch Plagen“ iſt ihm allerdings von Zeit-
n abgeſprochen worden. Die letzte Zeit ſeines Lebens ſcheint durch Milde,
Hingabe an den Beruf und einen gottergebenen Wandel verklärt geweſen
. „Seine Name hieß Sacer“, heißt es von ihm „und die Sacra, ob
ch ein Juriſt, waren größtentheils der Gegenſtand ſeiner Bemühungen“.
Gottofr. Guil. Saceri memoria auctore Joanne Arn. Ballenſtädt.
nſtedt 1745.

Max v. Waldberg.

Sachs: Hans S., der bedeutendſte Dichter des Reformationszeitalters. Sein
iſt ſehr einfach verlaufen und daher für ſeine Dichtungen beinahe ohne
ß geweſen.
S. war faſt auf den Tag elf Jahre jünger als Luther. Er wurde am
ember 1494 in Nürnberg geboren und blieb das einzige Kind des Bürgers
chneidermeiſters Jorg Sachs, der ein Eingewanderter in der Stadt war,
iner Frau Chriſtina, die ihn als Wittwe des Hans Prunner, wahrſchein-
ch eines Schneiders, Anfang der neunziger Jahre geheirathet hatte. Von
eſt, die gerade zur Zeit von unſeres S. Geburt in Nürnberg wüthete, blieb
ugeborene ganz verſchont, obgleich beide Eltern von ihr heimgeſucht wurden.
erhältniſſe des Vaters waren gleich denen der meiſten Handwerksmeiſter
reichen Handelsſtadt auskömmlich. Wie es bei allen Bürgern Brauch
ſchickte er ſeinen Sohn in die Lateinſchule (nicht gleichzuachten unſerem
ſium), und zwar Oſtern 1501. Aus der Schulzeit wiſſen wir nur, daß
hr Ende 1503 den kleinen Hans „das heiße Fieber“ längere Zeit am Beſuche
hule hinderte. Von den ſogenannten höheren Kenntniſſen, die er ſich dort
rte, mag er vieles, ja alles, alſo auch Lateiniſch und Griechiſch wieder
n haben, — ſein eigenes Geſtändniß wird durch mancherlei Beweiſe beſtä-
- doch war der Nutzen des Unterrichts für die Regſamkeit ſeines Geiſtes
verloren; er behielt ſie zeitlebens, und ſie zeigte ſich in einem unermüd-
Wiſſenstriebe.

In seinem fünfzehnten Jahre, 1509, kam S. bei einem Nürnberger S
macher in die Lehre. Während der zwei Jahre dauernden Lehrzeit unterri
ihn der Weber und Meistersänger Leonhard Nunnenbeck in seiner Kunst, so
er auf der Wanderschaft gern die Stätten aufsuchte, wo die Meister des Ges
pflegten. Sein Weg führte ihn über Regensburg, Passau nach Braunau
Inn und den in der Nähe gelegenen Orten Oetting (nicht Oettingen),
hausen an der Salzach und Ried, wo er bis 1513 sich aufhielt. Dann gi
weiter nach Wels, Salzburg und dem nahen reichen Hall (Reichenhall).
die Orte nennt er selbst, in allen wird er als Gesell gearbeitet haben.
finden wir ihn in München und Landshut. Später wendete er sich nach No
Würzburg, Frankfurt a. M., wo er bestimmt im J. 1516 war, nach Ko
Köln und Aachen. Es ist erklärlich, daß der strenge Katholik auch einmal
geweihten Orte sehen wollte.

In Innsbruck dagegen und in Lübeck ist S. nie gewesen. Wenn
einzelnen Stellen seiner Gedichte sagt, er habe diese Städte besucht, so i
nichts weiter als dichterische Freiheit, die dadurch eindringlich wirken will,
der Verfasser gleichsam Augen- und Ohrenzeuge der Begebenheiten gewese
die er dahin verlegt. Auch aus den in Fischart's Dichtungen verstreuten
deutungen hat man mit Unrecht große Reisen herausconstruirt. Man übe
nur den Weg von H. Sachsens Gesellenzeit, den er uns selbst in seinem „Ve
(Nürnb. Ausg. V, 3, 413b bis 414d) beschreibt und den ich darnach vorh
gegeben habe: die Orte liegen alle verhältnißmäßig nahe bei einander; die
genannten Städte jedoch, Innsbruck und Lübeck, liegen weit von denen ent
die er namentlich aufführt. Daß S. sie aber etwa in dieser seiner Lebe
schreibung in die Worte: „Fünf jar ich wandern dett in diese (die wirklich
geführten) vnd in andre stett" eingeschlossen haben sollte, ist deshalb nicht
scheinlich, weil er nach ausdrücklicher Nennung von Burghausen und O
kaum die gleichgültige Abschlußformel „und andre" gebraucht haben würd
die Stadt, in der sein geliebter Kaiser Maximilian oftmals Hof gehalten
oder für die Handelsstadt, auf der noch der Glanz der alten Hansaherrl
leuchtete. Wollte man anderseits den Dichter wegen jedes Ausdruckes
Worte nehmen, dann müßte S. England und Frankreich vorher besucht h
ehe er nach Salzburg kam; denn in seinem „Lobspruche der stat Salzpurg"
er: „ich zog auch hin in Engelant, der gleich in Franckreich an vertries
Leon (Lyon) vnd auch gen Paris". Nach Rom lassen ihn auch manche
graphen wallfahrten, und das gibt ihnen natürlich Gelegenheit, Luther's L
in der Hauptstadt des Papstes und die Wandlung seiner Denkweise an
Stätte in Vergleich zu ziehen. Klingt alles recht schön, ist trotzdem aber
minder willkürlich, als die Annahme, S. habe von seinem Handwerke ge
sei Weidmann des Kaisers oder gar Landsknecht geworden, habe Buchdr
gelernt oder später einen Kramladen in einer der Vorstädte Nürnbergs geh
Alle darauf bezüglichen Stellen in den Gedichten erklären sich durch die
kleidung, die S. mit sicherem Blicke wählte, von selbst und sind einem pha
vollen Dichter recht wohl zuzutrauen. Kurz, S. hatte von seinem Vate
einen großen Theil des Südens gesehen, die Schneehäupter der Alpen begrüß
die reichsten und blühendsten Lande damaliger Zeit besucht, die der Vater
durchfließt. Bei seiner klaren Auffassungsgabe hatte er einen großen Scha
Kenntnissen und Lebenserfahrungen in sich aufgenommen. Gegen Ende
kehrte er in die Heimath zurück, wo er gleich im nächsten Jahre den
umgeben von den Kurfürsten, Herzogen und Markgrafen des Reiches Hof
sah. Nur auf kurzen Reisen hat er seine Vaterstadt wieder verlassen. Un
unternahm er nach den Bedürfnissen seines Gewerbes, z. B. auf die M

Frankfurt a. M., oder um für die Singschulen zu wirken, z. B. nach Landshut. Sonst bot Nürnberg, die handelsgewaltige, sich bürgerlich regierende freie Reichsstadt, in ihren Mauern ihm Anregung genug. Sie war so reich an geistigen Kräften, sie sah und hörte, wie Luther sagt, alles, was in andere Gegenden erst später oder gar nicht zu dringen vermochte, daß S. gewiß gar kein Verlangen mehr trug, andere Orte zu sehen.

Vor der Hand galt es, sich daheim eine bürgerliche Stellung zu gewinnen. Nachdem er sein Meisterstück gemacht hatte, wurde er in die Zunft der Schuhmachermeister aufgenommen. Aufs lebhafteste aber betheiligte er sich an den Uebungen der Meistersänger, in deren Kunst er es auch bis zum Meister gebracht hatte gewiß zur großen Freude seines früheren Lehrers: er dichtete ein Bar „In Hans Saxen silberweis". Dem Hans S. war es zu danken, daß die Freude an dem Gesange in Nürnberg wieder erstarkte; denn es scheint, als wenn die Singschule zur Zeit, da S. heimkehrte, sehr im Niedergang begriffen gewesen wäre. Schon 1513 war ihm ein selbständiges Lied gelungen, die Silberweise hatte er in Braunau, den güldenen Ton in Ried erfunden. Aber noch am 1. Mai 1514 benutzte er für seinen ersten Meistergesang eine ältere Weise, genannt des Marners langer Ton, und behielt ihn auch in den nächsten Liedern bei. Bald indessen versuchte er sich an Spruchgedichten, in denen er Größeres leisten sollte, als in den Meistergesängen, und mit denen er auf eine zahlreichere Hörerschaft wirkte, als nur auf den beschränkten Kreis, der Sonntags sich in der Predigerkirche, der Frauenkirche oder im Spital in der Singschule zusammenfand. Die Verdeutschung des Decameron, deren Titel im Augsburger Drucke von 1490 mit den Worten „Cento nouelle" beginnt, war ihm auf der Wanderschaft in die Hände gekommen, ihr entnahm er den Stoff zu seinem ersten spruchweis zugerichteten Gedichte: Der ermördt Lorenz (mit dem Anfange „In cento nouella ich las"). Wo er es vollendet hat, ist ungewiß, wahrscheinlich noch in München, wo auch das „Gloria patri" im langen Marner entstanden war. Der reiche Schatz von Erzählungen in dem Buche des Boccaccio zog ihn lebhaft an: noch in demselben J. 1515 und während seines Aufenthaltes in Frankfurt a. M. kam er auch in Meistergesängen darauf zurück. Der Inhalt gerade dieser Dichtungen war freilich bis dahin ein streng religiöser gewesen. S. erweiterte also den Stoffkreis in der Weise, daß er weltliche Gegenstände in den alten Formen behandelte. Zwar nicht, als ob er von dem Leichtfertigen, Schlüpfrigen seiner Quelle angezogen worden wäre, nein, sein Dichten blieb wie sein Streben ernst, seine Theilnahme erregte nur die Schürzung des Knotens oder die durchbrechende Gewalt der Leidenschaft und reizte ihn zur Nachdichtung in seiner Weise „ohn alle unzucht". Die bürgerliche Nutzanwendung, die der Dichter von der ersten Erzählung macht, klingt fast in allen seinen Dichtungen aus damaliger Zeit wieder. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir aus der wiederholten Mahnung fremde Liebe zu meiden schließen, daß er selbst bittere Erfahrungen durchgemacht, schlimme Anfechtungen über vermöge seines wachsamen Gewissens überwunden hatte. Auch in dem (2.) Fastnachtspiele, das Hofgesind der Venus, das er kurz nach seiner Heimkehr, im Februar 1517 schuf, begegnen wir jenem Gedanken: der getreue Eckart tritt auf als Warner vor der Liebe Pfeilen, die einzige Rettung vor ihr ist eilige Flucht wie vor der grausen Charybdis.

Zu Hause ließ es sich aber S. angelegen sein, zu sammeln und zu ordnen, was auf der Wanderschaft ihn bewegt hatte. Noch ist eine von ihm Mitte 1517 begonnene Sammlung von Meistergesängen vorhanden: denen älterer Meister schloß er die seinigen an. Treulich arbeitete er an seiner Vervollkommnung; schon das nächste Fastnachtspiel von 1518: Von der Eygenschafft der Lieb zeigt insofern einen Fortschritt, als darin die Reimbrechung durchaus angewendet ist.

Im J. 1519 gründete er einen eigenen Herd. Am Aegidientage, am 1. September, verheirathete er sich mit der siebzehnjährigen Kunigunde Creutzerin. Sie war die einzige hinterlassene Tochter des Peter Creutzer und seiner Ehewirthin Kunigunde, die am Berg in Wendelstein gewohnt hatten, einem südlich von Nürnberg gelegenen Flecken. Die Hochzeit wurde nach damaliger Sitte über eine Woche lang gefeiert; denn befand sich schon S. von seiner Eltern Seite her in behaglichen Verhältnissen, so waren die der Braut gewiß noch besser. Die Ehe bestand nahezu 41 Jahre und war eine sehr glückliche, wenn auch S. die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Hochzeitstages, gewiß ein feines Lächeln auf dem beredten Munde, mit dem Spruche feierte: Ein liebzanck (4, 322), den er in dankbarer Erinnerung mit den Worten schließt: „Das vnser lieb grün, blüe vnd wachs in zucht vnd eren, wünscht Hans Sachs". Wenige Tage nach der Verheirathung, am 20. September, übergaben die Eltern dem Hans S. als versprochenes Heirathsgut das Haus in der Kotgasse (jetzt Brunnengasse), in dem wahrscheinlich der Dichter geboren war. Dort hat er bis zum J. 1542 gewohnt und treulich seines Handwerkes gewartet. Den Gesang aber zu pflegen fand er vorerst wenig Lust und Behagen.

Nach 1520 hat er drei Jahre lang kein einziges Gedicht gesungen. Gewiß vertiefte er sich währenddem in allen seinen Mußestunden in die Lehre Luther's. Schon war eine Menge von Flugschriften zu Gunsten der reformatorischen Bewegung erschienen, die das Feuer des allgemeinen Kampfes schürten. Denn hoch und niedrig, Laien und Priester, die Gemüther des gesammten Volkes waren aufs tiefste ergriffen. Schon predigten in Nürnberg Hector Pömer, bald Andreas Osiander und Dominicus Schleupner im evangelischen Sinne. S. wollte sich klipp und klar mit der neuen Lehre auseinandersetzen. In seinem Wesen war er zu ernst angelegt, als daß er etwa seine bisherigen religiösen Anschauungen wie ein abgetragenes Kleid ablegen und mit einem neuen hätte vertauschen können. Er hatte innig und treu geglaubt und verehrt, was jetzt der Augustinermönch mit heiliger Entrüstung tadelte und verurtheilte. Um zur Klarheit zu gelangen, bedurfte es bei S. langen inneren Ringens. Nachdem er sich aber entschieden hatte, war seine Begeisterung für Luther und die Reformation um so nachhaltiger.

1522 besaß S. schon 40 sermon vnd tractetlein Luther's. Wie sehr er sich mit ihnen und mit der Verdeutschung des neuen Testaments vertraut gemacht hatte, zeigt sein Verfechten der neuen Lehre.

Im Anfange des Jahres 1523 tagte in Nürnberg der Reichstag, auf welchem Papst Hadrian VI. die Unterdrückung der Lutherischen Ketzerei hatte verlangen lassen: Das Mönchlein sei neulich vom christlichen Glauben abgetreten und gegen Gott lügenhaftig geworden. Aber der Gang der Verhandlungen hob die Stimmung der evangelisch Gesinnten in Nürnberg. Ihre Empfindungen sprach S. wenige Wochen nach dem Fronleichnamsfeste, das wegen der Anwesenheit des Reichstages mit ganz besonderer Pracht gefeiert worden war, in seiner „Wittenbergischen Nachtigall" aus, einer Dichtung, die nicht als Meistergesang, sondern als Spruchgedicht zu bezeichnen ist. Wohl behandelte S. denselben Stoff auch in seiner Morgenweise. Dies Lied aber ist bis heute noch nicht veröffentlicht worden. Das Spruchgedicht dagegen, die zwölf Quartblätter mit den kräftigen Holzschnitte auf dem Titel, die dichterische Verherrlichung des Mannes, der die Sätze gegen den Ablaß geschrieben hatte, lief wie diese wenige Jahre vorher in kurzer Zeit durch ganz Deutschland; bald hörte man allerorten im Reiche den Sang des jungen Handwerksmeisters von Nürnberg, der mit der Bezeichnung für Luther als Wittenbergische Nachtigall „thatsächlich ein geflügeltes

Wort geschaffen hatte, das in Rede und Schrift vielfältig wiederklang". In Anlehnung daran heißt es bei ihm selbst (1, 377) im J. 1524:

Die nachtigal singt gen dem tag:
Also ein Christ nicht schweigen mag,
Verkündt Christum, das ewig licht,
Das sein yedermon werdt bericht. (Einzeldruck.)

Selbst einer von der Zunft der Eoban Hesse, die auf den Schuster und seine Gedichte in barbarischer, d. h. deutscher Sprache mit unverhohlener Verachtung blickten, Adam Siber, der erste Rector der Fürstenschule von Grimma, ahmte die Allegorie des S. in einem seiner Gedichte nach.

Nachdem S. mit diesem offenen Bekenntniß seiner Ansichten sein gut Theil zur Verbreitung der Lutherischen Lehre beigetragen hatte — Luther wußte den Einfluß des poetischen Wortes und der Bilder wohl zu schätzen —, galt es, sich gegen die Angriffe, die man deshalb gegen ihn richtete, zu vertheidigen. Ganz offen hatte sich schon 1524 wieder ein Theil der Nürnberger Geistlichkeit auf Luther's Seite gestellt, und Tausende von Bürgern hatten das Abendmahl in beiderlei Gestalt genommen. Um so heftiger zeterte man in Beichtstühlen und auf der Kanzel gegen den, der es gewagt hatte, dem Abfall das Wort zu reden. Und S. blieb die Antwort nicht schuldig, er gab sie in ungereimtem gutem Deutsch. Schon in der prosaischen Vorrede zur Wittenbergischen Nachtigall hatte er schlicht und klar die Streitfrage zwischen dem Papstthum und den Evangelischen erörtert. Jetzt wählte er die Form des Gespräches. Zur Klärung der Anschauungen war dieses Mittel vorzüglich geeignet. Aus der ganzen Scenerie der Dialoge erhellt schon die Absicht, weshalb sie abgefaßt sind. Da sprach der gemeine Mann frisch von der Leber weg, und der gemeine Mann verstand ihn. „Disputation zwischen einem Chorherrn vnd Schuchmacher darinn das wort gottes vnnd ein recht Christlich wesen verfochten wurt." Dies der Titel des 1524 gedruckten ersten Gesprächs Hans Sachsens. In ungekünstelter Weise kommt es auf den tollen Schuster, der, so klagt der Chorherr, den Papst, die heiligen Väter und die Geistlichkeit geschmäht habe. Dagegen erklärt der Schuhmacher der Disputation, hinter dem S. für die eigene Sache kämpft, es sei christliche Pflicht, den fehlenden Bruder auf seine Sünden aufmerksam zu machen. Die Beweise dafür entnimmt er der Bibel und zeigt dabei eine staunenswerthe Belesenheit. Als er die Berufung des Geistlichen auf das canonische Recht als nichtig, weil im Widerstreit mit der Bibel, zurückweist, erhält er die Abfertigung, einem Schuster gezieme mit Leder und Schwärze umzugehen, nicht mit der heiligen Schrift. Aus ihr selbst aber nimmt er die Waffen, mit denen er für die Freiheit der Laien eintritt, in der heiligen Schrift zu forschen. Besonders hervorzuheben ist bei dem Gespräche, daß es immer maßvoll, wenn schon mit Eifer geführt wird. Ist dieser Dialog wie alle anderen des 16. Jahrhunderts für uns die Stimme eines einzelnen Mannes, so war er damals die Stimme einer Gesammtheit, aus ihrem innersten evangelischen Bewußtsein heraus geboren. In dem gleichen Geiste wurden auch in England, als dort die Reformation Eingang gefunden hatte, Dialoge geschaffen, und Anthony Scoloker hat 1548, unter der Regierung der blutigen Maria, eine Uebersetzung von Hans Sachsens erstem Gespräche geliefert oder wenigstens erscheinen lassen, die zwar roh und fehlerhaft sein soll, die aber doch als Zeichen der Zeit und vor allem als ein neuer Beweis dafür gelten kann, daß diese Disputation in Deutschland eine nachhaltige Wirkung ausgeübt hatte. Sie war noch im Jahre ihres Erscheinens und in dem darauf folgenden in zehnerlei Nachdrucken aus verschiedenen Städten verbreitet worden, eine niederdeutsche Uebertragung brachte diese Frucht der protestantischen Begeisterung des S. auch in die Häuser

Norddeutschlands. In einem zweiten Gespräche (Ein gesprech von den Schin
wercken der Gaystlichen, vnd jren gelübdten) mit Barfüßermönchen wendet sich
S. gegen deren Gelübde, die Gott nicht geboten habe; er möchte, daß all
Mönche ihn hörten und in sich gingen, damit sie nicht länger nutzlos ihre Zei
im Kloster verbrächten, sondern durch ehrliche Arbeit ihr Brot verdienten, wi
auch Luther durch sein Büchlein von den Klostergelübden (1522) Mönche un
Nonnen wiederum wollte weltlich machen. So kräftig S. aber gegen wirklich
Mißbräuche auftrat, so wenig gefiel ihm die anmaßliche Art derjenigen, di
wähnten, in Aeußerlichkeiten spräche sich am deutlichsten evangelische Gesinnun
aus. In einem dritten Gespräche (Ain gesprech eins Ewangelischen christen, m
einem Lutherischen), das auch im J. 1524 erschien und, wie das erste un
zweite, durch Nachdrucke weite Verbreitung fand, räth er solchen Eiferern, al
liebgewordene Gebräuche nicht zu verlästern und mit rauher Hand auszu
rotten. Ein solches Vorgehen könne nur erbittern. Lieber sollte man durc
Milde Anhänger zu gewinnen suchen. Und als der Gescholtene auf das Vorbil
Luther's sich beruft, da vertheidigt Hans, welchen Namen S. dem evangelischen Christ
beigelegt hat, den Gottesmann; der müsse freilich mit gewaltigen Worten sein
Gegner niederschmettern; ihnen müsse geschehen wie dem Saulus vor Damascu
Auch in dem vierten Gespräche (Ein Dialogus, den Geytz, auch ander offenli
laster betreffend) wirkt S. als getreuer Apostel im Sinne des reformatorische
Auftretens Luther's. Wie dieser gegen den Wucher gepredigt hatte (1519),
geht hier S. den Fürkäufern zu Leibe, die die Waaren vertheuerten, und denen
die schlechte Waaren verkauften, die falsches Maaß verwendeten, und solchen, di
wohl Reichthümer aufhäuften, aber keine Almosen gäben, wie es doch das Evan
gelium geböte. Ueberhaupt verspüre man an dem Verhalten der Evangelische
noch lange nicht genug den reinigenden Einfluß der neuen Lehre. Das innere
wie auch das äußere Leben müßte durch sie erneuert werden. So ging der jung
Handwerker hoffnungsfroh gegen Mißstände vor, die er trotz der Evangelium
noch vorfand, während der alternde Wilibald Pirkheimer durch die religiösen
Wirrnisse abgeschreckt wurde und nicht mehr offen für Luther Partei ergriff,
sogar für die aufgehobenen Klöster eintrat. Sind also die Flugschriften di
S. Aeußerungen evangelischer Ueberzeugungstreue und freien Mannesmuthes
so zeigen sie anderseits ihren Verfasser in voller Herrschaft über die Sprach
Die Schranken des Zwiegespräches durchbrach freilich der dramatisch hochbeanlag
Dichter; in jedem treten mehrere Personen auf. Aber darin bewährt sich
geradezu als Künstler, daß er nicht etwa nur eine Person reden und die ander
bloß kurze Bestätigung geben oder Aufklärung heischende Zwischenfragen stell
läßt, sondern er hat wirkliche Gespräche geschaffen, an denen jeder nach seine
eigensten Wesen theilnimmt. Daher schätzte Lessing diese prosaischen Aufsät
als ein sonderbares Monument der Reformationsgeschichte sehr hoch, und Herd
wollte, daß sie neu herausgegeben würden: „sie finds werth".

Außerdem entstanden in demselben Jahre — es war, als ob die Kraft d
S. sich verdoppelt habe, — mehrere geistliche Lieder; Luther hatte ein
Aufruf erlassen, ihm für das erste deutsche Gesangbuch Beiträge zu liefer
Auch 1525 und 26 ließ S. Gesänge, die meistens den Psalmen nachgedich
waren, ausgehen. Der ganze Ernst der kirchlichen Entwicklung nimmt ihn
sodaß das Spruchgedicht von zweyerley lieb (4,325) gar nicht nach 1526
gehören scheint. Daß es Goedeke unter 1536 aufführt, ist freilich nur
Versehen.

In den ersten Monaten des J. 1527 erschien in Nürnberg „Eyn wund
liche Weyssagung von dem Bapstumb" mit Holzschnitten. Zu diesen hatte S.
Osiander's Ersuchen vierzeilige erklärende Reime gedichtet. In der Weyssag

dr der Fall des Papstthumes prophezeit, und S. pries den Kampf des Helden rtinus Luther gegen die Liste des Papstes und seiner Knechte. Der sich me, der rechte Erbe zum römischen Reiche zu sein, besitze die Grundsuppe aller berei. Die Gegensätze hatten sich schon sehr zugespitzt. Und wie Luther tig sich wehren mußte gegen seine Widersacher, die eben auch nicht wählerisch ihren Ausdrücken und Mitteln zur Unterdrückung der Evangelischen waren, gebrauchte jetzt S. auch scharfe Worte. Reformatoren müssen aus hartem ge geschnitzt sein; Christus griff ebenfalls zur Geißel, als er in Jerusalem t Tempel kam.

Da indeß der Rath von Nürnberg, der ebenso wie der aller freien Städte Censur übte, sich noch nicht förmlich der Lutherischen Lehre angeschlossen te und alles Aergerniß vermeiden wollte, so meinte er auch hier den Beschluß Wormser Reichstages vom 8. Mai 1521 getreulich befolgen zu müssen. rnach war der Verkauf der Schriften Luther's wie seiner Anhänger verboten. n erachtete also, daß die Weyssagung mehr eine Anzündung und Verbitterung gemeinen Mannes denn etwas anderes verursachen und allerlei Nachtheil Grämschaft daraus für die Stadt hervorgehen möchte. Deshalb erging an der ernste Befehl, er solle, da Reime machen zu den Figuren seines Amtes t sei, seines Handwerkes und Schuhmachens warten und sich auch enthalten, ge Büchlein oder Reime ausgehen zu lassen. Das Buch selbst wurde in den mplaren, die man noch bei dem Drucker fand, beschlagnahmt und zerstört, der Frankfurter Messe auf Kosten des Rathes aufgekauft und abgethan. olge dieser strengen Maßregeln ist die erste Ausgabe der „Weyssagung" heute noch in zwei Exemplaren vorhanden. Daß aber doch mehrere Nachdrucke hienen, beweist, welchen Nutzen man sich auch von diesem gedruckten Worte die Verbreitung der neuen Lehre versprach. Der Nürnberger Meister freilich sich das Schuster bleib bei deinen Leisten wenigstens insoweit gesagt sein, er Verse mit seinem Namen erst wieder veröffentlichte, nachdem sich der Rath öffentlich für Luther erklärt hatte.

Die unfreiwillige Muße füllte S. mit der Beschäftigung im Meister- nge aus und mit der Sammlung seiner Spruchgedichte und der anderen öffentlichungen. Nur die eben vom Rathe verbotenen Reime trug er nicht die Reihe der Bände ein, die nach seinem Wunsche Zeugniß geben sollten, er nit müßig gangen sei. Er schrieb anfangs auf lose Blätter, die er erst ter in stattliche Foliobände einbinden ließ. Ihre Deckel, Rothbuchenspiegel dem Kern geschnitten, werden durch gepreßten Lederrücken und doppelte ließer zusammengehalten. Für den Anfangsbuchstaben eines Stückes ließ Platz; er sollte von einem Rubricator oder Illuministen ausgefüllt werden. war die in den Klöstern gepflegte Sitte schön verzierter Initialen und reicher niaturen, die man bei Druckwerken im ersten Jahrhundert der Erfindung festhielt. gends freilich in H. Sachsens Manuscripten ist der erste Buchstabe wirklich malt worden, der Raum ist bis heute leer geblieben. Daher erklärt sich mancher ler. Z. B. hieß in allen früheren Drucken das erste Wort des 30. Fastnacht- les: Zwischen dem got Apolline vnd dem Römer fabio: „Ach." Es darf ch der erste Vers keine Anrufung des Apollo sein: „Ach, Apollo, steig ab n himel", denn er, der Gott, spricht ja selbst; sondern es muß heißen: „Ich, llo, u. s. w." Anfangs trug S. seine Dichtungen ohne Rücksicht auf die t ihrer Entstehung ein. Erst von der Mitte des dritten Spruchgedichtbandes, gefähr von den ersten Monaten des J. 1534 an sind die Sprüche nach der henfolge, wie sie entstanden, aufgeschrieben. Bei den Meistergesangbüchern lte er es schon vom zweiten an so gehalten, in das er am 24. Juni 1526

den bereits 1523 gedichteten Meistergesang von der Nachtigall eintrug und dann regelmäßig damit fortfuhr, jedesmal, nachdem ihm ein Lied gelungen war.

In der Singschule aber singt S. mit Seelenheiterkeit den Zunftgenossen, die doch gewiß an seinen Schicksalen innigen Antheil nahmen, außer vielen Meistergesängen geistlichen Inhalts von der Blüthe der Stadt und von der Tüchtigkeit des Rathes, der eben ihm gegenüber mit Strenge seines Amtes gewaltet hatte. Sehr häufig dichtete S. wie in diesem Falle zuerst einen Gegenstand in der Meistergesangform und schuf ihn dann in die Spruchform um. Die beiden Lieder: den süßen Traum von Nürnberg und den Aufschluß dazu verarbeitete er 1530 zum Lobspruch der Stadt Nürnberg.

Diese Dichtung läßt im Inneren und Aeußeren am besten Hans Sachsens spätere Thätigkeit und seine ganze Eigenart erkennen. Er war ein getreuer Bürger seiner Vaterstadt; sie war ihm der Inbegriff alles Herrlichen der Welt; ihr Lob zu singen war ihm Herzensbedürfniß. Er beschreibt aber nicht, sondern sagt, was er auf einem Umgange mit seinem kundigen Führer geschaut und welche Auskunft er erhalten hat. So ersetzt er Beschreibung durch Handlung (W. Scherer). Und die epischen Reimpaare übermitteln in klarer, leicht faßlicher Weise der Stadt Ordnung und Wesen dem ganzen Volke. Denn als Flugblatt wurde das Gedicht von dem Markte, von der Messe in die Werkstätten oder nach den einsamen Dörfern gebracht. Der Holzschnitt, ein beliebter Schmuck solcher fliegenden Blätter, der hier das Wappen oder das Bild der Stadt vor Augen führte, fesselte die Aufmerksamkeit immer von neuem. In dieser Weise trug fortan S. oftmals Lehren unter die Menge. Und die Drucker sahen an der großen Nachfrage, wie gern man auf seine Worte hörte. Hunderte solcher Einzeldrucke sind erhalten.

In H. Sachsens häuslichen Verhältnissen traten anfangs der dreißiger Jahre Aenderungen ein. Die Eltern scheinen beide den Ruhm des Sohnes noch erlebt zu haben. Erst im Februar 1531 wird der Vater als verstorben genannt. Seine Hinterlassenschaft setzte S. in den Stand, daß er noch weniger als vorher auf den Erlös aus seiner Hände Arbeit angewiesen war. Er hatte schon 1522 ein neugebautes Haus am weysen thurn gekauft und verkauft es später wieder, ebenso wie ein größeres unter den Hutern (jetzt Kaiserstraße); mehrmals hören wir, daß er auf Grundstücke Hypotheken leiht; 1542 kauft er um 610 gulden baar das Haus in dem Spitalgäßlein (jetzt Hans Sachsen-Gasse). Dahin zog er auch und wohnte dort bis zu seinem Tode. In späteren Jahren hat S. sein Handwerk aufgegeben. 1558 noch sagt er in der Vorrede zum ersten Foliobande, er enthielte die Gedichte, die er neben seiner Handarbeit vollendet habe. In den folgenden Bänden steht nichts mehr davon, und im Sebalder Leichenbuche wird er genannt: gewesener Schumacher. Ob S. Verkehr pflegte mit gelehrten Männern, deren Nürnberg in damaliger Zeit sehr viele beherbergte, ist durch sichere Nachrichten nicht festzustellen; denn kein Brief von ihm oder an ihn ist uns erhalten. Wenn sich erweisen läßt, was wohl zu erhoffen, daß S. zur Bearbeitung seiner Komödie: Der Pluto (lies: Plutus), ein gott aller reichthumb, (7, 65 bis 97) die Uebersetzung des Aristophaneischen Plutus in Versen von dem gelehrten Prediger Thomas Venatorius benutzt hat, so würde diese Thatsache irgend einen näheren Verkehr der beiden Männer zur Voraussetzung haben, trotzdem daß Venatorius, der evangelischer Geistlicher an der Spitalkirche war, freundliche Beziehungen mit Eoban Hessus unterhielt. S. hat nämlich seine Komödie schon am 13. Januar 1531 vollendet, und des Venatorius Plutus-Uebersetzung erschien erst im Laufe des Jahres. Diese wäre also in Druckbogen oder gar in Handschrift dem S. mitgetheilt worden, der sie sich dann von einem im Latein Bewanderten übersetzen ließ. So vermittelte ihm

hrere Jahre ſpäter der Schulhalter Lorenz Rappolt das Verſtändniß der von org Macropedius in Latein geſtellten Komödie Hecaſtus.

Zur Befriedigung ſeiner geiſtigen Bedürfniſſe umgab ſich S. mit einer bliothek, die 1562 auf mehr als hundert Nummern angewachſen war. Eifrig tiefte er ſich in ſeine Bücher, und was er las, wurde ihm zum Gedicht. n griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern, die ihm in Ueberſetzungen zu ote ſtanden, hat er Homer und Titus Livius und Ovid am meiſten als ellen benutzt. Daß ihm ein lateiniſches Original durch einen Dolmetſch zum ſtändniß gebracht wurde, geſchah außer in den eben angeführten Fällen ſehr en. Die eygentliche Beſchreibung Aller Stände auff Erden, die 1568 in nkfurt am Mayn herauskam, verdankt aber gewiß derartiger Hülfe ihre Ent- ung. Sie iſt wenigſtens im Anfang getreue Ueberſetzung der im gleichen lage zu gleicher Zeit erſchienenen *πανοπλια* omnium illiberalium mechani- um aut sedentiarum artium genera continens von Hartmann Schopper, der auf dem Titel Noricus nennt, wahrſcheinlich alſo damals in Nürnberg lebte. nn bot der alten weyſen Exempel puch, das Antonius von Pfore in das utſche übertragen hatte, mancherlei Stoff. Ferner die geſta Romanorum, der ner gemain geſchicht puch, eine Sammlung von kleinen Erzählungen, Novellen, ecdoten und Beiſpielen, die gerade durch die beigefügten moraliſchen Aus- ungen große Anziehungskraft ausübte. Denn überall in Deutſchland liebte n, nicht etwa bloß S. und nicht erſt das 16. Jahrh. Belehrung und hanwendung, angehängt an ernſte wie an heitere und ſcherzhafte Erzählungen. mer wieder griff S. zu der Reihe von Schalksſtreichen, die im Pfarrer von lenberg Philipp Frankfurter verarbeitet, oder zu den Schwänken, die Johannes uli unter dem Titel Schimpf und Ernſt geſammelt hatte, oder zu den enteuern des Till Eulenſpiegel oder zu dem ihm von der Wanderſchaft her trauten Decameron des Boccaccio, der vom Ulmer Doctor in der ertznei urich Steinhöwel verdeutſcht worden war. Eigenthümlich und für kritiſche agen oft von Bedeutung iſt, daß S. einem Buche, das ihm Stoff zur chtung geboten hatte, längere Zeit hindurch treu blieb. So kam er im ähling 1563 mehrmals auf Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein zurück, das z vorher erſchienen war. Und manches flüchtige Blatt, das eine Erzählung t feſſelnder Verkettung der Umſtände bot, wurde vom Dichter in neue Form goſſen. Z. B. das 35. Faſtnachtſpiel vom 20. October 1551: Die ſpäch hlerei (Die geſchickte Werbung) iſt nach einem Gedichte des Fröſchel von ſdnitz gedichtet (Die liebhaber auf der probe), das auf irgend eine Weiſe in rnberg verbreitet war. Mancher mündliche Bericht, in froher Runde während r Wanderzeit gehört, geſtaltete ſich im Laufe der Tage vielleicht durch ein gliches Wort oder durch ein ähnliches Ereigniß wieder in Erinnerung gebracht, einem ſcherz- und lehrreichen Schwank. Oder der Dichter entſprach auch ſig der Aufforderung, zu Holzſchnitten gereimte Erklärungen zu geben. Die bel aber war, wie ſie ihm Ausgangspunkt geweſen, fortwährend Kräftigerin ner dichteriſchen Thätigkeit; und nicht müde wurde er, ſie immer wieder zu fficiren; hat er doch Pſalmen dreimal in Meiſterliedern behandelt, bevor er in Spruchform übertrug. Kamen die Tage der hohen Feſte heran, die noch hr zur Einkehr mahnten, dann ſang S. Oſter- und Weihnachtsgeſänge r eine Figur auf Pfingſten. Er ſchuf in Wirklichkeit eine Reimbibel.

Dieſer Theilnahme für die Religion hielt die für das öffentliche Leben ner Geburtsſtadt und ganz Deutſchlands die Wage. Ihr gab er jederzeit haften Ausdruck. Das Treiben der ritterlichen Strauchdiebe, die die Kaufleute den Landſtraßen niederwarfen und offen Raub und Mord begingen, geißelt in vielen Gedichten. Und wenn Nürnberg, deſſen Friedensliebe S. in ſeinem

Lobspruche gepriesen hatte, den Ansprüchen des Markgrafen Albrecht Alcibiad
von Brandenburg-Kulmbach gegenüber sein gutes Recht kräftig vertheidigte, da
trat derselbe S. mit schneidenden Worten ihm kräftig zur Seite. Wenn
auch nicht gedruckt wurden, so wurden sie doch in den Bürgerkreisen vorgele
und begierig aufgenommen. Das lehrt die Verordnung des Rathes von de
Tage, da der Tod des am Abend vorher gestorbenen Volksmannes bekan
worden war. Man befürchtete Unannehmlichkeiten aus der Veröffentlichun
von Schriften gegen den Widersacher der Stadt, obgleich er schon 19 Jah
todt war, und befahl deren Vernichtung. Und noch heute sehen wir, wie d
Auftrag des Rathes ausgeführt wurde. Fast alle Blätter, auf denen das Gedi
von der ironisch betitelten Himmelfahrt des Markgrafen Albrecht aufgeschrieb
war, sind herausgeschnitten, nur Anfang und Ende ist stehen geblieben. Ab
man hatte für gut befunden, darin noch einige Wörter auszuradiren. Glücklicher
weise ist das Ganze in Abschriften erhalten.

Anderseits gab S. der Freude Ausdruck, wenn er glückliche Ereigniss
für die Heimath zu berichten hatte. Da wird ein Feuerwerk abgebrannt z
Ehren des kaiserlichen Siegs in Afrika, da sieht der Bürger stolz den Kais
Karl V., dann seinen Nachfolger in die Stadt einreiten. Die Majestät ist ihm
der Vertreter des deutschen Reiches. Die Theilnahme für sein großes Vaterland
aber zieht sich wie ein rother Faden durch alle Dichtungen Hans Sachsens
hindurch bis in sein höchstes Alter, und es ist falsch, wenn Gervinus behauptet,
S. habe wohl während des kräftigen Mannesalters seine Gedanken ern
auf große Dinge gerichtet, sei aber später aus schönerer Höhe herabgesunken und
habe sich nur noch mit den kleinen Freuden und Leiden der Menschheit be
schäftigt. Ebenso wie er die Türkengefahr, die selbst Luther im Vergleich mi
dem Papstthume stark unterschätzt hatte, als Anlaß nahm zu wiederholter
patriotischer Mahnung gegen die „türkischen Bluthunde", wie er die Fürste
aufruft zum einmüthigen Widerstande, damit der Sultan nicht das ganz
Deutschland einnehme und erbe; so ruft er klagend gerade in Dichtungen au
den Jahren 1562 und 63 — er ist fast 70 alt —: wie glücklich wäre deutsche
Land, wenn es Männer hätte, die es von der Tyrannen Unbilligkeit befreitn
wie Philopomenes, der getrew hauptmon, (Nürnb. Folioausg. 5. Bd. S. 318c)
in Griechenland that; Anchurus wird den deutschen Fürsten als Vorbild de
aufopfernden Vaterlandsliebe gepriesen (16, 296); das Totengesicht bei der
Begräbniß der egyptischen Könige wird für die Machthaber, die das Vol
knechten, herbei gewünscht (16, 301); noch viele dergleichen Beispiele sagen deutlich
daß S. auch an der Schwelle des Greisenalters recht ernst reden konnte, wenn
noth that.

Sonst jedoch zeichnet ihn große Milde aus. Meist kleidet er in ein schelmisch
Wort den Tadel über die Thorheiten der Menschen oder malt drastisch ihr
schlimmen Folgen aus; dabei ist die unbedingte Sicherheit seiner Weltanschauung
staunenswerth: er ist keinen Augenblick darüber in Zweifel, was er für gut
was er für nicht gut halten soll. Und doch ist er, so klar er auch über viel
Schwächen urtheilt, in manchem ganz Kind seiner Zeit. Er findet in dem Be
schluß zu der Blinden Kampf mit der Sau (17, 343) kein Wort der Ver
urtheilung des frevelhaften Uebermuthes, daß man die Blinden sich in einer
engen Kreise abmühen ließ, ein Thier zu töten. Wie sie sich gegenseitig treffe
und verwunden, bereitet ihm wie den Zuschauern nur Scherz. Bei der Schil
derung des Kampfes läßt sich der Dichter auch nicht den geringsten Zug ent
gehen, der seinem Bilde nützen könnte. In dieser Beziehung freilich gehört de
Schwank zu den köstlichsten seiner Art. Mitleid, das unsere Zeit allen körper
lichen Gebrechen entgegenbringt, kennt das ganze 16. Jahrh. noch nicht.

So rein indeß in den Fabeln und Schwänken die Poesie des S. waltet, so liegt seine größte Bedeutung doch darin, daß er im Laufe des 16. Jahrh., das in allen Richtungen des Culturlebens bahnbrechend wirkte, der erste dramatische Dichter gewesen ist. Durch ihn wurde das Theater aus dem Unflat des 15. Jahrh. erhoben. Auf seiner Wanderschaft, wenn nicht schon früher, hatte er es kennen gelernt; die ihm angeborene Neigung bildete sich um so mehr aus, weil ihm das Theater das geeignetste Mittel schien, um sittlich zu bessern. Gegen die Verunglimpfungen, die Johannes Janssen im sechsten Bande seiner Geschichte des deutschen Volkes (Freiburg i. B. 1888) auf die „zahlreichen Zotenpossen" des S. häuft, genügt es, auf H. Holland's Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Baiern (Regensburg 1862) zu verweisen, wo das Schauspiel vor S. genugsam charakterisirt wird. Unseres Dichters Tragödien und Komödien, auch seine geistlichen Spiele sind heute nicht mehr aufführbar, wenn sie auch damals agiret wurden. Von wem das geschah, kann jetzt durch urkundliche Nachrichten nicht mehr belegt werden. Man hielt damals allen Volksscherz nicht der Beachtung werth. Sicher aber warens nicht Berufsschauspieler. S. spielte selbst mit. Er bildete sich wahrscheinlich eine Truppe; denn er bittet beim Rathe um Erlaubniß zu den Aufführungen. Die Spielenden mögen jüngere Meister, Gesellen und Lehrbuben gewesen sein. Derartige Aufführungen veranstaltete man auch in anderen Städten. Gewiß standen die Meistersängerschulen dazu miteinander im Austausch: nicht nur Lieder, sondern auch Dramen wurden in Handschrift verschickt. S. gab seine Tragödie: Der ganz passion nach dem text der 4 evangelisten (11, 256 f.) nach auswärts, und nach dem Manuscripte wurde sie in Amberg gedruckt. So wenigstens erklärt sich die Uebereinstimmung dieses Amberger Druckes mit dem noch erhaltenen Texte von Hans Sachsens Hand, während die Folioausgabe von 1561 ganz erhebliche Abweichungen aufweist. In anderer Art, aber nicht zum Besten des S. verfuhr man mit seiner nach der disceptatio voluptatis cum virtute des Benedict Chelidonius gearbeiteten Comedia von Pallas und Venus (3, 3 f.). Ein „vleißiger ehrliebender Student" mißhandelte Sachsens Dichtung in grausamer Weise, vielleicht behufs eines Schulactus, und ließ sein Machwerk in Wittenberg 1536 drucken. Wer weiß, ob S. je davon etwas erfahren hat! Er klagt nur darüber, daß hie und da auf Dichtungen anderer sein Name gesetzt würde.

Doch zurück nach Nürnberg. Wohl ists wahr, daß S. mit großen Dramen in den Anfängen der Schauspielkunst stecken geblieben ist, weil eben noch alles zu thun war. Sie tragen durchaus episch-didaktischen Charakter: die Thatsachen, die er in seiner Quelle vorfand, hat er in die Form des Dialoges gebracht. Die Begebenheiten in diesen Stücken entspringen nicht etwa aus der Willenseigenthümlichkeit der handelnden Personen in folgerichtiger Wechselwirkung; von einer inneren Nothwendigkeit ist bei ihnen gar nicht die Rede, rein äußerlich geschehen sie neben- und nacheinander, wie es die zeitliche Reihenfolge an die Hand gibt. Die Einheit, die hier waltet, ist nur die Einheit der Person; zu ihr stehen alle die Ereignisse in Bezug, unter sich aber hängen sie gar nicht zusammen. Beginnt doch die Tragödie von Alexander Magno, dem König Macedonie, sein Geburt, Leben und Endt (13, 477 bis 529) schon vor der Geburt des Helden, führt ihn dann im Kampfe gegen Persien vor und schließt mit seinem Tode. Diese Dramen sind in Verse gebrachte Chroniken; sie sind eigentlich nur Historien gleich den Spruchgedichten, die so von dem Dichter überschrieben wurden. Dazu kommt, daß er bei aller Klarheit doch von seiner Umgebung abhängig ist und zu Zeiten recht engherzig beschränkt sein kann. Was über Nürnberg hinausgeht, verwirft er. Das Heldenthum des hürnen Sewfrid (13, 334 f. und Haller Neudrucke Nr. 29) ist in seinen Augen nichts werth;

von den Verdiensten des Drachentöters weiß er nichts zu sagen; der ist ein ungeratener Sohn, der aus der Heimath wegläuft und eine fremde Frau heirathet ohne seine Eltern zu fragen. Deßhalb geschieht ihm recht, daß er erstochen wird. Heldenthum läßt S. überhaupt nur gelten einerseits in der heil. Schrift, wenn es von Gott befohlen ist, anderseits, wenn es die unmittelbare Vertheidigung der Vaterstadt gilt, an der er vielleicht sich selbst betheiligt hätte. In allen anderen Fällen ist es ihm Ausschreitung. Die bürgerlichen Tugenden allein weiß er zu ehren und zu würdigen. Daß es in Rom oder Athen anders ausgesehen habe, daß in Jerusalem andere Einrichtungen bestanden hätten, als in seinem Nürnberg, kommt ihm nie in den Sinn. In die alten Zeiten überträgt er die Verhältnisse seiner Zeit, wie Albrecht Dürer in dem Marienleben z. B. Idyllen aus Nürnberger Höfen und Wohnstuben zeichnet.

Trotzdem muß man S. großen Antheil an der Entwickelung des Schauspiels zusprechen. Er zog Lebenskreise, die sich vorher darum nicht gekümmert hatten, mit ins Spiel und stellte seinen Mitbürgern im Spiele vor Augen, was rings um sie vorging, wie es war, und sagte ihnen, wie es sein sollte.

In den Fastnachtspielen ist S. unumschränkter Meister. Seine Sicherheit geht aus der genauen Kenntniß aller Einzelheiten hervor. Es ist ein unglaublicher Reichthum von Gestalten und von Einzelzügen, der uns da entgegentritt. Die kurze Zeit (bloß zwei Fastnachtspiele haben mehr als einen Act) gestattet keine Abschweifungen; nirgends findet sich ein gleichgültiger Zug; jeder dient vielmehr dem Ganzen, entweder dem Fortgange der Handlung oder der Entwicklung der Charaktere; gerade geht er aufs Ziel los und bereitet doch alles sorgsam vor. Dabei fließt ihm der Dialog leicht von den Lippen. Denken wir uns endlich ein Publicum, in dem jede dialektische Eigenthümlichkeit sofort verstanden und in ihrer Beziehung aufgefaßt wurde, ein Publicum, das noch nicht durch Ausstattungsstücke verwöhnt war, dann läßt sich die Wirkung wohl begreifen, die die Stücke nicht nur in Nürnberg, sondern auch in anderen, hauptsächlich süddeutschen Städten hervorbrachten; und noch heute haben sie, falls nur einige leise Aenderungen zur Erleichterung des Verständnisses vorgenommen werden, ihren Reiz nicht verloren. Die Scenerie war sehr nüchtern. Mitglieder der Meisterschulen zogen in einzelnen Häufern umher und gaben dort auf der Diele, der großen Hausflur, die Spiele zum besten. In einem Meistergesange in des Römers Gesangweis vom 6. März 1551 nennt S. die Rollen, in denen er bei diesen Gelegenheiten aufgetreten ist. Die Handlung war immer sehr einfach: es kam ihm hauptsächlich auf die Charakteristik an. Den Bauer, den Landsknecht, wie sie sich in der bürgerlichen Vorstellung spiegeln; die Mönche und Dorfpfaffen, die in ihren müssiggängerischen Gedanken auf schalkhafte Streiche verfallen; die verschlagene Kupplerin; die nach fremden Männern ausschauende Frau mit der hülfbaren Nachbarin; die Bewohner von Fünfing, dem süddeutschen Schilda; den Teufel, der fortwährend betrogen wird, — alle diese Figuren führt er leibhaftig vor ohne alle Symbolisirung; da soll der eine nicht etwa Vertreter irgend einer Tugend, der andere eines Lasters sein wie früher. Und mit rührender Naivität verfährt der Dichter. In der Komödie von den ungleichen Kindern Evae (1, 53 f.) hält der Herrgott persönlich Kinderlehre und katechisirt nach Luther's Katechismus. Der wirklich religiöse S. durfte noch wagen, Gott Vater auf die Bühne zu bringen.

Diese Spiele und auch die anderen Dramen wurden im 16. und noch im 17. Jahrh. an vielen Orten aufgeführt; Nachdrucke und Abschriften einzelner Stücke finden sich (z. B. in Berlin, Einsiedeln, München), die bisweilen zu wirklichen Umarbeitungen wurden, manche auch in katholischem Sinne; viele Volksschauspiele, Weihnachtsspiele, die immer noch in Süddeutschland im Schwange

gehen auf S. zurück. Trotz der Arbeiten von K. J. Schröer, Aug. mann, Joh. Bolte ist dies Capitel von dem weitreichenden Einflusse des uf die Entwickelung des deutschen Dramas noch nicht erschöpft.

In seiner Familie freilich erlebte der Meister viel Trübsal, alle seine Kinder r sterben. Zwei Söhne und fünf Töchter waren ihm geboren worden. Die e Tochter Margarethe hatte sich mit dem Messerschmied Hans Pregel ver- thet; vier ihrer Kinder überlebten den Großvater. Auch den, den S. allen Zeitgenossen am meisten bewundert und gepriesen hatte, mußte er nen. Er sang kurz nach Empfang der Todesnachricht Ein Epitaphium oder d ob der leich D. Martini Luthers, noch voll Siegeszuversicht; doch am letzten des J. 1546 macht er seinem gepreßten Herzen in einem scharfen Prosa- ge Luft. Die Ereignisse in Deutschland nach Luther's Tode ließen Viele dem S. mit Recht trübe in die Zukunft blicken. Seine protestantische Be- rung jedoch wurde durch die Prüfungen der nächsten Jahre nur noch mehr igt, sein Glaube noch mehr vertieft, wofür wir in seinen Dichtungen herr- Zeugnisse haben.

Der erste Folioband einer Gesammtausgabe, um die er viel und oft gebeten n war, erschien 1558. Und so gut war die Aufnahme, daß der Verleger . 1560 nicht nur einen zweiten Band herausgeben, sondern auch eine zweite ge des ersten Bandes veranstalten konnte. Solche Ermunterung gereichte Dichter zu großem Troste; denn im März 1560 war auch seine Frau ben. Darauf wurde er Dichtens vnd Schreibens verdrossen, weil auch, r sagt, das Alter ihn schwer gefesselt und überladen het. Als er sich von dem harten Schlage wieder erholt hatte, sang er den wunderbarlichen m (11, 462 f.), ein Spruchgedicht von tiefster Empfindung, das zugleich angspunkt neuen Schaffens wurde. Auch noch einen dritten Folioband ab S. 1561 der Oeffentlichkeit, denn aller guten ding solln drey sein. emselben Jahre verheirathete er sich zum zweiten Male mit Barbara Har- n, auf die er am 4. September 1562 das künstlich frauenlob (Nürnb. Folio- 5, 2, 330 b), dichtet. Dichter altern nicht. Der Band seiner Gedichte, r ihr mit eigenhändiger Widmung übergab, ist in der Bibliothek von Donau- gen zu sehen.

Das Jahr 1562 bringt der Stadt große Bedrängniß durch die Pest. Anstatt chten, wendet sich S. der Dichtung von neuem zu. Die Früchte davon in einem vierten Foliobande vor, den er selbst noch zusammengestellt hat, ber bei seinen Lebzeiten nicht mehr erschienen ist. Und auch zu einem n fand sich genügender Stoff. Wohl wurde die Hand matter, die laben standen nicht mehr so fest und sicher nebeneinander wie früher. Man jedoch nicht, daß man deswegen ihm nun Fehler zugute zu rechnen habe. Perioden fügt er immer richtig zusammen; die Eigenthümlichkeit, die Sätze lange Zwischensätze zu unterbrechen, und dann in der angefangenen Satz- g fortzufahren, behält er bei, und keck bekämpft er die falschen Ceremonien, allfahrten u. ä. (15, 234 u. a.). Sein letztes Meisterlied verfaßte er in urzen Amselweise seines getreuen Schülers Adam Puschman (Allg. XXVI, 782) im 74. Jahre; der letzte Eintrag in den Spruchgedicht- n stammt vom 15. Mai 1573 seins alters im 78 jar. Puschman's in seinem Elogium auf S., sein Lehrer sei zuletzt stumpf geworden, benso wenig anzuzweifeln, wie daß er V. 152 f. mit Stolz sagt, S. ie meistersängerische Form zum letzten Male in einer seiner Weisen gebraucht. Am Abende des 19. Januars (nicht am 20., auch nicht in der Nacht 19. zum 20.) 1576 ist S. gestorben und wurde am 21. Januar auf Johanniskirchhofe begraben. Sein Grab ist nicht zu ermitteln.

1545 hat den Dichter H. Brosamer gezeichnet. Der Holzschnitt zeigt kräftige, edelgeformte Züge: aus der gewölbten Stirn springt die Nase stark hervor; die Augen, der Mund haben einen milden, etwas schalkhaften Ausdruck. Ein voller Bart, der wie das Haupthaar gelockt ist, rahmt das Antlitz ein. Das Herneysen'sche Bild ist kurz vor des Dichters Tode gemalt und läßt ihn als hinfälligen Greis in etwas vorgeneigter Haltung erscheinen. Haar und Bart sind schlichter geworden und schneeweiß; die gewölbte Stirn mit den eingefallenen Schläfen tritt hier noch deutlicher heraus; im Auge liegt stille, scharfe Beobachtung.

Von den 34 handschriftlichen Bänden, die die geistige Hinterlassenschaft H. Sachsens enthielten, sind 20 auf uns gekommen. Alle 34 befanden sich in Zwickau in Sachsen. Wahrscheinlich hatte sie der dortige Rector Daum (s. A. D. B. IV, 770) von der Familie erworben. Im Anfange des 17. Jahrh. waren wenigstens noch zwei Meistergesangbücher im Besitze des Enkels Jakob Pregel.

Aus der Handschrift wurde der 5. Folioband zusammengestellt. Die Herausgeber schalteten aber so frei mit den Worten des Dichters, daß sie, um nur eines zu erwähnen, durch neues ersetzten, was ihnen veraltet schien. Bei den späteren Auflagen zog man die Handschriften gar nicht, oder doch nur in sehr geringem Maaße zu Rathe. Im J. 1612 f. wurde in Kempten eine neue Quartausgabe veranstaltet, aus der die auf Luther bezüglichen Gedichte wegblieben, wie man sagt, aus Rücksicht auf den Bischof. Der Grund scheint im Hinblick darauf, daß alle Gedichte des S. schon vor dem Erscheinen der Gesammtausgabe auf dem Index standen, nicht ganz stichhaltig.

Die Foliobände in lückenloser Reihenfolge sind jetzt Seltenheiten selbst in den größeren Bibliotheken. Seit dem vorigen Jahrhunderte wurden verschiedene vergebliche Versuche gemacht, sie wieder herauszugeben, vergeblich trotz Goethe's Lobgedicht auf H. S., das eine vortreffliche Charakteristik des Dichters bietet und ganz in seiner Art einen Holzschnitt beschreibt; der Holzschnitt war aber nie vorhanden. Endlich hat der Litterarische Verein in Stuttgart auf Anregung Adelbert v. Keller's beschlossen, einen vollständigen Neudruck der Werke des Dichters zu Stande zu bringen. Keller selbst übernahm die Aufgabe. Freilich darf dabei nicht nur die Nürnberger Folioausgabe zu grunde gelegt werden; denn sie kann durchaus nicht als eine gute gelten, auch nicht in den Theilen, die zu Lebzeiten des S. herauskamen. Er theilt das Schicksal fast aller unserer großen Dichter: seine Werke sind in der ersten Gesammtausgabe mit großer Nachlässigkeit dem deutschen Volke dargeboten worden. Gerade Keller's Anfang legte die Nothwendigkeit einer ganz umfassenden kritischen Arbeit nahe. Durch die Vergleichung der Handschriften, die dem Unterzeichneten vom Rathe der Stadt Zwickau in der hochherzigsten freiesten Weise zum Gebrauche überlassen wurden, und durch Heranziehung anderer kritischer Hülfsmittel, wo jene versagten, klärten sich sehr viele Stellen, und der Dichter wurde von allerlei Wunderlichkeiten im Ausdruck, Stil und in der Wortbildung entlastet, die man ihm bis dahin zurechnen mußte. Auch die Datirung der einzelnen Stücke hat dabei Nutzen gezogen. Denn es ist durchaus nicht gleichgiltig zu wissen, an welchem Tage ein Gedicht von dem Dichter geschaffen wurde. Wohl muß man einräumen, daß man bei S. eigentlich außer wenigen tastenden Versuchen zu Anfang eine dichterische Entwickelung nicht erkennen kann; wie Goethe ist er gleich in den ersten Werken Meister. Nur hat sich S. nicht immer auf der gleichen Höhe gehalten. Aber seine Dichtungen sind manchmal Jahrzehnte weit weg von dem richtigen Tage der Vollendung datirt. Das bekannte, auch in neuerer Zeit oft und mit sehr gutem Erfolge aufgeführte Fastnachtspiel: „Das Narrenschneiden" ist nach der Folioausgabe 1557 gedichtet, nach der Reihenfolge aber in dem leider verlorenen dritten Spruchgedichtbuche

on am 8. October 1537. Wie könnte es auch sonst bei Fr. Gutknecht in ürnberg einzeln erschienen sein, der schon in den vierziger Jahren aufhörte zu ucken? Und der Hederlein (5, 314) ist bestimmt schon 1535, nicht erst 1553 tstanden. Zuletzt kann man, abgesehen davon, daß es für die geschichtliche ahrheit keine Kleinigkeiten gibt, häufig die Frage nach der Quelle, deren Kenntniß r Hans Sachsens Dichterarbeit von Wichtigkeit ist, nur auf Grund des genauen atums sicher beantworten.

Die Ausgabe des Litterar. Vereins, die vom 13. Bande an der Unterz. rbereitet hat, ist jetzt bis zum 17. Bande gediehen. Damit sind die ersten er Bände der Nürnberger Folioausgabe erneuert. Mit dem 20. Bande wird ihr nfter und letzter Band beendet sein. Der 21. soll die ungedruckten nichtmeisterngerischen Stücke und diejenigen enthalten, die in der eben genannten Nürnberger usgabe keinen Platz gefunden hatten. Mit dem 22. Bande wird die Ausgabe des tterar. Vereins, wenn Leben und Gesundheit mir verliehen bleiben, hoffentlich llendet werden. Er soll die ausführlichen Register, hauptsächlich eine zeitlich rdnete Aufzählung sämmtlicher Werke, also auch der Meistergesänge bringen t allen bibliographischen Angaben, soweit ich sie habe erreichen können. In esen letzten Bänden wird sich auch Gelegenheit finden, die Ergebnisse der kritischen rbeit für die ersten, von Keller herausgegebenen Bände zu sammeln, so daß s Werk, das zu Ehren des H. S. unternommen worden ist, auch seiner würdig Ende geführt werde.

Sämmtliche Citate ohne weiteren Zusatz beziehen sich auf diese Ausgabe.

Die erste historisch-kritische, sehr achtungs- und noch heute beachtenswerthe Lebensbeschreibung des Dichters lieferte 1765 M. Salomon Ranisch, erster Professor des Friedrichsgymnasiums zu Altenburg (geb. 1721, † am 29. April 1766). Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß er sich zu der Arbeit gerade durch das Lied: „Warum betrübst du dich, mein Herz" hatte begeistern lassen. Dies wurde lange Zeit dem H. S. zugeschrieben und stand in den Gesangbüchern mit seinem Namen. Karl Goedeke aber hat nachgewiesen, daß das Lied nicht von S. verfaßt worden ist. Die Litteratur über S. findet sich in seinem Grundrisse, Band 2 (1886); in dem Register habe ich alle Stellen vollständig aufgezählt. Zur Berichtigung wiederhole ich nur: Franz Schultheiß, Hans Sachs in seinem Verhältnisse zur Reformation. Leipz. Dissert. München 1879. 8. Nachher erschienen und sind von mir benutzt worden: Rudolf Genée, H. S. und Markgraf Albrecht Alcibiades (Nationalzeitung 1885, Nr. 594 vom 29. October). — Johannes Bolte, Ein elsäßisches Adam- und Evaspiel (Birlinger's Alemannia XVII, 121 f.) — Charles Schweitzer, Étude sur la Vie et les Œuvres de Hans Sachs. Nancy 1887 (ausgegeben 1889), XXI und 476 S. gr. 8. — Waldemar Kawerau, Hans Sachs und die Reformation. Halle 1889. VI und 100 S. 8. — Friedrich Wilhelm Thon, Das Verhältniß des H. S. zu der antiken und humanistischen Komödie. (Dissert.) Halle a. S. 1889. 8. — Edward Schröder, Jacob Schöpper von Dortmund und seine deutsche Synonymik. Marburger Decanatsprogr. 1889, S. 15 f. — Mehrere archivalische Nachrichten verdanke ich Dr. Victor Michels, der im dritten Bande der Vierteljahrschrift f. Litteraturgesch. Urkunden über Aufführungen Hans Sachsischer Stücke veröffentlicht. Edmund Goetze.

Sachs: Karl S., Mediciner, geboren zu Neiße in Schlesien am 14. September 1853, studirte seit 1871 in Berlin, besonders als Schüler von E. du Bois-Reymond, erlangte daselbst 1875 mit einem Theil seiner bereits 1873 preisgekrönten Schrift „Ueber die sensiblen Nerven im Muskel" die Doctorwürde, arbeitete noch ein Semester lang in Kuehne's Laboratorium zu Heidelberg, bestand darauf im Winter 1875/76 die medicinische Staatsprüfung in Berlin und

unternahm dann, nachdem er noch kurze Zeit vertretungsweise in Wusterhausen a. d. Dosse practicirt hatte, auf den Vorschlag seines oben genannten Lehrers E. du Bois-Reymond und mit Hülfe eines von der Akademie der Wissenschaften aus den Mitteln der Humboldt-Stiftung bewilligten Stipendiums zum genaueren Studium des bereits von Al. v. Humboldt beschriebenen Zitteraals (Gymnotus electricus) eine Reise nach Venezuela und den Llanos. Nach seiner Rückkehr nahm er die ihm von du Bois-Reymond angebotene Assistentenstelle im physiologischen Institut zu Berlin an und veröffentlichte die sehr lesenswerthe Beschreibung seiner mehr äußeren Reiseerlebnisse unter dem Titel: „Aus den Llanos" (Leipzig 1878), wurde aber an der Bearbeitung seiner eigentlichen wissenschaftlichen Beobachtungen am Gymnotus und des von ihm hierüber geplanten Fundamentalwerkes durch einen jähen, bereits im kaum vollendeten 25. Lebensjahre bei Besteigung des Monte Cevedale, eines Berges der Ortlergruppe, am 18. August 1878 erfolgten Tod verhindert. Aus Sachs' hinterlassenen Tagebüchern und verschiedenen während seines Aufenthalts in Südamerika an du Bois-Reymond gerichteten brieflichen Mittheilungen stellte dieser die wichtigsten wissenschaftlichen Ergebnisse von Sachs' Forschungen zusammen und veröffentlichte dieselben als „Untersuchungen am Zitteraal, Gymnotus electricus. Mit 2 Abhandlungen von ꝛc." (Leipzig 1881 mit 8 Tafeln und 49 Abbildungen). S. war ein äußerst talentvoller, vielseitiger und vielversprechender Forscher, dessen früher Tod im Interesse der physiologischen Wissenschaft ungemein zu beklagen ist, die er sicherlich noch mit vielen Entdeckungen bereichert haben würde. Schon seine 1873 preisgekrönte, oben näher bezeichnete Arbeit war so werthvoll, daß du Bois-Reymond sie der Berliner med. Facultät mit den Worten empfahl, er würde sich glücklich schätzen, seinen eigenen Namen unter Sachs' Arbeit als die seinige setzen zu können.

Vergl. „Aus den Llanos", Anzeige und Nekrolog (in E. du Bois-Reymond's Reden II, 384—403). — Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte ꝛc. von A. Hirsch V, 142.

Pagel.

Sachs: Ludwig Wilhelm S., Arzt und Professor der Medicin zu Königsberg, geboren zu Groß-Glogau in Schlesien am 29. December 1787, kam noch als Kind mit seinen Eltern nach Königsberg, trat hier zuerst bei einem Kaufmann in die Lehre, gab aber in seinem 17. Lebensjahre diesen Beruf auf, bereitete sich privatim zum Studium der Medicin vor, das er 1807 in Königsberg begann und später in Berlin und Göttingen fortsetzte bezw. beendigte. Nachdem er an letztgenannter Universität 1812 mit seiner „De humorum corporis vi vitali" betitelten Inauguraldissertation die Doctorwürde erlangt hatte, fungirte er bis 1814 als Oberarzt an den Kriegslazarethen zu Königsberg, liess sich darauf hierselbst als praktischer Arzt nieder, habilitirte sich 1816 als Privatdocent an dortiger Universität mit der Schrift „Prolegomena de mentis humanae alienationibus", wurde bereits 1818 zum außerordentlichen, 1826 zum ordentlichen Professor, 1832 zum Director der medicinischen Poliklinik ernannt, die 1836 mit der stationären vereinigt wurde, bekleidete 1833 die Würde als Decan der medicinischen Facultät, erhielt 1840 den Titel eines Geh. Medicinalraths und starb am 17. Juni 1848. S. war ein s. Z. sehr beliebter Lehrer und tüchtiger Practicus; auch gehörte er infolge seiner lebhaften Betheiligung an den politischen Ereignissen und an den städtischen Angelegenheiten zu den angesehensten und hervorragendsten Bürgern Königsbergs. Was seine eigentlich wissenschaftlichen Verdienste anbetrifft, so sind dieselben, zum Theil mit Recht, von der heutigen Generation kaum mehr gekannt. S. stand noch auf dem alten, in vielen Beziehungen an die Naturphilosophie erinnernden, heutzutage ver-

ständig überwundenen Standpunkt der Medicin. Die Zahl der von S. veröffentlichten Arbeiten, deren vollständiges Verzeichniß das medicinische Schriftstellerlexicon von Callisen (XVI, 469 u. XXXII, 69) bringt, ist recht groß. Historische Bedeutung, als für die von S. vertretene Richtung besonders maßgebend und charakteristisch, genießen nur seine die Arzneimittellehre betreffenden Schriften, u. a. das ziemlich weitschweifig und langweilig geschriebene, zusammen mit Fr. Phil. Dulk verfaßte „Handwörterbuch der practischen Arzneimittellehre" (3 Bde. Königsberg 1830—39), ferner einige Monographieen über die wichtigsten Heilmittel in der Medicin: „Die China und die Krankheiten, welche sie heilt" (Königsberg 1831); „Das Queckſilber" (ebdaſ. 1834); „Das Opium" (ebdaſ. 1836) u. ſ. w. Nennenswerth sind noch: „Ueber Wissen und Gewissen. Reden an Aerzte" (Berlin 1826) und „Versuche zu einem Schlußworte über S. Hahnemann's homöopathisches System, nebst einigen Conjecturen" (Leipzig 1826).

Vgl. Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte ꝛc. von A. Hirsch V, 140.

Pagel.

Sachs: Michael S., ein fast vergessener, in unseren Litteraturgeschichten kaum erwähnter, aber zu seiner Zeit vielgelesener Theolog strenglutherischer Richtung, dessen Werke sich heute nur vereinzelt in wenigen Bibliotheken vorfinden, wurde am Michaelistage (29. September) 1542 in dem anhaltischen Dorfe Mehringen geboren. Seinen Vater nennt er selbst Celiax S.; seine Mutter, des Namens Ursula, stammte von Wollmirsleben bei Magdeburg. Noch in jungen Jahren scheint er sich in Erfurt der Studien beflissen zu haben; denn von dort berief ihn Hans IV., Graf zu Gleichen und Herr zu Remda (bei Weimar), schon 1561 als Cantor nach dem letzteren Orte. Im folgenden Jahre war er Stadtschreiber in Egeln (Rgbz. Magdeburg), kehrte aber 1563 nach Remda zurück, wo ihn der Graf zum Schuldiener bestellte und 1565 „zum Predigtamt beförderte". Nach dem Tode dieses Gönners versetzte ihn Graf Georg II. von der Tonna'schen Linie 1569 als Hof- oder Schloßprediger nach Gräfentonna (Sachsen-Gotha), von wo er dann 1590 in gleicher Stellung nach Ohrdruf und 1593 als Pfarrer nach Wechmar (bei Gotha) übersiedelte. Hier hat er bis zu seinem Ende, 1618, als Geistlicher gewirkt, bei der Feier seiner 50jährigen Amtsdauer (1601) dadurch geehrt, daß die Gemeinde sein doppelt ausgeführtes Oelbild in die Wechmarer Kirche stiftete. Daß er in dieser auch seine letzte Ruhestätte fand, beweist ein ihm gewidmeter Grabstein, der aus der alten in die 1843 erbaute neue Kirche übergegangen ist. Wenn er sich 1590 einmal „Gleichisch-Spiegelbergischen Hoffprediger zu Thonna" nennt, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß die Gräfin Walpurgis von Spiegelberg und Pyrmont († am 22. Juli 1599 in Ohrdruf) damals als Wittwe Georg's II. von Gleichen in Gräfentonna lebte. — Mit den Angehörigen dieses Hauses hat er augenscheinlich in engeren Beziehungen gestanden. Hans IV. hob ihm 1567, kurz vor seinem Tode († am 28. März d. J.), einen Sohn Johannes aus der Taufe, und Margarethe, die jüngere Tochter Georg's II., stand bei seinem frühverstorbenen Kinde gleiches Namens „am Dienstag nach Quasimodogeniti" (16. April) 1577 zu Gevatter. Ihrer älteren Schwester Elisabeth und den Töchtern Hans' IV., Ursula und Anna, sowie deren Bruder Georg Rudolf, dem letzten Sprößling der Remdaer Linie, sind mehrere seiner Bücher zugeschrieben. Da es seine „höchste Lust" war, „mit Lesung und Schreiben sich Tag und Nacht zu üben", so ist die Zahl der letzteren eine ziemlich bedeutende. Er selbst gibt an, daß er neben der „Kaiserchronik" etwa 30 „nützliche Tractate" veröffentlicht habe, die, in gebundener und ungebundener Rede verfaßt, solchen Beifall fanden, daß sie zum Theil mehrfach aufgelegt und nachgedruckt wurden. Die Darstellung ist lebendig und ansprechend und der Einfluß von Luther's Sprache nicht zu

verkennen. Ueberall zeigt der Verfasser große Belesenheit in der Bibel und anderen geistlichen und weltlichen Büchern. Lateinische, griechische und hebräis Worte streut er ohne Bedenken ein und übersetzt sie für die Ungelehrten; lat nische Distichen überträgt er mit naivem Behagen in deutsche Reimverse. A hangsweise gibt er öfter eigene geistliche Gedichte: Lieder, Gebete und Sprüc Im einzelnen sollen hier nur solche Schriften folgen, deren genaue Titelange durch zuverlässige Quellen oder durch eigene Anschauung verbürgt ist: „Arca annuli pronubi, d. i. Geheimnis vnd bedeutung des Ehelichen Traw Ringe (1588; wiederholt 1592 und 1594; noch 1867 durch W. Löhe, Pfarrer Neuendettelsau in Mittelfranken, „aufs neue ans Licht gestellt"); „Nötige mahnung zu sechserley Tugenden so die Ehe gut vnd glücklich machet . . Rez weiß" (1590); „Ein New LEhr, Gebet, vnd Trostbüchein, in allerley nöth vnd anligen zugebrauchen" (1591); „Das Erste Theil des Christlichen Ze vertreibers oder Geistlichen Rätzelbuchs, darinnen die aller lustigsten Fragen v Antwort verfasset sind. Von Gott, von der Schöpffung, von Engeln, Teuffel Menschen vnd von allerley Creaturen und Erdgewächsen. Aus der heiligen Bi zusammengezogen . . ." (1593; mehrfach, z. B. 1600, neu aufgelegt, auch wied holt nachgedruckt; „Das ander Theil des Christlichen Zeitvertreibers" u. s. 1600). Zwei fernere Theile sollten nachfolgen und waren bereits ausgearbeit gingen aber 1607 durch einen Brand in Wechmar zu Grunde; eine Uebersetzu ins Niederdeutsche: „De Christlike Tydtvordriver, edder, dat Geistlike Affragel boeck" („Dat Erste deel" 1597; „Dat Ander deel" o. J.) besorgte Mag. Da Wolder, Prediger an der St. Petrikirche in Hamburg, der über sein Unternehm in der Vorrede sagt: „Dewyle ick den na flytiger dorchleesinge der fragen v Affragelsen düsses bokes an des Autoris meininge vnde flyte ein sünderlik g behagendt hebbe gehadt, so hebbe ick dem simpelen Volcke thom besten datsü in vnse Sassische Sprake avergesettet, ock mit versikeln, so nevenst den Capitte synt angetagen, vnde mit einem Register vermehret vnde süß ock verbeet vthgan lathen"; „Mahlschatze. Darinne darzu gehörige vnnd bey hohen v nidern gebreuchliche ding, erklert, mit Zeugnissen der Schrifft, Exempeln v Historien bewehret, daß es jungen vñ alten, zulesen lieblich, vnd nützlich kan" (1603); „Festbüchlein, darinnen viel feiner Gebet auch andächtige trachtung Gesangsweiß, mit schönen Figuren" (1604); „Spiegel glückseliger auch vnglücklicher Ehe, Reimensweiß" (1607); „XX. Nütze Predigten, Vber Heiligen Zehen Gebot. Darinne ein jedes Gebot durch zwo Predigten erkl wird, nach der Art, die Paulus fürschribet, 2. Tim. 3" (1609); „ERKLERU Deß Spruchs Christi, Wer Ohren hat zu hören der höre, Matth. 13" (160 mit des Verfassers Bildniß auf dem Titel). Außer den Erbauungsbüchern S. noch zwei geschichtliche Werke verfaßt: die schon genannte „Kaiserchron (1605 und 1615), deren zweite Auflage den Titel trägt: „Newe Kay Chronica, darinnen begriffen alle röm. Kayser von C. Julio Caesare biß den itzt regierenden Kayser Matthiam", und einen ungedruckt gebliebenen, ü den Ursprung des Geschlechtes handelnden „Bericht von den Graven von Gleich den Casp. Sagittarius bei seiner „Historia der Graven von Gleichen" (17 benutzt hat.

Lebensgeschichtliche Nachrichten in der Vorrede zum „Mahlsche wiederholt bei Ph. Wackernagel, D. d. Kirchenlied, 1. Bd., S. 631 b. Zedler's Universal-Lexicon. — Jöcher. — (J. G. Brückner), Kirchen- Schulenstaat im Herzogthum Gotha, III. Thl., 4. Stück, S. 85; 9. S S. 10 f.; 10. Stück, S. 70. — J. G. A. Galletti, Geschichte und Besch bung des Herzogth. Gotha, 4. Thl., S. 96. — Außerdem eine ge theilung von Pfarrer E. H. Kerst in Wechmar. A. Schumann

Sachs: Michael S., der als Prediger, Ueberſetzer, Sprachforſcher aus-
chnete, wie Zunz ihn nennt, iſt am 3. September 1808 in Groß-Glogau,
Heimath Salomon Munk's, Zedner's und manch anderen um die jüdiſche
ratur verdienten Mannes, geboren. Auf dem evangeliſchen Gymnaſium
r Vaterſtadt vorgebildet, früh die Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſeiner
er, die Bewunderung der Mitſchüler erregend, bezog er am 2. Mai 1827
Univerſität Berlin. Neben der Philoſophie, in die Hegel und Schleiermacher
einführten, und den orientaliſchen Sprachen wurde vornehmlich die claſſiſche
ologie der Gegenſtand ſeines Fleißes und Eifers. Den mächtigſten Einfluß
r ſeinen Lehrern ſcheint Boeckh auf ihn geübt zu haben, der die Aufgaben
Ideale der Philologie vor ihm aufſchloß. Am 30. Mai 1835 durch das
rlehrerexamen ſeine akademiſchen Studien beſchließend, mit der claſſiſchen
ratur beſchäftigt, wie ſeine Anzeigen eines Programmes von Boeckh und der
erkungen Nägelsbach's zur Ilias beweiſen, hielt er doch ſein Augenmerk von
ang an unverwandt auf die Erforſchung und Bearbeitung des jüdiſchen
iftthums gerichtet. Als erſte Frucht dieſer ſeiner Vorliebe erſchienen 1835
e Pſalmen, überſetzt und erläutert". Die Widmung an Friedrich Rückert
ür die Richtung und fernere wiſſenſchaftliche Laufbahn Sachſens bezeichnend,
ſich denn die weſentlichſten Merkmale ſeines litterariſchen Charakters bereits
ieſem Erſtlinge ankündigen: Selbſtändigkeit, Streitbarkeit, Genialität. Eine
le neuer Erklärungen, überraſchender Auffaſſungen verrieth bereits den vor-
lichen Exegeten, wenn auch die faſt rückſichtsloſe Härte der Ueberſetzung, die
der ſprachbildenden Kraft übermüthig ſpielende Kühnheit der treuen Wieder-
e vielfach Bedenken erregen mußte. Durch die im Auguſt 1836 erfolgte
ufung zum Prediger der Prager Tempelgemeinde ward S. dem Studium der
ſchen Litteratur völlig wiedergegeben. Während aber die zündende unwider-
liche deutſche Kanzelberedſamkeit des Mannes wie ein Wunder angeſtaunt
de, vertiefte er ſich mit demüthiger Hingebung an der Hand berufener Lehrer
die Erforſchung des altjüdiſchen Schriftthums, vornehmlich des Talmuds,
für den rabbiniſchen Beruf mit beiſpielvoller Gewiſſenhaftigkeit und Be-
erung ſich vorbereitend. Von ſeiner Arbeitskraft legte die Zunz'ſche Bibel
Israeliten 1837 ein Zeugniß ab, in der S. die Ueberſetzung von 15 Büchern
heil. Schrift, darunter eine völlige Neubearbeitung der Pſalmen, lieferte.
e Zeit des beglückendſten wiſſenſchaftlichen Nehmens und Gebens brach für
an, als der große Pfadfinder der jüdiſchen hiſtoriſchen Kritik, S. L. Rapoport,
0 an die Spitze des Prager Rabbinates berufen wurde. Zwei bemerkens-
the hebräiſche Abhandlungen in dem Jahrbuche Kerem Chemed 1843 tragen
Spuren dieſes fördernden Verkehrs. Aber nur vier Jahre war es S. ver-
nt, Rapoport „in der tiefſten Verehrung und innigſten Freundſchaft nahe zu
". 1844 ward er als Rabbinatsaſſeſſor und Prediger nach Berlin berufen.
s er verloren hatte, ſollte ihm jedoch hier durch den Verkehr mit Zunz, deſſen
hfolger er in ſeinem Prager Amte geweſen, wiedererſtattet werden. Betraut
der geiſtigen Führerſchaft einer mächtig emporſtrebenden Gemeinde, getragen
gehoben von der Liebe und Verehrung ſeiner ſchwärmeriſch an ſeinen Lippen
genden Andächtigen, beglückt durch Beziehungen zu den erleuchtetſten Trägern
ſcher Wiſſenſchaft und Litteratur, wie Schelling und Alexander v. Humboldt,
Männern wie Varnhagen v. Enſe, dem Philoſophen Werder freundſchaftlich
unden, erwuchs S. zu einer Perſönlichkeit von außerordentlicher Kraft und
monie. Ein Freundſchaftsverhältniß edelſter Art verknüpfte ihn mit dem
ſteher ſeiner Gemeinde, dem Abgeordneten Dr. Moritz Veit. Trotz des er-
erten Pflichtenkreiſes gehörte er weiter ganz und voll der Wiſſenſchaft an,
bei ihm freilich ſichtbar und erfolgreich ins Leben mündete. 1845 bereits

erschien die „Religiöse Poesie der Juden in Spanien", Varnhagen v. Ense in dankbarster Verehrung zugeeignet, ein Buch voll Mark und Größe, das in den geschichtlichen Einzelheiten veralten und überholt werden kann, aber als Ganzes bleibende Jugend und Frische bewahren wird. Zum ersten Male waren hier die edelsten religiösen Dichtungen der spanisch-arabischen Epoche voll congenialer Kraft und feinen Formgefühls verdeutscht worden, besonders in den Stücken von hymnischem Schwunge eine Huldigung des Uebersetzers für den Genius der deutschen Sprache. Nicht minder werthvoll und von bleibenderer Bedeutung als die Uebertragungen selber sind die litterarischen Würdigungen der Dichter, von liebevoller Nachempfindung und tiefgründiger Gelehrsamkeit gleich sehr Zeugniß gebend. Wenn hier der Philologe vor dem Dichter zurücktritt, so sollte er in den 1852 und 1854 erschienenen zwei Heften der „Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung" in vollem Lichte hervortreten. Die eigentliche Aufgabe des Buches, die Fremdwörter der Talmude und Midraschim, erweitert sich vor dem Geiste des Autors zur Geschichte der Berührung zweier Culturen, zweier Sprachenkreise. Hinüber und herüber laufen die Fäden, schießen die Strahlen, griechische und lateinische Wörter werden auf semitische Einflüsse verhört, Neuhebräisch und Syrisch offenbaren ihre Eindrücke aus den classischen Sprachen. Wieder sind es nicht die oft sogar gründlich verfehlten Einzelheiten, sondern das Ganze, die Methode, die Anlage, die Form, was dem Buche seinen Werth verleiht. Hinter den Worten die Sachen, hinter dem Ausdruck die Zeiten, das volle geschichtliche Leben zu schauen, das wird hier gelehrt, ein Stück jener Philologie, die gleichsam für die Stimme der Vergangenheit den Phonographen abgibt. Die briefliche Anerkennung von Männern wie Boeckh, Jacob Grimm, K. Hase in Paris, K. Heyse, C. F. Hermann, Lobeck u. A. war für S. die Ermuthigung aus dem Munde der philologischen Wissenschaft selber. Zwischen die beiden Hefte der Beiträge fallen 1853 „Die Stimmen vom Jordan und Euphrat", ein Buch fürs Haus, mit Beiträgen von Moritz Veit (zweite Auflage von Prof. Dr. M. Lazarus, Berlin 1868), Nachdichtungen, freie poetische Wiedergaben von Erzählungen, Gedanken, Weisheitsregeln aus der alten talmudischen und midraschischen Litteratur. Die Krone seiner Uebersetzerthätigkeit bilden aber erst 1855—56 „Die Festgebete der Israeliten", in neun Bänden den gereinigten Text der Originale mit einer wahrhaft dichterischen und dennoch wissenschaftlich getreuen deutschen Uebertragung enthaltend. Nicht den geringsten Schmuck dieses Werkes liefern die tiefeindringenden, neue Auffassungen begründenden hebräischen Anmerkungen, wie er solche auch 1856 zu dem Sammelwerke Kobez von J. Rosenberg lieferte. „Das Gebetbuch für Israeliten" beschloß 1858 seine Thätigkeit als Uebersetzer des jüdischen Rituals für Deutschland. Seine Pläne waren auf die Herausgabe eines hebräischen Lexikons und wissenschaftlicher Commentare über einzelne Theile des Alten Testaments, von denen große Bruchstücke zu den Proverbien und Psalmen vorliegen, auf die Fortsetzung der Beiträge, von denen Stoff für ein drittes Heft handschriftlich vorhanden ist, auf die Uebersetzung der Bußgebete und auf zahlreiche andere wissenschaftliche Unternehmungen gerichtet, als am 31. Januar 1864 der Tod vor der Zeit ihn hinwegnahm.

Alle, die diesem vornehmen Geiste im Leben nahe standen, sind darin einig, daß nur ein geringer Theil von seiner Kraft und Bedeutung in seinen Schriften auf die Nachwelt gekommen ist. Eine hochbegnadete Persönlichkeit, voll strömender Mittheilsamkeit, war er gewohnt, was er fand und hervorbrachte, im Verkehr mit Freunden auseinanderzulegen, das Niederschreiben seiner Gedanken wie eine Last, die Bergung seiner Funde als Zwang empfindend. Der Meister der deutschen Predigt unter den Juden hat nie eine solche dem Druck übergeben

nur aus den ersten Jahren seiner Thätigkeit als Prediger haben sich ausgeführte Reden in seinem Nachlasse vorgefunden, sonst nur Skizzen und Entwürfe, aus denen sein Freund Dr. David Rosin in Breslau mit liebend nachhelfender Hand seine Auswahl der Fest- und Sabbathpredigten 1867 veranstaltet hat. Für die Kanzel gleichsam geboren, vom Augenblicke seine Inspirationen empfangend, machtvoll wirkend durch die Würde der Erscheinung, durch den überwältigenden Zauber der Stimme, durch eine alle Register des Pathos und der Schönheit meisternde Sprachgewalt, ward S. ein Prediger, dem die tiefsten Wirkungen nicht versagt blieben. Mit seinem ganzen reichen Intellecte und seinem großen Herzen voll im Dienste des überlieferten Judenthums, stand er über den Parteien des Tages, ganz auf sich selbst und auf dem mit der Innigkeit seines quellenden Gemüthes und mit seiner an den höchsten Mustern gereiften Wissenschaftlichkeit gepflegten Boden der Urkunden seiner Religion. Kritik auch an der Kritik übend, den Idolen des Marktes überlegen entgegentretend, voll Verachtung gegen Schlagworte und Gemeinplätze, ein Feind aller Flachheit und kahlen Verständigkeit, wie er war, mochte des Mannes eigener Sinn als Eigensinn, seine auf das Ganze und Echte gerichtete Natur leicht als Schroffheit erscheinen. Wenn er jedoch bei allen diesen Gaben im Leben bleibende Thaten und Werke gleichwohl vermissen ließ, so wird man wohl bekennen müssen, daß er kein Mann eingreifender Wirksamkeit, kein thatenschaffender Charakter gewesen, sondern ein stiller, selbstgenügsamer Forscher, der in einen prophetenartig flammenden Prediger sich verwandeln konnte, wenn der Geist ihn rührte, dann aber scheu und weltflüchtig zu seinen geistigen Schöpfungen zurückkehrte, in denen seiner Seele Seligkeit lag.

Samuel David Luzzatto in Padua, mit dem ihn neben S. Munk, Rapoport, Reggio, Rieffer, Steinheim, Zedner und Zunz Bande wahrer Freundschaft und eines liebevoll gepflegten Briefwechsels verknüpften, hat ihm die hebräische Grabschrift gedichtet.

Dr. Rosin, Neunter Bericht über die Religionsschule der jüdischen Gemeinde Berlin 1864. — Frankel's Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums XVII, 195 ff. — Mittheilungen von Prof. Dr. Jacob Freudenthal und Dr. David Rosin.

David Kaufmann.

Sachs: Salomo S., Astronom und Architekt, geboren am 22. December 1772 zu Berlin, † ebenda 1855 (der genaue Todestag scheint sich nicht ermitteln zu lassen). S. trat in die damals vorgeschriebene Laufbahn der preußischen Baumeister ein und brachte es bis zum Regierungsbauinspector. Seine litterarische Thätigkeit erstreckte sich über sämmtliche Theile seines Faches (Hochbau, Erdbauten, Baurecht, Bautarife, Fensterconstruction u. s. w.), und für eines seiner Werke erhielt er sowol von seinem Könige, als auch vom österreichischen Kaiser eine goldene Medaille. Die Gefahr eines Durchbruchs der Weichseldämme bei Danzig und die Folgen dieser — in unseren Tagen bekanntlich wiederum eingetretenen — Calamität faßte er in einer zu Berlin (1829) herausgegebenen Schrift ernstlich ins Auge. Daneben beschäftigte sich S. eingehend mit den exacten Wissenschaften; seine verdienstliche Bearbeitung der Lösungen zu Meier Hirsch's algebraischen Aufgaben kam zu Berlin 1829 (7. Aufl. 1848), sein dreibändiger „Elementarunterricht in der reinen und angewandten Mathematik" ebenda 1833—35 heraus. Gegen den bekannten Herrn v. Drieberg richtete S. eine Streitschrift („Ueber die Existenz des Luft- und Wasserdruckes", Berlin 1845). Nicht von besonderem wissenschaftlichen Belange sind Sachs' theoretisch-astronomische Schriften („Achsenparallelismus", Berlin 1844, „Sonnensystem", ebenda 1850), dagegen ist ihm nachzurühmen, daß er als einer der ersten die

Nothwendigkeit fühlte, den astronomischen Unterricht anschauungsmäßig zu gestalten. Zu diesem Ende hat er zwei Apparate, das „Diagonon" und das „cylindrische Elliptotellurium" erfunden und von denselben ausführliche Beschreibungen (Berlin 1844 und 1852) geliefert.

Hitzig, Gelehrtes Berlin, ebendort 1825, S. 234 ff. — Büchner, Fortsetzung hiervon, ebendort 1834, S. 39 ff.

Günther.

Sachs von Harteneck, Graf der sächsischen Nation in Siebenbürgen, war ein Staatsmann von eminent politischer Bedeutung auf dem Boden seiner deutschen Heimath und ein ebenso geistvoller als rastlos thätiger und entschlossener Führer des deutschen Volkes in Siebenbürgen. Seine Thätigkeit fällt in eine reichbewegte und kampferfüllte Zeit. Von Neuhäusel bis nach Belgrad war nach einer Reihe glänzender Kriegsthaten die Herrschaft der Osmanen unter den Hieben der österreichischen und deutschen Schwerter ohnmächtig zusammengebrochen. Von zweifacher Art ist die Rückwirkung dieser gewaltigen Ereignisse auf die Gestaltung der Dinge in Ungarn und Siebenbürgen gewesen. Die festere Begründung der Herrschaft des Hauses Habsburg in Ungarn war die nächste Folge. Auf dem Landtage von 1687 hoben die ungarischen Stände unter dem Eindrucke der glänzenden Kriegsthaten der kaiserlichen Heere das Wahlrecht auf und sprachen dem Hause Habsburg das an die Erstgeburtsfolge geknüpfte Erbrecht auf den ungarischen Thron zu; zugleich fiel der 31. Artikel der goldenen Bulle, in dem ein revolutionär-destructives Princip seinen Ausdruck gefunden hatte. Von gleich hoher Bedeutung und gleicher Nachhaltigkeit war die Rückwirkung der glänzenden Kriegsthaten auf die Stellung des von eigenen Fürsten regierten und unter türkischer Schutzhoheit stehenden siebenbürgischen Fürstenthums. Seit der Regierung Ferdinand's I. stand die Erwerbung Siebenbürgens auf dem habsburgischen Programm. Nach dem Zusammenbruche der osmanischen Herrschaft in Ungarn mußte dem habsburgischen Hause die günstigste Stunde gekommen scheinen, der türkischen Schutzhoheit über Siebenbürgen ein Ende zu machen und mit erneuerter Siegeszuversicht dahin zu streben, diesen Theil des habsburgischen Programms zur Wahrheit zu machen. Jetzt konnte man mit aller Energie daran gehen, die autonome Stellung des von Apafi I. regierten Fürstenthums wieder in eine provinziale umzuwandeln. Dieser Tendenz der österreichischen Regierung kamen alle Parteien des Landes selbst auf das eifrigste entgegen. Alles sehnte sich nach einer Wandlung der Dinge, die unerträglich geworden waren. Auch darin kamen alle Parteien, so verschieden auch sonst ihre Standpunkte und Ziele waren, überein, daß die Wandlung nur durch Vermittlung des habsburgischen Herrscherhauses vollzogen werden könne. Für diese Stimmungen legt die Staatsschrift beredtes Zeugniß ab, welche der siebenbürgische Kanzler, Nikolaus Bethlen, im J. 1688 dem Kaiser Leopold unter dem Titel: „Das sterbende Siebenbürgen" unterbreitet hat. In einschneidenden Zügen entwirft er da ein düsteres Bild von dem traurigen Zustande des Landes, von den Gefahren desselben, von der Anarchie der politischen, von der Zerrüttung der ökonomischen Verhältnisse. Aus dem Zusammenwirken dreier Thatsachen, einmal der Ueberzeugung der siebenbürgischen Stände von der Nothwendigkeit einer Wandlung der unhaltbaren Staatszustände, dann zweitens der traditionellen Tendenzen der Politik des Wiener Hofes und endlich des siegreichen Waffenganges der kaiserlichen Truppen erwuchsen jene drei berühmten Verträge (28. Juni 1686; 27. October 1687; 9. Mai 1688), durch welche die Schutzhoheit Oesterreichs in Siebenbürgen fest und fester begründet wurde, und in welchen die Vorläufer des Leopoldinischen Diploms erblickt werden müssen. Das Princip der militärischen Besetzung gelangte bei jedem neuen Vertrage zu einem neuen Sieg

ach dem Tode des alten Apafi I. (15. April 1690) führte die Logik der Thatachen zum Abschlusse eines neuen Vertrages. Am 4. December 1691 ist jener erühmte Grundvertrag, der unter dem Namen des Leopoldinischen Diploms bekannt ist, geschlossen worden; er bildete die neue Magna Charta für Siebenbürgen. —

Mit dem Anfange der neuen dynastischen Periode beginnt die politische aufbahn des Staatsmannes, dessen Thätigkeit hier geschildert werden soll.

Johann Zabanius, dies ist des Sachs von Harteneck ursprünglicher Name, ward im J. 1664 zu Eperies in Ungarn geboren, wo sein Vater, Isak Zabanius, Conrector am Gymnasium war. Im zarten Knabenalter von sechs Jahren wurde er seiner Heimath entrissen, als sein Vater durch die Protestantenverfolgung im J. 1670 Lehrkanzel und Vaterland zu verlassen gezwungen wurde, heilte die wechselvollen Schicksale der Verbannung des Vaters und stand im 12. Lebensjahre, als der letztere den Ruf erhielt, den Lehrstuhl der Theologie und Weltweisheit am evangelischen Gymnasium in Hermannstadt einzunehmen. Nachdem der junge Johann eine Reihe von Jahren an den Schulen in Hermannstadt und Weißenburg (jetzt Karlsburg) zugebracht, bezog er, entschlossen, sich dem Berufe seines Vaters zu widmen, die Universität zu Tübingen, wo er im J. 1688 nach vertheidigter Streitschrift „De ideis" die Würde eines Magisters der Weltweisheit erwarb und einige Zeit öffentliche Vorlesungen an der Hochschule hielt. Im J. 1689 kehrte er nach Hermannstadt zurück, gab den Gedanken, sich dem geistlichen Stande zu widmen, auf und betrat die politische Laufbahn. Am 1. August 1690 erhielt er die wichtige und ansehnliche Stelle eines Provinzialnotarius und that hiermit seinen ersten Schritt auf dem Pfade zum nationalen Ruhme, zur Macht und Popularität. Sogleich nahm er hervorragenden Antheil an den confessionellen und politischen Kämpfen des Landes. Die Luft in dem großen Berglande war gewitterschwül; die Parteien waren voll Haß und Zwiespalt. Das Diplom hatte viele Fragen ungelöst gelassen; ein Ausgleich der Forderungen und Bestrebungen sollte auf dem Landtage gefunden werden, der auf den 15. März 1692 nach Hermannstadt berufen wurde. Da lenkte der junge Provinzialnotarius durch hervorragende Thätigkeit die Aufmerksamkeit der parlamentarischen Kreise und des Landes zuerst auf sich. Vorzüglich war es der Religionsstreit, der auf diesem Landtage die Gemüther der Parteien bewegte. Mit aller Wärme trat Z. für die Rechte seines Volkes und für die protestantischen Interessen ein. Mit steigender Erbitterung ist der Kampf der Katholiken und Protestanten geführt worden. Doch die confessionelle Frage war es nicht allein, welche die Parteien in immer neue Kämpfe hineinriß, mit gleicher Bitterkeit wurde über die finanzielle, mit gleichem Eifer und Nachdruck über die staatsrechtliche und jurisdictionelle Frage verhandelt. Da sich die Parteien nicht zu einigen vermochten, beschloß man, eine Deputation an das kaiserliche Hoflager zu entsenden. Zum Führer der Deputation wählten die Stände den Protonotär Peter Apaczi. Die sächsische Nationalversammlung wählte einhellig den Provinzialnotarius Johann Z. zum Mitgliede der Deputation in Religionsangelegenheiten und zugleich kraft umfassender Vollmacht und Instruction zu ihrem eigenen Abgeordneten und zum Vertreter aller Interessen, welche das Innerleben der Nation berührten. Diese Wahl bildete für den erst 28jährigen Mann ein Zeichen hohen Vertrauens und der Anerkennung überlegener Geistesstärke. Er hat sich auch in jeder Weise dieses Vertrauens würdig gezeigt.

Am 25. August 1692 langte Z. in Wien an und begann ungesäumt seine Thätigkeit. Das an Mittheilungen so reiche Tagebuch, welches Z. während seiner zehnmonatlichen Thätigkeit in Wien geführt hat, zeigt uns hell und klar wie in einem treuen Spiegel das ganze Walten des nach Wien entsendeten

sächsischen Deputirten, die Gedanken, von denen er ausging, die Ziele, die er anstrebte. In allem wünschenswerthen Detail bringt das Tagebuch vor allem die Conferenzen der Deputirten mit den leitenden Staatsmännern, die Berathungen und Verhandlungen über die politischen und ökonomischen Verhältnisse des Landes, die charakteristischen Ansichten und Aeußerungen der Wiener Regierungsmänner über Personen und Zustände Siebenbürgens zur Darstellung. Z. war da unermüdlich in der Abfassung von Erklärungen und Denkschriften. Unter den letzteren ragt diejenige besonders hervor, welche er am 15. März 1693 dem Kaiser unterbreitet hat, in der, wie in keiner anderen, alle Wünsche, Klagen und Beschwerden der sächsischen Nation in meisterhafter Weise zusammengefaßt sind und der ganze Jammer der Zeit und die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft Ausdruck finden. Sein warmer Eifer hat aber fast nur tröstende Worte als Linderungsmittel der Schmerzen und Klagen des Landes davongetragen. Die Entscheidung in den Hauptfragen verschob die Wiener Regierung, um sich durch Berichte des Guberniums noch genauer zu informiren. Bei der Abschiedsaudienz sprach Kaiser Leopold zu Z.: „Gleichwie ich das ganze Land Siebenbürgen von Herzen liebe und zu erhalten verlange, also können Sie Ihren Principalen versichern, daß Ich auf Ihre Nation immer ein besonderes Absehen haben und nicht gestatten werde, daß sie unterdrückt werden und fallen möge." — Am 20. Juni ließ Kardinal Kollonitsch den Z. zu sich rufen und überreichte ihm eine kaiserliche „Gnadenkette" mit den Worten: „Mein lieber Herr Abgesandter, Ihre Majestät hat mir befohlen, auch dem Herrn dieses Denkmal Seiner kaiserlichen Gnade anzuhängen, daß die Nation sehen möge, daß sie auch considerirt und geliebt werde. Ihr lieben Leute, weil ihr Deutsche seid, so zeigt auch, daß ihr deutsche Redlichkeit und Standhaftigkeit liebet, und bleibt auch ferner Eurem Kaiser und König treu." —

Nur einem geringen Theile der Bitten der sächsischen Nation wurde Gewährung zu theil. Nicht also darin, sondern in der Abwehr gar mancher, der sächsischen Nation verderblichen Bestrebung der Gegenpartei ist der Erfolg der Thätigkeit des Z. in Wien zu suchen.

Am 29. Juli 1693 langte Z., von Wien zurückkehrend, in Hermannstadt an und fand in reichem Maße den Dank, auf den treue Pflichterfüllung zu zählen berechtigt ist. Man darf sagen, Z. gehörte von da an zu den einflußreichsten und angesehensten Persönlichkeiten im Kreise der sächsischen Nation. Das Vertrauen derselben äußerte sich nun zunächst in dem raschen Aufsteigen des Mannes im öffentlichen Dienste. Am 23. Februar 1695 wurde ihm das Stuhlrichteramt anvertraut, und schon wenige Wochen später (Frühling 1695) wurde ihm die damals so einflußreiche Würde eines Provinzialbürgermeisters übertragen. In diesen Jahren seiner Amtsthätigkeit ist ihm ein hervorragender Antheil bei einer Reihe von Reformen zuzuschreiben, die das Innerleben der sächsischen Nation betrafen. Sein Genius hat da den bestimmenden Einfluß auf die Entstehung jener zahlreichen Statute und Constitutionen ausgeübt, welche den städtischen Verfassungen und Kreiseinrichtungen frische Gestaltung, dem municipalen Leben feste Normen zu geben bestimmt waren. Das wachsende Vertrauen der Nation wirkte so mächtig, daß ihm bald die schönste Auszeichnung, die im Mittel der sächsischen Nation gewährt werden konnte, zu theil wurde. Am 12. October 1697 wurde der kaum 34jährige Z. zum Grafen der sächsischen Nation und Königsrichter von Hermannstadt erwählt.

Mit dem Vertrauen des Volkes ging die Gunst des Fürsten Hand in Hand. Noch ehe die landesfürstliche Bestätigung des neuen Comes vollzogen wurde, erhob Kaiser Leopold mit Entschließung vom 1. März 1698 den Johann Z. und dessen Familienmitglieder in den Ritterstand des heiligen römischen Reiches

s über diese Standeserhöhung ausgestellte kaiserliche Diplom (1. März 1698) rkannte dem Johann Z., seiner Ehefrau Elisabeth, seinen Descendenten und nen zwei Brüdern das „Prädicat" und den „Ehrentitel": „Sachse Edle n Harteneck".

Die Bestätigung des Comes verzögerte sich nahezu zwei Jahre, weil ein eil des magyarischen Adels den lebhaftesten Widerspruch gegen die Wahl rteneck's erhoben hatte; erst am 5. September 1699 erfolgte diese Bestätigung, ar in den ehrendsten Ausdrücken, aber — und dies wurde als Verkümmerung en Rechtsbrauchs schmerzlich genug empfunden — vorläufig nur für den itraum eines Jahres. Die Thätigkeit, welche S. von nun an auf dem Ge- te des öffentlichen Lebens seines Volkes und der ganzen Heimath entfaltete, ß als eine überaus bedeutende bezeichnet werden. Nichts geschah ohne ihn, allen Angelegenheiten seines Volkes wurde sein Rath eingeholt, eine Reihe chtiger Gutachten floß aus seiner scharfen Feder. Auf allen Landtagen jener it war er der berufene Führer seines Volkes und der meisterhafte Vertreter Interessen desselben. Durch heftige Parteikämpfe ragen vorzüglich die Land- e der Jahre 1701 und 1702 hervor. Der ganze Kampf auf denselben erhält h dadurch ein höheres Interesse, daß die zwei geistvollen Führer der nationalen ndtagsparteien, der Kanzler Nikolaus Bethlen (Haupt der Calviner) und der chsengraf H. fortwährend in persönlichen Gegensatz treten. Drei Dinge sind welche den Ständeversammlungen der Jahre 1701 und 1702 eine hervor- chende Bedeutung verleihen: die Heftigkeit parlamentarischer Irrungen, der der vorwaltenden Persönlichkeiten und der Umstand, daß man das Rollen Würfel hört, die über die Zukunft Harteneck's die Mitentscheidung geben.

Die kaiserliche Regierung hatte den siebenbürgischen Landtag auf den 15. Jan. 01 nach Weissenburg zu dem Zwecke berufen, um von den Ständen die stung einer außerordentlichen Steuer zu verlangen. An der Frage der spa- chen Succession war ein gewaltiger Kampf entbrannt. Um die Mittel zu fassenden Rüstungen zusammen zu bringen, war die Regierung gezwungen, ch die Geldforderungen in Siebenbürgen anzuspannen und eine ganz außerordent- e Beisteuer im Betrage von 800 000 Gulden zu verlangen. Es begann nun dem Landtage, wie gewöhnlich, ein Feilschen und Markten. Nach langen terhandlungen, die das widrige Schauspiel nachlassender Forderung und genden Angebots zeigten, verharrten die Stände dabei, daß die Regierung e Forderung um 150 000 Gulden herabmindern solle. Der Landtag beschloß, ch eine eigene, an das kaiserliche Hoflager abzusendende Deputation diesen chlaß zu erbitten. Zugleich wurde der Beschluß gefaßt, dieser Deputation Vollmacht zu geben, die „Gravamina" des Landes vor den Thron zu bringen d die geeigneten Verhandlungen wegen Abhilfe der Beschwerden zu führen. esen Beschlüssen pflichteten auch die Sachsen bei. An den Vorgängen bei der ahl der Deputirten und an der Frage der Formulirung der Gravamina brannte nun aber der heftigste und leidenschaftlichste Kampf, der alle ndtagssitzungen in der Zeit vom 8. Februar bis 9. März erfüllte. Der dem Kanzler Nikolaus Bethlen ausgearbeitete Entwurf der politischen d Religionsbeschwerden stieß auf die gewaltigste Opposition der Sachsen. trüstet über den Inhalt der Entwürfe, gereizt durch den Versuch, ihnen Recht der freien Wahl der Deputirten zu verkümmern, erklärten die chsen nach langen und aufreibenden Verhandlungen, sich an dieser, ihrem ahl schnurstracks zuwiderlaufenden Gesandtschaft um so weniger zu betheiligen, „der treffliche und höchst gütige Kaiser es verdiene, daß man ihn jetzt, wo von so überaus schweren Regierungssorgen gedrückt werde, mit solchen Streit- en verschone". Die Erklärung der Sachsen: „Wir sind gesonnen, jetzt gar

keinen Deputirten an das Hoflager abzusenden" rief einen Sturm der Entrü
auf Seite der beiden ungarischen Stände hervor. Der flammende Zor
Ungarn richtete sich vorzüglich gegen S.; er sei es, behaupteten sie, de
sächsischen Landtagsmitglieder zu diesen Beschlüssen verleitet habe. Damal
Nikolaus Bethlen im Kreise seiner Genossen geäußert haben: „Den Sachs
uns verderben, sind wir über ihn Sieger geworden, so werden wir die Se
leicht besiegen." Es folgten kampferfüllte Landtagssitzungen. Man beschu
die Sachsen, Haß und Zwietracht unter den Ständen zu säen, man bracht
heftigsten Anklagen und die gröbsten Verdächtigungen gegen S. vor.
Gouverneur verbot den Sachsen den ferneren Besuch des Sitzungssaales
Landtages und verhängte trotz der bestimmten Erklärung der Sachsen, di
schlüsse seien einstimmig gefaßt worden und seien das Ergebniß reifer Erwä
unter sich, Hausarrest über den Nationsgrafen. Erst nach langen Verhandl
ist der Streit mühsam geschlichtet und eine Waffenruhe erzielt worden.
allen Machinationen der Gegner war es keinen Augenblick gelungen, den Na
grafen zu isoliren oder Spaltung in das sächsische Lager zu werfen. In
Reihe von Erklärungen und Urkunden ergriff die sächsische Nationalversamm
das Wort zur Vertheidigung des gekränkten Nationsgrafen und trat mit
Wärme für ihn ein, so in der an das Gubernium gerichteten Declaration,
der Repräsentation, welche die im Landtage versammelten Sachsen an K
Leopold richteten. Als bald nach der Vertagung des Landtages die leg
Vertretung des sächsischen Volkes, die Nationsuniversität, in Hermannstad
sammentrat (6. April 1701), gehörte es zu ihren ersten parlamentar
Schritten, in einer solennen Declaration für den beleidigten und angesein
Nationsgrafen einzutreten. Die Nation fühlte sich verpflichtet und im Inn
gedrängt, das Wort zu ergreifen zur Austilgung des höchst ungerechten Urt
durch das ihr nationales Haupt so schwer verletzt wurde. Mit den 27 S
und Unterschriften der Mitglieder der Universität versehen, liegt diese merkwü
Declaration vom 27. April 1701 im Nationalarchiv zu Hermannstadt
wahrt. Sie ist ein energischer Protest gegen die „ungegründete Verunglimpf
ihres nationalen Hauptes und gegen die „unverdiente Nachrede", als suche
selbe „theils aus persönlichem Interesse, theils aus Ehrgeiz zum Schade
eigenen Nation wie des ganzen siebenbürger Landes und zum Nachtheile S
k. und k. Majestät Dienste Unruhe zu stiften". — Drei Tage später
die Nationsuniversität eine ähnliche Erklärung in dem an den Cardinal K
nitsch gerichteten Schreiben (vom 30. April 1701) aus: „Eure Eminenz ge
— sagte sie am Schlusse desselben — „uns Alle und insbesondere un
Nationsgrafen, in dem die Nation mit sonderlicher List angefochten wird
der einzig und allein unserwegen mit Leiden heimgesucht wird, gnädigst
väterlich zu schützen. Wir hingegen versichern in aller Unterthänigkeit, daß
bereit sind, unsere Subsistenz und unser Wohlsein in Gehorsam und aufrich
Treue unserm allergnädigsten Kaiser aufzuopfern, denn wir kennen ja
Gott auf der Welt keinen anderen Trost als denjenigen, welchen wir bei uns
seit unzählbaren Jahren sehnlichst erwünschten deutschen Landesfürsten suchen
sicher zu finden hoffen." — Der Wiener Hof, der in diesem Falle wohlbe
war, ertheilte zu Anfang des Jahres 1702 die verdiente Antwort auf die
S. und die sächsische Nation erhobenen Klagen. Am 13. Februar 1702
zeichnete Kaiser Leopold die Urkunde, welche in kurzen und bündigen W
den Sachs von Harteneck, Grafen der sächsischen Nation und Königsrichte
Hermannstadt im Amte auf Lebenszeit bestätigte.

Der Landtag vom Jahre 1702, auf dem S. eine so hervorragende
spielte, zeigte dieselbe Heftigkeit parlamentarischer Irrungen wie seine Vorg

aber es waren andere Fragen, die da in Fluß kamen, und andere Interessen, die nach Geltung rangen. An der Frage der Steuerreform entzündete sich die aufregendste Debatte. Nicht aus der Initiative des Landtages, sondern aus den königlichen Propositionen entsprang die Veranlassung, daß die einschneidende Frage über eine gerechtere Vertheilung der Steuern zur Berathung gebracht wurde. Die Stände wurden aufgefordert, ihre Gutachten über die Steuerreform schriftlich zu erstatten. Die sächsische Nation war die erste, die dem Rufe nachkam. Am 23. März 1702 überreichte sie dem Landtage ein umfassendes Operat, das aus der Feder Sachs' stammte. Mit Erstaunen nehmen wir wahr, wie hier moderne Ideen zum Ausdrucke gelangen, Ideen, die erst zu Ende jenes Jahrhunderts siegreich zum Durchbruche gelangten und in den östlichen Ländern der habsburgischen Monarchie erst um die Mitte unseres Jahrhunderts die Herrschaft zu behaupten vermochten. Mit der Festigkeit des klaren Urtheils stellt S. die Grundsätze einer rationellen Steuerreform auf und verlangt, daß die Last fortan nicht mehr auf die Schultern der niederen Classen allein falle. Er stellt es als ein Gebot der Gerechtigkeit hin, daß das Einkommen der Staatsbürger, möge es aus Besitz oder Arbeit herrühren, den Besteuerungsmaßstab bilde und daß eine ebenmäßige und gerechte Austheilung der Steuern zur Geltung gelange. Er fordert daher die Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels und die gleichmäßige Betheiligung der Szekler an den öffentlichen Lasten. Er zählt dann die Operationen auf, durch welche eine Uebersicht über die Steuerfähigkeit der Bevölkerung gewonnen werden könne: Zählungen, Schätzungen, Deklarirungen, statistische Aufnahmen aller Art. Ueberall tritt aus dem Projecte der moderne Gedanke hervor, daß es eine allgemeine staatsbürgerliche Pflicht sei, zu den Lasten des gemeinen Wesens beizutragen, und daß die Steuerkraft der Einzelnen richtig bemessen werden müsse. — Es konnte nicht anders sein, als daß dies Project auf die heftigste Opposition der beiden ungarischen Stände stieß. Der Versuch, die Grundlagen der Verfassung empfindlich zu berühren, schreckte die ganze aristokratisch-ständische Gesellschaftsclasse auf. Gegen S. erreichte die längst vorhandene Erbitterung ihren Höhepunkt. Nicht mit Unrecht ist einmal behauptet worden, als S. sein Steuerproject dem Landtage vortrug, da las er sich sein eigenes Todesurtheil. Auch hat um diese Zeit der Gegensatz zu seinem heftigsten Gegner, dem Kanzler Bethlen, den Culminationspunkt erreicht. Nichts kann die tiefe Erbitterung der beiden Parteiführer greller beleuchten, als die mit einschneidender Schärfe und flammender Erregung gegen Bethlen gerichtete Kampfschrift, die S. zu Anfang des Jahres 1702 verfaßt hat und die durch die Heftigkeit der Sprache, die Energie des Hasses und die Gluth der Leidenschaft unsere Aufmerksamkeit fesselt. Am Schlusse derselben entwirft S. von dem Charakter Bethlen's folgendes Bild: „Siebenbürgen ist zwar das Vaterland Bethlen's, aber er hat von diesem Lande kaum etwas Anderes als die Abstammung; denn er ist an erkünstelter Grandezza ein Spanier, an Gewinnsucht ein Holländer, in der Wahl gewinnerzielender Mittel schmutzig wie ein Savoyarde, in seinen auf Täuschung berechneten Zusagen ein Franzose, an antimonarchischen Principien ein Engländer, im Verlangen nach Ungebundenheit ein Pole, an Eifersucht ein Italiener und verdient auf diese Weise kaum anders als ein seltsam gearteter Minotaurus genannt zu werden."

Die Vorgänge auf den Landtagen der Jahre 1701 und 1702 hatten die Gegner Harteneck's in Schrecken versetzt; insbesondere das denkwürdige Project der Besteuerungsreform hatte eine Fülle von Haß und Besorgnissen gezeitigt. Und diese Gegner kannten keine Scrupel. Die ergrimmten und gereizten Feinde, die ihm den Untergang geschworen hatten, schritten zum Werke der Verfolgung; sie strengten gegen ihn den Hochverrathsproceß an. An Vorwänden konnte es

nicht fehlen. Die nächste Veranlassung bot die Verurtheilung und Hinrichtung des Schäßburger Bürgermeisters Johann Schuller, der von seiner zuständigen Behörde, dem Rathe von Schäßburg, wegen schamloser Erpressungen, Unterschlagung öffentlicher Gelder und vielfachen Amtsmißbrauches zum Tode verurtheilt worden war. Am 28. September 1703 wurde das Todesurtheil an Schuller vollstreckt und dies Ereigniß gab die mittelbare Veranlassung, daß aus den Wetterwolken, die sich seit langer schwüler Zeit aufgethürmt hatten, der zuckende Blitz auf S. niederfuhr und das lange drohende Ungewitter sich entlud. Man vermaß sich zu behaupten, S. habe das Begnadigungsschreiben, welches der Kaiser dem Bürgermeister Johann Schuller ertheilt hatte, mit Füßen getreten. Am 14. October 1703 wurde S. in Hermannstadt verhaftet und noch in derselben Nacht nach dem Schlosse Fogarasch abgeführt. Die Botschaft, welche das Gubernium am 26. October 1703 an die sächsische Nation richtete, verkündete den Beschluß der Landesregierung, gegen S. die Anklage auf Hochverrath zu erheben und dieselbe durch den Director der königlichen Rechtssache vor die Stände des Landes bringen zu lassen. Am 31. October begaben sich dann im Sinne der Normen des ungarischen Gerichtsverfahrens zwei Tabularkanzlisten nach Fogarasch, um dem eingekerkerten S. die Anklage mitzutheilen. Der Angeklagte schloß seine Antwort mit der Erklärung: „Gott und mein Gewissen sind Zeuge, daß in meinen Adern kein einziger Tropfen Blutes rollt, dem die Treue gegen meinen durchlauchtigsten Herrscher mangelt; ich werde mich allen Anordnungen des Commandirenden und des hohen königlichen Guberniums fügen und unaufhörlich bestrebt sein, meinen Eifer und meine Treue gegen meinen allergnädigsten König zu bezeugen." — Hier ist nicht der Raum, den Gang des Processes zu verfolgen und die Anklage, das Zeugenverhör und die Schlußverhandlung im Landtage nach den uns noch erhaltenen Acten des Hochverrathsprocesses zu schildern; nur die Bemerkung möge eine Stelle finden, daß die Anklage gegen S. in sechs Theile zerfiel. Man klagte ihn des Hochverraths an: 1) weil er die „von der geheiligten Hand des Kaisers unterzeichnete Begnadigung Schuller's" mit Füßen getreten, die Hinrichtung desselben aus Haß und Rache anbefohlen habe; 2) weil er oftmals und an verschiedenen Orten vorzüglich auf den siebenbürgischen Landtagen, Spaltung zwischen den Ständen und Nationen erzeugt; 3) weil er dem Könige verderbliche und auf die Untergrabung der Staatsverfassung abzielende Rathschläge ertheilt; 4) weil er die geheimen Beschlüsse des Guberniums verrathen; 5) weil er im Namen der sächsischen Nation, doch ohne Wissen und Zustimmung derselben gehandelt und das Wort geführt; und 6) endlich, weil er ganz schuldlose Leute verschiedener Verbrechen angeklagt, auch Mörder gedungen habe, um diese oder jene Persönlichkeit zu verfolgen. 67 Zeugen wurden in den ersten Novembertagen vorgerufen und vernommen. Das Gerede derselben ist zumeist unsäglich nichtig und werthlos. Wenn gegen S. die Anklage erhoben und zu begründen versucht wurde, daß er in der Person des Schäßburger Bürgermeisters das kaiserliche Begnadigungsschreiben mit Füßen getreten und sich dadurch des Verbrechens des Hochverrathes schuldig gemacht habe, so war diese Behauptung die frechste Lüge, denn daß hier die Lüge ihr finsteres Wesen trieb, darüber kann heute, wo uns der Wortlaut der Begnadigungsurkunde vorliegt, kein Zweifel mehr aufkommen. Schuller ist bekanntlich zum Tode verurtheilt worden, weil er sich schamloser Erpressungen, augenscheinlichen Betrug, Veruntreuung und Unterschleif öffentlicher Gelder zu Schulden kommen ließ, dieser Verbrechen überführt und geständig war. Die Gnade des Kaisers, die in der oft erwähnten Urkunde verkündet wurde, erstreckte sich aber nur auf die Theilnahme Schuller's an dem Ver-

der Falschmünzerei, das einige Jahre früher in Schäßburg verübt wor-
ar.

Im 26. November 1703 versammelte sich der nach Hermannstadt berufene
ag als Staatsgerichtshof, um über die Hochverrathsanklage zu richten,
der Director der königlichen Rechtssachen gegen S. erhoben hatte. Die
ßverhandlung nahm zwei Sitzungen in Anspruch. Es wurde dem S. nicht
mt, selbst seine Vertheidigung zu führen, dieselbe war dem Anwalte
an Gidofalvi übertragen worden. — Am 3. December schritt der Landtag
rtheilsschöpfung. Der Angeklagte wurde des Verbrechens des Hochverrathes
ig erkannt und zum Verluste des Lebens und seiner beweglichen und un-
lichen Güter verurtheilt. Vergebens verlangte der Vertheidiger die Be-
an die Krone. Der Beschluß der Stände sprach die Unzulässigkeit der
lation aus. Der ganze Proceß stellt eine Rechtsbrutalität dar. Wäre
r auf Grund dieses Urtheils hingerichtet worden, müßte man das Ver-
zweifellos einen Justizmord nennen. Aber S. ist zu gleicher Zeit auch
nem zweiten Gerichtshofe, nämlich dem des Hermannstädter Rathes, ver-
t worden. Es ist ein düsteres Bild, das der zweite Proceß aufrollt, ein
das die sittliche Fäulniß zeigt, welche zahlreiche Gesellschaftskreise jener Zeit
n hatte und von der auch das unheimliche Haus Harteneck's angefressen
Selbst gewaltthätig, zuchtlos, der Frauenliebe allzusehr ergeben, hatte S.
glück, ein Weib als Gattin an der Seite zu haben, die in den Verfall der
efer verstrickt war, als er selbst und die gleichmäßig in Haß und Liebe
ge des Verbrechens wandelte. Einst hat der junge und einflußreiche
r Karl Ludwig v. Acton, Adjutant des Commandirenden und Hauptmann
butin'schen Regimente, die Zuneigung dieser heißblütigen Frau zu erregen
den und ist längere Zeit in den vertraulichsten Beziehungen zu ihr ge-
. Aus unbekannten Gründen schlug die heiße Liebe des pflichtvergessenen
plötzlich in wilden Haß um. Wie ein Rachegeist verfolgt sie nun Acton
nur bemüht, ihm den Untergang zu bringen. Mit dämonischem Eifer
ste nach einer Mörderhand, unterhandelt bald mit diesem, bald mit jenem
ten Kerl über die Ausführung des Attentates und empfängt bald diese,
me „Hexe" und fordert dieselben im tiefsten Geheimniß zur Bereitung
scher Mittel auf. Als dann einer der zahlreichen Mordsendlinge, der
rdiener Acton's, Hans Adam mit Namen, nach dem mißglückten Versuche,
Herrn Gift in den Trank zu mischen, sich hatte in das Haus der Familie
ck flüchten müssen, ist derselbe daselbst zuerst verborgen gehalten und
ochen später, nachdem ein mehrmaliger Wechsel des Verstecks vorgenommen
war, durch zwei Diener des Harteneck'schen Hauses meuchlings in einer
enen Kammer des Hauses ermordet worden. Um diese That seiner Frau
Harteneck. In Bezug auf die Mitschuld Harteneck's an dem in seinem
vollbrachten Morde hat erst jüngst ein sächsischer Geschichtsschreiber treffend
: es sei zweifellos, „daß Harteneck durch die Schlechtigkeit seines Weibes
furchtbare Alternative gestellt war, entweder seine Gattin dem rächenden
r Gerechtigkeit zu überantworten oder aber den Zeugen ihrer mörderischen
ge auf das Leben Acton's aus dem Wege zu räumen. Dieser tragische
t läßt seinen Antheil an dem Morde in menschlich milderem Lichte er-
." An demselben Tage (3. December), an welchem der Landtag als
gerichtshof den S. des Verbrechens des Hochverrathes schuldig erkannte,
auch der Gerichtshof des Hermannstädter Rathes zur Urtheilsschöpfung.
de sowol der Theilnahme an den von seiner Gattin unternommenen
ungen Acton's als auch der Theilnahme am Morde Hans Adam's
befunden und demgemäß zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Der

Vorgang gegen die Gattin Harteneck's, die so tief in die Schuld ihres Hau verstrickt war, zeigt, mit welch verschiedenem Maße gemessen wurde; gegen di selbe, die doch die Urheberin der Verbrechen war, wurde die Untersuchung nic weiter fortgesetzt, doch blieb der Proceß mehr als zwei Monate in der Schwe Erst am 20. Februar 1704 faßte der Gerichtshof einen förmlichen Ablassung beschluß.

Die Vollstreckung des über S. ausgesprochenen Todesurtheils fand a 5. December 1703 statt. Mit großer Ruhe, geistliche Lieder singend, ging zum Tode. Der Pfarrer Michael Binder schrieb nach der Hinrichtung in se Tagebuch: „Er hat wie ein Löwe gelebt und ist wie ein Lamm gestorben, u erschrocken und muthigen Geistes, mit wahrer — wenn auch später — Reue Es war am 5. December gegen 3 Uhr Nachmittags, als das an Gedanken un Energie so reiche Haupt vom Rumpfe fiel. Wenn auch eine connivirende Thei nahme Harteneck's an der Blutschuld seines Hauses nicht geleugnet werden kan so darf dadurch das Urtheil der Geschichte über seine staatsmännische Wirksam keit und seine eminente politische Bedeutung, die von seiner sittlichen Haltun nicht abhängig sind, keine Trübung erleiden. Was er seinem Volke war, da haben dessen Vertreter in der denkwürdigen Declaration vom 27. April 170 ausgesprochen. Das habsburgische Haus hatte für die festere Begründung sein Herrschaft in Siebenbürgen nur wenige Vorkämpfer, die an Feuereifer dem gleichkamen. Diese politische Tendenz wurzelte bei ihm tief auf dem Grun einer gesunden Realpolitik. In der Begründung der österreichischen Herrsch in Siebenbürgen, in dem Verbande desselben mit den Ländern, die unter de Scepter des Hauses Habsburg stehen, erblickte er des Vaterlandes Wiedergebu und eine der wesentlichsten Bürgschaften für die Erstarkung des deutsch Elementes. Mit diesem Glauben, der bei seiner Nation längst Wurzel g schlagen hatte, verstand er die Gemüther seiner Volksgenossen immer lebendig zu durchdringen. In den furchtbaren Wirren, die bald nach seinem Tode üb das Land hereinbrachen, ist der Verlust dieses Mannes — auch von sein Gegnern — oft schmerzlich empfunden worden. Als die Wogen eines furch baren Bürgerkrieges über dem Lande zusammenschlugen, als Noth und Ve wirrung sich steigerten, da hat der commandirende General von Siebenbürge Graf Rabutin, als er rathlos und verlassen dastand, einstens in seiner Hilflos keit den Rathsmitgliedern des Guberniums gegenüber ausgerufen: „Wo Sachs! Wo ist Sachs! er würde mir bald rathen. Wenn ich ein Wort rede sagte er zehn, wenn ich aber jetzt zehn rede, antwortet Ihr kein einziges." —

Harteneck, Graf der sächsischen Nation, und die siebenbürgischen Part kämpfe seiner Zeit, 1691—1703. Nach den Quellen des Archives der b standenen siebenbürgischen Hofkanzlei und des sächsischen National-Archives Hermannstadt, von Prof. Ferdinand v. Zieglauer. Hermannstadt 1869, 8 470 S., dazu das Ergänzungsheft, Hermannstadt 1872, 80 S. — Zur G schichte der Familie Zabanius Sachs von Harteneck. Von Karl Schull Hermannstadt 1864. — Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutsche Von Joseph Trausch, III, 513—532.

v. Zieglauer.

Sachs: Philipp Jakob S. von Löwenheim, in Breslau geb am 26. August 1627 und † am 7. Januar 1672, war der Sohn des Tobi S. v. L., Erbherrn auf Klein-Bresa bei Breslau, und durch seine Mutter U sula ein Enkel des berühmten Arztes Daniel Rindfleisch (Bucretius). Nach er 1646—49 in Leipzig studirt und dort die Magisterwürde erworben hat besuchte er 1649—51 die berühmtesten Universitäten und Aerzte der Niederla Frankreichs und Italiens und promovirte in Padua am 27. März 1651

Dr. med. Sein übriges, nur kurzes Leben war der ärztlichen Praxis in ſeiner Vaterſtadt Breslau gewidmet. Kurz vor ſeinem Tode, am 11. Mai 1671, wurde er vom Magiſtrat zum Stadtphyſicus gewählt. Vermählt war er ſeit 1653 mit Anna Magdalena Bencke, ſein Geſchlecht blühte noch lange in der Vaterſtadt. Sehr angenehme Umgangsformen, die ſchon auf der großen Reiſe ausgebildete Gabe eines leichten Anſchluſſes an andere Männer ſeines Fachs und eine unermüdliche Luſt zum Correſpondiren haben ihn die größten Verdienſte um die 1652 von einigen Schweinfurter Aerzten begründete Academia Naturae Curiosorum erwerben laſſen. Er trat 1658 als Mitglied in dieſelbe ein unter dem Namen Phosphorus und wurde 1666 Adjunct des neuen Präſes Fehr. Mit großer Rührigkeit führte er ihr immer neue Mitglieder zu. Durch ſeine Verbindungen in Wien gelang es, den Kaiſer Leopold für dieſelbe zu intereſſiren und ihre 1677 erfolgte Anerkennung als kaiſerliche Anſtalt zu befördern. Im J. 1687 erhielt ſie den Titel „Sacri Romani Imperii Academia Caesarea Leopoldina“ mit weitgehenden Rechten und Privilegien. Mit wahrem Feuereifer war er bemüht, die Akademie zu litterariſcher Thätigkeit zu beleben und er hatte endlich den Erfolg, 1670 die „Miscellanea curiosa medico-physica s. Ephemerides medico-physicae Germanicae curiosae“ ins Leben treten zu ſehen, die dann als wiſſenſchaftliches Organ der Akademie lange Jahre in Breslau erſchienen. Er ſelbſt beſorgte nur die erſten zwei Jahrgänge davon. Sein ſchwächlicher Körper war den Anſtrengungen, die er ſich zumuthete, nicht lange gewachſen. Vorher hatte er ſelbſtändig erſcheinen laſſen „Ampelographia“, Leipzig 1661, „Oceanus macro-microcosmicus“, Breslau 1664, „Gammarologia“, Frankfurt und Leipzig 1665.

Memoria Sachsiana von ſeinem Landsmann Joh. Dan. Major im 5. Bande der Ephemerides. — Büchner, Academiae Leopoldino-Carolinae historia. — Ein Reſt ſeines Briefwechſels und das Tagebuch ſeiner großen Reiſe ſind noch auf der Breslauer Stadtbibliothek vorhanden.

Markgraf.

Sachſe: Chriſtian Friedrich Heinrich S. wurde am 2. Juli 1785 zu Eiſenberg im Herzogthum Sachſen-Altenburg geboren, wo ſein Vater Lehrer an der Stadtſchule und Cantor an der Stadtkirche war. Seinen erſten Unterricht empfing er meiſt von zwei älteren, nun längſt im Pfarramte verſtorbenen Brüdern, während ihm ſein Vater gleichzeitig ein tieferes Verſtändniß der Muſik eröffnete. Später beſuchte S. das Lyceum ſeiner Vaterſtadt und bezog Oſtern 1804 die Univerſität Jena, wo er ſich bis 1807 dem Studium der Theologie widmete. Danach war er längere Zeit Hauslehrer in der Familie eines Gutsbeſitzers zu Klein-Lauchſtädt bei Merſeburg, wurde 1812 Diakonus in dem Städtchen Meuſelwitz bei Altenburg und von hier 1823 als Hofprediger nach Altenburg berufen. Im J. 1831 wurde er auch Conſiſtorialrath und zehn Jahre ſpäter ertheilte ihm die Univerſität Jena die theologiſche Doctorwürde. Das ſeinem äußeren Verlaufe nach einfache und glückliche Leben Sachſe's ſollte in dem letzten Jahrzehnte eine Trübſal nach der andern erfahren. Mit rauher Hand griff der Tod in daſſelbe hinein und nahm dem alternden Vater in neun Jahren neun theure Familienglieder, darunter ſeine Gattin und ſeinen reichbegabten Sohn Rudolf, der als Candidat der Theologie und Lehrer an der Bürgerſchule zu Leipzig 1855 im Alter von 27 Jahren ſtarb. Dieſe herben Schickſalsſchläge lähmten allmählich die Arbeitskraft Sachſe's, und ſo ließ er ſich 1859 von den Arbeiten im Conſiſtorium entbinden und im Februar 1860 auch als Prediger in den Ruheſtand verſetzen. Eine einzige ihm gebliebene Tochter pflegte ihn in ſeiner Schwachheit und Krankheit, bis auch ihn der Tod am 9. October 1860 von hinnen rief. — S. war eine überaus milde und friedfertige Natur; ſein

liebenswürdiges Wesen fand überall Eingang, erweckte überall Vertrauen. Rebe seiner gesegneten Wirksamkeit als Pastor offenbarte er mehrfach seine Gabe d Poesie, die von seinem Vater auf ihn und von ihm auf seinen Sohn Rudo übergegangen war. Den ersten Anlaß, mit dieser poetischen Gabe hervorzutrete bot ihm die 300jährige Feier der Reformation. Mit seinem Freunde Chr Heinr. Fürchtegott Mörlin (geb. 1787 zu Camburg, † 1852 als Pfarrer z Monstab bei Altenburg) gab er „Lieder für das Reformationsjubelfest" (1817 heraus; später vereinigte er sich mit demselben Freunde zur Herausgabe de „Evangelischen Jubellieder zur Feier des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses (1830). Bereits 1822 war von S. allein eine Sammlung geistlicher Lied unter dem Titel „Christliche Gesänge zum Gebrauche bei Beerdigungen und b der Todtenfeier" erschienen, Gelegenheitslieder im eigentlichen Sinne des Wort da sie von S. in seiner ersten Gemeinde bei besonderen Trauerfällen gedicht wurden. Wegen ihrer echt christlichen Weihe haben viele dieser Gesänge Eingan in das Leipziger und verschiedene andere Gesangbücher gefunden. S. ist auc Dichter der Festgesänge bei der Einweihung des Gustav-Adolf-Denkmals bei Lütz (1832) und bei der 400jährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Leipzig (1840 Nach seinem Tode (1861) gaben seine Freunde Schottin und Fraustadt d „Nachgelassenen Gedichte von Chr. H. Sachse und seinem Sohne Rudolf Sachse heraus.

O. Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert. Gütersloh 1879, S. 418
— Dr. Karl Schütze, Deutschlands Dichter und Schriftsteller. Berlin 1862 S. 329.

Franz Brümmer.

Sachse: Johann David Wilhelm S., Arzt, als Sohn des Amt chirurgen A. W. S. zu Uelzen im Lüneburgischen am 16. November 1772 g boren, war von 1788—91 Zögling des königl. großbritannischen und kurfürstl braunschweig-lüneburgischen Collegium chirurgicum, bezog darauf die Universit Göttingen, wo er 1793 mit der Dissertation „De tympanitide" die Doctorwürd in der Medicin und Chirurgie erwarb, prakticirte darauf einige Jahre lan unter Leitung von Lentin in Lüneburg, dessen Schwiegersohn er 1795 wurd und ließ sich im letztgenannten Jahre zu Parchim in Mecklenburg als praktisch Arzt nieder. Hier erlangte er eine rasch zunehmende und bald sehr blühend Praxis und erwarb sich durch Einführung der Kuhpockenimpfung ein große Verdienst. Eine diesem Zwecke gewidmete Schrift „Beobachtungen und Bemer kungen über die Kuhpocken, mit Rücksicht auf die Einwendungen des Herrn Hof rath Hertz" (Berlin und Stettin 1802) fand in weiteren Kreisen Anerkennung Ebenso erwarb er sich durch sein gediegenes Werk „Das Wissenswürdigste üb die häutige Bräune" (2 Bde., Lübeck 1810 und Hannover 1812), sowie dur verschiedene weitere, von Litteraturkenntniß sowol wie von seiner Beobachtungs gabe zeugende Abhandlungen in medicinischen Zeitschriften auch in Gelehrten kreisen ein so großes Ansehen, daß ihm auf Empfehlung Hufeland's 1818 di klinische Professur in Bonn angeboten wurde. Doch lehnte er diese ab un folgte um 1820 einem Rufe als Leibarzt des Großherzogs Friedrich Franz vo Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust, nachdem er schon 1797 zum Titular Hofmedicus ernannt und etwas später nach Schwerin übergesiedelt, auch 180 zum wirklichen Hofmedicus und 1819 zum Medicinalrath ernannt worden wa 1822 erhielt S. den Titel als Geheimer Medicinalrath, 1837 nahm er sein Entlassung aus der Stellung als Leibarzt. 1843 beging er in voller Rüstigkei und durch mannichfache Ovationen und Ehrenerweisungen ausgezeichnet sei 50jähriges Doctorjubiläum, zog sich dann aber infolge eines überhand nehmende Lungenleidens von der Praxis zurück und widmete sich in seinen letzten Lebens

jahren dem Ordnen seiner reichen Kupferstichsammlung, sowie der Vervollständigung seiner Sammlung von Bildnissen berühmter Aerzte, deren Werth er durch Ausstattung mit biographischen und bibliographischen Notizen erhöhte. Er starb als Nestor der mecklenburgischen Aerzte nach längerem Leiden am 12. April 1860. Außer den genannten litterarischen Arbeiten sind besonders die Verdienste bemerkenswerth, die sich S. um Hebung des Seebades Doberan erwarb. Der erste Band seiner 1835 und 1839 in zwei Abtheilungen veröffentlichten „Medicinischen Beobachtungen" handelt ausschließlich von den Wirkungen und dem Gebrauch der Bäder, insbesondere des Seebades zu Doberan, das durch seine auf Beseitigung verschiedener Mängel und Verbesserung der Einrichtungen hinzielenden Bemühungen einen großen Aufschwung nahm. Weitere Veröffentlichungen Sachse's über das genannte Bad, sowie seine anderen litterarischen Leistungen sind in den unten angegebenen Quellen verzeichnet. Nicht unerwähnt darf noch die nützliche Mitwirkung bleiben, welche S. bei der Bearbeitung der neuen mecklenburgischen Medicinalordnung vom Jahre 1830 leistete.

Vgl. Deutsche Klinik, Jahrg. 1860, Bd. XII, Nr. 45, Drei Nekrologe S. 435—437. — Biogr. Lex. hervorr. Aerzte von A. Hirsch, V, 143.

Pagel.

Sachße: Robert Karl S., geboren zu Leipzig am 13. Januar 1804, † zu Heidelberg am 27. December 1859. Auf der Thomasschule zu Leipzig vorgebildet, bezog S. die dortige Universität, um sich, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, dem Studium der Mathematik zu widmen. Doch umfaßten seine Studien, da er jeder Einseitigkeit abhold war, alle philosophischen Disciplinen. Nachdem er 1829 die philosophische Doctorwürde erworben, siedelte S. nach Heidelberg über, wo er, der schon in Leipzig auch juristischen Studien obgelegen hatte, auf Rath und unter Anleitung seines Verwandten, des berühmten Rechtslehrers Karl Salomo Zachariae, noch ein Jahr lang sich ausschließlich der Jurisprudenz widmete und 1830 zum Dr. juris promovirt wurde. Nach weiterer gründlicher Vorbereitung habilitirte er sich 1833 als Privatdocent an der Universität Heidelberg. Von Kindheit an ein großer Bücherfreund, so daß er schon als Knabe auf die Vergnügungen seiner Altersgenossen verzichtete, um sich mit ersparten Groschen Bücher zu erwerben, fühlte sich S. in hohem Maaße zu der bedeutenden Heidelberger Universitätsbibliothek hingezogen, und füllte die Mußestunden des Privatdocenten mit freiwilliger Arbeit bei der Bibliotheksverwaltung aus. Seine Thätigkeit wurde 1835 durch seine Ernennung zum Bibliothekar anerkannt. Neben seinen Berufsarbeiten an Universität und Bibliothek pflegte S. mit unermüdetem Eifer und gründlicher Sachkenntniß das Studium des Deutschen Rechtes in seiner historischen Entwicklung, welche er bis in die ältesten Zeiten hinauf und in ihrer Erscheinung bei den übrigen germanischen Stämmen verfolgte; in einer Reihe von selbständigen Werken und Aufsätzen in Zeitschriften hat er die vielfach neuen Ergebnisse seiner Forschungen niedergelegt. Seine Lehrthätigkeit wurde 1844 durch seine Ernennung zum außerordentlichen Professor anerkannt. Ein stiller anspruchsloser Mann, dessen Aeußeres wol die Vermuthung erregen konnte, daß er unfreundlichen und mürrischen Gemüthes sei, war S. denen, die ihm näher traten, ein lieber und treuer Freund. Seine gediegene Gelehrsamkeit verband sich mit echter Frömmigkeit und einer wahrhaft vornehmen Gesinnung. Viele, die in Heidelberg studirten, haben seine reiche Bücherkenntniß und sein jedes ernste Studium bereitwillig förderndes Entgegenkommen in dankbarer Erinnerung.

Schriften: „Sachsenspiegel oder sächs. Landrecht, zusammengestellt mit dem schwäbischen nach dem Cod. Palat. 167 unter Vergleichung des Cod. pict. 164 mit

Uebersetzung und reichhaltigem Repertorium". Heidelberg 1848; „Das Beweisverfahren nach deutschem mit Berücksichtigung verwandter Rechte des Mittelalters." Erlangen 1855, und viele Aufsätze in Zeitschriften.

v. Wyss.

Sachsendorf: der von S., Minnesänger. Man darf ihn wol für jenen Ulrich von Sachsendorf halten, der im Gefolge Herzogs Friedrich von Oesterreich 1240 Ulrich von Lichtenstein auf dessen Maskenfahrt als König Artus bei Wiener-Neustadt an der Leitha ritterlich begrüßte (Lichtenstein's Frauendienst in Lachmann's Ausgabe S. 472, 17 ff.). Dieser Ulrich von Sachsendorf ist urkundlich 1249 nachgewiesen: er nannte sich nach dem Dorf Sachsendorf bei Kollersdorf (Gerichtsbezirk Kirchberg am Wagram) in Niederösterreich und war ein Ministeriale der Herren von Küenring. Ein anderer, älterer Ulrich v. Sachsendorf, vermuthlich der Großvater des Dichters, bezog Einkünfte von Gütern in Sitzendorf, welche der Cistercienserabtei Zwetl gehörten. Gleich dem Minnesänger Pfeffel (s. A. D. B. XXV, 611), den neuerdings Grimme (Germania 33, 53) 1220 in Oesterreich urkundlich nachgewiesen hat, gehörte er zu dem Dichterkreise am Hofe des streitbaren und kunstliebenden österreichischen Herzogs. Daraus kann man die Zeit seines Dichtens annähernd bestimmen: um 1240. — Seine Poesie bewegt sich, soweit wir aus den erhaltenen sieben Gedichten urtheilen können, durchaus im höfischen Geschmack. Zwei Lieder beginnen mit typischem Natureingang und contrastiren das eigene Liebesweh gegen die Frühlingsfreude. Vier andere, von denen zwei unvollständig überliefert zu sein scheinen, sind conventionelle Huldigungen mit den hergebrachten Klagen und Betheuerungen. Eins derselben wendet sich in der einleitenden Strophe an die Ritter und schärft ihnen die Verehrung der Frauen ein. Weitaus das frischeste und originellste Gedicht ist ein höfisches Tanzlied mit Daktylen und innerem Reim, das dem realistischeren Geschmack, wie er in Oesterreich durch Neidhart von Reuenthal eingeführt war, etwas entgegen zu kommen scheint. Der epische Eingang gibt ein Tanzbild: der Dichter hat die Geliebte im Reigen gesehen springend mit wohlstehendem Schleier und weißem Halse, sich windend wie eine Weidengerte; dann macht der Wunsch, des Nachts ihr Schildgefährte zu sein, und der Gedanke an ihren preislichen runden Leib den Uebergang zur reinen lyrischen Fortführung in der Weise des gewöhnlichen Minneliedes. Die allgemeine Richtung und Stimmung seiner Poesie verdankt Sachsendorf Reinmar von Hagenau; an ihn erinnert besonders das Spiel mit Revocatio und Selbstvorwürfen. Für Anderes, wie die Behandlung des Natureingangs, gab Walther die Anregung: z. B. gegen des meien höhgezît (II, 7) geht auf Walther gên wir zuo des meien höhgezîte (Lachmann, 46, 22) zurück. — Jedes Gedicht hat seine eigene Strophenform, ein Beweis für die formale Begabung des Dichters, auf welche er mit nicht ganz aufrichtiger Bescheidenheit selbst hinweist.

v. d. Hagen, Minnesinger I, 300 ff.; III, 636; IV, 236. — Bartsch, Deutsche Liederdichter, Nr. XXXIX. — Storck, Der von Sahsendorf. Carmina quot supersunt recognovit emendavitque. Monasterii 1868, dazu Bartsch, Germania 15, 251 f. — Kummer, Herrand von Wildonie. Wien 1887, S. 64 f. — Grimme, Germania 33, 53 ff. (mit falscher Deutung und Datirung des Zeugnisses in dem Zwetler Stiftungsbuch).

Burdach.

Sachsenheim: Hermann v. Sachsenheim, der Dichter der Möhrin, war schwäbischer Herkunft. Seine angesehene und vielverzweigte Familie, die noch heute nicht ausgestorben ist und im 14/15. Jahrhundert den württembergischen Fürsten eine lange Reihe einflußreicher Beamten geschenkt hat, führt ihren Namen

von dem heutigen Städtchen Groß-Sachsenheim, Oberamt Vaihingen. Ob des Dichters Wiege hier gestanden hat oder auf dem Gute Ingersheim am Neckar, nach dem sein Vater Schwarzhermann gelegentlich genannt wird, das ist unbekannt. Als Geburtsjahr Hermann's gilt gewöhnlich 1365: da aber die Verse, auf denen diese Berechnung beruht (goldn. Tempel 1228), wahrscheinlich älter sind, als das Gedicht, in dem sie jetzt ihren Platz gefunden haben, so wird Hermann wenig früher, 1363 oder 1364, geboren sein. Es scheint, daß er etwas gelehrte Bildung genossen, vielleicht gar eine Hochschule besucht hat; er verstand Latein und hatte viel gelesen, läßt sich selbst einmal büechin, in Büchern bewandert, nennen; er redet von den Zeiten, da er als Schüler heimliche Bücher studirte, und seine juristischen Kenntnisse gehen über das Laienhafte erheblich hinaus. Auch medicinische Rathschläge bringt er gelegentlich vor, doch nicht mehr, als die Praxis der Turnierverletzungen lehren konnte: die Arzneikunde gilt weder seinen Standesgenossen noch ihm selbst als völlig standesgemäß. Das ist entscheidend. Denn in erster Reihe ist auch er nicht Jurist, nicht Beamter, sondern Ritter: auf Nichts bildet er sich mehr ein, als auf seine gelben Sporen. Die Ritterwürde erhielt er nach eigner Angabe zu Bregenz. Seit 1392, dem Todesjahre seines Vaters, erscheint er in Urkunden, zunächst nicht häufig, seltner als andre Glieder seiner Familie. Erst seit Gräfin Henriette von Mömpelgard nach dem frühen Tode ihres Gatten Eberhard 1419 für ihre beiden minderjährigen Söhne die vormundschaftliche Regierung Württembergs angetreten hatte, erst seit dieser Zeit begegnet Hermann's Name öfter unter den Räthen des gräflichen Hauses so nahm er z. B. am 25. November 1419 Theil an der beredunge van der hyrad und co des jungen Grafen Ludwig mit der Pfalzgräfin Mechthild, die damals noch in der Wiege lag. 1421 und 1426 ist er Vogt zu Neuenburg, 1427 zu Scheelberg (bei Weinsberg) gewesen. Auf dem unglücklichen Hussitenfeldzuge des Jahres 1431 wird er seine Seele mit dem tiefen Haß gegen die ketzerischen Böhmen gesättigt haben, der aus den Dichtungen des Greises spricht: nur den Schweizern widmet er einen gleich dauerhaften Widerwillen. Im selben Jahre verlieh der inzwischen volljährig gewordene Graf Ludwig dem Dichter das Familienlehen zu Groß-Sachsenheim, das bis dahin sein Stiefvater inne gehabt hatte; seine zweite Ehe brachte ihm einen Wohlstand, der seine Freundwilligkeit den gräflichen Brüdern höchst werthvoll machte. So steigt er im Range. Seit 1431 war er für einige Jahre Lehnsrichter; schon in dieser Eigenschaft hat er sich oft, vielleicht dauernd, in Stuttgart aufgehalten, wo er bald auch Besitzungen erwarb. Als die Grafen 1442 Württemberg unter sich theilten, und Stuttgart sowohl wie Sachsenheim dem jüngeren, Ulrich, zufiel, scheint sich Hermann, der Ludwig näher gestanden hatte, mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurückgezogen zu haben; 1446 machte er sein Testament; seit dem Tode des Grafen Ludwig (1450) ist er meines Wissens urkundlich nicht mehr bezeugt. Aber wunderbar! Die ehrenvolle Muße des Hochbetagten erweckt in ihm einen litterarischen Ehrgeiz, zeitigt eine dichterische Fruchtbarkeit, wie sie in diesem Alter wohl beispiellos ist: in weniger als einem Decennium drängt sich das poetische Schaffen des achtzigjährigen Novizen zusammen. Auch als Dichter dient er dem Hause seines verstorbenen Herrn: Ludwig's Wittwe Mechthild, die inzwischen Herzog Albrecht von Oestreich geheirathet und in Rotenburg am Neckar ihre Residenz hatte, die berühmte „Liebhaberin aller Künste" ist es zumeist, für die er dichtet. Aus seiner rastlosen Thätigkeit ruft den mehr als neunzigjährigen Greis der Tod am 29. Mai 1458 ab; er wurde in der Stiftskirche zu Stuttgart begraben; seine Grabschrift hatte er längst selbst verfaßt. Von seinen Söhnen ist der zweite, Hermann von Sachsenheim, um die Wende des Jahrhunderts zu hohe Amt eines herzoglich württembergischen Landhofmeisters bekleidet.

Hermann von Sachsenheim hat ein merkwürdiges Seitenstück an Jakob Pütric
(A. D. B. XXVI, 744); ähnliche Verhältnisse schaffen eben ähnliche Männe
Beide sind vornehme und angesehene Beamte, die das öffentliche und privat
Leben ihrer Zeit von Grund aus kennen; aber beide gehen darin nicht auf; ohn
Sentimentalität, aber doch mit warmem Interesse weilen die Gedanken ihre
Muße in der guten alten Zeit des blühenden Ritterthums mit seinen Waffenthate
und seinem Minnedienst, und dies Interesse wächst mit den Jahren; im Alte
ja im hohen Alter bricht die Schwärmerei der Feierstunden beherrschend durch
Beide verehren in Wolfram, dem sie beide natürlich auch den Titurel zuschreiben
das Muster der wahren Dichtkunst. Und beide bringen, auch das nicht zufällig
ihre poetischen Huldigungen derselben hohen Frau dar, der Baier mit naive
Zutraulichkeit, der Schwabe in respectvoller Zurückhaltung; auch darin sind si
sich gleich, daß sie aus der Ferne den Unterschied zwischen Mechthild's moderne
Richtung und ihren eignen altfränkischen Liebhabereien nicht zu fassen vermögen
Und doch trennt eine tiefe Kluft die beiden verwandten Naturen. H. wir
immerhin weit mehr von der Gegenwart beherrscht als Pütrich. Dieser i
im Grunde doch eben nur Liebhaber, Büchernarr, Sammler und Leser; H. i
höchst productiv, voll Schaffenslust und -kraft, seinem Vorbilde Wolfram i
manchem congenial. Voran in einem. H. ist ein begabter realistischer Humori
gleich Wolfram; er übt fröhliche Selbstironie, lacht über sich selbst, wie er an
hinkendem Maultier als klappriger Greis zum Turnier fährt; er wendet burlesk
Bilder, wie sie das Volk liebt, unbefangen in ernsthafter Erzählung an, ver
gleicht z. B. einen vorsichtigen Herrn, der ängstlich wattirt und bandagirt zum
Turnier reitet, einer Fliege, die in den Brei gefallen ist; er gießt seinen All
gorien Blut in die Adern dadurch, daß er ihr Thun und Treiben durch allerle
schwäbische Localscherze und Zeitanspielungen, Sprüchwörter, Thierfabeln, Anklänge
ans Volkslied, parodirte kirchliche Hymnen belebt und erläutert; ihm glück
gelegentlich Nebenfiguren von derber Handgreiflichkeit; das Leben seiner Zeit pulsi
fühlbar in seinen Versen. All' das wirkt ja ganz anders in der breiten selbst
gefälligen Plattheit der Hermann'schen Erzählung, als in der leidenschaftliche
Energie Wolfram'scher Darstellung: aber wir spüren doch einen Hauch ve
wandten Geistes. Und damit ists nicht abgethan. Von Wolfram hat Herman
seine beiden Hauptpersonen, Frau Minne und Frau Aventiure, die freilich i
seiner breiten Ausführung ein ganz ander Gesicht bekommen; aus Wolfram'
Belakane und Kundrie ist Hermann's Möhrin Brünhild zusammengewachsen
Duldung und Achtung vor Andersgläubigen hat H. von Wolfram gelernt, abe
bezeichnend genug nur vor den Heiden: auf Juden und Ketzer erstreckt sich die
angelernte Toleranz nicht. Er citirt Wolfram auf Schritt und Tritt, früh
mehr den Parzival und Willehalm, später mehr den (jüngern) Titurel: al
andern mhd. Dichtungen werden zusammen nicht halb so oft von dem belesene
Manne erwähnt. Und wolframisch war es auch, wie Hermann's Zeit Wolfra
auffaßte, wenn der gebildete Dichter seine theologische und profane Wissenscha
nicht unter den Scheffel stellt, wenn er Heiligenlegenden und Physiologus, b
Philosophen Jesus und Plato, Heldensage und moderne Reisebeschreibung zu
Schmucke seiner Gedichte unterschiedslos heranzieht, wenn er, der schwerlich we
über Schwabens Grenzen herausgesehen hat, mit seiner geographischen Kenntni
der gesammten Culturwelt vom Cap Finisterrä bis nach Schivelbein prunkt.

Durch gute äußere Zeugnisse sind als Werke Hermann's erwiesen die Möhri
der er mit Recht in erster Reihe seinen Dichterruhm dankt, ferner die Grasmet
seine Grabschrift und der goldne Tempel. Innere Gründe sichern ihm außerde
das Abenteuer vom Spiegel, die Mähre vom Schleiertüchlein und die strophis
Dichtung vom Arzte Jesus. Was man ihm bisher sonst hat beilegen woll

der vielen Traumerzählungen der Zeit, gehört ihm sicher nicht: doch
szuschließen, daß ein glücklicher Finder unter den zahlreichen herren-
orien des 15. Jahrhunderts noch das eine oder das andere Machwerk
aufstöbere. Zweifel an seiner Verfasserschaft werden kaum möglich
iederholt sich, ein sparsamer Haushalter, so massenhaft in Erfindung,
Scherzen und Anspielungen, daß er nicht zu verkennen ist. Solche
ngen ermöglichen im Bunde mit der Eigenheit seines Versbaus und
icklichen Angaben und Beziehungen auch eine annähernd zuverlässige
e seiner Dichtungen.

hnte sich in seinem Versbau an die gute Technik seiner mhd. Vor-
in Betonung. Reim und Rhythmus ist er für seine Zeit bemerkens-
er, und die Kunst der Reimbrechung übt er mit einer übertriebenen
zkeit, die eintönig wirkt. Jesus der Arzt besteht aus zehnzeiligen
im übrigen sind Hermann's sämmtliche Dichtungen in Reimpaaren
aß am Schluß, auch vor großen Absätzen vereinzelt Dreireim eintritt,
n Wirnt und seiner Schule übernommen. Nun fand H. aber bei
emischt dreihebige Verse mit klingendem und vierhebige mit stumpfem
as 15. Jahrhundert gestattete diese Versmischung nicht; H. mußte
iden, ob er 3 oder 4 Hebungen wählen wollte. Er beginnt mit
n, aber er beschränkt sich, der mhd. Technik treu, fast ausschließlich
se Reime. Die Grasmetze zeigt noch Unsicherheit, hat neben 4hebig
nicht selten drei- und vierhebig klingende Reimpaare; in der Möhrin
ie zweisilbigen Ausgänge etwa ein halb Procent; in Jesus dem
Grabschrift und der Wappenbeschreibung, die dem goldnen Tempel
ist, fehlen sie ganz. Aber auf die Dauer behagt H. das eintönige
der achtsilbigen stumpfen Verse nicht mehr. Er wechselt, geht zu drei-
rsen über. Ganz consequent bevorzugt er jetzt im Princip klingende
Man merkt, wie er in den Erstlingen der neuen Technik, dem
d dem goldnen Tempel, anfangs nach möglichst viel zweisilbigen Reimen
r schon innerhalb dieser Gedichte läßt gegen Ende der Eifer
gewohnten stumpfen Reime überwiegen mehr und mehr. Anderseits
denselben Werken zunächst zahlreiche vierhebige Zeilen gewohnheits-
unter: erst im Fortgang der Arbeit festigt sich die neue Art. Sie
im Schleiertüchlein: die dreihebigen Reimpaare sind ohne Ausnahme;
klingende Reime bemüht sich der Dichter nicht mehr: mehr als $^4/_5$
schließen stumpf.

Jugenddichtungen Hermann's wissen wir nichts: wenn er im Spiegel
rzählt, er habe als junger Knab in Frau Venus Dienst die leichenny
, so ist das wenigstens nicht deutlich. Die rohe Erzählung von der
auf die er in der Möhrin anspielt, hat er erst als alter Mann ver-
unschönes parodisches Motiv des absterbenden Minnesangs wird
tig breit getreten: unglückliche Werbung des höfisch gebildeten Ritters
iedre Dirne, die seine hochtrabenden minniglichen Liebesphrasen mit
Schmähreden beantwortet. Ein ähnliches Thema war schon vor H.
aren behandelt worden, in der Erzählung von eime gewerbe eins
(Meyer und Mooyer, Altd. Dichtgn. 44 fgg.), wo die spröde
rdings keine Dorfmagd ist: vielleicht kannte H. den Dialog. Aus
esitz vergröbert er das überkommne Motiv noch dadurch, daß er sich,
nden, als alt und impotent schildert und die Werbung in einen Noth-
h gegen die schimpfende Grasmetze auslaufen läßt, der an der Un-
es Alters scheitert. Nicht einmal diese Selbstverspottung war Hermann's
e Erfindung: schon der Schulmeister von Eßlingen hatte sich ähnlich

zur Beluſtigung des verehrlichen Publicums Preis gegeben. Trotz alledem fa
das häßliche Gedicht Beifall: Folz, dem freilich kein Stoff zu ekel war, h
es nachgeahmt (Zeitſchrift f. deutſches Alterthum 8, 510): aber ſelbſt er nah
an dem greiſen Liebhaber Anſtoß und erſetzte ihn durch einen jungen Geſellen.

Eine merkwürdige Verirrung, dieſe Grasmetze, merkwürdig zumal im Ve
gleich mit den ſpäteren Arbeiten Hermann's. Aber doch nicht ganz unverſtändlic
Der alte Herr hat in ſeinen alten Tagen doch noch etwas von Entwickelun
durchgemacht. Von der Grasmetze zum Schleier hat er in großen Schritten de
Weg von der frechen Parodie bis zum heiligſten Minneernſt durchmeſſen; d
Lebemann, der in der Grasmetze ſich würdelos proſtituirt, der noch in d
Möhrin allerlei tolle Streiche nicht ungern zugibt, und der gefühlsſelige ſchwä
mende Held des Schleiers ſind ſtarke Gegenſätze: aber die verſchiedene Miſchun
dieſer Elemente charakteriſirt eben die Dichtungen Hermann's, der ſich auc
darin als Kind einer Uebergangszeit bewährt; er iſt nie ein weltverlorner Do
Quixote, aber die umgebende Wirklichkeit iſt ihm auch nirgend Alles. Jen
Miſchung iſt in dem Graukopf der Grasmetze unerfreulich, roh komiſch, abe
ſie fehlt nicht; ſie iſt am glücklichſten getroffen in Hermann's beſtem und größte
Werk, in der Möhrin.

Die Möhrin wurde im Jahre 1453, drei Jahre nach dem Jubiläum unte
Papſt Nikolaus, gedichtet und der Herzogin Mechthild, wie ihrem Bruder Friedri
von der Pfalz gewidmet. Es liegt ein leiſer, nirgend aufdringlicher Hauch vo
Ironie über dem Gedichte. Es iſt keine Parodie, aber es hat parodiſche Strec
und Figuren; gleich die Titelheldin, das rabiate Mannweib Brünhild, das ſi
ſagen laſſen muß, aus ihr rede der Wein, iſt eine komiſche Charge, und nic
eine der handelnden Perſonen iſt ohne humoriſtiſchen Beigeſchmack. Wir wiſſe
nicht immer, wo es dem Dichter Ernſt iſt, wo Spaß. Der übliche Natureingan
beginnt die Möhrin wie den Spiegel und den Schleier: derſelbe Fußſteig füh
in allen dreien den ſpazierenden Dichter durch eine tiefe Klinge an ein Waſſe
Von da wird er in der Möhrin durch Zauberei in den Venusberg, ins Rei
der Frau Minne, verſetzt, die ihm den Proceß machen will, weil er viel Minn
ſünden auf dem Gewiſſen habe. Das Proceßverfahren wird mit der Gründlichke
des kundigen Juriſten entwickelt, und uns nichts geſchenkt. Als Ankläger
fungirt jene tolle Möhrin, deren Anklageſchrift allerlei amüſante Treuloſigke
Hermann's regiſtrirt; als ſchlauer Anwalt Hermann's der treue Eckart. A
der Spitze des Richtercollegs ſteht eine höchſt drollige Figur, König Tann
häuſer, ein Ritter aus Frankenland, der Gatte der Frau Venus, ein bequem
Herr, der vor ſeiner Frau heilige Angſt hat, lieber dinirt als Gericht hält un
im Turnier auf den erſten Stich in den Sand rollt: man glaubt hier, wo zu
erſten Male die Venusbergſage mit ihrem ganzen Apparat erſcheint, im Tan
häuſer die luſtige Phyſiognomie des fahrenden Vaganten noch durchzuwitter
keine Spur von dem gottverlaſſnen verzweifelten Sünder des Volksliedes. — D
Stimmen der Richter ſpalten ſich; der König, der vor ſeiner Frau zittert, fällt d
Entſcheidung zu Hermann's Ungunſten: dieſer aber ſchilt das Urtheil, weniger we
er unſchuldig als weil er ein freier Schwabe ſei, der die Competenz dieſes G
richts nicht anerkennt; er appellirt an eine höhere Inſtanz, an die Kaiſer
Abenteuer, in deren langes Haar ſich alle Welt verflicht. Die Berufung rett
ihn. König Tannhäuſer hat Angſt vor der koſtſpieligen und gefährlichen Reiſe
an den kaiſerlichen Hof; aber auch der Venus Zorn verraucht, und H. kom
mit blauem Auge davon. Dieſe behaglich ausgeſponnene Haupthandlung durc
brechen zahlreiche Epiſoden: es wird unaufhörlich gegeſſen und getrunken; d
Großhofmeiſter der Frau Minne führt mit H. ein ſatiriſches Geſpräch üb
deutſche Zuſtände; ein komiſches Turnier ſpielt ſich ab; vor allem treten Religion

gespräche in den Vordergrund: daß H. und der treue Eckart nicht an Mahomed und Apollo glauben, wie Venus und ihr Hof, daß sie trotz Drohung und gütlicher Zurede an Maria und ihrem Sohn festhalten, das wird ein zweites ernsthafteres Motiv für die Anklage, das immer wieder herein spielt und dem Helden die Sympathie der Leser sicherte, die etwa an seinen schweigend eingeräumten minniglichen Schandthaten Anstoß nahmen. Die gute Laune, das nüchterne Behagen, mit dem das alles redselig erzählt wird, umschifft die Klippen, an denen sonst allegorisirende Dichtungen leicht scheitern, mit Glück: ein geduldigeres Jahrhundert als das unsre wird sich bei Hermann's Versen nicht gelangweilt haben. Was die Moral betrifft, so wird der Ernst des Glaubens, den der Dichter um dieselbe Zeit auch in dem kurzen Lied von Jesus dem Arzt zum Ausdruck brachte, überzeugender gewirkt haben als der Ernst seiner Minne.

Im Spiegel ist H. bereits im unverkennbarsten Abstieg begriffen. Ein bloßer Abklatsch der Möhrin, nur viel tugendhafter und öder. Auch hier ein Proceß: die zornige Gerichtsherrin ist jetzt wirklich Frau Abenteuer, die gar mit der Vehme droht; die Richter sind 6 Personificationen, voran Frau Ehre und Frau Treue. Auch hier eine Minneschuld des Dichters; aber er ist bereits viel zu correct, um über diese Schuld leichtfertig hinzugehn, sie ist die Wirkung eines Zauberspiegels, der ihn zum Sklaven einer Buhlerin macht; Lectüre eines Minnebuches heilt ihn und es bleibt bei der Gedankensünde. Auch hier spalten sich die Meinungen der Richterinnen, fallen aber unbedingt auf Hermann's Seite; ein hilfreicher Greif trägt ihn nach Hause und gibt ihm bei der Fahrt Gelegenheit zu einem geographischen Excurs aus der Vogelperspective. Der Humor, die leichte Lebensauffassung ist vollständig auf dem Rückzug; als Frau Minne dem Dichter ein paar leichtfertige Rathschläge gibt, hüllt er sich in Entrüstung; auch die Selbstironie, die noch immer nicht ganz fehlt, ist zahm geworden: die Treue wirft ihm vor, er habe behauptet, 30 Elephanten voll Treue zu besitzen, und bei der Probe stelle sich heraus, daß man ihm nicht eine Hummel am Faden vertrauen kann. Der Spiegel ist sicher nach dem August 1452, kaum weniger sicher nach der Möhrin verfaßt, und wie diese Mechthild gewidmet.

Der goldne Tempel, der nach seiner metrischen Technik etwa gleichzeitig sein muß und dessen Entstehungsjahr 1455 feststeht, ist eine höchst unglückliche Nachahmung der goldnen Schmiede Konrad's von Würzburg, den H. ausdrücklich citirt. Er will ihn wol überbieten, wenn er zu Maria's Lobe einen ganzen Tempelbau errichtet, zu dieser Einkleidung etwa durch den Graltempel im Titurel angeregt. Aber der Schwung seiner Phantasie ist viel zu matt; er ist völlig unfähig, seine Sprache auf der würdigen Höhe begeisterter oder auch nur edler Rede zu halten: so regnet es platte Bilder: Maria muß sich Cisterne der Güte, wahres Recept aller Arznei nennen lassen, wird vom Dichter angefleht, ihm den Pinsel zu spitzen und die Palette zu reinigen. Das Bild des Tempels, dessen Mauern die Elemente, dessen Thürme die Monate sind, wird ohne jeden innern Zusammenhang mit allerlei gelehrtem Plunder aufgeputzt; schließlich wurde dem Dichter das thörichte Gerede selbst zuwider, und er bricht ziemlich willkürlich ab. Das vernünftigste ist noch die Schilderung eines Umhangs mit Darstellungen aus dem alten Testament, ein bekanntes Motiv der mhd. Kunstepik.

„Das Schleiertüchlein", Hermann's letzte Arbeit, behandelt wieder einen profanen Stoff, aber im höchsten Ernst, ohne jeden humoristischen Zug. Macht und Leid der Minne singt der Dichter: er erzählt, wie er durch guten Trost einen Liebenden dem Leben wiedergibt, dem der Tod während einer Kreuzfahrt die Geliebte geraubt hat. Seinen Namen hat das Gedicht von einem mit Herzblut getränkten Schleier der Dame, den der Kreuzfahrer als Talisman mit

sich geführt und als wirksam erprobt hat. Aber nur Anfang und Ende gehört dem Pathos des Liebeskummers: den Kern und den größten Theil des Gedichts bildet die ausführliche Beschreibung einer Reise nach dem heiligen Lande, ganz ruhig, sachlich gehalten und mit Details ausgestattet, die es mir zweifellos machen, daß H. hier den mündlichen Bericht eines Mitreisenden getreulich nacherzählt: nur die kleinen geographischen Schnitzer und wenige Einzelheiten kommen auf Hermann's Rechnung. Der gesunde, dem Leben offene Sinn des Dichters sträubt sich noch dicht vor dem Erlöschen, unterzugehn im uferlosen Meere des Minnejammers: so baut er eine Episode, die realistischer Behandlung fähig war, zur Hauptsache aus, nicht zum Schaden der Dichtung: denn das tragische Pathos des Liebesleids ist H. genau so versagt, wie der jubelnde Schwung der Hymne.

Von irgend welcher bleibenden Wirkung der Sachsenheim'schen Dichtungen kann natürlich keine Rede sein. Er hat der absterbenden Gattung der Minneallegorien durch eine tüchtige Dosis Humor das Leben gefristet: wenn aber sein Recept bei ihm selbst so wenig verschlug, daß ers bei einem muthigen Versuch ließ, wie sollte es andere zur Nachahmung reizen? Immerhin hat das Publicum mit gutem Takt herausgefunden, wo H. am schöpferischsten war. Die Möhrin ward viel gelesen, seit 1512 auch mehrmals gedruckt und illustrirt. Ihr dankt es H., daß er bis ins 18. Jahrhundert nicht ganz verschollen ist. Das 16. las ihn noch, ihm war die humoristische Allegorie dieser Art noch ganz verständlich; das 17. und 18. las ihn nicht mehr, aber es nannte Hermann von Sachsenhausen oder Sachsen, wenn es von den großen Dichtern der Vergangenheit sprach. Seinem Ansehen ist es kaum zuträglich gewesen, daß wir ihn jetzt wieder besser kennen.

Die Möhrin, der goldne Tempel, Jesus der Arzt ist mit trefflicher Einleitung herausgegeben von E. Martin im 137. Bande der Bibliothek des Stuttgarter litterar. Vereins, Tübingen 1878; der Spiegel und das Schleiertüchlein von Holland und Keller ebda. Bd. 21, S. 129—255 (hinter den Dichtungen Meister Altschwerts); die Grabschrift und die Grasmetze von Haltaus im Liederbuch der Clara Hätzlerin, Quedlinburg 1840, S. 278 fgg., leider nach einer sehr schlechten Handschrift. — Goedeke, Germ. I, 361. — Uhland, Schriften z. Dichtung und Sage II, 219 fgg.

Roethe.

Sack: Johann August S., preußischer Verwaltungsbeamter aus Stein's Schule, geboren am 7. October 1764 in Cleve am Niederrhein, † am 28. Juni 1831 in Stettin. Der Vater, Karl August S., war Criminalrichter in Cleve, die Mutter, Maria Gertrude, eine geborene Rothemann. Gut vorgebildet auf dem Gymnasium in Cleve und dem Joachimicum in Berlin, hier unter Meierotto und Engel, studirte er seit Ostern 1782 in Halle und seit Ostern 1784 in Göttingen Jura und Cameralia, am letzteren Orte in Gemeinschaft mit den späteren Nationalökonomen Gatterer (s. A. D. B. VIII, 409) und Lüder (s. A. D. B. XIX, 377), mit diesem auch die Wohnung in Schlözer's Hause theilend. Im Herbste 1785 trat S. als Auscultator bei der Regierung in Cleve ein, wandte sich mit Vorliebe dem Berg- und Hüttenwesen zu und wurde schon 1788 durch den Minister v. Heinitz zum Bergrichter und Bergrath in Wetter ernannt. In diese Zeit beginnt seine folgenreiche Bekanntschaft mit Stein, die besonders fruchtbar wurde, als S. 1792 zum Justitiarius bei der Kriegs- und Domänenkammer in Cleve und Stein 1793 an demselben Ort Kammerpräsident ward. Unter des Meisters Auge und Anleitung hatte der talentvolle und thätige Lehrling sich in die verschiedensten Verwaltungsgeschäfte einzuarbeiten, verwickelte Angelegenheiten zu klären und 1797 auch die diplomatischen Verhandlungen mit dem französischen

Hoche wegen der linksrheinischen preußischen Besitzungen zu leiten. Im Jahre ging er schon als Geheimer Oberfinanzrath ins Generaldirectorium erlin und machte hier während der Unglücksjahre die Probezeit des en Beamtenthums durch. 1806, nach der Flucht des Königs, wurde er verneur von Berlin, 1807 nach dem Frieden Vorsitzender der „zur Voll- des Friedens angeordneten Immediatcommission", 1808 übernahm er altung der nach und nach von den Feinden geräumten Provinzen und ach Stein's Sturz (Weihnachten desselben Jahres) die Reformen seines weiter zu führen im Kampf mit den Halben des Ministeriums Dohna- n und den Ganzen der Marwitz'schen Opposition. 1813 ernannte ihn ig zum Civilgouverneur des Landes zwischen Oder und Elbe, 1814 die eten zum Generalgouverneur der herrenlos gewordenen Gebiete am ein mit dem Regierungssitz Aachen und Friedrich Wilhelm zum sidenten der preußischen Rheinprovinz. 1816 zwang ihn die Reaction, ängst mißliebig geworden war, das Oberpräsidium in Stettin zu über- Er that es mit Unwillen, aber die in ihrer Entwicklung vielfach liebene und durch den Krieg hart mitgenommene Provinz machte ihm lauf Arbeit und damit Freude. „Ein zweites und drittes Pommern ur und Bevölkerung zu erschaffen", war sein oft ausgesprochenes Ziel, uten stets vorwärts!" sein rastlos befolgter Wahlspruch. Die Einord- s schwedischen Pommerns in die provinzielle Verwaltung (1818), die des Handels durch Beförderung der Heringsfischerei und Dampfschiff- urch Bau des Swinemünder Hafens (1818—23) und Vertiefung der urch Anlage von Kunststraßen und Eröffnung des Stettiner Wollmarkts die Errichtung der Naugarder Strafanstalt (1820), die Gründung der haft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde" (1825) aus An- gleichfalls von ihm betriebenen großartigen Feier des Ottofestes (den i 1824) und die Wiederherstellung des Provinzialarchivs in eben diesem nd Hauptdenkmäler seines Wirkens. Sein persönlich zugängliches, selbst ndes, an Vincke erinnerndes Wesen erleichterte die Ausführung aller Seine 1799 in Cleve geschlossene Ehe mit Marianne v. Reimann blieb s. 1821 hatte ihn Halle zum Dr. jur. ernannt, 1833 stellte die Stet- ufmannschaft in den Plantagen sein Bild auf.

E. Bernhardt, Erinnerungen aus dem Leben des Herrn J. A. Sack tiner Zeitung 1831, Beilage zu Nr. 52 ff.). — Dr. Neigebaur, Die vandte Cameral-Wissenschaft, dargestellt in der Verwaltung des Gen.- . Sack am Nieder- und Mittelrhein, 1823. — Viele einzelne Notizen rtz' Stein, Bodelschwingh's Vincke, in Pomm. Prov.-Bl. u. a. a. O. — h, Pommersche Lebens- und Landesbilder II, II, (1887), S. 255—315 S. 338 (wo auch weitere Quellen). Eine allseitig genügende Lebens- llung bleibt zu wünschen.

Hermann Petrich.

ck: Karl Heinrich S., Dr. theol., geboren am 17. October 1789 in, gehörte einer der angesehensten Theologen- und Predigerfamilien an, deren Häupter gegenüber der ihre Hauptvertreter in der preußischen dt zählenden rationalistischen Geistesrichtung und seichten Aufklärung als enthümliche Aufgabe erkannten, das Christenthum von Seiten seines ungscharakters und seiner moralischen Wahrheiten mit dem popular- hischen Zeitgeist in Einklang zu bringen.

ck's Vater war der Berliner Oberhofprediger und spätere Bischof Samuel Sack, welcher sämmtlichen königlichen Kindern zur Zeit Friedrich Wil- ., sowie auch dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. den Reli-

gionsunterricht ertheilte. Sein Großvater war der Oberhofprediger Augu
Heinrich Wilhelm Sack, dessen Wirksamkeit sich über die ganze Regierungsz
Friedrich's II. erstreckte und von dem Bestreben geleitet war, im Gegensatz gege
den deistischen Unglauben und gegen die um sich greifende, besonders von de
höheren Ständen begünstigte Freigeisterei das positive Christenthum als die voll
endete Offenbarungsreligion zu vertreten. Von mütterlicher Seite war er de
Enkel des Berliner Propstes an St. Nikolai, Johann Joachim Spalding, de
gleich seinem Zeitgenossen und Verwandten Sack dem frivolen, irreligiöse
Wesen der Zeit mit hohem sittlichen Ernst entgegentrat, aber das Christenthum
aus religiösem Interesse mit der Zeitbildung möglichst zu versöhnen suchte, un
dadurch, wie er meinte, einen festen Grund und Boden zur Vertheidigung des
selben gegen die Angriffe des freigeisterischen Unglaubens zu gewinnen. Schon
von seiner frühesten Kindheit und Jugend an von dieser religiösen und theo
logischen Richtung beeinflußt, bezog S. mit seinem älteren, dem Studium der
Theologie sich widmenden Bruder Friedrich die Universität Göttingen, um die
Rechte zu studiren. Er wich damit von der Familientradition ab, weil er, der
damals erst sechzehnjährige, bei seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit es nicht für
recht hielt, Theologie zu studiren, wenn er in seinem religiösen Denken und
Empfinden noch in mancherlei Zweifel und Unklarheit sich befand. Jedoch über
wand er diese Bedenken bald. Aber Göttingen mit der damals dort herrschenden
Theologie bot ihm keine innere Anregung. Es fehlte an Geist und Leben.
Von einer tieferen Einführung in das Wesen des Christenthums als des durch
Jesum Christum für die sündige Welt geoffenbarten Heils und neuen Lebens
war nicht die Rede. Ein neues religiöses Leben ging ihm erst nach seiner
Rückkehr nach Berlin (1810) auf, als er, wie viele gleich ihm gerichtete Geister,
den mächtigen Einfluß Schleiermacher's auf sein Herz und Gemüth erfuhr.
Als Freund des Sack'schen Hauses hatte dieser schon früher persönlich einen
tiefen Eindruck auf den Jüngling gemacht, der nun, durch seine Predigten und
Vorlesungen angezogen und begeistert, in ein inniges Verhältniß zu dem ge
liebten und verehrten Lehrer trat und einer der treuesten und gelehrigsten Schüler
dieses Meisters wurde. Dieses Verhältniß war auch dadurch nicht gestört worden,
daß Sack's Vater mit Schleiermacher über dessen „Reden über die Religion"
wegen des pantheistischen Elementes in denselben in Differenz gerathen war, die
er in einem an Schleiermacher gerichteten Sendschreiben öffentlich hatte zum
Ausdruck kommen lassen. Schleiermacher hatte dieses Sendschreiben freundlich
aufgenommen und in seiner Antwort darauf bezeugt, daß er darin nur den
Ausdruck reiner Liebe zur Wahrheit und zu seiner Person gefunden habe. S.
empfing durch das fortdauernde freundschaftliche Verhältniß Schleiermacher's zu
seinem Elternhause und durch den Verkehr mit dem Kreise hervorragender Männer,
dessen Mittelpunkt Schleiermacher war und welchem u. A. auch der später
Minister Eichhorn angehörte, der Sack's Schwager wurde, immer reichere geistige
Anregung. Aber auch immer klarer und bestimmter wurde ihm Christus, stat
als bloßer Tugendlehrer, als Erlöser der Welt und Schöpfer eines neuen Lebens
der Mittelpunkt seines inneren Lebens. Wie an dem Aufschwung des religiösen
Lebens, der unter dem Druck und der Noth der Fremdherrschaft in Verbindung
mit der Erhebung unseres Volkes zur Wiedererkämpfung seiner Freiheit immer
allgemeiner und kräftiger sich geltend machte, so nahm der junge Theologe auch
an dieser Erhebung mit patriotischer Begeisterung Theil und zog in den Reihen
der Vielen, die dem Aufruf des Königs an sein Volk 1813 Folge leisteten, als
freiwilliger Jäger mit in den Krieg. Mit dem eisernen Kreuz geschmückt kehrte
er von den beiden ersten Feldzügen der Freiheitskriege zurück. Zum zweiten Male
zog er mit seinem Bruder Friedrich, nachdem er mit diesem vom Vater b

rdination empfangen hatte, 1815 dem wiedergekehrten Feind des Vaterlandes gegen.

Von großer Bedeutung wurde es für seine religiöse Weiterbildung und für ine theologische Vertiefung, daß er bald nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge das einst von König Friedrich Wilhelm I. in Berlin begründete Domcandidatenift eintrat. Denn es fiel ihm damit ein Reisestipendium zu, welches er zu ner ein und ein halbes Jahr dauernden Theologenreise durch Deutschland, olland und England verwendete. Nach der Rückkehr von dieser Reise entschloß er sich schnell, zur Verwerthung des reichen Ertrages dieser Reise sich an er Berliner Universität als Privatdocent der Theologie zu habilitiren. Aber chon im J. 1818 folgte er einem Ruf als Professor der Theologie an die neu estiftete Universität in Bonn. Der Umfang seiner mit Liebe und Begeisterung egonnenen akademischen Thätigkeit hinderte ihn nicht, bereits nach einem Jahre och dazu das Pfarramt an der in Bonn neu begründeten evangelischen Gemeinde zu übernehmen. In der geistlichen Versorgung dieser kleinen Gemeinde nd der Zusammenschließung ihrer Glieder zu einem festen, lebendig bewußten, angelisch-kirchlichen Gemeindeleben sah er sich seit 1823 durch seine Gattin, ine Enkelin von Fr. H. Jakobi und Matth. Claudius, kräftig unterstützt. Sie and ihm, seine pastorale Wirksamkeit ergänzend, als Leiterin eines Kreises von leichgesinnten christlichen Frauen und Jungfrauen mit ihrer hervorragenden Begaung für die Organisation der Werke barmherziger Liebe treu zur Seite. Neue achtbare Anregungen empfing er für seine theologische und kirchliche Wirksamit, als C. J. Nitzsch nach Bonn berufen worden war. Mit ihm, sowie mit riedrich Lücke, verband ihn bald ein inniges, auf gleichem evangelischen laubensgrunde ruhendes und für das ganze Leben geschlossenes Freundschaftsrhältniß. Mit jenen beiden Theologen vertrat er im akademischen Lehramt ie neue lebendige gläubige Theologie. Nitzsch war zugleich mit den Functionen ines Universitätspredigers betraut worden. Mit ihm vertrat er auf der Kanzel ie positive evangelische Glaubenswahrheit. S. konnte Nitzsch gleichsam als weiten Geistlichen der evangelischen Stadtgemeinde neben sich betrachten, da in ie Gottesdienste derselben die Universitätspredigten eingereiht waren und die ottesdienstliche Stätte, die Capelle im Universitätsgebäude, für beide dieselbe ar. Das innige amtsbrüderliche und collegialische Verhältniß zwischen beiden Männern war für das evangelische Glaubensleben, sowie für die äußere und nnere kirchliche Einheit der Doppelgemeinde der römisch-katholischen Kirche egenüber von großem Segen. Durch Nitzsch's Eintritt wurde erst die Einichtung von Nachmittagsgottesdiensten für die evangelische Stadtgemeinde ermöglicht, indem er neben seinen Universitätspredigten die Unterstützung Sack's ür jene Gottesdienste freiwillig übernahm und so gleichsam dessen Pfarrvicar urde. Andererseits rühmt Nitzsch in dem Briefwechsel mit seinem Vater in Wittenberg wiederholt das brüderliche und weitherzige Entgegenkommen seines mtsgenossen S.

Dieser sah sich von seinem Freunde und Collegen auch bei der weiteren usgestaltung des kirchlichen Gemeindelebens kräftig unterstützt. Schon im Jahre 816 hatte sich thatsächlich im Sinne des königlichen Erlasses vom J. 1817 die rchliche Union in Bonn vollzogen. S. ließ sich nun die Ausbildung der auf ieser Unionsgrundlage ruhenden gottesdienstlichen Einrichtungen im Gegensatz gen widerstreitende Bestrebungen angelegen sein. Zu dem eingeführten bergischen Gesangbuch arbeitete er, um den Mängeln desselben einigermaßen abzuelfen, einen Anhang von Liedern aus, die er dann vorzugsweise bei den ottesdiensten singen ließ. Diese behielten zwar den einfachen, vorherrschend formirten Charakter. Aber der Idee der Union entsprechend wurden hinter

dem üblichen Eingangsgebet die Perikopen der lutherischen Kirche eingefügt und S. trat dafür ein, daß auch Crucifix und Lichter auf dem Altar unbestritten ihre Stelle erhielten. Das heilige Abendmahl wurde ganz nach unirtem Ritus gefeiert. Bei allen solchen Einrichtungen erfreute sich S. nicht bloß des Beirathes und der Mitwirkung seines Amtsgenossen Nitzsch, sondern auch der Zustimmung des Presbyteriums und der Zufriedenheit der Gemeinde. Dazu kam, daß er mit zahlreichen bedeutenden Männern in freundschaftlichem Verkehr stand, die seiner Wirksamkeit auf dem Katheder und der Kanzel hohe Achtung zollten.

Dennoch sah er seine Lebens- und Schaffensfreude getrübt, indem er sich in seiner Doppelwirksamkeit nicht voll und ganz befriedigt fühlte. Mit einer angeerbten Neigung zur Schwermuth verband sich ihm das peinigende Gefühl, daß er, wie er meinte, bei seinem Doppelamt weder den ihm als Professor noch als Pastor obliegenden Pflichten, so wie es sein sollte, nachkommen könne. Auch trug er schwer daran, daß seine Ehe kinderlos blieb. Mit übertriebenen peinlichen Anforderungen, die er im Ernst christlicher Heiligung an sich stellte, steigerte sich in ihm das ängstliche Gefühl der Unzufriedenheit mit seinem amtlichen Wirken. Namentlich drückte ihn, daß er durch die Arbeit, die sein geistliches Amt von ihm forderte, in seinen wissenschaftlichen Arbeiten gehemmt wurde. Um diesen alle Zeit und Kraft widmen und allein seinem akademischen Amt leben zu können, gab er im J. 1834 das geistliche Amt auf.

Er hatte bereits 1829 den „Versuch eines Handbuchs der christlichen Apologetik" herausgegeben, den er seinen Vorlesungen zu Grunde legte. Als zweite Auflage dieser Schrift erschien 1841 seine „Christliche Apologetik". Schleiermacher hatte bereits in der kurzen Darstellung des theologischen Studiums § 43 dieser Wissenschaft durch Anweisung eines sicheren Ortes in dem Organismus der theologischen Wissenschaften eine feste Grundlage gegeben und ihrem Inhalt bestimmte Grenzen gezogen. Auf dieser Grundlage unternahm S. einen neuen Aufbau der Apologetik. Er unterscheidet mit Schleiermacher Apologetik und Apologie als Theorie und Praxis. Der Apologetik, die es mit dem Wesen des Christenthums als eines einheitlichen Ganzen zu thun hat, stellt er die Aufgabe, den christlichen Glauben nach seinem Grund und Wesen gegenüber dem principiellen und systematischen Widerspruch, der von nichtchristlicher Geistesrichtung dagegen erhoben wird, als Wahrheit zu rechtfertigen. Dagegen hat nach seiner Darstellung die nur aus praktischem Bedürfniß entsprungene und nur praktischen Zwecken dienende Apologie das Christenthum gegen einzelne bestimmte Angriffe und Einwürfe, wie sie zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten gemacht worden, zu vertheidigen, und also je nach den veränderten Verhältnissen auch eine andere Stellung einzunehmen und sich dem entsprechend andere Aufgaben zu stellen. Zwar muß er anerkennen, daß wegen des beiderseitigen Inhaltes und Objectes jener Unterschied kein absoluter sein kann. Aber wenn Schleiermacher, der die Apologetik sammt der Polemik als philosophische Theologie an die Spitze des theologischen Studiums stellt, ihr die Aufgabe zuweist, das eigenthümliche Wesen der christlichen Religion im Verhältniß zu anderen Religionen aus dem ethischen Begriff religiöser Gemeinschaft zu rechtfertigen, so hat S. das hohe Verdienst, unter diesem Gesichtspunkt der Apologetik zuerst eine wirklich wissenschaftliche Gestaltung im Unterschiede von dem praktischen Charakter der Apologie gegeben zu haben. Er hatte auf diese Aufgabe schon hingewiesen in der kleinen Schrift: „Idee und Entwurf der christlichen Apologetik", Bonn 1819, mit der er die im Winterhalbjahr 1819 bis 1820 zu haltenden apologetischen Vorlesungen ankündigte. Unter Bezugnahme auf Schleiermacher's bedeutsame Aeußerungen bezeichnet er schon hier die Apologetik als die neue Wissenschaft von der Vertheidigung oder von den Be-

n des Christenthums oder als die Wissenschaft, „in welcher gleichsam die Theologisirung von Ideen und Kenntnissen zum Zweck einer Wissenschaft des stenthums enthalten sein müsse". Unter dem von Schleiermacher festgestellten htspunkt sucht er dann in seiner Darstellung der wissenschaftlichen Apologetik , wie Pelt (Theol. Encyklop. § 63) thut, eine neue sogenannte theologische ncipienlehre aufzustellen, oder ihr bloß wissenschaftlich principiellen Inhalt zu n, sondern mit diesem zugleich den concreten Inhalt des Wesens des christlichen ubens und Erkennens nach seinem Grund und Ursprung im Gegensatz gegen seine ncipielle Bestreitung zu vertheidigen. Die christliche Apologetik ist ihm hier- h „die theologische Disciplin von dem Grunde der christlichen Religion als er göttlichen Thatsache". Im Anschluß an S. und Schleiermacher bezeichnet katholische Theolog v. Drey (Apolog. 1838) die Apologetik in wesentlich icher Weise als „wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums seiner Erscheinung".

Was nun die Darstellung der Apologetik im einzelnen betrifft, so geht S. nächst auf allgemein religionsphilosophische und religionsgeschichtliche Sätze rück und stellt in einem vorausgehenden allgemeinen Theil drei leitende Be- isse für die Apologetik auf: Positivität, Heil, Vollendung. Dann weist er r die Aufgabe zu, zuerst allgemein die Idee der Religion, sodann speciell die ristliche als göttlich positive Religion, als das Heil des sündigen Menschen- schlechts und als die Vollendung des Lebens zu erörtern, und hierbei die Zu- mmenstimmung der Idee des Christenthums mit dem religiös angelegten mensch- chen Wesen, und dann die Wirklichkeit des Christenthums als Verwirklichung er gemeinmenschlichen religiösen Ideen nachzuweisen (2. A. S. 24 ff.). Noch stimmter bezeichnet er in letzterer Hinsicht in der Recension der Apologetik von elitzsch (1869) in den Studien und Kritiken 1871, S. 326, die Apologetik s die Wissenschaft von der Vertheidigung der absoluten Wahrheit des Christen- hums, sowohl nach seinem göttlichen historischen Grunde, wie nach seinem Kern- nd Mittelpunkt. Seine Methode ist die, daß die wesentlich philosophisch- ligionsgeschichtliche und biblisch-dogmatische Beweisführung vom Idealen zum ealen, von der Idee der Religion oder der Philosophie der Offenbarung zum achweis der Unzulänglichkeit der außerchristlichen Religionen, und dem gegen- ber zum Nachweis des geschichtlichen Offenbarungscharakters der christlichen eligion fortschreitet. Hiernach wird in einem allgemeinen Theil die Fähigkeit s Christenthums, „sich mit dem Menschlichen wahrhaft und ganz zu einigen, eil es göttlich ist", sodann in einem besonderen Theil das Thatsächliche des hristenthums als aus göttlichem Grund hervorgegangen und dadurch dasselbe s Religion im vollkommenen Sinn des Wortes nachgewiesen. Es erhellt raus, wie neben der historischen Beweisführung durch die Geltendmachung r natürlichen Prädisposition alles Menschlichen für das Christenthum das für e Apologetik unumgänglich erforderliche sujectivpsychologische Element zu seinem echt kommt. In gleicher Weise stellt S. auf diesem Wege die Absolutheit der ristlichen Religion vor allen übrigen Religionen ins rechte Licht und zeigt, daß ber die in ihr erreichte Stufe hinaus keine höhere mehr nöthig und möglich i. Demnach gehen Sack's frühere Auffassung der Idee der Apologetik als der Wissenschaft von der Vertheidigung des Christenthums" und dieser späteren arstellung derselben als der „theologischen Disciplin von dem Grunde der ristlichen Religion als einer göttlichen Thatsache" nicht auseinander (Pelt a. O. S. 406). Vielmehr enthält die letztere die nähere Bestimmung darüber, welcher Beziehung, wie und wodurch die Apologetik die Wissenschaft von der rtheidigung des Christenthums sei.

Das zweite Werk, welches ihm neben der Apologetik einen bleibenden ehre
vollen Namen in der Geschichte der neueren Theologie sichert, ist die „chris
liche Polemik", Hamburg 1838, in welcher er in gleicher Weise wie in d
Apologetik die Gedanken Schleiermacher's darüber weiter gebildet und in eige
thümlicher, geistvoller Weise durchgeführt hat. Nach Schleiermacher (a. a. O
§ 24, 41) hat die Polemik die Aufgabe, die krankhaften Richtungen innerhal
des Christenthums und des Protestantismus erkennen zu lehren. Sie hat es mi
der Nachweisung und Bekämpfung der Krankheiten der Kirche zu thun, welch
aus zurücktretender Lebenskraft (Indifferentismus), oder geschwächtem Gemein
schaftstrieb (Separatismus), — als Häresie oder Schisma — hervorgehen. Dem
entsprechend ist nach S. die Polemik derjenige Theil der philosophisch-kritische
Philosophie, der die den christlichen Glauben gefährdenden und die Reinheit de
christlichen Kirche trübenden Irrthümer nach ihrem Zusammenhange erkennen
und widerlegen lehrt. Es handelt sich um Aufdeckung und Abweisung des kirch
lichen Irrthums, der in dem Schein von Wahrheit besteht, welchen die Kirche
insofern sie nicht ganz bei Christo bleibt, in ihrer Mitte durch die in der Welt
wirksame Lüge entstehen läßt. Die Kirche soll sich durch Bestreiten dieser Lüge
in der Wahrheit erhalten und auf die Reinigung und Bewahrung ihrer Glieder
vor dem Irrthum bedacht sein. Die besonderen Formen, in denen der Irrthum
oder Krankheitsstoff zur Erscheinung kommt, sind nach Sack's Darstellung: der
Indifferentismus im Naturalismus und Mythologismus, der Litteratismus im
Empirismus und Orthodoxismus, der Spiritualismus im Rationalismus und
Gnosticismus, der Separatismus im Mysticismus und Pietismus, der Theo-
kratismus im Hierarchismus und Cäsareopapismus. Den Unterschied zwischen
Apologetik und Polemik bestimmt S. dahin, daß jene mit ihren Gegnern nur
das allgemein Menschliche, diese mit ihren Gegnern noch einen gewissen christ
lichen Glaubensgrund gemein habe. „Die Dogmatik", sagt er treffend, „setzt
Freundschaft, die Apologetik Feindschaft, die Polemik Verstimmung voraus."
Er hatte in diesen beiden Hauptwerken, wie sich aus der Darlegung ihres Haupt-
inhaltes und der darin befolgten Methode ergibt, eine feste Stellung auf dem
Grunde der geoffenbarten Wahrheit, wie sie das Wort Gottes in der heiligen
Schrift bezeugt, eingenommen. Ausdrücklich hat er sich darüber in seiner Schrift:
„Vom Worte Gottes, eine christliche Verständigung", Bonn 1825, ausgesprochen.
Er weist darin nach, daß der Schriftglaube in seiner Grundfestigkeit theils auf der
Gewißheit von dem nothwendigen und unmittelbaren Zusammenhange der
Schriften mit dem, was die Apostel Christi überhaupt gewesen und gewirkt, und
wodurch die Weltgeschichte ihre neue Richtung erhalten hat, theils auf der geistigen
Erfahrung, die wir sowohl von der innigen Vereinigung, als von dem Unter-
schiede der Schrift und des Wortes machen, ruhe. Vgl. Nitzsch, System der
christlichen Lehre, § 42. Diese Stellung zur heiligen Schrift und diese Auf-
fassung von ihrer principiellen normativen Geltung und ihrer grundlegenden
Bedeutung für die Kirche wurde von ihm bald darauf in Gemeinschaft mit
Nitzsch und Lücke in einer apologetisch-polemischen Schrift gegen Dr. Delbrück:
„Drei theologische Sendschreiben an Dr. Delbrück", Bonn 1827, näher erörtert
und begründet. Dieser hatte nämlich in einer Streitschrift die Brauchbarkeit
der heiligen Schrift als Grundlage der evangelischen Kirche bestritten und an
ihrer Stelle als solche die altkirchliche Glaubensregel, eine in der patristischen
Litteratur des 3. und 4. Jahrhunderts in verschiedenen Formeln auftretende
Zusammenfassung der Hauptpunkte des christlichen Bekenntnisses, in Vorschlag ge-
bracht. Gegen diese Ansicht führte S. den durchschlagenden Nachweis, daß die
Kirche allerdings nicht unmittelbar auf die Schrift gegründet sei, aber noch
weniger auf die Glaubensregel, sondern auf das in der apostolischen Verkündi-

g enthaltene Wort Gottes, welches sich um seiner Reinerhaltung willen
n in der heiligen Schrift fixirt habe. Von diesem Standpunkt aus trat S.
ter auch für die historische Wahrheit des apostolischen Zeugnisses über die Person
d das Werk Jesu im Gegensatz gegen das Leben Jesu von D. Strauß ein.
n seiner Schrift: „Bemerkungen über den Standpunkt der Schrift: Das Leben
su von Strauß", Bonn 1836, wies er die Unvereinbarkeit des Mythus mit
en lebendigen geschichtlichen Monotheismus nach.

Unter verschiedenen in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichten wissen-
schaftlichen Arbeiten sind besonders zwei Abhandlungen wegen ihrer Bedeutung
ür die zweckmäßige Behandlung der Dreieinigkeitslehre in der kirchlichen Praxis
ervorzuheben. Die eine betrifft „die katechetische Behandlung der Lehre von
er Dreieinigkeit" (Stud. u. Krit. 834, 1). Nach Nitzsch's Urtheil gehört sie
u dem Vorzüglichsten, was für die Erkenntniß der praktischen Bedeutung und
iner wirklichen Lehr- und Denkbarkeit dieser Lehre geleistet worden sei. Syst.
§ 81. Die andere Abhandlung, zu gleichem Zweck verfaßt und von derselben
Bedeutung, betrifft „die Behandlung der Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit
n der Predigt" (Stud. u. Krit. 1850, 4). Um ein Stück neuester Kirchen-
geschichte hat sich S. durch seine Schriften über den Entwicklungsgang der
schottischen Kirche verdient gemacht. In amtlichem Auftrage unternahm er An-
fang der vierziger Jahre auf Veranlassung des damaligen Cultusministers Eich-
horn, seines Schwagers, eine wissenschaftliche Reise nach Schottland. Hier machte
er sich mit der Geschichte und dem Wesen der presbyterianischen Verfassung der
schottischen Kirche und insbesondere mit der Entstehung und Gestaltung der
freien schottischen Kirche eingehend bekannt. Den wissenschaftlichen Ertrag seiner
Reise legte er in dem ungemein gründlichen und lehrreichen Werk über „Die
Kirche in Schottland", Heidelberg 1844, 45, 2 Thle., nieder. Einen ergänzen-
den Nachtrag dazu bildete auf Grund weiterer Beschäftigung mit der Entwick-
lung und Ausgestaltung der freien schottischen Kirche sein späterer Aufsatz „über
die äußeren Verhältnisse der freien Kirche in Schottland" (Deutsche Zeitschrift
von D. K. F. Th. Schneider, 1857, Nr. 3).

Weiter ist hervorzuheben seine lebendige gewissenhafte Theilnahme an den all-
gemeinen Angelegenheiten der preußischen Landeskirche. Als König Friedrich Wilhelm
IV. im J. 1846 die erste preußische Generalsynode nach Berlin zusammenberief, ge-
hörte auch S. zu ihren Mitgliedern. In allem Wesentlichen stimmte er mit
seinen Freunden zusammen. Es ist hier besonders die Stellung, die er zur
Bekenntnißfrage einnahm, wegen ihrer allgemeinen Bedeutung hervorzuheben.
Er gehörte bei den Verhandlungen über die Verpflichtung der Geistlichen auf
die Bekenntnißschriften zu denen, welche die Nothwendigkeit einer Lehramts-
verpflichtung, und zwar nicht bloß einer formalen, sondern materialen, d. h.
einer Verpflichtung auf die Substanz des kirchlichen Bekenntnisses, forderten. In
letzterer Beziehung hob er mit Anderen den Unterschied des Fundamentalen und
Nichtfundamentalen hervor und machte geltend, daß diese Unterscheidung selbst
ausdrückliche symbolische Lehre sei. Demgemäß forderte er schon für die Gegen-
wart die Aufstellung des Consensus auch im Dissensus, wenngleich er die um-
fassende Darlegung des Consensus in allem Fundamentalen in Uebereinstimmung
mit Twesten nicht als eine von der Gegenwart, sondern erst von der Zukunft
zu lösende Aufgabe betrachtete. Unter dem gleichen Gesichtspunkt der Unter-
scheidung zwischen dem den Consensus bildenden Fundamentalen und dem Nicht-
fundamentalen erklärte er sich in Bezug auf die Ordination der Geistlichen
dafür, daß der Ordinand das apostolische Glaubensbekenntniß als sein Bekenntniß
zu sprechen, aber zugleich im Anschluß daran ein zu formulirendes Bekenntniß
zu den evangelischen Grundlehren abzulegen habe.

Infolge seiner Theilnahme an der Generalsynode erfolgte 1847 seine Berufung als Consistorialrath nach Magdeburg. Mit der ihm eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit trat er dort in die Mitarbeit am Kirchenregiment ein. Er hatte den Ruf dorthin freudig begrüßt. Aber bald kam ihm schmerzlich zum Bewußtsein, welch theures Gut er, der mit allen seinen geistigen Interessen und seiner wissenschaftlichen Arbeit im akademischen Lehramt aufgegangen war, mit diesem Amt daran gegeben hatte. Er fand in den Formen der kirchlichen Verwaltungsarbeit ein ihm bis dahin ganz fremdes Element und fühlte sich darin wenig befriedigt. Namentlich fühlte er sich in seinem irenischen Gemüth empfindlich verletzt einerseits durch das zuchtlose Gebahren des zunächst in der Provinz Sachsen seine letzte Kraft im Lichtfreundthum zusammenraffenden vulgären Rationalismus, andererseits durch die scharfen Gegensätze, die in der sächsischen Provinzialkirche in fortschreitender Steigerung zwischen Confession und Union hervortraten. Im Gegensatz gegen den einseitigen Confessionalismus, der die in der preußischen Landeskirche auf Grund des königlichen Erlasses vom Jahre 1817 und der das Bekenntniß ausdrücklich wahrenden königlichen Declaration vom Jahre 1834 zu Recht bestehende Union bekämpfte und im Gegensatz gegen den kirchlichen Liberalismus, der im Widerspruch mit der Geschichte und dem Recht der Union diesem Wort eine dem Bekenntniß beider Kirchen widerstreitende Bedeutung beilegte und auf eine bekenntnißlose Kirche lossteuerte, gehörte S. zu den unermüdlichen Verfechtern der positiven Union, für welche er nicht bloß in dem Verwaltungsbereich des Kirchenregiments, sondern auch als Schriftsteller mit Eifer und Nachdruck eintrat. Hierher gehören seine Abhandlungen „über die rechtliche Stellung der Union" in der Deutschen Zeitschrift, 1850, Nr. 11—13 und „über die Union in Preußen nach ihrer neueren kirchlichen Beziehung" ebendort Nr. 14, 15, 32—34. — Vollends wurde ihm das Leben in Magdeburg schwer gemacht durch die schmerzlichen Erfahrungen, die ihm die auch dort tobenden Stürme des wüsten Revolutionsjahres 1848 brachten, und namentlich durch die Anfeindungen, die er, der Mann des eisernen Kreuzes vom Jahr 1813, als treuer Vorkämpfer für das Königthum von Gottes Gnaden zu erleiden hatte.

In der Sehnsucht nach einem wissenschaftlichen Stillleben nahm er, 70 Jahre alt, im J. 1860 seinen Abschied. Die Erinnerung an seine in Berlin verlebte Kindheit und Jugendzeit bestimmte ihn, dort seinen Wohnsitz zu nehmen. Aber sein Berlin fand er nicht wieder; er fühlte sich dort wie in der Fremde. Die meist am Rhein verlebte längste Zeit seines Lebens ließ die Sehnsucht dorthin zurück immer stärker in ihm werden. Er lebte zuerst in Neuwied, siedelte aber von dort bald nach Bonn über. Sein Lebensgang vollendete dort seinen Kreislauf, wo er die gesegnetsten Jahre seines Lebens zugebracht hatte, in einer 16jährigen Altersmuße, in welcher er den Gang der kirchlichen Entwicklung und der theologischen Wissenschaft mit lebhaftem Interesse verfolgte und über wichtige Fragen auf beiden Gebieten in verschiedenen Aufsätzen und Recensionen seine Stimme vernehmen ließ. Unter den wissenschaftlich-theologischen Arbeiten, denen er seine Muße widmete, ragt noch ein werthvoller Beitrag zur homiletischen Wissenschaft hervor; sein Werk über die „Geschichte der Predigt von Mosheim bis Schleiermacher", 1866 (vgl. s. Abhandlung über „Schleiermacher's und Albertini's Predigten" in den Stud. u. Krit. 1832, 2). Zu seinem Schmerz mußte er die Zeit noch erleben, in der zwar nicht das Wort Gottes, aber das Personal für den Dienst am Wort theuer wurde. Da erließ er angesichts des eintretenden Mangels an geistlichen Kräften in der preußischen Landeskirche noch kurz vor seinem Tode einen Aufruf an die Primaner der Gymnasien, durch welchen er junge Kräfte, die sich dem Kirchendienst widmen sollten, werben wollte.

In der Nacht vor seinem 86. Geburtstage, am 16. October 1875, starb
berconsistorialrath und Professor a. D. D. K. H. S. zu Poppelsdorf bei Bonn.
ie Inschrift für sein Grabdenkmal hat er selbst das Wort bestimmt: „Wer in
r Lehre Christi bleibet, der hat beide, den Vater und den Sohn". Damit
t er das Bekenntniß seines Glaubens, in dem er gelebt, gewirkt und ge-
orben, abgelegt und die Summa seiner Theologie bezeugt. Er war gleich-
äßig im theologischen Lehramt, im praktischen Kirchendienst und in der kirchen-
gimentlichen Thätigkeit einer der edelsten und würdigsten Repräsentanten der
ositiv gläubigen Theologie und der positiven, das deutsch-reformirte und luthe-
sche Bekenntniß in seinem beiderseitigen geschichtlichen Gepräge und seiner funda-
entalen Einheit wahrenden Union der preußischen Landeskiche.

Vgl. K. G. Sack in der Neuen Ev. Kirchenzeitung 1875, S. 772 ff. —
Beyschlag, C. J. Nitzsch, 1872, an verschied. Stellen. — Die Verhandlungen
der preußischen Generalsynode v. J. 1846.

D. Erdmann.

Sack: Siegfried S., erster lutherischer Prediger an der Domkirche zu
Magdeburg, war im J. 1527 zu Nordhausen geboren und besuchte von 1543
is 1545 die 1524 gegründete Stadtschule in Magdeburg, studirte dann in
Wittenberg und Jena, wurde 1550 Lehrer und Hülfsprediger in Nebra, bis er
554 Conrector der Stadtschule in Magdeburg wurde. Nach dem Abgange des
Rectors Prätorius im J. 1557 wurde S. dessen Nachfolger und verwaltete
dieses Amt bis 1567. Unter ihm hob sich die Schule so, daß beide oberen
Classen, wie er selbst berichtet, von je 250 Schülern besucht wurden. Zweimal
hielt er nach anderen Städten Berufungen, aber der Rath bewilligte ihm jedes-
mal Zulage, um ihn der Stadt zu erhalten. Neben seinem Schulamte bekleidete
er 13 Jahre lang noch eine Predigerstelle an der St. Katharinenkirche. Als
im J. 1567 das Magdeburger Domcapitel nach längerem Schwanken sich ent-
schieden der Augsburgischen Confession zuwandte, unterhandelte dieses durch seinen
Syndikus Fabian Klee mit S. wegen Uebernahme der ersten Predigerstelle am
Dom. Nach einigem Zögern nahm S. die ihm angetragene Stelle an, ließ
sich in der Ulrichskirche, weil im Dom noch kein Gottesdienst stattfand, in
Gegenwart einiger Mitglieder des Domcapitels ordiniren und wurde dann am
ersten Adventssonntag nebst dem zweiten Domprediger (Diakonus) Wickmann
feierlich in sein neues Amt eingeführt. Dieser Tag wurde von der ganzen Stadt
als ein Festtag gefeiert. Der Sieg des Evangeliums am Dom war damit ein
vollständiger. S. verwaltete sein Amt bis zu seinem Tode im J. 1596. Vier
Jahre vorher erschienen von ihm: „Leychpredigten etlicher Herren des Hoch- und
Ehrwürdigen Thumbcapitels des Primat- und Erzstifts Magdeburgk", welche
für die Zustände Magdeburgs im 16. Jahrhundert viele wichtige Notizen ent-
halten.

Janicke.

Sackmann: Jacobus S., ein durch seine originelle Predigtweise bekannter
Pastor, geboren zu Hannover am 13. Februar 1643, † am 4. Juni 1718.
Von seinen Lebensereignissen ist wenig bekannt. Seine Jugend wird er in seiner
Vaterstadt verlebt haben. Wo er studirt, wissen wir nicht; die Annahme, daß
es in Helmstedt geschehen, ist unbegründet. Erst im J. 1680 ward er zum
Pfarrer in Limmer bei Hannover ernannt und im folgenden Jahre führte er
Christina Carebs als Gattin heim. Er hat sein Pfarramt in Limmer bis zu
seinem Tode treu und redlich verwaltet; erst in den letzten Jahren (seit 1715)
ward ihm wegen zunehmender Schwäche in dem Cand. theol. J. L. Vietken ein
Gehülfe beigegeben. In engem bescheidenem Kreise verlief so sein Leben ruhig

und gleichmäßig; er trat weder litterarisch noch sonst öffentlich hervor. Dennoch war er eine der bekanntesten Persönlichkeiten des damaligen Hannovers, die geistreiche Kurfürstin Sophie und der Philosoph Leibniz schenkten ihm Beachtung und noch jetzt lebt seine Gestalt im Volksmunde frisch und lebendig fort. Er war eine ehrliche, kerngesunde Natur von echtem Schrot und Korn, weder angekränkelt von der seichten französischen Frivolität der höheren Stände, noch erstarrt in der todten Buchstabengläubigkeit und dem dogmatischen Lehrgezänk der Theologen jener Zeit. Er besaß ein warmes Gefühl für das Volk, wollte wirken in seiner Gemeinde und redete deshalb die Sprache, die der gemeine Mann verstand. Mit Vorliebe gebrauchte er die plattdeutsche Mundart; er flocht Anekdoten, Reden, Sprüche u. s. w. seinen Predigten ein, ging plötzlich in persönliche Anreden über, theilte eigene Erlebnisse und Verhältnisse mit und schlug bei diesem Allen nicht selten einen Ton an, der an rücksichtsloser Derbheit und grober Komik nichts zu wünschen übrig ließ. Da er selbst niemals Predigten aufschrieb oder herausgab, so wurden seine Reden nur mündlich und natürlich in immer ausgeschmückterer Gestalt weiter verbreitet und mehr und mehr wurde so der würdige Pfarrherr in den Augen der Welt zu einer komischen Figur. Seine Predigten hatten besonders auch aus der Stadt Hannover starken Zulauf. Zog er auch viele Neugierige an, so hielten doch die vier Gemeinden seines Kirchspiels treu zu ihm. Sie verwandten sich zu seinen Gunsten, als über ihn, wie es öfter geschah, eine Beschwerde erhoben war wegen der heftigen Ausfälle, die er in seinen Predigten bei seinem leicht erregbaren Gemüthe gegen Anwesende und Abwesende nur zu häufig machte. Da Sackmann's Gattin wie auch sein einzige Tochter vor ihm starben, so hat er sein Vermögen großentheils zu edelmüthigen Legaten für seine Gemeinde bestimmt. Predigten sind unter seinem Namen seit 1720 wiederholt herausgegeben, darunter manche, die schwerlich von ihm herrühren.

H. Mohrmann, Jacobus Sackmann. Erste Darstellung seines Lebens nach den Acten und sorgfältig revidirte Ausgabe seiner Predigten (Hannover 1880

P. Zimmermann.

Sackville: Thomas S., ein englischer Schauspieler. Er ist zwar in der Theatergeschichte seines Vaterlandes unbekannt, dafür aber um so wichtiger für die Geschichte der deutschen Bühne, da seine Wirksamkeit vor allem dazu beitrug, die englische Schauspielkunst auf dem Continent einzubürgern. Ueber seinen Geburtsort und sein Geburtsjahr ist nichts bekannt. Der Engländer Coryat, der zur Zeit der Herbstmesse 1608 in Frankfurt mit ihm zusammentraf, als er schon längst in der Fremde zu Ansehen und Wohlstand gelangt war, berichtet nur, daß er aus Dorsetshire stammte und daß er in früheren Jahren in den Diensten von Coryat's Vater stand. Demnach können wir zweifeln, ob er eine gründliche Jugendbildung genossen hat, er war aber jedenfalls ein findiger und anschlägiger Geselle und wußte sich die Kenntnisse anzueignen, die er in seinem Schauspielerberuf brauchte. Wenn er 1604 dem Nürnberger Cellarius ins Stammbuch schrieb: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci", so braucht er freilich noch kein sehr gründlicher Lateiner gewesen zu sein. Die erste urkundlich beglaubigte Thatsache im Leben Sackville's führt uns in das Jahr 1592. In diesem Jahr unternahm „Thomas Saxfield" mit den Schauspielern Robert Brown, John Bradstreet und Richard Jones eine Kunstreise nach Deutschland. Zwei seiner Gefährten, Brown und Jones sind auch in der englischen Theatergeschichte bekannt. Ein Empfehlungsschreiben, datirt vom 10. Februar, das ihnen Lord Howard mitgab, ist an die Generalstaaten gerichtet, Howard sagt, daß die Schauspieler unterwegs auch Seeland, Holland und Friesland berühren wollten und dabei die Absicht hätten

comme leurs qualitez en faict de musique, agilitez et joeuz de commedies, tragedies et histoires. Zur Herbstmesse 1592 finden wir Brown in Frankfurt a./M., im folgenden Herbste werden ebenda „Thomas Sachsweil" und „Johann Bradenbrit" ausdrücklich als seine Genossen erwähnt. Für die nächsten Jahre können wir Sackville's Verhältniß zu seinen Kunst- und Wandergenossen nicht mit voller Bestimmtheit feststellen. Soviel ist aber sicher, daß er zu dem herzoglich braunschweig-lüneburgischen Hofe in ein bleibendes Dienstverhältniß trat, daß er jedoch dabei — ebenso wie seine Freunde, die am Cassel'schen Hofe angestellt wurden — noch zu allerlei Kreuz- und Querzügen Gelegenheit fand. Die erste urkundliche Erwähnung von Sackville's Anstellung in Braunschweig stammt aus dem Jahre 1597. Indeß hat er sich wohl schon in den Jahren 1593 und 1594 für längere Zeit in Braunschweig aufgehalten, denn damals erschienen die zehn Dramen des Herzogs Heinrich Julius im Druck, und S. hat ohne Zweifel zu der lustigen Person in diesen Dramen Modell gestanden. 1596 und 1597 finden wir ihn in Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und Straßburg; in Frankfurt hatte er auch seine „Hausfrau" bei sich, von der wir bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal etwas hören. Der Aufenthalt in Nürnberg ist merkwürdig, weil er hier auf die dramatische Production Ayrer's ebenso einwirkte, wie in Braunschweig auf die des Herzogs. 1596 war er bei der Krönung Christian's IV. in Kopenhagen zugegen. Nach 1602 finden wir ihn in seiner Eigenschaft als Komödiant nicht mehr erwähnt. Er sagte der Kunst Lebewohl und erwarb sich als Seidenhändler ein ansehnliches Vermögen. Als solcher bezog er die Messen zu Frankfurt, wo er in früheren Jahren als Clown oftmals die fremden Kaufleute belustigt hatte. Mit Braunschweig blieb er auch noch weiterhin als Hoflieferant in Verbindung; er wird als solcher mehrmals, zuletzt im J. 1617 in den Hofrechnungsbüchern erwähnt. Auch in der Flugschriftenlitteratur der Zeit wird wiederholt auf den lustigen Clown und seinen Berufswechsel angespielt, zuletzt im J. 1621. Ueber seine ferneren Schicksale und über sein Todesjahr ist nichts bekannt.

S. versah das Rollenfach der Clowns; er schuf sich unter dem Namen Jan Bouset (Hans Würzbier) eine besondere Abart des komischen Typus. Was für Effecte er mit besonderer Vorliebe zu verwenden pflegte, können wir noch aus den Dramen Ayrer's und des Herzogs Heinrich Julius erkennen, daneben ist ein Bericht über den Narren Jan in Marx Mangoldt's „Marckschiffs Nachen" (1597) zu erwähnen. Burleske Bewegungen, Grimassen, vor allen Dingen auch die Darstellung des Lachens und Weinens hatten, wie es scheint, einen Hauptantheil an seinem Erfolg. Wie es mit seinen deutschen Sprachkenntnissen ausgesehen, vermögen wir nicht mehr festzustellen.

Vgl. Cohn, Shakespeare in Germany. — W. Creizenach, Die Schauspiele der Englischen Comödianten (Deutsche Nationalliteratur, Bd. 23. Berlin und Stuttgart o. J., 1889); besonders S. VI ff. und XCVIII ff.

W. Creizenach.

Sadebeck: Alexander S., Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Kiel, geboren im Jahre 1843 zu Breslau, trat 1865 mit einer Arbeit über die oberen Jurabildungen in Pommern (Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch. XVII, 651) zuerst in die Oeffentlichkeit, und vervollständigte diese inhaltsreiche Schilderung durch eine zweite Abhandlung: „Ein Beitrag zur Kenntniß des baltischen Jura" (das. 1866, 292). Aus diesen Untersuchungen ergab sich, daß ein Theil des baltischen Jura den oberen Schichten der Bathstufe entspricht. Eine weitere Publication bezieht sich auf den Nachweis einer bis dahin noch nicht nachgewiesenen Krystallform am Magneteisen (das. 1869, 489). In einer namhaften Anzahl von Arbeiten beschäftigte sich S. hauptsächlich mit

den Kryſtallverhältniſſen verſchiedener Mineralien, wie z. B. des Kupferkieſe Chryſoliths, Bleiganzes, Diamantes, der Fahlerze, der Blenden u. ſ. w. Schüler des großen Meiſters G. Roſe übernahm S. die Beſorgung der 3. lage von Roſe's Elementen der Kryſtallographie, 1873, eine Aufgabe, wel mit Berückſichtigung der Forſchungsergebniſſe aus neuerer Zeit glücklich Daran reihen ſich andere wichtige kryſtallographiſche Arbeiten wie über Kr tektonik, über die Theilbarkeit der Kryſtalle, über geneigtflächige Hemi Zuſammenfaſſend iſt das Werk: „Angewandte Kryſtallographie" mit 23 T 1876, welches gleichſam eine Ergänzung zu den oben angeführten Elemente Kryſtallographie bildet und die natürliche Erſcheinungsweiſe der Kryſtall handelt. Auch übernahm S. die Ausarbeitung des geologiſchen Theiles den Ergebniſſen von v. der Decken's Oſtafrikaniſcher Reiſe, wozu S. eine Karte entwarf. Derſelbe ſtarb am 9. December 1879 zu Hamburg.

v. Gümb

Sadeler. Kupferſtecherfamilie, aus der ſich beſonders drei hervorg haben.

Johann S., geboren in Brüſſel um 1550, das Haupt der Schule. war zuerſt Nielleur und verzierte mit Aetzungen Waffen; erſt ſpäter wan ſich dem Kupferſtechen zu. Er führte einige Blätter nach Criſpin van aus, die Beifall fanden. Im J. 1578 beſuchte er Deutſchland, blieb eine lang in Mainz thätig, wo er eine Folge bibliſcher Gegenſtände nach M. d ausführte. Zwei Jahre ſpäter, 1580, finden wir ihn in Köln, wo er 11 B für das Werk Thesaurus sacrarum historiarum Veteris Testamenti, 1585 Die Vorlagen zu den Stichen dieſes Werkes ſind von verſchiedenen Me wie M. Coxcie, van den Broeck, M. Hemskerk, M. de Vos u. A. S ſiedelte er nach München über, wo er ſeit 1589 angeſtellt wurde und Andachtsbilder, meiſt in kleinem Format, für verſchiedene Auftraggeber, weiſe auch für die Jeſuiten ausführte. Er blieb in München bis 1595, zog dann nach Italien, wo er Venedig zu ſeinem Aufenthaltsorte wählte. Fueßli ſoll er auch in Rom geweſen ſein und dem Papſt Clemens VII Buch mit ſeinen Stichen vorgelegt haben, die aber keinen Anklang fanden, halb S. eiligſt nach Venedig zurückkehrte, wo er 1600 oder 1610 ſtarb. hat eine große Anzahl von Blättern geliefert; Nagler führt 185 Nummer wobei manche als Folgen mehrere Blätter enthalten. Des Künſtlers Grab iſt fein, glänzend, aber die Wirkung iſt einförmig, zudem erdrückt die Ma wöhnlicher Waare. Geſchätzt werden allein die Bildniſſe. Deſſen Sohn hann der Jüngere, ein Schüler ſeines Vaters, arbeitete an der Seit ſelben in Venedig und war zugleich Kunſtverleger. Bei ihm erſchienen die Bi des Hauſes Gonzaga. Seine Blätter ſind von denen des Vaters ſchwer zu ſcheiden und iſt nur die etwa vorkommende Jahreszahl entſcheidend. Ein Sohn des Johann war Juſtus, geb. 1580, † in Leyden. Er war mei Verleger thätig. Die Kunſtweiſe aller Sadeler beſitzt denſelben Charakter Fleißes, dem aber die Weihe des Genies fehlt.

Raphael S., jüngerer Bruder des vorigen, geboren in Brüſſel nicht 1555, wie vielfach behauptet wurde, denn auf einem Stiche von G. vom Jahre 1580 ſteht Raphael Sadeler sc. aet. suae 19. Er war ein S ſeines Bruders, der Vaterſtelle bei ihm vertrat. Er war auch deſſen Beg in Deutſchland und kam mit ihm auch nach Venedig, wo er fleißig nach ſchiedenen Meiſtern ſtach, u. a. eine h. Familie nach Raphael, eine desgl nach Quentin Meſſis; „Venus hält Adonis von der Jagd ab", nach T „Chriſtus im Grabe von einem Engel bewacht", ein feines Blatt, wahrſch nach Aug. Carracci. Das Verzeichniß ſeiner Blätter iſt, wie das ſeines

s, sehr groß. Aus Venedig wurde er 1604 nach Baiern berufen, um ein ß angelegtes Werk, die Bavaria sancta und pia, die der Jesuit Raderus ausgab, mit Stichen zu zieren, das er, von seinem Sohne Raphael unterstützt, zum Jahre 1618 vollendete. Die Stiche sind nach Zeichnungen Math. ger's. Der Künstler bezog einen Gehalt von 105 Gulden und erhielt über- für jede Platte 10 Gulden. Ein Hauptwerk des Meisters, das sehr selten worden ist, ist „Die Schlacht von Prag", aus acht Blättern bestehend, 1620 llendet. Auch mehrere Bildnisse von Zeitgenossen gab er heraus. Nach mmerzeel soll er in Venedig 1616 gestorben sein, was aber nach Nagler nicht öglich ist, da er in München 1628 vom Schlage gerührt wurde und bald rauf starb. Sein Bildniß ist von C. Waumans gestochen. Sein Sohn, der ngere Raphael, geboren in München 1582, unterstützte den Vater bei ssen Arbeiten in Venedig und dann namentlich in München. Doch läßt sich n Antheil an der Arbeit nicht genau entscheiden, da der Kunstcharakter Beider h gleicht. Auf einzelnen Blättern kommt die Bezeichnung R. Sadeler jun. vor.

Egidius S., der dritte und talentvollste unter den drei Brüdern, geboren Antwerpen 1570. Er wurde stets als Sohn Raphael's betrachtet, was schon rch das Geburtsjahr dieses letzteren entkräftet wird. Auf dem Titelblatt von riumphus Martyrum nach M. de Vos, das 1591 erschien, steht: Aegydius Johannes fratres et operis hujus Auctores. Er war auch Maler; das Bel- dere zu Wien besitzt ein Bild von seiner Hand, das die Marter des hl. Se- stian darstellt. In Wien befindet sich auch ein Werk von ihm in Elfenbein, Der Parnaß", nach B. Spranger. Der Künstler begleitete seine Brüder nach eutschland und dann nach Italien. Hier stach er vornehmlich viele Stiche ch italienischen Bildern, so die „Madonna della sedia" nach Raphael, den Kindermord in Bethlehem" nach Tintoret, „Angelica und Medoro" nach P. eronese u. a. Interessant ist das Blatt nach einer Zeichnung Dürer's, die h in der Albertina in Wien befindet, „Maria mit dem Kinde in einer reichen ndschaft auf der Rasenbank sitzend". Sein gestochenes Werk wird über 00 Blätter umfassen. Besonders seine gestochenen Bildnisse werden sehr ge- chätzt. Den Kaiser Rudolf II. hat er mehrmals dargestellt, in Brustbild, in rüstung, zu Pferde; auch Kaiser Mathias mit seiner Gemahlin und Ferdi- nd II. sind durch seinen Grabstichel verherrlicht worden. Interessant ist das ldniß einer jungen reichgekleideten Dame, die ein Mohr begleitet (genannt ucrezia Borgia) nach Tizian. Sein eigenes Bildniß hat G. Edelinck gestochen. as die Handhabung des Grabstichels anbelangt, so ist S. ein vollendeter eister; er versteht denselben äußerst zart, aber auch breit und kräftig zu be- ndeln. Man nannte ihn den Phönix der Kupferstecher. In der Vertheilung n Licht und Schatten war er weniger glücklich, woran aber die Vorbilder, e er auf die Kupferplatte übertrug, größtentheils die Schuld trugen. Er hat ch Landschaften nach P. Bril, J. Brueghel, R. Savry und nach eigener Er- dung ohne Zuhülfenahme der Radirnadel, nur mit dem Grabstichel aus- führt. Der Ruf seiner Kunst drang aus Italien bis an den Hof Kaiser Ru- lf's in Prag. Wahrscheinlich hat der Archivar Strada, der für den Kaiser Italien Ankäufe besorgte, den Künstler empfohlen; er wurde an den kaiser- chen Hof berufen und angestellt. Hier arbeitete er nur für den Kaiser, und dieser starb, wurde er von dessen Nachfolgern Mathias und Ferdinand im mte behalten. In Prag hat der Meister auch das Bildniß des Strada ge- chnet und ein kostbares, seltenes Werk, die Innenansicht des Wladislaussaales Prager Schloß, 1607, aus zwei Platten bestehend. An dieses schließt sich große Ansicht von Prag und Umgegend an, nach Ph. van Bosche, und aus

neun Blättern zusammengesetzt. Noch vor dem Saal wurde 1606 ein W vollendet, das sich stets großer Achtung erfreute, es sind die römisch Alterthümer: „Vestigi della antichità di Roma, Tivoli etc.“, 52 Blatt. starb in Prag im Alter von 59 Jahren 1629.

v. Sandrart. — Fueßli. — Huber u. Rost. — Nagler. — Immerz — Kramm.

Wessely.

Saedt: Otto Joseph Arnold S., praktischer Jurist, geb. am 2. Ju 1816 zu Cleve als Sohn eines Professors, † 1½ Uhr Nachts vom 1. a 2. September 1886 zu Köln. Er legte in der Geburtsstadt vom Herbst 182 bis 1835 mit wiederholter, durch Krankheit hervorgerufener Unterbrechung d Gymnasialstudien zurück, wurde auf Grund des Maturitätszeugnisses vo 12. August 1835 am 20. October in Bonn als Student der Rechte imm triculirt, am 26. October 1836 in Berlin, bestand hierselbst am 8. Septemb 1838 die Auscultatorprüfung „sehr gut“, wurde beim Landgericht in Cleve a 20. October vereidigt, im Juni 1839 ans Landgericht zu Düsseldorf verse genügte vom 28. Juni bis 27. Juni 1840 der Militärpflicht als Einjähri Freiwilliger beim 16. Infanterieregiment, legte am 12. März 1841 die zwei juristische Prüfung „gut“ ab, wurde am 6. April zum Referendar ernannt, a 22. Mai auf Antrag nach Coblenz, am 25. August wieder nach Düsseldo versetzt, bestand am 27. August 1844 die dritte Prüfung „sehr gut“ und wur am 29. November 1844 vom Justizminister zum Landgerichtsassessor ernan und dem Landgericht in Cleve zugewiesen. Am 4. August 1845 erfolgte sei Versetzung nach Düsseldorf, am 27. November 1847 erhielt er ein Commissoriu beim Landgericht in Köln, wurde am 27. December 1848 zum Staatsprocurat am Landgericht und am 31. März 1857 zum Generaladvocaten am Appe lationsgerichte in Köln ernannt. In dieser Stellung blieb er bis zur neu Gerichtsverfassung, mit deren Eintritt (1. October 1879) er unter Verleihun des Charakters als Geheimer Ober-Justizrath in den Ruhestand versetzt wurd Er gehörte zur streng katholischen ultramontanen Partei, und war für dere Interessen stets zu Rath und Hülfeleistung bereit. Schrift: „Die katholisch Kirchenfabriken des linken Rheinufers, deren Stellung zur Kirche, zum Sta und zur Gemeinde“, Köln 1854, 2. Aufl. 1865.

Personalacten. v. Schulte.

Saenredam: Jan S., Zeichner und Kupferstecher, geboren in Zaande 1565, † in Assendelfft, wo er längere Zeit lebte, am 6. April 1607. Da seine Eltern sehr zeitig verlor, so sollte er ein Handwerk, das Korbmachen, e lernen, aber sein Sinn war nach der Kunst gerichtet. In dieser erhielt er d ersten Unterricht unter Jacob de Gheyn und kam dann zu Heinrich Goltzi unter dessen Anleitung er sich zu einem vorzüglichen Kupferstecher heranbilde Er wußte so in die Kunstweise seiner Vorbilder einzudringen, daß Blätter oh Bezeichnung, die nach Goltzius' Zeichnungen ausgeführt sind, für Originalstic dieses letzteren oft genommen werden. S. war auch ein trefflicher Zeichne nach eigener Erfindung hat er ein Dutzend Blätter ausgeführt, darunter d Folge der klugen und thörichten Jungfrauen viel Phantasie zeigt und brillan gestochen ist. Auch das Bild des Oraniers Moritz in ganzer Figur ist von ih trefflich ausgeführt und glänzend gestochen. Er entlehnte als Vorlagen d Compositionen verschiedener Meister, meist die des Goltzius. Es ist zu bedauer daß er sich auch für die manierirten Compositionen eines Bloemaert, Cornel u. A. begeisterte. Bartsch, der den Künstler in der Gesellschaft seines Meiste Goltzius neben dessen andern Schülern würdigt, beschreibt 123 Blätter von ih Dabei befinden sich nebst den bereits erwähnten, einzelne Bildnisse, verschieden

biblische Darstellungen, worunter die aus drei Blättern bestehende Composition „Christus bei Simon dem Pharisäer" nach P. Veronese, verschiedene mythologische und allegorische Darstellungen, die zuweilen sehr reizende, anmuthige Formen zeigen. Des Meisters Stiche werden darum recht geschätzt und er hat unter den Sammlern viele Liebhaber. S. soll bei seinem Tode einen unvollendeten Stich hinterlassen haben: „Der Gott des Flusses Tiber" in zwei Blättern, der später von J. Matham vollendet wurde.

Huber u. Rost. — Bartsch III. — Immerzeel. — Kramm.

Pieter S. — auch Zaenredam — Sohn des vorigen. Architekturmaler. Das Wichtigste, was wir von ihm wissen, ist in dem kurzen Berichte von Houbraken enthalten: „S. ist im J. 1597 am 9. Juni in dem Dorfe Assendelft geboren. Nachdem er seinen Vater früh verloren hatte, kam er im J. 1608 mit seiner Mutter nach Harlem, und da er Talent zeigte, fand er Gelegenheit, in das Atelier des Malers Franz Pietersz de Grebber zu kommen, bei welchem er zuerst zeichnen, später auch malen lernte und sich eifrig bis zum Jahre 1622 übte, worauf er selbständig arbeitete und zu Harlem am 24. April 1628 (nach Immerzeel schon 1623) als Meister in die St. Lucasgilde trat. Nun verlegte er sich auf perspectivische Darstellungen von Kirchen, Sälen, Galerien und Gebäuden, sowohl von innen als von außen gesehen und seine Arbeiten sind geschätzt." Im Rathhaus zu Amsterdam wird von unserem Meister eine Ansicht des alten Stadthauses aufbewahrt. Die zahlreichsten befinden sich in Utrecht und Harlem. Außerhalb Hollands kommen seine Bilder selten vor. Im Museum zu Braunschweig ist die Innenansicht der Marienkirche zu Utrecht, bezeichnet Pieter Saenredam, Anno 1630. Mehrere seiner Bilder wurden auch gestochen, namentlich von Jan van de Velde. Schließlich hat der Meister auch selbst radirt. Es sind vier solche Blätter bekannt, die selten vorkommen und theuer bezahlt werden. Es ist das Standbild Coster's, des sogenannten Erfinders der Buchdruckerkunst, die Ansichten der Schlösser Berkenroode und Assumberg und eine kleine Landschaft.

Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. Wessely.

Saffenreuter: Georg Joseph S., katholischer Schriftsteller, geboren am 8. Juli 1808 zu Bamberg, kam in seinem dritten Lebensjahre nach Würzburg, wohin seine Eltern übersiedelt waren, besuchte die Lateinschule, das Gymnasium und die Universität daselbst, trat 1829 ins Priesterhaus zu Würzburg ein und wurde am 20. August 1831 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zwei Jahre als Caplan zu Neustadt an der Saale, ein Jahr zu Bischofsheim vor der Rhön, zwei Jahre im Juliusspitale zu Würzburg, ertheilte von 1836 an den Religionsunterricht und seit 1840 auch den Geschichtsunterricht an der Lateinschule und dem Gymnasium zu Würzburg, war seit 1. October 1853 Inspector des königl. Schullehrerseminars und seit Juli 1860 zugleich Vorstand des Kreistaubstummeninstituts allda. Für seine Verdienste auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens wurde er am 23. April 1867 zum bischöfl. geistl. Rath ernannt und wegen seiner litterarischen Leistungen ertheilte ihm die Universität Würzburg das Doctorat der Theologie honoris causa. Im Jahre 1866 leistete er im Priesterseminare, in welchem ein Lazareth eingerichtet war, den kranken und verwundeten Soldaten leiblichen und geistlichen Beistand. S. starb am 17. Mai 1869 plötzlich infolge eines Schlaganfalles; er genoß als Ehrenmann, entschiedener Charakter und eminenter Lehrer allgemeine Achtung. Neben Programmen und kleineren Arbeiten schrieb er: „Predigten auf alle Sonn- und Festtage der katholischen Kirche", 1837 ff., 7 Bde. (1. Bd., 4. Aufl. unter dem Titel: „Predigten auf alle Sonntage der katholischen Kirche", 1848. —

2. Bd., 4. Aufl.: „Predigten auf die vorzüglichen Festtage der katholischen Kirche, nebst einem Cursus Fastenpredigten". 1848. — 3. Bd., 4. Aufl.: „Predigten auf verschiedene Sonn- und Feiertage der katholischen Kirche, nebst mehreren Casualpredigten", 1848. — 4. Bd.: „Homilien über die Episteln auf alle Sonntage der katholischen Kirche", 1848. — 5. Bd.: „Homilien über die Episteln auf alle Sonntage der katholischen Kirche", 1849. — 6. Bd.: „Homilien über die Episteln auf die vorzüglichen Festtage des Herrn und der Heiligen der katholischen Kirche", 1849. — 7. Bd.: „Predigten auf die vorzüglichen Feste des katholischen Kirchenjahres", 1852). „Eichenkränze. Gedichte", 1851; „Paulus der Weltapostel. Epos in 9 Gesängen", 1859; „Die Menschwerdung des Affen. Ein Spiel der Gegenwart in 2 Akten. Von Einem, der sich der Gegenwart schämt", 1866 (erschien anonym); 43 Gedichte, darunter 3 lateinische in: „Myrtenzweige in den Jubelkranz des hochw. H. Georg Anton, Bischofs von Würzburg", 1865. — Ferner redigirte S. den „Religions- und Kirchenfreund" (von 1840 an: Allgemeiner Religions- und Kirchen-Korrespondent genannt), und zwar von 1836—40 mit Dr. Benkert, von 1841—43 mit Dr. Himmelstein und von 1844—47 allein. Predigten, Aufsätze, Gedichte von ihm erschienen in der Athanasia, im Chilianeum, in Heim's Predigtmagazin und in den Jugendblättern von Isabella Braun.

Die von Dr. Himmelstein auf S. gehaltene Leichenrede, Würzb. 1869. — Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- u. Jugendschriftsteller von Jos. Kehrein, Zürich, Stuttgart u. Würzburg 1868 u. 1871, 2. Bd., S. 72 ff.

Otto Schmid.

Saftleven: Cornelis S. (auch Sachtleeven), Maler und Radirer, geboren in Rotterdam 1606, das Jahr seines Ablebens ist unbekannt. Man weiß nicht, welchen Lehrer er gehabt hat. Er malte Soldaten, Beiwachten, Bauernscenen in- und außerhalb der Hütten, Landschaften und Thiere. Seine sittenbildlichen Darstellungen erinnern etwas an Teniers; oft hat er seiner guten Laune und der Satire freien Lauf gelassen. Er ist zwar nicht so vorzüglich wie sein jüngerer Bruder Hermann (s. d.), hat aber doch große Verdienste, die anerkannt werden. Vom Jahre 1682 ist ein Bild von ihm, das Katzen vorstellt, die vor einem Notenbuch gruppirt sind, wobei ein Uhu als Capellmeister seines Amtes waltet. Der Künstler war also in diesem Jahre noch am Leben und thätig. Vom Jahre 1652 ist im Museum zu Braunschweig eine Landschaft mit Hirten und der Flucht nach Egypten, vom Jahre 1678 besitzt das Dresdener Cabinet zwei Bilder: „Inneres einer Hütte" und „Vor einem Bauernhause". Einige seiner Bilder hat Marinus gestochen, wie die „Bauern in der Schenke beim Gelage mit einem Betrunkenen", dann „de Rommelpot: Kinder mit der Topftrommel". Er selbst hat auch mehrere Blätter radirt, die gern gekauft werden; wir nennen die Folge der Sinne, durch groteske Figuren dargestellt, dann die Folge der Bauern in verschiedener Thätigkeit, 12 Blätter, die oft retouchirt wurden und deshalb mehrere Auflagen erlebten; Beweis, daß man sie viel begehrte. Ferner radirte er in einer Folge von 12 Blättern verschiedene Hausthiere und ein einzelnes Blatt mit einem Hirten. Sein Bildniß, von Jost Craesbeck gemalt, befindet sich im Louvre; L. Vorsterman hat nach A. v. Dyck eins für die Ikonographie gestochen.

Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. — Ph. van der Kellen.

Hermann S., Landschaftsmaler, jüngerer Bruder des Vorigen, geboren in Rotterdam 1609, † in Utrecht, wo er die meiste Zeit seines Lebens (mit seinem Bruder) lebte, am 5. Januar 1685. Er war ein Schüler von J.

Goyen, doch hat er auch fleißig die Natur studirt, die er trefflich in seinen
dern zu schildern verstand. In der ersten Zeit malte er, wie sein Bruder,
uernscenen, später weihte er seine Kunst ausschließlich der Landschaft. In
ser Art sind besonders seine zahlreichen Rheinlandschaften hervorzuheben,
stets mit großem Beifall aufgenommen wurden. Houbraken kennt, wie er
äußert, keinen niederländischen Landschaftsmaler, der seine Fernsichten so
l und zart, die Abstufungen oder Grade der Entfernung besser und gefälliger
sgedrückt oder seine Bilder reicher und zierlicher staffirt hätte, wie unser
ünstler. Man kann sich von der Wahrheit dieser Worte leicht überzeugen, da
st alle größeren Sammlungen wenigstens eine seiner Rheinansichten besitzen.
e Dresden, die Pinakothek in München, Berlin, das Wiener Belvedere,
msterdam, Schwerin u. a. Auch in Braunschweig ist eine Rheinlandschaft
m Jahre 1660 und außerdem eine Waldlandschaft, in welche C. v. Poelen-
rg die Staffage, Nymphen und Satyre, vom Jahre 1643, gemalt hat. Eine
ompagniearbeit, die er mit seinem Bruder gemeinschaftlich ausgeführt hat, be-
ndet sich im Schlosse Zuylen bei Utrecht. Es stellt das Familienbild des
Gerard van Reede in allegorischer Auffassung dar. Es ist mit den Namen
Beider und 1634 bezeichnet, also aus der frühesten Zeit ihrer Thätigkeit. Ein-
lne seiner Zeichnungen, die er stets mit großem Fleiße ausführte, wurden von
Almeloveen, van Aken, Prestel, Geißler u. A. gestochen. S. hat aber auch
it geistvoller Nadel mehrere Blätter radirt; es werden 39 beschrieben, an deren
Spitze Saftleven's Eigenbildniß sich befindet. In seinen Radirungen vereint S.
Zartheit der Arbeit mit Wahrheit und Gefälligkeit des Gegenstandes. Seine
Blätter sind 1640—1669 datirt, gehören also seiner besten Zeit an.

Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. — Bartsch. — Weigel.

Wessely.

Sagar: Johann Baptist Michael Edler v. S., Arzt und hervorragender Epidemiograph seiner Zeit, ist am 2. November 1702 zu Poellandl in Krain geboren. Seine ersten Lebensschicksale sind ziemlich unbekannt geblieben. Er soll in der Jugend Hirtenjunge gewesen und infolge widriger Verhältnisse, namentlich großer Armuth, erst sehr spät zum Studium gelangt sein, sodaß er bereits im Alter von 50 Jahren stand, als er in Wien die medicinische Doctorwürde erhielt. Er wurde hierauf zum Physicus des Iglauer Kreises in Mähren ernannt und 1776 infolge seiner litterarischen und praktischen Verdienste von der Kaiserin Maria Theresia geadelt, starb aber schon zwei Jahre später, wie es heißt, in ziemlich dürftigen Verhältnissen. Trotz des beschränkten Wirkungskreises, in dem S. lebte, wußte er sich dennoch den Ruf eines Forschers ersten Ranges zu verschaffen, ganz besonders durch seine gediegenen epidemiographischen Arbeiten, von denen in erster Linie die „Diss. de variolis Iglaviensibus anni 1766" (Wien 1773) und die Schrift über eine stärkere Epidemie von Faul- oder Hungerfieber („Historia morbi epidemici in circulo Iglaviensi et adjacentibus regni Bohemiae plagis observati annis 1771, 1772", Leipzig 1778) erwähnenswerth sind. Bekannt ist S. ferner als Verfasser eines dem von Sauvages nachgebildeten nosologischen Systems, worin die Krankheiten nach ihren gemeinschaftlichen Symptomen in bestimmte, gewissermaßen natürliche Gruppen classificirt werden. Das betreffende Werk führt den Titel: „Systema morborum symptomaticum secundum classes, ordines, genera et species, cum characteribus, differentiis et therapejis" (Wien 1776). — Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Sagar's gibt J. F. C. Hecker in seiner „Geschichte der neueren Heilkunde" S. 601.

Vgl. letztgenanntes Werk S. 569. — Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte ꝛc. von A. Hirsch V, 147.

Pagel.

Sagittarius: M. Gerhard S. war als erster Generalsuperintendent von Niedersachsen (Herzogthum Lauenburg) und dritter Pastor der Stadt Lauenburg 1582 eingeführt, galt als ein äußerst gelehrter Mann und besaß eine für damals reiche Bibliothek. Es ist bekannt, daß er schon neun Jahre vorher Prediger war, im übrigen ist alles aus seinem früheren Leben unbekannt. Der Lübecker Superintendent Pouchenius, der ihn nach der Generalvisitation von 1583 einführte, scheint ihn auch dem Herzoge Franz II. vorgeschlagen zu haben. Unter ihm ist die von Pouchenius verfaßte Lauenburgische Kirchenordnung 1585 durchgeführt, 1590 hielt er als geistlicher Commissar die dritte große Generalvisitation im Herzogthum ab; † 1592. Er gilt als der Begründer des festen Lutherthums in Lauenburg, denn in dem wüsten Treiben der kinderreichen und stets geldbedürftigen Herzöge Franz I. und Franz II. war bis dahin auf die Glaubenssicherheit nicht sonderlicher Werth gelegt. Freilich hatte Franz I. 1564 eine Kirchenvisitation angeordnet, auch einen Superintendenten in der Person des Franz Baring, gebürtig aus Venlo, der das Pastorat zu St. Petri in Hamburg im Streit mit dem dortigen Consistorium verlassen hatte, eingesetzt; dieser aber wurde selbst in Bezug auf die Adiaphora, den Synergismus und die Ubiquität bald als Kryptokatholik, bald als Philippist und Kryptocalvinist verdächtigt. Auch verhielt er sich gegen die Concordienformel ablehnend, was 1582 seine Beseitigung veranlaßt hat. (Er starb 1589 als Pfarrer von Lütau.) Aus diesen Vorwürfen ist auf die gegentheilige Stellung des S., der streng auf der Concordienformel bestand, zu schließen. Unzweifelhaft hat S. den Pouchenius veranlaßt, bei Franz II. die Beseitigung der Forderung des in Holstein von Dr. Paul von Eitzen eingeführten sog. Holsteinischen Priestereides durchzusetzen, was 1587 gelang. Mit der bekannten Lehrer- und Historikerfamilie Sagittarius hängt er nicht zusammen. Sein wirklicher Name ist sicher Schütze oder Schütte.

Joh. Friedr. Burmeister, Beitr. zur Kirchengesch. des Herz. Lauenburg 2. Ausg. von Joh. Aug. Amann (Ratzeburg 1882). Auch: Starke, Lübeck. Kirchengesch. I. Ueber Franz I u. II, s. Peter v. Kobbe, Gesch. v. Lauenburg (1836) II.

Krause.

Sagittarius: Johann Christfried S., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geboren am 26. September 1617 in Breslau, † am 19. Februar 1689 in Altenburg. — Er war der Sohn des damaligen Rectors des Gymnasiums Elisabethanum in Breslau Thomas S. (geb. 1577 in Stendal, † am 21. April 1621), eines vielseitig gebildeten Polyhistors, früheren Professors in Jena. Nach des Vaters frühem Tode übersiedelte er mit seiner Mutter nach Jena, später mit seinem Oheim Kaspar S. nach Braunschweig, wo er die Schule besuchte, studirte 1636 ff. unter dem berühmten „johanneischen Dreigestirn" Joh. Gerhard, Johann Major und Johann Himmel, sowie bei Salomo Glassius und Dilherr, wurde 1641 Conrector in Hof, 1643 Rector an der Stadtschule in Jena, in demselben Jahre Magister und Docent an der Universität, 1646 Professor der Geschichte und Dichtkunst daselbst, 1651 Superintendent zu Orlamünde, 1652 Doctor der Theologie, 1656 Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Consistorialassessor in Altenburg, wo er um die Ordnung des Kirchen-, Schul- und Armenwesens sich verdient machte, einen ausgebreiteten Briefwechsel führte, auch um Beilegung der sog. synkretistischen Streitigkeiten sich bemühte. Er besaß eine umfassende, nicht bloß theologische, sondern auch philologische, philosophische und historische Bildung und schrieb zahlreiche Dissertationen aus verschiedenen Wissensgebieten, von denen er eine Auswahl unter dem Titel „Dissertationes selectae", Altenburg 1670, 4° (2. Ausg. Leipzig 1695, 4°), eine zweite Sammlung u. d. T. „Otium Jenense", 1671, 4° in Jena

ausgab. Außerdem veröffentlichte er Predigten, Erbauungsschriften, eine
blische Geschichte ꝛc. Besonders aber beschäftigte ihn eine Reihe von Jahren
durch die Veranstaltung einer neuen Ausgabe von Luther's Werken, die in
hn Foliobänden 1661—64 zu Altenburg erschien. Veranlaßt durch die Wahr-
hmung, daß trotz einer ausdrücklichen Vorschrift der kursächsischen Kirchen-
dnung in vielen Kirchen Luther's Werke nicht mehr zu finden waren, machte
ch S. im Auftrag seines Herzogs Friedrich Wilhelm zu Sachsen an die Ver-
nstaltung einer neuen Gesammtausgabe, welche die früheren (die Wittenberger,
ie Jenaische und Eisleben'sche) an Vollständigkeit und Correctheit übertreffen
llte. Doch hatte das Unternehmen nicht den gewünschten Erfolg: unter allen
utherausgaben ist die Altenburger die mangelhafteste, gab besonders die latei-
ischen Schriften theils gar nicht, theils nur in deutscher Uebersetzung, ließ
ichtiges weg, war im übrigen nur ein Wiederabdruck der älteren Jenenser
usgabe und fand deshalb auch wenig Anklang und Absatz. Eine ganze Schiffs-
adung ging davon nach Rußland, versank aber unterwegs im Meer; ein großer
heil der Auflage vermoderte unbenützt in einem Thurm der Stadtmauer zu
ltenburg.

Ueber sein Leben vgl. Joh. Müller, Oratio panegyrica in memoriam J. Chr. S. 1694, abgedruckt bei Pipping, Memoriae Theol. Nr. 22, S. 279 ff. — Fr. G. Gotter, Elogia clarorum virorum Altenburg. Jena 1713, 8°, S. 56 ff. — Kaspar Sagittarius, Genealogia Sagittariana. Jena 1664. — Zedler, Universal-Lex. XXXIII, 590. — Jöcher, Gel.-Lexikon IV, 28. — Die Gesammtausgaben von Luther's Werken. Frankfurt 1883.

Wagenmann.

Sagittarius: Kaspar S. (Schütze), Geschichtschreiber. Geboren am 23. September 1643 zu Lüneburg als Sohn von Kaspar S. (s. unten S. 172), erhielt er seine entscheidende Ausbildung an der Universität zu Helmstedt, wo er unter dem Einflusse von Calixtus und Conring sich der Theologie, Philologie und Geschichte widmete. Am engsten schloß er sich Conring an, dem er eine nachhaltige Theilnahme abgewann. Im J. 1668 wurde er Schulrector in Saalfeld, siedelte jedoch bereits im J. 1671 nach Jena über, wo er 1674 Bose's Nachfolger in der Professur der Geschichte wurde. Er entwickelte hier eine große Thätigkeit als Lehrer und als historischer Schriftsteller, eine Fruchtbarkeit, die ihm nicht immer zum Ruhme angerechnet wurde. Man muß ihn gleichwol zu den angesehneren und verdienteren deutschen Geschichtforschern seiner Zeit zählen. Von seinen bez. Schriften verdient sein „Nucleus historiae Germanicae" hervorgehoben zu werden, auf Conring's Anregung entstanden und bedeutend als das erste Compendium der deutschen Geschichte, ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, dem auch die Ehre einer Uebersetzung in die französische Sprache zu Theil geworden ist. Ferner seine „Introductio in historiam ecclesiasticam et singulas ejus partes", die sich von Seite der Theologen eines ungesprochenen Beifalls erfreute. Am schätzbarsten sind seine Arbeiten über die thüringische Geschichte, die noch heut zu Tage nicht ganz entwerthet erscheinen dürften. S. ist am 9. März 1694 zu Jena gestorben und hat hier für die Fortdauer seines Namens u. a. auch durch ein Vermächtniß an der Universität zur Förderung des geschichtlichen Studiums löbliche Sorge getragen.

Jo. Andr. Schmidt, Commentatio de vita et scriptis Caspari Sagittarii. Jenae 1713. — J. C. Zeumerus, Vitae professorum Jenensium, p. 161—172. — Die zahlreichen Schriften Sagittarius' sind verzeichnet bei Jöcher, 4. Thl., S. 24—28.

Wegele.

Sagittarius: Kaſpar S., bekannter Schulmann des 17. Jahrhunderts, wurde als Sohn dritter Ehe des Paſtors Thomas S. († 1607) in Oſterburg in der Altmark 1597 geboren. Sein viel älterer Stiefbruder Thomas S. (ſ. u. S. 173), Profeſſor in Jena, nahm ihn 1606 zu ſich und ließ ihn vier Jahre lang die Jenaer Rathsſchule beſuchen; von 1610 an war Kaſpar Schüler in Stendal, 1612 in Salzwedel, 1616 wieder in Stendal. 1618 ging er nach Breslau, wohin ſein Bruder Thomas inzwiſchen als Rector des Eliſabethgymnaſiums übergeſiedelt war, und 1620 auf die Univerſität in Wittenberg, im folgenden Jahre nach Jena. Hier wurde er im Juli 1622 zum Magiſter der Philoſophie promovirt und 1624 Adjunct der philoſophiſchen Facultät. 1626 folgte er einer Berufung als Prorector an das Gymnaſium in Naumburg; ſeine damalige Antrittsrede „de gymnasiorum et scholarum Lutheranarum decrementis et remediis“ hat er ſpäter noch durch zwei weitere Abhandlungen über denſelben Gegenſtand ergänzt. Schon 1628 verließ er Naumburg und übernahm das Rectorat des Gymnaſium Martineum in Braunſchweig; in dieſem Jahre erſchien ſein bekannteſtes Werk „Technologia s. Prodromus disciplinarum liberalium generalis“, 1630 ein gelehrtes Gedicht „de Jona Ninevitas convertente“ mit dem Neudruck der zuerſt 1622 veröffentlichten „Historia Sodomae flagrantis“. Im März 1640 übernahm S. die Leitung des Johanneums in Lüneburg, ſcheint hier aber mancherlei Conflicte gehabt zu haben, namentlich wegen einer von ihm vorgenommenen Austreibung des Teufels aus der Schule. Die von ihm auf Befehl des Rathes entworfenen „Monita scholastica“ fanden vielfachen Beifall und Nachahmung. 1646 gab er das Rectorat auf und wurde Paſtor an der Lüneburger Johanniskirche, 1661 Hauptpaſtor. Er ſtarb in Lüneburg am 27. April 1667. Außer den obengenannten Schriften rühren von ihm noch Ausgaben der XII. Philippica Cicero's (1640) und der 1. olynthiſchen Rede des Demoſthenes (1643) her, ſowie zahlreiche Disputationen theologiſchen Inhalts und Gedichte.

Lebensbeſchreibung durch ſeinen Sohn Kaſpar S. in Memorabilia historiae Luneburgicae 1714, S. 49—56, wo aber auf S. 55 irrthümlich das Jahr 1666 als Todesjahr angegeben iſt. — Jöcher IV, S. 24.

R. Hoche.

Sagittarius: Paul Martin S., gelehrter Polyhiſtor, Theolog und Schulmann des 17. Jahrhunderts, geb. am 10/16. November 1645 in Jena, † am 31. Juli 1694 in Altenburg. — Er war ein Sohn des damaligen Jenenſer Rectors, ſpäteren Altenburger Generalſuperintendenten Johann Chriſtfried S., Vetter des Hiſtorikers Kaſpar S. (ſ. o.), beſuchte das Gymnaſium in Altenburg, wo er ſich eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen erwarb, ſtudirte 1664 ff. in Wittenberg, wo er beſonders des Theologen A. Calov Schüler und Hausgenoſſe war, und wo er 1666 Magiſter wurde, vollendete ſeine Studien in Jena, wurde 1669 Rector in Altenburg, 1679 Diakonus daſelbſt, 1684 Archidiakonus, 1685 Stiftsprediger, 1686 Aſſeſſor des Conſiſtoriums, 1688 Gehülfe ſeines Vaters in der Generalſuperintendentur, 1689 deſſen Nachfolger, ſtarb aber ſchon nach wenigen Jahren an einer anſteckenden Krankheit, die er bei einem Krankenbeſuch ſich zugezogen. Neben ſeinen verſchiedenen Schul- und Kirchenämtern beſchäftigte er ſich mit hiſtoriſchen, genealogiſchen und numismatiſchen Studien und Liebhabereien, ſammelte Münzen und geſchichtliche Nachrichten über Gelehrte und adelige Familien, gab verſchiedene Diſſertationen, Programme und Reden heraus, verfaßte eine handſchriftliche Geſchichte des Herzogthums Altenburg, der Familie Schönburg, der Grafen von Rochlitz ꝛc. Einige Abhandlungen von ihm ſtehen gedruckt in Mencke's Scriptores Rer. Germ. Bd. II.

Vgl. Gotter, Elogia clarorum virorum Altenb. Jena 1713, 8°, S. 66 ff. — Müller bei Pipping, Mem. theol. S. 319 ff. — Zedler's Universal-Lexikon XXXIII, 590. — Jöcher, Gel.-Lexikon IV, 29.

Wagenmann.

Sagittarius: Thomas S., Polyhistor und Schulmann des 16. und 17. Jahrhunderts, der ältere Bruder von Kaspar S. (s. Art.), wurde 1577 in Stendal, wo sein Vater damals Geistlicher war, geboren. Seine Schulbildung hielt er vermuthlich in Stendal, die akademischen Studien machte er in Jena und wurde hier vom kaiserl. Pfalzgrafen Nicolaus Reusner zum Poeten gekrönt. Im Februar 1597 wurde er Magister der Philosophie, im August 1599 Doctor der Rechte. 1605 wurde ihm die Professur der griechischen Litteratur übertragen, die er mit einer Rede „Et Christo et Musis studiosus militat omnis" am 4. Juli antrat. 1610 übernahm er den Lehrstuhl für Logik und Metaphysik, war auch zeitweilig Rector der Universität, legte aber im September 1616 sein akademisches Amt nieder und nahm die Stelle als Rector des Elisabethgymnasiums in Breslau an, mit welcher die Aufsicht über das gesammte Breslauer Schulwesen verbunden war. Als Grund für diesen Wechsel des Amtes giebt sein Neffe, der jüngere Kaspar S. (Memor. hist. Luneb. S. 50) an, S. habe wegen seiner Gegnerschaft gegen die Ratich'sche Methode in Jena viele Anfeindungen zu erdulden gehabt. Er starb in Breslau bereits am 21. April 1621 mit Hinterlassung eines unmündigen Sohns Joh. Christ. (s. Art.) — Von seinen zahlreichen Schriften philologischen, philosophischen, theologischen, juristischen Inhalts sind der „Horatius profanus" (1612) und „Horatius christianus" (1616), die „Epistolica institutio" (1615) und die seltsame „Exercitatio, qui fiat, quod multi abhorreant ab esu casei" (erschienen 1624) noch jetzt bekannt; die Herausgabe der bei seinem Tode noch ungedruckten Arbeiten besorgte sein Bruder Kaspar S. —

Zeumer, vitae professorum Jenensium IV, 56—58 und 93 ff. — Kaspar Sagittarius, Memorabilia hist. Luneb. 1714, S. 49 f. — Jöcher IV, S. 29.

R. Hoche.

Sagner: Kaspar S., gelehrter Jesuit, geboren am 9. Mai 1721 zu Neumark in Schlesien, † am 10. Januar (nach anderen 17. Jan.) 1781 zu Prag. Mit 16 Jahren trat er 1737 dem Orden bei und wurde sofort im Lehramte in verschiedenen Fächern verwandt. Während fünf Jahre 1747—1752 lehrte er in Madrid Mathematik, dann kehrte er als Decan der philosophischen Facultät nach Prag zurück. Seit 1756 Doctor der Theologie las er über kanonisches Recht. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde er Präses des Seminars bei St. Wenzel in Prag. Seine „Institutiones philosophicae" sind wiederholt aufgelegt.

Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXVIII, 71—72. Wien 1874.

Cantor.

Sagstätter: Gottfried Hermann S., Genre- und Historienmaler, geb. 1806 zu München als der Sohn eines Bürgers, verlor frühzeitig die Eltern und wurde dadurch dem bittersten Leiden preisgegeben, da ihm die Habsucht eines Gläubigers nicht nur kein Vermögen übrig ließ, sondern dem Minderjährigen auch noch die bürgerliche Gerechtsame seines Vaters entzogen wurde. So verbrachte er eine harte Jugend in großer Armuth. Mit Vorliebe der Zeichenkunst zugethan, fand S. an Cornelius eine Stütze, machte an der von ihm geleiteten Akademie in kurzer Zeit glänzende Fortschritte, fiel aber gegen Erwarten vorläufig von der Historienmalerei ab, da er einen glücklichen Sinn für das Genrefach entwickelte. Seine seit 1831 ausgestellten, in der Manier der beiden Dietrich gehaltenen Bildchen fanden großen Beifall. So malte S. 1831:

einen „Citherspieler" und eine „Spinnende Alte", einen „Dorfzeitungsle
eine „Schmuggler"-Scene; 1832: einen „Schützen"; ein „Weibliches
in ganzer Figur; einen „Landmann", der sich bei einem Glase Wein eine
lichen Kaufes freut; eine „Schwarzwälder-Familie", welche im Wirtsh
Tutzing ihren Bergkasten zeigt; einen mit seinem Gewehr beschäftigten „Sc
1833: einen „Korbmacher", dann jenes damals vielgerühmte Bild, wie
herzige Schwestern am Vorabende eines Festes" ihr Madonnenbild mit
schmücken (als Kunstvereinsgeschenk für 1833 auf Stein gezeichnet von J.
Die Enthüllung der sogenannten „Otto-Säule" im Walde zu Höhenkirc
richtet 1834 durch Steinmetzmeister Anton Ripfel (Kunstblatt 1834
zur Erinnerung an den Abschied König Otto's bei seiner Abreise nach G
land); ein sich „Rasirender Bauer", ein alter „Hochzeitlader"; ein
meinende „Lehren ertheilender Landgeistlicher"; eine „Waise auf dem
ihrer Eltern" folgten 1834. Darauf kamen 1835 ein „Cither spielender Pa
und die im Wirthshaus „Karten spielenden Bauern", welches Graf R
als Muster eines guten Genrebildes für seine „Geschichte der neueren
lithographiren ließ; 1836 ein „Hochzeitlader", eine „Schenke mit
welche über den Ludwigs-Donau-Maincanal discutiren" (angekauft v
Königin Caroline, lithographirt von Bodmer), dazu „spielende Kinder" u
„Scene aus dem bairischen Volksleben"; 1837 ein Kindern vorspielender
kant"; 1840 die „Heimkehr eines Soldaten", 1841 zwei musicirende
linder, eine „Näherin"; 1842 ein „Fischer", eine alte „Frau am Spin
eine „Wirthshaus-Balgerei" (lithographirt von J. Bergmann), die „Da
Kinder" u. s. w. Im Jahre 1843 kam noch ein „Angeheiterter Hochzeit
1846 ein „Winterbild", und 1851 ein „Alter Musikant". Damit
S. rechtzeitig dieses in der Folgezeit so reich bebaute Gebiet und gin
zu Kirchenbildern über, welche er mit großer Gewandtheit für ländliche
nisse nach Schwabing, Haching, Dorfen, Berg am Laim, Gilching, auch
Wigibertskirche zu Paderborn u. s. w. lieferte und wobei ihm seine Frau
(Anna Fuchs, geboren zu Schwäbisch-Gmünd, † 1866 zu München),
nach seiner Aussage „ebenso gut wie Overbeck" den Pinsel zu führen v
weiblich assistirte. Auch componirte er viele Cartons für Glasfenster, insb
im hohen Chore des Kölner Domes (Proben davon in Nr. 1283 der
„Illustrirten Zeitung" vom 1. Februar 1868), natürlich in strengster Stil
wozu S. eine ganz besondere Passion und Bravour entfaltete. Ebenso
er einige Blätter mit je acht mittelalterlichen Frauen und Heiligen als
zeichen" (in Holzschnitt, gedruckt bei Dr. C. Wolf u. Sohn) und zu
Zwecke die im Stile altdeutscher Miniaturen mit Figuren und Orna
reichgeschmückten „Buchstaben längst vergangener Zeit, alter deutscher Herrl
auch sammelte er einige „Alphabete" im romanischen Charakter und
bogenstyl, welche von Bruno Keller und Kleinknecht auf Stein grav
in gehörigem Farben- u. Golddruck, als Vorlagen und Muster zu St
und anderem Hausgebrauch dienen sollten. Große Popularität und
teste Verbreitung fanden ein „Ecce homo" (Kniestück gezeichnet von J.
eine große Madonna und seine Porträts von Luther und Melanchthon
graphirt von W. Straucher). Als guter Frescotier und Historienmaler
sich S. mit zwei Wandbildern für das Rathhaus zu Landsberg
1877 XII, 207). Besonderen Dank aber verdiente er für die pietätv
fleißige Restauration der von Johann Schraudolph und Joseph Anton
für die Fensterbilder der Auer Kirche und des Kölner Domes gezeichnet
rirten Cartons, welche Director v. Hüther († am 23. October 1888) b
lösung der früheren königl. Glasmalereianstalt glücklich vor weiterem Ve

rettete, und durch S. musterhaft restaurirt, in der Neuen Pinakothek zur verdienten Geltung brachte. König Ludwig II. ehrte darob den Künstler durch Verleihung der Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft. — S. zeichnete viele Adressen und Diplome, zahlreiche Illustrationen für Lang's „Sonntagsblatt" und L. Auer's „Ehrenpreis der Wittelsbacher", machte außerdem vielfache Versuche in Farben- und Zinkdruck, auch war ihm seit Jahren die Anfertigung der baierischen Staatspapiere anvertraut. Er starb am 25. December 1883 zu München.

Vgl. Raczynski II, 410. 1840. — Nagler 1845. XIV, 105 und dessen Monogrammisten 1861. III, 588 (Nr. 1451) und Beilage 44 „Allgemeine Zeitung" vom 13. Febr. 1884.

Hyac. Holland.

Sahlfelder: Johannes Kaspar S., Militärarzt, geboren am 28. Oct. 1782 zu Essingen bei Aalen in Württemberg, † am 21. April 1860 zu Dresden. Er trat am 7. April 1809 in sächsischen Militärdienst als Unterwundarzt eines Feldhospitals, wohnte den Feldzügen 1809, 1812, 1813, 1814, 1815 und dem Dresdener Straßenkampfe 1848 bei. Erst 1825 wurde er zu Leipzig promovirt mit der Dissertation „De artuum amputatione eaque inprimis in ipso proelii campo instituenda meletemata quaedam". 1828 wurde er Generalstabsarzt des sächsischen Heerescontingents und blieb es bis 1850, in welchem Jahre er pensionirt wurde. Unter seiner Leitung brach eine neue Zeit für das sächsische Sanitätspersonal an: Durch das Dienstreglement von 1833 räumte der Chirurg dem „Arzte" das Feld, und infolge des Reglements über den Medicinaldienst wurde nicht nur der sachliche Dienst des Militärarztes in viel umfassenderer Weise als vorher geregelt, sondern die militärische Stellung des Militärarztes wurde auch in der Folge erhöht, insofern derselbe rechtlich und äußerlich dem Officier gleichgestellt wurde.

H. Frölich, Geschichte des königl. sächsischen Sanitätscorps. Leipzig 1888.

H. Frölich.

Sahme: Arnold Heinrich S., geboren am 11. Juni 1676 zu Königsberg i. Pr. Daselbst 1700 Magister, 1708 Diaconus der Löbenicht'schen Kirche, seit 1721 zugleich Consistorialrath und 1726 Mitglied der Berliner Akademie; ein Geistlicher der kirchlich-orthodoxen Richtung, † am 26. April 1734. Außer einer Sammlung von Predigten unter dem Titel: „Das aufrichtige Christenthum" besorgte er das „Gloffirte Königsberger Gesangbuch" von 1752, in welchem sich sieben Lieder von ihm selbst finden, von denen vier sich auch weiter verbreitet haben.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds[3] V, 547.

v. L.

Sahme: Christian S., Theologe und Astronom, geboren am 10. Januar 1663 zu Königsberg i. Pr., † ebenda am 26. Juli 1732. Sahme's Vater, ebenfalls Theologe, war, als ihm dieser Sohn geboren wurde, Professor der griechischen Sprache an der preußischen Universität; an der Kneiphof'schen Schule daselbst bildete sich der junge S. heran und schon mit 16 Jahren bezog er die Hochschule. Um so gründlicher nahm er es mit seinen akademischen Studien, denn diesen lag er, verschiedene gelehrte Reisen mit inbegriffen, ein volles Jahrzehnt hindurch ob, um sich dann in Königsberg zu habilitiren. 1694 wurde er Inspector des Convictes, und nachdem er ein Jahr lang das Rectorat der Johannisschule zu Danzig bekleidet hatte, kehrte er 1702 als Pfarrherr des Stadttheiles Neugroßgarten in seine Geburtsstadt zurück. Im J. 1709 wurde er Diaconus in der Altstadt und bald auch Doctor und Professor der Theologie;

als solcher hat er das Decanat seiner Facultät nicht weniger denn achtmal ver-
waltet. Sahme's theologischen Arbeiten sind meist akademische Gelegenheits-
schriften und beziehen sich auf Moralphilosophie sowie auf Polemik gegen die —
in Polen damals zu ziemlicher Bedeutung gelangte — socinianische Secte; zu
die Schrift, welche vom Durchzuge der Kinder Israel durch das rothe Mee
handelt, ist als Danziger Gymnasialprogramm (1702) erschienen. Ein Grenz-
gebiet zwischen Bibel- und Sternkunde wird bearbeitet in der Dissertation „D
regressu solis tempore Hisciae" (Königsberg, 1. Theil 1689; 2. Theil 1696);
ist von der damals viel umstrittenen Frage der Rede, ob eine plötzliche Unregel-
mäßigkeit in der Bewegung des Schattens an der am jüdischen Königspalaste an-
gebrachten Sonnenuhr („der Zeiger Ahas") ein göttliches Wahrzeichen oder nur a
eine außergewöhnliche Refractionserscheinung zurückzuführen sei. Außerdem beschäf-
tigen sich Sahme's kleinere Abhandlungen mit der Erdgestalt, mit dem Erdbeben, mi
der Berechnung der Finsternisse und Bedeckungen eines Sternes durch den Mond
Nicht ohne Verdienst ist das Schriftchen „De divisione circuli" (Königsber
1692); der Autor prüft nämlich darin nicht bloß analytisch die Generalregel
von Landsberg und Renaldin zur Einzeichnung beliebiger regelmäßiger Vielec
in einen Kreis, sondern erörtert auch sachgemäß die Eigenschaften der von ver-
schiedenen Geometern des Alterthums zu gleichem Zwecke vorgeschlagenen krumm
Linien (Quadratrix u. s. w.).

Zedler's Großes Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, 33. B
Leipzig-Halle 1742. Sp. 604 ff.

Günther.

Sahmen: Gottlieb Franz Immanuel S., Professor der Medicin a
der Universität zu Dorpat, gehört einem ursprünglich in Königsberg i. Pr. an
sässigen Geschlecht an. Sein in Königsberg geborener Großvater war Bürger
meister der Stadt Dorpat; sein Vater Pfarrer zu Oppekaln in Livland. Hie
wurde S. am 22. Juli 1789 geboren, und besuchte seit 1804 die Domschu
und später das Gymnasium zu Riga. Nachdem er in Dorpat von 1806—181
studirt hatte, erwarb er sich den Grad eines Doctors (Diss.: Dogmata veterum
et recentiorum medicorum eorumque in praxi medico usus). Dann war er dr
Jahre Hauslehrer auf dem Gute Moisekül in Livland, offenbar um sich di
ihm fehlenden Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu schaffen. Im Herbst
1814 begab er sich nach Wien, verlebte daselbst das Wintersemester und folgenden
Sommer 1815, zog dann nach Würzburg, woselbst er mit Karl Ernst
v. Baer die Wohnung theilte, und besuchte mit Eifer die Kliniken. Im nächsten
Jahre 1816 kehrte er in seine Heimath zurück, wurde als Kreisarzt in Dorpat
angestellt und beschäftigte sich mit Ausübung der ärztlichen Praxis. Doch schon
1823 gab er die Stellung des Kreisarztes auf, und leitete im Herbstsemester
1823 — weil der eigentliche Professor der Klinik Erdmann abberufen war —
den klinischen Unterricht in der inneren Medicin. Durch einige wissenschaftliche
Arbeiten hatte er die Aufmerksamkeit der medicinischen Facultät auf sich gelenkt.
1826 wurde er zum ordentlichen Professor der Diätetik und Arzneimittellehre
1828 zum ordentlichen Professor der medicinischen Klinik ernannt. Im J. 184
trat er vom Lehramt zurück und starb bereits am 3/15. Mai 1848. Er ver-
faßte: „Ueber die gegenwärtige Stellung der Homöopathie zur bisherigen Heil-
kunde." Dorpat 1828. „Die Krankheiten des Gehirns und der Hirnhaut
patholog.-diagnost. betrachtet." Dorpat-Riga 1826. „Ueber die Witterungs- und
Krankheitsconstitution der Stadt Dorpat in den Jahren 1822, 1823, 1824
(gem. mit F. Parrot in den Vermischten Abh. aus dem Geb. d. Heilkunde
3. Samml. St. Petersburg 1825. S. 12—26 und 266—270). „Ueber die
Witterungs- und Krankheitsconstitution der Stadt Dorpat in den Jahren

—1832" und „Bemerkungen über den Intestinaltyphus" (in denf. Abh. Samml. St. Petersburg 1835) und mehrere Bücheranzeigen in den Dorpater büchern.

Recke-Napiersky, Schriftstellerlexikon IV, 12—13 u. Beise, Nachträge 140. L. Stieda.

Sailer: Heinrich Friedrich S., geb. am 1. Juni 1837 zu Wien als n eines höchst intelligenten Schuhmachers, dessen Lebensbild ich gezeichnet (im Theile von Sailer's Mittheilungen über niederösterreichische Volkswirthschaft), itte am Josephstädter Gymnasium, wo er immer einer der glänzendsten Schüler (Stipendien hat er doch nie erhalten.) Und zwar entwickelte er schon Vielseitigkeit, die wir besonders an dem Studenten bewunderten. Am nasium aber war er ein tüchtiger Philolog, namentlich im Griechischen, rich aber auch einer der besten Mathematiker und Physiker. Dabei ein erer Tenorsänger, ein geschickter Wasserfahrer, von dessen lebensrettender tblütigkeit ich mehr als einmal Zeuge war. Nach einem glänzenden Abitu-tenexamen trat er, durch ungeschickte Kameraden bestimmt, statt sich dem wenden, wozu ihn alles trieb, der Philologie oder der Mathematik, in die stische Facultät in Wien ein, wo er Arndts, Phillips, Unger, Glaser, Wahl- und vor allem Lorenz v. Stein, aber auch Bonitz, Vahlen, Schwartz, Asch-, Pfeiffer u. a. hörte. Hatte er ursprünglich römisches Recht zu seinem erialstudium, so führte ihn Stein in die große, an der Wiener Universität wenig betriebene Welt der volkswirthschaftlichen Interessen. Und dabei blieb stehen sein leider kurzes Leben lang. In großem Sinne hat er diese Welt ßt, aber durch hingebendes und freudiges Studium Roscher's wendete er sich ht den historischen Verhältnissen, und zwar denen seines Vaterlandes zu. Da nte er nicht müde werden, glänzende Bilder zu entrollen von dem, was sich m forschenden Auge ergeben werde. Er wandte sich einer Untersuchung der ise und Löhne in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu. Und da das Gedruckte wenig bot, gings an ein Landfahren in die Klöster, in die Städte, wo ser Krems mit seinem geordneten Archive zur Schande des Geschichtssinnes Acten entweder zum Einheizen benutzt (z. B. Klosterneuburg) oder an die den verkauft wurden (Stadt Spitz, Klamm u. s. w.). S. überwand ruhig alle chwierigkeiten; ich konnte ihm Handschriften aus St. Pölten, die einen imenten Werth in sich bergen, verschaffen. So ging ein fröhliches Aufspüren d Ahnen und Suchen an. Leider zwang ihn jetzt seine Mittellosigkeit, eine edstelle zu suchen. Er trat in eine Advocaturkanzlei; bei schlechter Bezahlung heit bis zur Erschöpfung! Um aus dem Jammer herauszukommen, strebte durch Aschbach veranlaßt und leider zu schüchtern vertreten, eine Stelle am k. Numismatischen Cabinet an — erhielt sie aber nicht. Schon früher hatte sich auf einem Balle durch physische Ueberanstrengung einen Blutsturz zuge-gen. Zwar rettete ihn damals liebevolle Pflege und ärztliche Kunst. Aber J. 1869 weckte eine Erkältung das Leiden aufs Neue. Seit dem Februar ränkelte er. Am 15. August 1869 verschied er, 32 Jahre alt, in meinen men. Der Trost war ihm geworden, daß er sein fertig gedrucktes Lieblings-nt einen Tag vor seinem Tod zur Hand bekam. Was nun die Leistungen iler's anlangt, so erschien, abgesehen von Besprechungen in der „Wiener chenschrift" und den „Mittheilungen des Vereins für niederösterreichische ndeskunde" ein köstlicher Aufsatz in Robert Prutz' Zeitschrift. Bei seinem eitigen Forschen war S. auch in die Ferenberg'schen Codices der Wiener gl. Hofbibliothek gerathen und fand da die schönsten frischesten Reiterlieder s dem 17. Jahrhundert. Dann aber gings wieder ans Nationalökonomische.

Da erschienen im Todesjahre Sailer's „Oesterreichische Münzwerthe" 1869. E war eine mit der schärfsten Hinzunahme der Mathematik durchgeführte Untersuchu über den Werth der österreichischen Münzen im 14. Jahrhundert. Wenn sie auch seitdem Irrthümer erwiesen haben, so ist das wohl verzeihlich, denn d Wissenschaft der historischen Nationalökonomie, als deren erster wissenschaftliche Bahnbrecher Sailer zu nennen ist, lag in der Wiege. Er hatte testamentarisch verfügt, daß sein gesammter Nachlaß in den „Blättern des Vereins für nied österreichische Landeskunde" abgedruckt werde. Der Verein (d. h. sein hingegebene Secretär Dr. Anton Mayer) war gegen die Hinterbliebenen höchst liberal u veranstaltete prachtvolle Separatabzüge! Aber wer kannte in Deutschland de Mittheilungen? Ich besorgte die Herausgabe des ersten Werkes aus dem Nac lasse: „Preis und Lohnverhältnisse", mit großen Ausblicken am Anfange u historischer Darlegung jeder einzelnen Materie. Aber gerade das Werthvolls die von S. mit unsäglicher Mühe gesammelten Daten wurden, da ich k Mathematiker bin, von anderer Hand ungenügend behandelt. Wer diesen erst Band im Sinne Sailer's herstellen will, muß ihn ganz auf Sailer's ursprüng liche Einfachheit zurückarbeiten. Zu dem war der Schluß verloren, so daß e ein Torso blieb. Nur aus den Sammlungen wird man erkennen, was beab sichtigt und welcher Eifer darauf verwendet wurde. Den II. Theil „Zur Ge schichte der österreichischen Zunftrechnung" habe ich allein herausgegeben. W der glänzendste Theil ist aber der dritte, das wichtige Stadtrecht von St. Pölte an dessen fehlenden und kaum lesbaren Buchstaben sich S. verzweifelnd plagt Endlich war der Text wie es eben nur ging, hergestellt, dann folgten Aph rismen, die später erweitert werden sollten. Doch auch das blieb ein Torso Die Herausgabe ward in trefflicher Weise vom k. k. Staatsarchivar Dr. Ka Richter besorgt. — Eine Reihe von Aufsätzen ließ ich in Hildebrand's Jah büchern für Nationalökonomie und in Johannes Müller's Zeitschrift für Cultu geschichte (Hannover) erscheinen. Ein großer Fascikel blieb noch in meine Besitze, Preisnotizen mit steter Angabe der Quellen, hier und da Tabellen stat stischer Art u. s. w. — S. war nicht hübsch, aber von kraftvollen deb Gliedern. Da er sehr wenig sprach, als ein steter Fortarbeiter, hielt man ih mit Unrecht für arrogant, allerdings sarkastisch konnte er der Dummheit u Gemeinheit gegenüber sein. Er war tapfer und kaltblütig; das beste aber, d er besaß, war die sich selbst hingebende und aufopfernde Großherzigkeit sein Charakters. W. Roscher vergleicht ihn in seiner Geschichte der deutschen National ökonomik mit dem Engländer Rogers, wol kein geringes Lob!

Ueber ihn s. Wurzbach, Biographisches Wörterbuch. — Hildebrand Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Jena 1869. — Faucher Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte. Berlin 1869. — Beilage zur k. k. Wiener Zeitung (von Dr. Gustav Ritter von Ohm

Adelbert Horawitz.

Sailer: Johann Michael S., katholischer Theologe, geboren zu Arsding bei Schrobenhausen in Oberbaiern am 17. November 1751, † als Bischof z Regensburg am 20. Mai 1832. S. war ein Sohn frommer, aber armer Eltern sein Vater war Schuhmacher. Der Schullehrer Bernhard Seiz, der spät Sailer's Schwester heirathete (seine Tochter war Sailer's Pflegerin in seine letzten Lebensjahren), und der Kaplan des Dorfes, Simon, redeten dem Vat zu, den talentvollen Knaben studiren zu lassen. 1761 brachte er ihn wirklic nach München, zunächst zu dem Lehrer Traunsteiner, der sich des armen Knabe väterlich annahm. Die Mittagskost erhielt dieser zunächst in dem Hause de Münzwardeins Oeker, bei dessen Sohne er über sechs Jahre Famulus war

dem Hause seines Mitschülers Alexius Thalhauser, dessen Repetitor er Die Abendkost erhielt er mit anderen armen Schülern im Seminar. uchen absolvirte S., was man jetzt Gymnasialstudien nennt; Erwähnung , daß er in diesen Jahren auch schon mit der deutschen Litteratur, nament- Klopstock und Lessing einigermaßen bekannt wurde. Im Herbst 1770 gleichzeitig mit seinem späteren Freunde Joh. Michael Feneberg, bei suiten zu Landsberg am Lech als Novize ein. Nach Beendigung des igen Noviziates wurde er in das Collegium zu Ingolstadt geschickt, um ne philosophischen Studien zu machen. Schon im folgenden Jahre wurde den aufgehoben. — Von seinem 12. bis 16. Jahre hatte S. viel mit nsscrupeln, vom 18. bis 22. Jahre mit Glaubenszweifeln zu kämpfen. einen interessanten, 1821 geschriebenen Bericht darüber veröffentlicht 39, 293), worin er einen Pater Pfab, der lange in Amerika als Missionar hatte, als denjenigen erwähnt, der ihn (während des Noviziates) in Glaubenszweifeln beruhigt habe. Von seinem Noviziatsjahren sprach er päter immer mit dankbarer Anerkennung: er habe, sagt er einmal 39, 266), in Landsberg ein fast paradiesisches Leben gelebt.

uch nach der Aufhebung des Jesuitenordens blieb S. in Ingolstadt und studirte 7 Philosophie und Theologie. Sein bedeutendster Lehrer war der Exjesuit t Stattler (s. den Art.). Am 23. September 1775 wurde er zu Eich- m Priester geweiht, im J. 1777 als Repetitor im philosophischen und ischen Fache an der Universität angestellt. In demselben Jahre begann e schriftstellerische Thätigkeit mit „Demonstratio evangelica, olim a B. conscripta, nunc in compendium redacta ab ejusdem discipulo M. S.“ Abhandlung „Quantum humana ratio conferat ad sensum s. scripturae m“. 1779 folgten: „Theologiae christianae cum philosophia nexus“ (ein ß der Dogmatik) und die durch den Plan einer neuen Organisation der ischen Facultät veranlaßte anonyme Schrift: „Fragment von der Refor- geschichte der christlichen Theologie. Ein philosophisches Gespräch von Weltpriester.“ Von der durch den Kurfürsten Max Joseph gegründeten ten Gesellschaft zur Beförderung der geistlichen Beredsamkeit“ wurde 1779 rauerrede auf den Kurfürsten Maximilian III. mit dem Preise gekrönt; de, wie einige andere Predigten von S. in den „Predigten des baierischen r-Instituts“ 1779 gedruckt. 1779 bat S. vergeblich um eine außeror- e Professur. Als aber 1780 der zweite Professor der Dogmatik, der tiner Hermann Scholliner in sein Kloster zurückkehrte, wurde S. sein ger und also der College seines Lehrers Stattler, der die erste Professur ite. Gleich den anderen Professoren der Facultät erhielt er auch den eistlicher Rath. Er betheiligte sich nun auch an dem Streite Stattler's n Benedictiner Wolfgang Frölich (s. den Art. Stattler) mit den beiden eröffentlichten Schriften: „Praktische Logik für den Widerleger, an den r der sog. Reflexion wider die Demonstratio evangelica“ und „Neueste le des menschlichen Herzens in Unterdrückung der Wahrheit. Fünf in Taschenformat. Statt aller Pro und Kontra in der Wolfgang- mönchisch-theologischen Streitsache“, (diese anonym). Gegen erstere erschien: „Erinnerung an das junge Herrchen Sailer, aus der Stattleri- sellschaft und ersten Schüler auf der baierischen Universität zu Ingolstadt, nem aufrichtigen Bruder und Seelensorger“ (o. O. u. J.). — Als Pro- u seinen Vorlesungen veröffentlichte S. 1781 Theologi christiani idea, in en Jahre anonym „Theorie des weisen Spottes. Neujahrsgeschenk an ötter und Spötterinnen über Dreieinigkeit“. Von den bisher genannten

Schriften ist nur die letzte in die „sämmtlichen Werke" aufgenommen (40, 369 Auszüge aus den Streitschriften gegen Frölich gibt Aichinger S. 47).

Sailer's Lehrthätigkeit in Ingolstadt dauerte nur bis 1782. Durch ein Decret vom 14. December 1781 dotirte der Kurfürst Karl Theodor mit den Gütern des aufgehobenen Jesuitenordens, aus deren Einkünften die Ingolstädter Professoren der Theologie ihre Gehälter bezogen, eine baierische Zunge des Malteserordens und legte den Klöstern die Verpflichtung auf, für den Unterricht in den beiden Facultäten (und an dem Lyceum und Gymnasium) zu sorgen. S. wurde, wie die anderen Professoren der Theologie, mit 240 Gulden pensionirt. Er blieb noch zwei Jahre in Ingolstadt und wohnte mit seinem Freunde Sebastian Winkelhofer zusammen auf zwei gemietheten Zimmern. In diesen Jahren arbeitete er hauptsächlich an einem Gebetbuche. 1781 hatte der Kurfürst verordnet, es sollten fortan keine Andachtsbücher mehr verkauft werden, die nicht von der theologischen Facultät zu Ingolstadt gut geheißen seien. S. wurde als der jüngste Professor beauftragt, die zahlreichen bereits gedruckten Bücher, welche eingesandt wurden, zu begutachten. Er fand, daß sie mit wenigen Ausnahmen nicht zu empfehlen seien, und gab nun 1783 ein „Vollständiges Lese- und Bethbuch zum Gebrauche der Katholiken" in zwei Bänden (1785 in 6 Bändchen) heraus, kurz vorher „Ueber Zweck, Einrichtung und Gebrauch eines vollkommenen Lese- und Bethbuches, das bereits unter der Presse ist"). Dieses Buch und ein zuerst 1785 erschienener Auszug daraus und der bereits 1781 anonym veröffentlichte „Kern aller Gebete" „richteten unter der damaligen Erbauungsliteratur eine vollständige und wohlthätige Revolution an" (Aichinger S. 45) und haben in einer Reihe von Auflagen eine große Verbreitung gefunden.

In Sailer's Nachlaß hat sich ein Exemplar eines umfangreichen, in ernstem und streng kirchlichem Sinne von den Pflichten der Geistlichen handelnden lateinischen Hirtenbriefes des Kurfürsten Clemens Wenceslaus von Trier für die Geistlichkeit seines Bisthums Augsburg gefunden (abgedruckt im Anhange des 40. Bandes der Werke von S., 64 S.), mit dem eigenhändigen Vermerk von S.: „Diesen Hirtenbrief habe ich für den Kurfürsten von Trier gemacht. Zur Belohnung hat er mich im J. 1784 zum Professor an der hohen Schule zu Dillingen befördert und im J. 1794 von der Professur wieder entlassen." An der früheren Jesuiten-Universität zu Dillingen, einer philosophisch-theologischen Lehranstalt, verbunden mit einem Gymnasium, waren seit 1773 meist Weltgeistliche, nur wenige Exjesuiten thätig. Sie wurde nach der Berufung neuer tüchtiger Lehrkräfte 1786 neu organisirt, die Lehranstalt nach Sailer's Vorschlägen, das Gymnasium nach einem Plane seines Freundes Feneberg, der auf seine Empfehlung berufen wurde. Alle geistlichen Professoren wohnten in dem früheren Jesuitencollegium zusammen; nächst Feneberg standen unter ihnen Joseph Weber und Benedict Patricius Zimmer S. am nächsten. S. hatte außer freier Station im Collegium 300 Gulden Gehalt; im November 1789 erhielt er dazu ein Beneficium in Aislingen. Während er in Ingolstadt Dogmatik im Anschlusse an Stattler vorgetragen hatte, übernahm er jetzt das Fach, welches sein eigentlicher Beruf war, die praktische Theologie. Er wurde angestellt als Professor der „Pastoral- und Volkstheologie" und der „Ethik" (Moralphilosophie); er erklärte privatissime (und gratis) auch Stattler's Ethica universalis. Außer seinen Fachvorlesungen hielt er auch „Religionscollegien" für alle Studenten, die auch von Beamten, Offizieren u. s. w. fleißig besucht wurden. Dabei war er in der Seelsorge, namentlich als Prediger thätig. Die Universität nahm durch die Wirksamkeit Sailer's und seiner Freunde einen großen Aufschwung und zog auch Studirende aus entfernteren Gegenden an. So studirten bei S.

. Weſſenberg und ein Sohn des Mainzer Profeſſors J. B. v. Horix (ſ. A. . B. XI, 141). Der ſpätere münſterſche Profeſſor Brockmann (ſ. A. D. B. II, 348) verweilte nach Vollendung ſeiner Studien ein Jahr in Dillingen, um S. zu hören.

Im J. 1786 erſchien der ſiebente Band von Fr. Nicolai's „Beſchreibung iner Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz" (ſ. A. D. B. XXIII, 587), worin von dem „Jeſuiten Pater S." wiederholt die Rede iſt (S. 102 u. ſ. w.) nd in dem (gegen Garve gerichteten) Anhange (S. 80 ff.) von deſſen Gebet- uch geſagt wird: „Es iſt von allen anderen katholiſchen ascetiſchen Schriften on Grund aus unterſchieden, frei von aller Pfafferei, die man ſonſt in ſolchen Büchern nur allzu häufig findet. Die katholiſchen unterſcheidenden Lehrſätze ſind nicht allein nicht hart vorgetragen, ſondern nicht einmal deutlich, vielmehr ge- fliſſentlich ſo maskirt, daß ſie, ob ſie gleich ganz völlig daſtehen, dennoch von jemand, welcher das katholiſche Weſen nicht genau kennt, kaum einmal bemerkt werden. Ein einzelner Jeſuit würde ſich nimmermehr unterſtehen dürfen, ein ſo ganz unkatholiſches Buch ohne beſonderen Befehl der Oberen zu ſchreiben. Es iſt alſo ziemlich deutlich zu ſehen, daß dieſes Buch ein Ende von der Kette iſt, womit mehrere Jeſuiten (Stattler, Storchenau) jussu superiorum ſeit einiger Zeit gern die Proteſtanten wieder an die katholiſche Hierarchie feſſeln möchten. S. und die übrigen Jeſuiten haben durch ihre ſcheinheilige Freundlichkeit Lavater nd Pfenninger dahin gebracht, das Gebetbuch zu empfehlen. Durch Lavater's Sorge iſt es in Zürich und in der Gegend ein allgemeines Andachtsbuch ge- worden, indem eine große Menge davon heimlich und umſonſt ausgetheilt worden iſt." Lavater erklärte darauf in einer 1786 veröffentlichten „Rechenſchaft an ine Freunde" (2. Blatt, S. 25 ff.): er habe ſeit mehreren Jahren Sailer's Briefwechſel und Freundſchaft genoſſen und ihn immer als einen edlen, guten nd weiſen Mann angeſehen. In den Briefen, die ihm S. geſchrieben, komme eine Spur von Beredung oder Zumuthung zum katholiſchen Glauben und kein Wort zu Gunſten der Jeſuiten vor. Er habe Sailer's Schriften, beſonders ſeine Predigten über Tobias (1780), ſeine Schrift wider den Selbſtmord (1785) und ementlich ſeine vortreffliche Vernunftlehre (1785) vielen Leuten aller Art und aller Confeſſionen empfohlen, gerade ſo wie Schriften von Zollikofer, Spalding nd anderen. Das Gebetbuch habe er auch bei einigen Proteſtanten als ein Muſter chriſtlich-evangeliſcher Denkensart, Popularität und Brauchbarkeit, aber ie ohne Einſchränkung gerühmt. Er habe vielleicht Katholiken, jedenfalls nie einem Proteſtanten gerathen, daſſelbe zu kaufen. Er habe einmal vorgehabt, einem proteſtantiſchen Fürſten zu empfehlen, daſſelbe katholiſchen Unterthanen zu ſchenken und dadurch ſchlechte, abergläubiſche und abgeſchmackte Andachtsbücher zu verdrängen. Dieſes Vorhaben habe er bis jetzt noch nicht ausgeführt, werde es aber bei Gelegenheit thun. Er habe nicht ein einziges Exemplar mittelbar oder unmittelbar verkauft, vertauſcht oder verſchenkt; nur ſein eigenes Exemplar habe er einmal einem Collegen geliehen und es dann einem katholiſchen Geiſt- lichen geſchenkt. — In demſelben Jahre 1786 erſchien „Etwas an Herrn Fr. Nicolai . . . . und ſeinen Recenſenten in der Allg. Litt.-Zeitung, für Herrn Prof. Sailer, von keinem Exjeſuiten und von keinem Proſelytenmacher" (von dem Benedictiner Beda Mayr, ſ. A. D. B. XXI, 134). S. ſelbſt veröffentlichte 1787 „Das einzige Märchen in ſeiner Art. Eine Denkſchrift an Freunde der Wahrheit, gegen eine ſonderbare Anklage des Herrn Fr. Nicolai." Er erklärt darin unter anderem, mit den Exjeſuiten ſtehe er in keiner andern Verbindung als mit anderen Menſchen. — Nicolai, der natürlich das letzte Wort behalten wollte, antwortete in dem 1787 erſchienenen 8. Bande ſeiner Reiſebeſchreibung in der Vorrede und in einem 193 Seiten füllenden Anhange: „Anmerkungen

über das zweite Blatt von J. C. Lavater's Rechenschaft an seine Freunde und über J. M. Sailer's Märchen." Das „Märchen" ist nicht in die „Sämmtlichen Werke" aufgenommen. Es ist auch darum bemerkenswerth, weil es die einzige Schrift ist, die S. zu seiner Vertheidigung veröffentlichte. Warum er sich späteren bedenklicheren Angriffen gegenüber an den Wahlspruch der h. Theresia: Tacere et pati und an den Satz: Hoc est vere apostolicum: bene facere et male audire, gehalten, darüber spricht er sich in seiner Selbstbiographie (Werke 39, 270) sehr schön aus.

Den Antrag des Herzogs Karl von Württemberg, der S. 1785 in Dillingen kennen lernte, Hofprediger in Stuttgart zu werden, und eine Berufung an die Universität zu Mainz lehnte S. ab. Er dachte nicht daran, Dillingen zu verlassen. In einer 1814 erschienenen Schrift (Werke 39, 21) sagt er: „Das Ideal einer Lehranstalt war damals an dem Gymnasium und an der Universität zu Dillingen bis auf einige Ausnahmen in die Wirklichkeit eingeführt. Zehn Jahre war es mir vergönnt, Augenzeuge davon zu sein. O du selige Zeit, du schönste, die wirksamste, die segensreichste meines Daseins, wie unvergeßlich bist du mir! Die herrlichsten Talente brachen vor unseren Augen in weissagenden Blüthen auf, deren Früchte jetzt unser deutsches Vaterland genießt. . . . Aber dieser paradiesische Frühling war zu schön, als daß nicht Eifersucht, Lästerung von einer und schwaches Gutmeinen mit wenig Licht und zu viel Muth auf der andern Seite die gräßliche Verheerung des blühenden Gartens hätte beschleunigen sollen." — In Augsburg war nach der Aufhebung des Jesuitenordens das Collegium von St. Salvator als Genossenschaft von Weltpriestern unter bischöflicher Jurisdiction bestehen geblieben; der bisherige Rector Joseph Mangold wurde bischöflicher Director; einige Patres traten aus, dafür siedelten aber andere, namentlich aus Augsburg gebürtige, dorthin über. Das Institut wurde erst 1807, als Augsburg an Baiern fiel, aufgehoben. Diese Exjesuiten, welche an den Traditionen des Ordens streng festhielten, und ihre Gesinnungsgenossen, zu denen auch einzelne Professoren in Dillingen gehörten, waren mit den neuen Einrichtungen in Dillingen und der Thätigkeit Sailer's und seiner Freunde sehr unzufrieden. Sie tadelten die Organisation des Gymnasiums und den philosophisch-theologischen Lehrplan, die von den früheren jesuitischen stark abwichen; sie klagten, daß die Studirenden nicht in der früheren Weise in Zucht gehalten und zu religiösen Uebungen angehalten würden, daß das, was ihnen in der Theologie die Hauptsache schien, vernachlässigt werde, daß die Vorlesungen deutsch gehalten und die Studenten in ihnen auch mit der modernen Philosophie und mit protestantischer Litteratur bekannt gemacht würden und daß so die „Aufklärung" unter ihnen befördert werde. S. war als der bedeutendste und einflußreichste unter den Professoren bei ihnen besonders übel angeschrieben; man nahm auch an seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Lavater, Pfenninger, Claudius, Pestalozzi, Jacobi und anderen Protestanten Anstoß. Bei dem Kurfürsten Clemens Wenzeslaus stand aber S. in großem Ansehen: er ließ mehrere Hirtenbriefe durch ihn verfassen; als er 1789 nach Dillingen kam, zeichnete er S. in jeder Weise aus und ließ ihn wiederholt bei bischöflichen Functionen predigen; auf dem Titelblatte der 1788 und 1789 in drei Bänden erschienenen Vorlesungen aus der Pastoraltheologie steht: „auf Befehl Seiner kurfürstlichen Durchlaucht zu Trier als Fürstbischof zu Augsburg herausgegeben". Es gelang schließlich den Augsburger Exjesuiten durch ein sehr unwürdiges Mittel, ihren Plan durchzusetzen. Da der Kurfürst in großer Geldverlegenheit war, unterhandelte sein Minister F. v. Duminique (s. A. D. B. V, 459) mit dem Augsburger Bankhause Obwexer über eine Anleihe. Der Chef des Hauses, ein Bruder oder Oheim eines der Exjesuiten, sprach bei den Unterhandlungen die

Erwartung aus, der Minister werde den vielen Klagen der Patres von St. Salvator, denen es ja nur um die Reinerhaltung der katholischen Religion zu thun sei, Beachtung schenken und die Professoren S., Weber und Zimmer von Dillingen entfernen. Duminique versprach zunächst nur eine Untersuchung der Zustände in Dillingen durch eine besondere Commission. Diese traf im April 1793 in Dillingen ein (die Klagepunkte und Feneberg's Beantwortung derselben s. Werke 39, 26). Die kurfürstliche Verordnung vom 19. September (N. allg. deutsche Bibl. 1794, Int.-Bl. Nr. 24) zeigt, daß die Untersuchung nicht das gewünschte Ergebniß gehabt, und war offenbar hauptsächlich darauf berechnet, die Ankläger zu beschwichtigen: Zimmer wurde zum zweiten Professor der Dogmatik degradirt, Weber sollte die Philosophie lateinisch vortragen und über Kant's Kritik nicht mehr lesen, Sailer's Vorlesungen über Ethik sollten nicht mehr von allen, sondern nur von den Theologen des dritten Cursus gehört, seine Religionscollegien, Weber's ökonomische und Hermann's ästhetische Vorlesungen sollten ganz eingestellt werden; den Professoren des Gymnasiums wurde aufgegeben, sich an den Lehrplan der Augsburger Exjesuiten zu halten; den Professoren wurde das Lesen der Salzburger Litteraturzeitung, den Studenten das Lesen aller Bücher ohne bischöfliche Approbation verboten. Feneberg ließ sich auf eine Pfarrei versetzen. — Das genügte natürlich den Exjesuiten nicht. Der Chef des Bankhauses erklärte dem Minister, aus der Anleihe könne nichts werden, wenn nicht die drei Professoren abgesetzt würden. Der Minister bestimmte darauf den Kurfürsten, eine Cabinetsordre zu unterzeichnen, durch welche S. und Zimmer, ersterer unter lobender Anerkennung seiner Wirksamkeit und „Vorbehalt der höchsten Gnade", aus ihrem Amte entlassen, Weber auf den Vortrag der Physik beschränkt wurde. Als S., eben von einer Ferienreise zurückgekehrt, sich am 4. November 1794 im Doctormantel in das feierliche Hochamt zur Eröffnung des Studienjahres begeben wollte, wurde ihm auf der Treppe das Entlassungsdecret überreicht. (Der erste ausführliche Bericht über diese Vorgänge findet sich in Christoph v. Schmid's Erinnerungen, 1853, II, 160 ff.) S. berichtet (Werke 39, 268), der Kurfürst habe nur ungern in seine Entlassung gewilligt, und als er kurz vor seinem Tode in dem Bücherschranke eines Pfarrers seine Werke erblickt, habe er gesagt: „Diesem Manne ist großes Unrecht geschehen".

Es klingt unglaublich, daß man S. damals auch der Verbindung mit den Illuminaten beschuldigte, gegen welche seit 1785 die bairische Regierung mit großer Strenge vorging. Er selbst sagt darüber (Werke 39, 273): „Ich habe mich und meine Freunde von jedem geheimen Orden und von jeder Secte und Sectirerei, sie seien litterarischer oder religiöser oder politischer Art, fern gehalten. . . Vor und bei meiner Entlassung von Dillingen wollte man mich ohne allen historischen Grund und wider allen historischen Grund des Illuminatismus verdächtig machen, ob mich gleich diese Partei stets für ihren Antipoden ansah und behandelte." Die einzige Grundlage für die Beschuldigung war, daß man bei einem Pfarrer einen Brief von dem wegen Betheiligung am Illuminatenorden aus Baiern verbannten Beneficiaten Drexel zu Ingolstadt gefunden hatte, worin derselbe S. als ihren beiderseitigen Freund bezeichnete. Mit einzelnen Illuminaten hatte S. allerdings persönlichen Verkehr gehabt; aber diese hatte er von ihrer Verirrung zurückgeführt. Der Exmönch Fr. X. Bronner (s. A. D. B. III, 361), der Illuminat war, sagt (Leben III, 135): „S. war nichts weniger als Illuminat". Wie wenig die geistlichen Illuminaten oder Aufklärer S. zu den Ihrigen zählten, ergibt sich aus einem Briefe von Philipp Brunner (s. A. D. B. III, 447) an den Mainzer Exkapuziner Nimis vom J. 1792 (Eudämonia 4, 292). Er entwickelt darin den Plan einer „Akademie der Wissenschaften für das katholische Deutschland" und meint, um diese Akademie annehmlich zu

machen, müsse man dafür auch orthodoxe Mönche und besonders alle gelehrten Jesuiten, z. B. Stattler, Sailer und Mutschelle zu gewinnen suchen und sie durch einen Jesuiten ankündigen lassen, „am besten durch Sailer, da er sowohl bei seinen Ordensbrüdern als auch bei dem übrigen katholischen Publicum in gutem Rufe steht. Ich glaube aber nicht, daß man ihm etwas von dem eigentlichen Zweck der Akademie anvertrauen darf." Der Plan kam nicht zur Ausführung. In einem Briefe von 1817 sagt Sailer: „Daß man mich in Zeitungen u. s. w. mit Werkmeister und Brunner u. s. w. zusammenstellt, davon nehme ich keine Notiz. So viel weiß ich, daß beide sehr hitzig gegen mich geschrieben haben, wovon ich ebenso wenig Notiz nehme."

Am Tage nach seiner Absetzung, am 5. November 1794, reiste S. nach München, wo er bei seinem Freunde Winkelhofer, der kurz zuvor Hofprediger bei St. Michael geworden war, die freundlichste Aufnahme fand. Durch die Vermittlung eines Freundes erhielt er nun wieder die Pension, die ihm 1784 zu Ingolstadt bewilligt, 1784 aber nach seiner Anstellung im Auslande entzogen worden war. Es war die Rede davon, ihn als wirklichen („frequentirenden") geistlichen Rath anzustellen. Der Hofbischof Reisach schlug ihn für eine Hofpredigerstelle vor. Aber der päpstliche Nuntius Zoglio protestirte dagegen, da er von Dillingen als des Illuminatismus verdächtig entlassen worden sei. Wie bei dem Nuntius, so wurde auch bei dem Kurfürsten Karl Theodor S. angeschwärzt, so daß er den Befehl erhielt, Baiern zu verlassen. Als er den Minister v. Härtling darauf aufmerksam machte, daß er ein geborener Baier sei, wurde dieser Befehl zwar nicht zurückgenommen, aber nicht weiter urgirt. S. erhielt jedoch von Freunden den Rath, nicht in München zu bleiben. Er fand für die nächsten Jahre, vom Januar 1795 bis November 1799, eine Zuflucht bei einem befreundeten, frommen und gebildeten Laien, Karl Theodor Beck, Pfleger bei dem Herrschaftsgerichte des Malteser-Großpriorates zu Ebersberg, früheren Jesuitencollegium. Seine öffentliche Thätigkeit beschränkte sich hier darauf, daß er mitunter predigte. Sonst war er mit Studien und litterarischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1796 erschien „Das Buch von der Nachfolgung Christi (von Thomas v. Kempen), neu übersetzt und mit einer Einleitung und kurzen Anmerkungen für nachdenkende Christen herausgegeben" (noch bei seinen Lebzeiten erschienen 5 Auflagen, mehrere nach seinem Tode); im J. 1797 „Ecclesiae catholicae de cultu sanctorum (dem Nuntius Ciucci gewidmet, der sich wohlwollender gegen S. zeigte als sein Vorgänger Zoglio; 1819 von Brockmann ins Deutsche übersetzt); im J. 1799 „Uebungen des Geistes zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes und Lebens". Von diesem Buche sagt Nicolai (N. allg. deutsche Bibl. 1801, 62, 294): er bewundere „die Kunst des Verfassers, die katholischen Unterscheidungslehren zu verstecken und seine Ascetik dem vernünftigen Geiste des Christenthums anzupassen"; er knüpft daran wieder die Vermuthung: „Sollte das Buch etwa für die Protestanten berechnet sein, sie zu dem Wahne zu verleiten, daß das Wesen des Katholicismus eine andere Gestalt gewonnen habe?" In diesen Jahren arbeitete S. auch an den „Briefen aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, gewählt, übersetzt und zur Belehrung und Erbauung seiner Mitchristen herausgegeben", welche 1800—1805 in sechs „Sammlungen" erschienen. Die 6. Sammlung enthält fast nur Briefe und andere Aufzeichnungen von S. selbst ohne Nennung seines Namens. (Als einen Anhang dazu veröffentlichte er 1816—21 drei Hefte „Reliquien oder auserlesene Stellen aus den Schriften der Väter und Lehrer der Kirche.") — Von Ebersberg aus machte S. wiederholt kleinere Reisen, namentlich zum Besuche von Freunden. Von 1792 an bis in sein spätes Alter machte er alle zwei Jahre eine Reise in die Schweiz. Gewöhnlich wohnte er dann

ige Wochen bei einem seiner Dillinger Schüler, dem Pfarrer Karl Maier zu eggen am Vierwaldstätter See. Dort suchten ihn seine Schüler und Freunde f und er machte mit ihnen Ausflüge. Viele seiner gedruckten Predigten sind der Schweiz gehalten.

Im Zusammenhange mit der neuen Einrichtung der Universität Ingolstadt ch der Thronbesteigung des Kurfürsten Max Joseph im J. 1799 wurden, ob der dringenden Abmahnungen von Augsburg aus, S. als Professor der oral- und Pastoraltheologie, Zimmer als Professor der Dogmatik und Weber s Professor der Physik und Chemie dorthin berufen. Im Mai 1800 wurde e Universität wegen der Kriegsgefahr, zunächst provisorisch, nach Landshut ver- gt; sie blieb dort, wie der Kurfürst schon 1799 in Aussicht gestellt hatte. In andshut wohnte „das Dillinger Kleeblatt" einige Jahre zusammen in dem ause eines Neffen Weber's. Dieser wurde schon 1803 auf seinen Wunsch ieder nach Dillingen versetzt. Zimmer starb 1820; S. veröffentlichte 1822, amals schon in Regensburg, eine Biographie desselben, „dem deutschen Clerus, unächst dem des Königreichs Baiern gewidmet". Außer Zimmer standen von en Professoren der Theologie auch Vitus Anton Winter und Sebastian Mall (A. D. B. XX, 139) zu S. in freundlichen Beziehungen. Winter starb 1814; S. hielt die Gedächtnißrede. Auch mit Professoren anderer Facultäten hne Unterschied der Confession war S. befreundet, unter anderen mit dem hilologen Ast, den Medicinern Röschlaub und Walther und namentlich mit avigny, der 1808 nach Landshut kam, aber schon 1810 nach Berlin ging. Im J. 1801 wurde S. ein Canonicat in Klagenfurt, 1804 eine Professur in eidelberg, 1805 eine Professur in Münster (mit 2000 Gulden Gehalt; in andshut hatte er 700 und sein Beneficium), später eine Professur in Breslau egeboten. Er lehnte alle Anträge ab, bloß, wie er selbst sagt, „um an der ihm anvertrauten Stelle seinem Vaterlande zu dienen". Im J. 1805 war S. ector der Universität. — Außer den Vorlesungen seines Faches, über Moral- nd Pastoraltheologie, Homiletik und Pädagogik, nach dem Tode Winter's auch ber Katechetik, und Privatvorlesungen über den Sinn und Geist der heiligen Schrift hielt S. in Landshut wie früher in Dillingen auch öffentliche Vorlesungen ber Religion für Studirende aller Facultäten. Diese wurden sehr fleißig besucht, 1803 auch von dem Kronprinzen, dem späteren König Ludwig I. Als Leitfaden ür diese Vorlesungen veröffentlichte er 1805 (in 2. Auflage 1813) die „Grund- ehren der Religion", die F. H. Jacobi 1817 (Briefwechsel 2, 358) „eins der esten Bücher in deutscher Sprache" nannte. Segensreich wirkte S. auch als Universitätsprediger; er predigte alle vierzehn Tage oder vielmehr las, wie es Sitte war, seine Predigt vor; die meisten dieser Predigten sind gedruckt. — Eduard v. Schenk, der 1806—10 in Landshut studirte, berichtet über diese Zeit: „Selbst aus der Ferne, vom Rhein, aus Württemberg und der Schweiz strömte eine Menge junger Theologen herbei, um S. zu hören. (Von den Schweizern, die sich an ihn anschlossen, haben namentlich Widmer, Gügler und Schiffmann später in seinem Geiste in ihrer Heimath gewirkt.) Sein Haus wurde nicht leer von Jünglingen, die aus seinem Munde Worte des Heiles und der Liebe vernehmen wollten. (Auch Studirende anderer Facultäten schlossen sich enger an ihn an, wie Schenk selbst, H. Steffens, Ringseis und Passavant.) An seinem Mittagstische nahmen nebst Zimmer immer mehrere Studirende aus höheren Ständen theil, die von ihren Eltern seiner Leitung anvertraut waren. Jeden Abend versammelte sich bei ihm ein Kreis von Professoren. Politische und confessionelle Streitfragen blieben vom Gespräche ausgeschlossen, aber die heiterste Laune, bei S. immer anmuthig und witzig, bei dem sonst sehr ernsten Zimmer öfters barock, belebte den kleinen Zirkel, dem kein fremder Zeuge angemerkt hätte,

daß er zum Theil aus litterarischen Gegnern, zum Theil aus mannichfach ge prüften und selbst verfolgten Männern bestand" (Charitas, 1838, S. 272). — „Vielen der edelsten Familien in und außer Baiern, berichtet Schenk weiter war S. mehr als Freund; er war ihnen ein erhebender, rathender und tröstender Genius in der Ferne wie in der Nähe. Mehrere derselben, die am Rhein in Schwaben, Sachsen und in der Schweiz wohnten, besuchte er in den Ferien und seine Anwesenheit war immer ein Fest; alle nahen Freunde kamen zusammen um sich an seinem Umgange zu erquicken. Die Confession machte keinen Unterschied. — Auf einer Reise in das nördliche Deutschland lernte er in Jena Schelling kennen. Die flüchtige Bekanntschaft wurde durch Schelling's Uebersiedelung nach Baiern fester geknüpft. Jacobi besuchte S. mehrmals von München aus, und dieser war, wenn er in München war, öfters im Hause Jacobi's. Jacobi und Schelling, die als Schriftsteller sich gegenseitig bekämpften, vereinigten sich in der Liebe für S." — Als Fr. Perthes, den S. 1802 zu Leipzig kennen lernte, 1809 Mitarbeiter für das „Vaterländische Museum" sammelte, übernahm es S., über das religiöse Leben der deutschen Katholiken zu berichten. Es kam nicht dazu, da das „Museum" nur ganz kurze Zeit erschien (s. A. D. B. XXV, 396). — Auf der letzten größeren Reise, die S. von Landshut aus machte, im Herbst 1818, begleitete ihn Christian Brentano. Sie besuchten den frommen Bischof Colmar in Mainz, verweilten einige Tage in Aachen, besuchten in Dülmen die Anna Katharina Emmerich und Clemens Brentano, reisten über Münster, wo S. im Dome predigte, zu dem Grafen Friedrich Leopold Stolberg nach Sondermühlen und kamen dann nach Horst bei Bocholt zu der Familie Diepenbrock. Hier gewann S. das Vertrauen und die Liebe des jungen Melchior Diepenbrock, der ihm nach Landshut folgte, um Cameralia zu studiren und einige Jahre später zu Regensburg Sailer's Hausgenosse und Gehülfe wurde (s. A. D. B. V, 132).

Es fehlte S. auch in Landshut nicht an Gegnern. War er früher als Illuminat verdächtigt worden, so galt er jetzt bei einem großen Theile der weltlichen und selbst bei einigen geistlichen Collegen als Obscurant, und einige derselben denuncirten ihn, wie Schenk berichtet, als geheimen Feind der herrschenden Grundsätze mehrmals dem Ministerium, ja selbst den französischen Gewalthabern. Der Director des Georgianischen Seminars, Matthias Fingerlos, verbot seinen Zöglingen, mit S. zu verkehren. (Er wurde 1814 durch einen Freund Sailer's, P. Roider, — s. A. D. B. XXIX, 69 — ersetzt). S. selbst berichtet (bei Schenk S. 343), Napoleon, mit dem er 1809 zu Landshut eine Unterredung hatte, habe ihn durch seinen Minister in München bei dem Könige als einen Römling und gefährlichen Priester verdächtig gemacht. Als Schenk, damals noch Protestant, 1811 bei seiner Promotion die Thesis vertheidigte: „Die Kirche ist dem Staate nicht untergeordnet", glaubte man in München darin den Einfluß Sailer's zu erkennen und warnte vor seinen gefährlichen Lehren, ließ sogar seine Correspondenzen überwachen (Schenk S. 276).

Verhängnißvoller wurde für S. die von streng kirchlicher Seite gegen ihn vorgebrachte Anschuldigung der Verbindung mit oder doch der Hinneigung zu der als Aftermysticismus bezeichneten religiösen Bewegung, welche damals namentlich in Martin Boos (s. A. D. B. III, 138) und Johann Goßner (s. A. D. B. IX, 407), die in Dillingen Sailer's Schüler gewesen waren, ihren Mittelpunkt hatte. Daß im J. 1797 Boos' und Sailer's Freund Feneberg und mehrere seiner Schüler, u. a. auch Christoph Schmid, von der Augsburger bischöflichen Behörde in Untersuchung genommen wurden, daß gegen Boos 1810 auch in Linz eine Untersuchung eingeleitet und er genöthigt wurde, 1816 seine Stelle in Oesterreich aufzugeben, daß 1819 Boos, Goßner und Lindl (s. A. D.

XVIII, 698) Baiern verlaſſen mußten, daß die beiden letzteren ſich von der
olischen Kirche losſagten, daß 1820 das Augsburger Generalvicariat ein
es und ſcharfes Paſtoralſchreiben gegen die „Aſtermyſtiker“ erließ: das alles
de vielfach auch gegen S. ausgebeutet. Eine eingehende Darſtellung der
He iſt hier nicht am Platze; es muß auf die unten zu verzeichnenden Bücher
Aichinger, H. Schmid und Nielſen verwieſen werden, und es genügt hier,
endes hervorzuheben: „Den Impuls zu der ihnen eigenthümlichen Richtung,
Schmid (S. 281), haben Boos und ſeine Geſinnungsgenoſſen nicht von S.
kten, und man iſt darum nicht berechtigt, dieſe auf ihn zurückzuführen“. Er
de im December 1796 bei Feneberg mit Boos' Anſchauungen und Be-
ungen bekannt. Sie machten einen tiefen Eindruck auf ihn; aber er hat
ihnen nicht angeſchloſſen. Er hat freilich bis zum J. 1819 den von Boos
rtenen Myſticismus als bis zu einem gewiſſen Grade berechtigt und lobens-
h anerkannt, zu den Vertretern deſſelben freundſchaftliche Beziehungen unter-
en, ſie vielfach öffentlich und privatim gegen Angriffe vertheidigt; aber er
es auch an Warnungen vor Uebertreibungen und Ausſchreitungen nicht fehlen
en. „Während ſeine Freunde, ſagt der lutheriſche Theologe Nielſen (S. 321),
vangeliſchen Chriſtenthum weiter und weiter fortſchritten, blieb er katho-
er Myſtiker. Seine myſtiſche Innerlichkeit machte ihm wol vieles bei ſeinen
nden verſtändlich; aber ſeine katholiſche Grundanſicht hielt ihn doch in vieler
ſicht von ihnen fern. Seine Myſtik nahm weder an der Kirchenlehre An-
, noch an der kirchlichen Ordnung. Sie trennte ihn vom Aberglauben und
der todten Kirchlichkeit, aber die kirchlich katholiſche Grundfarbe derſelben
nte ihn zugleich, nicht allein von den Schwärmern, ſondern auch von dem
gliſchen Chriſtenthum.“ Die „Myſtiker“ ſelbſt zählten S. nicht zu den
gen. Boos klagt ſchon 1798: „S. will nicht genug in die einfältigen Wege
tes eingehen; er hat allzu viel Gelehrtes“, und Feneberg ſagt 1811: „S.
ſich nie ganz an die Myſtik hingegeben, weil er immer dem Verſtande zu
einräumte“. In einem Briefe aus eben dieſem Jahre ſagt S.: „Es gibt
en heiligen katholiſchen Glauben; aber dieſer kann mechaniſch auswendig ge-
t, ſcholaſtiſch begriffen und im geiſtlichen Sinne erfaßt werden, d. h. es gibt
r uns Katholiken mechaniſche, ſcholaſtiſche und geiſtliche Chriſten. (Dieſe
erſcheidung kommt bei S. öfter vor; Werke 39, 80 u. ſ. w.). Boos iſt ein
lich-katholiſcher Chriſt. . . . Seine Ausdrücke ſind den mechaniſchen Chriſten
ßig und manche mögen, nach ſtrenger [ſcholaſtiſcher] Form geprüft, auch
t wagegerecht ſein; aber nach dem Geiſte geprüft ſind ſie es. . . Ich wollte
r ſterben, als einen Mann, der ſo viele ausgezeichnete Geiſtesgaben beſitzt,
Gott ſo wunderbar geleitet, der ſo viele tauſend Menſchen zur Buße, zum
uben und zur Gottſeligkeit erweckt hat und dem die beſten Menſchen ſeiner
t die Schuhriemen aufzulöſen ſich nicht würdig erachten, um einiger Ausdrücke
en, die offenbar noch einen orthodoxen Sinn zulaſſen, verdammen. Ich trete
e in mein 60. Jahr und ich zittere, vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen,
vor meinem Tode laut bekannt zu haben: Die große Angelegenheit des
mmen Boos iſt aus Gott.“ Wie S. die Haltung Feneberg's und das Ver-
n der Augsburger Behörde gegen ihn beurtheilte, zeigt deſſen 1814 gedruckte
graphie (Werke 39, 72). — Im J. 1816 wurde ein Brief von Ringseis
Savigny und andere Freunde in Berlin bekannt, worin er in überſchwäng-
r Weiſe die durch Boos, Goßner und namentlich durch Lindl hervorgerufene
egung ſchildert (ſ. A. D. B. XVIII, 698) und dann ſagt: „Wenn man
Einfluß des römiſchen Hofes und der Vicariate noch eine Zeit lang nieder-
, ſo entſteht gewiß ein Schisma im ſüdkatholiſchen Deutſchland; denn die
e verbreitet ſich mit reißender Schnelligkeit. . . Wenn S. einmal recht mit

der Herzenssprache herausginge, so würden die Anhänger des Glaubens noch v
zahlreicher werden; aber er hält noch immer etwas hinter dem Berge. J
ganz Oesterreich nennt man ihn schon das Haupt der mystisch-antipapistisch
Partei und geheimen Gesellschaft, weil man bei Boos Briefe von ihm la
Selbst (Friedrich) Schlegel wittert, als wäre S. gleichsam fast nicht recht ort
dox römisch-katholisch und macht ein bedenkliches Gesicht." Das veranlaßte
an Ringseis zu schreiben: „Sie haben durch Ihren Brief viele katholische G
müther tödtlich verwundet, indem sie, durch Ihre überschäumende Beschreibu
veranlaßt, glaubten, es könnte ein frommer Katholik so unvernünftig oder
frevelhaft sein, eine Trennung auch nur zu wünschen. Schweigen Sie doch v
mir wenigstens; denn ich bin aus Ueberzeugung katholisch und will in dies
Ueberzeugung leben und sterben." (Auch Boos hat nie eine Lossagung v
der katholischen Kirche beabsichtigt und ist 1825 als katholischer Pfarrer g
storben.) In ähnlicher Weise spricht sich S. in anderen Briefen aus die
Zeit aus: „Ich kenne keine Gesellschaft, die sich von der katholischen Kir
trennen möchte; am allerwenigsten bin ich ein Glied von einer solchen Gesel
schaft, noch weniger das Haupt. Nicht nur habe ich keine Trennung von d
katholischen Kirche durch Lehre oder That befördert, sondern stets das Gegen
theil, die Vereinigung mit Gott und der katholischen Kirche, in der ich lebe un
will's Gott, sterben werde, zum Augenmerke meines Lehramtes und Lebens g
macht und finde mich selig dabei. Nicht nur hasse ich jene Trennung, sonde
ich habe auch stets dahin gearbeitet, daß fromme Menschen auch den geringst
Anschein, auch den schuldlosesten Verdacht einer Sectenbildung, den etwa ih
Worte oder Thaten geben könnten, mit ernster Gewissenhaftigkeit meiden sollt
Ich halte jede Trennung von der katholischen, und zwar von der römisch-kath
lischen Kirche für frevelhaft, indem wir, wenn wir uns von der Lehre, von d
Sacramenten der Kirche und von der Hierarchie, von dem Mittelpunkte d
Einheit trennten, eben dadurch von der Quelle des geistlichen Lebens isol
würden" (Janssen, Fr. L. Stolberg nach seiner Rückkehr S. 482). „Den ar
gebliehen Hypermysticismus habe ich nie gelehrt und vom inneren Leben n
etwas anderes behauptet, als was Thomas von Kempen, Salesius, Scupoli gelehr
haben. . . Unter dem ausgearteten Mysticismus wird man wol nichts andere
verstehen als eine Innerlichkeit, die sich von der äußeren Kirche trennt und ei
besondere Scheu vor der römisch-katholischen Kirche zu haben scheint. Na
diesen ausgearteten Mysticismus hasse und verabscheue ich von ganzem Herze
habe ich nie gelehrt, nie unterstützt, sondern bei jedem Anlaß mich dagegen e
klärt, davor gewarnt" (Werke 39, 470, 477). — Vom strengsten katholisch
kirchlichen Standpunkte wird man S. höchstens den Vorwurf machen können
daß er bei der Anerkennung der guten Seite der Boos'schen Bestrebungen da
Bedenkliche daran zu spät erkannt und zu milde beurtheilt habe. Daß er di
Weise, wie die geistlichen und weltlichen Behörden einschritten, mißbilligte, g
reicht ihm nicht zum Tadel. Man wird es nur loben können, daß er noch 181
an Schenk schrieb: man möge die Sache von Goßner's Mysticismus nicht na
Rom oder an die Nuntiatur bringen, sondern eine väterliche und, wenn di
nicht helfe, eine gerichtliche Untersuchung des Bischofs eintreten lassen. „Goßn
und seine Schriften, besonders sein Neues Testament, können nicht verdam
werden, ohne daß unzählige fromme Katholiken geärgert, verwirrt und betrü
und besser gesinnte Protestanten erbittert und gegen Rom alarmirt werden. I
bin in Leiden der Art alt geworden, habe nie den leisesten Gedanken geha
wider die Kirche und bin oft gelästert worden. Da habe ich gelernt, nicht
richten" (Schenk, Charitas S. 327).

Es ist sehr erklärlich, daß bei der neuen Organisation der katholischen Kirche in Deutschland und der Besetzung, bezw. Wiederbesetzung der Bischofstühle von mehreren Seiten auch S. ins Auge gefaßt wurde. Schon 1816 richtete Hattenberg, wahrscheinlich durch Savigny veranlaßt, an S. die Anfrage, ob er die Ernennung zum Erzbischof von Köln annehmen würde. Er antwortete, er glaube sich seinem Vaterlande Baiern nicht entziehen zu dürfen. Als die Anfrage 1818 erneuert wurde, erklärte er, er wünsche die Ernennung nicht, würde aber gehorchen, wenn der Papst ihm die Annahme derselben befehle. Daran war ja aber natürlich nicht zu denken, um so weniger, als schon 1816 der Münchner Nuntius Severoli auf Grund eines Gutachtens des damals in Wien hochangesehenen Redemtoristen Clemens Maria Hofbauer (s. A. D. B. XII, 36) sehr ungünstig über S. nach Rom berichtet hatte. (S. erhielt Kenntniß von dem Gutachten, wie der in den Werken 39, 470 abgedruckte Brief vom 1. März 1817 zeigt.) Im J. 1819 wurde von der bairischen Regierung auf den Wunsch des Kronprinzen — nachdem der König mit den Worten: „Meinetwegen, obwol er ein Römling ist", seine Zustimmung gegeben — S. für das Bisthum Augsburg vorgeschlagen. Die Nuntiatur wies aber den Vorschlag zurück. S. erfuhr dieses an seinem 69. Geburtstage, 17. November 1819, und die Gedanken darüber, die er in sein Tagebuch schrieb, eine rührende Selbstverdemüthigung, sind bei Schenk a. a. O. S. 331 abgedruckt. Diese Aufzeichnung theilte er nur einigen seiner vertrautesten Freunde mit. Schenk ließ eine lateinische Uebersetzung derselben an die Nuntiatur gelangen, wo sie auch, wie er sagt, den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlte. Der Kronprinz aber beklagte sich bei dem Cardinal Consalvi über die ablehnende Erklärung des Nuntius. Consalvi antwortete am 26. Juli 1820: man wisse in Rom, daß Sailer's Verhalten in Dillingen die Gutheißung des dortigen Bischofs nicht gefunden habe, daß er mit Männern von verdächtiger Lehre, wie Lindl, Boos, Feneberg befreundet gewesen und von vielen als das Haupt der Pseudomystiker angesehen werde; der geheime Bericht des Hofbauer, den er dem Kronprinzen übersende, enthalte schwere Anklagen gegen S.; gleichwol werde der Papst seine Bedenken fallen lassen, wenn S. eine befriedigende öffentliche Erklärung abgebe. Darauf ließ S. im December 1820 eine Erklärung drucken mit der Ueberschrift J. M. Sailer de se ipso (Werke 9, 219). Er sagt darin: „Ich verdamme alle Grundsätze und Lehren der Pseudomystiker der älteren und neueren Zeit, d. h. alle Grundsätze, die das gläubige Gemüth von der gesunden Vernunft zu den Täuschungen der Phantasie, von dem Geiste der Universalkirche zum Privatgeiste, von dem Gehorsam gegen geistliche und weltliche Obrigkeit zur falschen Freiheit des Gemüthes hinüberlocken und deshalb meinem Gemüthe stets fremd waren — und alle anderen Irrthümer, welche die heilige katholische, apostolische, römische Kirche verdammt. Wenn ich wider Wissen und Willen in meinen Schriften oder Gesprächen irgend einen Irrthum behauptet haben sollte, würde ich denselben verwerfen und, dem Beispiele des großen Fenelon nachfolgend, in allem mich dem Urtheile des Oberhauptes der Kirche unterwerfen." Der Münchener Nuntius wurde zu einem nochmaligen Berichte aufgefordert. Der Augsburger Domherr Karl Egger, den er zu Rathe zog, fand Sailer's Erklärung ganz unzureichend: er hätte die Irrthümer, deren sich in seinen Schriften viele fänden, nicht bloß bedingungsweise mit „Wenn ich etwa" widerrufen müssen; seine Ernennung zum Bischof würde für die katholische Kirche eine Calamität sein, die Pseudomystiker würden darüber triumphiren, alle Gutgesinnten trauern u. s. w. S. wurde jedoch im October 1821 zum Domherrn in Regensburg ernannt und am 27. September 1822 von Pius VII. als Titularbischof von Germanicopolis zum Coadjutor des achtzigjährigen Bischofs Joh. Nepomuk v. Wolf von Regens-

burg mit dem Rechte der Nachfolge präconisirt und am 28. October im D
zu Regensburg consecrirt. Er äußerte später einmal, der Kronprinz habe
ihn die Hügel in München und die Berge in Rom geebnet.

Der Bischof Wolf ernannte S. auch zu seinem Generalvicar; 1825 wu
er auch Dompropst. Seine Wirksamkeit war aber, solange der Bischof W
lebte, der, obschon seit Jahren bettlägerig, an Resignation nicht dachte,
sehr eingeschränkt (sein Einkommen betrug 6000 Gulden). Einen größeren E
fluß gewann er, als 1825 Ludwig I. König wurde. Dieser verlieh ihm 1
auch den Civil-Verdienst-Orden der bairischen Krone; seitdem hieß er J. M.
S. Er überließ ihm auch das zwei Stunden von Regensburg entfernte Sch
Barbing zum Landsitze. Das ihm von dem König angebotene Bisthum Pa
lehnte er ab. Am 23. August 1829 starb der Bischof Wolf im 87. Lebe
jahre, und am 28. October wurde S., 78 Jahre alt und eben von einer schwe
Krankheit genesen, als Bischof von Regensburg inthronisirt. Sein Weihbis
und Generalvicar wurde sein langjähriger Freund Michael Wittmann. Melc
Diepenbrock, den S. am 27. December 1823 zum Priester geweiht hatte,
seitdem sein Secretär und Hausgenosse. Durch ihn ließ er den Hirtenbrief
fassen, welchen er nach seiner Inthronisation veröffentlichte. Auch sein le
Hirtenbrief vom 15. April 1832 (Werke 39, 485) ist von Diepenbrock ver
Seit 1826 war auch Karl Proske (s. A. D. B. XXVI, 666) sein Hausgen
und zugleich sein Arzt. — Im Herbst 1824 machte S. seine letzte Reise in
Schweiz, im Herbst 1827 die letzte Reise an den Rhein. An seinem 80.
burtstage, 17. November 1831, erhielt er von dem König das Großkreuz
Kronenordens mit einem freundlichen Glückwunschschreiben. Die letzten Leb
jahre wurden S. durch einen Conflict mit der Regierung verbittert. Er b
sein Generalvicar Wittmann weigerte sich, die Weisungen zu befolgen, w
durch ein königliches Rescript vom 16. Juni 1830 und durch einen Erlaß
Ministers Fürst Wallerstein vom 30. Januar 1832 den katholischen Geistli
über ihr Verhalten bei gemischten Ehen gegeben wurden. Da die bairi
Bischöfe in dieser Frage nicht einig waren, hielt S. es für nöthig, sie dem P
vorzutragen. Am 15. Mai 1832, fünf Tage vor seinem Tode, schrieb er
Könige, er halte es für seine heiligste Amtspflicht, die Entscheidung des h
lichen Oberhauptes abzuwarten. Die Sache wurde erst 1834 geregelt.

Am 23. Mai 1832 wurde Sailer's Leiche im Regensburger Dome
stattet. Wittmann hielt dabei eine kurze Ansprache. „Sailer, sagte er,
durch seine zahlreichen Schriften ganz Deutschland erbaut. Auf der Univer
hat er viele hundert Jünglinge zu einem christlichen Lebenswandel gebildet,
nur im Hörsaale, sondern auch in Privatunterredungen auf seinem Zim
Unser geliebter König hat ihn beharrlich als seinen Lehrer dankbar ge
Große Männer geistlichen und weltlichen Standes in Baiern, Oesterr
Württemberg und Baden, in der Schweiz und in den preußischen Ländern
er gebildet. Als Bischof hat er das ganze Bisthum visitirt auf abgeleg
und oft sehr beschwerlichen Wegen. Er hat geistliche Versammlungen in
Diöcese angeordnet und hier selbst gehalten. Er hat strenge Wachsamkeit
die Geistlichen durch vierteljährlich von den Decanen und Pfarrern einzusend
Sittenzeugnisse eingeführt. Seine Lebensweise war still und einsam; als
suitennovize hat er sie angefangen und bis zu seinem Ende fortgesetzt.
Liebe zum klösterlichen Leben hat er das meiste zur Wiederherstellung des
nedictiner-) Klosters Metten mitgewirkt, und für ein stilles, einsames Leben
angehenden Diöcesan-Geistlichkeit hat er von dem höchstseligen Könige das
Obermünster mit Kirche und Garten erlangt. Seine Verdienste werden
Regensburg noch lange bleiben." Als König Ludwig am 1. Juli nach Re

am, ließ er sich an Sailer's Grab führen. Er rief aus: „Hier ruht der Bischof von Deutschland", sagte dann zu Schenk: „Mir ist ein Schutz- estorben", und zu Wittmann: „Sie sind Sailer's Freund gewesen; Sie auch sein Nachfolger sein; ich weiß keinen würdigeren." Wittmann starb he er in Rom präconisirt war, am 8. März 1833. Darauf wurde einer ltesten Schüler Sailer's, Franz Xaver Schwäbl, Bischof von Regensburg, dessen Tode 1841 Valentin Riedel (s. A. D. B. XXVIII, 526). Bei Eidesleistung sagte König Ludwig zu ihm: „Sie haben drei würdige, aus- mete Vorgänger. Daß Sie vorzüglich S. nachahmen, wünsche ich. Er ahrhaft apostolischen Geistes. . . Ich wiederhole es: S. sei Ihnen Vorbild. ch er jetzt in den Staub gezogen wird, war doch gerade in ihm der wahre che Sinn und wirkte das Gute." Unter dem 2. October 1841 schrieb der Minister Abel an die Bischöfe: „Es ist Befehl des Königs, die sämmt- Bischöfe darauf aufmerksam zu machen, wie auch in kirchlichen Sachen ebertreiben den Keim des Todes in sich trage und daß im Geiste Sailer's, ht apostolischen, die jungen Geistlichen gelehrt und erzogen werden sollen." September 1837 wurde das Grabdenkmal, welches König Ludwig durch ldhauer Konrad Eberhard hatte errichten lassen, feierlich eingesegnet.

m J. 1830 erschienen die ersten Bände von Sailer's „Sämmtlichen , unter Anleitung des Verfassers herausgegeben von Joseph Widmer". 841 erschien der 40. und letzte Band. (Das beste chronologische Ver- der einzelnen Schriften, bis 1820, steht in Mastiaux' Litteraturzeitung Nr. 78, danach, vervollständigt, bei de Backer.) Die ersten sieben Bände s „philosophische Abtheilung" bezeichnet. Sie enthalten die „Vernunft- (zuerst 1785 in 2, dann 1795 in 3 Bänden), die „Glückseligkeitslehre" —91, 2. Aufl. 1793) und die „Pädagogik" (1807). Jacobi hat S. den phen Gottes genannt. Ein eigentlicher Philosoph war er nicht. „Er ch, sagt K. Werner (S. 327), in seinen Auseinandersetzungen nicht strenge philosophische Schule, sondern war bemüht, das beste dessen, was sich n verschiedenen Seiten darbot, zweckdienlich zu verwerthen. Förderung istlichen Erkenntniß war ihm der Hauptzweck; philosophische Bildung er als Vehikel zur Vorbereitung und Verwirklichung dieses Zweckes; der der einzelnen Philosopheme bestimmte sich ihm nach dem Grade der An- ng und Verwandtschaft mit der christlichen Anschauungsweise." Am llsten sind das „Handbuch der christlichen Moral" (Werke Bd. 13—15) „Vorlesungen aus der Pastoraltheologie" (Bd. 16—18, dazu die „Bei- ur Bildung des Geistlichen", Bd. 19, 20). Beide waren für ihre Zeit nd, ja epochemachend, sind aber dann durch bessere Leistungen derselben g (von Hirscher bezw. Amberger) überholt worden. Außer dem Gebet- nd den zahlreichen Predigten und anderen bereits genannten Werken sind u nennen einige Biographieen von Freunden, die aber meist weniger ge- che Darstellungen, als Beiträge zur Pastoraltheologie sind, und „Die it auf der Gasse oder Sinn und Geist deutscher Sprüchwörter" (Werke , zuerst 1810, zuletzt 1843). Diepenbrock sagt von S.: „Er war im chen Umgange viel geistreicher und genialer, als er in seinen Schriften t. Er hatte es sich, wie er mir sagte, von Anfang an für seine schrift- chen Arbeiten zum Gesetze und Ziele gemacht, zu nützen, nicht zu glänzen, r allem und für alle verständlich zu sein. Daher schrieb er mit breitem Der Bischof Riccabona von Passau äußerte einmal: „Man thut diesem katholische Kirche so hoch verdienten Manne großes Unrecht, indem man tumstände, unter denen er auftrat, lehrte und wirkte, nicht kennt oder wägt. Man scheint gar nicht zu begreifen, daß seine Lehrmethode für

jene Zeit die allein rechte war, und daß er nicht nur nichts Gutes angerichtet, sondern mehr geschadet als genützt hätte, wenn er anders, als er gethan, würde gelehrt und gewirkt haben." Und M. Jocham, der diese Aeußerung mittheilt (S. 70), sagt: „Ist man seit dem Beginne des Jahrhunderts auch in manchen Stücken vorwärts gekommen, so dürfen wir uns doch nie einbilden, wir seien über die Männer der Sailer'schen Schule hinweggeschritten, solange wir nicht einen Clerus aufweisen können, der an Seeleneifer, an Innigkeit, an sittlichem Ernst, an innerer Wahrheit und Lauterkeit und an werkthätiger Nächstenliebe denselben gleich gekommen ist" (S. 14). — S. wird auch von protestantischen Theologen anerkennend beurtheilt. H. Schmid sagt in der Darstellung der theologischen Richtungen in der katholischen Kirche am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts: „Die schönste und edelste Erscheinung in dieser Zeit ist J. M. S. mit seiner Schule. Man fühlt sich wie auf einer frischen Oase, wenn man bei dieser Erscheinung angelangt ist" (S. 257). Auch die modernen Ultramontanen sprechen anerkennend von Sailer's Charakter und Wirksamkeit. Als der Redemtorist Haringer in seiner Biographie Cl. M. Hofbauer's (1877, 2. Aufl. 1880) dessen ungerechtes Urtheil über S. zu begründen versuchte, ihn zu den gewöhnlichen Aufklärern zählte und sogar behauptete, er habe sich ohne Scheu zu dem niedrigsten Deismus bekannt, wurde er zuerst von J. N. Ringseis (Hist.-pol. Bl. 82, 581), dann im Mainzer „Katholiken" (1878, I, 327), endlich sogar von einem Jesuiten (M. Aymans in den „Stimmen aus M. Laach" 19, 118) scharf zurechtgewiesen.

J. M. Sailer's kurzgefaßte Biographie, von ihm selbst geschrieben 1819, in Waitzenegger's Gelehrtenlexikon II, 191 und in Sailer's Werken 40, 257. — Neuere Biographieen von Fr. W. Bodemann, 1856, G. Aichinger, 1865, J. A. Meßmer, 1876. — E. v. Schenk, Charitas. Festgabe für 1838, S. 251 (Die Bischöfe J. M. v. S. und G. M. Wittmann; S. 321 Briefe von S.). — M. v. Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, 3. Aufl. 1854, S. IX (Erinnerung an S., geschrieben 1852). — (J. Salat) Auch etwas von den neuen Aussichten der Aufklärung in Baiern, in den Annalen der leidenden Menschheit, 9. Heft, 1801. — J. Salat, Denkwürdigkeiten beim den Gang der Wissenschaft und Aufklärung im südlichen Deutschland, 1825. — Chr. v. Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben, 1853. — J. N. Ringseis, Erinnerungen, 1886 (vorher in den Hist.-pol. Bl., Bd. 76, 77, 79). — M. Jocham, Dr. Alois Buchner. Ein Lebensbild zur Verständigung über J. M. Sailer's Priesterschule, 1870. — A. Lütolf, J. L. Schiffmann. Ein Beitrag zur Charakteristik Sailer's und seiner Schule in der Schweiz, 1869. — J. H. Reinkens, M. v. Diepenbrock, 1881, S. 20 ff. — K. Werner, Geschichte der katholischen Theologie S. 205 ff. — H. Schmid, Geschichte der katholischen Kirche, 1874, S. 257. — Fr. Nielsen, Aus dem inneren Leben der katholischen Kirche, 1882, I, 287.

R. Rausch.

Saint-Laurent: Amaury de Farcy de S.-L., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Generallieutenant der Cavallerie, aus altem Geschlecht 1652 zu Vitré in der Bretagne im jetzigen Departement Ille und Vilaine geboren, wanderte 1672 seines evangelischen Glaubens wegen aus Frankreich aus, war zuerst Hof- und Jagdpage in Kassel und kam 1674 durch Empfehlung des oranischen Hofes in den Dienst des Herzogs Georg Wilhelm von Celle. Als Fähnrich im Infanterie-Regiment Linstow nahm er 1685 und 1686 am Kriege in Ungarn theil; nach der Rückkehr ward er durch den Generallieutenant Chauvet, unter welchem er gedient hatte, zur Cavallerie versetzt; als Major in dessen eigenes Regiment ward er am 19. September 1691 bei Leuze in den Niederlanden, wo

rst von Waldeck eine Niederlage erlitt, gefangen genommen; vom Marschall uxemburg aber, mit Rücksicht auf sein tapferes Verhalten, auf Ehrenwort en; 1694 ward er Regimentscommandeur. Als bei Beginn des spanischen gekrieges 1701 die Herzoge von Hannover und Celle ein gemeinsames orps im Solde der Generalstaaten nach den Niederlanden entsandten, be- e S.-L. als Brigadier die demselben zugetheilte Cavallerie, und als Reiter- wird er im Laufe dieses Krieges mehrfach mit Auszeichnung genannt. amilles befehligte er am 23. Mai 1706 auf dem linken Flügel 18 Schwa- , welche nach hartem Kampfe die ihnen gegenüberstehende französisch- he Cavallerie schlugen und wesentlich zum Siege beitrugen; Marlborough hl bei dieser Gelegenheit den General v. S.-L. dem Kurfürsten angelegent- In der Schlacht bei Oudenarde am 11. Juli 1708, wo er unter Natzmer D. B. XXIII, 288) vier hannoversche Regimenter führte, ward er ver- t. Bei Malplaquet am 11. September 1709 war er dem jungen Prinzen luvergne, welcher 30 Schwadronen befehligte, als Berather beigegeben. der Heimkehr aus dem spanischen Erbfolgekriege zog Generallieutenant de noch einmal in das Feld. Es war im J. 1719, wo Kurhannover im ge des Reiches die Execution wider den Herzog Karl Leopold v. Mecklen- Schwerin zu vollstrecken hatte. Auf russische Hülfsvölker gestützt traten die lichen Truppen, unter dem nachmals so berühmten, 1757 bei Prag als ischer Feldmarschall gefallenen General v. Schwerin, den Kurfürstlichen ent- und brachten diesen am 6. März bei Walsmühlen unweit Schwerin eine ppe bei, deren weitere nachtheilige Folgen S.-L. mit seiner Cavallerie aus- Am 5. Mai 1729 starb er zu Ebstorf im Lüneburgischen, wo er zugleich stelle eines Drosten bekleidete. Aus seiner Ehe mit Luise Dorothea v. ard, welche er 1695, als sie Hofdame zu Celle und mit einem v. Lüne- auf Wathlingen verlobt war, entführte und heirathete, blieb, nachdem der Sohn 1728 als Rittmeister gestorben war, nur eine Tochter zurück, sich mit einem Major von Estorff auf Barnstedt vermählte.

Annalen der braunschweig.-lüneburgischen Churlande, 5. Jahrg., 5. Stück, nnover 1791. — Geschichte der königlich-hannoverschen Armee von L. v. hart, 2 Bd. (1705—1756), Hannover 1870. — Die Lebensbeschreibung „Neues vaterländisches Archiv", herausg. von Spangenberg, Hannover 5, 2. Bd. ist aus den „Annalen" abgeschrieben.

B. Poten.

Saint-Quentin: Karl Graf Bigot de St.-Q., österreichischer General avallerie, Sohn des am 17. September 1854 zu Mauer bei Wien als arschalllieutenant i. R. verstorbenen Graf Franz Ludwig, eines geborenen rs, wurde am 12. Juni 1805 zu Neuburg an der Donau geboren, trat, m er im Cadettencorps zu München erzogen war, am 16. Januar 1814 terlieutenant in ein Dragonerregiment und nahm 1848—49, zuerst als bei Erzherzog Karl-Ulanen, seit dem 1. Juli 1849 aber als Flügeladju- des Banus Feldzeugmeister Graf Jellačić an den Kämpfen gegen die Ungarn In letzterer Stellung blieb er, bis er am 5. November 1850 zum Oberst ommandeur des Dragonerregiments Prinz Eugen von Savoyen ernannt wurde. verschiedenen dienstlichen Verwendungen, welche ihn zur Theilnahme an ischen Ereignissen nicht beriefen, schied er am 1. August 1869 als comman- er General in Lemberg aus dem Dienst und starb am 8. September 1884 passitz in Mähren. — Seine Bedeutung liegt auf schriftstellerischem Gebiete. der Verfasser von zwei, ohne Nennung seines Namens herausgegebenen n, welche den Zweck verfolgen, in dem Officiersnachwuchs des k. k. Heeres

den Sinn für soldatische Eigenschaften und ritterliche Tugenden zu wecken zu fördern. Sie sind dazu in hohem Grade geeignet und haben bleibenden W Das erste führt den Titel „Von einem deutschen Soldaten", Wien 1847; andere, zu einer Zeit erschienen, wo Oesterreichs Heil nur noch im Feldl seines Heeres zu finden war, ist „Unserer Armee" (Wien 1850) gewidmet. St.-O. war ein sehr unterrichteter und belesener Mann, von dessen Liebe den Wissenschaften die von ihm hinterlassene, namentlich an alten Druckwe reiche Büchersammlung Zeugnis ablegt.

Oesterreichisch-ungarische Wehrzeitung „Der Kamerad", Nr. 74, Wi 13. September 1884.

B. Poten.

Sala: Angelus S. war zu Vicenza in der Republik Venedig gebo als Sproß eines alten Marchesengeschlechtes, dessen Söhne wir das ga 15. Jahrhundert und bis ins 16. als Docenten in Bologna finden, verließ Religion wegen sein Vaterland und wurde ein hochberühmter Arzt und Chemi nach der Kunde seiner Zeit. 1609 ist er in Winterthur, Werke von ihm schienen in Orleans und Amsterdam. 1613—17 lebt er im Haag und l seine Arbeiten im Haag und in Leyden drucken, dann war er Leibarzt be Grafen Anton Günther von Oldenburg und ging 1620 nach Hamburg, bis am 8. März 1625 mit einer damals recht erheblichen Einnahme zum Leibar des Herzogs Johann Albrecht II. von Mecklenburg-Güstrow bestellt wurde. dahin hatte er Werke in Bremen, Marburg, Straßburg und Hamburg erschei lassen, von jetzt an wurden sie in Rostock, einmal auch in Güstrow gedruckt. las auch an der Universität Rostock, der Dichter Johann Rist hörte bei zwischen 1625—28 daselbst medicinische Collegia. Hier trat er auch unter Namen „der Lindernde" in die fruchtbringende Gesellschaft. Als der Her durch Wallenstein vertrieben wurde, begleitete S. ihn von 1628—30 treu seiner Verbannung nach Bernburg, Harzgerode und Lübeck und kehrte erst ihm ins Land zurück. Als Johann Albrecht am 23. April 1636 starb und A Friedrich von Mecklenburg-Schwerin sich des jungen Erben Gustav Adolf waltthätig bemächtigte, um ihn gegen den Willen des Vaters und der Mu dem reformirten Glauben zu entreißen, blieb er doch Leibarzt des jungen Für den Adolf Friedrich in Bützow lutherisch erziehen ließ. Am 2. October 1 starb S. in Bützow und fand sein Grab in der Domkirche zu Güstrow. war vermählt mit Katharina v. Brockdorf. Um 1640 soll dem Geschlechte Adel erneuert sein; Baron Gert Karl v. Sala auf Bellin wurde am 23. 1751 zum Reichsgrafen erhoben; 1806 erloschen das Geschlecht. Gesammelt schienen „Angeli Salae opera medico-chymica" 1647 zu Frankfurt.

A. Blanck, Die mecklenb. Aerzte (1874). — A. Blanck, Angelus S Sein Leben und seine Werke (1883). — Dr. Mettenheimer in „Memorabili Ztschr. für prakt. Aerzte, herausg. von Dr. F. Betz. Heilbronn 1883. He — v. Lehsten, Adel Mecklenburgs, S. 225. — Schriften bei Blanck. Bologneser Dozenten in U. Dallari's Ausgabe der Rotoli dei Lettori 1888.

Kraus

Salamanca s. **Ortenburg**, Graf Gabriel v. O., Bd. XXIV, S. 4

Salat: Jakob S., Professor der Philosophie an der Universität Tü hut, wurde geboren am 24. August 1766 zu Ablsgmünd in der ehemaligen fürsteten Abtei Ellwangen (Württemberg). Den gut talentirten Knaben munterte der Pfarrer des Heimathortes Hohenleuchtner zum Studieren 1780 bezog derselbe auch das Gymnasium Ellwangen. Da schon im folge Jahre sein Vater starb, sollte S., als das älteste von fünf Geschwistern, in

Gemeinde des Vaters eintreten. In dieser Noth nahmen sich zwei nahe Verwandte des jungen Studenten liebevoll an, der mütterliche Oheim Kaspar Barth, Metzger in Ellwangen, und der Schwager des letzteren, der regulirte Chorherr Josef Kurz in St. Mergen bei Freiburg im Breisgau, und S. blieb bis dem Studium erhalten. Am Gymnasium hatte er zu Lehrern die Exjesuiten Anton Wagner, Ignaz Reeb und Josef Emer, die den strebsamen Jüngling so zu begeistern wußten, daß er nach Absolvirung des Gymnasiums 1785 erklärte, in den Jesuitenorden einzutreten, falls derselbe restituirt werde. Zum Studium der Theologie bezog er nun die damalige kleine Universität Dillingen, wo er in Kürze in das päpstliche Alumnat aufgenommen wurde. Hier ging er durch die Schule der Professoren Weber, Zimmer, Felder, Sailer und Christof Schmid, zu welch letzteren er sich namentlich hingezogen fühlte und deren tief religiöse und irenische Naturen auch nicht ohne Einfluß auf ihn blieben. 1790 erhielt S. die Priesterweihe und wurde dann Pfarrvicar auf dem Rittergut Horn des Freiherrn von Beroldingen in der Nähe von Ellwangen. Durch Beroldingen wurde er dem Augsburger Domdechant v. Reischach empfohlen, der ihm die Pfarrei Zusamzell zwischen Dillingen und Augsburg verlieh, vor deren Antritt 1793 S. noch eine kleine Reise machte, um mehrere Universitäten zu besuchen. Hierauf wirkte er acht Jahre in seiner Pfarrei mit großem Eifer und Hingebung, namentlich auch während der Franzoseneinfälle 1796 und 1799, blieb aber zugleich fortwährend in lebhaftem Verkehr mit dem wissenschaftlichen Leben. Dies und der theilweise Gebrauch der deutschen Sprache bei einzelnen liturgischen und gottesdienstlichen Handlungen, wie Vesper, Taufe, Ehe, Begräbniß u. s. w. brachte ihn in den Verdacht der Aufklärung und des Illuminatenthums und es wurde über ihn vom Ordinariate Augsburg in ziemlich ungeschickter Weise eine inquisitorische Untersuchung verhängt 1798. Das Verhör verlief resultatlos, warf aber seine tiefen Schatten auf das ganze künftige Leben des Pfarrers; die tiefe Verstimmung, die in ihm erzeugt wurde, verließ ihn nicht mehr und prägte seinem privaten wie schriftstellerischen Leben eine Gereiztheit auf, die nicht selten verletzte. Er selbst schrieb über diesen Vorfall: „Mich ergriff eine Empfindung, die mir bisher unbekannt war, eine stille Trauer, ein leiser Anfall von Melancholie und Hypochondrie. Wie oft entrang sich mir in dieser Zeit die Aeußerung: in einem Lande und Stande zu leben, wo der Mensch sein Menschenrecht verliert, wo er nie vor einem Ueberfall sicher ist, welch ein Loos! Fürwahr der Seelendruck ist für den gebildeten Gelehrten weit empfindlicher, als die Despotie, die den Körper trifft." Unter solchen Umständen mußte es S. sehr erwünscht sein, als es ihm durch Vermittlung des Augsburger Domherrn Frhr. v. Mastiaux ermöglicht wurde, seine Pfarrei mit der von Habertskirchen bei Friedberg zu vertauschen 1801. Aber schon im folgenden Jahre wurde er nach dem Tode Mutschelle's als Professor der Moral- und Pastoraltheologie an das Lyceum nach München berufen und ihm zugleich die näher gelegene Pfarrei Arnbach bei Sittenbach übertragen. Hier konnte er sich nun ganz der Wissenschaft widmen und von allen Männern, mit denen er in nähere Beziehungen trat, wurde für ihn von größter Bedeutung Friedr. H. Jacobi, Präsident der Akademie der Wissenschaften. Seinem philosophischen System schloß sich S. völlig an und suchte es in seiner Weise weiter zu bilden. Nach sechsjähriger Thätigkeit in München wurde das dortige Lyceum aufgehoben und S. kam als Professor nach Landshut, wo er allgemein philosophische Vorlesungen hielt, wie auch speciell über Moral- und Religionsphilosophie las. Seine philosophischen Theoreme, die er nicht ohne Leidenschaftlichkeit vertrat, verwickelten ihn in viele litterarische und sogar persönliche Streitigkeiten, wodurch er sich und andern das Leben verbitterte. Dies mag der Grund gewesen sein, daß er 1827, als die Universität

von Landshut nach München verlegt wurde, nicht dorthin übersiedelte, sonder unter Beibehaltung seiner Pfarrei als Privatgelehrter in Landshut verblieb, w er noch weiter litterarisch thätig war bis zu seinem Tode am 11. Februar 183

Der Kernpunkt der Salatischen Philosophie, wenn man von einer solch sprechen darf, ist die Erkenntnißtheorie Jacobi's, der die metaphysischen Ide von Gott, Unsterblichkeit u. s. w. dem Kantischen Kriticismus gegenüber dadur retten zu können glaubte, daß er sie dem Gebiet des Verstandes, der Dialekti des Wissens entzog und der Vernunft zuwies; für erstere alle Dialektik, als zu der Empirie zugehörig, ausschloß und sich für sie ganz auf die unmittelbar Anschauung, das Wahrnehmen des Uebernatürlichen durch die Vernunft, den in Gefühl wurzelnden Glauben zurückzog; dadurch aber den Menschengeist gewisse maßen entzweiriß und zwischen Glauben und Wissen eine unüberbrückbare Klu aufriß. Von diesen Grundprincipien geht bei S. alles Philosophiren aus un auf sie führt es wieder zurück. Das Erste und Höchste im Menschen, das alle Glauben und aller Wissenschaft vorangeht, ist nach S. das objectiv Göttliche das sich in der Vernunft unmittelbar ankündigt und von ihr wahrgenommen wird Soll aber, schließt S. weiter, die Vernunft die Fähigkeit dieser Wahrnehmung des Göttlichen haben, so muß sie selbst in realer Verbindung mit Gott stehen also von ihm nur graduell, nicht wesentlich verschieden sein. Ohne diese An nahme, meint S., gibt es gar keine Erkenntniß Gottes. Ueberſinnlich, göttlich oder sinnlich, natürlich, tertium non datur. Dieser disjunctive Schluß au die Göttlichkeit der menschlichen Vernunft ist aber gegen die Gesetze der Log und nur durch Subreptio möglich, insofern Begriffe, die wesentlich verschiede als Wechselbegriffe gefaßt werden und übersinnlich ohne weiteres gleich göttlich gesetzt wird. Verstößt so schon der erste und Hauptsatz der Salatischen Philo sophie gegen die Grundgesetze der Logik, so dürfen uns auch die weiteren Ungereimtheiten seiner Ausführungen nicht überraschen. Aus seiner Grundidee der Absoluten leitet S. alle übrigen Principien, so die Ideen des Wahren, Guten und Schönen ab; ist aber jene Grundidee ein theosophisches Phantom, so sind selbstverständlich auch alle Folgerungen aus ihr halt- und werthlos. So verlangt S. für das in der Vernunft angekündigte Göttliche Anerkennung durch den Willen, als Grundlage der Erkenntniß, stellt somit den allgemein giltigen Satz nihil volitum nisi cognitum kurzweg auf den Kopf. Abgesehen davon, daß e damit aller Erfahrung ins Angesicht schlägt, wird hierdurch auch aller Moralität der Boden entzogen, denn nach diesem Grundsatz gibt es beim Lasterhaften dessen Willen ja den Trieben der Sinnlichkeit ergeben ist, keine Imputation aber auch keine Besserung, da die Erkenntniß fehlt. Ebenso verworren ist die Behauptung der Identität von Religion und Moral, die S. festhält, sofern hier zwei verschiedene Thätigkeiten des menschlichen Geistes ohne weiteres vermischt werden: der Glaube ist ein Fürwahrhalten, ein Erkennen, die Sittlichkeit aber eine Unterordnung des Willens. Gleich unbefriedigend und unklar ist bei S. sodann die Erklärung des Wahren, sofern er nur eine Art der wahren Erkenntniß, die übersinnliche, statuirt und alle andern aus der Vernunft, als dem Vermögen des Uebersinnlichen, ableitet. Die Idee des Schönen erklärt S. als eine Ausstrahlung des Einen Göttlichen, sofern es auf die Phantasie in Verbindung mit dem Gefühl wirkt, wodurch das Wesen des Schönen ebensowenig erklärt wird, als dessen Unterschied vom Guten dargethan ist. Noch destructiver wirken Salat's Philosopheme in Rücksicht auf das positive Christenthum, das sich unter seinen Händen zu vagem Rationalismus verflüchtigt. Hat er in seiner Erkenntnißtheorie den menschlichen Geist pantheistisch vergöttlicht, so geht er hier gewissermaßen den umgekehrten Weg, sofern er jede positive Offenbarung und speciell das Christenthum der Philosophie gleichstellt und so zur bloßen Vernunftreligion

degradirt. Nicht mehr von „wahrem" Glauben, noch auch von Glaubensverschiedenheit, meint er, soll ferner geredet werden, da es nur darauf ankommt, ob der Glaube da ist oder nicht, alles andere ist irrelevant. Der Glaube aber ist die ursprüngliche Anerkennung des Göttlichen und ist als die fortwährende Anerkennung des Absoluten die eine Grundüberzeugung; Religionsverschiedenheiten kann es ferner nicht mehr geben. Von einem positiven Christenthum kann auf diesem Standpunkt selbstverständlich nicht mehr die Rede sein, so wenig, als von einem historischen Christus. Auf diesem Wege kam S. nicht, wie er meinte, zu einer allgemeinen Toleranz, sondern zum vollendeten religiösen Indifferentismus. Fände eine unmittelbare Anschauung des Göttlichen statt, wie S. meint, so wäre der Glaube nichts anderes, als die Unterwerfung des Willens ohne Urtheil und ohne Reflexion, dann könnte allerdings eine allgemeine Einheit des Glaubens zugestanden werden. Allein jene Salatischen Postulate sind leere Phantome: es gibt keine unmittelbare Anschauung des Göttlichen, der Glaube als urtheilsloser Willensact ist eine Ungereimtheit, die Erkenntniß Gottes ist eine mittelbare, daher denn auch die Verschiedenheit des religiösen Glaubens Niemand leugnen kann, der nicht mit dem gesunden Menschenverstand geflissentlich in Conflict gerathen will. — Daß die stürmische Zeitströmung, welche die französische Revolution geweckt und die so manches Alte in den Staub getreten, auch auf den strebsamen jungen Priester nicht ohne Einfluß bleiben konnte, ist leicht begreiflich, allein S. war doch nicht universell und tief genug veranlagt, um mit durchdringendem Verstand die neuen Ideen zu erfassen, Wahres und Falsches scharf von einander scheiden zu können. Mit vielen anderen suchte er die alten schablonenhaften, beengenden Bande zu brechen und nach mehr Luft und Freiheit zu ringen, verlor sich aber in diesem Streben auf Bahnen, wo er sich in unlösbare Widersprüche verwickelte, nicht nur mit dem christlichen Glauben, sondern auch mit den Gesetzen einer gesunden Logik. Als Schriftsteller war S. ungemein fruchtbar; eine Zusammenstellung seiner zahlreichen Werke, Abhandlungen, Recensionen ꝛc. findet sich bei Frz. Jos. Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon, II, 236 ff., Landshut 1820, dann im Neuen Nekrolog der Deutschen, 1853, XXIX, 152.

Knöpfler.

Salat: Hans S., katholischer Historiker, Dichter und Pamphletär, geboren zu Sursee im Kanton Luzern 1498. Vielleicht besuchte er eine gelehrte Schule (Basel oder Zürich?), erlernte daneben — wie Thomas Platter und Rudolf Ambühl (Collinus) — den Beruf eines Seilers, später denjenigen eines Chirurgen. 1522—27 nahm er als Reisläufer in französischen Diensten an den italienischen Feldzügen und am Müsserkriege theil. Sein auf der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrtes Tagebuch (abgedruckt bei Baechtold, Hans Salat, S. 25—69), verzeichnet sechs solcher Züge, die er als Feldschreiber (Quartiermeister) mitmachte. 1529 zog er in den ersten Kappelerkrieg und bekam das Bürgerrecht in Luzern, wo er bereits vorher in der Staatskanzlei beschäftigt wurde. Im October 1531 erhielt er das ehrenvolle Amt eines Gerichtsschreibers daselbst, als Nachfolger der Chronisten Fründ, Ruß, Etterlin. Anlaß zur historischen Schriftstellerei bot ihm ein Beschluß der katholischen Tagsatzung zu Brunnen von 1530, wonach Luzern ersucht wurde, nach dem Vorgange der Züricher alles dasjenige aufzuzeichnen, was Zürich, Bern und die reformirten Städte wider den Bund und Landfrieden gehandelt hätten. In Gemeinschaft mit den Schreibern der Staatskanzlei ging er an die Arbeit. 1531 im zweiten Kappelerkriege stand er abermals im Felde (seine Briefe über diesen Zug sind abgedruckt im Archiv f. d. schweiz. Reformationsgesch., herausgeg. auf Veranstaltung des schw. Piusvereins, Bd. II, dazu Baechtold a. a. O. S. 9,

Anm. 1). An dieses Ereigniß knüpft sein erstes Gedicht: „Der Tannzweig (eigentl. das Tannenreis, das Abzeichen der fünf katholischen Orte während der Reformationskriege), ein schöner Spruch von dem Krieg der fünf Orte" u. s. w. 1531 (abgedruckt bei Baechtold a. a. O. S. 89—109). Derselbe schildert in leidenschaftlich einseitiger Weise die Entstehung und den Verlauf des Krieges, die Schlacht von Kappel und den Tod Zwingli's. Dem Spruche sind zwei Lieder beigegeben, das eine „Vom Kriege", das andere durchaus rohe „Von Zwingli" (v. Liliencron, Die histor. Volkslieder IV, 32 ff.; Baechtold 110 ff.), die gröbsten Beschimpfungen gegen die Reformirten enthaltend, welche Bestrafung des Pamphletisten verlangten, worauf S. drei Tage lang in den Thurm gesetzt wurde. Empfindlicher für ihn war die Abfertigung, die ihm der Züricher Antistes Heinrich Bullinger im „Salz zum Salat" 1532 ertheilte (gedr. bei Baechtold S. 225 ff.). Dadurch steigerte sich sein Haß gegen die Andersgläubigen noch mehr und machte sich weitern Ausdruck in einer wüthenden, oft unflätigen Satire „Triumphus Herculis helvetici" 1532, worin er die Reformation mit einem Hexensabbat vergleicht. Der schweizerische Herkules ist Zwingli (a. a. O. S. 121 ff.). In seinem Amte scheint S. damals große Thätigkeit entwickelt zu haben: 1533 fertigte er eine Copie des Luzerner Stadtrechts an und 1534 vollendete er eine größere historische Schrift, einen umfassenden Bericht über die Veranlassung und den Hergang des Zuges über den Brünig (1528) zur Rechtfertigung Obwaldens (abgedr. im Archiv f. d. schweiz. Ref.-Gesch. II, 103 ff.). Im J. 1536 schloß er seine Reformationschronik ab (gedr. a. a. O. Bd. I, 1868, die Vorworte dazu bei Baechtold S. 259—296) und erhielt vom Rath von Luzern ein Honorar von 20 Kronen. Dieselbe, Salat's Hauptwerk, läßt sich in gewissem Sinn als eine Fortsetzung der Chronik Petermann Etterlin's auffassen. Sie trägt ein einseitig katholisches Parteigepräge, faßt die Reformation als göttliches Strafgericht auf, zu dessen Vollziehung sich die Vorsehung etlicher verzweifelter Mönche und Pfaffen, wie Luther, Wicleff und Zwingli, als Zuchtruthen bedient habe. Die Einleitung erzählt das Auftreten Luther's und der Wiedertäufer; darauf folgen die schweizerischen Ereignisse von 1517—34. Als Quellen benutzte S. zunächst die im Staatsarchive liegenden Acten, Flugschriften, mündliche und schriftliche Mittheilungen von Zeitgenossen und endlich konnte er auch aus eigener Anschauung berichten. Er verschmähte selbst das schlechte Mittel fingirter Briefe nicht. „Der erste und letzte Gegenstand seines Hasses ist Zwingli; als historische Parteischrift und Stimmungsbild darf darum Salat's Chronik, aber nur als solches, betrachtet werden" (v. Wegele, Gesch. d. deutschen Historiographie, S. 290). Zu loben ist die klare, kräftige Prosa. 1537 erschien — wiederum in feindseliger Absicht gegen die reformirten Orte — sein nach Lupulus (Wölflin) bearbeitetes Volksbuch vom „Bruder Klaus" (gedr. im 23. Bd. des Geschichtsfreundes 1868 und bei Baechtold, S. 137 ff.), sowie das versöhnlichere gereimte „Büchlein in Warnungsweise an die 13 Orte" (bei Baechtold, S. 173 ff.). Auch als Dramaturg und Dramatiker bethätigte sich S. wiederholt: 1538 führte er die Regie bei der Aufführung des Osterspieles in Luzern und dichtete selbst mit entschiedenem Talent einen „verlornen Sohn" 1537 und zwar selbständig mit unmerklicher Beeinflussung von Burchard Waldis (abgedr. im Geschichtsfreund 36, 1 ff.; vgl. auch meine Gesch. d. d. Lit. in der Schweiz, S. 309 f. und Anmerkungen S. 79). Ein wüstes Leben, unsaubere Händel, Schulden brachten ihm einen raschen Sturz. Wegen Betruges wurde er eingesperrt, 1540 seines Amtes entsetzt und aus Luzern ausgewiesen. Jedenfalls kamen hierbei auch politische Gründe in Betracht. Um jene Zeit hatte sich nämlich in Luzern ein völliger Umschwung in Bezug auf das Verhältniß zu Frankreich und Oesterreich vollzogen. S. war und blieb ein eifriger Anhänger

r Französischgesinnten und erregte dadurch die Ungnade des mächtigen Schult-
ßen Heinrich Fleckenstein, des Hauptes der kaiserlichen Partei. S. wandte
zunächst nach seiner Heimath Sursee; dann zog er im geldrischen Krieg als
nzösischer Miethling 1542 nach Perpignan. Ein Lied über diesen Zug ist
schollen. 1543 versuchte er es mit Schulhalten in Sursee, befand sich jedoch
August bereits auf dem Zug nach der Picardie gegen Karl V. (Sein Lied
rüber bei v. Liliencron IV, 232 ff. und Baechtold, S. 213 ff.) Im Früh-
r 1544 wurde er als deutscher Schulmeister zu Freiburg im Uechtland an-
stellt, lief aber in dem nämlichen Sommer wieder dem Kalbsfell nach und
ar — nachdem er die politische Farbe gewechselt, offenbar um sich den Weg
ch Luzern zurück anzubahnen — diesmal in kaiserlichen Diensten wider
ankreich (Zug nach Calais) und zwar unter Anführung eines Fleckenstein.
ch ein Lied über diesen Zug ist verloren. In Freiburg muß es ihm übel
angen sein; er beschwört den Rath von Luzern um Begnadigung, und
sucht sogar, eine drohende Miene anzunehmen: wenn man ihn nicht erhöre,
er schließlich gezwungen, zu den Widersachern des katholischen Glaubens
erzugehen. Mit der Aufführung eines üppigen Spiels durch seine Schüler gab
neues Aergerniß und wurde als Lehrer 1547 abgesetzt. Er fristete sein Leben
Wundarzt. 1552 durfte er nach Sursee zurückkehren und mit diesem Jahre
chwindet seine Erdenspur gänzlich.

Vgl. Hans Salat, ein schweiz. Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Herausgegeben von Jakob Baechtold. Basel 1876.

J. Baechtold.

Salbach: Johann Christoph S., reformirter Theologe, geboren um 37 zu Runkel an der Lahn, † 1706 zu Wetzlar. Der Vater, Prediger da-
bst, im J. 1644 in das nassauische Städtchen Haiger berufen, gab seinen
ns Söhnen, von denen vier sich seinem Berufe widmeten, den ersten Unterricht.
f der lateinischen Schule seiner Vaterstadt wurde derselbe fortgeführt. Her-
rn und Bremen und ausländische Hochschulen wurden als akademische Bildungs-
tten von S besucht. Eine Reise nach England, dessen berühmte Bibliotheken
durchforschte, erweiterte seinen wissenschaftlichen Gesichtskreis. In seine Hei-
ath zurückgekehrt, erhielt er die Berufung zum zweiten Prediger in dem pfalz-
eibrückischen Städtchen Bergzabern, wo es ihm nicht an mancher geistigen
regung fehlte. Wegen seiner bedeutsamen theologischen Bildung wurde er
rselbst nach wenigen Jahren zum Assessor des reformirten Landesconsistoriums
nannt. Bald darauf kam er als Pfarrer nach Obermoschel, wo er alle die
chrecken des französischen Einfalles unter Turenne und nachher des sog.
eunionskrieges durchmachte. Auch in Kusel wirkte er einige Zeit; die Nähe
s französischen Intendanten, welcher in Homburg residirte und sich alle mög-
chen Bedrückungen der Bewohner erlaubte, vertrieb ihn aber auch bald von
er. Ein neuer Wirkungskreis that sich S. auf in Meisenheim zu Anfang der
chtziger Jahre. Diese am nördlichsten liegende Stadt des Herzogthums Zwei-
rücken war bislang in genannten Kriegswirren von den französischen Bedrängern
rschont geblieben. Als jedoch am 8. Mai 1686 auf Befehl des Intendanten
la Goupilliere die Jesuiten als die königlich französischen Missionäre in die
auern dieser Stadt einzogen, waren schlimme Zeiten für dieselbe gekommen.
ie Jünger Loyola's entblödeten sich nicht in ihrem fanatischen Bekehrungseifer,
die Gottesdienste der Reformirten einzudringen und nach der Predigt öffentlich
lerlei Controversreden zu halten. S. ließ sich in seinem Freimuthe jedoch
cht einschüchtern und verkündigte weiter die evangelische Wahrheit. Als er
er eines Tages in einer Predigt über Jer. 6, 16 auch der Päpste gedachte,

welche, wie allgemein bekannt sei, ein ruchloses Leben geführt haben, so verklagten ihn die Jesuiten bei dem französischen Intendanten bald nach dieser Predigt. Man nahm ihn hierauf gefangen, verhörte in parteiischer Weise nur Gegner, und schleppte ihn endlich, ohne ihn verurtheilt zu haben, auf die Feste Landsberg. Noch einmal wurde er, nach seiner Rückkehr, gefänglich eingezogen, weil er das Kind einer gemischten Ehe auf Wunsch der Eltern zu taufen sich unterfangen hatte. Er wurde um 100 Thaler gestraft und mußte vor dem Altar der römischen Klosterkirche zu Meisenheim Abbitte thun. Von da an war seine Wirksamkeit hierselbst sehr großen Gefahren ausgesetzt. Mit dem Amtsvorsteher Dr. Weidner unternahm er zum Besten der so sehr bedrängten Kirchengemeinden des Zweibrücker Landes eine Collectenreise in die Kurpfalz, ins Ysenburgische und nach Holland. Das Jahr 1690 brachte ihm endlich Erlösung aus seiner drückenden Lage in Meisenheim durch die Berufung an die kleine reformirte Gemeinde in der Reichsstadt Wetzlar, wo er in ungetrübter Ruhe die letzten 16 Jahre seines Lebens mit seinem Amte und der Schriftstellerei beschäftigt zubrachte.

S. hat nicht bloß mehrere englische Erbauungsschriften, als: Jeremiah Dyken's Gutes Gewissen; Jacob Borst's Esau; Thomas Sorcold's Fleiß und Gebet der Heiligen; eines Ungenannten verfallenes Christenthum und dessen Ursache, Frankfurt 1663 ins Deutsche übersetzt, sondern auch selbst mehrere Werke geschrieben, welche bei seinen Zeitgenossen sehr geschätzt waren. Es sind dieses: „Mediationes subitaneae"; „Otium theologicum practicum oder sonntägliche evangelische Erquickungsstunden"; besonders aber sein der allgemeinen Wissenschaft angehörendes Werk: „Zwofache Seule Philologischer Curiositäten" Frankfurt 1678, 4°.

Jöcher IV. — J. Chr. Salbach von dem Unterzeichneten im Duisburg. Sonntagsbl. 1882, Nr. 44, 45, 46. — Heinz, Alexanderskirche zu Zweibrücken. — Haigerer Kirchenacten. — Presbyt. Protokollbuch Bd. II der evang. Gem. zu Meisenheim. — Pfälz. Memorabile, Th. VIII.

Cuno.

Salchli, ein seit 1603 in Zofingen (Aargau) ansässiges und seit 1731 auch in Lausanne eingebürgertes Geschlecht, aus welchem 170 Jahre lang eine fortlaufende Reihe evangelischer Theologen hervorgegangen ist. Von den für in Betracht kommenden haben die vier nachbenannten zu ihrer Zeit durch wissenschaftliche oder dichterische Bestrebungen sich hervorgethan.

Johann Rudolf S., geboren am 30. October 1688 (nicht 1686) zu Eggiwil im oberen Emmenthale (Kanton Bern), der zweite von vier Söhnen des dortigen Pfarrers Joh. Rud. S. und der Barbara geb. Dolosea von Bern, durchlief, von seinem Vater dazu vorbereitet, seit 1702 die verschiedenen Abtheilungen der Berner Akademie und bildete sich hier unter Lehrern wie Sam. Haller, Joh. Friedr. Benoit und Joh. Rud. Rudolf (s. A. D. B. XXIX, 351 und 776). Seine schon damals sich äußernde Vorliebe für die griechische und die morgenländischen Sprachen bewährte er auch auf einer 1713 unternommenen Studienreise, die ihn nach Frankreich, Holland und Deutschland führte. In Utrecht, wo er über ein Jahr verweilte, hörte er die Professoren Noell und Reland und trieb daneben noch Syrisch bei dem Orientalisten Karl Schaaf und Hebräisch bei gelehrten Rabbinern. 1715 nach Bern zurückgekehrt, vertheidigte er vor seiner Aufnahme ins Predigtamt eine im nämlichen Jahre gedruckte Abhandlung über Hosea IV, 12: „*Εἰδωλομανία καὶ Ῥαβδομαντεία* Ars christiana" (60 S. 4°) und erhielt 1716 von der Regierung die Feldpredigerstelle bei dem in kaiserlichen Diensten stehenden Schweizerregimente Tillier, dessen Garnisonsort Freiburg i. Br. war. Er blieb hier bis zur Abdankung des

mentes (1717), legte dann zweimal Proben für erledigte akademische Lehr- in Bern und Lausanne ab und erlangte 1720 als Nachfolger Joh. Heinr. gier's (s. A. D. B. XXIX, 758 f.) die Professur der griechischen Sprache der Sittenlehre an der Berner Akademie, bekleidete 1728—30 das Rectorat, de 1735 Professor der hebräischen Sprache und der Katechetik und, bereits Krankheit heimgesucht, 1745 der Streittheologie und starb in einem Alter erst 58 Jahren am 2. Juni 1746 an der Wassersucht. Mit einer geb. Brasenried vermählt, hinterließ er eine einzige Tochter. — Salchli's fleißige sorgfältige Lehrthätigkeit hat seinerzeit die dankbare Anerkennung seiner üler gefunden und zur damaligen Blüthe der Akademie nicht wenig beige- en. Ein tüchtiger Exegel und Kenner der biblischen Alterthümer, hat er vorzugsweise nach diesen zwei Richtungen hin schriftstellerisch versucht. Außer hierher gehörigen Abhandlungen in der „Tempe Helvetica" sind von ihm ende bezügliche Einzelschriften im Druck erschienen: „Dissertatio in Hebr. 1: Quomodo et quo sensu Salvator noster Jesus Christus Paulo dicatur ἀπόστολος καὶ ἀρχιερεὺς τῆς ὁμολογίας ἡμῶν" (1722; wiederholt in Hase und K. Iken's „Thesaurus novus theol.-philologicus", 1732); „Oratio guralis de facillima methodo docendi et discendi linguam Hebraicam" 35); „Dissertatio philol.-critica de initiatione puellarum Hebræarum in us Dei" (1741) und „Observationes variæ in varia Veteris et Novi Testa- ti loca, potissimum ex Pindaro desumptæ" (1745), sein Hauptwerk, das kurze Zeit vor seinem Tode die Presse verließ. — Sein theologischer ndpunkt war der etwas einseitige eines entschiedenen Festhaltens an der egger'schen Lehrformel. Gleich der Berner Regierung widerstrebte er einer chaffung oder Milderung derselben, weil er darin eine Gefahr für den refor- ten Glauben sah, und scheute sich nicht, seine theologischen Gegner als ßische Neuerer" (clericanos novatores) zu bezeichnen. Seine Ueberzeugung ndarte er in den „Stricturæ et Observationes in . . Christophori Matthæi ßii . . . Dissertationem histor.-theologicam de Formula Consensus Helve- " (1723; 60 S. 4°), reizte aber dadurch den streitbaren Hamburger astian Edzardus (s. A. D. B. V, 652) zu einer unter dem Namen Daniel ling herausgegebenen scharfen Erwiderung: „Hypomnemata ad J. R. Salchlini cturas et Observationes" (1735). Der Angegriffene gedachte zu antworten schrieb eine „Apologia pro Observationibus suis de Formula Consensus ra Dan. Snitlingium", die aber, wie drei andere zum Theil polemische Ab- dlungen, nicht zum Drucke gelangt ist. In deutscher Sprache veröffentlichte r drei bei öffentlichen Schulfeierlichkeiten gehaltene Reden (1731), in denen aus der Religionsgeschichte aller Zeiten nachzuweisen suchte, daß die hrheit nie verborgen gewesen sei, daß man aber nach derselben nicht ver- zt habe.

Tempe Helvetica, Tom. II., Sect. II. (1736), S. 334 f. — J. J. Moser, Beytrag zu e. Lexico der jetztlebenden Theologen, 2. Thl. (1741), S. 917. — Zedler's Universal-Lexicon, 33. Bd. (1742), Sp. 857. — Museum Helve- icum, Tom. I., Partic. IV. (1747), S. 641—644; Auszug daraus in: Beyträge zu den Actis histor.-ecclesiasticis, 1. Thl. (1747), S. 445—447. — J. G. W. Dunkel, Histor.-Critische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten, 4. Thl. (1760), S. 846 f. — Leu, Helvet. Lexicon, XVI. Thl. (1760), S. 25 f.; Holzhalb's Supplement, V. Thl. (1791), S. 252. — Hirsching, Histor.-litterar. Handbuch, 10. Bd., 2. Abthl. (1808), S. 70 f. — J. J. Frikart, Tobinium litteratum, 1809 (Mscr. der Zofinger Stadtbibliothek), S. 59—62. — (Derselbe,) Tobinium ecclesiasticum (1824), S. 181. — D. S. Fr. Schärer, Geschichte der öffentl. Unterrichts-Anstalten des deutschen

Theils des ehemal. Kantons Bern, Bern 1829, S. 205—207. — M. Sd
Die Thaten und Sitten der Eidgenossen, 4. Bdes. 1. Abthl., 3. Aufl.,
1845, S. 579 f.

Johann Jakob S., dritter Sohn des Pfarrers Joh. Rud. S. und für
Bruder des Vorigen, am 15. October 1694 zu Eggiwil getauft — der
burtstag war nicht zu ermitteln —, erhielt die erste gelehrte Vorbildung da
besuchte seit 1706 die Akademie in Bern, wo er sich nach dem Beispiele
Vaters neben der Theologie im engeren Sinne vornehmlich der griechischen
hebräischen Sprache widmete, und vollendete seine Studien in Straßburg
der Leitung des bekannten Philologen J. H. Lederlin. Nach Bern zurückge
wurde er dort am 10. Februar 1721 ordinirt und am 19. Juni 1724 mit
Helferamte (Diakonat) an der Nideggkirche betraut. Von dieser Stelle beför
ihn die Regierung am 22. August 1726 zum Professor der Theologie an
Lausanner Akademie, theils seiner vielversprechenden Kenntnisse wegen, theil
der Hoffnung, daß er als entschiedener Anhänger der Staatstheologie der
sinnigen, der helvetischen Einigungsformel abholden Richtung der Akademie,
den deistischen Regungen der gebildeten Einwohner und dem aufkomme
Sectenwesen durch Lehre und Predigt erfolgreich entgegenarbeiten werde. D
Erwartungen hat er nicht nur in seiner akademischen und geistlichen Wirksa
entsprochen — außer natürlicher Begabung und gründlicher Bildung kamen
dabei noch äußere Vorzüge zu statten —, sondern er ist auch als gesch
und maßvoller Vertheidiger des auf die Bibel gegründeten Glaubens sch
stellerisch hervorgetreten: zunächst in den „Trois Discours: le premier s
nature et les sources des différens sentimens, qui se sont élevés dans l'
chrétienne; le second sur la réunion de l'église chrêtienne; le troisièm
la tolérance“ (1737; 9 Bll., 241 S. 8°). Von diesen drei Abhandlunge
schäftigen sich die beiden ersten mit den religiösen Spaltungen in der christ
Kirche und mit den zu ihrer Beseitigung geeigneten Mitteln. Nach des
fassers Ansicht haben alle Secten ihre Quelle in der Verderbniß des mensch
Herzens: in dem Dünkel und der allzu großen Freiheit, die man sich
Schrift gegenüber erlaubt. Die Ungläubigen schreiben diese Spaltungen
Dunkelheit der heiligen Bücher zu, — die ganze Schuld liegt jedoch an
Menschen selbst; denn die Güte Gottes läßt nicht annehmen, daß er un
Heilswahrheiten in einer dunklen Form und in zweideutigen Worten habe
baren wollen. — Im ersten Theile der 3. Abhandlung wird das Wesen
die Nothwendigkeit der Toleranz dargelegt. Diese besteht in der Gewissensfr
wonach jeder glauben darf, was er will, und diejenige Religion annehmen
welche ihm für sein Heil am besten scheint, ohne daß er irgendwie verfolgt
beleidigt werde, sofern er nur die Gesellschaft nicht beunruhigt. Der
Theil handelt von den Vorsichtsmaßregeln, die man gegen eine Ausartun
Toleranz in zügellose Freiheit ergreifen muß, weil sonst arge, die Kirche
wirrende Ketzereien in diese eindringen. Es ist nothwendig, daß man
Religion gestattet, welche das Laster gewähren läßt, keine, welche die öffen
Sicherheit und besonders diejenige des obersten Regenten (souverain) gefä
und man muß die Toleranz gegenüber denen beschränken, welche sich zu
lichen Lehrern aufwerfen, ohne dazu berufen zu sein. Die Toleranz wird
vom Verfasser mit einigen Einschränkungen gebilligt; der Gedanke, daß
Mensch ein Recht auf dieselbe habe, tritt jedoch in der Abhandlung nicht
vor. — Einer anderen Schrift ähnlichen Inhaltes oder eigentlich der
Auflage eines älteren Buches: „Recueil des dernières heures de MM. de
nay du Plessis, Gigord, Rivet, du Moulin, Drelincourt et Fabri“ (1
das dem Unglauben gegenüber den erbaulichen Tod einiger wahren Ch

schildert und Andere zur Nacheiferung ihrer Tugenden anfeuern soll, indem es das Verlangen nach einem gleichen Ende in ihnen erweckt, hat der Verfasser einen ausführlichen, 91 Seiten enthaltenden „Discours préliminaire sur l'utilité de cet ouvrage et sur le fondement de notre salut et de nos espérances dans la vie et dans la mort" vorangestellt. Er will hier in großen Zügen die Wahrheit des Christenthums und den Irrthum derjenigen Religionen nachweisen, welche behaupten, daß sie zum Heile führen, wenn sie sich einzig auf die guten Werke oder das unendliche Erbarmen Gottes verlassen. — Die übrigen Schriften Salchli's sind gelehrter und erbaulicher Art: eine Trauerrede (Oratio funebris) auf den Tod seines Collegen David Constant in Lausanne (1733; im „Museum Helveticum", Bd. 1, als „Vita Davidis Constantii" mit einigen Anmerkungen wiederholt), mehrere exegetische Abhandlungen über alttestamentliche Schriftstellen, sechs Dissertationen „über geistliche Seelsorge" (1746—50), zwei akademische, in der „Biga prælectionum" (1748; 104 S. 4°) vereinigte Reden, eine Sammlung „Predigten über verschiedene Texte H. Schrift, gehalten in dem großen Münster zu Bern" (2 Thle., 1752—56) und „Drey öffentlich gehaltene Reden" (1757) von moralischer Färbung. Eine lateinische Uebersetzung von Aben Ezra's „Kommentar zur Genesis" ist, entgegen der Angabe mehrerer Quellen, nur Handschrift geblieben und eine französische Druckschrift: „Apologie de l'histoire du peuple juif" (1770), die ihm Leu (s. u.) zuschreibt, nicht von ihm, sondern von seinem Sohne Johann (s. d.) verfaßt. — Was die spätere Zeit seines Lebens betrifft, so versah er in Lausanne neben seinem Amte auch noch einige Jahre die Stelle eines Büchercensors, und im December 1731 schenkte die gedankte Stadt ihm und seinen Nachkommen das Bürgerrecht. Trotzdem folgte er am 20. November 1747 einem Rufe als Professor der didaktischen Theologie an der Berner Akademie. Er begann seine Lehrthätigkeit daselbst am 26. Februar 1748, bekleidete von 1753—56 das Rectorat und starb, beinahe 80jährig, am 9. Mai 1774. Drei Söhne und zwei Töchter überlebten ihn. Von jenen schlugen die beiden älteren (s. u.) die geistliche Laufbahn ein; der jüngste widmete sich dem Handelsstande.

Tempe Helvetica, Tom. I., Sect. IV. (1737), S. 608. — Moser, Beytrag. 2. Thl. (1741), S. 916 f. — Leu, Helvet. Lexicon, XVI. Thl. (1760), S. 26 f.; Holzhalb's Supplement, V. Thl. (1791), S. 252. — J. J. Frikart, Tobinium litteratum, 1809, S. 63—65. — Meusel, Lexikon, XII. Bd. (1812), S. 21 f. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, 1812, S. 451. — (J. J. Frikart,) Tobinium ecclesiasticum, 1824, S. 181 f. — G. S. Fr. Schärer, Geschichte der öffentlichen Unterrichts-Anstalten u. s. w., 1829, S. 208. — A. Gindroz, Histoire de l'instruction dans le Pays de Vaud, Lausanne 1853, p. 380 s. — A. Vuilleumier, Les Apologistes vaudois au XVIIIe siècle, ibid. 1876, p. 34—37. — A. de Montet, Dictionnaire biographique des Genevois et des Vaudois, tom. II., ibid. 1878, p. 441 s. — Ein Bildniß Salchli's (Oelgemälde) ist in der Zofinger Stadtbibliothek.

Johann S., der ältere Sohn des Vorigen, 1724 wahrscheinlich in Bern, ist aber, wie eine Quelle angibt, in Zofingen geboren, war erst zwei Jahre alt, als sein Vater die Professur der Theologie in Lausanne übernahm. Hier ist zuerst von diesem unterrichtet, ward er im November 1737 aus der ersten (ersten) Klasse des „Collége" in die untere Abtheilung der Akademie, die sog. Quarta, befördert. Die Acten führen ihn als den Letzten jener Classe an und bezeichnen ihn als „Honorarius", was ohne Zweifel sagen will, daß er als Gerne oder Zuhörer mit der Absicht, die Beförderungsprüfungen zu machen, in die Classe eingetreten war und deshalb keinen bestimmten Rang hatte. Seit-

dem besuchte er die Akademie und ging 1740 in die philosophische und in die theologische Abtheilung derselben über. 1749 wurde er zur Wei das geistliche Amt (l'imposition des mains) zugelassen, empfing diese jedoch besonderen Gründen" (ob rationes sibi privas) erst zwei Jahre später. scheint, befand er sich damals in Bern, wo sein Vater zu Anfang 1748 den stuhl der didaktischen Theologie erhalten hatte; sicher verweilte er di Januar 1751 und zwar als einfacher Candidat für die Weihe („S. M. C nicht „V. D. M."), als der Berner akademische Senat ihn einlud, Wiederbesetzung der durch Abraham Ruchat's Tod († 1750) erledigten theologischen Professur in Lausanne mit 15 anderen Bewerbern die vorgesch Proben abzulegen. Obwol der jüngste von allen und noch nicht einmal trug er doch den Sieg davon, vertauschte aber unter Vermittelung seines am 6. März des gleichen Jahres den theologischen Lehrstuhl, welchen Secretan erhielt, gegen die Anwartschaft auf den hebräischen und katech welchen der greise George Polier inne hatte. Diese Anordnung erlaub sich noch einige Jahre auf auswärtige Hochschulen zu begeben, nachdem er noch (Mai 1751) in Lausanne die Weihe empfangen hatte. Als e dorthin zurückgekehrt war, erfolgte am 26. April seine Ernennung zum vertreter Polier's und am 15. September seine förmliche Einsetzung als Amtsnachfolger (suffragant successif). Nach Polier's Tode (23. October trat er als wirklicher Professor unmittelbar an dessen Stelle und lehrte über 47 Jahre an der Akademie. Neben der Theologie las er auch über Geschichte, wie es früher bereits J. B. Plantin, Daniel Pavillar Lehrer des englischen Historikers Gibbon, und Durand gethan hatten. öffentlichen, nichtakademischen Vorlesungen fanden Beifall, weil er origi erzählen wußte und seinen Vortrag durch eingestreute Anekdoten wür Als Schriftsteller hat er sich, dem Vorgange seines Vaters folgend, außer gelehrten „Specimen arabicum seu Analysis grammatica et Notae in S duodecimam, in qua Josephi Patriarchae historia traditur" (1742) dur für gebildete Leser bestimmte apologetische Werke in französischer Spra kannt gemacht. Zu dem einen, den „Lettres sur le Déisme" (Tom. I., VII und 412 S. 8°), bewogen ihn nach der Vorrede „die fortwährend strengungen der Deisten, die Religion zu zerstören, ihre Fortschritte, der die Gründe davon und ihre Kunstgriffe aufzudecken, endlich sein durch ei merksame Prüfung ihrer Ansichten und der christlichen Wahrheiten be Widerwille gegen so wenig philosophische und tröstliche Meinungen". „Deisten" versteht er alle Diejenigen, welche die Gottlichkeit der Offen angreifen. Ihr Versuch, die Offenbarung umzustoßen, ist vielleicht der n lichste und verwegenste, den der menschliche Geist geboren hat. Gleich der Zweck erreicht und der Deismus die moderne Religion geworden: ist mit den Werken der Deisten überschwemmt, und ihre Parteigänger in einem Zeitraume von 80 Jahren mehr Abtrünnige gemacht, als jene Apostel und die ersten Väter der Kirche. Um nun in den Geist dieser einzuführen, gibt der Verfasser zunächst einen Abriß des Lebens der berüh Deisten, eines Collins, Tindal, Woolston u. a., handelt dann von den U des zunehmenden Unglaubens, die ihm in der Unwissenheit, in den leicht Urtheilen und in der Sorglosigkeit bei der Prüfung der religiösen Ver liegen scheinen, und bespricht, damit die Schwäche der deistischen Angriffe kla in mehreren Briefen die von dem Marquis d'Argens in seiner „Philoso gesunden Menschenverstandes" vorgebrachten Zweifel. Die Gründe jene Ansichten und Sophismen sieht er in der Mißachtung der Kritik und Oberflächlichkeit der philosophischen Studien. Eine zweite ähnliche

„Apologie de l'histoire du peuple juif suivant les auteurs sacrés, ou examen du chapitre premier des Mélanges de littérature, d'histoire et de philosophie de M. de Voltaire. Avec quelques lettres sur les causes de l'incrédulité" (1770; VIII und 371 S. 8°), bekämpft in sieben Briefen zunächst die durch Voltaire's Buch erregten Zweifel und die darin enthaltenen verderblichen Meinungen über die Religion. Indem S. dieselben prüft, um ihren schlimmen Wirkungen zu begegnen, widerlegt er zugleich die Irrthümer des französischen Philosophen und macht auf dessen Geschicklichkeit aufmerksam, Einzelheiten zu übergehen und gewisse Thatsachen zu verbinden, um einen Schein des Lächerlichen über die biblischen Berichte zu verbreiten, wobei er sich stelle, als komme es ihm nur auf die Wahrheit an. Als Anhang und gleichsam als zweiter Theil folgen „Briefe über den Deismus" folgen dann noch fünf „Briefe über einige Ursachen des Unglaubens", in welchen zu den schon oben genannten Triebfedern noch die Verachtung der Theologie, die Sittenlosigkeit, die zu weitgetriebene religiöse Duldung und die abgeschmackten Zänkereien der Geistlichen hinzugefügt werden. Der Ton dieser Briefe ist lebhaft, aber würdig und ernst, hin und wieder auch etwas ironisch. — S. hatte sich mit einer geb. de Saussure von Nyon vermählt; doch blieb die Ehe kinderlos. Am 18. Januar 1807 (nicht 1808) ist er gestorben.

(B. F. de Zurlauben,) Tableaux de la Suisse, IIe éd., tom. VIIe, Paris 1784, p. 135. — Meusel, Gel. Teutschland, VII. Bd. (1798), S. 14; XX. Bd. (1825), S. 19. — J. J. Frikart, Tobinium litteratum, 1809, S. 66. — Meusel, Lexikon, XII. Bd. (1812), S. 21. — (J. J. Frikart,) Tobinium ecclesiasticum (1824), S. 182 f. — (Derselbe,) Tobinium genealogicum, 2. Bd., 1828, S. 73. — A. Gindroz, Histoire de l'instruction dans le Pays de Vaud, 1853, p. 136, 155, 173, 185, 254, 381 et suiv. — L. Vuilleumier, Les Apologistes vaudois, 1876, p. 55—62. — A. de Montet, Dictionnaire biographique des Genevois et des Vaudois, tom. II., 1878, p. 441 et suiv. — C. Schauenberg-Olt, Die Stammregister der bürgerlichen Geschlechter der Stadt Zofingen, 1884, S. 294. — Sämmtliche Quellen geben über Salchli's Leben nur dürftige Auskunft. Sichere actenmäßige Kunde verdanke ich der zuvorkommenden Güte des Herrn Prof. H. Vuilleumier in Lausanne, einzelne gefl. Mittheilungen Herrn Oberbibliothekar Dr. E. Blösch in Bern.

Emanuel Rudolf Nikolaus S., der jüngere Bruder des Vorigen, ein in den Litteraturgeschichten übersehener Dichter in französischer Sprache, am 4. Mai 1740 in Lausanne geboren und am folgenden 22. Mai getauft, verlebte die ersten Jahre seiner Kindheit in dieser Stadt und besuchte zunächst die niedrige Vorschule der Akademie, das „Collége", wo er im Mai 1747 aus der 6. Classe in die 5. aufstieg und schon im Herbst desselben Jahres mit einem Preis für Wohlverhalten („prix de sagesse") in die 4. Classe versetzt wurde. Als sein Vater zu Anfang 1748 als Professor nach Bern übersiedelte, folgte er ihm dahin, um auch wohl hier wieder in die untere Schule einzutreten, die er seit 1754 mit der oberen, der Akademie, vertauschte. Zuletzt vollendete er seine theologischen Studien auf auswärtigen Hochschulen und empfing, nach Bern zurückgekehrt, am 7. Juli 1766 die Ordination und zwar mit dem Beförderungsrang von 1764, weil er damals auf Reisen gewesen war. 1773 als Lehrer am Schullehrerseminar angestellt und wegen seines anregenden Unterrichtes bald beliebt, disputirte er am 25. August 1774 für den akademischen Lehrstuhl der Moraltheologie, der nach dem Tode seines Vaters (s. o.) durch die Ernennung seines ehemaligen Professors Joh. Stapfer zum didaktischen erledigt war, ferner auch für denjenigen der Eloquenz in Lausanne und überhaupt im ganzen sechs-

mal, wobei er sich das Lob vielseitiger Kenntnisse und einer tüchtigen philo
und theologischen Bildung erwarb. Ohne jedoch zu einer Professur ge
sein, übernahm er am 26. Juni 1775 das Pfarramt in Stettlen, trat di
nach den dortigen Kirchenacten erst 1777 an, wie es im altbernischen
manchmal vorzukommen pflegte. Von seinem neuen Wohnorte aus u
er, ein Bewunderer seiner schönen Heimath, vielfache Wanderungen
Alpen und in die anmuthigen Gegenden des Vorlandes und gewann
reiche, später in seinen Gedichten niedergelegte Eindrücke. Daneben w
sich in seinen Mußestunden den Wissenschaften und beschäftigte sich vorneh
die Philosophie, seitdem er auf einem Ausfluge zwischen Unterseen un
brunnen dem ehemaligen französischen Staatsminister v. Malesherbes
war, dessen reifes Urtheil und theilnehmendes Verständniß der menschlich
einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Er dachte wohl an
stellung seiner von Leibnitz' Optimismus ausgehenden philosophisch
forschungen, fürchtete aber die Eingriffe der staatlichen Censur und wäh
statt der gefährlicheren Prosa die unverfänglichere dichterische Form
der deutschen die französische Sprache, „welche er schon in seiner erste
eifrig betrieben hatte". So entstand das Lehrgedicht in Stanzen und ze
Versen: „Les Causes finales et la Direction du Mal, poëme philoso
quatre chants" (1784; XLVI und 186 S. 8°), ein Versuch zu zeigen,
in der Weltordnung unvermeidliche Uebel unter der Leitung der Vors
allgemeine Vervollkommnung, das Wohl der Gesellschaft überhaupt
Einzelnen, zum Zwecke habe. Diesen Zweck beweist der Verfasser im
fange, während er in den beiden folgenden darlegt, daß das metaphysi
sische und moralische Uebel diesen Zweck befördert, und im letzten hiera
lische Folgerungen zieht. Dem Gedichte blieb der Beifall nicht aus;
war einsichtig genug, dem Urtheile der „Allgemeinen deutschen B
(Bd. 67 von 1786, S. 146—148) beizustimmen, welche zwar den
schen Inhalt gelten ließ, jedoch bemerkte, daß es „der Schreibart an
lichem Feuer, an dem, was vorzüglich den Dichter ausmache, an
Bildern und Vergleichungen, fehle"; und erst nach eingehender Bes
mit französischer Sprache und Verskunst vollendete er ein zweites größ
Herrn v. Malesherbes dankbar zugeeignetes Lehrgedicht: „Le Mal, poë
sophique en quatre chants. Suivi de Remarques et de Dissertations
au sujet" (LIV und 448 S. gr. 8°, mit einem Titelkupfer). 1789
und 1790 in Paris gedruckt, erschien es 1813 zu Lausanne in eine
vom Verfasser durchgesehenen, verbesserten und vermehrten Auflage"
271 S. 8°), in der die Zahl der Gesänge auf neun gestiegen ist,
die vielen, oft zu förmlichen Abhandlungen erweiterten Anmerkungen
ersten Ausgaben weggeblieben sind; dagegen enthalten alle drei Aus
ausführliches Vorwort (discours préliminaire) und genaue Inhaltsan
Ganzen und der einzelnen Gesänge. Des Dichters Absicht drückt die
strophe aus:

„J'offre aux esprits pensants des vérités frappantes:
Contemplant la douleur dans ses fins consolantes.
Et des plus grands fléaux admirant les effets,
J'entreprends de chanter le Mal et ses bienfaits."

Mit anderen Worten: Die Grundgedanken sind die nämlichen
ersten Lehrgedichte, aber die Ausführung ist eine vollständig neue und
maß — Alexandriner zu vierzeiligen Strophen (quatrains) verbund
geeigneteres. An dichterischem Feuer mangelt es hier nicht, und vort
lungen sind namentlich die Schilderungen von Natur und Bevöl

...izerlandes. Das Gedicht ſchließt mit dem Weltuntergange, nach welchem ...ne, vollkommenere Welt entſtehen wird. In dieſer werden ſich die tugend... Menſchen, Heiden und Chriſten, zu einem glückſeligen Leben zuſammen... Sokrates, Plato, Seneca, Marc-Aurel, Fénélon und Albrecht v. Haller ...egnen. Den Letzteren feiert das Gedicht alſo:

„Quel bonheur de revoir celui, dont le génie,
Dans de sublimes chants pleins de force et de vie
Peignant de nos bergers les vertus et les jeux,
Des Alpes célébra l'aspect majestueux,
Dont les brillants sommets, symboles de sa gloire,
A tous ces voyageurs rappellent sa mémoire,
Qui sur ces hauts rochers, en répétant ses vers,
Vont rendre un humble hommage au Dieu de l'Univers.
Son esprit, qui jadis dévoila la nature,
Qui de tous ses ressorts décrivit la structure,
Maintenant dans les cieux déployant sa vigueur,
Embrasse le grand Tout et chante son auteur“

...ieſem Lehrgedichte hat S. nachher noch zwei andere folgen laſſen, nämlich: ...ique de l'Univers ou la philosophie des voyages autour du monde. ...divisé en six parties“ (1799; XXIX und 262 S. 16°, mit einem Titel... in welchem er eine Ueberſicht der Erde und ihrer Bewohner gibt, die ...inſten und wichtigſten Ergebniſſe darlegt, welche der philoſophiſche Geiſt ...n Berichten berühmter Reiſender ziehen kann, deren Wichtigkeit zeigt und ...ker und ihre Schickſale, ferner Wohl und Wehe unter dem wahren Ge... ...nkt betrachten lehrt, — und das „Tableau critique des poëtes français ...s célèbres, depuis François I. jusqu'à nos jours. Suivi d'un Épître sur ...me des Jardins de l'Abbé Delille“ (1814; 184 S. 8°). — Aber auch ...politiſchen Dichtung hat er ſich verſucht. Er feierte Joſeph II. und deſſen ...Verſuche, zur Neubildung ſeines Staates in einer „Ode sur les Réformes ...pereur“ (1785); er begrüßte den Einmarſch der Neufranken in Bern ...e Umgeſtaltung der ſchweizeriſchen Verhältniſſe als den Anbruch einer ... Zeit in einer dem General Brune gewidmeten „Hymne aux Français, ...ée quelques heures avant leur entrée victorieuse dans cette Ville“ ...ärz 1798) und in einer „Hymne aux Suisses. Consacrée au Corps ...if de l'Helvétie. Publiée quelques jours après que tous les cantons ...accepté la constitution de la République une et indivisible“ (1798). End... ...öffentlichte er außer kleineren Gedichten und Beiträgen in dem zu Brüſſel ...en „Esprit des Journaux français et étrangers“ noch die „Amusemens ...es d'un aveugle, par l'auteur de l'Optique de l'Univers“ (1801; ...16°), ſieben an verſchiedene Perſonen gerichtete poetiſche Epiſteln, deren ...chon an das traurige, den Verfaſſer heimſuchende und mit gänzlicher Er... ...g endende Leiden erinnert. Bereits 1791 mußte er deswegen einen Vicar ...ihilfe ins Haus nehmen, verſah aber gleichwol, einer alten Neigung ..., ſeit dem gleichen Jahre noch die Stelle eines Profeſſors am politiſchen ...t, einer Bildungsanſtalt für Jünglinge der beſſeren Stände, und lehrte ...is 1794 allgemeine (griechiſche und römiſche) Geſchichte. Abwechſelnd ...t ihn während dieſer Zeit eine ſeiner beiden Töchter nach dem Hörſaale ...loſter“ (dem Schulgebäude in Bern) und dann wieder nach ſeinem eine ...tunde entfernten Dorfe zurück. 1804 verzichtete er auf das Pfarramt in ..., übernahm aber dafür im Februar 1807 dasjenige in Bätterkinden. ...erlor er am 15. Juli 1812 ſeine Gattin Johanna Margaritha geb. ...bach, die Tochter des Berner und ſpäteren Marburger Profeſſors Daniel ...bach, und folgte ihr am 5. Mai 1817 im Tode nach. Die Beerdigung

fand erſt am 10. Mai ſtatt, wol deshalb, damit nahe Verwandte –
Tochter hatte ſich nach Paris verheirathet — noch rechtzeitig eintreffe
Mit ihm erloſch der eine Zweig des Geſchlechtes im Mannsſtamme.

Holzhalb, Supplement zu Leu's Helvet. Lexicon, V. Thl. (179
— Meuſel, Gel. Teutſchland, VII. Bd. (1798), S. 13 f.; X. B
S. 534. — J. J. Frikart, Tobinium litteratum, 1809, S. 67 f. —
Nekrolog denkwürdiger Schweizer, 1812, S. 451. — (J. J. Frikar
ecclesiasticum (1824), S. 182 f. — (Derſelbe), Tobin. genealogicu
1828, S. 67 f. — G. Fr. L. Lohner, Die reformirten Kirchen
Vorſteher im eidgen. Freiſtaate Bern, Thun (1864), S. 142 u
Der Unterzeichnete in der „Argovia", XII. Bd., Aarau 1881, S. 58
G. Schauenberg-Ott, Die Stammregiſter der bürgerl. Geſchlechter
Zofingen, Zofingen 1884, S. 294. — Vgl. auch: Schärer, Ge
Unterrichts-Anſtalten u. ſ. w., 1829, S. 277 f. und Berner Tasch
das Jahr 1853. Hrsg. von Ludw. Lauterburg. 2. Jahrg. Be
S. 150—153. — Dazu freundlich geſpendete lebensgeſchichtliche Mi
der Herren: Prof. H. Vuilleumier und Staatsarchivar A. de G
Lauſanne, Oberbibliothekar Dr. E. Blöſch in Bern, Pfarrer v.
in Stettlen und Pfarrer Steck in Bätterkinden. — Ein Bildni
(in Oel) aus dem Nachlaſſe eines ſeiner dankbaren Schüler,
v. Dachſelhofer auf Schloß Utzigen, bewahrt deſſen Neffe, der gen
v. Wattenwyl.

A. Sch

Salchmann: Friedrich S. (fälſchlich Salichmann, Seli
Badeſchriftſteller des 17. Jahrhunderts und einer der tüchtigſten
Landpfarrer aller Zeiten. Er war „aus Braunſchweig" gebürtig
möglicherweiſe ſchon zu der Zeit, da Chriſtian von Braunſchweig (ſ.
IV, 677) Biſchof von Halberſtadt war, Prediger in dem anſehnli
Hornhauſen bei Oſchersleben im Bisthume Halberſtadt. Die A
welche ſeine geiſtliche Thätigkeit als Badeprediger nicht bloß bei v
niſchen Dichtern, z. B. dem Vater von Leibniz, ſondern auch bei
Fürſten fand, ſcheint ihn wohlhabend gemacht zu haben, ſo daß
Anſcheine nach nicht einmal kinderloſe Gattin den von ihm angeleg
lichen Schäfergarten fünf Jahre nach ſeinem Tode der Pfarre ſchen
ſcheint er auch den Anſtrengungen erlegen zu ſein, die er während
Zeit des Bades gemacht hatte: denn er ſtarb gegen Ende des Ja
alſo muthmaßlich faſt gleichzeitig mit dem bald zu erwähnende
Finckelthauß. Möglicherweiſe erreichten beide kaum ein Alter von
Das ganze Bad Hornhauſen im dreißigjährigen Kriege erſcheint wi
anſtaltung Salchmann's, um auch in Norddeutſchland die Wunden un
jener Tage zu heilen. Es war noch in der Zeit der Angſt und
von denen Paul Gerhard in dem Liede „Nun laßt uns gehn und
Feier des weſtfäliſchen Friedens ſpricht. Salchmann's großes Pfarr
zwei Drittheilen wüſt. Da fanden am 5. März 1646 zuerſt eini
einen neuentſtandenen Erdfall, deſſen Waſſer alsbald für heilkräftig g
dann noch mehrere Heilquellen hervortraten. Die augenblicklichen
des Krieges machten den Ort für die Proteſtanten von allen Seiten
und ſo erlangte Hornhauſen 1646 einen Zulauf, wie ihn ſelbſt „das
bis dahin nicht gehabt hatte. Allein ſo wie bei den Katholiken
Glaube an Wunderquellen mitwirkte, ſo pochte der Hornhäuſer K
Salchmann's reine Lehre. War angeblich beim Prager Fenſterſtur
Herabgeſtürzten dadurch gerettet, daß er längere Zeit vorher von

Mariaschein getrunken hatte, so durfte auch gegen das Ende des Krieges hin
em kranken schwedischen General Torstenson die Pflege an dem Hornhäuser
runnen nicht fehlen. Um einem falschen Gebrauche derselben vorzubeugen,
elt S. zweimal täglich eine Andacht im Freien, bei der er ein langes charakte-
istisches Brunnengebet vorlas, während sein Cantor Henning Pauke auf der
rdüne mit singenden Schülern neben ihm stand. Die Ordnung in dem Bade-
i war wegen der Nachwirkungen der Zerstörung von Magdeburg noch immer
ver aufrecht zu erhalten. Doch waren die von S. selbst getroffenen Ein-
tungen sehr gut. Auch blieb es wohlfeil in Hornhausen; die Kanne Brühan
r für 4 Pfenninge zu haben. Der anwesende Adel wohnte in seinen Reise-
gen und Caretten. Für die Fürsten war ein Bauernhaus zugerichtet, von
aus sie den Salchmann'schen Reden im Freien wie von einer Loge aus zu-
n konnten. Während des langen Salchmann'schen Gebetes kniete das Volk
Freien. Doch schon im folgenden Jahre verschwanden angeblich die Quellen
der. Später, nach Salchmann's Tode, sprangen sie noch einmal hervor, doch
de ihre Heilkraft nun verschieden beurtheilt. Eine noch später angeordnete
nschaftliche Untersuchung führte nebenbei zur Entdeckung der bis dahin un-
annten Magnesia. In der zweiten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, während
sogenannten Gründerjahre, wurde infolge des Erscheinens der „Chronik von
nhausen" der Versuch gemacht, das Bad wieder zu beleben. Professor
nenschein in Berlin nahm eine Analyse der Hornhäuser Wässer vor, für
e er 3000 Mark berechnete, und erklärte dieselben für mindestens ebenso
äftig, als das Bad zu Pyrmont. Die kurz vorher umsonst vorgenommenen
lysen von Dr. Lucanus standen damit nicht in Widerspruch. Wenn nun
S. und Finckelthauß, deren Bekanntschaft unter einander sich nicht nach-
n läßt, durch ihre Brunnenschriften eine ungerechte Bevorzugung der Horn-
r Quellen vor denen zu Karlsbad, Eger und Teplitz bewirkt und ihnen
Grund eine universelle Heilkraft zugeschrieben hatten, so ist doch durch die
lysen von Lucanus und Sonnenschein die Annahme ausgeschlossen, daß etwa
anze Blüthe des Bades zu Hornhausen nur auf einer von S. in Scene
ten frommen Täuschung der Evangelischen beruht habe.

Da in der kurzen Biographie von Finckelthauß (s. A. D. B. VII, 19, 20)
Lehrgedicht über den Brunnen zu Hornhausen und sein Aufenthalt daselbst
n Amerika nicht erwähnt ist, so mögen hier einige ihn betreffende Er-
ungen Platz finden. Gottfried F. gehörte einer angesehenen Leipziger
rtenfamilie an, scheint jedoch nicht in Leipzig, sondern in Lützen ge-
zu sein. In Leipzig verlebte er seine schönsten Jugendjahre. In
en akademischen Kreisen begann er bereits die Stellung in der welt-
Lyrik als schwächerer Nachfolger Paul Flemming's und als Vor-
Johann Christian Günther's einzunehmen. Hervorragenden Antheil
er an dem sogenannten Gesellschaftsliede. Wegen der Umwälzungen durch
Tod Gustav Adolf's in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632
ß er, wie Flemming, seine sächsische Heimath. Verbürgt ist jedoch die
dschaft dieser beiden Dichter erst für die spätere Hamburger Zeit nach
ming's persischer und Finckelthauß' brasilianischer Reise. Der erste Ham-
r Aufenthalt von F. dauerte bis 1638. 1639 hat er ein Stammbuchblatt
ipzig unterschrieben, worin er sich als geistreichen Abenteurer zu erkennen
was nicht ausschließt, daß er 1639 oder schon 1632 in Leipzig ein städti-
Beamter gewesen sein könnte, was er nach der irrigen Ansicht dauernd ge-
sein soll. 1640 ging er zu den Holländern und mit diesen nach Brasilien.
ng nun in widerwärtiger Vermischung der Menschenracen von braunen

und schwarzen Frauenzimmern, was von den Litterarhistorikern, die seine Lebe geschichte nicht zu erforschen für nöthig hielten, auf das Haar seiner vermeint Leipziger Geliebten bezogen wurde. 1642—46 lebte er in den deutschen Küste landschaften, vielleicht auch in Leipzig. 1646 war er in Hornhausen, des Brunnen er in einem langen Lehrgedicht als siebentes Weltwunder pries. D erste dortige Wunderquell war gerade am Geburtstage Johann Georg's I. v Sachsen, der auch nach Hornhausen kam, entsprungen. Vielleicht ist F. dur diesen Umstand in Hornhausen selbst dem sächsischen Hofe näher getreten. W finden ihn 1647 als frommen und eifrigen sächsischen Hofpoeten in Leipzig u Dresden, der gewiß auch 1648 den westfälischen Frieden besungen haben würd wenn er ihn gesund erlebt hätte.

Finckelhauß und S. hatten dem Hornhäuser Gesundbrunnen einen Weltr verschafft, so daß die Abbildung des dortigen Badelebens noch eine Zierde des The trum Europaeum ist. Zu einer Zeit, da die Verhandlungen über den westfälische Frieden schon begonnen hatten, erscheint der Aufenthalt mehrerer regierend Häupter in Hornhausen als ein wichtiger Fürstencongreß. Von Bedeutung w besonders der Aufenthalt des großen Kurfürsten im Halberstädtischen, der ih jedenfalls überzeugen mußte, daß Halberstadt und Magdeburg ihres gut Bodens wegen für Vorpommern keine so schlechte Entschädigung seien, als er vi leicht ursprünglich wirklich geglaubt hatte. Ehe er die Anweisung ertheilt h für ihn um die oranische Prinzessin Luise Henriette zu werben, hatte er vielleic in Hornhausen eine Zusammenkunft mit der Königin Christine von Schweden, wo dann der Gedanke an eine brandenburgisch-schwedische Heirath aufgegeben wu Doch ist es dem Unterzeichneten nicht gelungen, die Anwesenheit des groß Kurfürsten und der Königin Christine in Hornhausen für dieselben Tage nac zuweisen. Die Badeschriften von S. und Finckelthauß sind vorzugsweise erba lich, zum Theil sogar philosophisch gehalten, so daß sie wenig Anhalt für Na forschungen über geschichtliche Verhältnisse bieten.

H. A. Pröhle, Chronik von Hornhausen (1850), die Geschichte des Bad S. 49, 75—147 (die Chronik ist längst vergriffen). — H. Pröhle, Feldgarte Beiträge zur Kirchen-, Literatur- und Culturgeschichte (1859), wo S. 8 bis 398 über Bad Hornhausen handelt, auch das Brunnengedicht von Finckel hauß mit Vergleichung der H. A. Pröhle unbekannten, in Berlin befindlich zweiten Auflage abgedruckt wird. — H. Pröhle, Gottfried Finckelthauß i Archiv für Litteraturgesch. III, 66—108. Vgl. ebenda VI, 127. — Mi noch nicht veröffentlichten Auszüge aus den hornhäusischen Acten des Provi zialarchivs in Magdeburg.

H. Pröhle.

Salchow: Gustav Adolph Franz S., geboren am 8. November 17 in Meldorf in Dithmarschen, Sohn des Physicus Dr. U. C. S. († am 20. Ap 1786). Vorbereitet auf der Gelehrtenschule seines Geburtsortes, studirte 1795—1797 Theologie in Kiel, verließ dann die Universität mit dem öffe lichen akademischen Testimonium, ohne jedoch sich zum theologischen Amtsexam zu stellen. Er hat darnach sein Leben als Vorsteher eines Erziehungsinstitu in Altona zugebracht, wo er im November 1829 gestorben ist. Er war Mitgl der Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin. Als Theologe hat er sich dem Harmsischen Thesenstreit betheiligt: „Dem Uebersetzer der Streitsätze L Luthers aus 1517 in 1817", 1817. C. Harms war sein Mitschüler in Meld gewesen. Als Pädagog schrieb er „Kurze Darstellung der Grundsätze des Un richts und der sittlichen Bildung, welche wir in unserm Institute befolgen" 18 Vorzugsweise aber hat er sich als fruchtbarer Poet bekannt gemacht. Es s von ihm die größeren Dichtungen erschienen: „Der Geist des Jahres 18

Lehrgedicht in 4 Betrachtungen", 1815; „König Salomos Weltspiegel", 1817; „Numantias. Episches Heldengedicht in 12 Gesängen", 1821 in 3 Bdn. Unter den in der Zeit der Freiheitskriege erschienenen poetisch-patriotischen Flugblättern findet sich in „Teutsche Wehrlieder für das Königl. Preuß. Freikorps", Heiligenstadt 1813, von ihm das Lied: „Heraus, heraus die Klingen ꝛc." Er gehört nach seinem Dichten der romantischen Schule an.

Lübker-Schröder, Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. II, 480. — F. Brümmer, Deutsches Dichterlexicon II, 246. — Goedeke, Grundriß III, 235, 238, 762. — Raßmanns Pantheon S. 278.

Carstens.

Salchow: Johann Christian S. wurde am 19. August 1782 zu Güstrow in Mecklenburg-Schwerin geboren, erhielt auf der dortigen Domschule seine wissenschaftliche Vorbildung und widmete sich dann in Jena dem Studium der Rechte. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit dem Criminalrechte, und auf diesem Gebiete ist er denn auch einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer geworden. Nachdem er 1801 von der juristischen Facultät zu Jena zum Doctor promovirt worden, habilitirte er sich daselbst als Privatdocent und begann Vorlesungen über das Criminalrecht und andere damit in Verbindung stehende Wissenschaften zu halten. Da er kein öffentliches Amt bekleidete, blieb ihm Muße genug, sich auch als Schriftsteller zu bethätigen. Zunächst betrat er unter dem Pseudonym Gustav Stello das belletristische Gebiet und ließ in rascher Folge seine erzählenden Dichtungen erscheinen: „Das Brandmal oder Ugolinos Wanderungen" (1802); „Die Jesuiten. Eine Arabeske" (1802); „Rudolfin. Ein Roman für wenige Leser" (1803); „Erzählungen" (II, 1803). Dann aber wandte er sich ausschließlich seiner Wissenschaft zu und schrieb „Magazin für positives Recht" (1. Bandes 1. Stück 1803); „Darstellung der Lehre von Strafen und Verbrechen nach gemeinem Rechte" (II, 1803); „Beiträge zur Kritik des Kleinschrodt'schen Entwurfs eines peinlichen Gesetzbuches" (1804); „Archiv für Freunde der Philosophie, des Rechts und der positiven Jurisprudenz" 1. Bds. 1. Heft, 1805); „Systematische Entwickelung des Verbrechens der Entwendung nach den gemeingiltigen Strafgesetzen Deutschlands" (1806); „Lehrbuch des gemeinen in Deutschland geltenden positiven Rechts" (1807); „Erörterungen über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, nach dem neuesten französischen Rechte" (1808). Infolge dieser Schriften erhielt er 1810 den Ruf als ordentlicher Professor der Rechte an die Universität Halle, und dort lehrte er bis zu seinem am 23. November 1829 erfolgten Tode. Sein ganzes Vermögen hatte er dem Halle'schen Waisenhause vermacht.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1829, S. 770.

Franz Brümmer.

Saldern: Friedrich Christoph v. S., preußischer Generallieutenant, aus altem niedersächsischen Geschlechte stammend, ward am 2. Juni 1719 geboren. Sein Vater war damals Oberstwachtmeister und Commandeur eines in Colberg in Garnison stehenden Bataillons, seine Mutter war eine geborene v. Holtzendorf, er selbst trat 1735 in Stettin als Fähnrich bei dem Infanterieregiment des Fürsten von Anhalt-Zerbst, des Vaters der Kaiserin Katharina II. von Rußland, in den Dienst, ward aber 1739 seiner Leibeslänge wegen — er maß 6 Fuß und 13—14 Zoll — zur Potsdamer Riesengarde versetzt. Als Friedrich der Große dieselbe im folgenden Jahre auflöste, kam er als Premierlieutenant zum 2. Bataillon der neuen Garde; mit dieser nahm er an des Königs Kriegen Theil. Im 1. Schlesischen Kriege wohnte er den Belagerungen von Brieg und Neiße bei und focht bei Chotusitz; nach Friedensschluß erhielt er eine Compagnie, welche er im 2. Schlesischen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den

Schlachten bei Hohenfriedberg und bei Soor befehligte, 1749 ward
Als solcher zog er in den Siebenjährigen Krieg. Hier wohnte er
Belagerung von Prag und der Schlacht von Roßbach bei und erwarb be
wo er zur Eroberung des Dorfes Leuthen wesentlich beitrug, den O
le mérite. Bei Hochkirch, am 14. October 1758, befehligte er, zu
lieutenant ernannt, eine Brigade, und zeichnete sich hier bei der De
Rückzuges und auf dem ferneren Marsche nach Schlesien so aus, daß
ihn, ohne daß er Oberst gewesen wäre, zum Generalmajor ernannte.
Kopf und Herz gezeigt" sagte der König und verhieß gleichzeitig, daß
der Anfang seines Avancements sein solle. Bald darauf verlieh er
Garde-Grenadierbataillon. Neuen Ruhm erwarb S. am 15. August
Liegnitz, wo er bei Laudon's nächtlichem Angriff mit seinen gut
Bataillonen rasch eine günstige Stellung nahm und standhaft behaup
namentlich am 3. Novbr. bei Torgau, wo er zu denen gehörte, welc
bestürmten, neue Versuche zum Gewinn der fast verlorenen Schlacht
und durch seine Theilnahme an der Erstürmung der Siptitzer Höhen
beitrug, daß der Versuch mit Erfolg gekrönt wurde. Dann aber kam d
Ungnade über S. Um dem Kurfürsten von Sachsen an einer möglichst
lichen Stelle wehe zu thun und ihn zur Vermittlung des Friedens mit
Gegnern geneigt zu machen, beschloß der König, den Kurfürsten an einer
empfindlichen Stelle zu fassen, indem er das prächtigste seiner Schlösser, „d
von Polen Herzblatt", Hubertusburg, ausräumen ließe. Zur Vollziehu
Befehls wählte er S., weil er überzeugt war, daß dieser den Auftrag
schiedenheit, aber auch unter Aufrechterhaltung der Mannszucht, vollzieh
Im Februar 1761 ließ er ihn rufen und befahl ihm, das Schloß z
den Hausrath einpacken zu lassen und fortzuführen. „Ich will nic
haben; ich werde das daraus gelöste Geld dem Lazareth assigniren
nicht vergessen". S. weigerte sich; einen solchen Auftrag auszuführ
wider seine Ehre und seine Pflicht. Friedrich drang weiter in ihn;
blieb standhaft, der König entließ ihn endlich mit den Worten: „S.
nicht reich werden" und übertrug die Aufgabe dem Oberst v. Quintu
(s. A. D. B. X, 104), S. aber verließ das Heer und blieb bis zum
schluß den Kriegsereignissen fern. Dann war des Königs Zorn verra
1763 den einzelnen Theilen des Heeres Inspecteure vorgesetzt wurde
S. diesen wichtigen Posten in Ansehung der im Herzogthum Magdebur
der Altmark garnisonirenden Infanterie; 1766 ernannte ihn der K
Generallieutenant und verlieh ihm nach des Herzogs Ferdinand von Bra
Ausscheiden aus dem Dienst dessen Regiment sowie den Schwarzen A

S. war der Begründer der nach ihm benannten „Saldern'schen
derjenigen Fechtweise, welche, an und für sich schon erkünstelt und u
und nicht mehr den Bedürfnissen des Krieges Rechnung tragend, als
ganz anderen Verhältnissen im J. 1806 zur Anwendung gebracht werd
versagte und dazu beitrug, Preußen und sein Heer an den Rand des
zu bringen. S. hatte diese Fechtweise aber nicht geschaffen; er war
kein schöpferischer Geist, sondern verstand nur, des Königs Gedanken
schauung zu bringen und die in dessen Feldzügen erprobten Formen
Exercierplatze zur Anschauung zu bringen, Formen, welche dem damali
des Krieges entsprachen, aber schon zu des Königs Zeiten ausarteten
man sie später wieder anwenden wollte, veraltet und unbrauchbar w
selbst war ein Meister in der Truppenverwendung auf dem Exercierplat
verfiel schließlich in Spielereien und seine Manöver arteten zur Unn
Am besten kennzeichnet ihn sein Ausspruch, daß reichliches Nachdenken

uche Beobachtung ihm die Ueberzeugung verschafft hätten, ein Schrittmaß von 75 Schritt in der Minute sei noch besser als das von 76. Seine Ansichten über Taktik hat er in „Taktik der Infanterie", Dresden 1784, deren 1. Abtheilung „die Bewegungen, woraus Manövers entstehen und zusammengesetzt sind" und deren 2. „die Stellung und Bewegung eines großen Corps" zum Gegenstande hat, und „Taktische Grundsätze", Dresden 1786, beide ohne Nennung eines Namens erschienen, niedergelegt. Uebrigens fanden seine Ansichten schon bei seinen Lebzeiten und bald nach seinem Tode Gegner. Berenhorst nennt ihn den erhabenen Obermanöveristen und schildert ihn, wie er sich taktische Räthsel aufgibt, welche er selbst nicht lösen kann. In seinem Privatleben war S. unadelhaft. Er war gottesfürchtig, pflichttreu, wohlwollend und von vornehmen Gesinnungen, die er in seiner Garnison Magdeburg mit Vorliebe pflegte. Dort ist er am 14. März 1785 gestorben. Er war dreimal vermählt, hinterließ aber keine Kinder.

Feldprediger Küster, Charakterzüge des General von S., Berlin 1793. — C. v. Reinhard, Geschichte des 1. Garde-Regiments zu Fuß, Potsdam 1852. — C. H. Goeroldt, Geschichte des Geschlechts von S., Oschersleben 1865. — C. Freiherr v. d. Goltz, Roßbach und Jena, Berlin 1883. — Genealogisch-militärischer Kalender, Berlin 1785.

B. Poten.

Saldern: Kaspar v. S., geboren zu Apenrade am 11. Juli 1711, aus einer schleswig-holsteinischen Beamtenfamilie, welche ihre Herkunft von einem ritterlichen Geschlecht des Bisthums Hildesheim ableitete; studirte in Kiel und Göttingen Jurisprudenz und trat darauf in den holstein-gottorpischen Staatsdienst. Als Justizrath und Amtsverwalter zu Neumünster gerieth er 1744 mit seinem Vorgesetzten, dem Amtmann Graf von Dernath in Conflict, wurde aber „genugsam gerechtfertigt", März, und im December sogar mit den combinirten Geschäften als Amtmann und Amtsverwalter betraut. Doch sein Ehrgeiz strebte nach höheren Dingen. Die öffentlichen Verhältnisse im Herzogthum Holstein-Gottorp waren damals durchweg unerfreulich; der Herzog Karl Peter Ulrich, seit 1742 Großfürst-Thronfolger von Rußland (Peter III.), residirte in Petersburg, und das sog. Geheime Conseil zu Kiel, welches die Regierung führte, war ein Tummelplatz des Parteigeistes und der Intrigue. Obwohl es den Beamten strenge untersagt war, ohne Erlaubniß nach Petersburg zu gehen, wagte S. diese Reise und erbat bei dem Großfürsten Gehör (1751 oder 1752). Es fehlt an zuverlässigen Nachrichten; aber soviel ist gewiß, daß er damals schon die Verbindungen mit der Großfürstin Katharina (II) und mit Panin, nachmals Oberhofmeister des jungen Großfürsten Paul Petrowitsch und Minister des Auswärtigen, anknüpfte, welche für seine nachmalige staatsmännische Laufbahn entscheidend wurden. Er kehrte als großfürstlicher Etatsrath nach Holstein zurück, wo er nach und nach den überwiegenden Einfluß auf die Landesverwaltung gewann; auch stieg er auf zum Geheimen Rath und Mitglied des Geh. Regierungs-Conseils, welche Stellung er 1766 mit der eines Präsidenten des sog. General-Directoriums vertauschte. Doch seine größte Bedeutung liegt auf dem Felde der Diplomatie. Im Sommer 1762 wurde S. zu einem der Bevollmächtigten für die Berliner Friedensconferenz ernannt, welche unter preußischer Vermittlung den Streit zwischen Peter III. und der Krone Dänemark wegen seiner Ansprüche auf Schleswig beilegen sollte; aber als die erste Sitzung am 19. Juli stattfand, war der Kaiser bereits entthront und ermordet. Der französische Geschichtsschreiber und Augenzeuge jener Thronumwälzung und der polnischen Händel, de Rulhière, anerkennt rühmend Saldern's Geschäftsgewandtheit, fügt aber hinzu: „Dépourvu de tout usage du monde, il joignit la grossièreté d'un paysan Holstenois à la pédanterie

d'an professeur Allemand. Und König Friedrich II. von Preußen (œuvres posthumes Bd. V, S. 23 ff.) erzählt, daß später in der polnischen Frage S. versucht habe, ihm gegenüber eine Rolle zu spielen, wie der römische Prätor Popilius gegenüber dem syrischen König Antiochus; was eine ernste Zurückweisung nach sich zog. Mit mehr Erfolg spielte S. dieselbe Rolle in Polen und Dänemark. In Warschau 1766 als Beirath des russischen Botschafters Repnin, später selbst russischer Botschafter, April 1771 bis September 1772, hat er den König Stanislaus, den Reichstag und alle Parteien mit unglaublicher Schonungslosigkeit mißhandelt, aber doch am Ende eine schnelle Pacification Polens unter russischer Dictatur nicht durchzusetzen noch die beiden Nachbarmächte Preußen und Oesterreich von der Einmischung und Theilung der Beute auszuschließen vermocht. Was Dänemark anbetrifft, so führte S. neben Panin die Unterhandlungen über den von dänischer Seite gewünschten Austausch des Herzogthums Holstein-Gottorp gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche (nebst dem Bisthum Lübeck) Katharina II. zur Ausstattung der jüngeren, jetzt großherzoglich oldenburgischen Linie des gottorpischen Hauses bestimmte. Wenn die russische Politik, welche seit Peter dem Großen bemüht gewesen war, in Deutschland festen Fuß zu fassen, jetzt sich bereit finden ließ, Kiel aufzugeben, so mochten noch andere Rücksichten dabei mitwirken; es konnte der Kaiserin persönlich nicht erwünscht sein, daß ihr Sohn Paul als Herzog eine selbstständige und unabhängige Stellung ihr gegenüber behielt, und andererseits dachte sie durch eine „große Union des von Gott zur Beherrschung im Norden bestimmten Oldenburgischen Hauses" ihren Einfluß über ganz Dänemark auszudehnen. Dem entsprach das Auftreten ihrer beiden Bevollmächtigten, des russischen Gesandten von Filosow und des großfürstlichen Ministers S. Man erzählte von dem letzteren die Aeußerung: „er wolle zu den dänischen Ministern reden, mit dem Stock in der Hand." Und während der Conferenzen in Kopenhagen hielten die beiden Herren selbst es für nöthig, in einem Dictamen „die schändliche Beschuldigung und den abscheulichen Vorwurf" zurückzuweisen, „daß jemals der frevelhafte Gedanke in ihren Sinn gekommen sei, am Hofe des Königs von Dänemark dominiren zu wollen". Die Kopenhagener Conferenzen bis zum Austausch der Ratificationen dauerten vom 30. December 1766 bis 3. December 1767; doch wurde der provisorische Tractat nebst den Separatartikeln auf den 22. April zurückdatirt. Vom dänischen Hofe bekam S. damals den Elephanten-Orden und sehr große Geldsummen; doch beklagte er sich, daß ihm nicht der Grafentitel zu Theil wurde, wie solchen Panin und die dänischen Minister zum Lohn erhielten. Auch den Vertrag zu Gottorp vom 27. Mai 1768, durch welchen die Reichsfreiheit der Stadt Hamburg nunmehr definitiv seitens des Gesammthauses Holstein anerkannt wurde, hat S. als großfürstlicher Minister mitunterhandelt und unterzeichnet. Ebenso nach der Mündigkeitserklärung des Großfürsten Paul den auf Grund des provisorischen Tractats abgeschlossenen Definitiv-Tractat zu Zarskoje Selo am 1. Juni 1773. Darauf fungirte S. als großfürstlicher Principal-Commissarius bei der Uebertragung der ausgetauschten Gebiete, zu Kiel am 16. November und zu Oldenburg am 10. December, wo er auch vier Tage später, in Gemäßheit einer großfürstlichen Cessionsacte, Oldenburg und Delmenhorst an den Fürstbischof Friedrich August von Lübeck, den nachmaligen ersten Herzog, übertrug, 14. December 1773. Damit endigte Saldern's politische Laufbahn, ebenso geheimnißvoll wie sie begonnen hatte. Es scheint, daß er bei seiner letzten Anwesenheit in Rußland sich von seinem Ehrgeiz hinreißen ließ, den Großfürsten Paul gegen seine kaiserliche Mutter aufzuwiegeln. Freilich hat es ihm nicht gelungen, den Großfürsten mit dem Fürsten Orlow, welcher damals aus der Gunst Katharina's verabschiedet wurde, auszusöhnen; aber S. erhielt

ränkte, unterschriebene und besiegelte Vollmacht zur Gründung einer g (coregency). Jedoch Paul hatte nicht den Muth, die Sache n und gestand am Ende den Plan seiner Mutter, welche in höchsten S. gerieth; es hieß, Katharina habe ausgerufen; „man solle den gen (wretch) mit gebundenen Armen und Beinen zu ihr bringen!" war S. ihrem Machtbereich entzogen und konnte ungestört als seiner ie Reichthümer genießen, welche zu vermehren er keine Gelegenheit tte. Er lebte bald in seinem Hause zu Kiel, bald auf seinem Gute (Kreis Rendsburg), welches er durch die großartigen Anlagen am als eine Sehenswürdigkeit damaliger Gartenkunst berühmt machte. r am 31. October 1786 und wurde in der Kirche zu Bordesholm Mit seinem Sohn Karl Heinrich Graf von S.-Günderoth erlosch die Nachkommenschaft 1788; doch blüht eine weibliche Linie unter dem Mesmer-S. auf Schierensee fort.

er dem Aufsatz des Justizraths Schmidt genannt von Lübeck (in teuem Staatsbürgerlichen Magazin, Bd. VII. S. 1—27) sind mir eute Notizen bekannt geworden, insbesondere aus der diplomatischen denz bei Raumer: „Beiträge zur neueren Geschichte", Bd. III, IV ei Herrmann: „Geschichte des russischen Staats", Bd. V, S. 387 ff. Handelmann: „Die dänische Reunionspolitik" (in den „Forschungen schen Geschichte", Bd. X, S. 555 ff.).

Handelmann.

n: Wilhelm v. S., preußischer Generalmajor, nicht zu verwechseln ßen Exercirkünstler F. Christoph v. S. (s. o.), am 7. August 1702 1716 zur Magdeburger Kadettencompagnie und mit dieser 1717 dettenhaus zu Berlin, ward 1720 Fahnenjunker im Infanterie-Gartensleben Nr. 1 und im ersten Theile seiner Dienstzeit viel als gebraucht. König Friedrich II. gab ihm ein Grenadierbataillon, in den beiden ersten Schlesischen Kriegen führte, bei Ausbruch des en war er General und befehligte fortan eine Brigade; nach der von Pirna ward er am 19. October 1756 Chef des aus sächsischen kommenen Regiments, welches zuletzt der Prinz Johann Adolf von ha gehabt hatte. In der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 ward erwundet. Im Winter 1757/1758 erhielt er das Commando der sien in Winterquartieren stehenden Truppen; hier griff ihn in Troppau r. 1758 der österreichische General de Ville mit großer Uebermacht an, aber kräftig erwehrte; am folgenden Tage bewerkstelligte er ohne nen Abzug. Als im Sommer des nämlichen Jahres der König mte, um seine Erblande zu vertheidigen, erhielt S. den Befehl, von von Königgrätz aus den Feind zu beobachten und den Abzug zu ward hier in der Nacht vom 25/26. Juli angegriffen und verlor sein Leben.

li, Leben großer Helden, 3. Theil, S. 43, Halle 1759. — C. H. Geschichte des Geschlechts von S., Oschersleben 1865.

B. Poten.

non: Constantin Nathanael v. S. (Salémon), preußischer enant, am 11. Juni 1710 zu Danzig geboren, ward von seinen ine bürgerliche Laufbahn bestimmt, zu welcher er sich durch Univer- vorbereiten sollte, fand aber mehr Geschmack am Soldatenleben und m 17. Lebensjahre beim Infanterieregiment von Flemming in den Krone Polen, nahm hier jedoch 1745 „wegen verdrießlicher Händel" nderen Officier seinen Abschied, und ging, mit guten Empfehlungen

ausgerüstet, nach Frankreich, dessen Truppen durch den österreichischen
folgekrieg in den Niederlanden in Anspruch genommen waren. Er fan
im Regiment Nassau-Saarbrücken Aufnahme und war bis zum Jahre 17
einer großen Zahl von kriegerischen Vorfällen betheiligt. Nach Frieden
trat eine bedeutende Verringerung der Regimenter ein; bei dem seinen
zehn Compagnieen reformirt werden und, da er nicht Lust hatte, sich de
daraus erwachsenden Nachtheilen zu unterwerfen, nahm er seinen Abschie
nach Sachsen, verheirathete sich mit einer verwittweten Frau von Reibn
gedachte seine Tage in Ruhe zu verleben, als der Ausbruch des Siebenj
Krieges ihn veranlaßte, von neuem Soldat zu werden. Ein Jugendbe
Salenmon's, Major von Kalben, errichtete für König Friedrich II. im
1756 ein Freibataillon; in diesem übernahm S. im October eine Com
schon im December d. J. ernannte ihn der König zum Major und ei
darauf, nachdem Kalben bei Leuthen gefallen war, zum Oberstlieutena
zum Commandeur des Bataillons. Uebrigens war S. in der nämlichen S
selbst schwer verwundet worden. Er fuhr fort, des Königs Zufriedenh
seinen Leistungen zu verdienen, wurde am 5. März 1760, ohne Oberst
zu sein, zum Generalmajor befördert und focht dann meist in Sachsen,
1760 seit dem 3. October Wittenberg gegen den Feind vertheidigte und
außergewöhnliche Anstrengungen zur Behauptung des allerdings wenig ha
Platzes gemacht zu haben, denselben am 14. übergab. Nach Frieden
wurde sein Freibataillon nicht aufgelöst, sondern mit dem Bonin'schen Ge
bataillon Nr. 9. vereinigt, welches Geldern als Garnison hatte; er selbst
Commandant von Wesel und Chef des Geldern'schen Landes-Administr
Collegiums. Am 1. Juli 1774 ward er zum Generallieutenant beförder
König hielt etwas auf ihn, denn 1778, als der Bairische Erbfolgekri
Rüstungen veranlaßte, gab er ihm den Auftrag, zu dem Bataillon ein
zu errichten; beide zusammen sollten ein Freiregiment bilden; der rasche
des Krieges verhinderte, daß der Plan zur Durchführung kam. Na
Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's II. bat S. um seinen A
welchen er am 1. Juni 1787 erhielt. Er zog sich nach Halle a. S.
und starb dort 1797.

Genealogisch-militärischer Kalender, Berlin 1785 (darin auch sein Bi
B. Po

Salentin: S., Graf von Isenburg, Erzbischof und Kurfürst von
1567—77, Bischof von Paderborn 1574—77, einer der tüchtigste
lichen Fürsten im Zeitalter der Gegenreformation und zudem einer der eigena
und darum anziehendsten Charaktere seiner Zeit. Nicht persönliche Neigung
ihn in den geistlichen Stand, sondern das Familieninteresse. Die Eltern,
Graf von Isenburg-Grenzau und Margaretha, geborene Gräfin von We
hatten drei Söhne, Johann, Salentin und Anton, für deren standesgemäße
Erziehung die kleine verschuldete Grafschaft nicht die Mittel gewährt
würde. Nach allgemeinem Brauch der damaligen fürstlichen, gräflich
adlichen Häuser gab man darum die beiden älteren Söhne frühzeitig
geistlichen Stand und verschaffte ihnen Domherrenpfründen zu Trier,
Köln und Straßburg. Da der jüngste Bruder, Anton, frühzeitig sta
zunächst der älteste, Johann, in den weltlichen Stand zurück, heirathete
1563, starb jedoch kinderlos schon zwei Jahre später. Nun würde auch S
der bereits im dreißigsten Lebensjahre stand (geboren 1532), zur Erhalt
Stammes den geistlichen Stand verlassen und sich verheirathet haben,
nicht mancherlei Rücksichten, theils gemeinnütziger, theils selbstsüchtiger
bestimmt, die ihm angetragene Wahl zum Erzbischof und Kurfürsten vo

anzunehmen. Der dortige Erzbischof, Friedrich, Graf von Wied, war mit Papst Pius V. und der römisch gesinnten Mehrheit seines Domcapitels, infolge seiner Weigerung das Trienter Glaubensbekenntniß zu beschwören, in heftigen Streit gerathen; da er nicht nachgeben wollte, auch vom Kaiser im Stich gelassen wurde, sah er sich gezwungen, zu resigniren — am 25. October 1567. Unter den wahlfähigen Domherren war keiner, welcher der siegreichen, römisch gesinnten Partei des Capitels und zugleich dem Kaiser und dem Papste so genehm gewesen wäre, wie Salentin von Isenburg, der sich bereits in mancherlei Geschäften des Stifts und des Reiches erprobt, sowie als zuverlässigen Katholiken erwiesen hatte. So wurde er denn am 23. December 1567 mit 14 Stimmen von 23 zum Erzbischof und Kurfürsten gewählt, obwohl er ausdrücklich erklärte, daß er nicht geistlich zu bleiben, sondern ein Kriegsmann zu werden gedenke, darum auch niemals zum Priester und Bischof sich weihen lassen werde. Domcapitel und Kaiser ließen sich das gefallen, nicht aber Papst Pius V., der in seiner Unkenntniß der deutschen Dinge keinen ungeweihten Erzbischof sich vorstellen konnte und in seinem mönchischen Eifer meinte, er müsse den Neugewählten zur Nachgiebigkeit zwingen oder einen andern an seine Stelle setzen. Sein Verdruß über S. war noch dadurch vermehrt, daß dieser weder für die päpstliche Bestätigung Taxen zahlen, noch das Trienter Glaubensbekenntniß beschwören wollte. An seinem Domcapitel fand der Erzbischof keinen festen Rückhalt, wohl aber am Kaiser, der den ihm persönlich ergebenen Mann schätzte und schon für die künftige römische Königswahl auf ihn rechnen mochte. Doch hätte auch Kaiser Maximilian's Vermittlung in Rom vielleicht nichts gefruchtet, wären ihm nicht dort einflußreichere Verbündete, König Philipp von Spanien und dessen niederländischer Statthalter, der Herzog von Alba, zu Hülfe gekommen. Sie wünschten aus zwei in sich zusammenhängenden Gründen, daß S. wenigstens noch für einige Zeit Kurfürst von Köln bleiben sollte. Einmal hatte dieser in den, vor kurzem ausgebrochenen, niederländischen Unruhen für den König Partei genommen. Im Jahre 1569 wurde er sogar spanischer Pensionär und übernahm als solcher die Verpflichtung, dem Statthalter in den Niederlanden auf Erfordern eine Anzahl deutscher Reiter zu Hülfe zu führen, was er nachmals, 1572, während der Belagerung von Mons im Hennegau, wirklich in eigener Person gethan hat. Auch rechnete Alba darauf, daß sich Kurfürst S. für die Aufnahme der Niederlande in den an den Landsberger Schirmverein sich anlehnendes Schutz- und Trutzbündniß der katholischen Reichsfürsten bemühen werde. Der zweite Grund war die Aussicht, daß sich S. dazu verstehen würde, bei seinem künftigen Rücktritt vom Erzstift dem jungen Herzog Ernst von Baiern die Nachfolge zu verschaffen. Damit hätte der spanische König für seine Niederlande einen ebenso mächtigen, wie zuverlässigen Nachbar gewonnen. Durch diese Gründe ließ sich endlich auch Papst Pius V. bewegen, eine Zeitlang noch den ungeweihten Erzbischof sich gefallen zu lassen. Ehe er die Geduld verlor, starb er; sein klügerer Nachfolger, Gregor XIII., wußte die Vortheile besser zu würdigen, welche der römische Stuhl aus einem freundschaftlichen Verhältniß zu einem der angesehensten katholischen Reichsfürsten ziehen konnte. S. seinerseits gab, auf den Wunsch des Kaisers, soweit nach, daß er in der Stille den Eid auf das Trienter Glaubensbekenntniß leistete. Dagegen verlieh ihm der Papst die nach den Concordaten der deutschen Nation erforderliche Confirmation ohne jegliche Taxe, im December 1573. Stillschweigend wenigstens setzte man in Rom bei diesem Entgegenkommen voraus, daß S. seine frühere Zusage, dem bairischen Herzog zur Nachfolge zu verhelfen, erfüllen werde. — S. schien aber vorerst nicht mehr gesonnen, sobald vom Erzstift abzutreten, sondern die Vortheile, welche ihm sein Ansehen als Kurfürst auch für sein eigenes kleines Grafenhaus verschaffte, ausnutzen zu wollen. Da ihm

Spanien die bewilligte Pension nicht pünktlich auszahlte, ließ er sich
1573, mit seinem Nachbar, dem Grafen Johann von Nassau, und den Ku
in Verbindung ein, zu dem Zwecke, auch vom französischen König eine Pe
erlangen. Er erhielt sie wirklich im nächsten Jahre, ohne sich darum m
alten Freunden, den Spaniern, zu überwerfen. Vielmehr erbot er sich gerade
wenn auch ohne Erfolg, zum Vermittler zwischen König Philipp und dem
von Oranien. — Als dann Johann, Graf von Hoya, Bischof von O
Münster und Paderborn gestorben war, am 5. April 1574, ließ sich
während seines häufigen Aufenthaltes zu Arnsberg, im kölnischen Her
Westfalen, mit der westfälischen Ritterschaft, gleich ihm tapferen Trink
guten Jägern, vertraute Freundschaft geschlossen hatte, auch noch zum
von Paderborn wählen (21. April 1574). Stift Münster war schon seit
Zeit, mittels einer Coadjutorie, dem jüngeren clevischen Prinzen, Herzog
Wilhelm gesichert; Osnabrück fiel, nicht ohne Mitwirkung des Kurfü
einem seiner Freunde zu, dem Bremer Erzbischof, Herzog Heinrich von
Lauenburg. — Im nächsten Jahre, als der unerwartete, frühe Tod des
Erbherzogs Friedrich Karl († zu Rom am 9. Februar 1575) den
Bruder, Herzog Johann Wilhelm, zum künftigen Landesherrn von Jüli
Berg machte und damit die Erledigung des Hochstifts Münster in nahe
stellte, faßte Kurfürst S. einen Plan, der, erbaut auf der Grundlage seines
Rücktritts vom geistlichen Fürstenthum, darauf angelegt war, ihm auch f
künftigen, bescheidneren Grafenstand dankbare und mächtige Gönner und
zu sichern. Herzog Ernst von Baiern sollte, wie vormals schon verabr
Nachfolger im Erzstift Köln werden, Herzog Heinrich von Lauenburg a
nur Paderborn, sondern auch das werthvollere Hochstift Münster erhalt
ganze Energie seines nicht minder von klugen Listen und Ränken,
trotzigem Eigensinn erfüllten Kopfes setzte S. hinfort an die Erreichun
Doppelplanes. Wenn er sein Ziel schließlich nur zum kleinsten Theil
trugen nicht sowohl eigene taktische Fehler, wiewohl er deren im Zorn
beging, die Schuld daran, als die Ueberzahl und Macht der Gegner, a
sein Doppelplan stieß. Dem Papst, dem spanischen König und dessen
ländischen Statthalter, sowie dem Herzog von Jülich, war es zwar se
daß Herzog Ernst von Baiern Kurfürst von Köln werden sollte; Papst Gre
verlieh selbst, durch zwei verschiedene Breven vom 30. Juni 1576, S.
fugniß, mit oder auch ohne Einwilligung des Kölner Domcapitels, den
Prinzen zu seinem Coadjutor im Erzstift zu machen, — aber dieselben
wollten von der Nachfolge des als Lutheraner geltenden und insgeh
heiratheten Bremer Erzbischofs im Stift Münster nichts wissen, sondern n
auch hier, wie zu Köln, den bairischen Herzog als künftigen Bischof.
seits bemühten sich eine Anzahl protestantisch gesinnter Kölner Domhe
ihre weltlichen Verwandten, die Wetterauer Grafen, aufs äußerste, die Co
oder die Wahl des bairischen Herzogs in Köln wie in Münster zu hint
An beiden Orten spalteten sich die Domcapitel in feindliche Parteien; d
vorhandenen kirchlichen und politischen Gegensätze verschärften sich i
durch gegenseitige persönliche Beleidigungen und ließen es zu keiner Ver
mehr kommen. Kaiser Rudolf II. steigerte die Verwirrung, indem er
Zeitlang bemühte, den Zwist der Parteien zu benutzen, um einem seine
Brüder oder Vettern die Nachfolge in Köln oder in Münster zu versch
Das Endergebniß all dieser durch Jahre sich hinziehenden Praktiken
Münster ein halber Erfolg, für Köln aber ein vollständiges Schei
Salentin'schen Pläne. Als Herzog Johann Wilhelm, im Vertrauen auf d
Zusagen einiger bisheriger Gegner der bairischen Bewerbung um Münster,

des Statthalters Konrad von Westerholt, am 23. Februar 1577 sein Postu-
decret zurückgegeben und in die Hände des Capitels resignirt hatte,
ten sich die Anhänger des Bremer Erzbischofs, siebzehn Stimmen gegen zehn,
ts an, diesen zu wählen; der Führer der Minorität, zugleich Domdechant,
dert von Raesfeld, wußte sich nur dadurch zu helfen, daß er den Wahlact
rbrach und nach Rom appellirte, worauf dann der Papst die Resignation
bisherigen Postulirten annullirte und dieser noch auf Jahre hinaus Admini-
tur des Stifts Münster blieb. — Salentin's Niederlage im Erzstift Köln
rde theilweise gerade durch solche Regierungshandlungen herbeigeführt, welche
dankbarere Nachwelt ihm zum hohen Verdienst angerechnet hat, nämlich
ch sein Bemühen, das Erzstift von Schulden zu befreien und die Einkünfte
regierenden Herrn zu verbessern. S. war ein guter Haushalter, für seine
lichen Stifter nicht minder wie für sein eigenes Haus. Er sah ein, daß die
chtfertigkeit, womit seine Vorgänger, um vorübergehende Geldverlegenheiten
heben, die werthvollsten Domänen verpfändet hatten, der schlimmste Feind
r geordneten Stiftsregierung gewesen war. Darum gab er sich daran, die
en Pfandverschreibungen zu prüfen und wo das ging, Güter, welche weit mehr
rth waren, als die seiner Zeit dafür gegebenen Darlehen, wieder einzulösen.
mit war das Capitel ganz einverstanden, so lange die Einlösungen auf
sten anderer erfolgten, z. B. die bedeutendste von allen, die des vor 120 Jahren
den Betrag von 17550 Gulden an die Grafen von Schauenburg verpfändeten
fts von Recklinghausen, im Mai 1576. Erwartete doch das Domcapitel, der
urfürst werde zwei zum Vest gehörige, früher dem Capitel verpfändete Höfe,
er und Chor, nunmehr ihm wieder einräumen. S. aber war nicht nur von
r solchen Nachgiebigkeit weit entfernt, sondern forderte im Gegentheil, und
r schon seit Jahren, von seinem Capitel die Herausgabe des angeblich wider-
llich in Besitz genommenen Schlosses und Amtes von Zons mit dem dortigen
träglichen Rheinzoll. Weiterhin hatten er und seine Räthe herausgerechnet,
ß dem Domcapitel von den Einkünften der Zölle zu Bonn, Linz und Rhein-
g ein zu hoher Betrag verschrieben sei. Wenn der Kurfürst mit seinen
derungen durchdrang, hätten die Domherren auf ein gut Theil ihrer Einkünfte
richten müssen; kein Wunder, daß sie mit aller Gewalt sich sträubten und
ht zum mindesten gerade darum auch Salentin's Coadjutorieplan den ent-
densten Widerstand entgegensetzten. Bei einzelnen protestantisch oder anti-
nisch gesinnten Domherren kam dazu die Furcht, einen Fürsten aus einem so
treff katholischen Hause wie das bairische, zum Herrn zu bekommen, endlich
diesen, sowie auch bei einigen anderen, von Haus aus katholischen Capitels-
ren die Abneigung gegen jeden Erzbischof aus Fürstengeschlecht. Dagegen
nete S. für seine beiden Zwecke, die Coadjutorie des bairischen Herzogs und
Wiedererlangung der dem regierenden Herrn unrechtmäßig entzogenen Ein-
ite, auf die Unterstützung des Kaisers. Er hatte sich den Kaiser Maximilian
hrfach verpflichtet, vor allem dadurch, daß er diesem bei der Betreibung der
hl seines Sohnes Rudolf zum römischen König bereitwilligst entgegengekommen
r (1575); weiterhin, indem er auf den beiden in seine Regierungszeit fallenden
chstagen, zu Speier 1570 und zu Regensburg 1576, in Person erschien
d die hohen Geldforderungen des Kaisers durchsetzen half. Aber Maximilian
rb (am 12. October 1576), ehe S. seine beiden Ziele erreicht hatte und der
chfolger, Kaiser Rudolf II., ließ ihn in Stich, suchte sogar, wie schon erwähnt,
e Zeitlang Salentin's Successionspläne zu durchkreuzen, indem er sich bemühte,
en seiner eignen Brüder nach Köln zu bringen, und da das nicht anging,
nigstens zu verstehen gab, daß er nicht gewillt sei, die Wahlfreiheit des Dom-
itels zu beschränken. Auch der Papst und das Haus Baiern sahen sich

schließlich genöthigt, den Coadjutorieplan fallen und es auf das Ergeb
freien Capitelswahl ankommen zu lassen. Grollend wich endlich auch
allgemeinen Widerspruch. — Inzwischen hatte er eine passende Braut
Antonia Wilhelma, die jüngere Tochter des bei Heiligerlee (1578)
Herrn Johann von Ligne, Grafen von Arenberg, eine Dame, die ihm
minder wegen ihrer vornehmen Abkunft und ihres Reichthums als we
Schönheit begehrenswerth erschien. — Am 5. September 1577 verz
zuerst auf sein Stift Paderborn, wo seine tüchtige, durch die Einlö
pfändeter Stiftsgüter und durch die Wiederherstellung der Domschule aus
Verwaltung im besten Andenken blieb, und wo nach wenigen Wo
14. October, der von S. gewünschte Mann, Erzbischof Heinrich von
mühelos die Nachfolge erlangte; sodann, am 13. September, auch auf
stift Köln, ohne Vorbehalt und zu Händen des Domcapitels. — Nun wurde
vor Monaten, seit Salentin's baldiger Rücktritt gewiß war, begonnene Fe
die Stimmen der 24 Wähler im Kölner Capitel mit allem, bei den
Bischofswahlen damals üblichen Cynismus fortgesetzt bis zum Tage der Neu
5. December 1577. Die persönlichen Feinde Salentin's und die G
Nachfolge eines Sprossen des mächtigsten katholischen Fürstenhauses v
sich, um einem zwar katholischen, aber von Haus aus machtlosen, übri
durch manche persönliche Vorzüge sich empfehlenden Bewerber, Gebhard
Freiherrn von Waldburg, den Sieg zu verschaffen (vgl. A. D. B. VII
Es kam ihnen zu gut, daß auch die rheinischen Landstände, durch Salentin's
lose Betreibung der Coadjutorie und andere Eigenmächtigkeiten, daß ferner
der Stadt Köln, durch seine gewaltthätige Verfechtung erzbischöflicher Re
trauisch gemacht und dem von S. beförderten bairischen Herzog abgene
So wurde denn Gebhard Truchseß mit 12 Stimmen gegen 10 zum Erzbi
Kurfürsten gewählt und ungeachtet des Protestes seines Gegenbewerbers
den Landständen, dann auch von den Wählern des bairischen Herzogs als
Herr anerkannt, vom Kaiser belehnt, von den Kurfürsten in ihren V
genommen und schließlich auch vom Papst bestätigt. In seiner Wahlca
hatte Gebhard auf alle von seinem Vorgänger erhobenen, die Erhöhung
des regierenden Herrn bezweckenden und zum Theil schon glücklich dur
Ansprüche verzichten müssen. — Fünf Tage nach der Wahl, am 10.
feierte S. zu Bonn seine Vermählung mit dem Fräulein von Arenber
Anlaß der neue Kurfürst und Salentin's ärgste Feinde aus dem
benutzten, um ihn und seine Hochzeitsgäste, durch kleinliche Beschrä
Feier, ihren Uebermuth fühlen zu lassen. — Mit seinem Rücktritt in d
stand verschwindet S. für einige Zeit aus dem Vordergrund der
Geschichte. Auf seinen Schlössern Grenzau oder Arenfels hausend, wi
hauptsächlich der Verwaltung seiner Besitzungen gewidmet haben.
aber machte er, von jeher reiselustig, mitunter größere Reisen, mit
Gemahlin, wie denn der Geschichtschreiber Jacob August de Thou im
mit dem Paar zu Baden in Baden zusammentraf. Im nämlichen Ja
wir S. am Münchener Hofe, mit welchem er die früher angeknüpfte
schaftlichen Beziehungen fortsetzte. Nach der Wahl des Herzogs Ernst v
zum Bischof von Lüttich (im Januar 1581) treffen wir ihn wiederholt
Umgebung; von S. ließ sich der neue Bischof das Programm zu seinem
Einritt in Lüttich entwerfen. Auch mit Erzbischof Heinrich von Brem
die alte Freundschaft fort und wir hören wiederholt, daß S. bemüh
Aussöhnung des Erzbischofs mit den Häusern Jülich und Baiern herb
Andererseits suchte S. durch Vermittlung des Bremer Erzbischofs
eigenen Nachfolger im Erzstift Köln Fühlung zu gewinnen. Ehe a

einer oder andern Richtung etwas erreicht war, erfolgte gegen Ende des Jahres 1582 der Abfall des Kurfürsten Gebhard Truchseß von der römisch-katholischen Kirche und alsbald auch der Ausbruch des offenen Krieges zwischen ihm und der katholischen Mehrheit seines Domcapitels. Nichts lag näher, als daß dieses seinen „abgestandenen Herrn", wie man S. gewöhnlich nannte, ihn, den alle Welt als einen entschiedenen Katholiken, Freund der Waffen, kühnen und tapfern Mann kannte, sofort um Hülfe angegangen hätte, aber anderseits scheute man sich, in Erinnerung an den tiefen Groll, in welchem S. von dem Erzstift geschieden war, den ersten Schritt zu thun. Waren doch unter den Domherren, welche jetzt an der Spitze der katholischen Partei standen, einige, wie der Chorbischof Herzog Friedrich von Sachsen und der Scholaster Arnold von Manderscheid, welche selbst oder deren nächste Angehörige vormals gegen S. besonders feindselig sich gezeigt hatten. Auch scheute man vielleicht die in der Stadt Köln noch lebendige Abneigung gegen den groben und stolzen früheren Herrn. Daß S. selbst nur auf den ersten Ruf von Köln wartete und insgeheim schon längst mit den natürlichen Gegnern des Truchsessen, dem bairischen Hause, vielleicht auch schon mit dem kaiserlichen Hofe, in Verbindung stand, darf man wenigstens vermuthen. Ende Februar erging endlich der ersehnte Ruf: zwei alte Freunde Salentin's im Kölner Domcapitel, Dr. Gothard Gropper, vormals Salentin's vertrauter Rath, und Graf Johann v. Reifferscheid, vermittelten auf einer Zusammenkunft zu Andernach, daß das Capitel, im Einvernehmen mit den Commissaren des Kaisers, den „abgestandenen Herrn" um seinen Beistand ersuchte und S. sich darauf bereit erklärte, eine Commission des Domcapitels zum Schutze des Erzstifts anzunehmen. Nun ging er eifrig ans Werk. Mit Hülfe seiner alten Freunde unter dem rheinischen Adel und in den Städten nahm er im Namen des Capitels eine Reihe von Aemtern im Oberstift, Andernach, Linz, Neuerburg, Altenwied, Rheinbach, in Besitz, legte Besatzungen in die Städte und Schlösser, und ließ die Unterthanen dem Domcapitel Treue schwören. Gleichzeitig setzte er sich mit seinen guten Freunden unter der westfälischen Ritterschaft in Verbindung und ermuthigte auch sie zum Widerstand gegen die Neuerungen des Truchsessen. Anfangs April erschien er persönlich im Domcapitel, ließ sich für sein tapferes Eingreifen danken und veranlaßte seinerseits einen Ausschuß der rheinischen Ritterschaft, die bereits auf dem Landtag zu Köln, Ende Januar, gegebene Zusage des Festhaltens an der alten Erblandvereinigung zu erneuern. Herzog Ernst von Baiern, der vor kurzem in Köln eingetroffen war und allgemein schon als der künftige Erzbischof betrachtet wurde, setzte in Salentin's „aufrichtiges bairisches Herz" volles Vertrauen. Am 16. April übertrug das Capitel in aller Form seinem ehemaligen Herrn die Oberleitung des Kriegs gegen den Truchsessen; nur dem Chorbischof blieb für das Niederstift eine gewisse Selbständigkeit gewahrt. Ein Tumult, welcher unter den der römischen Kirche und besonders der Geistlichkeit zum Theil abgeneigten Zünften der Stadt Köln, gegen Herzog Ernst und den Grafen S. auszubrechen drohte, wurde durch rasches Einschreiten des Rathes, Verhaftung einiger Rädelsführer und Hinrichtung des Hauptschuldigen, eines fremden Soldaten, Peter Rissa, unterdrückt. — Der 1. Mai, der Tag, an welchem Herzog Ernst von allen, nicht offen zum Truchsessen stehenden und überhaupt anwesenden Domcapitularen, 17 an der Zahl, zum Erzbischof und Kurfürsten, an Stelle des vom Papst excommunicirten und abgesetzten Truchsessen, gewählt wurde, war auch für S. ein Tag des Triumphes über die vor sechs Jahren erlittene Niederlage. Der neue Kurfürst bestätigte S. in seinem Amte als Feldobersten und „Zahlherrn", das ist finanziellen Leiter des Kriegswesens, ließ jedoch neben ihm dessen Schwager, dem gefürsteten Grafen Karl von Arenberg, sowie für das Niederstift dem Chorbischof eine gewisse

Selbständigkeit im Commando. Die Folge waren gegenseitige Eifer
Zwistigkeiten, welche die Kriegsführung zu entgelten hatte. Auch zeigte
es S., so tapfer und glücklich er auch den kleinen Krieg zu führen gew
doch an dem Geschick oder der Uebung für größere militärische Operation
Ihm gab man, wenn auch mit Unrecht, Schuld, daß es die von
Johann Casimir dem Kurfürsten Gebhard zu Hülfe gesandten Franz
Schweizer unter Dr. Peter Beutterich wagen durften, Kloster und Fle
im Angesicht der Stadt Köln, zu erstürmen und zu verbrennen. Hau
um der Eifersucht und den Reibereien der verschiedenen Feldherren ein
machen, ließ nun Kurfürst Ernst seinen Bruder, Herzog Ferdinand, au
kommen und ernannte ihn zum Feldobersten, welchem alle anderen K
untergeben sein sollten. Ehe aber Herzog Ferdinand kam, hatte S. G
sich noch einmal kriegerische Lorbeeren zu pflücken. Auf die Kundschaft
Pfalzgraf Johann Casimir mit dem Gros seines Heeres am rechten
hinab vor Köln zu ziehen gedenke, hatte ihm S. durch Befestigungen
Königswinter und Unkel den Weg verlegt. Da des Pfalzgrafen Sol
Durchmarsch erzwingen wollten, wurden sie mit blutigen Köpfen he
und auf dem Rückzug noch durch Salentin's Leute verfolgt. Danach
S. zugleich mit seinem Schwager Karl von Arenberg vor Bonn,
Monat September am Rhein angelangte Herzog Ferdinand den Oberbe
nahm. — S. hatte inzwischen einen guten Anlaß gefunden, sich mit
der ihm überdrüssig gewordenen Kriegsführung zurückzuziehen, indem
einigen kölnischen Räthen, Kurfürst Ernst die Vertretung seiner Inte
der zur gütlichen Beilegung des Krieges nach Frankfurt berufenen Ver
kurfürstlicher Räthe übertrug. Hier verblieb S., mit kurzen Unterbrechu
Anfang October bis in den November und seinem Einfluß nicht zum
hatte es Kurfürst Ernst zu verdanken, daß nicht nur die geistlichen
von Mainz und Trier, sondern auch die sächsischen und brandenburgischen
(Kurpfalz war wegen des am 12. October erfolgten Todes des Kurfürst
nicht vertreten) die Sache Gebhard's fast aufgaben und diesem nur eine Geld
bewilligen wollten. Nach seiner Rückkunft von Frankfurt zog sich
kölnischen Kriege ganz zurück, vielleicht erbittert darüber, daß des
Ernst spanische Soldaten auch in seiner Grafschaft ein paar Dörfer
gesteckt hatten. — Erst im Frühjahr 1585 tritt S. wieder einmal in de
grund, um noch einmal auf seinen alten Doppelplan aus den siebzig
zurückzukommen. Da damals die Vermählung des jungen Herzogs Johann
von Jülich-Cleve-Berg und damit die Erledigung des Stifts Münster
vorstand, wußte S., vermuthlich im Einverständniß mit seinem alte
Erzbischof Heinrich von Bremen, den päpstlichen Nuntius Bonomi, B
Vercelli, zu überreden, daß es im Interesse der katholischen Kirche
Hauses Baiern selbst liege, wenn dieses dem Bruder des Bremer E
Herzog Friedrich von Sachsen, das Stift Münster überlasse. Jedoch
dem bairischen Herzog schnell, den Nuntius eines andern zu überzeug
unerwartete, durch einen Sturz vom Pferde herbeigeführte Tod des Br
bischofs, am 23. April a. St., kam hinzu, so daß nunmehr Herzog
Baiern wirklich, nach zehnjährigem erfolglosen Werben, auch das große
Stift Münster erlangte. — Darnach erfahren wir von S. erst wieder
März 1586. Damals verpfändete ihm Kurfürst Ernst die Aemter Linz,
und Neuerburg für die Summe von 24000 Thalern. Das Geld hi
S., theilweise wenigstens, durch Verpfändung seiner eigenen Herrschaft
am Westerwald aufgebracht. Die drei Aemter sind sortan 78 Jahre
Besitz des Hauses Isenburg-Grenzau geblieben. — Wieder ein Jahr spät

S. noch tiefer verwickelt in die Geschicke des Kölner Erzstifts. Im Januar 1587 bestellt ihn Kurfürst Ernst zu seinem Statthalter. Das Domcapitel machte zwar Anfangs, weil es, der Wahlcapitulation zuwider, hierbei nicht gefragt worden war, Einwendungen, verstand sich dann aber doch dazu, gleich den anderen Landständen, dem Statthalter einige Gehilfen beizuordnen. S. hat sich redlich bemüht, in das verkommene Steuer- und Söldnerwesen bessere Ordnung zu bringen, doch mag auch ihm, wie allen anderen, diese Sisyphusarbeit allzuschwer geworden sein. Im folgenden Jahre finden wir nicht mehr S., sondern den Freiherrn Adolf von Schwarzenberg als Statthalter bezeichnet. — Darnach begegnet uns Salentin's Name nur noch ab und zu in den Geschichtswerken, was nicht Wunder nehmen kann, da es an einer ausführlicheren Geschichte der rheinischen Lande in jenen trübseligen, von Einfällen der kriegführenden Nachbarn und von innerer Zerrüttung erfüllten Jahrzehnten noch fehlt. Wir müssen uns daher für Salentin's weitere Lebensschicksale mit Verzeichnung einiger trockner Daten begnügen.

Im J. 1594 nimmt S. in Person am Regensburger Reichstag theil. In den Jahren 1597 und 98 treffen wir ihn als Vermittler zwischen Kurfürst Ernst und dessen Neffen und Coadjutor, Herzog Ferdinand von Baiern, mit beiden auf sehr freundschaftlichem Fuße stehend. Einen „guten, frommen, alten redlichen Deutschen" nennt ihn der Coadjutor, in einem seiner Briefe an seinen Vater Herzog Wilhelm. Als einmal unter den Rathgebern des Coadjutors von der Einlösung verpfändeter Stiftsgüter die Rede ist, wird bemerkt, daß man S. das mit Linz jedenfalls auf Lebenszeit lassen müsse. — 1598 erscheint S. als kaiserlicher Commissar auf einem kölnischen Landtag, um die Entrichtung der Türkenhilfe zu betreiben. Später wird er vom Kaiser als einer der Vormünder der Kinder des im J. 1600 verstorbenen Markgrafen Eduard Fortunat von Baden-Baden eingesetzt. — Ab und zu erfahren wir auch einmal etwas über seine Thätigkeit als kleiner Landesherr: im J. 1593 hat er aus kirchlichem Anlaß Händel mit seinen Nachbarn, den Grafen von Wied; es handelt sich um Zulassung des katholischen Gottesdienstes in ein paar gemeinsamen Orten, besonders im Burgflecken Isenburg. Im selben Jahre verkauft S. an den Kurfürsten von Trier die Einkünfte und sieben Jahre später (im J. 1600) auch die Hoheitsrechte im Kirchspiel Haimbach um ziemlich hohe Summen, zusammen über 15000 Gulden. — Dort in der Nähe, im Prämonstratenserkloster Rommersdorf im Engersgau, hat S. im J. 1610 seine letzte Ruhestätte gefunden; an seiner Seite einige Jahre später auch seine Gemahlin. Das stattliche Grabmonument ist in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts für Fischer's Geschlechtsreihe der Grafen Isenburg, Wied und Runkel in Kupfer gestochen worden. Es zeigt im unteren Theile Darstellungen aus dem Leben Christi; daneben kniet S. in Reiterrüstung, das Schwert an der Seite, wie er in seinem Leben sich zu tragen gepflegt hatte. Im untern Theile ist dann S. noch einmal dargestellt, im Todtengewand neben seiner Gemahlin auf dem Sarkophag ruhend, — zwei stattliche Gestalten, Antonia Wilhelma kaum kleiner als ihr Gemahl. Salentin's Züge sind auf dem Grabmal noch fast die gleichen, wie auf den 40 Jahre früher geprägten Münzen: die Stirne hoch, die Nase scharf gebogen, der Schädel kahl, ein langer Bart über die Brust wallend. Vielleicht ist das Grabmal heute noch wohl erhalten: einer der letzten Besitzer des Gutes Rommersdorf hat die Grabsteine der zu einem Kuhstall umgewandelten Klosterkirche, um sie zu schonen, umgedreht und so den Boden damit belegt. — Möchte diese Erinnerung dem „historischen Verein für die alte Erzdiöcese Köln" als eine Mahnung dienen, dem Denkmal eines der tüchtigsten Kölner Erzbischöfe und Kurfürsten, wenn es nicht schon zu spät, eine würdigere Stätte zu verschaffen! — Die Inschrift des Monuments zieht in kurzen kräftigen Worten die Summe von Salentin's langem, thätigem Leben:

Illustriss. Comes et D. Salentinus, comes in Isenburg, archipraesul et princeps elector Coloniensis decennalis, propagandi stemmatis causa resignavit, nupsit liberos vidit, obiit Ao 1610 die 19. Martii aetatis annorum 78. — Zwei Söhne hat S. heranwachsen sehen, Salentin und Ernst; beide hatten die kriegerischen Neigungen des Vaters geerbt; Salentin fiel aber schon im J. 1611 im Krieg gegen die böhmischen Rebellen. Ernst trat in den Dienst des spanischen Königs und hat sich in vielen Schlachten des 30jährigen Krieges auf deutschem Boden und in den niederländisch-französischen Kriegen Ruhm und Ansehen erworben. Er war zweimal verheirathet, beide Male kinderlos, so daß mit ihm am 30. März 1664 die Grenzauer Linie des Isenburger Grafenhauses erlosch. Der Graf von Beaumont, Ernst Dominicus de Ligne, welchen Graf Ernst von Isenburg als sein Pathenkind zum Universalerben eingesetzt hatte, erlangte die Herrschaft Arenfels und die sonstigen Allodialgüter des ausgestorbenen Hauses; die meisten Besitzungen zog aber Kurtrier als erledigte Manneslehen ein, woraus dann ein langer Proceß mit dem gräflichen Hause Wied erwuchs. Dieses gemeinsam mit den Freiherren von Walderdorf erhielt nur die fuldischen Lehen, während die drei vormals von S. als Pfand erlangten kurkölnischen Aemter Linz, Neuerburg, Altenwied dem Erzstift Köln wieder anheimfielen.

Quellen: Für die frühere Lebenszeit Salentin's bis zum Jahre 1581, meine Vorgeschichte des Kölnischen Krieges 1565—81, Gotha 1882 und die dort S. 34 f. verzeichnete weitere Literatur; für die Zeit des Kölnischen Krieges 1582—1587, die von mir für den künftigen zweiten Band meiner Geschichte desselben gesammelten archivalischen und sonstigen Nachrichten; für Salentin's letzte 20 Lebensjahre zerstreute Notizen (abgesehen von den in meinem genannten Buch a. O. citirten Werken) noch bei Stieve, Briefe und Acten zur Geschichte des 30jähr. Krieges, Bd. IV und V und in dessen Wittelsbacher Briefen Abthlg. III und IV; ferner bei Günther, Codex Diplom. Rheno-Mosellanus V. Theil.

Loffen.

Salfeld: Johann Christoph S., lutherischer Theolog, Consistorialdirector zu Hannover und Abt von Loccum, ist geboren am 28. April 1750 zu Nettelkamp bei Uelzen in Hannover. † am 2. December 1829 zu Hannover. — Sohn eines Predigers, widmete er sich aus eigner Neigung dem Beruf seines Vaters, hatte aber bei der großen Zahl seiner Geschwister und dem bescheidenen Einkommen des Vaters auf der Schule zu Hannover und während seines Universitätsstudiums zu Göttingen mit manchen oekonomischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nach Vollendung seiner mit großem Eifer, Fleiß und Erfolg betriebenen Studien wurde er Hauslehrer in einer Familie von Ramdohr zu Drüber im Hoya'schen, erwarb sich durch seine Kenntnisse, seine gefälligen Manieren und sein pädagogisches Geschick die besondere Gunst des damaligen ersten Hofpredigers und Consistorialraths Dr. Götten in Hannover und wurde von ihm 1774 zum Inspector des von ihm gegründeten und geleiteten hannoverschen Schullehrerseminars ernannt. Hier bildete er sich zu einem trefflichen Katecheten und Lehrer, wurde 1776 Kaplan an der Neustädtischen, 1781 Hofcaplan an der Schloßkirche, auch Mitarbeiter im Consistorium und versah eine Zeitlang die erste Hofpredigerstelle als Gehülfe des alten Götten, mit welchem er durch Verheirathung mit einer Verwandten desselben, einer geborenen Ubbelohde, in immer nähere Verbindung trat. Seine gründlich angelegten, logisch disponirten, sorgfältig ausgearbeiteten, freilich ihrem Inhalt nach stark rationalistischen, mehr auf den Verstand als auf das Herz berechneten Predigten fanden vielen Beifall; seine Treue in Verwaltung seines Prediger- und Seelsorgeramtes, besonders auch im Unterricht seiner Confirmanden, erwarben ihm die allgemeine Achtung und Liebe seiner Gemeindeglieder. Nach

Tod wurde er 1783 zum Consistorialassessor ernannt, und 1788 ihm te des Hofpredigers ohne den Titel übertragen. Diesen erhielt er 1789 Tod des ersten Hofpredigers und Consistorialraths Lesemann. 1791 Curator des Schullehrerseminars, wirklicher Consistorialrath und erhielt heol. Facultät in Göttingen die Würde eines Dr. theol. Noch in dem- r wurde er nach dem Tod des Abtes Chappuzeau von dem freilich nur Mitgliedern bestehenden Convent zum Abt des Klosters Loccum gewählt; wurde zwar durch ein königliches Rescript aus formellen Gründen für klärt, S. aber durch ein zweites Rescript vom 23. December 1791 „aus licher und bischöflicher Macht" vom König zum Abt von Loccum ernannt eingesetzt. Elf Jahre lang blieb er im ruhigen Besitz dieser einträg- einflußreichen Würde und erwarb sich durch zweckmäßige oekonomische gen und Verbesserungen große Verdienste um das Kloster und das darin e Hospiz oder Predigerseminar. Nach der feindlichen Occupation aber, 1803—1813, erlitt er selbst und sein Kloster mancherlei n und Hemmungen, und nur mit Mühe gelang es ihm, durch Klugheit gkeit wenigstens die Existenz seiner Anstalt während der Zeiten der n Fremdherrschaft zu retten: wegen seines freimüthigen Auftretens ed der Calenberger Landschaft und der eingesetzten Verwaltungscommission eine Zeitlang in der Festung Hameln internirt und unter polizeiliche estellt. Erst nach der Wiederherstellung des Königreichs Hannover trat e früheren Rechte und Wirksamkeit wieder ein, wurde 1817 nach dem rnswaldt's Director des Hannoverschen Consistoriums und Ritter des rdens, 1818 Commandeur dieses Ordens, 1819 Mitglied der ersten er hannoverschen Ständeversammlung. Obgleich in den letzten Jahren körperliches Leiden vielfach gestört, verwaltete er seine verschiedenen s an sein Lebensende mit musterhafter Treue und Pünktlichkeit: noch ovember 1829 arbeitete er an seinem Schreibtisch, am 2. December r sanft infolge einer leichten Erkältung im 80. Lebensjahre. Strenge it, gewissenhafte Berufstreue, herzliches Wohlwollen machten sein Leben n zu einem erfolgreichen und einem gemeinnützigen; seine Freundlich- Wohlthätigkeit erwarben ihm allgemeines Zutrauen und Liebe: Jeder- bei ihm Gehör und wenn möglich, Hülfe. Als Mitglied des Kirchen- war er ein fleißiger Arbeiter, ein sorgfältiger und ordnungsliebender als Examinator ausgezeichnet durch Klarheit und Gewandtheit in der Sprache. Mit besonderer Liebe und Umsicht sorgte er für die Con- und Hospites seines Klosters Loccum, wo er jedes Jahr einige Wochen manche zweckmäßigen Veränderungen einführte. Mit dem Kloster ein Candidatenseminar in Hannover. Zu seinem Nachfolger in der ernannte er schon zu seinen Lebzeiten den Consistorialrath und General- enten Dr. theol. Hoppenstedt zu Celle, der seinem Vorgänger schon pril 1830 im Tode nachfolgte.

ften: „Versuch eines Unterrichts der Glaubens- und Sittenlehre", 1789; en von der Schule der Hofgemeinde zu Hannover", 1781; „Beiträge sserung des Kirchen- und Schulwesens", H. 1—4, 1800—4; „Samm- Geschichte des Consistoriums in Hannover", 1803; „Neue Beiträge sserung des Kirchen- und Schulwesens", Hannover 1809—10.

uellen: Darmstädter Allg. Kirchenzeitung, 1829, Nr. 203, S. 1679; Nr. 10, S. 81 ff. — Schmidt, Neuer Nekrolog der D. 1829, II, ff. — Weidemann-Köster, Geschichte des Klosters Loccum, Göttingen S. 101 ff. — Düsterdieck, das Hospiz im Kloster Loccum, Göttingen S. 23 ff.

Wagenmann.

Salieri: Antonio S., berühmter dramatischer Componist, war geboren zu Legnano im Venezianischen am 19. August 1750. Bei der sorgfältigen Erziehung die man ihm im Hause seines Vaters, eines wohlhabenden Kaufmanns, angedeihen ließ, ward auch die Pflege der Musik, zu der ihn frühzeitig lebhaftes Interesse hinzog, und worin er schon als Kind erstaunliche Fähigkeiten zeigte, nicht vergessen. Im Clavier-, Violinspiel und Gesang empfing er den ersten Unterricht von seinem von Tartini ausgebildeten älteren Bruder Franz, einen weiteren in der Folge durch den Domorganisten Simoni, einen Schüler des bekannten Padre Martini. Seine leidenschaftliche Hineigung zur Musik war so groß, daß sie den sonst so lenksamen braven Jungen zuweilen zum kindlichen Ungehorsam gegen die Gebote seiner Eltern verleitete, was freilich durch den strengen Vater unnachsichtlich geahndet ward. Die Idylle dieses Familienglücks ward jedoch rasch zerstört. Einer jener Schicksalsschläge, die zuweilen wie ein jäh aufflammender Donnerkeil niederfahren und in verwüstender Eile den Wohlstand von Familien von Grund aus zerstören, hatte ihn und die Seinigen getroffen. Sein Vater hatte sich nämlich in Handelsspeculationen eingelassen, die einen unglücklichen Ausgang nahmen. Die gänzlich zerrüttete Vermögenslage hatte ihm nach fruchtlosen Versuchen, sich wieder aufzuhelfen, den Lebensfaden abgekürzt. Da die Mutter schon früher gestorben war, sahen sich die zurückgebliebenen Kinder einem ungewissen Schicksale ausgesetzt, der Noth, ja dem Elende preisgegeben. Glücklicherweise erschien der Rettungsengel in Gestalt des venezianischen Edelmannes Giovanni Mocenigo. Dieser, ein Freund seines Vaters, dem das Unglück der armen Hinterbliebenen zu Herzen ging, nahm den jungen strebsamen Musiker, der über eine frische Sopranstimme verfügte, mit nach Venedig und erwirkte ihm eine Freistelle im Alumnat der Marcuskirche, wofür er an Sonn- und Feiertagen im Kirchenchor mitzusingen hatte. Hier studirte der 15jährige Knabe Generalbaß unter der Leitung Pescetti's und Gesang bei dem Tenoristen Pacini. Seine Fähigkeiten gelangten so zu rascherer Entwicklung, indem erst einem Deutschen, Florian Gaßmann, war es vorbehalten, ihnen zur vollständigsten Ausbildung zu verhelfen. Der eben erwähnte k. k. Kammercomponist hielt sich damals gerade in Venedig auf, um seine Oper Achille in Sciro in Scene zu setzen. Durch einen glücklichen Zufall auf die Anlagen des kleinen Italieners aufmerksam gemacht, beschloß er, von nun an selbst seine künstlerische Fortbildung zu übernehmen und brachte ihn nach Wien, wo er am 15. Juli 1766 ankam. Diesem trefflichen Manne, der an S. Vaterstelle vertrat, ihn in seinem Hause durch 8 Jahre lang aufnahm und ihm als Lehrer, Führer, Freund und Berather zur Seite stand, hatte S. außerordentlich viel zu danken. Er suchte sich auch Zeit seines Lebens dieser Dankesschuld bewußt und hat nichts versäumt um sie reichlich an den Kindern seines Wohlthäters abzutragen. Unter Gaßmann's gründlicher Unterweisung, die ihm die tiefsten Geheimnisse der Composition erschloß, kamen seine schlummernden Talente bald zu glänzender Entfaltung. Nachdem er sich im Componiren kirchlicher und instrumentaler Tonstücke tüchtig eingeübt und durch seinen Mentor dem Kaiser vorgestellt worden, bot sich ihm endlich auch die heiß ersehnte Gelegenheit, seinen lebhaften Drang nach Erprobung seines Talentes in der dramatischen Musik zu befriedigen. Sein erstes dramatisches Werk, die Oper La Vestale blieb unaufgeführt. Ein besseres Loos war seinem Buffooper Le Donne letterate beschieden, welches Werkchen gleich im Vorspiel den aufmunternden Beifall Gluck's erhalten hatte. S., der sich bei den Proben und Copiaturverbesserungen beinahe aufgerieben, lief am Morgen der ersten Aufführung durch halb Wien, um seinen Namen zum ersten Male an den Gassen gedruckt zu lesen, und war nicht wenig erfreut über den günstigen Erfolg, den sein Erstlingswerk beim Publicum davon trug. Von hier an — man schrieb damals 177[illegible]

Erfolge, die S. auf verschiedenen Bühnen Europas als dramatischer
in einer Schaffensperiode von 34 Jahren feierte. Zwei kleinere Opern-
nen zu Texten Boccherini's, der auch zu Le Donne letterate das Text-
ert, trennen eine Schöpfung von gewichtigerem Gehalt, Armida, von
butoper. Diesen später von Gluck verunsterblichten Stoff hat
Jahre früher 1771 zu dem Gedichte Coltellini's componirt. Mit
nst schritt er an die Vertonung dieses interessanten Sujets, an dem
r unzähligen neapolitanischen Opernschreibern Lully in einem seiner
n Meisterwerke seine Kraft gezeigt, und befliß sich dabei, auf Gluck's
nherschreitend, einer größeren Treue im Ausdruck, als damals sonst
alienischen Modecomponisten Brauch war. Er war auch mit Erfolg
en weitschweifigen Organismus der damaligen Opera seria näher
nrücken, das Ueberwuchern der Musik auf das richtige Maaß einzu-
nd sich der bequemen Gewohnheiten der herrschenden Zopfoper, der
Ritornelle und Da Capo's sowie der sinnstörenden Passagen und
ünsteleien nach Möglichkeit zu entschlagen. Durch gedrängtere Kürze
der Musikstücke gedachte er dieselben zur dramatischen Wirkung ge-
machen. Kein Wunder, wenn dieses Werk, das an vielen deutschen
nd auch anderwärts gespielt ward, angesichts solcher reellen Vorzüge
ufsehen erregte, und daß der geachtete Musiktheoretiker Scheiba, der
nhagen kennen lernte, sein Geschick segnete, „das ihn in alten Tagen
hören ließ, welche seine Ideen von solch' einer Composition verwirklichte,
llen übel angebrachten conventionellen Schmuck verbannte und alles
atur und das Gefühl zurückführte". Freilich müssen wir eingedenk
lle diese Neuerungen eigentlich nur glückliche Reproductionen des viel
n und entschiedeneren Vorgehens Gluck's waren, und daß Salieri's
771 geschrieben ist, also 4 Jahre nach Alceste und 9 Jahre nach
rn, die als Vorbild überall durchleuchten. Nach dieser Leistung, die
des Componisten zuerst in weitesten Kreisen zur Geltung brachte,
in den 70er Jahren eine Reihe von Buffoopern. Nachdem er 1774
des inzwischen verstorbenen Gaßmann zum k. k. Kammercompositor
Kapellmeister der italienischen Oper ernannt worden und sich später
adeligen Fräulein, namens Therese von Helfersdorfer verheirathet
er 1778 nach Italien, wo er die Bühnen von Mailand, Venedig
mit neuen Gaben seines Talentes schmückte. Nach zweijähriger Ab-
ieder in Wien angelangt, wußte ihn der Kaiser für seine Lieblings-
Nationalsingspiel, zu interessiren, und er erhielt von Joseph II. den
r Composition einer deutschen Oper, die 1781 unter dem Titel „der
ehrer" mit gutem Erfolg in Scene ging. Mit diesem zweiactigen
ar S. gegen Gluck's Pilgrime von Mekka in Concurrenz getreten,
hr darauf Mozart's Bräutigamsoper Belmonte und Constanze diese
nlichen Versuche in Schatten warf. Nur noch einmal seitdem hat
der Composition einer deutschen Oper beschäftigt. Es war dies die
Neger", die als seine letzte musikdramatische Schöpfung im J. 1804
an der Wien gegeben ward und seine Laufbahn als Opernsetzer beschließt.
ehr die italienische Bühne mit zahlreichen Werken, theils heiteren, theils
rakters bereichert, war er dem noch in den Windeln liegenden deutschen
ald nach seiner Geburt Pathe gestanden, so sollte jetzt der Anstoß zur
kühnsten Entfaltung der ihm innewohnenden Künstlerkraft kommen.
ter Aufschwung seines Talents erfolgte nun, wie ihn der Contact
anzösischen Bühne in dem vielseitig veranlagten Künstler hervorrief.
tler bei dieser entscheidenden Phase seines Schaffens spielte die Freund-

schaft Gluck's, der ihn für eine ehrenvolle und schwierige Aufgabe als
erkor. Schon 1769 war S. mit Gluck bekannt geworden und zu ih
„immer geliebt und aufgemuntert", in ein freundschaftliches Verhältn
Gleiche Ziele und Bestrebungen, sowie das tiefe Verständniß, welches
rege Italiener den Lehren des allberühmten pfälzer Meisters entg
knüpften dieses Band immer enger und inniger. Gluck hatte für
Académie de musique ein neues großes Werk, Hypermnestra, in Mus
Da jedoch mittlerweile durch einen Schlaganfall seine Gesundheit
worden, er in Jahren weit vorgerückt und den aufregenden Anstreng
sie das Schaffen eines so umfangreichen Werkes erforderte, nicht meh
war, so sah er sich außer Stande, selbst den von ihm eingegangenen
ungen zu genügen und wendete sich an S., seinen treuen Adepten, m
trage, an seiner Statt die Composition der fünfactigen Oper zu
Niemanden konnte dieser unerwartete Glücksfall gelegener kommen
S. erklärte sich sofort dazu bereit und vollendete unter den Augen und
des Schöpfers der beiden Iphigenien die Vertonung dieser Tragödie.
studirung des neuen Werkes reiste er nach Paris, wo er Anfangs J
eintraf und Zeuge des seltnen Erfolges war, den diese Oper bei
Aufführung am 26. April 1784 errang. Ueber die Autorschaft des
Theils war vor aller Welt ein geheimnißvolles Dunkel gebreitet we
den Theaterzetteln der ersten Aufführung waren Gluck und S. als
genannt. Erst nach der sechsten Vorstellung klärte sich der Sachv
ein Schreiben auf, das Gluck in das Journal de Paris einrücken ließ,
umwunden erklärt, daß die Musik der „Danaiden" einzig von S. her
Glück des Letzteren war nun gemacht, sein Ruf als dramatischer Co
immer festbegründet. Trotz der heftigen Verwahrungen der Piccini
errang das Werk einen glänzenden Erfolg und erhielt sich 44 Jahr
1828) am Repertoire der Großen Oper. Reich mit Ehren und G
(die Danaiden hatten ihm 15 000 Livres eingetragen) kehrte er nach
stadt zurück, wo sich ihm im nächstfolgenden Jahre die Gelegenheit
seiner Grotta di Trofonio mit Mozart's Figaro den Wettstreit un
des Publicums aufzunehmen, aus dem die Oper Salieri's als Sieger
Der rührige Venetianer scheint all' seinen Einfluß geltend gemacht zu
seiner Leistung den Vorantritt unter den Novitäten zu sichern, und wi
es ihm, sein Werk schon am 12. October 1785 zur Aufführung
während Mozart's Figaro, wiewol gleichzeitig beendet, sich bis 1.
gedulden mußte. Auch bei dem in der Orangerie zu Schönbrunn am
d. J. veranstalteten glänzenden Hoffeste standen sich die beiden To
Rivalen gegenüber. Zwei Operetten, Salieri's Prima la musica e p
und Mozart's Schauspieldirector, wurden da an einem und demselbe
dem kaiserlichen Lustschlosse gegeben, und diesmal scheint Mozart's
hast Widerpart geleistet zu haben. Anfangs August 1786 verfü
wieder nach Paris, um hier der Aufführung seiner Horatier in der
anzuwohnen. Der Erfolg war jedoch negativ. Schon nach drei A
ward diese Oper auf immer zurückgelegt, eine Schlappe, die seitens des
durch den bedeutenden Erfolg seines Tarare (erste Aufführung am 8.
Text von Beaumarchais) glänzend wettgemacht wurde. Dieses W
1826 das Repertoire der Pariser Großen Oper zierte, hat seinem
Ruhme die weiteste Verbreitung verschafft. Kaiser Josef war von d
einiger Stücke daraus so entzückt, daß er S. befahl, dieses Musikdr
italienische Oper umzuwandeln, in welcher Form es sich unter dem
rè d'Ormus bis um die Mitte unseres Jahrhunderts auf den deutsc

thält und lange als das Hauptwerk Salieri's galt, wiewol es in jedem Betracht
hinter seinen beiden erfolggekrönten Pariser Opern zurücksteht. Am 8. Januar
1788 ward Axur als „Freispectakel" gegeben. Die lebhafte Handlung und der
Reiz der gefälligen Musik erregten den höchsten Beifall, nicht zumindest des
Kaisers, dessen Lieblingsoper sie ward. Mozart's Don Giovanni, der am 7. Mai
hinterdrein kam, konnte dagegen nicht aufkommen und fand in dem durch die
Melodien des Spaniers Martin und Salieri's verwöhnten Wien kühle Aufnahme.
Mit diesem letzten vollen Triumph war auch Salieri's Rolle als dramatischer
Componist ausgespielt. Was er weiter schuf, es zählt nichts mehr in dem
Inventar seines künstlerischen Nachlasses. Zwar zeigt jedes seiner folgenden
Werke die Geschicklichkeit der Routine, aber weder Palmira noch Cesare in
Farmacusa oder Annibale in Capua weisen starke Spuren einer mehr als gewöhn-
lichen Erfindung auf, im Gegentheil macht sich in ihnen eine ziemlich flache
Sterilität breit, die Motive sind, ganz im Gegensatz zu den markanten Themen
der vorangegangenen Leistungen, meist weich und charakterlos. Daß er die
Lorbeern auf diesem Gebiet bereits ausgepflückt hatte, diese Erkenntniß muß S.
selbst gekommen sein, denn er zog sich anfangs des Jahrhunderts gänzlich von
der dramatischen Production zurück und fand in der Unterweisung jüngerer
Talente und der Aufmunterung, die er ihrem Schaffen zu theil werden ließ,
Ersatz für Bühnentriumphe, zu denen seine langsam abwelkende Phantasie nichts
mehr taugte. Seitdem ist noch manches weihevolle kirchliche Tonstück aus
seiner Feder geflossen (außer vielen kleineren Werken sind da namentlich mehrere
Te Deum, seine zur Feier der Proclamirung Franz I. zum Kaiser von Oesterreich
aufgeführte doppelchörige Messe und ein für sich selbst verfaßtes großes Requiem
zu nennen), für die Bühne aber hatte er endgültig seine Production sistirt. Ein
helles Licht auf seinen Charakter wirft seine emsige Sorge um die künstlerische
Ausbildung vielversprechender Talente. Niemand ist ihm deshalb zu aufrichtigerem
Dank verpflichtet gewesen als sein Schüler Josef Weigl, dessen Talent er von
Jugend auf alle nur denkbare Förderung angedeihen ließ. Vergessen wir ferner
nicht, daß kein Geringerer als Beethoven bei ihm Studien obgelegen, daß Schubert
in Unterricht genossen, Liszt von ihm seine theoretische Ausbildung empfing
und Meyerbeer ihm den wichtigen Rath dankte, nach Italien zu gehen. Schon
Jahre zuvor hatte er Winter auf die Wichtigkeit des gesanglichen Theiles
der Oper und der genauen Beachtung des scenischen Effects aufmerksam gemacht
und durch seine diesbezüglichen Rathschläge entscheidenden Einfluß auf dessen
Laufbahn genommen. Von seinem 16. Jahre an lebte S., einige italienische
Reisen und einen dreimaligen kurzen Pariser Aufenthalt abgerechnet, fast ununter-
brochen in Wien, wo er von 1788—1824 unter drei Monarchen die Stelle eines
Hofcapellmeisters versah und während der langwierigen Coalitionskriege
für die Composition von patriotischen Hymnen und Cantaten, wie der Tiroler
Landsturm (1799), Habsburg (1805) u. a. ebenso seine Loyalität gegen das
Herrschende Kaiserhaus wie seinen Patriotismus für das Reich bekundete, das
Beide so gefahrvolle Zeiten durchzumachen hatte. Einen verklärenden Schimmer
auf seine letzten Lebensjahre warfen der durchschlagende Erfolg, den seine Danaiden
bei ihrer Neuaufführung im J. 1817 in Paris erzielten, sowie die von wahrer
Verehrung durchdrungenen Glückwünsche, die ihm deshalb Männer, wie der
damals auf voller Ruhmeshöhe stehende Spontini, der jugendlich aufstrebende
Meyerbeer und viele andere zusandten. Auch der glänzende Beifall, den sein
Tarare in Paris im J. 1819 erhielt, konnte ihm die Befriedigung gewähren,
sein Streben, das er in seinen besten Jahren wacker bewährt, auch von später
folgenden Generationen mit Begeisterung geehrt zu sehen. Seit dem 70. Lebens-
jahre ging es mit seiner Gesundheit rasch bergab. Die Schwäche nahm immer

mehr überhand. Im October 1823 überfiel ihn eine Lähmung, sein Geist
wirr und beinahe fortwährend von schwarzen Bildern geängstigt, bis ihn
7. Mai 1825 der Tod von seinen Leiden erlöste. Bei dem Traueramt, da
der italienischen Kirche für seine Seelenruhe abgehalten wurde, gelangte sein
dahin geheim gehaltenes und eigens für seine Todtenfeier geschriebenes Req
zur Aufführung.

Ein schwerer Vorwurf hat lange Zeit auf S. gelastet, der häßliche Verd
daß er Mozart's Durchdringen als dramatischer Componist durch allerlei Intri
gehindert habe, daß er sozusagen der welsche Dämon gewesen sei, der d
deutsche Genie in ein frühes Grab gebettet. Ja man schreckte selbst davor
zurück, dem sonst so liebenswürdigen, geistreichen und bescheidenen Manne M
gedanken anzusinnen, und verstieg sich gar zur albernen Behauptung, er
Mozart aus Neid — vergiften lassen. Von allen diesen schwerwiegenden
schuldigungen ist indeß sogut wie nichts erwiesen. Daß Mozart, dieser leibha
Genius der Musik, ihm wie jedem andern damaligen Operncomponisten im
stand, ist natürlich. S. umsomehr, als Mozart in derselben Stadt wie er
schon großer Berühmtheit sich erfreuenden Meister als gefährlicher Rivale g
übertrat und offen den Concurrenzkampf mit ihm aufnahm. Daß angeß
dessen der schnell erregbare Italiener aus Selbsterhaltungstrieb gewiß sein
lichstes gethan hat, um nicht zu unterliegen, ist leicht begreiflich. Mitunter
auch wol sein leicht zur Heftigkeit aufgereiztes Temperament die stricte Gr
der bloßen Defensive übersprungen haben. Jedenfalls war er wachsam da
bedacht, die Herrschaft, die ihm die Gunst des Kaisers in musikalischen Di
verliehen, sich nicht gutwillig entwinden und durch die Erfolge des jüng
Salzburgers seinen mühsam gewonnenen Ruhm nicht verdunkeln zu lassen.
sicherlich eifrig bethätigte Sorge um Wahrung seines Interesses gibt aber
Recht, Salieri's Andenken zu verunglimpfen und ihm die Schuld an Moz
Mißerfolgen in die Schuhe zu schieben. Um Mozart im Beifall des damal
Publicums den Rang abzulaufen, dazu hat es nicht großer Anstrengungen t
voller Verschlagenheit bedurft. Eine so complicirte und von der herrsche
Mode so stark abweichende Musik, wie sie die Hauptwerke Mozart's enthal
braucht eo ipso Zeit, um sich allmählich das Verständniß für ihre tiefer lieg
Schönheiten zu erobern. Darum war sie der leichten, oberflächlicheren M
der italienischen Werke Salieri's und anderer transalpiner Meister gegen
von vornherein im Nachtheil. Eben die echte Tiefe und innerste Gediege
dieser Musik war ihrem augenblicklichen Erfolge hinderlich. Das gibt je
keinen Grund, gegen S. riskirte Anklagen zu erheben. Figaro und Don J
gefielen nicht, weil man sie einfach nicht verstand, und sie hätten nicht
gefallen und wären nicht eher verstanden worden, gleichviel, ob nun S. Moz
ergebenster Busenfreund oder just sein scheelsüchtiger Nebenbuhler gewesen.
spätern Jahren übrigens, als die Hitze der persönlichen Mitleidenschaft verra
war, fand sich auch S. gerne bereit, Mozart's Verdiensten uneingeschränktes
zu zollen, was um so bemerkenswerther ist, als ihm sowol als italienischem Op
setzer wie als treuem und überzeugtem Schüler Gluck's, von dessen scharf ra
nirenden ästhetischen Prinzipien er ganz durchdrungen war, die Mozart
Richtung in der Operncomposition ferne lag.

Was Salieri's Stellung in der Kunstgeschichte als dramatischer Comp
betrifft, so könnte es, da er für die italienische, deutsche und französische Bü
thätig war, im ersten Augenblick zweifelhaft scheinen, welcher Schule dieser vielse
Künstler seinen Hauptwerken nach anzureihen ist. Die genaue Kenntniß s
Partituren macht es indeß zur Evidenz klar, daß, was S. wahrhaft Gr
Gediegenes und Mustergiltiges geschaffen hat, in seinen französischen Musikdra

suchen ist. Die Danaiden und Tarare sind seine Meisterschöpfungen. Sie präsentiren das Höchste, was Salieri's Talent zu leisten fähig war. In ihnen begegnen wir Werken von streng einheitlicher Conception, echt dramatischem Empfinden, voll Kraft und Leidenschaft, von mächtigem Pathos und zuweilen hinreißendem Schwung durchweht. Als treuer Nachfolger Gluck's stellt er die volle Prägnanz des declamatorischen Ausdruckes obenan. Die Zuspitzung des dramatischen Accents ist da auf eine seltene Weise gelungen. Die Behandlung der musikalischen Form fügt sich ganz den dramatischen Erfordernissen, überall ist rasche Schlagfertigkeit das Ziel, dem S. zusteuert. Hier wie in den Horatiern nehmen wir die scharfe dramatische Atmosphäre, wie sie zu dieser Zeit nur die französische Oper kannte. Sehr grell von dem stolzen Ton dieser tiefgedachten, imposanten Leistungen sticht dagegen die wässerige Cantilenenflut der erdrückenden Mehrzahl seiner leicht gefügten italienischen Opernwaaren ab. Da geberdet er sich wie ein Löwe, dem die Zähne ausgerissen sind — recht freundlich, sanft und manierlich. Die Zeit dieser Werke, unter denen gleichwol einige Opern, unter den ernsten Armida, unter den komischen La Grotta di Trofonio hervorragen, ist endgiltig verrauscht. Mit der Mode, der allein sie dienten, sind sie für immer entschwunden. Wer nur sie kennt, muß, wie es bisher beinahe stets geschehen ist, in seinem Urtheile über diesen Componisten fehl gehen. In dieser rein musikalischen Sphäre ward S. als geborenem Charakteristiker nicht wohl. Das war nicht das seinem hoch veranlagten Talente entsprechende Terrain. Ganz anders in den Producten, womit er die Pariser Bühne beschenkt. Ist er in seinen italienischen Werken meist nur Mitläufer in der Schaar der neapolitanischen Opernproducenten, denen er in melodiöser Anmuth und Leichtigkeit nachzustreben sich abmüht, so finden wir da einen hochernsten dramatischen Musiker, der, wie nur je einer, bleibenden Nachruhms würdig ist.

J. F. v. Mosel, Ueber das Leben und die Werke des A. Salieri, Wien 1827. — J. Fr. Rochlitz, für Freunde der Tonkunst, Bd. IV, 1832. — M. Dietz, Geschichte des musikal. Dramas in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787—95), Wien 1885.

Dietz.

Salig: Christian August S., bekannter Kirchenhistoriker und Schulmann des 18. Jahrhunderts, wurde in Domersleben bei Magdeburg als der Sohn des Predigers Christian S. am 6. April 1692 geboren. Vom Vater, welcher früher Lehrer an einem Magdeburger Gymnasium gewesen war, überaus sorgfältig unterrichtet, konnte er bereits den Pentateuch und das neue Testament in den Ursprachen verstehen, als er 1704 der Klosterschule in Bergen bei Magdeburg übergeben wurde. Hier namentlich in den alten Sprachen vorzüglich gefördert, bezog er zu Michaelis 1707 als 15jähriger Knabe die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Mit Eifer trieb er außer den eigentlichen Fachstudien namentlich die morgenländischen Sprachen und Geschichte, aber auch Mathematik, selbst die Rechte und Medicin; an den religiösen Versammlungen bei Aug. Herm. Francke nahm er als „pietatis assiduus cultor" regelmäßig Theil. Im Herbste 1710 siedelte er nach Jena über, um hier vornehmlich mit Kirchengeschichte, rabbinischen und talmudischen Studien, daneben aber auch mit Physik sich zu beschäftigen. 1712 erlangte er die philosophische Magisterwürde und kehrte dann in die Heimath zurück, um sich hier weiter auf ein geistliches Amt vorzubereiten. Aber schon 1714 habilitirte er sich in Halle und hielt philologische, philosophische, theologische und geschichtliche Vorlesungen. Seine erste, damals veröffentlichte Schrift, die „Philosophumena veterum et recentiorum de anima et eius immortalitate", brachte S. in nähere Verbindung mit Christian Thomasius, der ihn

zu wissenschaftlichen Hülfsarbeiten, besonders für die „Nachrichten über die thomasische Bibliothek", und zur Theilnahme an seiner Societät heranzog. Gleichzeitig gewann ihn N. H. Gundling für die „Neue Hallische Bibliothek" als eifrigen Mitarbeiter, namentlich für das Gebiet der Kirchen- und Litterargeschichte. Die akademische Thätigkeit endigte 1717, als S. einen an ihn ergangenen Ruf in das Conrectorat am Gymnasium in Wolfenbüttel — hauptsächlich auf den Rath A. H. Francke's — annahm; am 5. Juli trat er dieses Amt an, welches er bis an seinen Tod geführt hat. In diese Zeit fällt nun eine Reihe werthvoller Arbeiten kirchengeschichtlichen Inhalts: „De Eutychianismo ante Eutychen" 1723, welche Schrift ihn in den Verdacht des Nestorianismus brachte und ihn in mancherlei Streitigkeiten verwickelte; „De Diptychis veterum tam profanis, quam sacris" 1731; „Vollständige Historie der Augspurgischen Confession und derselben Apologie" 1. Theil 1730, 2. Theil 1733, 3. Theil 1734; ferner die dreibändige „Historie des Tridentinischen Concils", von der nur der erste Theil noch bei Lebzeiten Salig's erschien, die beiden anderen nach seinem Tode von Baumgarten herausgegeben wurden. Eine selbständige „Historia Eutychianismi" hatte S. bereits 1727 für eine Buchhandlung in Leyden und Duisburg vorbereitet, das Werk erschien aber nicht. Die ihm vielfach zugeschriebene Schrift „Linguae apostolorum dissectae redintegratae" 1727 ist nicht von ihm, sondern von Micha Erich Solecht. — S. starb in Wolfenbüttel im Sommer 1738.

J. A. Ballenstedt, De vita et obitu Chr. A. Saligii epistola. 1738. — Jöcher, IV, 54 f.

R. Hoche.

Salingré: Hermann S., Berliner Possenschriftsteller, ist am 17. Mai 1818 geboren. Er war in der Zeit von Mitte der fünfziger bis Mitte der sechziger Jahre einer der beliebtesten Autoren seines Genres; er hat die Wanderung der Berliner Localposse, nachdem sie durch Kalisch im Königstädtischen (1853 eingegangenen) Theater eingeführt worden war, durch das Meyselsche, das Friedrich-Wilhelmstädtische, bis ins Wallner-Theater mitgemacht. S. hatte nicht viel gelernt, aber er hatte das Bestreben, sich weiter zu bilden, und er war ein kreuzbraver, allzeit lustiger Kumpan. Als neunzehnjähriger junger Mensch, in einem Berliner Kaufmannshause angestellt, hatte er die Bekanntschaft einiger Schauspieler gemacht und war durch diese veranlaßt worden, seinen oft in Gesellschaft belachten Mutterwitz in einem kleinen Theaterstück, „Blauer Montag" betitelt, zu versuchen. Das Stück wurde im August 1852 im Meyselschen Sommertheater aufgeführt und gefiel. Von da ab blieb S. bei dem lustigen Geschäft. Er konnte wol kaum selbständig die Handlung eines Stückes erfinden, aber er benutzte mit viel Geschick französische Stoffe und localisirte die damals in Wien erscheinenden Schwänke und Possen von Berg, Langer u. a. S. kalauerte mit unglaublicher Kühnheit, ohne den geringsten Respect selbst gegen das ehrwürdigste Alter eines Scherzes; daneben hatte er ein ausgesprochenes Talent für die pointenreiche Zuspitzung des Couplets. So brachte er eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Possen — wol an 30 — auf die Bühne und meist mit Erfolg. Die bekanntesten, noch jetzt hin und wieder aufgeführten Stücke von ihm sind: „Lech-Schulze", „Des Friseurs letztes Stündlein", „Sachsen in Preußen", „Abtheilung V, Zimmer IV für Bagatellsachen", „Die Afrikanerin in Kalau" und „Die Reise durch Berlin in 80 Stunden". Die letzten Jahre seines Lebens mußte der Arme in Blindheit zubringen, auch ein anderes schweres und schmerzhaftes Leiden hatte ihn befallen, er starb am 4. Februar 1879 in Berlin. Die einzige Tochter Salingré's ist die Gattin des Pianisten Eugen d'Albert.

Adolf L'Arronge.

alis: Herkules v. S., geboren 1565; † am 27. September 1620. —
en Familien Graubündens, die seit dem 13. Jahrhunderte in ihrer Ge-
folge bekannt sind und bis auf unsere Zeiten für ihre Heimath von
Bedeutung wurden, stehen die v. Planta und v. Salis allen voran.
vorragende Persönlichkeiten dieser Namen bewegten sich die Geschicke des
seit Mitte des 16. bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts und zugleich
ite beiden Familien stets eine ungemeine Anzahl von Männern, die sich
lande, zumal in Kriegsdiensten, in Frankreich, Oesterreich, Venedig, in
derlanden, in Spanien, Sardinien und Neapel auszeichneten. Die S.,
ltester bekannter Sitz die Burg Castellatsch bei Soglio im Bergell war,
sich schon vor dem Jahre 1300 in zwei Hauptstämme, aus deren einem
ch die Nachkommen dreier Brüder, der Söhne Gubert's, welcher 1499
wabenkrieg für sein Land focht, den Namen der Familie in verschiedenen
bis auf die Gegenwart brachten. Von dem ältesten Bruder Rudolf (dem
, der 1515 als Anführer der Bündner bei Marignano fiel, stammen
Marschlins; vom zweiten, Andreas († 1549), die Freiherren und die
von S.-Zizers und die zahlreichen S.-Soglio; vom jüngsten, Dietegen,
im Sturm der Bündner auf Morbegno gefallen, die S.-Seewis. —
es v. S., geb. 1565, ein Urenkel Rudolf's, war der Sohn des kaiserlichen
Abundius und einer Gräfin Martinenga. In Chiavenna und in
im Veltlin erzogen, in Heidelberg und Tübingen ausgebildet, ließ er
s in Grüsch im Prättigau nieder, der Heimath seiner Gattin Marga-
t (daher seine Söhne die S. von Grüsch hießen), trat 1591 in öffent-
nter und wurde neben Johann Guler von Weineck (s. A. D. B. X, 115),
der Margarethens, und seinem Verwandten, dem Obersten Baptist
oglio (geb. 1571, † 1639), eines der Häupter der protestantischen
, die im Gegensatz zu den Katholiken und deren Führern, Pompejus
olf v. Planta, in Frankreich und Venedig natürliche Verbündete des
gegenüber Oesterreich und der spanischen Macht in Mailand erblickten.
nstigten die Bewerbung des venetianischen Gesandten Padavino um ein
der Republik mit Graubünden, das am 5. August 1603 zu Stande
o standen unter den bündnerischen Gesandten voran, die dasselbe am
br. in Venedig mit dem Dogen Marinus Grimano beschworen. Herkules
ar der Sprecher der Gesandtschaft und wurde, wie auch seine beiden
, mit der Ritterwürde von St. Marcus beehrt. Der abgeschlossene
hatte freilich nicht die Wirkungen, welche sich seine Beförderer versprachen.
panien antwortete darauf durch Erbauung der Bünden bedrohenden
entes an den Eingängen des Veltlins und es blieb nicht nur die Pro-
gegen dieses Unternehmen vergeblich, mit welcher Herkules v. S. an
e einer Gesandtschaft bei dem spanischen Statthalter in Mailand er-
ndern auch in Venedig fand sich keine Hülfe dagegen. Umsonst bemühte
der schon im December 1603 wieder dahin beordert wurde und zwei
lang sich in Vorstellungen erschöpfte, die Republik zu entschiedenen
gegen Spanien zu bringen. Mehr Befriedigung fand er im Januar
ls König Heinrich IV. von Frankreich in Sedan einer bündnerischen
chaft, an deren Spitze wieder S. stand, Verheißungen nachdrücklicher
zung für ihr Land ertheilte. Indessen entwickelte sich aus diesen äußeren
gen der drei Bünde in ihrem Innern eine immer heftigere Parteiung
olgte im J. 1607 der Ausbruch einer Volksbewegung, in welcher zunächst
sch-österreichisch gesinnte Faction die Oberhand gewann. S., der zu
des Jahres neuerdings nach Venedig gegangen war, sah sich genöthigt,
er u. A., der Gewalt der Bewegung zu weichen und den heimathlichen

Boden für einmal zu meiden; ein Oberstenpatent, das er sich von der Re
Venedig ausgewirkt hatte, fiel von selbst dahin, da die Sieger in Bünde
Werbung für dieselbe aufs strengste verboten. Als die schlimmsten Au
vorüber waren, ließ S. sich bei Chiavenna nieder. Hier, in der ennetbir
Grafschaft, sah er sich dem Getriebe der Parteien ferner, als in Bünden
Ruhiger verflossen ihm hier die Tage, auf dem von seinem Großvater H
erbauten Landsitze „Paradies". Jugenderinnerungen zogen ihn hieher u
seinen frühesten und niemals aufgegebenen Beziehungen zu diesen südlichen
schaften hängt es wohl auch zusammen, daß er so vorzugsweise die Verbi
der Bünde mit Venedig vertrat und pflegte. Ein Jahrzehnt 1609—19
er in der Stille zu; an den Tusiser Vorgängen von 1618 erscheint er ni
theiligt. Mit Wachsamkeit aber verfolgte er den Gang der öffentlichen
und gab 1619 den Häuptern der Bünde die erste Nachricht von den Um
im Veltlin, welche die Losreißung des Landes von Graubünden vorzub
begannen; eine Warnung, die freilich keinen Glauben fand. Als im Mai
die Anzeichen sich mehrten, das Gerücht eines bevorstehenden Anschlages a
Reformirten im Veltlin sich zäher verbreitete und auch in Chiavenna Aeh
zu befürchten schien, eilte S. nach Chur, wo man bald die Richtigkeit
Mittheilungen erkennen mußte. Denn am 19. Juli 1620 begann der
liner Mord" und binnen zwei Wochen sahen sich die Bündner des Ve
der Grafschaft Bormio und des Münsterthales beraubt und die abgerissen
biete theils unter Spaniens Schutz und Einfluß, theils in Oesterreichs
stehend. Nur mit Mühe blieb Chiavenna behauptet. S. und seine Söh
theiligten sich nun an den Bestrebungen der Graubündner, vor allem d
gefallene Veltlin wieder zu erobern. Sie schlossen sich auch dem Krie
an, den dieselben, nach dem Mißlingen eines ersten Versuches, im August
mit Beihülfe von Zürich und Bern unternahmen, um sich des Landes
zu bemächtigen. Als das vereinigte Heer des Gotteshaus-, des Zehnger
bundes und der beiden Städte aus dem Engadin ins Thal von Livign
überstieg und in heftigen Kämpfen die Veltliner und Spanier bis Bormio
warf, am 3. September dieses Ortes sich bemächtigend, wurden S. und
stantin v. Planta nach Venedig abgeordnet, um von der Republik Unterst
des vereinigten Heeres durch Verabfolgung von Geschütz, Munition und Pr
zu erwirken. Ueber den Monte Gabbia gelangten sie ins Val Camonic
bewogen daselbst den venetianischen Proveditore Paruttа zu vorläufiger Se
einiger Munition nach Bormio. Allein Krankheit hatte jetzt S. ergriffen
zögerte seine Weiterreise und als er, endlich in Venedig angelangt, d
Nachricht von der blutigen Niederlage erhielt, welche das verbündete He
11. September vor Tirano traf und zu schleunigem Rückzuge aus dem
nöthigte, erlag er, kummervoll, am 27. September seiner Krankheit in
wart seines zweiten Sohnes Abundius, der ihn von Bormio aus begleitet
Auf Kosten des Senates einbalsamirt und in der Servitenkirche vorläuf
gesetzt, wurde die Leiche nach fast dreißigjähriger Ruhe im Mai 164
Venedig nach Soglio in das Erbbegräbniß der Familie übergeführt.

Rudolf, Freiherr v. Salis, in Grüsch im Prättigau geb. 1589,
29. October 1625, war der älteste Sohn des 1620 in Venedig gesto
Ritter Herkules. Im J. 1600 durch Testament eines Großoheims, des
lichen Obersten, Geheimenraths und Reichsfreiherrn Rudolf, Erbe von
Freiherrntitel und zugehörigem Fideicommiß, erhielt der junge S. eine sch
fältige Erziehung, bezog im Herbst 1606 mit seinen nächstfolgenden B
Abundius und Ulysses (s. S.-Marschlins) die Universität Heidelberg
Leitung eines flämischen Hofmeisters, Baptista Malleray, und verweilte h

die Jünglinge am kurfürstlichen Hofe Zutritt fanden, über ein Jahr lang. Dann zogen die Brüder nach Frankreich. In Paris nahm der Herzog von Bouillon, gemäß einem 1606 dem Vater gegebenen Versprechen, den jüngsten, Ulysses, als Pagen in sein Gefolge auf; Rudolf und Abundius wandten sich zu Studien nach Orleans und kehrten nach einem 1608 unternommenen Besuche Englands und der Niederlande heim. Im Juni 1611 gab die Vermählung des jungen Freiherrn Rudolf mit der Tochter des Obersten Hartmann v. Hartmannis zu einem glänzenden Feste in Grüsch Anlaß, wohin der Vater des Bräutigams die Häupter aller Parteien im Lande geladen hatte. Dieselben fanden sich in großer Menge ein und es schien dem Ritter Herkules gelungen, eine patriotische Einigung unter den Versammelten erzielt zu haben. Allein diese dauerte nicht lange und die von Venedig angestrebte Erneuerung seines ablaufenden Bundes mit Graubünden im J. 1613 gab zu neuen und heftigen Reibungen zwischen den sich bekämpfenden Einflüssen Venedigs, Frankreichs, Spaniens und ihrer Anhänger im Lande Veranlassung. R. v. S., wie sein Vater Venedig zugeneigt, scheint noch nicht besonders hervorgetreten zu sein; aber er begünstigte doch das gegen des Vaters Willen laufende Unternehmen seines Bruders Ulysses, als dieser ungeachtet des strengen Verbotes aller Werbungen für Venedig sich 1616 vom Gesandten der Republik, Padavino, ein Hauptmannspatent erwarb und ca. 300 Mann Angeworbener ins Venetianische führte. Inzwischen wurde R. zum Vorsteher (Hauptmann) des Gerichts Schiers und Seewis, zu welchem Grüsch zählte, erwählt, ging als Vertreter des Zehngerichtenbundes in der Gesandtschaft mit, welche die drei Bünde nach dem Strafgerichte von Tusis im November 1618 an die Eidgenossen nach Baden sandten, um einer Einmischung der Letztern in die bündnerischen Angelegenheiten vorzubeugen, und führte als Hauptmann seines Gerichtes die Mannschaft desselben in den Bewegungen der beiden folgenden Jahre, im Herbst 1619 in den Vorgängen um Chur bei Anlaß des Planta'schen Strafgerichtes daselbst und im Sommer 1620 in den Feldzügen im Misox und Veltlin. In den Gefechten im Thale von Livigno, bei Pedenos, bei der Einnahme von Bormio und dem Zuge nach Tirano stand S. unter den Befehlen des Obersten Guler und beim Angriffe auf Tirano voran; mußte aber nach dem unglücklichen Ausgang des Treffens dem Rückzuge des Heeres aus dem Veltlin folgen. Vergeblich trat er dann dem Unternehmen der Mörder des Pompejus Planta entgegen, als ihm ihr blutiges Vorhaben in dem Augenblicke kund wurde, da sie sich zu dessen Ausführung in Bewegung setzten; aber mit der Fahne seines Gerichtes schloß er sich dem Zuge der Gotteshaus- und des Zehngerichtenbundes an, durch welchen im März 1621 die Oberbündner unterworfen und die bei ihnen befindlichen, von Oberst Beroldingen befehligten Truppen der fünf katholischen Orte aus dem Lande vertrieben wurden. S. vertrat nun sein Gericht auf dem Bundestage zu Ilanz, der für den Augenblick ganz Graubünden wieder vereinigte. Aber dem verhängnißvollen Plane des jüngeren Guler und Jenatsch's, sich nun auch des Veltlins wieder zu bemächtigen, widersetzte sich S. aufs entschiedenste, verlangte, als man zur Ausführung schritt, daß Schiers und Seewis sich einen andern Hauptmann wähle, und nur die Weigerung der beiden andern Gerichte im Prättigau, in diesem Falle mitzuziehen, nöthigte ihn schließlich an dem Unternehmen sich zu betheiligen. Wie er es vorausgesehen, endigte dasselbe nicht nur mit dem ruhmlosen Rückzuge der Bündner schon aus Bormio, sondern es folgte diesem die Besetzung des Veltlins und der Grafschaft Chiavenna durch Spanien, des Unterengadins und des Zehngerichtenbundes durch Oesterreich auf dem Fuße nach. Jetzt verließ S. mit den Seinigen und seinen Brüdern unter dem Schutze des von Maienfeld abziehenden zürcherischen Regiments Steiner die Heimath, wo Baldiron's Truppen

das Prättigau und insbesondere Grüsch, Schiers und Seewis mit grausamer Unterdrückung heimsuchten und das Salis'sche Haus in Grüsch plünderten. Während Abundius nach Appenzell ging und dann mit einem Schutzbriefe von Baldiron versehen heimkehrte, Ulysses in der Pfalz in Mansfeld's Dienste trat, blieb Rudolf v. S. in Zürich bis zu dem Augenblicke, wo der Aufstand der Prättigauer gegen ihre Peiniger, Baldiron's Soldaten und Capuziner, im April 1622 das Zeichen zur Befreiung Bündens gab. Herbeieilend wurde S. von den Aufständischen sofort zum Führer erkoren und leitete nun als Oberbefehlshaber den Krieg der Bündner gegen Baldiron, durch welchen dieser gezwungen wurde, Maienfeld, Chur, Tiefenkasten, zuletzt alle bündnerischen Thäler diesseits der Alpen mit seinem Heere zu räumen. Als der allgemeine Bundestag am 27. Juni 1622 in Chur zusammentrat, die alten Bünde wieder beschwor und die von ihm beschlossene Aufstellung von 3600 Mann S. das Mittel gab, auch noch das Unterengadin den Oesterreichern zu entreißen, konnte der 32jähr. General mit Recht als der Befreier seines Vaterlandes gelten. Aber das Münsterthal lag noch in Oesterreichs, Chiavenna in Spaniens Händen, Veltlin und Bormio blieben unter dem Schutze des Letztern abgetrennt von den Bünden und die augenblickliche Weltlage hatte die Graubündner begünstigt. Ihnen war der Sieg Mansfeld's über Tilly bei Wiesloch, die Beschäftigung der kaiserlichen und liguistischen Heere durch Christian von Braunschweig und König Friedrich von Dänemark zu Statten gekommen. Langsam, aber nur um so sicherer, bereitete Oesterreich inzwischen die Wiederunterwerfung des befreiten Landes vor. Mit Uebermacht begann Ende August 1622 der Wiedereinmarsch der Oesterreicher ins Unterengadin und folgte in den ersten Septembertagen die Wiederbesetzung von Davos, Prättigau, Marienfeld und Chur, während der Erzherzog Leopold, Regent der vordern Lande, auf dem Congresse zu Lindau, der angeblich zu Friedensunterhandlungen von ihm einberufen war, die mittlerweile Unterworfenen nöthigte, ihre völlige Abhängigkeit von seinem Willen im Vertrage vom 30. September förmlich zu besiegeln. Bis zum Verzweiflungskampfe der Prättigauer bei Mezzaselva stand S. treu ausharrend an der Spitze seiner Landsleute. Jetzt wanderte er zum zweiten Male in freiwillige Verbannung nach Zürich. Nur der eine Gedanke erfüllte ihn fortan, die Wiederbefreiung seines Vaterlandes zu erreichen, und da sich dazu nur Aussicht bot, wenn Frankreich sich der Bündner ernstlich annehmen wollte, so wandte sich S., wie andere seiner Schicksalsgefährten, dem Bestreben zu, diese Hülfe für sein Land zu gewinnen. Fest wies er alle Lockungen Oesterreichs zurück, ihn durch glänzende Versprechungen auf seine Seite zu ziehen; er ermahnte die Prättigauer, in der Treue am Vaterlande und in ihrem evangelischen Glauben bis zu dem nahenden Augenblicke auszuharren, der ihnen Erlösung bringen würde, und stellte sich, als derselbe erschien, unter den Vordersten in die Reihen. Als Frankreich, mit Venedig und Savoyen verbunden, sich entschloß, die Spanier und Oesterreicher durch ein Heer in seinem Solde unter dem Befehl des Marquis de Coeuvres aus Graubünden zu vertreiben, da strömten den auch in der Eidgenossenschaft eröffneten Werbungen vor allem die bündnerischen Ausgewanderten zu. Den französischen Regimentern gesellten sich je eines aus Zürich, Bern, Wallis, Glarner Truppen und ein bündnerisches Regiment von zehn Fahnen bei, an dessen Spitze Rudolf v. S. als Oberst trat. Es war bestimmt, die Vorhut zu bilden. S. erhielt von Coeuvres den Befehl, sich am 28. October der Rheinbrücke unweit Maienfeld und des Luzienſteigs zu bemächtigen. In der Nacht vom 26. auf den 27. brach er von Zürich auf, sammelte am 27. sein Regiment in Niederurnen, wo zwei Fahnen Glarner sich anschlossen, und führte am folgenden Tag seinen Auftrag durch. Die Rheinbrücke, das Städtchen Maienfeld, der Luzienſteig und

die Clus am Eingange des Prättigau wurden besetzt und bei der Brücke legten die ihm mitgegebenen französischen Ingenieure die zur Behauptung derselben dienende Rheinschanze an. 1800 Mann stark, schwor bei der darauf folgenden Musterung das Regiment S. den drei zu Bündens Befreiung alliirten Mächten. Und als Coeuvres mit der Hauptarmee nachkam, folgte die Vertreibung der Oesterreicher aus dem Prättigau und Davos, der Zusammentritt des Landtages in Chur, die Einnahme des Unterengadin und des Münsterthales, diejenige von Bormio und Veltlin durch das vereinigte Heer. Ueberall war S., dem sein Bruder Ulysses als Obristlieutenant zur Seite stand, mit seinem Regimente voran, auch in den hartnäckigen Kämpfen mit den Spaniern in Chiavenna, die im Frühjahr 1625 an den Grenzen der Grafschaft und des Veltlins stattfanden. Hier aber ergriffen auch ihn die den Truppen verderblichen Fieber, krank ging er im Sommer 1625 zuerst nach Zürich und dann nach seiner Heimath zurück, wo er am 29. October in Malans der schleichenden Krankheit erlag. Sein frühes Ende ersparte ihm den Schmerz, Bündens tiefste Leiden im J. 1629 zu erleben. Von seinem einzigen Sohne Herkules († 1674) ging sein Freiherrntitel auf die Nachkommen seines Bruders Abundius und 1732 auf diejenigen des Ulysses über.

Ulysses v. Salis-Marschlins, geboren 1594, † am 3. Febr. 1674 in Marschlins unweit Chur. — Dritter Sohn des Ritter Herkules († 1620), 1607—1611 Page des Herzogs von Bouillon, 1611 Zeuge des Hochzeitfestes in Grüsch (s. Rudolf v. S.), 1616—1619 als Hauptmann einer von ihm geworbenen Compagnie Bündner im venetianischen Dienst, nahm U. v. S. im Mai 1619 unter Oberst Baptist v. S. an der Spitze der Bergeller sub porta an der Erhebung gegen das Strafgericht in Chur theil, dankte seine mittlerweile von Venedig entlassene Truppe in Chiavenna ab und entging im folgenden Jahre glücklich dem Veltliner Blutbade (20. Juli 1620) durch Berufung zur Führerschaft der Bergeller im Zuge nach Misox, die ihn kurz zuvor in Sondrio erreichte. Unmittelbar nachher mit dem Obersten Baptist v. S. und den Bergellern über den Murettopaß bis Sondrio vorgedrungen, fand S. dort seinen Schwäher ermordet, seine Gattin und seine zwei Knaben aber wohlbehalten, sandte sie unter sicherem Geleite ins Engadin, deckte den Rückzug der Bündner ebendahin und schloß sich etwas später dem vereinigten Heere der Bündner und Züricher und Berns an, im Augenblicke, als dasselbe am 3. September 1620 in Bormio eingerückt war. Er fand seinen Vater bereits nach Venedig abgereist, wurde beim Vorrücken des Heeres bis Mazzo von Oberst Guler befehligt, über den Mortirolopaß ebenfalls ins Val camonica und nach Venedig zu gehen, von den aufständischen Bauern aber, ehe er noch die Paßhöhe erreichte, zurückgetrieben und mußte sich dem vor Tirano geschlagenen Heere zum Rückzug nach Bormio und ins Engadin anschließen. Im Frühjahr 1621 am Zuge gegen die Oberbündner unter Jenatsch betheiligt, wurde er zur Zeit des Bundestages von Ilanz mit 200 Mann nach Chiavenna gesandt zur Verstärkung der unter Oberst Baptist v. S. dort stehenden Besatzung, vertheidigte unter demselben die Grafschaft im Herbst 1621 gegen die herannahende spanische Armee, mußte aber vor der Uebermacht weichen, ging nach Grüsch zurück, nahm an seines Bruders Rudolf Kampfe gegen die Oesterreicher im Prättigau theil und verließ mit demselben und ihrer beider Familien am 28. October die Heimath, um in Zürich eine Zuflucht zu finden. Thatendurst und Erwerbslust führten aber U. sofort unter die Fahnen Mansfeld's in der Pfalz und als ihm dort Ende Mai 1622 ein Schreiben des bündnerischen Kriegsrathes die Nachricht von der Erhebung des Landes unter seines Bruders Rudolf Führerschaft und die Aufforderung zur Heimkehr brachte und er mit seiner Compagnie dem Rufe zu folgen sich beeilte,

traf er Bünden bereits wieder vom österreichischen Heere des Grafen von
und Baldiron's großentheils eingenommen und kam nur gerade noch recht
genug an, um am letzten Kampfe im Prättigau theil zu nehmen und mit se
Bruder Rudolf zum zweiten Male ins Exil zu wandern. Erst 1624—
ward ihm vergönnt, aufs neue für sein Vaterland zu kämpfen. In der
von Coeuvres, die Frankreich nach dem Veltlin und Chiavenna sandte,
U. als Oberstlieutenant im Bündner Regimente seines Bruders Rudolf
wurde nach dessen Tode Oberst des Regimentes. Unermüdlich war hier sein
theil am Kriege gegen die Spanier längs den Grenzen der beiden Herrsch
gegen das mailändische Gebiet. Als aber der Vertrag von Monsonio (5.
1626) die Räumung Bündens durch Frankreich anbahnte und Coeuvres
zur Auflösung seines Heeres erhielt, wurde auch das Regiment S. abge
(15. März 1627). Die Gunst von Coeuvres und von Richelieu verschafft
S. eine Compagnie in der königlichen Schweizergarde in Paris und den
zu Werbung derselben in Bünden in der Stärke von 200 Mann, die
Grüsch musterte und am 27. Mai 1627 nach Frankreich führte. Zwei
hindurch führte er dieselbe, vor La Rochelle und in Feldzügen im Piemont
Frankreich den Kaiser im Frieden von Chierasco (6. April 1631), zu Räu
Graubündens, das er seit 1629 besetzt hielt, verpflichtete und einer abermo
Besetzung des Landes durch die Oesterreicher wirksam zuvorzukommen bes
Am 12. October 1631 erhielt Oberst U. v. S. in Fontainebleau vom K
den Befehl, nach Bünden zu eilen, den französischen Oberst Landé, der dor
vertragsgemäße Schleifung der von den Kaiserlichen angelegten Festungswer
controliren hatte, anzuweisen, daß er sich sofort der Eingänge ins Land
sichere, und selbst zu dessen Vertheidigung 3000 Mann in den Bünden
werben. Drei Regimenter wurden aus denselben gebildet, von denen S.
als Oberst befehligte. Zu seinem Oberstlieutenant wählte er, seinem mü
lichen Oheim Guler zu Liebe, dessen Sohn Johann Peter. Noch während
Werbung wurde der Luzienſteig besetzt und die vergrößerte Rheinschanze
theidigungsfähig gemacht. Gegen Ende 1631 erschien in Chur Herzog He
von Rohan, den Frankreich zum Oberbefehlshaber der aufgestellten Truppe
stimmt hatte, die Bündner als solchen anerkannten und der im Februar
auch den Titel eines außerordentlichen Gesandten Frankreichs erhielt. Er
stärkte die drei bündnerischen Regimenter von 7 auf 10 Fahnen und ihne
sellten sich zwei Regimenter französischer Infanterie und zwei Schwad
Reiterei aus Frankreich bei. Aber von der von den Bündnern gehofften W
eroberung der bündnerischen Herrschaften Bormio, Veltlin und Chiavenna
einstweilen nicht die Rede. Müßig und zur Beschwerde der Einwohner,
richtig besoldet, lagen die Truppen bis Anfang 1635 im Lande. S. benutz
Zeit, 1633 das unbewohnte Schloß Marschlins in der Nähe von Chur
kaufen, die Gebäulichkeiten größtentheils niederzureißen, neu aufzubauen,
liegende Güter zu erwerben und mit Fruchtbäumen zu bepflanzen und
sich und die Seinigen das Heim anzulegen, nach welchem er und seine
kommen fortan den Namen Salis von Marschlins führten. Im März
traf endlich der erwünschte Befehl zur Besetzung der bündnerischen Herrsch
von Paris, wohin Rohan beschieden worden war, bei der Armee ein. Al
selbe am 24. März unter dem Befehl von Rohan's Stellvertreter Lecqu
ihren Eilmärschen über das Gebirge aufbrach, war S. glücklich genug, von
schweren Erkrankung gerade so weit genesen zu sein, daß er sich zu Pferde
und an der Spitze seines Regimentes nach Chiavenna mitziehen konnte,
seine Bestimmung lautete. Auf dem ihm wohlbekannten Schauplatze ent
sich jetzt seine Thätigkeit, unter unerwartet rascher Erholung seiner Kräfte.

der nach ein paar Wochen der Armee folgte, wies S. die besondere Aufgabe zu, die Grafschaft Chiavenna gegen die Spanier zu vertheidigen, und während der zweijährigen Feldzüge des Herzogs im Veltlin kam S. dem erhaltenen Auftrage mit Auszeichnung nach. Anfänglich befehligte er die Truppen, die an den Grenzen der Grafschaft um den See von Mezzola mit Graf Serbelloni's spanischer Armee gegenüber in dauernden Kämpfen standen. Er erwarb sich dabei besonders durch einen Angriff auf Pratella und Francesca im April 1636, den der Herzog vom Veltlin aus unterstützte, großes Lob und Gunstbeweise König Ludwig's XIII. Später erhielt S. das ruhigere Commando in Chiavenna selbst, dessen Befestigung er verstärkte. Mit ausharrender Treue blieb er Rohan ergeben, auch als — schon frühe — die Umtriebe von Jenatsch und Anderen begannen, die auf die Vertreibung der Franzosen und Verständigung mit Spanien und mit Oesterreich zielten (s. Jenatsch, A. D. B. XIII, 763 ff.). Auch in der Katastrophe, deren Opfer schließlich der edelmüthige Herzog wurde, gab S. die ihm von demselben anvertraute Feste nicht eher in die Hände der Bundeshäupter, als bis ihn Rohan selbst am 26. März 1637 seines Eides entlassen hatte. Noch im letzten vertrauten Rath, den der Herzog vor seinem Abzuge aus Chur mit einigen seiner obersten Officiere hielt, pflichtete S. dem Vorschlage bei, die Gegner durch Ueberraschung niederzuwerfen. Der Herzog wollte aber lieber sich selbst als das Land opfern und als er Bünden am 5. Mai 1637 verließ, zog sich S. nach Marschlins zurück. Indessen wußte man in Paris sein Verhalten wohl zu schätzen und schon im Juli rief ihn der König dahin, wo er nun das Commando seiner und anderer Gardecompagnien übernahm und seine Söhne Herkules und Joh. Baptist Eintritt in dieselben fanden. In dieser Stellung nahm S. an den französischen Feldzügen in Flandern theil und begleitete den König auf dessen Reisen in den nördlichen und östlichen Grenzprovinzen bis 1640, stets in besonderer Gunst bei Ludwig XIII. wie bei Richelieu und vielen Großen. Im Februar 1640 auf Urlaub nach Hause gegangen, wurde er daselbst im Juli 1641 durch einen königlichen Erlaß überrascht, der ihn zum Maréchal de camp ernannte und aufforderte, mit diesem Range in das Heer des Grafen d'Harcourt in Piemont einzutreten, welcher Spanien und den Herzog Thomas von Savoyen bekriegte. Bis in den Spätherbst 1642 stand S. in diesem Heere, zeichnete sich als Gouverneur von Coni und durch die Eroberung des Castells de Monte aus und führte auch vorübergehend den Oberbefehl bei der Armee, als der Herzog von Bouillon, Harcourt's Nachfolger, wegen Betheiligung an der Verschwörung von Cinq-Mars im Juli 1642 verhaftet wurde, und der neue Oberbefehlshaber, der Herzog von Longueville, noch nicht angekommen war. Im November 1642 aber in Tortona schwer erkrankt, kam er um seine Entlassung ein, in welchem Gedanken ihn der Tod von Richelieu (4. December 1642) noch bestärkte. Allein er erhielt, auch nach Audienz beim Könige im Januar 1643, nur Dispens vom nächsten Feldzuge, ein großes Geldgeschenk und die Uebertragung seiner und einer andern Gardecompagnie an seine Söhne. Im März 1643 heimgekehrt, verlor er beim Tode Ludwig's XIII. vollends die Lust, wieder in der Armee zu dienen, da die eintretende Regentschaft der Königin Mutter Unruhen in Frankreich voraussehen ließ, wie sie auch wirklich erfolgten. Ein Anerbieten des als Vicekönig nach Catalonien gehenden Grafen d'Harcourt im J. 1645, ihm dahin zu folgen, mit Aussicht auf baldige Beförderung zum Generallieutenant, lehnte S. dankend ab. Er blieb in Bünden und widmete sich den eigenen und den Angelegenheiten der Heimath. 1643 beförderte er das Zustandekommen der schiedsgerichtlichen Entscheidung des langen erbitterten Streites zwischen Davos und dem übrigen Zehngerichtenbunde durch den Spruch des zürcherischen Stadtschreibers Waser; er wurde 1646 Bundeslandamman und er wirkte auch vor-

züglich dazu mit, daß durch Auskauf der Rechte Oesterreichs im Zehngerichtenbund und im Unterengadin durch die Bündner im J. 1649 der Keim der früheren Leiden des Landes und stets erneuter Zwistigkeiten endgültig beseitigt wurde. In der letzten Periode seines Lebens schrieb S. seine Denkwürdigkeiten nieder, die bis zum Jahre 1649 reichen und für die Geschichte von Graubünden, zumal des Zeitraumes von 1616—37, eine Quelle ersten Ranges bilden. Nach fünfjährigem schweren Gichtleiden starb er, nahezu 80jährig, in Marschlins. In der nahen Pfarrkirche von Igis, wo er ruht, setzte ihm sein Sohn Herkules eine Grabschrift, die seine Würden und Verdienste aufzählt.

C. v. Mohr, Denkwürdigkeiten des Maréchal de camp Ulysses v. Salis-Marschlins. Nach dem italienischen Originalmanuscript bearb. Chur 1858; — Ders., Des Ritters Fort. Sprecher von Bernegg Geschichte der Kriege und Unruhen in den drei Bünden von Hohenrätien ꝛc. Chur 1855. — Leu, Helvetisches Lexicon, Th. XVI, S. 31 ff. und Supplement Th. V, S. 253 ff. Zürich 1760 und 1791. — Zurlauben, Hist. militaire des Suisses I, 316; II, 148 und vorzüglich VI, 484. Paris 1751 und 1752. G. v. Wyß.

Salis-Marschlins: Ulysses v. S.-M., geb. am 25. August 1728 auf Schloß Marschlins, war der älteste Sohn Johann Guberts v. S.-M., verlebte seine Jugend in Chiavenna und Soglio, und empfing dort, im Kreise der Standesgenossen und unter dem Einfluß des italienischen Volkslebens die Keime weltmännischer Gewandtheit, hier, wo sich die Familie jeweilen im Sommer aufhielt, die Impulse eines freien und kühnen Charakters. Seine Bildung war wesentlich die eines Autodidakten, der die mangelnde Schulung durch offenen Sinn und glühenden Eifer ersetzte, die sich ihm darbietenden Kenntnisse, wo und wie er sie fand, sich zu eigen zu machen. Im 16. Jahre schon bezog er die Hochschule Basel und widmete sich hier dem Studium der Classiker, der Rechtswissenschaft und der Geschichte. Reisen, vor allem ein längerer Aufenthalt in den Niederlanden, übten seine Beobachtungsgabe. Doch schon im 18. Jahre kehrte er in die Heimath zurück, um dort ein für ihn gekauftes Amt anzutreten. Mit dem Jahre 1749 beginnt seine politische Laufbahn. Seine erste Schrift über die Rechte des Gotteshausbundes an das Hochstift Chur 1755 zeigte bereits seine staatsmännische Begabung und als Podestat von Tirano im Veltlin 1757—59 erwarb er sich den Ruf eines rücksichtslos gerechten und unbestechlichen Beamten. Seinem politischen Talent glückte es, die verschiedenen Zweige des Salis'schen Hauses zu einheitlichem Vorgehen zu bestimmen und dadurch die Macht der bisher herrschenden österreichischen Partei in Bünden zu untergraben. 1761 begleitete er als Vertrauensmann eine Gesandtschaft nach Mailand, welche vornehmlich durch seine Thätigkeit das dritte mailändische Capitulat zu Stande brachte, dessen Resultat nicht nur in der Vereinigung der Grenzen zwischen den Gebieten von Mailand und Bünden, sondern auch sonst noch in einer Reihe für Bünden unerwartet günstiger Vertragsbestimmungen bestand. Dadurch stieg die Macht der „Saliser" und vor allem der Einfluß des Ulysses zu dominirender Stellung. Aber auch die Feinde und Neider erwachten und durch deren Bestreben, der Uebermacht des gehaßten Hauses zu wehren und die Sonderintrigen desselben zu kreuzen, wurden im Geist der Aufklärungszeit groß und kraftvoll gedachte Maßnahmen, die Ulysses schon in Mailand vorbereitet, wie daß im Veltlin forthin die Abtretung liegender Güter an die Kirche verboten werden solle, zum Scheitern gebracht. Nicht nur durch Staatsschriften, sondern auch auf dem Wege populärer Belehrung suchte er diese Gegenströmung zu überwinden. Seine persönliche Stellung wurde im J. 1768 durch die Uebernahme der Würde eines Ministers der französischen Krone bei den drei Bünden, mit welcher eine Besoldung von 10 000 Livres verbunden war, gefestigt und

Wechselfälle des Parteigetriebes herausgehoben. Im J. 1773 gelang es
n. in der Reichenauer Convention auch den Abt von Disentis auf seine Seite
über zu ziehen. Schritt für Schritt hatte er so auf dem schwierigen Boden
bündnerischen Demokratie eine dauernde, wenn nicht persönliche, so doch
millenherrschaft begründet. „Für Bünden aber folgte nun", wie Sprecher
ausdrückt, „ein Zeitraum des Ausruhens von großen Parteikämpfen, aber
leich eines ungewöhnlich regen und fruchtbringenden Schaffens auf den neu-
en Gebieten der Volkswirthschaft, des Schulwesens, der Wissenschaft, eines
affens der tüchtigsten Kräfte des Landes, die hier, wenn auch nicht immer
von einem edlen Wetteifer beseelt, doch verbündet schienen, um das materielle
geistige Wohlbefinden des Volkes fördern zu helfen." In solchem Schaffen
der Minister v. S. selbst mit der ganzen Energie seines Wesens voran.
Ulysses v. S. (von dem Karl Friedrich Bahrdt, der durchaus nicht das
reffe hatte, den Gewaltigen allzugünstig zu schildern, sagte, — sein Blick sei
g and groß, Miene und Worte gütevoll gewesen, aber man habe in seinem
chte immer die Worte zu lesen geglaubt: „willst du nicht in Güte, die meine
dliche Miene dir zum Spaße macht, so soll der Teufel dich holen") besaß
ch das volle Zeug für Bünden das zu sein, was die besten Fürsten in jener
des aufgeklärten Despotismus auf den Thronen Europas waren. Er ver-
mit jugendlicher Schnellkraft und allseitiger hoher Begabung einerseits eine
wöhnliche Kenntniß der politischen Atmosphäre seines Landes, andrerseits
ebenso ungewöhnliche Weite des Blicks; halb unbewußt verknüpften sich in
die allgemeinen Interessen und die ideale Begeisterung mit dem Instinct
die Sicherstellung des Einflusses seines Hauses, auf welcher ja auch die
lichkeit, jene allgemeinen Interessen nachhaltig zu fördern, in Wirklichkeit
te. Der ideale Grundton seines Wirkens ist das Streben für menschliche
eligkeit, wie es den Besten des 18. Jahrhunderts eigen ist. „Mein Vater",
der Sohn in des Ulysses Biographie, „war ein Liebhaber von weitaus-
den Projecten, von deren Nutzen für die Menschheit er sich überzeugt glaubte."
er als großer Gutsherr Krankheit verbreitende Sümpfe austrocknet, seinen
ß und seine Kenntnisse für Verbesserung des Straßenbaus verwerthet, den
n Bündnern in eigener Person Vorlesungen über bündnerisches Staatsrecht
wenn er erfolglos für bessere Stellung der bündnerischen protestantischen
lichkeit eintritt, wenn er — ebenso wenig mit Erfolg — die Einführung
neuen Kalenders befürwortet, so sind dies doch wohl in erster Linie Hand-
n eines aufgeklärten Patriotismus. Wenn er sich daran wagt, dem zer-
ten und von kleinen Interessen bewegten Parteileben gegenüber durch die
ndung eines höheren Bildungsinstitutes bessere Begriffe von Recht, Vater-
inn und Sittlichkeit dem zur Leitung der bündnerischen Geschäfte in der
mit berufenen jungen Adel beizubringen, so darf ihm das Zeugniß nicht
gt werden, daß er die Aufgabe, ein Regenerator des politischen Lebens seiner
math zu werden, in großem Stile erfaßt hat; und mit welcher selbstver-
enden Klugheit er bei diesem letzten Unternehmen vorgegangen, um nicht
einem persönlichen Einfluß mißtrauisch gegenüberstehenden Landsleute der
selbst feindlich zu stimmen, das hat erst vor wenigen Jahren Keller in
n Aufsatz „Das rätische Seminar Haldenstein-Marschlins" voll und ganz
icht gebracht. In der That bildete die umsichtige Energie, mit welcher
Minister v. S. die genannte Anstalt des Professors Martin Planta (1727
772; s. A. D. B. XXVI, 233) unterstützte und damit seiner Heimath das
ühen einer höhern Bildungsanstalt sicherte, wobei er in voller Uneigen-
keit einen bedeutenden Theil seines Vermögens einsetzte und durch den

Untergang des durch Bahrdt in ein Philanthropin umgewandelten
auch verlor (1777), für ihn in der Culturgeschichte seiner Heimath ein
gänglichen Ruhmestitel.

Aber Ulysses v. S. war weit davon entfernt, seinen Blick auf
beschränken. Durch sein ganzes Wesen geht, wie schon angedeutet, e
politischer Zug. „Wir bestreben uns eifrig", sagt er, „unsern junge
den heiligen Enthusiasmus der republikanischen Tugend, der Liebe
landes beizubringen; aber zugleich es ihnen einzuprägen und es ih
rührende Beispiele vor die Augen zu malen: Vaterland ist nicht der
ein Jeder geboren ist, sondern der Kreis, worin ein Jeder nützen kan
Vaterland auf ein Haus, auf eine Familie, eine Faction, eine Stadt ei
heißt sich dem niederträchtigen Parteigeist überlassen, heißt die Gren
eigenen Wirksamkeit verkennen, heißt: aus Vorsatz klein sein wollen".

So ist er denn nicht bloß bündnerischer Patriot; im Anschlu
größeres Ganze, an die schweizerische Eidgenossenschaft, sieht er für sein
in der Zukunft das Heil. Als der erste und zunächst als der einzig
erschien er 1765 an der Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in S
um das nächste Jahr mit seinen Freunden Planta und Marin wied
1770 ernannte ihn diese Gesellschaft zu ihrem Präsidenten; ihr übert
wissermaßen das Patronat über das rätische Seminar. Und daß dies
eine vorübergehende Annäherung war — nach 1772 war es ihm n
möglich, den Versammlungen der Gesellschaft beizuwohnen — das b
im Druck erschienenes „Schreiben an den Verfasser des Halls eines Gi
(Müller-Friedberg) 1789, in welchem er, knapp vor den Stürmen
sischen Revolution, den Gedanken einer definitiven Angliederung Gra
ja aller zugewandten Orte an den schweizerischen Staatenbund zu
Ausdruck brachte.

Die überragende Macht des Hauses Salis in den letzten Jahrz
dem Zusammenbruche der alten Verhältnisse kann nicht besser illustri
als durch die Thatsache, daß ein Glied dieses Hauses 1783 mit d
Antrag vor die Bünde trat, das Veltlin und die beiden Grafschaft
und Worms) an einen dritten, den man aber erst später nennen werd
Preis von 943 000 fl. zu verkaufen; begründet war der Vorschlag d
die Herrschaft der Republik den Unterthanen zum Unsegen gereiche und
doch nur wenig Nutzen gewähre; wie viel besseres ließe sich aus ein
Capital für das gemeine Wesen stiften! Der Vorschlag erregte eno
sehen. „Den Käufer meinte ein Jeder augenblicklich zu errathen
Sprecher und fügt dann erläuternd bei: „Es wird wol schwerlich je
ständig aufgeklärt werden, ob Baptista v. S., von dem Hause, dessen
er war, wirklich Auftrag zu seinem Vorschlage erhalten oder ob er, fr
ohne Mitwissen desselben, auf eigene Faust seinen Antrag als Fühler
lichen Meinung gestellt habe". Der demokratische Stolz der Bündner b
gegen diese Bevorzugung des mächtigen Geschlechts auf; am großer
von 1784 ergaben sich für vollkommene Verwerfung des Antrages 62
1 war ausgeblieben; die gedruckte Vorlage wurde durch Henkershand
auch sollte durch eine Verordnung verhütet werden, daß jemals wieder
solcher Art vorgebracht werden können.

Es darf nicht übersehen werden, daß wenig später auch die Ur
lande selbst einen Schritt thaten, Ulysses v. S. eine ausnahmsweise
zuzugestehen. Von den Feinden der Saliser war stets der Vorwurf
Unterhändler des Mailänder Capitulats von 1763 erhoben worden, daß
heimlichen Artikel das Verbot des Aufenthalts von Nichtkatholischen

zu Gunsten der dort begüterten Bündnerfamilien durchbrochen worden, was namentlich der Familie S. zu Gute gekommen war. In den Streitigkeiten nun, die über Abgrenzung des Unterthanenverhältnisses in den 80er Jahren aufs neue sich erhoben, boten die Wortführer der Veltliner dem Ulysses v. S. schriftlich an, ihn als französischen Minister im Veltlin zu dulden, wenn er in jenen Streitigkeiten neutral bleibe. Aber dieses Zugeständniß einer ihm persönlich sehr vortheilhaften Ausnahmsstellung wollte Ulysses nicht durch Verletzung seiner patriotischen Pflicht erkaufen und trat gegentheils mit Wärme für die Rechte Bündens ein. Dafür erntete er nun den vollen Haß der Veltliner und zum größten Theil dadurch ist wol die größte That seines politischen Lebens vereitelt worden. Es war ihm nämlich gelungen, bei seinen Landsleuten den von ihm ausgearbeiteten „Entwurf einer Verbesserung des Justizwesens in löbl. drey Bünden untertanen Landen" 1791 zur Annahme zu bringen, der mit dem Unwesen der Gerichtssporteln, der Hauptquelle der bündnerischen Mißwirthschaft in den Unterthanenlanden, radical aufräumte, und dafür den Beamten feste Gehalte aussetzte, für welche eine wenig drückende Einkommensteuer in den Unterthanenlanden die Mittel liefern sollte. Neben dem Haß gegen jede directe Steuer bewirkte vornehmlich die Erbitterung gegen den Urheber des Projects, daß die Veltliner letzteres, ohne irgend welche Gründe anzugeben, „mit Abscheu" zurückwiesen.

War es Ulysses v. S. mißlungen, in durchgreifender Reform die Verhältnisse zwischen Bünden und dem Veltlin umzugestalten, und dauerten nun hier die alten Zustände fort, die sechs Jahre später zum Verlust der Unterthanenlande führten, so wurde durch den Gang der Dinge in Frankreich gleichzeitig seine Machtstellung überhaupt gefährdet. Bereits 1790 war in der französischen Nationalversammlung der Antrag eingebracht worden, ihn als französischen Geschäftsträger abzusetzen, aber ohne Erfolg. Im Frühjahr 1792 erhielt er nun durch Dumouriez, den französischen Minister des Auswärtigen, mit der Anzeige, Frankreich habe an Oesterreich den Krieg erklärt, die Aufforderung, dahin zu wirken, daß Bünden an der Seite Frankreichs ebenfalls gegen Oesterreich Partei ergreife. Er antwortete: „die Pflichten, die er seinem Vaterlande schuldig sei, glauben ihm nicht, die ihm gegebenen Aufträge zu erfüllen; es bleibe ihm also nichts anderes übrig, als den König um seine Entlassung zu bitten". Diese wurde ihm sofort ertheilt mit der Anerkennung: que le roi respectoit ses motifs.

Damit war nun aber auch sein eigener und der Sturz seiner Familie besiegelt; die Gegner der Salis gewannen in Bünden die Oberhand. Auf der Gemeinen Standesversammlung zu Chur 1794 richtete sich der Sturm persönlich gegen ihn; und da er auf inständiges Bitten seiner Freunde sich noch rechtzeitig außer Land begeben, wurde in contumaciam gegen ihn erkannt: „daß er auf Lebenslang aus dem Gebiet gemeiner Landen capitaliter verbannisirt sein solle . . ." Dabei wurde er auch für vogelfrei erklärt und seine Mittel für die Kasse löbl. gemeiner Landen confiscirt. Von dem Recht, innerhalb 14 Tagen sich zur Verantwortung zu stellen, mochte er um so weniger Gebrauch machen, als ihm nicht einmal freies Geleite in Aussicht gestellt war; und die Gewaltthätigkeiten, die schon während der Verhandlungen gegen die Bewohner des Schlosses Marschlins ausgeübt worden waren, zeigten allzudeutlich, daß er nicht Richtern, sondern Feinden gegenüber gestanden hätte. So irrte denn der vor kurzem noch so mächtige Mann, nachdem er vergeblich in der Nähe von Zürich durch Erwerbung eines kleinen Landgutes sich einen ruhigen Lebensabend hatte sichern wollen, durch das Eindringen der Franzosen auch da in Lebensgefahr versetzt und vertrieben, durch die Confiscation der Bündnergüter im Veltlin

vollends finanziell ruinirt, in der Verbannung umher, bald in Zürich, b
Gallen Zuflucht findend, dann wieder auf kurze Zeit, so lange das
die Alliirten begünstigte, nach Marschlins sich zurückwagend; beim And
Franzosen im Sommer 1800 flüchtete er nach Tirol und ging von
Wien; schon auf der Reise verfiel er in ein Nervenfieber; fünf Tage
Ankunft daselbst starb er, am 6. October 1800. In ihm stieg an
des Jahrhunderts einer der bedeutendsten und weitsichtigsten Staatsm
alten Eidgenossenschaft ins Grab. Hohe Ideale, „der heilige Enthusi
republikanischen Tugend, der Liebe zum Vaterland", schwellten —
selbst Angehörige der gegnerischen Partei zu — von Anbeginn des
Wirkens seine Brust und blieben ihm bis ans Ende seines Lebens.
Bilde fehlen, zumal in den jüngeren Jahren und in den Zeiten
auch die Schatten nicht, die unter Parteiverhältnissen, wie sie sein
aufwies, der kraftvollen Natur fast unausweichlich anhaften mußten; es
ja unmöglich, allenthalben die Grenze zu ziehen zwischen den Wirku
höhern Impulse einerseits, dem persönlichen Ehrgeiz und dem G
Familieninteressen andrerseits, und nicht ohne Grund klagten die Gegn
über Gewaltthätigkeit und Intrigue. Aber da wo er schließlich en
wählen hatte zwischen den Forderungen des Gewissens und den B
äußerer Machtstellung, entscheidet er durchaus als sittlicher Charakt
zeigt er sich im Zusammenbrechen seiner Macht größer als vielleicht
sitze derselben. Gerade Unglück und Martyrium breiten über sein
harmonische, von inniger Herzensfrömmigkeit getragene Milde aus, di
edeln Kern seines innersten Wesens jeden Zweifel hebt.

Die Vielseitigkeit seines Geistes drückt sich auch in seiner li
Thätigkeit aus. Ein Verzeichniß derselben gibt sein Sohn in der bio
Skizze, die dem 3. Bändchen der Gallerie der Heimwehkranken vo
Wir nennen

Staatswirthschaftliche und politische Schriften: 1) „Ausfü
Rechtsamen des Gotteshausbundes über das Hochstift zu Chur" 1755
schichte der in den Jahren 1761—63 zwischen Ihrer Maj. der Kaiser
als Herzog zu Mailand und den 3 Bünden gepflogenen Unterhandlu
3) „Erweis, welcher sich auf die geistlichen und weltlichen Rechte gr
keine liegende Gründe ohne Erlaubniß des Landesfürsten in todte Hän
können" 1764; 4) „Graubündnerische Grundgesetze, aufs neue über
kurze historische Anmerkungen über die Landsatzungen gemeiner 3 Bünd
5) „Unvorgreiflicher Entwurf über eine Verbesserung des Justizwese
6) „Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin und der G
Cleven und Worms aus Urkunden", 4 Bände, 1792; 7) Die Druck
seiner Vertheidigung 1794: a) „Schutzschrift", b) „Memorial" (in
Sohne verfaßten biogr. Skizze abgedruckt). — Dazu kommt nun noch,
träglich zum Druck befördert: 8) „Mémoire sur les Grisons" (in Th.
Archiv für Geschichte der Republik Graubünden, I. Band, 1846).

Unpolitische Schriften: 1) Reisebeschreibungen (im Bündn.
1780 und 1783); 2) „Abhandlung über die berühmten Veltline
(„Sammler" 1782); 3) „Versuch einer Beschreibung der Gebirge de
Graubünden (in J. C. Fäsi, Bibliothek d. schweiz. Staatskunde u. s. w.
4) Präsidialrede über republikanische Erziehung in den Verhandl
helvet. Gesellschaft 1772 und Aufsätze über Erziehung in Iselin's Ep
5) „Auszug aus dem 2. Briefe des H. v. Salis noch ungedruckten B
das Veltlin: bei Anlaß des von der Regierung zu Mailand gema
wurfs, die Adda in den untern See zu leiten" 1787; 6) „Bilder

Heimwehkranken; ein Lesebuch für Leidende", 3 Bändchen 1798, 1800, 1802 (Aufsätze in Poesie und Prosa); 7) „Hinterlassene Schriften". 1. Bändchen Winterthur 1803 (enthält ein in Prosa geschriebenes Drama „Der eidgenössische Bund der Bewohner der Gebirge an den drei Quellen des Rheins").

Populäre Gelegenheitsschriften: 1) „Patriotische Gespräche" 1764; 2) „Schreiben an den Verfasser des Halles eines Eidgenossen" 1789; 3) „Brief an alle rechtschaffenen Einwohner gemeiner 3 Bünden" 1794.

Aus seiner glücklichen Ehe mit Barbara Nicola v. Rosenroll († 1793) hatte Ulysses v. S. zwölf Kinder, von denen ihn fünf überlebten. Der älteste Sohn, Johann Rudolf, geboren 1756, hat im „Sammler" meteorologische Beobachtungen und einige ökonomische Aufsätze veröffentlicht; größere wissenschaftliche Verdienste erwarb sich sein Bruder, Karl Ulysses v. S.-M. (geboren 1760, † 1818), der durch seinen Aufenthalt in Süditalien 1788/89 Anregung zu eingehenden naturwissenschaftlichen Arbeiten erhielt („Beiträge zur naturwissenschaftlichen und ökonomischen Kenntniß des Königr. beider Sizilien", 2 Bde., Zürich 1790; „Reisen in verschiedne Provinzen des Kgr. Neapel", 1. Band, Zürich 1793), dann in die politischen Wirren mitverwickelt und vorübergehend nach Frankreich deportirt, diese unfreiwillige Muße zu ähnlichen Studien verwerthete („Streifereien durch den französischen Jura 1799 und 1800", 2 Bde., Winterthur 1805); von 1803 an zu Marschlins in bescheidenen ökonomischen Verhältnissen seine Zeit zwischen Bewirthschaftung seines Gutes, gemeinnützige und wissenschaftliche Thätigkeit theilend, in Verbindung mit Steinmüller und Escher v. d. Linth die Zeitschrift „Alpina" schuf und redigirte, welche in vier Bänden (1806—1809) den naturwissenschaftlichen Studien in der Schweiz kräftigen Impuls gab.

Die älteste (nicht durchweg genaue) biographische Skizze über Ulysses v. S.-M. gibt das „Denkmal der kindl. Ehrfurcht, errichtet von s. Töchtern", Zürich 1801. Biographische Hauptquelle ist der von seinem Sohn verfaßte „Vorbericht" des 3. Bändchens der Bildergallerie, Winterthur 1802. — Fernere Darstellungen finden sich in Lutz, Nekrologe denkwürd. Schweizer, Aarau 1812, S. 453/54; M. Schuler, Thaten und Sitten der Eidgenossen, IV. Bd. 2. Abth. Zürich 1847, S. 582—588; R. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz IV, 293—295, Zürich 1862; Herold in Hunziker's Geschichte der schweiz. Volksschule I, 225 ff., Zürich 1881. — Ueber Karl Ulysses bei Lutz, Moderne Biographien, Lichtensteig 1826 und erschöpfend bei Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz IV, 293—304.

Ueber Ulysses v. S. ist weiterhin, abgesehen von seinen eigenen Schriften, zu consultiren: J. A. v. Sprecher, Geschichte der Republik der 3 Bünde, 2 Bde., Chur 1872 ff. — C. v. Mohr, Geschichte von Currätien. 2. Bd. 2. Abth. Chur 1872. — Verhandlungen der helvet. Gesellschaft 1765—1772. — Morel, Die helvet. Gesellschaft, Winterthur 1883. — Der Artikel: Pädagog. Bestrebungen der helvet. Gesellsch. in Hunziker, Gesch. der schweiz. Volksschule I, 183 ff. — Keller, Das rätische Seminar Haldenstein-Marschlins in Kehr's Pädag. Blättern, Bd. XII, Gotha 1883. — Hunziker, Schweiz. Erziehungsbestrebungen des 18. Jahrh. in Bühlmann's Praxis der schweiz. Volks- und Mittelschule, Jahrg. 1887, S. 244 ff. Hunziker.

Salis-Seewis: Johann Gaudenz v. S. wurde am 26. December 1762 in dem Schloß Bothmar bei Malans geboren als der Sproß der Linie Salis-Seewis, welche sich von dem in die Geschicke Graubündens engverflochtenen Geschlechte derer von Salis im sechzehnten Jahrhundert abgezweigt hatte. Der Vater, Johann Ulrich, im Geiste der Aufklärungszeit philosophisch und durch den französischen Fremdendienst weltmännisch gebildet, ließ dem Sohn eine sorgfältige

Erziehung geben, wie sie den fortgeschrittensten Begriffen seiner Standesg entsprach und wie sie die sensible, nach der Mutter (Jakobea v. Salis-Bo geartete Seele des weichen phantasievollen Knaben gerne aufnahm. Er v eine glückliche Jugend, durch die Lehrer Conradi, Schulze, Lehmann, be aber durch den später im preußischen Schulwesen bekannt gewordenen unterrichtet und erzogen, welcher ihn 1778 in eine Pension nach Lausa gleitete und den weltmännischen und gelehrten Bildungselementen der Ges und der Akademie die seiner privaten Bemühungen beifügte. Mit M Porta verband den Jüngling damals ein poetisch zartes, unausgesp Liebesverhältniß, dem er 1779 durch seine Abreise nach Paris entrissen wu er im August als Fähndrich in die Schweizergarde eintrat; schon im N wurde er zum Officier ernannt. Der leichte, durch kürzeren und längeren in die Heimath unterbrochene Dienst ließ ihn auch jetzt noch seiner Bildu Geselligkeit und der erwachenden Muse beinahe unbehindert leben und ein von Verbindungen mit litterarisch oder sonst bedeutsamen Persönlichkeit knüpfen, so mit Pfeffel, Lerse, Sophie la Roche, Reichard, Johann Schweizer, Mirabeau, in der Heimath mit Füßli, Lavater, Geßner, Ba dem ihn durch lange Jahre ein Briefwechsel verband, u. A. m. Lit oder auch persönlich kam er später fast zu allen bekannten Namen des stellernden Deutschlands in Beziehung, wie zu Voß, Klopstock, Wiela beiden Jacobi, Schubart, Miller und den Weimaranern; denn seine Heimath sah er in Deutschland und fühlte sich von französischen Einflüss gestreift. Seine poetischen Erstlinge erschienen vom Jahre 1783 ab in d und schweizerischen Zeitschriften, im „Göttinger Musenalmanach", „ Almanach", „Hamburger Musenalmanach" und „Schweizerischen Almana fanden schnellen und weitverbreiteten Beifall. Da alle Versuche, die mannsstelle in der Erbcompagnie der Salis-Seewis bei der Schweizerg erhalten, scheiterten, so trat der Dichter im September 1786 als Hau in das zu Arras liegende Linienregiment Salis-Samaden; den Aufenth der Provinz verschönte ihm ein inniger Freundschaftsbund mit dem Basle Frey, reichliche, besonders Rousseau zugewendete Lectüre, die für seine und politischen Ansichten und dadurch für eine nahe Schicksalswendun scheidend wurde, und die langsam wiederertönende Leier. Der Spätherbst fand ihn in der Heimath, wo er während eines längeren Urlaubs sein herige Frau, Ursina von Pestalozzi, kennen lernte, die „Berenice" seiner nach Marianne das einzige geliebte Weib und das einzige, welches der e tief fühlende Dichter besang, den Sittenreinheit, Feingefühl, Bescheidenh Schönheit zu einem Liebling der Frauen machten. Die Verbindung hind nächst der Widerstand seines Vaters, bald aber auch die durch die fra Revolution völlig veränderte äußere Lage des Dichters. Als S. in de Junitagen 1789 nach Paris zurücklehrte, fand er sein Regiment bereits Nähe der Stadt consignirt, und es begann eine Zeit wochenlanger anstr Marsch- und Schlagbereitschaft, während welcher S. mehr als eine für die stimmung bezeichnende Scene erlebte, aber unter Aufregungen und Str Allarmen und stundenlangen zwecklosen Märschen, Hunger und Schla den entschlossenen Muth und die Besonnenheit gegenüber dem Hohn u Thätlichkeiten des fanatisirten Pöbels bewahrte. Wenig fehlte, so hätte 14. Juli die Vertheidigung der Bastille zu übernehmen gehabt, zu welch eine kleinere Abtheilung unter seinem Lieutenant von der Flüe befehligt während er am Pont tournant stand, dazu verdammt, die Angriffe des Pöbe widert auszuhalten. Als die Schweizer aus Paris gezogen wurden, kam sei ment nach Rouen; er erlebte in der mäßig revolutionirten Stadt die ausla

ellenschläge der hauptstädtischen Bewegung, leitete die militärische Bedeckung der
nfuhren nach Paris und legte schließlich nach manchen inneren und äußeren
ehmissen, welche ihn zum begeisterten Anhänger der Freiheit gemacht hatten,
. Juli 1791 den Treueid an die Nation ab (worin der König nicht in-
griffen war), nachdem er sich vor seiner Compagnie über diesen Schritt erklärt
te. Mißhelligkeiten mit seinem Vorgesetzten, dem Oberstlieutenant von Bach-
an, eine Folge der freiheitlichen Gesinnungen des Dichters, trieben ihn nach
ris, um Recht zu suchen, und er wurde, auf seinem Zimmer verborgen, Zeuge
furchtbaren Schicksale der Landsleute am 10. August und in den ersten Sep-
bertagen 1792. — Sein Aufenthalt in Rouen (1789—1792) wurde durch
ere Expeditionen nach Givet, Elboeuf, eine sechswöchentliche Versetzung nach
ie, besonders aber durch eine fast halbjährige Bildungsreise nach den Nieder-
den und Deutschland (1789—90) unterbrochen; drei Wintermonate lag er
Haag, wo ihn ein ernstliches Nervenfieber wochenlang festhielt und den Ge-
nden manches Freundschaftsband fesselte, so vor andern an David Heß,
späteren Caricaturenzeichner und Biographen Joh. Caspar Schweizer's. In
utschland — er reiste über Münster, Paderborn, Kassel, Gotha — lernte er
nders den Weimarer Litteraturkreis und Schiller kennen, auf der Rückreise
der Heimath nach Paris war es ihm — ein inniger Briefwechsel hatte den
ehr eingeleitet — endlich vergönnt, Matthisson in Montreux zu sehen, mit
ihn von da an die wärmste Freundschaft und die Verwandtschaft der poeti-
n Eigenart fürs Leben verband.

Eine entscheidende Wendung seines Schicksals brachte die Entlassung aus
Fremdendienst, welche er infolge jener Vorgänge mit Bachmann 1792
Paris erreichte, und der Uebertritt in die Armee Montesquiou's, wo er als
neralstabsadjutant eintrat — seine Hauptmannsstelle beim Regiment Salis-
aden (das übrigens, wie die andern Schweizertruppen, kurz darauf auf-
t wurde) blieb ihm mit allen Pensionsansprüchen reservirt. Allein die
ankende Stellung Montesquiou's und die drohende Aussicht, gegen schweize-
Truppen kämpfen zu müssen, veranlaßten ihn nach einigen Wochen, seinen
hied zu nehmen und für immer in die Heimath zurückzukehren. Hier war
ihm am 26. December 1793 endlich beschieden, seine geliebte Ursina heim-
ren. Der glücklichen Ehe mit der zarten, überaus sensiblen, an praktischem
dem Gatten überlegenen Frau entsproßten zwei Söhne (Johann Jakob
Johann Ulrich) und zwei Töchter (Meta und Sina); Ursina starb 1835.
n nach wenigen Monaten und auf eine Reihe von Jahren erlitt die häus-
Zurückgezogenheit des Dichters mannigfache Störungen durch die verwirrten
äußerst schwierigen politischen Verhältnisse Graubündens, in welche der frei-
ge, entschieden für den Anschluß an die helvetische Republik eintretende
ot immer mehr verwickelt wurde. 1798 mußte er mit der unterliegenden
otenpartei flüchten und wandte sich mit Heinrich Zschokke u. A. an die
tische Regierung nach Aarau und Luzern, von welcher er mit dem In-
rat der Schaffhausener und Züricher Milizen betraut und beim Ausbruch
Feldzuges 1799 zum Generaladjutant und Generalstabschef der Schweizer
en ernannt wurde. Mehr als einmal im Feuer, ersetzte er bei Frauenfeld
Mai) den gefallenen General Weber und kämpfte in der ersten Schlacht
Zürich mit, fast immer an Massena's Seite. Nach der Auflösung des
erischen Milizheeres erhielt auch er die lange ersehnte Enthebung von der
us mühevollen und schwierigen Doppelstellung als Generalstabschef und
mandeur. Er kehrte zunächst in sein Milizinspectorat zurück und wohnte
einer durch mancherlei Mühsale und Entbehrungen gegangenen Familie in
, bis sich nach einem kurzen Aufenthalt in Graubünden, wohl durch die

Vermittlung des bekannten Ministers Reinhard, eine neue Thätigkeit im Dienst der Helvetik zu Bern aufthat; er wurde im September 1800 Mitglied des gesetzgebenden Rathes, 1801 der helvetischen Tagsatzung und 1802 des oberen Gerichtshofes. Die Mediationsacte bewirkte die Entlassung aller helvetischen Behörden, so daß auch S. in die graubündische Heimath zurückkehren konnte. Die zweite Hälfte seines Lebens war hier ganz der Häuslichkeit, der Erziehung der Kinder und Verwaltung seiner Güter, besonders aber einer Unzahl von unentgeltlichen Ehrenämtern auf beinahe allen Gebieten der Verwaltung und Regierung und dem eidgenössischen Militärwesen gewidmet. Mit alten und neuen litterarischen Freunden knüpften sich Verbindungen, und eine schwache dichterische Nachblüte stellte sich ein. Durch mancherlei körperliche Beschwerden heimgesucht, aber hochangesehen und im glücklichen Familienkreis starb der Dichter am 29. Januar 1834 in Malans, etwas über 71 Jahre alt.

Salis' Gedichte sind, von Matthisson bevorwortet, zum erstenmal 1793 und nachher in einer Reihe von Auflagen wieder erschienen. Er ist mit Matthisson der stärkste Repräsentant der sentimentalen naturschildernden Richtung in der Poesie des vorigen Jahrhunderts und vielleicht der einzige, der als Poet nicht nur die Schwelle des unseren überschritten, sondern auch — der beste Beweis für die Wahrheit und Gesundheit seiner Lyrik — bis in die Gegenwart gedauert hat. Seine Vorgänger sind in gewissem Sinne Klopstock und vor allem Hölty, an den sich bestimmte Anlehnungen nachweisen lassen, von welchem ihn aber die angeborene schwermüthige Stimmung unterscheidet. Eine vielleicht einzig dastehende Aehnlichkeit hat seine Poesie mit der Matthisson's, doch geht sie nachweisbar nicht auf Entlehnung oder Nachahmung, sondern auf die große Verwandtschaft der poetischen Individualitäten zurück. Immerhin zeichnet ihn vor dem mit anspruchsvollerem und künstlicherem Apparat wirkenden Freund die größere Ursprünglichkeit und Wahrheit aus. So sehr er sich auch in der Landschaft, die er bevorzugt — Ebene mit stillen Weihern und Fichten-, Buchen- und Birkenwäldern und zitternde Espen — an ein damals beliebtes Modeschema hielt, so sehr sind die Gefühle, die er singt, erlebte Wahrheit, so rein ist die Stimmung, so ernst und gewissenhaft die künstlerische Arbeit, so streng die Beschränkung auf den seinem Talent allein entsprechenden Stoffkreis. In späteren Jahren machte sich ein Ueberwiegen der Reflexion vor der Schilderung geltend und man empfindet hier den merkbaren Einfluß Schiller's und Goethe's.

W. G. Röder, Der Dichter Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis. St. Gallen 1863. — Adolf Frey, Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis (Kürschner's deutsche Nationallitteratur, Bd. 41, 2. Abthg.); — Derselbe, Die Helvetische Armee und ihr Generalstabschef J. G. v. Salis-Seewis im J. 1799. Zürich 1888. — Derselbe, J. Gaudenz v. Salis-Seewis. Frauenfeld 1889.

Adolf Frey.

Salis-Seewis: Joh. Ulrich Dietegen v. S.-S., geb. am 16. Mai 1777, † am 15. Januar 1817; jüngster Bruder des Dichters Joh. Gaudenz (s. oben). Geboren auf Schloß Bothmar bei Malans, unterrichtet von einem Hauslehrer Kahlert aus Breslau, der ihn 1786 nach Lausanne, 1788 in Schweighäuser's Erziehungsanstalt in Buchsweiler im Elsaß, 1790 mit derselben nach Straßburg begleitete, besuchte S. später die Akademie in Stuttgart und bezog 1795 die Universität Marburg. An Jung-Stilling empfohlen, fand er bei demselben freundlichste Aufnahme und empfing von Jung-St. wissenschaftliche und religiöse Anregungen, die seine Verbindung mit demselben auch später fortdauern ließen. Unter seinen Mitstudirenden und Bekannten waren Savigny und Melchior Kirchhofer (s. A. D. B. XVI, 11), an den er sich vorzüglich anschloß. 1797—1799 begleitete er den Vater, der unter den politischen Wirren der Zeit Bünden verließ

nach Zürich, Augsburg, Ludwigsburg, und kehrte mit demselben erst im Sommer 1799 nach Chur auf den Landsitz daselbst zurück, der jetzt den Namen Bothmar trägt. Hier traf den 22jährigen jungen Mann im Jahre 1800 das schwere Geschick, bei einem Bade in der Pleßur von einer gänzlichen Lähmung der linken Seite befallen zu werden, die ihn bis zum Lebensende nicht mehr verließ. Keine Bemühungen einheimischer noch fremder Aerzte vermochten das Uebel zu heben. Um so schöner leuchtete die edle Kraft, mit welcher er, unbeirrt, ernster wissenschaftlicher Arbeit, auch übernommenen öffentlichen Pflichten, geistigem Verkehre mit vielen ausgezeichneten Männern und einer heitern Geselligkeit in den Kreisen sich hingab, die der Vater um ihn zu versammeln bemüht war. Als fleißiger Mitarbeiter an der Zeitschrift der bündnerischen gemeinnützigen Gesellschaft, dem „Neuen Sammler" (1805—1812), als Mitglied des Kantonschulraths, vorzüglich als Geschichtsforscher machte sich S. um seine Heimath verdient, bis ihn eine rasch verlaufende Brustkrankheit anfangs 1817 seinem Wirkungskreise entriß. Seine historischen Arbeiten behandeln, in Monographieen, die ältere Geschichte von Graubünden bis zum Jahre 1471; sie erschienen — nicht vollständig — im J. 1834 als „Hinterlassene Schriften von J. U. v. S.-S."; 1858 aber in Verbindung mit inhaltreichen Zusätzen aus seinen Papieren und einem Wiederabdruck seiner Aufsätze im „Neuen Sammler" in einer von Conradin v. Mohr veranstalteten Gesammtausgabe. Unter den letztern Arbeiten verdient besonders das schöne biographische Denkmal Beachtung, welches S. im J. 1809 dem als Arzt im Seminar von Haldenstein und Marschlins, im Bade Pfäfers und in Chur, als Naturforscher, als Stifter der gemeinnützigen Gesellschaft, um Bünden sehr verdienten Dr. Joh. Georg Amstein (geboren 1744 in Hauptwil im Thurgau, † am 18. Februar 1794) widmete.

Gesammelte Schriften von J. U. v. Salis-Seewis. Herausgeg. von C. v. Mohr, Chur 1858.

G. v. Wyß.

Salis-Soglio: Joh. Ulrich v. S.-S., geboren am 16. März 1790, † am 7. April 1871. — Von Oberst Baptist v. S., dem Zeitgenossen des Ritters Herkules (s. oben), der sein von den Spaniern zerstörtes Haus in Soglio wieder erbaute und 1688 daselbst starb, stammt in drei Linien (casa Baptista, casa di mezzo und casa Antonia) das vielverzweigte Geschlecht der Salis-Soglio. Der erstgenannten gehörte Joh. Ulrich v. S.-S. an, Sohn des Obristzunftmeisters Daniel in Chur. Er widmete sich den Waffen. Schon 1809 im schweizerischen Generalstab, 1811 Officier bei den bairischen Chevauxlegers, 1813 und 1814 Ordonnanzofficier von Wrede, wohnte er den Treffen von Hanau, Brienne, Bar-sur-Aube, Arcis, Fère Champenoise und anderen bei. 1815 trat er in Kriegsdienst in den Niederlanden. Erst in einem Schweizerregiment stehend, dann bei der Reiterei in der Nationalarmee, 1828 Oberst eines Kürassierregiments, nahm er 1840 seinen Abschied. In die Schweiz zurückgekehrt, wurde er 1842 eidgenössischer Oberst im Generalstabe, zu dessen hervorragenden Officieren der tapfere, erprobte und wohl gebildete Kriegsmann zählte. Allein sein Eintritt in diese Stellung fiel in einen Zeitpunkt, der seine Laufbahn in derselben sehr undankbar gestaltete und endlich mit der schwersten Schickung für den trefflichen und liebenswürdigen Mann abschloß. Es waren die Jahre, in welchen politische und religiöse Gegensätze tiefgehendster Natur und Leidenschaften aller Art die heftigsten Parteizwiste in der Schweiz entfesselten und selbst militärische Angelegenheiten von dem Zwiespalte und dem Mißtrauen beeinflußt waren, welche zwischen den Parteien und den Kantonen herrschten. Schon 1844 machte S. hiervon die volle Erfahrung, als der damalige schweizerische Vorort Luzern ihn am 8. Mai zum Oberbefehl über eidgenössische Truppen berief, die zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung

nach dem Wallis, wo heftige Unruhen ausgebrochen waren, im Nothfalle
stradirt werden sollten. Unter den Kantonen, die zur Stellung derselben a
gefordert wurden, weigerten sich Bern und Wadt geradezu, dem Rufe des Voro
nachzukommen, begieriger, auf eigene Faust im Wallis zu Gunsten einer Minderh
(der „Jungen Schweiz") einzuschreiten, als die verfassungsmäßige Regieru
gegen diese bei ihrer Einsetzung einst selbst mitwirkenden, ihr aber jetzt feindlich
Bewegungsmänner zu unterstützen. Die entschlossene Erhebung der gro
Mehrheit des Volkes zur Behauptung der bestehenden Ordnung der Di
machte dem Kampfe, der das Land erfüllte, ein unerwartet rasches Ende, so d
es zu keiner militärischen Dazwischenkunft weder der Eidgenossenschaft, noch
aufgeregten und zur Einmischung geneigten wadtländischen Nachbarn kam.
der sich auf Befehl des Vorortes nach Bern, Freiburg, in die Wadt und zul
nach Sitten begeben hatte, wo er am zweiten Tage nach der entscheidend
blutigen Katastrophe des Gefechtes am Trient (21. Mai) anlangte, hatte k
eidgenössischen Truppen dahin zu rufen; er sah seine Aufgabe darauf beschrän
jene drohende wadtländische Einmischung durch die Vorstellungen zu verhüt
zu deren Behuf die in Sitten befindlichen eidgenössischen Commissäre Schmid u
Meyer ihn am 27. Mai nach St. Moriz entsandten. Es gelang ihm, die
Zweck zu erreichen. In der kleinen Schrift: „Einige Blätter aus der Br
tasche eines eidgenössischen Offiziers, im Mai bis Juni 1844 flüchtig aufgezeich
von J. U. v. S.-S." legte er nachher mit gutem Humor und doch voller Ei
pfindung seine Eindrücke aus jenen Tagen nieder. Viel ernstere Folgen ab
als er es ahnen konnte, entwickelten sich für ihn aus diesen ersten Tagen sein
Betheiligung an den schweizerischen Wirren. S. hatte sich der erhaltenen Au
träge zu voller Zufriedenheit des Vororts Luzern entledigt. Allein dieser Vor
war damals schon als Haupt der katholisch-conservativen Kantone Gegenstand d
Mißtrauens und tiefer Abneigung großer und kleiner andersgesinnter Kantone un
aller schweizerischen Radicalen; damit war auch S., als gewesener Vertrauens
mann des Vorortes, dem Hasse der Letzteren verfallen. Als ihnen kurz hernac
im October 1844, die Berufung der Jesuiten nach Luzern den Hebel liefer
womit sie die Volksmassen der ganzen protestantischen Schweiz und einen gute
Theil der Katholiken in nicht zu beschwichtigende Aufregung gegen Luzern un
die ihm befreundeten Kantone bringen konnten, und als an dem Schutzbünd
der dadurch Bedrohten vom December 1845 (dem „Sonderbund") sich die re
Scheidung der Schweiz in zwei Lager entwickelte, zwischen denen nur das Schw
entscheiden konnte, führte ein natürlicher Gedankengang Luzern und seine Ver
bündeten im Sommer 1847 dazu, dem Obersten v. S. den Oberbefehl über d
Truppen anzutragen, mit welcher sie der Macht der Tagsatzungsmehrheit
widerstehen gedachten. S., überzeugt, daß das Recht auf ihrer Seite stehe
glaubte sich verpflichtet, dem an ihn ergehenden Rufe, ungeachtet aller vorau
sichtlichen Schwierigkeiten zu folgen und trat so, obwohl bewußter Protest
an die Spitze des Heeres der sieben katholischen Kantone. Er übernahm d
eine Aufgabe, die wol auch dem besten Strategen (er selbst war mehr tapfer
Soldat und Truppenführer, als Feldherr) unlösbar geblieben wäre. Denn n
allein gestalteten das Mißverhältniß der Zahl der ihm untergebenen Str
zu derjenigen der Gegner und die isolirte Lage von Freiburg und von Wall
den bevorstehenden Kampf von vornherein sehr ungünstig für die sieben Kant
sondern schwerere Hindernisse eines glücklichen Ausganges barg ihr eigenes In
War nämlich auch die Mehrzahl ihrer Bevölkerung zum entschlossenen V
theidigungskampfe muthig bereit, so fehlte es doch nicht an Andersdenkenden
derselben, am meisten aber bei den Regierenden selbst, mit wenig Ausnahm
an freudiger Zuversicht, an dem festen Entschlusse, auch persönlich alles,

das Leben, einzusetzen, und an unzertrennlich fester Einigkeit. Umgestaltung der Dinge in der übrigen, von einer gewaltigen Strömung ergriffenen Eidgenossenschaft durch eine Offensive war undenkbar, selbst wenn Versuche dazu früher und kräftiger, als geschah, unternommen worden wären. So blieb man auf Vertheidigung gegen die unter Dufour's vorsichtiger Leitung gesammelte und geführte Uebermacht beschränkt, die von allen Seiten herannahte. S. that was er vermochte. Er leitete die tapfere Gegenwehr der Luzerner und ihrer Hülfstruppen bei Honau, Root und Gisikon, dabei selbst leicht verwundet, sowie ihren Rückzug in der Richtung nach Luzern vor dem siegenden Feinde. Als aber am Abend des Treffens (23. November 1847) die luzernische Regierung und der siebenörtische Kriegsrath sich aus Luzern nach Uri flüchteten und ihm den Befehl zugehen ließen, wenn weiterer Widerstand vergeblich sein sollte, mit Dufour wegen Uebergabe der Stadt Luzern zu unterhandeln und mit der Armee sich zur Fortsetzung des Kampfes in die Urkantone zurückzuziehen, erkannte er die wirkliche Sachlage, die schon beginnende und rasch zunehmende Auflösung der Dinge, die auch in die Reihen seiner Truppen drang. Jede Aussicht auf einen glücklichen Ausgang des Krieges war verschwunden; ein Vorschlag, am folgenden Morgen den jetzt auf allen Straßen gegen Luzern vordringenden feindlichen Colonnen angriffsweise zu begegnen, konnte nur zu nutzloser Verlängerung des Blutvergießens führen. S. wies denselben zurück und folgte am 24. den entwichenen Häuptern der sieben Orte über Winkel und Stans nach Uri, ging am 25. über die Furka ins Wallis und von da in die Lombardei. Seine öffentliche Laufbahn war zu Ende. Im Privatstande, in Bergamo, in Tirol, dann in München, zuletzt in der Heimath — in Chur, wo er starb, — brachte er den Rest seiner Jahre zu. Die Achtung, die jeder selbstlosen Aufopferung für Grundsätze und ernste Ueberzeugungen gebührt, — auch von aufrichtigen Gegnern — und die Zuneigung seiner Freunde blieben das Geleite des schwergeprüften Mannes. —

Repertorium der Eidgen. Abschiede der Tagsatzungen der Jahre 1814 bis 1848, Bd. I, (Bern 1847). — Geschichte der Schweiz von Vulliemin, 2. Band, (Lausanne 1876). — Tillier, Geschichte der Eidgen. von 1830 bis 1848, 2. Band, (Bern 1856). — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850, 4 Bde., Zürich 1853—1866. — Bernhard Ritter von Meyer, Erlebnisse, herausgegeb. von seinem Sohne gleichen Namens, 1. Band, (Wien u. Pest 1875). — Eigene Erinnerungen.

G. v. Wyß.

Salisch: Karl Heinrich Julius, Graf v. S., Geschichtschreiber und Dichter, wurde am 3. Januar 1769 zu Dobrischau in Schlesien geboren. Sein Vater, der eine Freiin v. Scheliha, die Tochter des Rittergutsbesitzers Karl Joachim v. Scheliha auf Großkrutschen, geheirathet hatte, scheint nicht sehr vermögend gewesen zu sein; denn der junge S. wuchs, ohne daß sich ein Todesfall in der Familie als Ursache angegeben fände, seit dem 4. Altersjahre in dem Hause seines Großvaters auf, der seine Erziehung sorgfältig überwachte. Nachher wird er eine Ritterakademie besucht haben, bevor er zu Anfang 1788 nach Gotha übersiedelte, wo einer seiner Vettern aus dem Geschlechte v. Scheliha als Hofjunker und Kammerauditor lebte und wo er selbst der vier Jahre zuvor durch Konrad Ekhof gestifteten Freimaurerloge „Der Kosmopolit" beitrat. 1792 ernannte ihn Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha zum Kammerjunker, und dessen Nachfolger August verlieh ihm etwa 12 Jahre später die Kammerherrnschlüssel, beförderte ihn 1821 zum Oberhofmarschall mit dem Prädicate Excellenz und bezeigte ihm auch sonst seine Huld, wie er ihn denn z. B. mit einem Gute in dem gothaischen Dorfe Liebenstein beschenkte, das S. nachmals wieder verkauft hat. Vom Herzog von Braunschweig erhielt er das Großkreuz des Guelfen-

ordens, eine Auszeichnung, die sowohl seine eigenen Verdienste als diejenigen seines Großvaters ehren sollte, da dieser, vor der Zeit seiner Gutsverwaltung in Wolfenbüttel und bei Anton Ulrich in St. Petersburg sich als treuer Diener und Freund bewährt hatte. — S. war ein allezeit freundlicher und hülfsbereiter Mann und die maurerische Lehre von der Menschenliebe bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Für die Aufgaben seines Ordens lebte und wirkte er unabläßig bis zu seinem Tode, so daß er in der Geschichte der gothaischen Loge einen Ehrenplatz behauptet. Bei öffentlichen, dieselbe betreffenden Anläßen trat er mehrfach als Ordner und Redner auf. So bestimmte er als erster Marschallstabführer nach dem Tode Ernst's II. (21. April 1804), daß die irdischen Ueberreste des verewigten Bruders „um Hochmitternacht der Erde wiedergegeben würden", und dem verstorbenen Gymnasialdirector F. W. Döring rief er bei dessen Beerdigung (30. November 1837) tiefgefühlte Worte in die offene Gruft nach. Er veranlaßte die Gattin des seit dem 30. November 1811 in Magdeburg gefangenen Maurers R. Z. Becker, dem Kaiser Napoleon beim Pferdewechsel vor Gotha (25. April 1813) eine Bittschrift zu überreichen, welche die Wiederbefreiung ihres Mannes herbeiführte. Er stellte die Loge wieder her, die unter den wechselnden Namen „Kosmopolit", „Rautenkranz" und „Kompaß" seit 1774 fortgedauert und sich am 29. Mai 1803 aufgelöst hatte, angeregt durch den Umstand, daß sich unter den im Winter 1805—1806 zu Gotha einquartierten preußischen Officieren viele angesehene Mitglieder der Berliner Mutterloge zu den drei Weltkugeln befanden, wählte auch zum Gedächtniß des verewigten fürstlichen Maurers Ernst II. statt des bisherigen den neuen Namen „Ernst zum Kompaß" und als ihren Stiftungstag den Geburtstag des Herzogs (30. Januar). Damals wurde er zum ersten Meister vom Stuhle ernannt und konnte in dieser Stellung am 21. October 1824 die 50jährige Jubelfeier der Loge begehen. Bei deren Eröffnung übertrug er dem ältesten Maurer, H. A. O. Reichard (s. A. D. B. XXVII, 625 ff.), die Führung des Hammers; doch nahm ihn dieser nur auf einige Minuten an, um ein Dankgebet für die Versammlung und den Vorsitzenden zu sprechen. An dem gleichen Tage erfolgte auch die feierliche Aufstellung des Bildnisses von S., als des neuen Stifters von 1806, neben demjenigen Ekhof's, des ersten Begründers der Gesellschaft. Für diesen Jubeltag hatte er den genannten Reichard bewogen, den „Versuch einer Geschichte d. g. u. v. □" (der gerechten und vollkommenen Loge) „Ernst zum Kompaß und ihrer älteren Schwestern im Orient von Gotha" zu verfassen. Endlich durfte er noch am 30. Januar 1838 seinen 50jährigen Eintritt in die Loge unter allgemeiner Theilnahme und lebhafter Anerkennung seines Wirkens feierlich begehen. Nicht lange darauf reiste er zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Karlsbad. Dort ist er am 14. Juni 1838 gestorben. — Zum mündlichen und schriftlichen Ausdrucke seiner Gedanken gleich geschickt, ein Freund der Wissenschaften, namentlich der Geschichte, und mit dichterischen Talente begabt, verwendete S. seine Mußestunden gern zu schriftstellerischen Versuchen. Von solchen sind im Druck erschienen: „Carl Jaroslaw Paczensky von Tenczin" (in Fr. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1792, 1. Bd., Gotha 1793, S. 60—80); die für Freunde bestimmten Erinnerungsblätter: „Carl Joachim von Scheliha" (1795), im gleichen Nekrolog (1794, 2. Bd., ebend. 1796, S. 57—80) mit einigen Kürzungen wiederholt; „Merkwürdige Begebenheiten und Charaktere berühmter Personen aus der mittleren und neueren Geschichte" (2 Bde., 1797—1799; 1. Bd.: Die Belagerung von Malta. Der Kardinal von Retz; 2. Bd.: Die Entthronung Iwan's III. Die Friedensunterhandlungen zu Haag und Antwerpen); „Frauen unsers Zeitalters" (in: „Taschenliches Taschenbuch", Gotha 1799); „Geschichte von Schlesien" (3 Bde., 1

bis 1832; in der „Cabinets-Bibliothek der Geschichte, redigirt von J. C. Hahn und J. H. Möller", 1. Abthlg., Bd. 19—21); „Kurze Darstellung der letzten Octobertage des Jahres 1813" (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 25 vom 7. März 1814); endlich Gedichte in Musenalmanachen, z. B. in „Schlesiens Bardenopfer" (1786), und in Zeit- und Gelegenheitsschriften.

Meusel, Gel. Teutschl. — (Chr. Ferd. Schulze) in der Chronik des Gothaischen Historien-Kalenders auf das Jahr 1839. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Gotha 1854, S. 139. — H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarb. u. hrsg. von Herm. Uhde, Stuttgart 1877, S. 344, 366, 426, 430, 517, 518. — N. Nekrolog, 16. Jahrg., 1838, 2. Thl., S. 1121. — Das Intelligenzblatt der Jen. Allgem. Litteratur-Zeitung, Nr. 16 vom Juli 1838, nennt den 12. Juni fälschlich als Todestag. —

A. Schumann.

Sallaert: Anthoni S., Maler, Radirer und Zeichner für den Holzschnitt, geboren in Brüssel um 1570. Er steht als Künstler unter dem Einfluß von Rubens, dessen Zeitgenosse und Freund er war. Brüssel besitzt von seiner Hand mehrere Bilder; so eine allegorische Darstellung des Leidens Christi, eine in Brüssel gehaltene Procession, ein Armbrustschießen von 1620, einen Aufzug der Gilden auf dem großen Platze. Sonst werden selten Bilder von ihm genannt; O. de Baillu stach nach ihm einen heil. Albert, C. Galle einen heil. Ambros. Dagegen kommen Zeichnungen öfters vor; diese dienten auch zur Herstellung von Holzschnitten. Der Streit, ob S. selbst in Holz geschnitten habe oder nicht, ist heutzutage unnöthig; es ist durch Monogramme erwiesen, daß andere Formschneider, namentlich Chr. Jegher, nach seinen Vorlagen Holzschnitte ausführten. Nach seiner Erfindung sind Holzschnitte im Katechismus, den der Jesuit Jodoc Andries 1654 verfaßte, dann im Werke Perpetua crux, 1619. Trotz dem Gesagten ist es immerhin möglich, daß S. sich auch selbst im Holzschnitt versucht habe. Von den ihm zugeschriebenen und anderseits bezweifelten Blättern dürften ihm mit vollem Recht angehören: die vier Evangelisten, die Halbfigur der heil. Magdalena und die Allegorie auf die Vergänglichkeit weiblicher Schönheit. Letzteres Blatt stellt die Halbfigur eines Mädchens mit entblößter Brust dar; der Kopf ist ein Todtenschädel und um den Hals ringelt sich eine Schlange. Im Berliner Cabinet befindet sich ein Abdruck. Das Blatt trägt das aus A und S zusammengesetzte Monogramm. Auch eine Radirung besitzen wir von seiner Hand, zwei Narren mit Schellenkappe, bezeichnet: A. Sall. f. — Immerzeel läßt S. in Brüssel 1632 sterben, doch ist dieses Jahr zu früh gegriffen. Im J. 1633 wurde die Infantin Isabella begraben und S. zeichnete ihr Begräbniß, welches dann P. de Jode in Kupfer brachte. S. war noch 1648 thätig.

S. Weigel, Kataloge. — Immerzeel. — Kramm. — Nagler, Monogr. I.

Wessely.

Sallet: Friedrich v. S.*)

Salm: Felix Constantin Alexander Johann Nepomuk Prinz zu Salm-Salm, als ein jüngerer Sohn des Fürsten Florentin zu S.-S. am 25. December 1828 auf dem väterlichen Schlosse Anholt in Westfalen geboren, ward am 2. April 1846 zum preußischen Secondlieutenant (aggregirt dem Garde-Grenadierregiment in Berlin) ernannt, am 18. November 1847 aber zu dem in Münster garnisonirenden 11. Husarenregiment versetzt. Mit diesem nahm er 1849 am Kriege gegen Dänemark theil. In einem am 18. Mai von preußischen Truppen den dänischen bei Aarhuus gelieferten Treffen, während dessen er als Ordonnanzofficier commandirt war, verleitete ihn unüberlegte Tapferkeit, sich

*) Das Manuscript dieses Artikels ist leider auf der Post verloren gegangen. Er muß daher am Schluß des Bandes nachfolgen.

mit einigen Husaren, welche er veranlaßte ihm zu folgen, sich in einen Kampf mit einer Uebermacht feindlicher Dragoner einzulassen; er wurde bei dieser Gelegenheit, durch einen Hieb in das Ellenbogengelenk schwer verwundet, gefangen genommen. Am 8. Juni 1854 erhielt er, nachdem er kurz vorher in das Gardehusarenregiment versetzt war, den erbetenen Abschied aus den preußischen und ging in österreichische Dienste. Schulden, durch eine allzu leichte Lebensauffassung veranlaßt, nöthigten ihn 1861, aus diesen zu scheiden. Er ging nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo eben der Bürgerkrieg entbrannt war. Hier fand er im Heere der Nordstaaten Aufnahme, ward Stabschef der deutschen Division Blenker, befehligte nacheinander das 8. und das 68. New Yorker Infanterieregiment und zuletzt eine Brigade. Am 30. August 1862 heirathete er die Tochter eines Oberst Le Clerq aus Canada, Agnes, durch welche Salm's Name bekannter geworden ist, als sonst wol der Fall gewesen sein würde. Seine Kriegsthätigkeit in Nordamerika bietet nichts von besonderem Interesse. Als dieselbe durch die Niederwerfung des Südens ihr Ende erreicht hatte, wandte er sich im Sommer 1866 nach Mexiko, ward vom Kaiser Maximilian zum General, 1. Flügeladjutanten und Chef des kaiserlichen Hauses ernannt und ein Jahr später mit ihm zum Tode verurtheilt. Er hat über diese Zeit ein Buch „Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuche in Mexiko. Nebst einem Anhange aus dem Tagebuche der Prinzessin Agnes zu S.-S.", Stuttgart 1868, veröffentlicht. Das Todesurtheil wurde indessen nicht vollstreckt, er durfte vielmehr im November 1867 nach Europa zurückkehren. Der von ihm gewünschten Wiederanstellung in Oesterreich standen die Verhältnisse im Wege, welche sein Ausscheiden aus dem k. k. Dienste veranlaßt hatten, dagegen fand er solche in Preußen, wo er am 10. December 1868 zum Major im 4. Gardegrenadierregiment Königin in Coblenz ernannt wurde. Als Commandeur des Füsilierbataillons dieses Regiments erhielt er am 18. August in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat schwere Wunden, welchen er noch am Abend jenes Tages erlag.

Frh. v. Ardenne, Bergische Lanziers — westfälische Husaren Nr. 11, Berlin 1877. — Braumüller, Gedenkblätter zur Rangliste des 4. Gardegrenadierregiments Königin, Berlin 1884. — Zehn Jahre aus meinem Leben, 1862—1872, von Prinzessin Felix zu Salm-Salm, 3 Bde., Stuttgart 1875.

B. Polen.

Salm: Heinrich (VII.) Graf von S., † 1416, der Letzte aus der Linie Alt- oder Nieder-Salm. Die Grafen von S. leiten sich her von Gisilbert v. Luxemburg, dem Vater des Gegenkönigs Hermann (s. A. D. B. XII, 147). Im 11. Jahrhundert spalteten sie sich in zwei Linien, die Grafen von Alt- oder Nieder-S. zu Oisling in den Ardennen und die Grafen von Ober-S. in den Vogesen. Heinrich (VII.), der Letzte der erstgenannten Linie, verlor seinen einzigen Sohn Heinrich in der Schlacht bei Othee (1408), in welcher derselbe das Banner der Lütticher Bürgerschaft gegen ihren Bischof und den Herzog Johann von Burgund trug, während der Vater als Lehnsmann des Grafen Wilhelm von Hennegau in den feindlichen Reihen focht. Da auch seine Tochter Maria, die an den Raugrafen Otto von Beimberg vermählt war, vor ihm kinderlos verstarb, bestimmte Heinrich den aus einem alten niederrheinischen Dynastengeschlecht stammenden Johann (V.) Herrn von Reifferscheid, der als sein Neffe bezeichnet wird, zu seinem Erben. Aber erst dessen Sohn

Johann (VI.) gelangte 1455 durch einen Spruch des burgundischen Gouverneurs von Luxemburg, Anton von Croy, in den Besitz der Grafschaft, welche bis dahin von dem Raugrafen und seinen Nachkommen unrechtmäßiger Weise festgehalten worden war. Er starb im J. 1475.

Graf Werner von Salm aus der Linie Nieder-S., geboren 1545, soll

in Dienste Karl's IX. von Frankreich 1569 bei Moncontour. Nach dem Tode des Grafen Hermann von Neuenar (1528) (s. A. D. B. XXIII, 487) erhob er Ansprüche auf Stadt und Herrschaft Bedbur und bemächtigte sich der ersteren, obwol Graf Adolf von Neuenar sich Namens seiner Gemahlin Walpurgis, der Schwester des verstorbenen Grafen, bereits die Huldigung hatte leisten lassen, durch Ueberfall. Dem mit Uebermacht heranrückenden Grafen konnte Werner indes nicht widerstehen, er wurde dessen Gefangener und von ihm dem Erzbischof Gebhard von Köln in Gewahrsam gegeben. Es gelang ihm indes, aus dem Gefängniß zu Kaiserswerth zu entkommen, und wir finden ihn während des bekannten kölnischen Krieges als eifrigen Gegner des Erzbischofs, was bei seiner Stellung als kölnischer Erblandmarschall nicht ohne Bedeutung war. Zur Anerkennung seiner Dienste belehnte ihn Ernst von Baiern, Gebhard's Gegner und Nachfolger, 1588 mit Bedburg. Da er aber im J. 1593 der Gräfin Walpurgis von Neuenar gleichfalls die Belehnung ertheilte und diese ihre Rechte auf die Grafen von Sentheim übertrug, so entspann sich hieraus ein langwieriger, Jahrhunderte lang sich hinschleppender, niemals zum Austrag gebrachter Proceß. Werner, der vom Erzbischof 1588 auch mit der Grafschaft Heckenbruch belehnt worden war, ging später in spanische Dienste und starb am 16. Februar 1629.

Rheinischer Antiquarius, III, Bd. 8. — Fahne, Geschichte der Grafen von Salm-Reifferscheid. — Lossen, Kölnischer Krieg. Ribbeck.

Salm: Wilhelm Friedrich Karl August, Fürst und Rheingraf zu Salm-Horstmar, Wildgraf zu Dhaun und Kyrburg, Rheingraf zum Stein, Herr zu Anstingen, Diemeringen und Püttingen, residirend zu Coesfeld in Westfalen, wurde am 11. März 1799 zu Coesfeld geboren und starb ebendaselbst am 27. März 1865. S. hat sich mit agriculturchemischen und physikalischen Untersuchungen beschäftigt und in beiden Richtungen zahlreiche Abhandlungen, fast sämtlich in Poggendorff's Annalen und in Erdmann's Journal, veröffentlicht; außerdem gab er eine selbständige Schrift: „Versuche und Resultate über die Nahrung der Pflanzen", Braunschweig 1854, heraus, auf welches Thema sich auch der größte Theil seiner chemischen Arbeiten bezieht. Die physikalischen Untersuchungen, denen sich S. erst später zuwendete, betreffen, mit Ausnahme von einzelnen Notizen über Wirkung der Wärmestrahlung, ausschließlich optische Erscheinungen. Von diesen Arbeiten sind zu nennen: Beobachtungen von Polarisationsphänomenen in Krystallen und namentlich von Fluorescenzerscheinungen, für welche S. einige neue Substanzen (Fraxin z. B.) kennen lehrte. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen, welche bei einem Manne von der Lebensstellung Salm's in Deutschland selten sind, ernannte ihn die Akademie in Berlin 1856 zu ihrem Ehrenmitgliede.

Poggendorff, biogr.-liter. Wörterbuch II, 741. — Gothaischer genealog. Taschenkalender. — Verzeichniß der Schriften in Pogg. und in den Jahresberichten der physikalischen Gesellschaft. K.

Salm-Reifferscheid: Josef Maria Franz Anton Hubert Ignaz, Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheid-Dyck, geboren auf dem Stammgute Schloß Dyck bei Neuß im Regierungsbezirk Düsseldorf am 4. September 1773, † zu Nizza am 21. März 1861, hat sich als Pflanzenliebhaber und botanischer Schriftsteller verdient gemacht. Nach frühzeitigem Verlust des Vaters, durch die Mutter, eine geborene Gräfin von Zeil-Wurzach, aufs sorgfältigste erzogen, genoß der junge Graf einen strengen, aber vortrefflichen Unterricht auf dem Jesuitencollegium zu Köln und bildete sich durch Privatstudien in Wien, Brüssel und Paris wissenschaftlich weiter aus. Nachdem er im achtzehnten Lebensjahre für mündig erklärt worden war, vermählte er sich alsbald mit der Gräfin Marie Therese von Hatzfeld, löste indessen nach 10 Jahren diese Ehe wieder und ging 1803

eine neue Verbindung ein mit der geistreichen Wittwe des Chirurgen Pipelet einer geborenen Marie Constance de Théis. Inzwischen hatten die Stürme der französischen Revolution, sowie die Besitznahme der Rheinprovinz seitens der französischen Republik, das Souveränetätsrecht des Grafen über die Herrschaft Dyck aufgehoben; jedoch blieb ihm, Dank günstiger Umstände, sein Besitzstand erhalten, wenn er auch zur Wahrung seiner Interessen wiederholte Reisen nach Paris machen mußte. Den Aufenthalt daselbst benutzte er jedesmal auch zu wissenschaftlichen Zwecken, trat mit den Botanikern Desfontaines, den beiden Jussieu, mit Thouin und Thuillier in persönlichen Verkehr und betheiligte sich namentlich fleißig an den Excursionen des letzteren in die Umgegend von Paris. Durch seine zweite Gemahlin, die selbst schriftstellerisch thätig war und der zu Liebe er während der ersten 20 Jahre dieses Jahrhunderts die Winter in Paris verlebte, wurde sein Haus der Sammelpunkt der gelehrten und künstlerisch gebildeten Welt. Das Erscheinen des ersten Heftes von Aug. Pyr. de Candolle's Plantarum historia succulentarum im J. 1799, zu welchem der berühmte Cabinetsmaler Ludwig's XVI., Pierre Jos. Redouté die Zeichnungen geliefert, erweckte in Salm-R. die Neigung, sich mit der eigenthümlichen Gruppe der Fettpflanzen eingehender zu beschäftigen. Er trat zu diesem Zwecke nicht allein mit dem Verfasser des Werkes, der damals in Paris lebte, in Beziehung, sondern nahm selbst noch bei Redouté Unterricht im Zeichnen und Malen der Pflanzen und brachte es in dieser Kunst zu hoher Fertigkeit. Nach seinem Stammschlosse Dyck zurückgekehrt, ließ er Gewächshäuser bauen für die Cultur seiner Lieblingspflanzen und scheute weder Kosten noch Mühe, um Material für seine Studien, lebendes wie getrocknetes, von woher nur immer zu erwerben, so daß seine Sammlungen succulenter Gewächse mit der Zeit nicht nur zu den umfassendsten des Continents heranwuchsen, sondern zugleich durch die Fülle von Originalpflanzen den Rang authentischer Quellen für Forschungen auf diesem Gebiete einnahmen. Salm's litterarische Thätigkeit hat denn auch die erwähnten Gewächse zur ausschließlichen Grundlage. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste wurde ihm die Mitglied- und Ehrenmitgliedschaft vieler gelehrter Gesellschaften zu Theil, auch bleibt sein Name durch die Gattung Dyckia aus der Familie der Bromeliaceae in der Wissenschaft erhalten. Seine militärische Laufbahn schloß für ihn ab mit der Erwerbung des Charakters als preußischer Generalmajor. In den erblichen Fürstenstand erhob ihn König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1816. In seinen letzten Lebensjahren nöthigte den Fürsten ein hartnäckiger Katarrh, das mildere Klima Südeuropas aufzusuchen. Eine Kur in einigen Badeorten der Pyrenäen hatte nicht die gehoffte Wirkung, dagegen that ihm der Aufenthalt in Nizza, wohin er 1860 ging, so wohl, daß er mit dem Plane umging, hier dauernden Wohnsitz zu fassen, zumal er hoffte, hier, wo Agaven, Aloën und Mesembryanthemen, wenigstens verwildert, schon im Freien wachsen, die Cultur dieser Pflanzen unter den günstigsten Bedingungen studiren zu können. Inmitten dieser Pläne und Gedanken ereilte ihn der Tod im 88. Jahre seines Lebens. Die sterbliche Hülle des Fürsten wurde nach der Familiengruft zu St. Nicolas bei seinem Stammschlosse Dyck übergeführt und da beigesetzt, wo die von ihm gegründete Ackerbauschule und agriculturchemische Versuchsanstalt Zeugniß ablegen für die hochherzige Gesinnung eines Mannes, der, auch als Mensch hochgeehrt, ein Fürst war in allem, was er dachte und that.

Die Reihe seiner wissenschaftlichen Arbeiten eröffnete S.-R. 1817 mit einem deutsch und französisch geschriebenen: „Verzeichniß der verschiedenen Arten und Abarten des Geschlechtes Aloë, welche von Willdenow, Haworth, de Candolle und Jacquin beschrieben worden, oder noch unbeschrieben in den Gärten Deutsch

lands, Frankreichs und der Niederlande sich befinden." Darauf folgten mehrere kleinere Abhandlungen, welche Beobachtungen an lebenden Pflanzen seines Gartens enthalten, so die in drei Fascikeln 1820—22 erschienenen: „Observationes botanicae in horto Dyckensi notatae" und aus den Jahren 1822 und 1829 je ein „Index plantarum succulentarum in horto Dyckensi cultarum". Gelegentlich seiner Aufnahme in die Leopoldina 1819 veröffentlichte er im 2. Theil des zehnten Bandes der Verhandl. dieser Körperschaft eine mit einer selbstgefertigten Abbildung versehene Abhandlung über eine neue Amaryllis (A. principis), welcher Prinz Max v. Neuwied einen Nachtrag hinzufügte. Die erste größere Arbeit erschien 1834 unter dem Titel: „Hortus Dyckensis, ou catalogue des plantes cultivées dans les jardins de Dyck". Das Werk zerfällt in zwei Theile. Der erste größere ist, obwol nur ein Namensverzeichniß, doch wegen der Reichhaltigkeit seines Inhalts, da er gegen 1500 Fettpflanzen aufführt, und wegen der mit größter Sachkenntniß geübten Kritik von Wichtigkeit, während der zweite Theil, Annotationes botanicae, Monographien und Beschreibungen neuer Arten der Gattungen Aloë, Cactus, Mesembryanthemum, Stapelia und Paeonia, sowie berichtigende Bemerkungen zu einzelnen schon bekannten Arten enthält. Beigefügt sind ein Gartenplan und auf vier Tafeln sauber ausgeführte Abbildungen. Die fortschreitende Cultur der Cactus-Gewächse in seinem Garten gab S. Veranlassung, eine Reihe von Katalogen über dieselben in den Jahren 1841, 1845 und 1849 herauszugeben, die indessen nicht bloße Namensverzeichnisse darstellen, sondern genaue systematische Uebersichten über Tribus, Familie, Gattung und Arten dieser Pflanzengruppe geben, deren Studium um deßwillen so schwierig ist, weil es nur an lebendem Material mit Erfolg vorgenommen werden kann. Aus diesem Grunde sind jene Arbeiten Salm's von grundlegender Bedeutung, zumal der Verf. es sich hat angelegen sein lassen, der Nomenclatur und Synonymie die größte Sorgfalt zuzuwenden. Das letzte der genannten Verzeichnisse führt einschließlich der Varietäten gegen 700 Nummern auf und gibt sich als Supplement zu Ludwig Pfeiffer's: „Enumeratio diagnostica Cactearum" aus (s. A. D. B. XXV, 644), worauf bei der Artenbeschreibung Bezug genommen wird, während es bei allen seit 1837, dem Publicationsjahre von Pfeiffer's Arbeit, bekannt gewordenen neuen Arten genaue Beschreibungen hinzufügt. Daß infolge der langjährigen Beschäftigung mit den succulenten Gewächsen S. den Plan faßte, das reiche, ihm zu Gebote stehende Material auch monographisch zu bearbeiten, lag auf der Hand. Nachdem er zu diesem Zweck einen geschickten Pflanzenzeichner und Lithographen in seinen Dienst genommen, unternahm er die Bearbeitung der Gattungen Aloë und Mesembryanthemum, welche durch ihre Artenzahl und Verbreitung in den Gärten ein besonderes Interesse beanspruchen und außerdem durch die Aehnlichkeit ihrer Formen der wissenschaftlichen Unterscheidung große Schwierigkeiten bieten. Das Werk erschien unter dem Titel: „Monographia generum Aloës et Mesembryanthemi" in 7 Fascikeln in den Jahren 1836—63 und umfaßt 377 Tafeln mit Abbildungen nebst begleitendem Text in Kleinfolio. Tafeln wie Textblätter sind nicht numerirt und erlauben dadurch eine spätere systematische Zusammenstellung, zu welcher die Anleitung auf jedem Blatte angedeutet ist. Die Beschreibungen sind in lateinischer Sprache, die Tafeln schwarz, nur eine Blüthe und ein Theil eines Blattes colorirt. Der letzte Fascikel erschien nach dem Tode des Fürsten auf Grund des handschriftlichen Nachlasses. Noch heute ist das Werk Quellenwerk für das Studium der Fettpflanzen und durch keine neue größere Arbeit über diesen Gegenstand überholt. Kleinere Abhandlungen über die Agaven und Cacteen veröffentlichte Salm in der Zeitschrift Bonplandia vom Jahre 1854 und 1859.

Bonplandia, IX, 1861. — Pritzel, thes. lit. bot. F. Wunschmann.

Salm: Niclas I., Graf zu S., der ruhmreiche Vertheidiger Wiens, stamm aus der Linie der Grafen von Ober-Salm, sein Vater Johann heirathete ein Tochter des Freiherrn Gerhard von Harcourt. Niclas Graf zu S. wurde 14 geboren und starb am 4. Mai 1530. Noch jung trat er 1483 in österreichisch Dienste und soll anfangs Juli in dem unter dem Feldhauptmann Herzog Albr dem Beherzten von Sachsen in Oesterreich eingerückten Heere, dessen Aufgabe d Entsatz von Wiener-Neustadt war, bereits mitgekämpft haben. Später finde wir ihn als „obristen Veldhauptmann" bei Stuhlweißenburg, das er bis z dem anfangs Mai 1491 erfolgten Rückzuge „gen Eysenburg" besetzt hielt. E muß schon damals Proben besonderer Kriegstüchtigkeit gegeben haben, weil e in verhältnißmäßig jungen Jahren als oberster Feldhauptmann Dienste that. — Im Schweizerkriege vom J. 1499 befand sich S. bei jenen Truppen, welche unte Führung des Grafen Wolfgang zu Fürstenberg, obersten Feldhauptmanns des schwä bischen Bundes standen, und focht am 11. April bei Mannenbach unfern Constanz wobei er die dort standhaltenden Schweizer mit einem Verluste von 300 Todte zurückdrängte. — Auch im Landshuter Erbfolgekriege, in welchem er im Novembe 1504 Markt und Schloß Trostberg einnahm, gehörte S. zu den vorzüglichste Feldhauptleuten. Als es sich im J. 1506 bei den Verwicklungen in Ungar um die Brechung des Widerstandes handelte, welchen eine Partei daselbst den Verträge von 1491 noch immer entgegensetzte, stand S. abermals an der Spitz der in Ungarn einrückenden Truppen des Königs Maximilian I., welcher dess bewährte Treue und Tüchtigkeit nicht nur im Kriege sich nutzbar machen konnte sondern denselben auch bei den im J. 1509 und 1510 in Wien gehaltene Landtagsverhandlungen verwendete. Im J. 1511 an die Spitze der in Inner österreich stehenden kaiserlichen Truppen gerufen, scheint S. aus einer bisher nicht aufgeklärten Ursache das Mißfallen des Kaisers sich zugezogen zu haben, s verfügte sich, um diese Angelegenheit zu begleichen, an das Hoflager Maximilian nach Trient, wo der Kanzler Sernstein wohlwollend vermittelte.

Trotz seinem Antrage zur Uebernahme von Kriegsdiensten wurde er er im Frühjahre des Jahres 1514, als die Zustände im Küstenlande bereits ein bedenkliche Wendung zu nehmen drohten, mit dem Truppencommando daselb betraut. Schon der Ruf von dem Herannahen Salm's veranlaßte die Venetiane zur Aufhebung der Belagerung von Marano. S. versah den Ort mit Munitio und Lebensmitteln, verstärkte die Besatzung und kehrte nach Gradisca zurück Nachdem er hier seine Streitkräfte neuerdings gesammelt und die Nachschübe a sich gezogen hatte, suchte er die Venetianer aus Friaul zu vertreiben und mi den aus Tirol vordringenden Truppen in Verbindung zu treten. Auf diesen Zuge überfiel S. am 12. Juli 1514 bei Castiglione den venetianischen Feld hauptmann Giovanni Vitturi, brachte ihm eine Niederlage bei und nahm ih gefangen. Seuchen, mehr noch der verheerende Krieg bestimmten die Venetianer am 18. October 1514 mit S. Waffenstillstand zu schließen. Im Sommer 151 bei der Fürstenversammlung (anläßlich der Doppelheirath) in Wien noch i Gefolge des Kaisers anwesend, mußte er schon im Herbst desselben Jahres au den Kriegsschauplatz nach Südtirol, wo er verwundet wurde und 1516 mit wen „vil guetten Herrn vnd Knecht" in das belagerte Verona sich begeben. — Mi Bestallbrief vom 4. Juni 1522 zum „obristen Veldhaubtmann" in Untersteier mark gegen die Türken ernannt, hatte er weder in diesem noch im folgende Jahre Gelegenheit, Hervortretendes zu leisten und erhielt beim Herannahen de Winters 1523 und weil ein Einfall der Türken nicht zu besorgen war, de Befehl, die „crabatischen und crainerischen Pferde" zu beurlauben. Nur kur Zeit konnte er sich Ruhe gönnen, denn als in dem Kriege in Italien in de Jahren 1524 und 1525 Erzherzog Ferdinand auf seine eigenen Kosten Hülf

en in der Stärke von 2000 Landsknechten und 200 „raisigen Pferden“ sten ließ, bestellte dieser unterm 15. December 1524 S. zum Hauptmann die „geraisigen Pferd“, mit welchen er die Schlacht von Pavia mitmachte, er „mit seinem reyssigen Zeug tapfer nachgedruckt, aber erstlich großen n empfangen und hinter sich getrieben worden“. Als aber Salm's Reisige ieder sammelten, bewährten sie ihren alten Waffenruhm, S. selbst „hat it seinen Reutern hart vmb den König angenommen, dem König seinen t erstochen vnd jn die rechte Hand verwundt, dargegen hat der König Niclasen durch ein Schenkel gestochen vnd sich fest gewehrt“ und auf diese n der Gefangennahme Franz I. wesentlich theilgenommen. Nachdem ls oberstem Feldhauptmann, in den österreichischen Landen die Leitung des wesens in den der Wiener Regierung unterstandenen Alpenländern oblag, er bald aus Italien nach Wien abberufen, begab sich von da im J. 1525 Obersteiermark, fand daselbst die Bauern des Ennsthales im offenen Auf- und kam mit Rücksicht auf die höchst schwierigen Verhältnisse, den unge- den Stand seiner Truppen, Mangel an Geld ꝛc. anfangs in eine bedenkliche Erst als er durch Nachschübe seine Truppenmacht bis auf 2100 Knechte hrte und der niederösterreichische Hofrath ihm den Befehl ertheilte, Schlad- zu überziehen und die aufrührerischen Einwohner durch Niederbrennen ihres zu bestrafen, leitete S. den Angriff ein, ließ die Stadt anzünden „und und verprennen“. Diese Maßregel im Vereine mit der später erfolgten rung der Häuser der Rädelsführer in Aussee, der Brandschatzung von rz ꝛc. dämpften im Spätherbste 1525 die Aufstände, — das Vertrauen, s man seiner Erfahrung und Einsicht in Kriegsangelegenheiten entgegen- ht, wurde immer größer und war auch Veranlassung, daß S., — als zog Ferdinand gezwungen wurde, seine vertragsgemäßen Rechte auf Ungarn Waffengewalt zur Geltung zu bringen — mit dem Bestallbriefe vom ugust 1526 anfangs zum obersten Feldhauptmann „wider die Turckhen atum des Briefes auf Ein Jahr“, und später, im J. 1527 nach der Er- ng des Heerführers Markgrafen Casimir von Brandenburg-Culmbach aber Oberbefehlshaber des Heeres bestimmt wurde. Als solcher folgte er, als ha seinen Rückzug von Ofen nach Oberungarn nahm, diesem rasch nach, Erlau, zerstreute eine feindliche Abtheilung bei Sájo-Lád und schlug über gegen Tarczal rückend im letzteren Orte sein Lager auf. Hier wurde er 5. September 1527 überfallen, anfangs zurückgedrängt, sammelte er bald bewährten Truppen, ging zum Angriffe vor und bereitete dem Gegner eine dliche Niederlage. Den errungenen Vortheil sofort benützend, ließ S. den ha'schen Truppen keine Zeit mehr, sich zu ordnen, folgte ihnen gegen und griff sie am 27. September neuerdings mit solchem Erfolge an, daß in wilder Auflösung die Flucht ergriff. Ein Theil wurde niedergemacht, ertranken in der Theiß, die Artillerie und das ganze Gepäck fiel in die der Truppen Ferdinand's. S. nahm nunmehr Tokay ein, desgleichen ste von Bodrog, sowie die Schlösser Redecz und Boldogkö. Durch diesen idenden Sieg hatte S. der Sache Ferdinand's I. einen wesentlichen Dienst t, denn die Anerkennung desselben als König und dessen Krönung war chtigste Folge dieses Sieges. Nach der Zersprengung des Zapolya'schen bei Tokay verfügte er sich an das königliche Hoflager nach Ofen, um r Krönung zu Stuhlweißenburg anwesend zu sein, bei welcher Gelegenheit wohlverdienter Weise ausgezeichnet wurde. Die größten Verdienste, nicht n Wien, sondern auch um Mittel- und Westeuropa erwarb er sich aber r Belagerung dieser Stadt. Der greise Herr scheint um diese Zeit sehr gewesen zu sein, er befand sich in Baden, um dort eine Besserung seiner

„Leibsschwacheit" — wahrscheinlich war es Gicht — zu suchen und zögerte mi der Uebernahme des Commandos, das ihm mit dem Bestallbriefe vom 31. Mä 1528 für die niederösterreichischen Lande zugedacht war. Als aber Soliman Kriegszug gegen Wien nicht mehr bezweifelt werden konnte, finden wir ihn berei allseits thätig, um jene Anstalten zu treffen, welche zur Vertheidigung der Stad als zweckmäßig erachtet wurden. Er zog alle nur immer verfügbaren Truppe an sich und verrichtete während der Belagerung, die am 27. September 152 begann, begeistert von dem Gedanken, daß es der Culturstand eines Theiles de Vaterlandes, daß es die heiligsten Güter seien, welche er auf den zusammen brechenden Befestigungsresten vertheidigte, mit den ihm beigeordneten Truppen führern Wunder der Tapferkeit. Mit diesen immer an den gefährlichsten Stellen erlitt S. bei dem Gewaltsturme am 14. October durch ein abgesprengtes Stein stück eine Verwundung am Schenkel. Am 15. October hob Soliman die Be lagerung auf und trat mit seinem um die Hälfte geschmolzenen Heere — e hatte anfangs 120 000 Mann, während der Vertheidiger bloß über eine 16 000 Soldaten und 5000 Bürgergarden verfügte — den Rückzug an. D unter den Truppen Salm's wegen Soldrückständen ausgebrochene meuterisch Bewegung wirkte im höchsten Grade lähmend auf alle Vorbereitungen zur Ver folgung der abziehenden Türken. Erst Mitte November begab er sich wieder z den Truppen, welche mittlerweile Altenburg genommen hatten, trieb die Feind vor sich her, nahm Raab, Komorn, Martinsberg und endlich auch die Stad Gran. Die durch den außerordentlichen Geldmangel bedingten neuerdings einge tretenen Soldrückstände waren Ursache, daß S. sich zum Rückzuge nach Preßburg entscheiden mußte, bloß Raab, Komorn und Martinsberg blieben besetzt. Al der Frieden Stillstand in die Operationen brachte, befand sich S. auf seinem Schlosse Marcheck, zu dessen Besitz er im Jahre 1502 gelangte und dessen Verhältnisse er nach dem glücklichen Abschlusse des Feldzugs 1527 in Ungarn stetig zu verbessern trachtete. Die bei der Belagerung Wiens erhaltene Wund führte infolge der Aufregungen und Strapazen bei dem 71 Jahre alten Herrn ein Siechthum herbei, welches ihn am 24. März 1530 veranlaßte, den König Ferdinand um die Enthebung vom Dienste eines obersten Feldhauptmannes zu bitten. Nur schwer — die Erledigung des Gesuches erfolgte am 16. April 1530 — trennte sich Ferdinand von einem Manne, welcher durch 47 Jahre ihm und seinem Hause bei jeder Veranlassung und oft in höchst bedrängten Lagen voll Treue, Eifer und Hingebung seine Dienste gewidmet hatte. S. überlebte die Enthebung vom Dienste nur wenige Tage, indem er schon am 4. Mai 153 wahrscheinlich auf seinem Schlosse in Marcheck starb. S. war bei seinen kriegerischen Unternehmungen vom Glücke sehr begünstigt und konnte daher in seinem Schreiben an König Ferdinand mit Recht sagen: „er hab vill Zug de sich nymandts zuthun vnndersteen wollen, gethan, vnnd albeg zum pesten ausgericht".

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr., 28. Th., Wien 1874. — Hormayr, Taschenbuch f. vaterl. Gesch., Wien 1823. — Hormayr, Archiv f. Gesch. ꝛc., Wien 1815. — Weingärtner, Heldenbuch, Teschen 1882. — Schweigerd, Oesterreichs Helden ꝛc., 1. Bd., Leipzig 1852. — Die erste Be lagerung Wiens durch die Türken 1529 in Mittheilungen des Kriegsarchivs Wien 1882. — Newald, Niclas Graf Salm, Wien 1880, Nachträge 188

Sch.

Salmen: Franz Freiherr v. S., Graf — comes — der sächsische Nation in Siebenbürgen, ist geboren am 9. Januar 1801 in Hermannstadt, ebendaselbst am 24. März 1875. S. gehört einem altsächsischen Hause an, de schon im 15. Jahrhundert im Schenker Stuhl hervortritt; bereits 1488 erschei

Nicolaus Salman de oppido Schenk dort unter den Stuhlsgeschwornen. Von 1690 an bis 1784 finden wir vier S. als Königsrichter des Schenker Stuhls; ein Sohn des letzten (Martin Friedrich S.), der als Beisitzer der königl. Gerichtstafel in M. Vasarhely 1787 während der Josephinischen Umgestaltungen des Landes starb, Stephan Samuel S., ist der Vater des sächsischen Nationsgrafen, dessen kurzen Lebensabriß diese Blätter geben. Der Genannte, der vom Kaiser Franz 1814 geadelt worden — was im Sachsenland bekanntlich irgend ein Vorrecht nicht gewährte — war von der sächsischen Nation, oder richtiger von der Universität (der politischen Vertretung) des alten Hermannstädter Gaues (den „sieben Richtern") bestellt Kastellan „des rothen Thurmes" - castellanus rubrae turris, des diesen Namen führenden Grenzschlosses — zugleich Pächter des an den rothen Thurm grenzenden, aus mehreren Dörfern bestehenden „Sieben-Richter-" Gutes Thälmesch, als solcher mit dem Rechte der adeligen Gerichtsbarkeit über diese Gemeinden ausgestattet. König Ladislaus V. hatte nämlich den Sachsen der VII Stühle im Hinblick auf die vieljährige unverletzte Treue, die sie seinem Großvater Kaiser Sigmund, seinem Vater Albert, dann ihm und damit der heiligen ungarischen Krone erwiesen, im Jahre 1453 das Grenzschloß, den rothen Thurm mit dem Krongut Thälmesch und allen dazu gehörigen Besitzungen, Nutzungen und Rechten verliehen. Auf dem „rothen Thurme", dem aus der Zeit der Türkeneinfälle so oft genannten Kastell am rechten Altufer, verlebte der Knabe seine erste Jugendzeit. Die ernste, großartige Schönheit der Landschaft, in der er dort aufwuchs, ist unverlöschlich seiner Seele eingeprägt geblieben. Der Strom tritt da in jene Gebirgsenge ein, in der er die ragende Kette der Südkarpathen durchbrechend, seinen Lauf zur Donau nimmt; die mächtigen, waldgekrönten, formschönen Kuppen, um die der Adler seine Kreise zieht, spiegeln sich in seinen Wellen und bieten, wie der Fluß, an dem einst die Römerstraße ins Land gekommen, in jähen Wendungen dahin rauscht, fort und fort neue eindrucksvolle Bilder dar. Das Vaterhaus, in dem gastfreie wohlthuende Herzlichkeit herrschte, war von den Besten des nahen Hermannstadt gerne und häufig besucht; selbst das Kaiserpaar würdigte bei seiner Rundreise durch Siebenbürgen im J. 1817 die sächsische Familie des ehrenden Eintrittes und nahm huldvoll mit seinem Gefolge die Gastlichkeit des Hauses an. Franz S., der zweitgeborne Sohn desselben, machte seine Gymnasialstudien in dem nahen Hermannstadt, bei glücklicher Begabung und regem Pflichtgefühl ein vorzüglicher Schüler der Anstalt. Im J. 1820 ging er zum Studium der Rechte an das reformirte Collegium nach Vasarhely, den Sitz der königl. Gerichtstafel, wo er sofort nach damaligem Brauch zugleich als Kanzellist dieser den Amtseid ablegte. Nachdem er 1823 kurze Zeit bei dem siebenbürgischen königl. Gubernium in Klausenburg in Verwendung gestanden, trat er zum königl. Oberlandescommissariat in Hermannstadt über. Eine im Frühjahr 1825 begonnene längere Reise über Pest und Wien in die österreichischen Alpenländer, nach Oberitalien, in die Schweiz, nach Süddeutschland, ein damals in diesen Landen nur äußerst Wenigen beschiedenes Glück, erweiterte seinen Gesichtskreis und ließ ihn in ein höheres, reicheres Leben fruchtbaren Einblick thun. Nach seiner Heimkehr gründete er sich im Herbst 1825 durch die Vermählung mit seiner Cousine Karoline S. von Kriegsheim, einer vielgebildeten thatkräftigen Frau voll heißer Liebe für ihr Volk, ein schönes befriedigendes Heimwesen. So gingen die stillen, stummen Zeiten, in welchen der Metternich'sche Geist von oben und die, gegen das klare Gesetz der sächsischen Nation aufoctroyirte „Regulation" (1795—1804) diese zu schwerem Stillstand auf vielen Lebensgebieten verurtheilte, vorüber. Inzwischen wurde S. 1832 zur königl. siebenbürgischen Hofkanzlei nach Wien versetzt, um nach zwei Jahren als

unbesoldeter Concipist zum Landesgubernium nach Klausenburg zurückzukehren. Hier wurde er 1836 Honorärsecretär (ohne Gehalt) und als solcher stellvertretender Chef der Abtheilung, welcher die Angelegenheiten der directen Besteuerung und des Militärs zugewiesen waren. Der auf den 17. April 1837 nach Hermannstadt einberufene Landtag, in welchem verfassungsgemäß das königl. Gubernium als solches in seinen Räthen und Secretären Sitz und Stimme hatte, führte S. wieder hierher zurück. Da brachte ihn eine von den Fragen, welche die Stände leidenschaftlich beschäftigten, auf kurze Zeit in eine schiefe Stellung zu seinen Kirchen- und Volksgenossen. Es war die, bei der constitutionellen, durch die Wahl der Stände und die fürstliche Bestätigung zu erfolgenden Besetzung der Landesämter nicht zu umgehende Frage, ob der römisch-katholische Bischof als solcher gesetzlich unter die Gubernialräthe gehöre. Nach dem siebenbürgischen Staatsrecht mußte die Frage, wie es seitens der großen Mehrheit der Landtagsmitglieder in der That geschah, verneint werden; S., vom Provinzialkanzler überrumpelt, war unter den sehr wenigen Protestanten, die sie bejahten; doch stellte sich das rechte Verhältniß zu seinen politischen Freunden und Volksgenossen bald wieder her. Auf demselben Landtag kam eine, die sächsische Nation seit lange und tief bewegende Frage wieder in vollern Fluß. Ein Allerhöchstes Rescript vom 18. Januar 1796 hatte nämlich gegen das bestehende Recht die Würde und das Amt des Sachsengrafen — comes nationis Saxonicae — vom Amt des Hermannstädter Königsrichters getrennt; die Stelle war bereits zweimal (1816 und 1826) durch Ernennung besetzt worden; alle Rechtsverwahrungen und Vorstellungen der Hermannstädter Stadtcommunität, der sächsischen Nationsuniversität, ja des königl. Landesguberniums hatten nichts gefruchtet. Ebenso erfolglos war die Repräsentation des Landtags vom 27. August 1811, der auf die Aufforderung der sächsischen Nation im Sinn des Unionseides, welcher die „drei Nationen" zum Schutz der gegenseitigen Rechte verpflichtete, um Wiederherstellung des gesetzlichen Standes bei der Regierung einschritt. In der Landtagssitzung vom 29. Januar 1835 hatte der Hermannstädter Abgeordnete die Stände wieder um ihre Mitwirkung zur Wiederherstellung des alten diplomatischen Wahlrechts ersucht; am 18. Juli 1837 erklärten diese endlich anläßlich der Candidation des Landtags zu den Landesämtern, daß sie den damaligen Comes der sächsischen Nation als königl. Gubernialrath anzuerkennen nicht vermöchten — der Sachsengraf war als solcher gesetzlich Mitglied des Guberniums —, da er nicht durch gesetzliche Wahl zu seinem Amte gekommen sei. Das gab Anlaß zu neuen Verhandlungen zwischen Hermannstadt, der Nationsuniversität und dem Hofe, in welchen S. — 1841 dem königl. Landtagscommissär Baron Josika zugetheilt und seit 1843 wirklicher Gubernialsecretär — als Referent der staatsrechtlich so wichtigen Sache bei dem Landesgubernium fördernd thätig war, und durch welche endlich ein Ausgleich scheinbar widerstreitender Interessen zu Stande kam, den das königl. Rescript vom 31. December 1845 genehmigte, „damit", wie Kaiser und König Ferdinand darin spricht, „von der väterlichen Zuneigung, mit welcher Wir auch der sächsischen Nation zugethan sind, welche durch ihre unbefleckte Treue und Ergebenheit gegen Unser erlauchtes Haus durch den Verlauf so vieler Jahrhunderte ausgezeichnet ist, ein glänzendes Zeugniß für sie und die späte Nachwelt aufgestellt werde". Darnach hatten die elf sächsischen Stuhls- beziehungsweise Districtsvertretungen für das Amt des Comes der sächsischen Nation und die damit verbundene Königsrichterwürde von Hermannstadt in freier Wahl je sechs, im Sinn der vaterländischen Gesetze geeignete Männer zu bestimmen; die sächsische Nationsuniversität stellte die Namen jener sechs zusammen, welche die Stimmen der meisten Kreise erhalten hatten; aus diesen wählte Magistrat und Communität (die „Hundertmannschaft") von Her-

ſtadt drei, deren Namen im Weg der Univerſität und des Guberniums
r Majeſtät unterbreitet wurden; der aus dieſen von der Krone beſtätigte
Königsrichter von Hermannſtadt, Graf der ſächſiſchen Nation und königl.
bürgiſcher Gubernialrath.
Als dieſe von Hermannſtadt und der ſächſiſchen Nation gleichmäßig nach-
te Entſcheidung erfloß, war das Amt, um das es ſich handelte, bereits ſeit
7. Mai 1845 durch den Tod des ernannten Comes Wachsmann, eines
ns hochehrenwerthen Mannes, der durch ſeine ernſte Mitwirkung zur Er-
ng der ſächſiſchen Rechtsakademie (ſ. A. D. B. XXII, 553) ſich ein blei-
s Denkmal geſetzt hat, erledigt. Die Wahl wurde nach der neuen Art voll-
; unter den von der Hermannſtädter Communität erwählten Candidaten
Franz v. S. an zweiter Stelle; ihn ernannte am 9. April 1846 Kaiſer
nand, indem er den an erſter Stelle vorgeſchlagenen Hofrath Ludwig
ſenfeld aus Rückſichten des Dienſtes in ſeiner damaligen Dienſtleiſtung zu
n fand, zum Grafen der ſächſiſchen Nation, da, wie es im königlichen
m vom 12. Juli heißt „Wir Dich für würdig befunden, daß Du aus der
Unſerer königlichen und landesfürſtlichen Machtherrlichkeit mit dem Amte,
hre und Würde des Grafen der ſächſiſchen Nation in Unſerm vorgenannten
nthum und des Königsrichters von Hermannſtadt, wie auch dem Amte
wirklichen geheimen Gubernialrathes in demſelben Fürſtenthum nach dem
h und alten Recht der genannten Nation geziert werdeſt". Es ging eine
Erhebung durch alle Gaue des Volkes; die Einführung Salmen's in ſein
war ein Feſt, wie es ſeit dem September 1790, der Inſtallation des
s Mich. v. Brukenthal (ſ. A. D. B. III, 393) nicht begangen worden
Sie fand am 26. Auguſt 1846 Statt; der Gubernator Reichsgraf Joſef
ſelbſt mit dem Obergeſpan Baron Ludwig Joſika als landesfürſtlicher
iſſär vollzog ſie mit einer deutſchen Rede und überreichte dem neuen
ngrafen die Zeichen ſeines Amtes: Streitkolben, Fahne, Säbel. Die ganze
und feierliche Pracht aus der Väter Zeit war bei dem Vorgange entfaltet;
ehrwürdige Wahrſpruch des Sachſenbanners: Ad retinendam coronam
te weithin in der Sommerſonne. S. ſelbſt betonte in der ergreifenden
Anſprache, die er damals auf jener geſchichtlichen Stätte im Hermann-
r Rathhaus, wo einſt Markus Pemfflinger und Petrus Haller und Albert
gewaltet, an die Vertreter ſeiner Nation richtete, die Bedeutung dieſer
räger des Bürgerthums im bunten Völkergemiſch des Vaterlandes, in dem
ade in dieſer Eigenſchaft eine große Lücke ausfülle. In immer reichern
rtugenden dieſem Bürgerthum zu leben, das die feſteſte Grundlage der
en ſei, daſſelbe ſtandhaft zu vertreten, in Eintracht mit den Mitnationen
dem mächtigen Schutz des erhabenen Kaiſerhauſes fortſchreitend im Geiſt
ch hier neu erwachten Zeit die rege Kraft mit Umſicht zur Förderung des
en und materiellen Wohles, zum Ziel allgemeiner Wohlfahrt zu leiten:
die Aufgabe, die ſchwere Arbeit, die der Beſten harre.
Bald genug ſollten ungeahnte, neue und ſchwerere Aufgaben an S. und die
he Nation herantreten. Zwar der Landtag 1846/47, an dem der neue,
erwaltungsarbeiten viel beſchäftigte Sachſengraf nur am Anfang und am
ſe Theil nahm, ſicherte gegen die aus Ungarn hereingebrochene Bewegung
chſiſchen Nation mindeſtens in ihrer Mitte den amtlichen Gebrauch der
en Sprache; aber der Sturm, der kurz darauf nach der Pariſer Februar-
tion die öſterreichiſche Monarchie durchraſte, brachte ſofort alles Beſtehende
n Siebenbürgen ins Schwanken. Die ſächſiſche Nation ſah in der, von
ngarn und Seklern bald drohend geforderten Union Siebenbürgens mit
n die Lebensfrage; als Kaiſer Ferdinand im Patent vom 15. März 1848

die „Constitution des Vaterlandes", „die Ertheilung einer Verfassung" zugesich
sprach die eben versammelte Nationsuniversität in einer Adresse an Seine Majes
vom 29. März ihre „Gefühle der Begeisterung für die verfassungsmäßige Ieb
digste Staatseinheit der gesammten Monarchie" aus und erklärte freimüth
daß die sächsische Nation „zur Verwirklichung der größtmöglichen verfassun
mäßigen Einheit im Länder- und Völkerbunde des österreichischen Kaiserstaats
Geiste der durch die siebenbürgischen Grundgesetze geheiligten pragmatisch
Sanction . . nichts sehnlicher wünsche, als diese ihre Gesinnungen einst auch
einer allgemeinen Reichsständeversammlung aller constitutionellen Länder
Monarchie beurkunden zu können". Wir „wagen es", war vorausgegang
„offen auszusprechen, daß das freie stammverwandte Volk der siebenbürger Sach
seinem alten stets festgehaltenen Wahlspruche getreu, nie aufhören werde, in
verbrüchlicher Ergebenheit gegen das Allerhöchste Kaiserhaus seine Bestimmu
Ad retinendam coronam mit Gut und Blut zu erfüllen". Der vorsitzende Natio
graf S. mit allen Mitgliedern der Universität war unter der Adresse unt
schrieben; das Handschreiben vom 26. April, in dem Ferdinand der Hofkan
auftrug, „der Universität der sächsischen Nation Mein Wohlgefallen über die
Ausdruck ihrer erprobten Treue bekannt zu geben", kam erst vier Jahre spä
zu ihrer Kenntniß. Inzwischen nahmen die Geschicke unaufgehalten ihren weit
Sturmlauf; als Ferdinand am 11. April die Beschlüsse des Preßburger Lan
tags bestätigt und damit (Artikel VII) die Union Ungarns mit Siebenbürgen
Princip bereits genehmigt hatte, wurde der Ruf nach derselben in der magyarisch
Presse und in den magyarischen Vertretungen immer lauter. Bei einem kur
Aufenthalt in Hermannstadt Anfangs Mai erklärte der Gouverneur Graf Tel
kurz, die Frage der Union müsse von vornherein thatsächlich als entschieden a
genommen werden; bei einem Widerspruch gegen dieselbe dürfte für die Wid
sprechenden außerhalb des Landtags kaum Sicherheit zu finden sein. Hermannst
antwortete darauf mit dem Aufpflanzen der schwarz-gelben Fahne; die Nation
universität unter dem Vorsitz Salmen's, dessen Bild kurz vorher in Klausenbu
verbrannt worden war, entsandte am 10. Mai eine Deputation nach Wien,
derselben Bischof G. Binder und Professor Joseph Zimmermann, um dem Kai
im Namen der ganzen Nation zu huldigen und die Interessen dieser dort
vertreten. Aber sie traf den Hof, der am 17. Mai aus Wien geflüchtet w
erst in Innsbruck; als sie am 11. Juni kurz nach 12 Uhr in dem einfach
Audienzsaal dort die rechtsgeschichtlich und politisch eingehend begründete Be
stellung gegen die Union überreichte, erklärte der Kaiser, er habe dieser bere
— am vorigen Tage — die (vorläufige) Bestätigung ertheilt, wodurch ab
weder die Nationalität, noch die Freiheiten seiner sächsischen Unterthanen
Siebenbürgen gefährdet, vielmehr bestärkt und gesichert worden seien. Inzwisch
hatte nämlich der auf den 29. Mai nach Klausenburg einberufene Landtag
Union beschlossen. Die sächsischen Abgeordneten hatten, diesem Beschluß we
auch mit Vorbehalt zustimmend, wohl, wie sie in ihrem amtlichen Berich
schrieben, „nach bestem Wissen und Gewissen", aber nicht nach ihrer Instructi
gehandelt. Die Folge davon war eine außerordentlich tiefe Erregung, die
sächsische Nation ergriff. Schon am 3. Juli stellte die Universität unter S
men's Vorsitz die Sach- und Rechtslage dar, wie die sächsischen Abgeordneten
Klausenburg unter beengenden Einflüssen mehr nach ihren Privatansichten u
Gefühlen als nach den sie bindenden Weisungen ihrer Sender gehandelt,
nach dem Landesrecht und nach den natürlichen Grundsätzen der Freiheit selbst
diger Nationen eine engere Verbindung Siebenbürgens mit Ungarn nicht denk
sei, bevor das Wesen und die Form dieser Verbindung der sächsischen Nation
schaulich dargethan worden, und knüpfte daran die Bedingungen — der Act

orlage an den ungarischen Reichstag bestimmt — deren Erfüllung die uer der Nation gewährleiste und ohne welche diese in eine engere Ver- g Siebenbürgens mit Ungarn nicht eingehen könne. Doch der im Juli t zusammentretende Landtag, auf dem nun auch infolge der Verord- des Palatins Siebenbürgen vertreten war, gelangte nicht dazu, die zur hen Ausgestaltung der Union erforderlichen Gesetze zu schaffen; er wurde ctober aufgelöst und der Krieg brach aus. Der Minister des Innern e hatte bereits mit Erlaß vom 31. Juli auf nicht genannte Anzeigen den siebenbürgischen Landestheilen" den Grafen der sächsischen Nation mit ung bedroht. Eine Reise Salmen's nach Pest besserte das Verhältniß nicht. chts der inzwischen rasch fortschreitenden Auflösung aller öffentlichen Ord- ergriff mit der Proclamation vom 18. October der commandirende General iebenbürgen F.M.L. Puchner die Zügel der Regierung und ordnete sofort n geringen Stande der kaiserlichen Truppen im Lande eine Ergänzung an. An die sächsische Nation insbesondere wandte er sich mit dem Ver- der Errichtung eines Jägerbataillons von 1253 Mann. Er rief nicht t „den bekannten Patriotismus" derselben an; freiwillig in edelster erung entsprachen die Jünglinge, viele aus den Kreisen der Studirenden, ngeren Beamten, aus Häusern voll Wohlstand, dem Rufe ihrer Behörden. rzester Zeit stand es schlagfertig da, auf Kosten der sächsischen Nation t und ausgerüstet; nur „die Armatur" wurde „ab aerario beigestellt". aiser Ferdinand am 30. November auf den Vortrag des Feldmarschalls n Windischgrätz die Aufstellung des Bataillons genehmigte, fügte er hinzu: ächsischen Nation ist hiefür mittelst des kommandirenden Generalen Baron r Meine Anerkennung bekannt zu geben und zu eröffnen, daß ich auf die und Ergebenheit Meiner sächsischen Nation stets das festeste Vertrauen habe."

Das war einer der letzten Regierungsacte Ferdinand's; zwei Tage später, December 1848, entsagte er gegenüber dem „Drang der Ereignisse, dem ennbaren und unabweislichen Bedürfniß nach einer großen und umfassenden taltung der Staatsformen", in der „Ueberzeugung, daß es jüngerer Kräfte , um das große Werk zu fördern und einer gedeihlichen Vollendung zu- en" feierlich dem österreichischen Kaiserthron; sein jugendlicher Neffe Franz I. bestieg denselben, des hoffnungsfreudigen Entschlusses, „auf den Grund- der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller des Reichs und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, sowie heilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung" das, von so schweren ngen heimgesuchte Vaterland zum Frieden und neuer Lebenskraft zu führen lle Lande und Stämme der Monarchie zu Einem großen Staatskörper zu gen.

Mitten unter den ersten ernsten Sorgen der neuen Regierung gedachte der junge her an sein „getreues Sachsenvolk in Siebenbürgen", wo seit Wochen schon r Bürgerkrieg das Land verheerte, in dem die sächsische Bürgerwehr in bter Treue unter den kaiserlichen Fahnen im Feld stand. Das kaiserliche ef vom 21. December 1848 brachte ihm den „kaiserlichen Gruß und die erung Unserer Huld und Gnade". „Als Wir bei dem Antritt Unserer ung" — das sind die kaiserlichen Worte — „alle, unter Unserer kaiser- Krone vereinigten Völker überblickten, war es Unserm Herzen wohlthuend at Uns hohen Trost gewährt, in einer Zeit, wo jene heiligen Bande der und Anhänglichkeit der Völker an den Thron vielfachen Versuchungen aus- und die Begriffe von Freiheit und Unabhängigkeit zur Verwirrung der her mißbraucht wurden, die hohe Aufopferung zu erkennen, mit welcher

Ihr bereitwillig Haus und Hof, Werkstätte und Pflug verlassen und
diger Hingebung von Gut und Blut die Waffen ergriffen habt, u
Jahrhunderten bestehenden Bau der Gesammtmonarchie, ihre Einheit
sowie die Rechte Unsers kaiserlichen Hauses in dem Augenblick drohen
zu stützen und zu schirmen. Thron und Staat, für die Ihr gekämp
Euch die verdiente Anerkennung zollen und die Bürgschaften zu schä
welche Eure von Unseren Ahnen so oft belobte Tapferkeit, Ausdauer
vornehmlich aber Euer Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit und der
Gebrauch der hierdurch unter Euch heimisch gewordenen Freiheit für
der Krone und den Bestand des Staates gewähren." Ein Strahl
hebenden kaiserlichen Anerkennung, in der alte Zeiten wieder neu u
auch auf den Sachsengrafen Franz v. S. Gleichzeitig ertheilte der Kai
Manifest „den Wünschen Unserer getreuen sächsischen Nation, welc
durch ihre Abgeordneten Uns vorgetragen hat, Unsere kaiserliche Gene
Diese Wünsche gingen auf „unmittelbare Unterstellung der Nation
Krone, den innigen Verband mit der Gesammtmonarchie und die
dingte unmittelbare Verbindung der Centralnationalbehörde mit de
wortlichen Ministerium in der kaiserlichen Residenz, sowie auf die
der sächsischen Nation auf einem allgemeinen österreichischen Reichst
kaiserliches Rescript vom 22. December 1848 an die Universität der
Nation vollzog die Einbeziehung des Sachsenlandes in staatsrecht
administrativer Beziehung in die Reihe der durch die künftige öf
Constitution verbundenen Länder, wies die Nationsuniversität an, die zu
organischen Anschluß des Sachsenlandes an die Gesammtmonarchie er
Einrichtungen zu beantragen und zu dem Zwecke mit dem diesbez
sandten kaiserlichen bevollmächtigten Commissar die geeigneten Verhan
pflegen, der die betreffenden Anträge der Allerhöchsten Genehmigung
werde. Der sofortigen Arbeit an diesen Aufgaben trat jedoch der Krieg
den Weg; die kaiserlichen Truppen sahen sich genöthigt, im März 18
bürgen zu räumen; nach dem Fall von Hermannstadt (11. März) flo
in die Walachei, von wo er nach kurzem Aufenthalt an das Hoflage
mütz sich begab, um dem Kaiser für das December-Manifest und
danken und den ferneren Allerhöchsten Schutz für seine Nation zu erl
August, nach hergestellter Ruhe, kehrte er von Wien, wo er inzwische
bereitenden Arbeiten für die Zukunft beschäftigt gewesen, nach He
zurück. Hier fand er an der Spitze des Landes, das in dem mehrj
gräuelreichen Bürgerkrieg aus all' seinen Fugen und Ordnungen geko
Feldmarschalllieutenant Freiherrn von Wohlgemuth als Civil- und
gouverneur, dem für die Civilangelegenheiten der frühere provisorische
der Bukowina Eduard Bach zur Seite gegeben war. Schmerzlich w
nächst, daß der Belagerungszustand auch auf das Sachsenland ausgede
nicht weniger, daß in der vorläufigen neuen Eintheilung des Landes
der Verwaltung, dasselbe gleichfalls ein „Militärdistrict" wurde, an d
neben dem zum Districtsobercommissär ernannten Nationsgrafen ol
Sonderung des Wirkungskreises als Militärdistrictscommandant Ge
Chavanne stand. Schwer lastete auf den durch den vorausgegang
erschöpften sächsischen Kassen ferner, daß das Sachsenland seine Verw
eigenen Mitteln bestreiten mußte, während die Kosten dafür für die übrig
theile aus öffentlichen Mitteln flossen. Dafür suchte ein, wesen
Salmen's Eingabe vom 9. August 1849 erwirktes, vom Kaiser „in A
der erprobten Anhänglichkeit der sächsischen Nation an das Allerhöchste
und den Staat" mit Allerh. Entschließung vom 29. Sept. 1849 bewilligte

…ehn von anderthalb Millionen Gulden dem wirthschaftlichen Verfall von …emeinden und Privaten mit Erfolg Schranken zu setzen.

Den Verfassungsneubau Siebenbürgens begann Wohlgemuth mit der feier…chen Verkündigung (9. Nov. 1849) der Verfassungsurkunde vom 4. März, …dem er insbesondere dem Lande „die erhabenen Worte" ans Herz legte, „mit …en Seine Majestät, unser Allergnädigster Kaiser und Herr, das große Werk …r Wiedergeburt eines einheitlichen Oesterreichs durch eine, das ganze Reich …schließende Verfassung allen seinen Völkern verkündet hat". Bereits am …. Juli hatte der Kaiser Wohlgemuth bei dessen Ernennung zum Civil- und …litärgouverneur zugleich beauftragt, die Bitten, Begehren und Anträge der …hsischen Nation behufs ihrer organischen Einfügung in den Einheitsstaat ent…en zu nehmen und die diesbezügliche Weisung auch an die Nation ergehen …en. So berief denn S. nach mehrwöchentlichen Berathungen mit den, schon …8 bestellten Vertrauensmännern im Spätjahr 1849 die Universität, um im …n des kaiserlichen Rescripts vom 22. December 1848, „die, zum weiteren …anischen Anschluß an die Gesammtmonarchie erforderlichen und den zukünf…n Verhältnissen des Sachsenlandes entsprechenden Einrichtungen zu beantragen". …trat am 17. December 1849 in Hermannstadt zusammen und nahm in …ersten Sitzung das kaiserliche Rescript vom 22. December 1848, die Reichs…assung vom 4. März 1849 und das kaiserliche Rescript vom 19. Juli 1849 …lich entgegen. Die ganze Universität empfand es und hatte ein Bewußtsein …on, daß in jener Stunde ein neuer Geist an die Lebenspforte der Nation …opfe, und sie hat sich der großen Aufgabe nicht unwürdig bewiesen. Unter …Mitgliedern derselben gehörte ein großer Theil nach Kenntniß, Einsicht und …rakter zu den Besten des Volkes, hervorragend in erster Reihe der Abgeordnete …Hermannstadt Joseph Zimmermann, Professor an der sächsischen Rechts…emie. Die erste bedeutende Arbeit der Universität war eine Adresse an das …rliche Ministerium des Innern vom 7. Januar 1850, in welcher sie auf …Boden des kaiserlichen Manifestes vom 21. December 1848, des Rescriptes …22. December 1848, und der Reichsverfassung vom 4. März 1849 — die …§ 74 feststellte: „Die Rechte der sächsischen Nation werden innerhalb dieser …hsverfassung aufrecht erhalten" — ihre Rechtsanschauungen, dann die principiellen …nsche und Bedürfnisse der Nation darlegte. Es ist ein Act von bleibendem …chtlichem Werthe. Wer die Strömungen jener Zeit und die für die Erhal…g der Monarchie damals thätigen Kräfte kennen lernen will, wird daran nicht …beigehen dürfen. Nachdem die Universität die Tendenz: „die sächsische Nation …Nation aus der Reihe der politisch-berechtigten Volksstämme auszulöschen …den auf völkerrechtlichen Vertrag gegründeten siebenhundertjährigen Staats…ver der Deutschen in Siebenbürgen — denn nur unter dieser Bedingung sind …ilden vor sieben Jahrhunderten dem Ruf des ungarischen Königs Geysa II. in …neues Vaterland gefolgt — in ein atomistisches Dasein vereinzelter deutscher …ividuen aufzulösen", gekennzeichnet, setzt sie auseinander, wie die staatsrecht…e Aufrechthaltung dieser Nation für die Monarchie eine Staatsnothwendigkeit …weist auf die im Interesse derselben unmittelbar dringlichen Arbeiten hin …spricht ihre Bereitwilligkeit aus, zum Bau des constitutionellen Einheits…tes neue Formen für das eigene Rechts- und Verfassungsleben schaffen zu …fen, „in der Ueberzeugung, daß das kaiserliche Wort des Manifestes vom …December 1848 Thatsache sei und bleiben müsse". In der That schuf nun …Nationsuniversität in ernster Arbeit unter Salmen's Vorsitz und Mitwirkung …Reihe von statutarischen Entwürfen, immer im Hinblick auf das kaiserliche …festl und Rescript aus dem December 1848, dann auf § 74 der März…assung, für die zum weiteren organischen Anschluß an die Gesammtmonarchie

erforderlichen und den zukünftigen Verhältnissen des Sachsenlandes entsprechen Einrichtungen. So entstand der Entwurf zur Landesverfassung und Wa ordnung für das Sachsenland, der Entwurf zur Organisation der politis Verwaltungsbehörden, ebenso der gerichtlichen Organisation im Sachsenla der Entwurf eines Gemeindegesetzes für das Sachsenland. Doch alle diese Regierung unterlegten Arbeiten haben keinen Erfolg gehabt; als man an scheidender Stelle sich entschloß, die Märzverfassung aufzugeben und den Neubau Staates auf den Boden des Absolutismus zu stellen, blieben auch sie unerledig Zu desto erfreulicherem Ziele kam in Kürze ein anderes Werk durch die einsich volle und fördernde Theilnahme Salmen's. Der Cultusminister Graf Leo Th hatte eine neue Organisation des Schulwesens in Siebenbürgen, darunter Einführung der in der That einen Fortschritt bezeichnenden neuen österreichisch Gymnasialeinrichtung ins Auge gefaßt und zu diesem Zweck den Ministeria secretär Heufler ins Land geschickt. Dieser trat mit dem Oberconsistorium d evangelischen Landeskirche in Verhandlung, das, wie er schrieb, „zu seinem Ruh immer die Bahn des Fortschreitens verfolgt hat", auf welcher Bahn es lh gelungen sei, „mit kleinen Mitteln Großes zu leisten und hier deutsche Civ sation und Wissenschaft nahezu auf gleicher Stufe mit dem Mutterland zu e halten". Da zur entsprechenden Umgestaltung ihres Schulwesens, namentli der Gymnasien, der Kirche die Mittel fehlten, wandte sie sich an die Nation universität mit der Bitte um eine Dotation aus dem Nationalvermögen, d schon früher in dieser Richtung einige Hülfe gewährt hatte. Dasselbe sol ganz diesen Zwecken zuzuführen war die einsichtsvoll vorbereitete ursprüngli Absicht Zimmermann's, „in Erwägung dessen, daß Schulanstalten der Gru pfeiler des Bestandes und der Blüthe jeder bürgerlichen Gesellschaft sind und m hin über das Nationalvermögen nicht zweckmäßiger und fruchttragender verw werden kann, als wenn es zur Hebung solcher Anstalten verwendet wird". D zeigten einzelne Mitglieder der Universität in engen Kantönlirücksichten sich d großen Gedanken abhold; da war es das Verdienst Salmen's, daß er, ein denk der größten seiner Amtsvorgänger, im entscheidenden Augenblick da eintrat und selbst durch einen Vortrag und Antrag auch die Schwankenden üb zeugte und mitriß. So geschah es, daß die sächsische Nationsuniversität in hebender Einstimmigkeit in ihrer Sitzung vom 22. August 1850 eine Widm von jährlichen 50 000 Gulden CM. aus dem sächsischen Nationalvermögen evangelisch-sächsischen Schulzwecken an das Oberconsistorium der evangelisch Landeskirche machte, zu deren Bestätigung der Kaiser, nachdem er die Stiftu mit Wohlgefallen zur Kenntniß genommen, mit Allerhöchster Entschließung vo 16. August 1851 den Cultusminister Grafen Leo Thun ermächtigte; dieser v zog die Bestätigung „gemäß Allerhöchsten Befehls Seiner k. k. Majestät mit der Erklärung, daß es ihm zum besonderen Vergnügen gereicht habe, Stiftung zu bestätigen, „welche durch den edeln Zweck, zu dem sie errichtet ehrendes Zeugniß gibt von dem hohen Werth, den eine Nation der Bildung Gesittung beizulegen gewohnt sein muß, deren Vertreter das Nationalvermö nicht zweckmäßiger und fruchtbringender verwenden zu können erklären, als sie es den Schulanstalten widmen". Auf dieser Stiftung ruht gegenwärtig d materielle Bestand der evangelisch-sächsischen Gymnasien in Siebenbürgen.

Inzwischen wuchs der stille Gegensatz der legalen Stellung des sächsis Nationsgrafen zu dem selbstherrlichen Vorgehen der absolutistischen Regier organe immer mehr und mehr, und fand keinen dauernden Ausgleich dah daß der Kaiser S. und in ihm auch sein Volk, „in Anerkennung seiner V dienste für die sächsische Nation und in bedrängten Zeiten thätig bewäh Treue und Beispiels", 1850 durch die Verleihung des Commandeurkreuz

oldsorden ehrte, auf Grund dessen er im April 1854 in den Freiherrnstand
ben wurde. Auch als Wohlgemuth nach Wien berufen, auf der Reise dahin
eben (in Pest, 18. April 1851) und Feldmarschalllieutenant Fürst Karl
warzenberg ihm als Civil- und Militärgouverneur folgte, änderte sich die
hlage nicht, wiewohl der Fürst bei der Festtafel, die S. bald nach seiner
unft zu seinen Ehren gab, trank „auf das Wohl eines Stammes, der be-
sen hat, daß deutsche Treue noch nicht erloschen ist". Seit im August 1851
Märzverfassung in wesentlichen Theilen geändert und gleichzeitig ganz in
ge gestellt, dann mit dem Patent vom 31. December förmlich außer Wirk-
nkeit gesetzt worden, erschien der Rechtsstand der sächsischen Nation und des
chsenlandes, sowie die Stellung des Sachsengrafen dem „Gouvernement" immer
bezweifelter. Plötzlich wurde, ihn wie Alle überraschend, S., der, wie eben Schwar-
berg rühmte, „mit ausgezeichneter Aufopferung und Hingebung in der gefahr-
llen Periode der Jahre 1848 und 1849 eine feste Stütze des Allerh. Thrones
wesen", durch kaiserliche Entschließung vom 1. Febr. 1852 von seiner Stelle in
rmannstadt abberufen und zum Rath des obersten Gerichtshofes in Wien ernannt.
war es eine muthige That, als er am 9. Mai 1852 in einer Zuschrift an den
gewaltigen Gouverneur seine Rechtsanschauung über diese „wahrscheinlich über
trag von Euer Durchlaucht erfolgte Beförderung" offen aussprach, den ernsten
nken Ausdruck gebend, „welche diese, gleichsam auf die Aufhebung der Comes-
rde, der sächsischen Nationsuniversität und der doch nicht verwirkten sächsischen
rfassung hinzielenden, wie ich aber in Gehorsam zu bemerken mir erlaube, die
chtvollkommenheit Ew. Durchlaucht übersteigenden Verfügungen" hervorrufen
ßten, wobei er sich „auf Grund des Gesetzes, namentlich des VI. Artikels von
61" zugleich verpflichtet fühle „gegen Alle und jede Verfügungen, welche die
fassungsmäßigen Rechte der sächsischen Nation verletzen, Verwahrung einzulegen
d sich das constitutionelle Amt des Comes der sächsischen Nation, dessen er
ber seinen Willen nicht enthoben werden könne, der sächsischen Nation aber
angestörte Ausübung ihrer Verfassung vorzubehalten." Im Juni ging er
seinen neuen Bestimmungsort ab. Nun wurde Siebenbürgen in politischer
d gerichtlicher Beziehung neu eingetheilt, das Sachsenland zerrissen, in diesem
besondere die Städte von den, mit ihnen in den sächsischen Stühlen und
stricten verbundenen Landgemeinden getrennt und die Verwaltung ernannten
erlichen Bezirksämtern übertragen. Das Sachsenland, die sächsische Verfassung,
sächsische Nation im staatsrechtlichen Sinne hatten thatsächlich aufgehört.

Die Jahre kamen und gingen, für S. in der ruhigen, stillen, entsagungs-
llen, stets pflichttreuen Arbeit bei dem obersten Gerichtshof in Wien, bis nach
en schweren Schicksalsschlägen, welche die Monarchie trafen, das kaiserliche
plom vom 20. Oct. 1860 und das kaiserliche Patent vom 26. Febr. 1861
neue andere Zeit eröffneten. Siebenbürgen wurde sich wiedergegeben; die
benbürgische Hofcanzlei, das siebenbürgische Gubernium traten wieder in Wirk-
nkeit; das Sachsenland, die sächsische Nation, die sächsische Verfassung erstanden
s neue. Mit Allerhöchster Entschließung vom 14. März 1861 wurde S. an-
wiesen, das Amt des Sachsengrafen, das nach seiner Rechtsüberzeugung nie
oschen war, wieder zu übernehmen und die Wiederherstellung der verfassungs-
ßigen Zustände im Sachsenland durchzuführen. Es geschah in kurzer Frist;
reits am 5. Juni konnten die neugewählten autonomen Behörden ihre Ver-
ltung beginnen. Auch die Nationsuniversität trat wieder zusammen und sprach
er Salmen's Vorsitz am 2. Juli in einer Adresse an den Kaiser ihre Gefühle der
nde und des Dankes dafür aus, „daß Eure k. k. apostolische Majestät zu er-
ren geruhten, es bestehen die beklagenswerthen Umstände nicht mehr, welche
Aufhebung der verfassungsmäßigen Zustände in unserem Vaterland den

Anlaß geboten hatten". Mitten aus den, durch schroffen Gegensatz der rechtlichen Anschauungen und Ziele im Land und in der Nation ers Arbeiten, wurde S. am 10. November telegraphisch nach Wien berufen, kaiserliche Entschließung vom 20. November ihn als Hofrath und Re der siebenbürgischen Hofcanzlei zuwies. Schon am 25. November übe von Wien aus „in Anbetracht der hochwichtigen Fragen, deren Berath der belobten Hofstelle eben im Zuge ist, wobei die sächsische Nation ih tretung nicht entbehren kann", die Amtsführung an den provisorischen Gu rath Konrad Schmidt, der mit der einstweiligen Stellvertretung des sä Nationsgrafen betraut worden war. Anderthalb Jahre später trat S nach 41jährigem Dienste in den von ihm erbetenen ehrenvollen Ruhesta dem, in demselben Jahr in Hermannstadt zusammentretenden siebenbi Landtag nahm er als Kronberufener (Regalist) Theil. Die späteren Ja lebte er hier, in seiner Vaterstadt in würdiger Weise, voll Theilnahme Geschicken des Reiches und denen seines Volkes, bis zu seinem Tode (24 1875) nicht zweifelnd an dem endlichen Sieg des Rechtes desselben, wei Achtung dieses das Heil auch für die ungarische Nation liege und diese zugleich eine Forderung der politischen Moral sei, die auf die Dauer si zurückdrängen lasse.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wie XXVIII, 145. — Friedenfels, Josef Bedeus von Scharberg. Beitr Zeitgeschichte Siebenbürgens im 19. Jahrhundert. Wien 1877. II, 4

G. D. Teu

Salminger: Sigmund S. (so unterschreibt er sich selbst, währen den Augsburger Rathsacten auch Salbinger und Salblinger genannt wir in Augsburg als Schulmeister und Musico von 1526 oder 1527 an bis un Er war ein entlaufener Klostergeistlicher, der mit seinem Weibe, einer ge Hallerin, von München nach Augsburg kam, sich hier aber bald, durch kannten Hans Hutt (im März 1527) getauft, der Secte der Wiedertäu Gartenbrüder, wie man sie auch nannte, anschloß und von der damals starken Gemeinde (man nennt, wol übertrieben, 1100 Personen), zum V gewählt wurde. Sehr überzeugt und begeistert von den Lehren der Taufge scheint er seines Amtes mit großem Eifer gewartet und namentlich sei Frauen besonderes Zutrauen genossen zu haben, denn unter den 74 Tau ihm in den Rathsprotokollen nachgewiesen wurden, sind es insbesondere und Weiber, die er durch die Wiedertaufe seiner Gemeinde zuführte. Au Ehewirtin wurde durch Hans Hutt getauft und erwies sich als ebenso an an die neuen Glaubensanschauungen, wie ihr Mann. Der Rath Augsbu durch Denunciationen und Anzeigen längst auf das heimliche und ver Treiben der Conventikler aufmerksam gemacht worden war, glaubte end Sache länger ruhig nicht zusehen zu dürfen und beschloß, scharf gegen trünnigen vorzugehen. Die Untersuchung ward in die Hand des be Rechtsgelehrten C. Peutinger gelegt, der, ein sonst wohlwollender un ehrenwerther Mann, gegenüber der Halsstarrigkeit der Angeklagten, die „böse Faction" nennt, sich zu energischem Vorgehen genöthigt sah. Han ling, ein Maurer aus Friedberg, sowie S., nebst seinen Genossen Jakob ehemaliger Augustinermönch von St. Anna in Augsburg, und Jakob Kürschner aus Waldshut, die Häupter der Augsburger Taufgenossen, so große Zahl ihrer Anhänger, wurden im August und September 1527 und seit dem 18. Januar 1528 in enger Haft gehalten. Am 22. wurden die Rädelsführer aus dem vordern in die hintern Gefängnißgewölb ferirt, ein Beweis, daß man die ganze Strenge des Gesetzes gegen sie walt

wollte. „Des Mönchs Weib", Anna Salmingerin, wurde der Stadt verwiesen, schlich sich aber am Ostertag, 12. April, heimlich wieder ein und wohnte einer großen Wiedertäuferversammlung bei. Als sie das am letzten April nochmals versuchte, ward sie ergriffen und auf Befehl des Rathes „mit Ruthen aus der Stadt geschlagen". Mittlerweile lag S., im Laufe der Zeit vielen, auch peinlichen Verhören unterworfen, drei Jahre gefangen. Endlich scheint er mürbe geworden zu sein. Er schwur am 17. December 1530 „aus freier, selbst eigner Bewegnus, ungenöt und unbezwungen von Mund und rechtem Herzen", vor dem Rath und auf der unteren und äußeren Rathhausstiege öffentlich die Irrlehre der Wiedertäufer ab. Das Gleiche that, am 17. Januar 1531, auch sein Weib. Es ward ihm gestattet, noch vier Tage nach seiner Entlassung in der Stadt zu weilen, mußte aber dann über die Grenze. Diese Verbannung scheint jedoch nicht lange gedauert zu haben, denn in den von ihm seit 1540 herausgegebenen Sammlungen bezeichnet er sich als in Augsburg wohnhaft. Am 12. Februar 1540 erlaubt ihm der Rath auf sein Suppliciren, einen großen Tisch vor sein Haus zu setzen und ihn zu laden (?). Möglicherweise betrieb seine Frau irgend einen kleinen Handel. Im folgenden Jahre ließ er etliche „Gsangbüchlein" im Druck ausgehen und dedicierte sie seinen gnädigen Herren, verehrte ihnen auch ein (noch vorhandenes) Exemplar, „darumb ehrs. Rat erkannte, daß ihme der H. Baumeister (d. i. Stadtsäckelmeister) eine kleine Verehrung thun solle". Er muß also durch sein späteres Verhalten das früher Vorgefallene vollständig vergessen gemacht und sich das Wohlwollen des Raths und die Achtung seiner Mitbürger wieder ganz erworben haben. In der Familie der kunstsinnigen Fugger, insbesondere bei Jacob Fugger, dem er auch eine seiner Sammlungen widmete, fand er verdiente Werthschätzung; auch der Umstand, daß er sein letztes Sammelwerk der Königin Marie von Ungarn widmen durfte, mag als Beweis für seine vollständige Rehabilitirung gelten. Daß ihm die bedeutendsten Tonsetzer seiner Zeit, unter ihnen auch viele ausländische, ihre Manuscripte anvertrauten und daß sich in seinen Liederbüchern zahlreiche sehr schmeichelhafte Lobgedichte bedeutender Gelehrter und Künstler (z. B. auch von Erasmus) auf ihn finden, spricht jedenfalls auch dafür, daß er sich in Ansehen zu setzen wußte. Es war noch nicht die Zeit, in der man aus 99 Sammlungen eine hundertste zusammenstellte, wie es druckbedürftige Musiker und Verleger heute zu thun pflegen; er mußte sich also wol in directen Verkehr mit den größten Meistern des 16. Jahrhunderts zu setzen vermocht haben. Uebrigens wurden die Wiedertäufer wol als Sectirer hart verfolgt, aber ob ihrer Frömmigkeit und guten Aufführung wegen, wie auch wegen der Treue und Zähigkeit, mit der sie an ihren Glaubensanschauungen hingen, so daß viele von ihnen freudig den Tod dafür erlitten, im Volke durchaus nicht mißachtet. S. hat sich als Tonsetzer nicht bekannt gemacht; möglich, daß einige Compositionen, die sich in den von ihm herausgegebenen Sammlungen ohne Nennung der Verfasser finden, von ihm selbst herrühren; sein wichtiges und bleibendes Verdienst besteht darin, eine große Zahl vortrefflicher Werke ausgezeichneter zeitgenössischer Meister der Nachwelt gerettet zu haben. Glücklicherweise finden sich einzelne complette Exemplare seiner sehr schätzbaren Publicationen noch in Bibliotheken zu Wien, München und Augsburg noch vor.

Salminger's bekannt gewordene und noch erhaltene Sammelwerke sind folgende: 1) „Selectissimae nec non familiarissimae Cantiones, ultra centum. Tho idiomate, — — — Besonder Außerleßner, künstlicher, lustiger Gsang, mancherley Sprachen, mer dann Hundert Stuck, von Acht stymmen an, auf Zwo: Und Fugen, von Sechsen auch bis auf Zwo: Alles vorder nutz- und handtsam zu singen, Vnd auf Instrument zu brauchen. (Tenor.) Gustae Vindelicorum (Melchior Kriesstein) Anno Domini 1540." (Privilegium

vom 4. October 1539.), 105 Gesänge zu 2—6 Stimmen von 43 (darunter 13 deutsche), auf deutsche, französische, niederländische und i Texte. Ein complettes, aus fünf Stimmbänden, kl. quer 8°, bestehend plar besitzt die k. k. Hofbibliothek in Wien. (Genaue Beschreibungen bei Oct. dei Petrucci, p. 162 und Eitner, Bibliographie der Musik-San des 16. und 17. Jahrh., S. 62 u. 63.) 2) Tenor. „Concentus oc quinque et quatuor vocum, omnium iucundissimi nuspiam antea — — — Augustae Vindelicorum (Philippus Vlhardus) Anno 1545. Rathe der Stadt Augsburg gewidmet.) Die Sammlung, welche 36 enthält, nennt 26 Tonsetzer, außer sechs deutschen nur Niederländer. Exemplare, 4 St. in kl. quer 4°, in Wien und München. (Beschreib Schmid, Petrucci, S. 168 und Eitner, Bibliographie, S. 89.) „Cantiones septem, sex et quinque vocum. — — — Augustae Vin (Melch. Kriesstein). Anno 1545." (Jacob Fugger gewidmet.) 32 sitionen von 20 Tonsetzern, darunter zwei deutsche. Complette E 5 Stb. in klein quer 4°, in Wien und München. In der k. Staa München noch ein zweiter Druck vom Jahre 1546. (Beschreibungen bei S. 167 und Eitner, S. 90.) 4) Discantus. „Cantiones selectissimae. vocum. Ab eximiis et praestantibus Caesareae Majestatis Capellae M. Cornelio Cane. Thoma Crequilone. Nicolao Payen & Johanne L Organista, compositae. — — Aug. Vind. (Philippus Vlhardus). An Liber Primus. (Dem Hause Fugger gewidmet.) 17 Gesänge. secundus. Aug. Vind. Anno 1549. (Der Königin Maria von Un widmet.) 13 Gesänge von Petrus Maffenus und Clemens non Papa. Exemplare, 4 Stb. in kl. quer 4°, in München und Augsburg (Besch bei Eitner, S. 103 u. 106).

Schlet

Etwa im J. 1526 veröffentlichte S. (in Nürnberg bei Peypus) d „Aus was Grund die lieb entspringt" u. s. w. 12 Bl. 4°. S. den Schluß des Buchs „Von der Nachfolgung des armen Lebens welches fälschlich dem Tauler zugeschrieben wird (s. Denifle, Buch licher Armuth), aber immerhin noch dem 14. Jahrhundert angehört, selbstverfaßten Vorrede versehen und von neuem herausgegeben. Die ward im J. 1619 in dem Rosenkreuzer-Verlag von Egenolph Emmel furt a. M. nebst einigen Schriften Valentin Weigel's abermals abgeb Ferner erschien von S. ein kleines Buch unter dem Titel: „Guldin (ein Exemplar in der Hof- und Staatsbibliothek zu München). En S. (nebst Dachser) als Herausgeber des Gesangbuchs bezeichnet, wel dem Titel: „Der gantz Psalter Davids" im J. 1538 bei Philipp Augsburg erschien.

Gassarus, Annales Augsburgenses bei Mencken, Script. Rer. col. 1780. — Zeitschrift des histor. Vereins für Schwaben und 1. Jahrg. 1874, S. 212 und 225. — Weller, Rep. typ. Nr. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, 702 u. 809. — V Hist. Anabapt. Libri VII. Cöln 1617, S. 64. — L. Keller, T mation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885, S. 426.

Ludw. K

Salmut: Friedrich S., reformirter Theologe des 17. Jahrh., 7. Februar 1592 zu Dresden, † am 14. December 1625 zu Emden, des nachgenannten Joh. S. Seine Bildung empfing S. auf dem kur Pädagogium zu Amberg, wo Wigand Spanheim, Joh. Lucius und J laus seine Lehrer waren, sowie nachher auf den Universitäten Heid Marburg, wo er 1610 „De diversis attamen non contrariis in Dei m

[illegible]. Nach abgelegtem Predigtamtsexamen wurde er Prediger der reformirten Gemeinde zu Auerbach in der Oberpfalz, dann zu Amberg, mußte jedoch von hier, nach der Niederlage des unglücklichen Böhmenkönigs und Pfalzgrafen Friedrich V. fliehen. Bald darauf fand er eine Stelle in Emden, wo er am 19. Januar 1622 eingeführt ward. Das rauhe Ostfriesland konnte ihm aber seine schöne Heimath nicht ersetzen. Er suchte sich selbst über deren Verlust in lieblicher Weise zu trösten in „Trostschrift wider den Verlust der Weltgüter; insonderheit des Vatterlandes". Embden, H. Kallenbach, mit Widmung an Friedrich V. Von ähnlichem Interesse sind auch die nachgenannten Schriften, welche wir weiter von S. besitzen: „Klagspiegel, das ist Außführliche Erklärung der Klagelieder Jeremiae; in 20 Predigten verfasset". Emden 1624. 4°; „Trost-Predigt, über jetzigen betrübten Zustand der Kirchen. Aus dem Buch der Richter am 20. Kap." Emden 1622. 4°; „Buß- und Bett-Predigt aus dem 2. Buch der Chronika am 20. Kap." Emden 1622, 4°; „Bildnuß Eines Evangelischen Predigers, auß der 2. Ep. Pauli an die Corinth. am 6. Gerichtet auf die Persohn, Leben, unnd Tod deß Ehrw. u. Hochgelarten Herrn Abr. Scultetti." Emden 1625. 4°. In diesen seinen wenigen Schriften erscheint S. als ein trefflicher Kanzelredner und tüchtig gebildeter Theologe.

Jöcher IV. — Reershemius, Ostfriesländ. Prediger-Denkmal. Aurich 1796, S. 499. — Meiners, Oostvrieschlandts Kerkel. Geschiedenisse. II. Groning. 1739, p. 439. — Ehrengedechtnuß, d. i. Bericht vom Wandel u. Tödtlichen doch Seligen abgang des Fr. Salmuth durch Joh. Hezelium. Emden 1626.

Cuno.

Salmuth: Heinrich S., kursächsischer lutherischer Theolog. Geboren zu Schweinfurt als Sohn eines angesehenen Patriciers, Georg (von) Beringer, nahm er nach dessen frühem Tode den Familiennamen seines Stiefvaters, Sebastian S., an. In der Schule seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er 1536 die Universität Leipzig, wo er 1541 Baccalaureus, 1545 Magister, 1556 Professor der Theologie wurde und eine Reihe akademischer Würden, z. B. das Rectorat, bekleidete. Daneben entfaltete er als Geistlicher eine reichgesegnete Wirksamkeit: 1552 wurde er Diakonus, vier Jahre später Archidiakonus an der Nikolaikirche, 1559 Pfarrer zu St. Thomas, 1573 nach Pfeffinger's Tode zugleich Superintendent. Außerdem finden wir ihn vielfach mit kirchenregimentlichen Geschäften betraut: so war er 1557 Generalvisitator in Thüringen, z. B. in der Stadt Mühlhausen, 1565 bei Neuordnung der Universität Jena thätig; auch zu der kurfürstlichen Generalvisitation von 1574 wurde er zugezogen. Auf dem Theologenconvente zu Altenburg 1568, zu Dresden 1574, wie zwei Jahre später auf dem zu Lichtenburg vertrat er den Standpunkt eines milden Philippismus. Er starb 1576 in Leipzig. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Pfeffinger, der Tochter seines Vorgängers im Superintendentenamte, stammten neben fünf Töchtern sieben Söhne, von denen der älteste, Georg, erst kurfürstlicher Leibarzt und Professor in Leipzig war und schließlich als anhaltischer Leibarzt 1604 in Zerbst starb, während Heinrich, Stadtsyndicus in Amberg, als Jurist schriftstellerisch auftrat. Ein anderer, Johann (s. u.), gab verschiedene Predigtsammlungen seines Vaters heraus, z. B. „Passional, Acht Predigten vom Leiden Christi" (1585), „Leichenpredigten" (Frankfurt a. M. 1580), „Weihnachtspredigten", „Catechismuspredigten" u. s. w. Außerdem besitzen wir von H. S. verschiedene Disputationen, z. B. „De ecclesia", „De poenitentia", „De justificatione [illegible] coram Deo", „De praedestinatione", „De natalitio veterum". Sein Bildniß befindet sich in den Predigtsammlungen, in der Fortges. Sammlung

1727 (7. Stück), wie neuerdings in dem restaurirten hohen Chore der T
kirche in Leipzig.

E. H. Albrecht, Sächsische evang.-luth. Kirchen- und Predigerg
I, 44 ff., Leipzig 1799, wo auch die ältere Litteratur verzeichnet ist. -
gesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theologischen Sachen,
S. 1063—65; manche Unklarheiten und Ungenauigkeiten dieses
werden verbessert in derselben Zeitschrift 1728, S. 1258—62. —
Geschichte des deutschen Protestantismus, II, 409 ff.; III, 84 ff. -
Johann Friedrich der Mittlere, I, 333, 395. Weimar 1858. — Fr.
Acta rectorum universitatis studii Lipsiensis. Lipsiae 1859; —
Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig. (
K. S. Ges. der Wissenschaften, phil.-hist. Cl. Bd. 2.)

Georg Mü

Salmuth: Johann S., lutherischer Theolog, der in den theo
Kämpfen Kursachsens während der zweiten Hälfte des 16. Jahr
eine Zeit lang eine bedeutende Rolle spielte. Geboren in Leipzig 15
Sohn des Diakonus und späteren Superintendenten Heinrich S. (s
vorst. Art.), besuchte er die Nicolaischule und die Fürstenschule zu
Auf der Universität seiner Vaterstadt erwarb er sich, 20 Jahre alt, die
würde. Im J. 1575 wurde er Subdiakonus an der Nicolaikirche und
lich 1577 Archidiakonus. Am 1. Januar 1587 trat er das Amt eines
Hofpredigers in Dresden an, rückte 1588 zum zweiten, 1589 nach D.
Absetzung zum ersten Hofprediger auf. In dieser Stellung setzte er seinen
Einfluß für die Verbreitung des Kryptocalvinismus ein, vom Kanzl
lebhaft unterstützt. Er veranlaßte zunächst die Abschaffung der Exo
formel bei der Taufe. Nachdem er selbst zuerst bei Gelegenheit einer T
kurfürstlichen Hofe den betreffenden Passus weggelassen hatte, setzte
daran, die Geistlichkeit dafür zu gewinnen. Zu gleicher Zeit suchte
Veranstaltung einer neuen Ausgabe der Luther'schen Bibel mit Anme
im Sinne Calvin's (der sog. Krellischen Bibel) auf das Volk einzuwirke
bei den Geistlichen, wie in den Gemeinden fand er den heftigsten Wid
Als daher Kurfürst Christian I. im September 1591 starb, wurde er,
Amtsgenosse Steinbach, zunächst in Dresden längere Zeit in Gewahrs
halten, aber schließlich infolge eines Tumults auf die Bergveste Sto
bracht, wo er ein halbes Jahr im Kerker schmachtete, bis er sich i
Reverse verpflichtete, Sachsen zu räumen und in demselben keine Stellung
anzunehmen. Auf Abraham Scultetus' Empfehlung wurde er vom Ku
Friedrich IV. von der Pfalz als Prediger nach Heidelberg berufen.
1596 kam er als Pastor Primarius und Kirchenrath nach Amberg, wo
starb. Seine litterarische Thätigkeit begann er mit der Herausgabe d
digten und Disputationen seines Vaters; seine eigenen Veröffentlichun
hören fast durchweg dem homiletischen Gebiete an. 1576 hatte er
Martha Harder, der Tochter des Leipziger Pfarrers Wolfgang Harder, v
Aus dieser Ehe gingen zehn Söhne und drei Töchter hervor, von denen
fast sämmtlich zu angesehenen Lebensstellungen gelangten.

A. H. Kreyßig, Album der ev.-luth. Geistlichen im Königreiche
S. 101, 275, Dresden 1883. — J. A. Gleich, Annales ecclesiastici
bis 452, Dresden und Leipzig 1730, wo auch seine Schriften a
werden. Vgl. auch die Litteratur über Krell und den Kryptocalvini
Sachsen. Im Dresdener königl. Hauptstaatsarchiv befinden sich
Briefe von ihm, z. B. an Pierius.

Georg Mü

Salomo I., Bischof von Constanz, 838 (839?) bis 871. Der erste der drei gleichnamigen verwandten Bischöfe, aus hohem alamannischen Hause, dem der Alahofinger nahe stehend, deren Verwandtschaft wenigstens mit seinem Großneffen Salomo III. erwiesen scheint. Er war Mönch in Fulda unter Raban und Lehrer Otfried's von Weißenburg, der ihm seine Evangelienharmonie widmete, und galt für einen durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Menschen, wofür auch die hohe Stellung, welche er am Hofe Ludwig's des Deutschen einnahm, spricht. Bei zwei der drei großen Mainzer Concilien, welche Raban nach seiner Erhebung zum Erzbischof auf Ludwig's Befehl versammelte, war er zugegen, auf deren erstem auch ein in der Diöcese Constanz Unfug treibendes Weib abgeurtheilt wurde. Das zweite Concil umfaßte die Bischöfe von Ludwig's ganzem Reich und fand October 851 oder — was doch wohl vorzuziehen ist — 852 statt. Von weiter Bedeutung für die innere Entwicklung des Bisthums, vollzog sich unter S. I. in friedlicher Weise der Abschluß von St. Gallens Emancipation von ersterem; zunächst auf Grundlage von Verhandlungen des Bischofs mit dem bedeutenden Erzcaplan Grimald, welche von Ludwig dem Deutschen am 22. Juli 854 zu Ulm durch eine Königsurkunde abgeschlossen werden. Für die dem Bisthum bestrittenen Rechte, wie für die während der Vereinigung der Abtei mit demselben unter gleicher Verwaltung an die Abtei gekommenen bischöflichen Rechte gibt dieselbe eine Reihe von Besitzungen als Ersatz, wird aber fürderhin von dem Bisthum eximirt. Es erfolgte dann die endgültige Abgrenzung der Gebiete des Bisthums und des Klosters St. Gallen. Eine Rolle spielte S. bei einem der wichtigsten Vorgänge im Reich, dem Empfang der Gesandten Karl's und Lothar's von der Metzer Synode zu Worms (4. Juni 859) und dem nach dieser Anknüpfung folgenden Frieden Karl's mit Ludwig d. D. zu Coblenz (8. Juni 860); damals wurden auch aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen Hunthar von Köln und Ansgar Verhandlungen betreffend die Errichtung des Erzbisthums Hamburg-Bremen geführt. Der Friede von Coblenz wurde bei dem geringen aufrichtigen Wohlwollen, welches zwischen den drei Fürsten herrschte, von keinem völlig innegehalten, und 862 durch Ludwig's Vermittlung bei Lothar in Mainz eine abermalige Zusammenkunft angebahnt, deren Vorschläge an Karl durch die Bischöfe Altfried von Hildesheim, Salomo von Constanz, Adventius von Metz, Hatto von Verdun gebracht wurden; zu Savonières kamen sich auf halbem Wege die Herrscher entgegen. Es ist kein Zweifel, daß auch bei dieser Zusammenkunft, die mit einem neuerlichen Friedensbündniß und Dank Hincmar's von Rheims geschickter Verhandlung, mit einem moralischen Erfolge Karl's endigte, S. eine Rolle gespielt hat. Mit seines Königs und anderen Aufträgen — für König Horico von Dänemark hatte er Geschenke mitgenommen — finden wir S. im April und Mai 864 als Gesandten in Rom an Papst Nikolaus I., mit welchem der Bischof auch sonst in nachweislicher Verbindung stand. Diesmal war er mit Erfolg für eine Vereinigung des Bisthums Hamburg-Bremen thätig. — Das Wichtige, was von seiner Thätigkeit innerhalb des Bisthums erhalten ist, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. 861 war er zugegen bei der Gründung des Klosters Wiesensteig. Auf einer Diöcesansynode im October 864 bewirkte er die Erhebung der Gebeine des heil. Otmar, welche von ihm selbst am 25. October ausgeführt wird; die Translation in ein neues Oratorium folgte 867. Noch 868 finden wir ihn in Mainz auf einem unter Vorsitz des alten Freundes Liutbert von Mainz abgehaltenen Nationalconcil anwesend, auch als Zeuge bei Liutbert. Kurz vor seinem Tode, der ihn am 2. April 871 wahrscheinlich hochbejahrt ereilte, so daß er die Verwaltung des Bisthums nicht mehr mit der erforderlichen Energie zu führen im Stande war, ertheilte er seinem Großneffen Waldo, später Bischof von Freising, die Tonsur und übergab

ihn der Klosterschule zu St. Gallen. In Sülzbach bei Weinsberg soll er
graben liegen (Zeitschr. d. histor. Ver. Würt.-Franken 10, 52 f.).

Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches², Bd. 1, 2 passim. — Lade
Regesten der Bischöfe von Constanz I, N. 115—147 (zu 855—8
Nachtrag bei v. Pflugk-Harttung, Acta Pontif. 3, 1. 4 N. 4. — U
1 Münze S. I: Hist. Ztg. der gforsch. Gesellschaft d. Schweiz 1853, 1
S. 96.

Paul Ladewi

Salomo II., Bischof von Constanz, 875—889, Sohn einer Schw
Bischof Salomo I., vielleicht wie jener in Fulda, jedenfalls von Erzbi
Liutbert von Mainz erzogen. Er wurde nach der kurzen Amtsführung z
in hohem Alter auf den bischöflichen Stuhl erhobener Vorgänger Ende
Bischof. In dem sogenannten Formelbuch Salomo III. von Constanz be
wir für S. in einer Anzahl von ihm geschriebener und an ihn gerichteter B
ein Material von einziger Intimität des Lebens und Treibens der Zeit, we
zugleich in weitreichende und vielfache Beziehungen blicken läßt. Da ist erha
ein Brief an einen Vicedom des Bischofs, dem nach Rom reisenden Bi
Gebhard von Speier Quartier zu bereiten, worauf in drastischen Formen d
die betreffenden Anweisungen erläßt; da empfiehlt er dem Bischof Andreas
Florenz einen Clericus (seinen Neffen Waldo oder Salomo?): den Sohn s
Cousine Waldo empfiehlt er an den Bischof Witgar von Augsburg. Lieb
würdig ist ein Entschuldigungsschreiben desselben Neffen oder seines Bru
Salomo, der durch Sturm auf dem Bodensee an der Rückkehr zu ihm verhin
um Vergebung bittet, er sei nur im Hause seines Bruders gewesen und
den Bischof, seine Hand von ihm nicht abzuziehen und zu hindern, daß
Vorgesetzten in St. Gallen dies thäten, so daß er zum Ackerbau zurückke
müßte. Beide Neffen hat S. mit weitgehendster Fürsorge gefördert. Selbs
ständlich stand auch er die kurze Zeit, die Ludwig d. D. noch regierte,
diesem in Beziehungen; er entschuldigt sich bei ihm gleich im Anfang s
Amtszeit, Januar 876, daß er wegen Krankheit nicht sich persönlich vorst
könne, und übermittelt kostbare überseeische Geschenke. Mehrfach finden wir
dann in Karl's III. Nähe: so geht er 877/878 in dessen Auftrage nach Lur
und unterrichtet ebenso 878 den Erzbischof Theodorich von Visanz, daß
Königs Wahl für einen Bischof von Lausanne auf einen gewissen Cleriker
fallen sei. Der Bischof von Brescia sucht bei Salomo II. Information
das Verhältniß der Söhne Ludwig's untereinander und zu ihrem Vetter Lud
dem Stammler, dem Sohne Karl's — nicht „Neffen Karl", wie infolge e
ärgerlichen Uebersehens in den von mir bearbeiteten Regesten der Bischöfe
Constanz N. 169. 170 steht — und über das Schicksal Italiens. Freilich
S. die Lage viel freundlicher auf, als sie war; nur über das Verhältniß
Söhne Ludwig's zu ihrem Vetter gibt er an nichts zu wissen, wenn er auch
den guten Absichten der ersteren überzeugt ist. S. widmete sich mit Eifer seiner
cese, sobald er Bischof geworden. Darum mußte er Erzbischof Liutbert's Einla
zum Provinzialconcil ausschlagen: er sei in der Diöcese abgehalten, die
neun Jahren von seinen altersschwachen Vorgängern nicht visitirt worden
er berichtet dem Erzbischof, von dessen Erziehung er mit der größten Dankba
spricht, auch über getroffene Maßregeln in seiner Diöcese. — Die mit St. G
getroffene Vereinbarung unter Salomo I. hatte schon unter ihm ein Nach
indem er zum Ausgleich bestehender Streitigkeiten einige Güter mit dem K
austauschen mußte. Er starb wol noch nicht bejahrt am 23. December 88

Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches², Bd. 2, 3 passim. — Dümm
Formelbuch Salomo I. II. von C. Leipzig 1857. — Zeumer, Ueb. d. a

Formelsammlungen NA. 8, 473—553 (Form. Salom. 506—540). — Ladewig, Reg. der Bischöfe von Constanz I, N. 155—176 (S. 22—24).

Paul Ladewig.

Salomo III., Bischof von Constanz, 890—919, Abt von St. Gallen. Sohn einer Cousine Salomo II., Enkel einer Schwester oder eines jüngeren Bruders Salomo I., und mit dem alten Herzogshause der Alaholfinger verwandt, wurde er mit seinem mehrere Jahre älteren Bruder Waldo, später Bischof von Freising jeder Bildung, welche die Zeit geben konnte, durch die Hülfe des Bischofs S. II. theilhaftig, denn das eigene Vermögen der jüngeren Brüder in der Familie scheint gering gewesen zu sein. Sie besuchten die Klosterschule St. Gallen, wo Notker Balbulus beide Knaben, besonders aber den schönen, durch Verstand ausgezeichneten S., der ihn lebhaft an seinen Großoheim gleichen Namens erinnerte, mit schwärmerischer Liebe umpfing. Etwa 877 sah er mit tiefem Schmerze die Brüder aus dem Kloster scheiden, die er vergeblich zum Eintritt in den Mönchsorden zu bestimmen gesucht hatte; sie sollten die Ausbildung für eine staatsmännische Laufbahn im weiteren erhalten, und so ging der eine — Waldo? — zunächst zu Erzbischof Liutbert von Mainz, um bald in die Kanzlei Karl III. einzutreten (880), S. zu seinem Oheim nach Constanz. In diese Zeit ist wol das in dem vorhergehenden Artikel erwähnte Entschuldigungsschreiben an den Bischof anzusetzen, welches uns einigen Einblick in Salomo's III. Familienverhältnisse gewährt. Ebenso sein flüchtiges Verhältniß zu der Stieftochter Uta eines Gastfreundes, dessen Folge die Geburt einer Tochter war, die später Gattin eines Notker wurde, während ihre Mutter zur Aebtissin in Zürich emporstieg. Näheres über die Vollendung seiner Bildung wissen wir nicht, außer daß den Brüdern auch in Italien sich zu diesem Zwecke aufzuhalten durch ihren Oheim Gelegenheit geboten wurde.

Im Jahre 885 erhielt S. die Weihe zum Diaconus, und tritt bereits als Notar in Karl III. Kanzlei auf, noch im gleichen Jahre als Kanzler. Bald darauf erfüllte er seines Lehrers Notker alten Wunsch und trat c. 887 als Mönch in das Kloster St. Gallen ein. Nach Karl III. Tode ging er in die Capelle Arnulf's über, während dessen Regierung er als Caplan bei Intervenienzen und sonst vorkommt. Er muß sehr jung, etwa 30jährig gewesen sein, als ihm dann, nach dem Tode seines Oheims, das Bisthum Constanz zufiel, ohne Zweifel außer seiner hervorragenden Eigenschaften auch seiner Verwandtschaft mit seinen gleichnamigen Vorgängern wegen.

Der Aufstand, zu welchem sich 889 Karl III. unehelicher Sohn Bernhard mit dem Grafen Udalrich vom Linzgau und Abt Bernhard von St. Gallen verband, kostete den ersteren die Heimath, den zweiten für immer die Grafschaft, als deren Inhaber schon im Februar 890 Walaho auftritt (St. Gall. Mitt. 22, 114, A. 2); Abt Bernhard wurde einfach abgesetzt, und — ein politisch wohlerwogener Schritt — der von Jugend an dort gekannte und beliebte S. III. als Abt intrudirt. Wie zu erwarten war, nahmen ihn die Mönche willig an, und die erste Maßnahme Salomo's III., der dem Kloster, bis andere Verhältnisse dies änderten, das weitgehendste Wohlwollen bewahrte, war die nachträgliche Wahl zum Abt, und die bei Arnulf erwirkte Bestätigung der Immunität des Klosters mit freier Abtwahl; auch Arnulf gegenüber gerirt S. sich bei der Bitte um Bestätigung verschiedener Privilegien des Klosters als „Abt durch Wahl der Brüder", auf welche Formulirung des königlichen Diploms er ohne Zweifel nicht ohne Einfluß geblieben sein wird. In einer Unzahl von Urkunden sehen wir S. fortdauernd in St. Gallischem Interesse handelnd, oder — in dieser Ausdehnung ein Zeichen für seine weitgehende Popularität — erwähnt bei Besitzveränderung oder -erweiterung des Klosters; auf das energischeste vertheidigt er gleich im

Anfang seiner Regierung seine Rechte gegen einen Grafen Arnulf's, des Klosters Rechte im Rheingau, die Grenze des Rhein- und Thurg einer großen Versammlung aller Principes der betheiligten Gebiete dem königlichen Fiscus fest*), so sehr er sonst ein loyales Glied de war. —

Mit den deutschen Bischöfen, welche am 29. Januar 893 zu R Erhebung Karl's auf den westfränkischen Thron beiwohnten, war all scheinlichkeit nach S. anwesend, indem wir ihn am 10. Januar bei Frankfurt antreffen. Nach dessen Rückkehr aus Italien, 894, treffen wir ihn Hofe auf dem Reichstag zu Worms und später in Regensburg. Er auf dem großen Concil und Reichstag zu Tribur im Mai 895, au unter der Betheiligung einer Anzahl in der That bedeutender Menschen Salomo's Bruder Waldo war zugegen — der deutsche Clerus mit ihm geneigten Arnulf allen weltlichen und staatlichen Autoritäten gege starken Vorstoß ausführte und eine Reihe wichtiger Privilegien errang. für St. Gallen den Besitz der kleinen Abtei Faurndau, welcher er kleine Colonisationen hinzufügte, zu Jonsweil, sowie bei der von ihm St. Magnuskirche am Schwarzwasser. Reichlich dotirte er letztere au und Klostergut und erwirkte ihr 898 eine königliche Bestätigung, die le Arnulf seinem Günstling ertheilte.

Daß unter Ludwig dem Kind, bei dessen Thronbesteigung zu er nicht fehlte, S. noch mehr hervortritt, ist erklärlich. In vielen erscheint er hier als Intervenient und Fürbitter, wesentlich für St. Ga auch für andere (am 9. Juli 903 Theres für den Bischof von Wür Nachtrag zu den Constanzer Bischofsregesten). War er ja doch mit dem Hatto von Mainz herzlich befreundet, der ihn etwa 905 auf einer Rom — ein Jahr, nachdem er selbst von dort die Reliquien des hl. nach Constanz gebracht — besuchte, in gleicher Weise aber auch mit de lichen Erzieher des jungen Königs, Bischof Adalbero von Augsburg. bindung mit diesem hatte er die St. Mangkirche begründet; zweimal der nach, sicherlich 908 Oct. 15—18, in Begleitung Bischof Meginbert's v hielt sich jener bei dem Freunde in St. Gallen auf, der mit-be Verbrüderung einging. Aber wenn auch S. bei der allgemeinen welcher geistliche und weltliche Machthaber und die es zu werden stre den Verhältnissen Capital schlugen, seine Interessen nicht vergaß, und Regelung zwischen seinem Kloster und seinem Bisthum streitiger Zi Königsurkunde erwirkte, bald Bestätigungen für frühere Privilegien, so große Schenkung für seine Verdienste erhielt, wie die Abtei Pfä Zustimmung des bisherigen Lehninhabers Markgraf Burchard von Kär Fürbitte Adalbero's von Augsburg und seines Bruders Waldo — dennoch nicht blind für die Schäden dieser kraftlosen Regierung. Mit lichkeit schildert er sie mit allem daraus erwachsenden Unheil in seinen Freund Bischof Dado von Verdun gesendeten Gedichte: die Zucht, wo jeder regiere, die Fehden, welche das Reich verwüsten und Verwandten blutigen Mord in Gefolge haben; er erzählt von der Un der in diesen Tagen das mährische Reich zum Opfer fiel, da die Streit Markgrafen Widerstand nicht zu leisten vermochten. Hatte er doch

*) Zu der in meinen Regesten aufgeführten Litteratur, diese Vereinbarung s. jetzt Anz. Schweiz. G. 1889, N. 1. 2, 305—309 Wartmann's Darlegung, sehr bestechender Weise die Grenze des Thurgaus und Rheingaus von Schwar Kaien auf der Wasserscheide zum Monstein zieht, oberhalb Rheineggs.

n Augen gesehen, der den Zügen des jungen Königs folgte, bald in den hen Marken, wo nach 900 schon die Ungarn sich bemerklich machten, bald richstagen, welche vergeblich versuchten, eine Ordnung herzustellen, wie der rchheim im Jahre 903 gelegentlich der Babenberger Fehde. „Wehe dem dessen König ein Kind ist". Zu diesen Klagen an den Freund schreibt in einem weiteren Gedichte derselben Zeit in herzlichen Worten den Tod geliebten Bruders, Waldo von Freising.

Nachdem S. längere Zeit nur persönlichen Antheil an den Reichsgeschäften men, trat er unter Erzbischof Piligrim von Salzburg wiederum als r in den Hofdienst ein, als welcher er nach Ludwig's Tode von Konrad I. mmen wurde. Die gleiche Gunst, welche S. schon drei Herrscher zugewandt u erscheint S. auch bei Zwentibold einmal als Intervenient — wandte ch Konrad zu. Sein erstes Weihnachtsfest als König feierte er bei S., n er mehrere Tage St. Gallen besuchte, ein Vorgang, der in zeitgenössischen vielfach bemerkt wurde, und in Ekkehart IV. liebenswürdiger Art mit lenge von traditionellen Anecdoten ausgeschmückt, auf uns gekommen ist. tiger Schätzung der Verhältnisse hatte sich der Bischof alsbald nach er- Königswahl dem Erwählten zugewandt, von dem er für das Reich nach altloser Regierung eine Wendung zum Bessern erhoffen durfte; so erklärt Schärfe, mit der er gegen den Hunfridinger Sprossen Adalbert vorgeht, nze Familie wegen hochverrätherischen Bestrebens nach dem Herzogthum annien geächtet worden war; freilich stand hier nicht allein die Königs- inter ihm, sondern auch das vitale Interesse der alteingebornen Adels- , der Alaholfinger und Udalrichinger, gegenüber dem erst seit Karl des Zeiten eingewanderten Geschlechte, welche ersteren eine sie selbst über- Macht kaum unterstützen mochten. Im kritischen Augenblicke aber es sich, daß S., über Parteiinteressen erhaben, dem Könige, der ihn hlthaten und Privilegien überhäuft, treu zur Seite steht, und gegen das te Alaholfingerhaus ebenso rücksichtslos vorgeht, wie der Tradition zufolge e Hunfridinger.

on 913 begannen die Zwistigkeiten Konrad's mit dem Pfalzgrafen r und dessen Bruder Berchtold, welche auf reichem ererbten Besitz zu al (und auf dem Bussen) eine stolze Macht besaßen. Es ist wahrscheinlich, sich von Umtrieben, welche sie als Herzoge an die Spitze des schwäbischen s bringen wollten, nicht ganz freihielten. Mindestens mußte aber in dem n gegen die Hunfridinger auch für die anderen Häuser eine Gefahr er- welche sie gegen den König und seinen getreuen Bischof verstimmte und am machte. Als nächsten Grund, welcher S. in jene Zwistigkeiten te, scheint ein Mißbrauch der Amtsgewalt seitens des Pfalzgrafen anzu- er sich auf St. Gallischen Besitz zu Stammheim bezog. Wie dem sei, lzgraf griff zu und setzte den Bischof auf der Diepoldsburg bei der Teck , wo seine Gattin Bertha vergeblich ihn vor den Folgen des raschen warnte, der denn auch einen sofortigen Bruch des unlängst nach r's Sieg über die Ungarn 913 mit dem Könige hergestellten und durch nählung mit Erchanger's Schwester, der Mutter des Baiernherzogs an- befestigten freundschaftlichen Verhältnisses herbeiführte. Nach wenigen schon wurde der Bischof befreit, nachdem durch den König und einen ten des Bischofs Erchanger bei Oferdingen am Neckar unterhalb Tü- überwältigt und gefangen worden war; wol nur die nahe Verwandtschaft König erklärt die milde Strafe der Verbannung, welche ihn traf. Als ungstag ist der 28. August 913 mit Wahrscheinlichkeit anzusehen, der hl. Pelagius, den einst der Bischof nach Constanz brachte, und es ist

mit Rücksicht darauf wol glaublich, wenn die Tradition S. die Gründ
Stiftes zu Bischofzell zuschreibt, welches dem hl. Pelagius gewidmet, eine
für die Rettung aus der Gefangenschaft bezeichnen mag.

Die zerfahrenen Verhältnisse des Reiches, die Ungarnnoth und der
Heinrich's von Sachsen, welchem letzteren der König seine ganze Kraft zu
gab dem Hunfridinger Burchard dem Jüngeren und Erchanger Gelegen
Rückkehr aus der Verbannung; die alten Feinde verbanden sich miteinan
Erchanger's Bruder Berchtold, und ersterer wurde, nachdem sie vereint
königliche Truppen bei Wahlwies geschlagen hatten, zum Herzog von S
ausgerufen; so brachte das gemeinsame Interesse die Anerkennung des Ve
der Alaholfinger den Hunfridingern gegenüber, und eine empfindliche
des Königthums, zumal sich auch der Stiefsohn des Königs, Herzog Arn
Baiern mit einem Neffen Erchanger's der feindseligen Bewegung anschlo

Auf der Synode zu Hohenaltheim, September 916, auf welcher
von dem königstreuen Episcopat unterstützt, unter Vorsitz des päpstlichen
Bischof Petrus von Orta durch die Machtmittel der Kirche der verwirrten
verhältnisse Herr zu werden suchte, stellten sich zum Urtheil, wie es
Erchanger und Berchtold. Es ist bezeichnend, daß von ihrem gegen da
und den König gerichteten Hochverrat nicht direct die Rede ist. Weg
gegen den Bischof S. III. gerichteten Angriffe werden sie zum Eintritt ins
verurtheilt; vielleicht gehen aber noch andere Artikel der Synode auf
wie etwa einer über den Bruch des dem Könige geschworenen Eides.
ausgebliebenen Aufständischen wurde ein Gerichtstag auf den 7. Oc
Regensburg angesetzt.

Wenn wir nun nach diesen Maßnahmen dennoch am 21. Jan
wiederum unter Mitwirkung Salomo's die Enthauptung der beiden Alat
und ihres Schwestersohnes Liutfried zu Adinga (im Neckargau) — hint
Weise, wie die Quelle berichtet — vor sich gehen sehen, so ist kaum zu
daß dieselben durch den Bruch irgend einer eingegangenen Verpflichtung,
des nicht ausgeführten Eintritts ins Kloster, neuen Anlaß zu
gesehener Aufhebung gegeben haben werden. Salomo's Mitschuld spricht
nur Ekkehart IV. später Bericht aus, wenn auch durch indirecte Zeugnisse
stens seine Betheiligung wahrscheinlich ist.

Die tiefe Spaltung und Parteiung, welche infolge aller dieser
die schwäbischen Gebiete zerriß, hatte S. zunächst seinem geliebten St.
entfremdet. Von jeher hatten zwischen diesem und dem alten Herzogsh
nächsten Beziehungen bestanden, welche auch in vielen und reichen Sch
Ausdruck gefunden hatten. Unter Leitung des Decans Cozolt, der
hervorragendem Einfluß zeigt und vielleicht durch Verwandtschaft und
den unterdrückten Adelsgeschlechtern verbunden war, stellte sich das K
Gegensatz zu seinem Abt, indem ein zwischen beiden schon 909 eingeg
Vertrag nicht ausgeführt wurde, wonach die Abtei Pfävers nach des
Tode St. Gallen zufallen, bis dahin dem Bischof jedoch der Hof
überlassen werden sollte. Durch Cozolt's Anstiften wurde der Hof Bußna
noch bei Salomo's Lebzeiten anderweit vergeben, so daß auf Grund dieses
bruches Salomo's Neffe Waldo von Chur die Herausgabe der Abtei n
Tode erreichte. Unter diesen Verhältnissen verschwindet von 914—917 S.
St. Gallischen Urkunden, und erscheint vorwiegend als Recognoscent
Erst in den letzten Jahren seines Lebens scheint sich das Verhältniß w
bessert zu haben. Nach fünftägiger Krankheit starb S. am 5. Jan
etwa 60 Jahre alt.

Aus den Quellen ist S. in hohem Grade plastisch zu erkennen

sprechend dargestellt worden. Bemerkenswerth erscheint seine Gelehrsamkeit, in St. Gallen genährt, sich die Unterstützung dahin gerichteter Bestrebungen schwerlich angelegen sein ließ. Sein kirchlicher Sinn, der sich in mehrfachen Gründungen von Kirchen, in Anwesenheit bei kirchlichen Festen zeigt. Sein persönliches Interesse für die ihm anvertrauten Stellen, welches ihn, wie es die unter den Karolingern herausgebildeten Verhältnisse zwischen Reichsregierung und Klerus mit sich brachten, zwar seine Vortheile wahrnehmen läßt, aber durchaus den Anschluß an das Reich, als dessen Mitglied er, obgleich Geistlicher, persönlich in den Kampf einzutreten sich nicht scheut. Durch seine Stellung in der Canzlei sehen wir ihn lange Jahre an den wichtigsten Vorgängen im Reich betheiligt und in vielen Verbindungen. Auch ihm hat die Tradition, wie seinem Freunde Hatto, in gewissem Benehmen ein hinterlistiges Verhalten zur Last gelegt, mit ebensowenig Grund. Und in schönem Gegensatz dazu steht sein Bild in der Geschichte des deutschen Mittelalters, umzogen von dem goldenen Widerschein der guten alten Zeit, die Ekkehart so schwer in seiner Gegenwart vermißt.

Dümmler, Gesch. d. ostfr. Reiches², Bd. 3, passim. — Dümmler, Formelbuch Salomo III. — Zeumer, Ueb. Alam. Formelsammlungen, N.-A. 8, 473—533 (506—540). — Heidemann, Salomo III. von C., vor Antritt des Bisthums im J. 890, F. D. G. 7, 425—462. — Baumann, Ueb. d. Abstamm. der sogen. Kammerboten Erchanger u. Berchtold, Württ. Vierteljahrsh. 1878, 24—33. — Meyer von Knonau, Ekkeh. IV. von St. Gallen, St. Gall. Mitt. 15. — Ladewig, Regesten der Bischöfe von Constanz I, 24—42 (u. 177—341) mit der übrigen Litteratur.

Paul Ladewig.

Salomon: Johann Peter S., geboren zu Bonn 1745, † zu London am 25. November 1815. Nachdem er zu Bonn schon seine juristischen Studien begonnen hatte, widmete er sich der Musik und machte sich bald als Geiger einen Namen. In Berlin, wo er sich auf einer Kunstreise hören ließ, machte ihn Prinz Heinrich von Preußen (s. A. D. B. XI, 561) zum Concertmeister in seiner Capelle. Hier bildete sich S. zu einem vortrefflichen Dirigenten aus, während seine kleinen Compositionen auf dem Gebiet der französischen Oper unbedeutend blieben. Von Einfluß auf das Musikleben ward er besonders dadurch, daß er im Gegensatz zu der damals herrschenden Graun'schen Richtung für die Haydn'sche Musik, insbesondere für die Quartette und Symphonien eintrat. Es steht aber, daß dies die Ursache ward, weshalb er 1780 den Dienst des Prinzen Heinrich verließ. Nach einer Reise durch Deutschland begab er sich 1781 nach London, wo er sich fortan dauernd niederließ. Hier hat er durch die Betheiligung an Errichtung und Leitung der Concerte der Philharmonischen Gesellschaft und sowol durch Einführung der deutschen, als durch Vorführung der älteren Musik bis zu seinem Tode eine sehr bedeutende Einwirkung auf das Musikleben in England geübt. Bekanntlich war auch er es, welcher im J. 1790 Joseph Haydn für das Londoner Professional-Concert engagirte (s. A. D. B. XI, 392). Von seinen Compositionen scheinen nur 6 Violinsolo's gedruckt zu sein. Sein Tod erfolgte infolge der Verletzungen, welche er sich durch einen Sturz von dem Pferde im August 1815 zuzog. Seine Leiche ward unter großer Betheiligung des Publicums in der Westminsterabtei beigesetzt.

Lebebur, Tonkünstler-Lexicon. v. L.

Salomon: Johann Michael Joseph S., Mathematiker, geb. am 22. Februar 1798 zu Oberdürrbach bei Würzburg, † am 2. Juli 1856 zu Wien. Der Vater, Gemeindeschreiber bei einer Vogtei des Würzburger Julius-Hospitals, unterrichtete den Knaben selbst, bis die Familie 1804 nach Würzburg übersiedelte und S.

nunmehr erst das Progymnasium, dann das akademische Gymnasium durch
und 1812 die Universität bezog. S. zeichnete sich namentlich in mathema
Fächern so aus, daß er — was heute freilich einiges Staunen erregen m
schon im 2. Semester seiner Studien selbst Vorträge über Elementargeo
öffentlich halten durfte und 1813 zum Lehrer der Geometrie an der Würz
polytechnischen Schule ernannt wurde, während er erst 1814 die Prüfung
Astronomie und Mathematik als Erster bestand. Seine Freunde, insbes
Prof. Schön, widerriethen ihm bei der ziemlich aussichtslosen Mathema
bleiben, und so studirte er weiter Jurisprudenz. Aber 1816 ging er,
von der Gründung des Wiener Polytechnikums in öffentlichen Blättern las
geheim, um nicht abgerathen zu bekommen, nach Wien. Im October
gelang es ihm in der Familie des Hofkriegsrathes Karl Ritter v. Merte
Hauslehrer unterzukommen, und in dieser Stellung verblieb er vier gl
Jahre. Noch während dieser Zeit besuchte er die Vorlesungen des Polytechn
und war selbst als Repetitor thätig. 1821 folgte nach abgelegter Co
prüfung seine Ernennung zum Professor der Elementarmathematik; 1825—
lehrte er das gleiche Fach auch an der Universität; das Jahr 1838 brach
die Ernennung zum Professor der höheren Mathematik am Polytechnikum.
anstrengend seine Thätigkeit als Lehrer und fruchtbarer Schriftsteller war,
nahm er 1839 doch noch überdies das Generalsecretariat der damals gegrü
allgemeinen wechselseitigen Capitalien- und Rentenversicherungsanstalt, und
lomon's Bemühungen ist es wesentlich zu danken, daß dieselbe nicht als
unternehmen, sondern als Gegenseitigkeitsanstalt ins Leben trat. Eine
Vergrößerung seines Wirkungskreises erfolgte 1848 durch Ernennung zum
gliede der Prüfungscommission über Lehramtscandidaten für Oberrealschulen
gleichen Jahre wurde er correspondirendes Mitglied der Wiener Akadem
Wissenschaften. Salomon's Lehrthätigkeit war nach Aussage begabter S
eine sehr ersprießliche. Seine Schriften tragen meistens einen gleichsö
Stempel als gute Lehrbücher, die sich aber nicht zu großer Höhe erheben.
Uebersetzung von Euler's Integralrechnung (4 Bände 1828—1830) wi
Recht geschätzt.

Nekrolog von Prof. Rogner in Gratz, abgedruckt im Litterar.
CVI, 1—8 von Grunert's Archiv für Mathematik und Physik, Bd. X
Greifswald 1856.

Cant

Salpius: Botho Ludwig Wilhelm v. S., genannt Olden
Jurist, erhielt letzteren Namen, denjenigen seiner mütterlichen Familie, auf
derselben 1855 zu dem Vatersnamen hinzu. Er wurde geboren am 31.
1823 in Berlin, besuchte dort das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und ab
dasselbe, noch nicht 16 Jahre alt, Ostern 1839. Dem Studium der
wissenschaft, welchem er sich auf Wunsch des Vaters trotz vorwiegender N
zur Mathematik widmete, gewann ihn innerlich erst v. Savigny; er verb
seine akademischen Jahre in Berlin, Bonn und wieder in Berlin, trat dar
in den Justizvorbereitungsdienst, ward 1845 Referendar, 1848 Assess
Kammergericht, 1849 Kreisrichter zu Oppeln, März 1852 Justitiar an d
gierung zu Frankfurt a. d. Oder, dann aber, zu Folge seines Wunsches,
richterlichen Thätigkeit und zwar womöglich im Gebiete des gemeinen
zurückkehren zu können, 1853 Kreisrichter zu Stralsund; 1867 erfolgte sei
rufung als Oberappellationsrath nach Celle in Hannover, wo er in dieser
lung am 2. Juni 1874 gestorben ist. — S. soll musikalisch und mathe
äußerst begabt gewesen sein; als Juristen zeichnete ihn „Selbständigk
Forschung und der Gesichtspunkte" aus, eine Eigenschaft, welche nicht n

…iges größeres Werk — „Novation und Delegation nach Römischem Recht," …erlin 1864 — ziert, sondern auch den wenigen Aufsätzen, zu welchen die …olitische Thätigkeit ihm Muße und seine äußerem Hervortreten abgeneigte …atur Stimmung ließen, eignet. Politisch hegte er, bestimmt durch Beziehungen …es Großvaters zu dem Oberpräsidenten v. Schön, sog. altliberale Gesinnungen.

Kühne, in den Verhandlungen des 12. Deutschen Juristentages II, 334—337. — Nekrologische Notiz in Goldschmidt's Zeitschrift für Handelsrecht, XXI, 348.

Ernst Landsberg.

Salsborch: Albert S. Diesen Namen ergeben als Acrostichon die Strophen…änge des niederdeutschen Gesangbuchliedes: „Allein in gott vertruwen", welches …ch zuerst im Hamburger Enchiridion von 1558 (abgedruckt in Gesscken's Ham…urger niedersächsischem Gesangb. des 16. Jahrhunderts), später auch in andern …esangbüchern findet. Der Name S. ist nach Gesscken ein Hamburgischer Familien…amen.

v. L.

Saltet: Johann Bernhard S., Basler Missionar, geboren zu Nieder…esel am Rhein am 30. November 1792, † am 20. August 1830 zu Neu…essin, Abkömmling einer französischen Familie, die nach Aufhebung des Edicts …on Nantes aus Frankreich ausgewandert ist. Wenn auch von Kind auf schwäch…h und nicht ausgezeichnet begabt, wie es schien, hatte S. ein tiefes Gemüth …nd war für Eindrücke des Göttlichen sehr empfänglich. Eine fromme Mutter …te in sein Herz die ersten Grundlagen der Wahrheit. Mit dem Wunsche …heologie zu studiren, durchlief er die Classen des Gymnasiums, aber durch große …erluste um sein ansehnliches Vermögen gekommen, war der Vater nicht im …tande, neben einem andern studirenden Sohne für die Kosten des akademischen …tudiums auch seines Bernhard aufzukommen. Er mußte im Jahre 1808 …die Lehre zu einem Kaufmanne treten. Der Tod seiner Mutter und im J. …12 seines Vaters ging ihm sehr nahe, und wenn er nun auch seinem kauf…ännischen Berufe oblag, so fühlte er doch immer wieder, daß er dazu bestimmt …, das Evangelium zu verkündigen. Da fielen ihm die Basler Missionsberichte …die Hände, er las sie mit großem Interesse und Eifer, und es wurde ihm …mer eindrücklicher, daß sein Beruf ihm in der Mission gegeben sei. Er wandte …h an das Comité zu Basel mit der Bitte um Aufnahme. Die Darlegung …er Gründe zeugte von seinem tief gegründeten Gemüthe. „Wo ist ein Ge…äft seliger auf Erden und im Himmel, als Verkündiger seines gekreuzigten, …erstandenen und erhöhten Heilandes zu sein? Daß mich keine andern Beweg…ünde treiben, finde ich zu meinem Troste", sagt er in seiner Eingabe. Ein …h erfahrner Christ schrieb nach Basel: „Ich habe nur einen Schmerz, daß …r solches Licht und Salz zu andern Völkern senden müssen." So kam er …en am 1. November 1819 im Missionshause in Basel an und widmete sich …n vorgeschriebenen Studien mit besonderem Fleiße. Er war noch kein Jahr …der Anstalt, da erging schon der Ruf an ihn, den verlorenen Schafen vom Hause …ael mit dem seligmachenden Evangelium zu dienen. Die deutschen Colonien …Südrußland, sowie die tiefe Versunkenheit der Juden in Rußland und Polen …erten nach einer Darstellung des berühmten Dr. Pinkerton und andrer …ainer Hülfe. Nach erhaltener Ordination reisten die beiden Missionare S. …d Beßner nach Odessa ab. Das ihnen angewiesene Arbeitsfeld war sehr ent…uthigend. Die Juden in Rußland und Polen waren theils ungläubige Re…ner, theils unwissende und abergläubige Werkheilige, theils verschrobene Tal…udisten. Unter den letzteren fand S. die empfänglichsten. Die polnischen Juden …rten fast durchschnittlich zu der Secte der Chasidim, d. h. der Heiligen, die …en bedeutenden Einfluß ausübten. Es war schwer für S. und seinen Mit…eiter, unter den Juden zu wirken, schon das unverständliche Judendeutsch, das

sie redeten, machte den Missionaren nicht geringe Schwierigkeiten. Sie fanden aber auch unlautere Absichten unter denen, welche sich näherten. In Cherson konnten sie sich nicht halten, weil ein einflußreicher Mann ihnen entgegenstand. Sie zogen sich nach Nordwesten im Jahre 1821. In Kiew fanden sie die Herzen der Juden verschlossen. Auch in Berdetschew in Polen, wo 2500 Juden wohnten, wollte das Evangelium keinen Eindruck machen. In den Ostseeprovinzen machten sie erfreuliche Erfahrungen. Und dennoch sind die Briefe Saltet's aus jener Zeit voll von Wehklagen über die Juden. „Ihre Ohren sind dick, ihre Herzen verstockt und den Weg der Wahrheit wollen sie nicht erkennen." Dann kam der Schmerz, daß Betzner sich von der Mitarbeit zurückzog. Doch erlebte S. die Freude, zwei junge Israeliten in Petersburg taufen zu können, die sie auch späterhin bewährt haben. Obwohl man ihn im Norden zu halten suchte, da seine Predigten tiefen Eindruck machten, so ging das Basler Comité doch nicht darauf ein, sondern wies ihm seine Arbeit unter den deutschen Colonisten im Süden Rußlands an.

Der Eingang, welchen S. in Grusien fand, war ein so günstiger, daß die Colonisten in Tiflis und Alexandersdorf ihn um sein Bleiben bei ihnen baten. Es waren aber noch mehrere Gemeinden, die er zu bedienen hatte. Da mußte er denn oft unterwegs sein und machte manche betrübende Erfahrungen über den geistlichen Zustand der Gemeinden. Dagegen erfreute er sich über das lebendige Christenthum in den Gemeinden Annenfeld und Helenendorf. Weil aber von dem Consistorium in Petersburg ein Pastor Hahn nach Tiflis und in die dortigen Gemeinden gesandt worden war, so glaubte S. hier überflüssig zu sein, und nahm schweren Abschied von den bisher von ihm gepflegten Gemeinden, die sich unter großer Traurigkeit von ihm trennten. Er zog sich nach der hochgelegenen Bergstadt Schuschi zurück, wo Basler Missionare, namentlich Zaremba, wirkten. Die Ruhe that ihm wohl, aber sie sollte ihm nicht lange zu Theil werden, denn es kam die überraschende Nachricht von dem Tode Hahn's eintraf, und als nun Gesandte von Tiflis und Helenendorf eintrafen, war es ihm, als hörte er die Worte: „Ziehe mit ihnen!" Mitte Januar 1826 traf er zur Freude der Gemeinde in Tiflis ein und faßte seine Arbeit da wieder auf, wo er sie gelassen hatte. Zu thun gab es aber genug, besonders in Katharinenfeld, wo 24 Familien im Begriffe standen, sich von der Gemeinde zu trennen. Namentlich war es die Kindertaufe, an welcher sich diese Leute stießen. S. gab sich alle Mühe, sie von dem Ungrund ihrer Zweifel zu überzeugen. Aber separatistische Geister lassen sich schwer gewinnen, und doch kehrten allmählich die meisten zur Kirche zurück. Er durfte auch die Freude erleben, daß sich hochgestellte Personen seinen Gottesdiensten anschlossen, aber schon im Sommer dieses Jahres kamen Tage über die Colonistengemeinden, die er mit Recht Schreckenstage nennt. Die Perser fielen nämlich kriegerisch in Georgien ein. Saltet's Tagebuch ist im Auszuge gedruckt. Den Persern machten die Tataren, die unter russischer Herrschaft standen, übers Bahn. S. that, was in seinen Kräften stand, das Elend zu mildern. Die Perser in großer Anzahl wurden schließlich von einer viel kleineren russischen Truppenmacht geschlagen, daß sie sich wieder in ihre Grenzen zurückzogen. Da nun erlebte S. die Freude, daß von den Geraubten und Verlorengeglaubten manche zurückkehrten oder losgekauft wurden. Aber die Lasten des Amtes häuften sich jetzt so, daß er einmal in der Aufregung schreibt, er möchte sein Amt gern gegen eines Sandschiebers Beruf vertauschen.

Seine Stellung in Tiflis und in den übrigen Gemeinden in Grusien erhielt jetzt eine feste Grundlage durch die kaiserlich russische Regierung, indem sie ihn zum Pfarrer von Tiflis und zugleich zum Oberhirten der übrigen Gemeinden ernannte. „Also hat der Herr die meinen hiesigen Wirkungskreis bis dahin ge-

enden Dunkel herrlich aufgehellt, Ihm gebührt die Ehre", schreibt er damals. f seinen Visitationsreisen, die er in den ihm unterstellten Gemeinden vornahm, d er liebevolles Entgegenkommen. Die Gemeinden waren großen Theils mit glingen des Basler Missionshauses und mit Schullehrern von Beuggen ver- n und entwickelten sich meistens auf erfreuliche Weise, und das war wohl h ihrem Oberhirten zu danken. Im Sommer 1830 aber wurde Tiflis von Cholera heimgesucht und S. besuchte die Cholerakranken als treuer Seel- ger. Da ergriff auch ihn die Krankheit; alle angewandten Mittel wollten ht helfen. Gegen Morgen des 28. August sagte er mit leiser Stimme: hristus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn." Nach 16stündigem Lei- n hatte er vollendet.

Der Lebenslauf Saltet's, bearbeitet von Dr. Lechler, steht im Basler Missionsmagazin 1853 II. und III. Heft. Ledderhose.

Saltzmann: Johann Rudolf S., Arzt, ist 1573 zu Straßburg geboren, dirte und promovirte vermuthlich in seiner Vaterstadt, wo er auch sein ganzes ben hindurch bis zu seinem im Alter von 83 Jahren am 11. December 1656 folgten Tode als Arzt, Professor an der med. Facultät und Decan des Capitels amt-Thomas wirkte. Seine schriftstellerische Thätigkeit war nicht besonders fangreich. Es rühren im ganzen von ihm nur etwa 20 kleinere Dissertationen d akademische Gelegenheitsschriften her, von denen nur die auf pathologisch- atomische Mittheilungen sich beziehenden ein gewisses historisches Interesse auch ute noch besitzen.

Vergl. Éloy, Dictionnaire hist. de médecine etc. IV p. 168. — Biogr. Lex. hervorr. Aerzte ꝛc. von A. Hirsch V S. 160. Pagel.

Saltzmann: s. Salzmann.

Salver: Johann Octavian S. wurde am 19. Mai 1732 zu Würzburg Sohn des dortigen Kupferstechers Johann S. († 1738) von seiner dritten ttin geboren, besuchte bis 1749 das Gymnasium, dann die Universität seiner terstadt und studirte besonders die Rechte, dann Geschichte und speziell Heraldik. er Talent für die Malerei zeigte, sich auch schon fleißig im Zeichnen geübt tte, wollte er 1751 sich der Kunst widmen, kam jedoch davon zurück, weil die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung fehlten und es ihm nicht gelang, terstützung von andern zu erhalten. Er kehrte deshalb bald zu seinen juri- chen Studien zurück, beschäftigte sich nebenbei aber auch mit der Anfertigung Karten. Später begab er sich im Interesse der Geschichtsforschung nach tha, Weimar, Mainz, Speier ꝛc., um die dortigen Archive zu studiren. Im hre 1762 wurde er zum fürstbischöflichen Lehnamtsregistrator ernannt. Er ielt damit eine gesicherte Stellung, so daß er sich nun auch mit der Wittwe Malers und Galerieinspectors Georg Urlaub verheirathen konnte. Er arbeitete e ganze Registratur durch, ordnete sie und machte sie für das praktische Leben fer brauchbar. Daneben arbeitete er seit 1768 an einer „Fränkischen Diplo- tik für das Hochstift Würzburg". Im Jahre 1770 wurde er Protokollist der stlichen Hofkammer und Amtmann des Judenamts. In seinen Mußestunden igte er eine Beschreibung der Erthal'schen Sammlung von Würzburger Mün- und Medaillen. Nach dem Tode des fürstlichen Archivars J. J. Dümler elt er 1773 dessen Amt, womit er das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte. t verfaßte er das Hauptwerk seines Lebens „Proben des hohen Teutschen chsadels", eine Sammlung aller Wappen, Grabmäler und Inschriften, che sich auf die Würzburger Bischöfe und die Mitglieder des Domcapitels ehen. Es erschien 1775 als ein stattlicher, mit mehr als 300 Kupferstichen ehener Folioband, welchen S. im Selbstverlage herausgab, damit aber ein

schlechtes Geschäft machte. S. starb am 23. April 1788. Seine hinterlassen Sammlungen Manuscripte wurden nach seinem Tode zerstreut; ein Theil d selben kam in den Besitz des gelehrten Kunstforschers Jos. Heller in Bamberg

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg IV. (Würzburg 1838.)

R. Bergau.

Salviati: Karl Wilhelm Heinrich Julius Alexander von preußischer Generallieutenant, am 9. Februar 1827 zu Berlin, wo sein Va Geheimer Legationsrath war, geboren und im dortigen Cadettencorps erzog ward im August 1843 zum Secondlieutenant im 1. Kürassierregiment Breslau ernannt, besuchte 1851—54 die Allgemeine Kriegsschule, ward da Brigadeadjutant und 1855 zum Großen Generalstabe commandirt, welchem darauf, eine einjährige Unterbrechung, während deren er Escadronchef im 11. Ulan regiment war, abgerechnet, in verschiedenen Stellungen bis zum Jahre 1866 gehört hat. Während des böhmischen Feldzuges des letzteren Jahres war Major und Generalstabsofficier beim Gardecorps. Am 30. October 1866 w er, als Oberstlieutenant, zum Commandeur des neugebildeten 2. Hannoversch Dragonerregiments Nr. 16 in Nordheim ernannt. Als er dasselbe im Se 1867 dem König Wilhelm vorführte, sagte ihm dieser: „Ich habe selten et so Gutes, nie etwas Besseres gesehen." Am 18. Juni 1869 wurde er Chef Generalstabes des VI. Armeecorps zu Breslau. Mit diesem ging er 1870 den deutsch-französischen Krieg. Commandirender General war der Gen v. Tümpling; das Militärwochenblatt (s. unten) sagt, daß seine Stellung „ schwere und besonders verantwortungsreiche" gewesen sei. Zu kriegeris Thätigkeit gab sie dem Generalstabschef verhältnißmäßig wenig Veranlass Das VI. Armeecorps, mit Rücksicht auf die Haltung Oesterreichs anfangs zur gehalten, traf erst nach den Einmarschkämpfen der III. Armee bei dieser war während der Tage von Sedan mit der Beobachtung gegen Westen be tragt und wurde während der Einschließung von Paris durch die Belage wenig zu Gefechten veranlaßt; Oberst v. S. aber schied durch seine am 26. in gleicher Stellung erfolgte Versetzung zum VII. Armeecorps aus demselben und nahm mit letzterem an dem harten und siegreichen Feldzuge im Süde Frankreichs theil. Als nach Beendigung des Krieges preußische Officiere Württemberg gesandt wurden, um die eigenen Heereseinrichtungen bei dortigen Truppen einzubürgern, traf die Wahl auch S.; sie war eine beson glückliche und hat beiden Theilen zu hoher Befriedigung gereicht. Zunächst dem Commando einer Cavalleriebrigade beauftragt, ward er, nachdem er i die vier württembergischen Cavallerieregimenter, zu einer Division vereinigt, einer Reiterübung befehligt und sie dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm Deutschen Reiches und von Preußen (nachmals Kaiser Friedrich III.) als specteur der IV. Armeeinspection vorgeführt hatte, am 23. December 1878 Commandeur der 27. (2. königlich württembergischen) Division ernannt. solcher starb er an einer Lungenentzündung am 22. Februar 1881 zu Ulm, Besten Einer".

Militärwochenblatt Nr. 20, Berlin den 9. März 1881.

B. Poten

Salwirk: Franz Joseph S., (auch Sal(l)würc(c)k, Salwirck, Salwi Sallwürkh ꝛc., von den Italienern gewöhnlich „Salvirch" geschrieben; unzwe haft von dem altdeutschen Worte: Sarwirk(er) = Schmid von Harnischpla Harnischmacher, wie es in München eine eigene Zunft der Salwirchen oder wärchen gab), ausgezeichneter Graveur und Medailleur, geb. am 3. Febr. 176 altem oberschwäbischem Geschlechte als Sohn eines gräflich Montfort'schen Ja

llenberg im jetzigen kgl. bair. Bezirksamt Lindau, † im J. 1819 (oder) als k. k. Münzwardein in Mailand. Nach dem frühzeitigen Tode seines kam er schon als Knabe mit seiner Mutter, einer geborenen Wocher in benachbarte Heimath nach Langenargen, woselbst damals eine — übrigens des schlechten dort geprägten Geldes übelberufene — Münze der Grafen ntfort, eine der vier Münzstätten des schwäbischen Kreises bis zu dem 1780 erfolgten Verkaufe der Herrschaft Argen an Oesterreich sich befand woselbst S. seine Laufbahn im dasigen Münzamte betrat. Schon nach n Jahren kam er von hier als Zögling in die Münze nach Mailand, wo- bereits sein Onkel, der (zu Langenargen im J. 1749 geborene) geschickte graveur Christoph Wocher (s. diesen Art.) angestellt war. Hier machte er im r trefflicher Anleitung und Unterweisung bald so ausgezeichnete Fortschritte ildete sich unter dem Einflusse der David'schen Schule, hauptsächlich nach rbildern Mercandetti und Lavy in seiner Kunst immer weiter aus, so daß dieser damals berühmten Münzstätte schnell von einer Stufe zur andern hließlich am 4. Juli 1808 bis zum Obergraveur (incisore in capo) mit Jahrgehalte von 2800 Francs neben freier Wohnung vorrückte. Von nter ihm wurden die vortrefflichen Münzen gefertigt, die von der Mai- Münzstätte, sowohl unter der französischen als österreichischen Herrschaft gen. Außerdem schnitt er die Stempel zu zahlreichen auf merkwürdige ebenheiten beinahe ausschließlich aus der neueren oberitalienischen Geschichte ten Medaillen, unter welchen u. a. hervorgehoben zu werden verdienen: unten J. S. F. signirte Medaille auf Napoleon I. mit der Umschrift: bria libera und mit der Darstellung wie Pallas der Insubria eine Mütze mbol der Freiheit aufsetzt (unten: IX Luglio 1797 (?)); eine von der Verona im J. 1801 gestiftete Denkmünze auf den General Brune; eine m in Gemeinschaft mit seinem Collegen Ludw. Manfredini im J. 1805 te Medaille auf die Gründung des Königreichs Italien; eine Prämien- e des Lyceums in Zara von ihm und dem Genannten aus dem Jahre 1809; n ihm mit dem Genannten und seinem Collegen Hieronymus Vasallo im J. geschnittene Denkmünze auf die Aufrichtung des lombardisch-venetianischen eichs. Die Menge und Natur der ihm ertheilten Aufträge brachten es h, daß nicht alle — namentlich die sogenannten Gelegenheitsarbeiten — gut und fein ausgeführt wurden. Im allgemeinen wird an Salwirk's n nur das ausgesetzt, daß er — wohl eine Folge lückenhafter Vor- — zu wenig Zeichner war. Nach beinahe 40jährigem Wirken starb J. 1819 (oder 1820) unverehelicht und noch überlebt von seinem an en Institute als incisore aggiunto angestellten früheren Meister, Lands- und Onkel Wocher, welchen S. längst weit überflügelt, und hinterließ er Verwandten ein bedeutendes Vermögen. Seine Büste wurde aus Dank- abgeformt und ein Abguß dieser Form befindet sich nebst andern Gips- n verschiedener Art in dem Mailänder Münzgebäude.

Handschriftliche Mittheilungen ꝛc., u. A. von Dr. F. Kenner, Direktor k. k. Münzen-, Medaillen- und Antiken-Sammlungen in Wien, zum Theil Notizen von Bergmann. Nagler und nach ihm Bolzenthal in seinen zen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillenarbeit" machen aus S. einen „alten Schweden"; bei Wurzbach findet sich S. gar nicht aufgeführt. Deutschland finden sich Arbeiten von S. nur selten vor.

P. Beck.

alza: Hermann v. S., aller Wahrscheinlichkeit nach dem thüringischen chte dieses Namens entsprossen, erscheint zum ersten Male am 1. October und zwar sogleich, ohne daß das Geringste aus seinem früheren Leben

bekannt wäre, als Meister des Deutschen Ordens (sein Vorgänger war im J. 1210 gestorben) und hat diese Würde, für welche gerade damals die Bezeichnung Hochmeister (magister generalis) üblich wurde, bis an seinen Tod bekleidet, der am 20. März 1239 zu Salerno erfolgt ist. Um die hohe geschichtliche Bedeutung dieses hervorragenden, seltenen Mannes voll und ganz zu verstehen und zu würdigen, muß man nach zwei Richtungen hin ausschauen, wenn auch allerdings die beiden Felder, auf denen seine Thätigkeit in die Erscheinung tritt, sich damals so innig berührten, wie es später niemals wieder der Fall gewesen ist. H. v. S. war nicht bloß der glückliche Leiter seines Ordens und hat denselben von den bescheidensten Anfängen, wo er nach den angeblichen eigenen Worten des Meisters noch lange nicht einmal zehn Ritter aufstellen konnte, bis zu der Grundlage für eine mittelalterliche Großmacht, bis zur Grundlage — man darf es immerhin sagen — für die erste Macht unserer Tage hingeführt. H. v. S. hat aber auch zugleich in dem großen, ewig die Welt aufregenden Kampfe zwischen Kirche und Staat, zwischen Papst und Kaiser, der wegen der gewaltigen Persönlichkeiten, welche auf beiden Seiten an der Spitze standen, nicht bloß heftiger, sondern bisweilen auch erbitterter als je geführt wurde, zwanzig Jahre hindurch die Vermittlerrolle unermüdlich und durchaus nicht ohne Erfolg in der Hand behalten, und das in der Weise, daß sein unantastbarer Charakter auf beiden Seiten gleichmäßig anerkannt und gewürdigt wurde, daß er Beiden Vertrauter war. — Diejenigen Urkunden, durch welche während Salza's hochmeisterlicher Regierung die Päpste und der Kaiser, auch viele Könige und andere weltliche Fürsten dem Deutschen Orden, und zumeist auf des Meisters eigenen Betrieb, die stattlichsten und ersprießlichsten Rechte und Vorrechte, die ausgedehntesten und reichsten Besitzungen verliehen haben, dürften leicht einen starken Band füllen. Der erste Versuch freilich, welchen der Meister, da seinem Scharfblicke das Bedenkliche, Unsichere in den Verhältnissen des Morgenlandes nicht entging, machte, um seinem Orden eine Stätte zur Fortsetzung seiner stiftungsmäßigen Thätigkeit in Europa zu bereiten, schlug fehl, indem das Burzenland, die südöstliche Ecke Siebenbürgens, welche der Ungarnkönig Andreas II. den Rittern zur Bekämpfung der heidnischen Kumanen im J. 1211 schenkte, ihnen bereits 1225 theils durch die neidische Begehrlichkeit der ungarischen Großen, theils durch die eigene Schuld, die unberechtigten Uebergriffe der Ritter und des Meisters selbst wieder verloren ging. Ganz anders und bekanntlich in der allerglücklichsten Weise gelang jene Absicht aber mit dem Lande der heidnischen Preußen, welches unmittelbar darnach der polnische Herzog Konrad von Kujawien dem Orden nebst einem kleinen polnischen Landstücke antrug und der Kaiser 1226 als ein künftiges Reichslehen verlieh, und dessen Eroberung 1230 Hermann Balk (A. D. B. II, 20, wo irrthümlich Balko gedruckt ist) als Landmeister begann. 1237 kamen dazu durch die Vereinigung mit dem Schwertbrüderorden noch Livland und Kurland. Wegen der wahrhaft großartigen, hingebenden und vor keinem persönlichen Opfer zurückschreckenden Vermittlerthätigkeit des Hochmeisters in dem großen Streite Kaiser Friedrich's II. mit der römischen Curie muß es hier genügen auf die Darstellungen der Geschichte dieses Kaisers zu verweisen, da anders nichts übrig bliebe als eben diese selbst vollständig zu erzählen, denn bei allen irgend wichtigen Verhandlungen erscheint H. v. S. zum mindesten immer als einer der maßgebendsten Theilnehmer, und unter den entscheidenden Verträgen ist wol keiner, der nicht im wesentlichen als sein Werk zu betrachten wäre. Doch nicht bloß der Curie selbst gegenüber, sondern auch in allen anderen politischen Beziehungen, in denen er den kaiserlichen Freund zu vertreten hatte, z. B. in den Verhandlungen mit den Ständen des Reiches, mit den italienischen Städten und mit den Großen des Königreichs Jerusalem, in

n Beziehungen zu Dänemark wie bei den Heirathsabschlüssen des Kaisers in rusalem und in England, erscheint er als der „geschickte Diplomat, der seine, itblickende, oft aber auch rücksichtslose Staatsmann". Uebertrieben ist es benfalls, wenn der zeitgenössische Albrecht der Böhme in seinem Aerger sagt, ß das ganze Reich durch die Deutschen Ritter regiert würde. Aber wahr und zeichnend bleibt es, daß, sobald nur der große Vermittler auf sein letztes rankenlager geworfen war, der Papst die Miene änderte und bald in Schroff- it gegen den Kaiser vorging, und daß, sobald nur jener die Augen geschlossen tte, auch sein Orden als der Verbündete des Feindes der Kirche in die päpst- he Ungnade fiel.

Adolf Koch, Hermann von Salza, Meister des Deutschen Ordens. Ein biographischer Versuch. Leipzig 1885, wo auch die übrige Litteratur voll- ständig verzeichnet ist.

K. Lohmeyer.

Salza: Hugo von S., Minnesänger, den wir nur aus der Klage kennen, e ihm Heinrich vom Türlin in seiner Krone um 1220 widmet. Er führt ihn ı zusammen mit den älteren verstorbenen Minnesängern Hartmann, Reinmar, Eilmar, Rugge, Hausen, Gutenburg auf und gibt ihm das Prädicat der reine. Ohne Frage gehörte er also dem 12. Jahrhundert an und darf in dem Hugo e Salza wiedergefunden werden, welchen Haupt in einer Urkunde des Land- rafen Ludwig III. von Thüringen vom Jahre 1174 und in einer undatirten es Pfalzgrafen Heinrich, des Sohnes Heinrich's des Löwen nachwies. Er war mithin ein Zeitgenosse Heinrich's von Veldeke und Friedrich's von Hausen, der egründer des höfischen Minnesangs. Der Verlust seiner Lieder ist sehr zu be- auern; sie würden wahrscheinlich die Brücke zwischen Veldeke und den thüringischen andsleuten Hugo's von Salza schlagen und für die Beurtheilung Heinrich's n Morungen, des tugendhaften Schreibers wie des jüngeren thüringischen Minnesangs von höchster Bedeutung sein.

Haupt, der arme Heinrich und die Büchlein von Hartmann von Aue. 2. Aufl. Besorgt von Martin. Leipzig 1881, S. XIV. — Lachmann und Haupt, des Minnesangs Frühling. 4. Ausg., besorgt von Vogt. S. 248. Leipzig 1888.

Burdach.

Salzbacher: Joseph S., katholischer Schriftsteller, geb. am 14. März 1790 St. Pölten in Niederösterreich, trat nach vollendeten Gymnasialstudien ins riesterseminar zu St. Pölten ein und wurde daselbst am 8. September 1812 Priester geweiht. Noch im selben Jahre kam er als Cooperator nach Gföhl, wo er im J. 1815 zum Domcuraten in St. Pölten ernannt wurde. Im J. 1818 wurde S. in das k. k. höhere Priesterbildungsinstitut zu St. Augustin Wien gesendet und oblag hier den höheren theol. Studien bis zum Jahre 21, in welchem er zum Doctor der Theologie promovirt wurde. Im selben hre 1821, 2. October wurde er zum Spiritual des bischöfl. Priesterseminars St. Pölten ernannt und am 13. September 1822 wurde ihm zugleich die rofessur des alttestamentlichen Bibelstudiums an der theologischen Diöcesan- hranstalt daselbst übertragen; diese beiden Stellen versah S. bis September 24, um welche Zeit er zum k. k. Hofcaplan und Spiritual am höheren Priester- ildungsinstitute zu Wien ernannt wurde. An der theologischen Facultät in ien, deren Mitglied er bereits 1822 geworden war, traf ihn 1825 die Wahl n Decan derselben und im J. 1830 trat er durch die Wahl der Universität Domherr in das Domcapitel zu St. Stephan in Wien ein. Als solcher ernahm er 1837 eine Reise nach Rom und Jerusalem und studierte hiebei

an Ort und Stelle die Bedürfnisse der katholischen Missionen in Palästina; Oesterreich zurückgekehrt, bewirkte er die Wiedererrichtung des Generalcommissa für das heil. Land und die Einführung jährlicher Sammlungen für die lischen Missionen im Oriente. Im J. 1840 wurde er Senior der theolog Facultät und 1842 reiste er nach Nordamerika, um auch hier das kath Missionswesen kennen zu lernen. Die hier gesammelten Kenntnisse verwe er nach seiner Rückkehr in die Heimath für die in Wien wirkende Leopol stiftung, welche die Förderung der nordamerikanischen Missionen sich zur A gesetzt hat. Im J. 1847 rückte er zum Domcustos vor und erwarb sich solcher ein großes Verdienst durch Restaurirung der Reliquien- und Schatzka 1866 legte er sein Kanonikat und seine Dignität nieder und zog sich nach bei Wien zurück, wo er am 10. August 1867 starb. Er schrieb: „Hymne Gebete, gesungen bei dem täglichen Umzuge in der heil. Grabeskirche zu salem. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt; aus den Erinner meiner Pilgerreise nach Rom und Jerusalem im J. 1837." „Exercitia tualia, habita a. 1830 ad presbyteros instituti sublimioris educationis Augustin.", 1839. „Erinnerungen aus meiner Pilgerreise nach Rom und salem im J. 1837." 2. Bde. 1839. 2., unveränderte Auflage 1840. „ Reise nach Nordamerika im J. 1842. Mit statistischen Bemerkungen die Zustände der katholischen Kirche bis auf die neueste Zeit." 1845. übersetzte er a. d. Englischen Kenrick's Schrift über das heil. Haus von und redigirte mehrere Jahre die in Wien erscheinenden Berichte der Leopol stiftung, sowie er auch viele Beiträge schrieb in die Missionszeitschrift: „ della missione in Terra santa, pubblicate dal Comissariato generale di santa", Wien, welche zu unbestimmten Zeiten heftweise erscheint. —

Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Wappler, Geschichte der theol. Fa zu Wien. S. 443. — Gedenkbuch der Domherren des Metropolitanc zu St. Stephan in Wien (Manuscript) Fol. 172. — Privatmittheilun

Otto Schm

Salzmann: Joseph Anton S., Bischof von Basel; geboren a April 1780, † am 23. April 1854 — war der Sohn eines angesehenen B in Luzern, des Buchdruckers und Buchhändlers Joseph Aloys S., und neffe des um das Kloster und das Thal von Engelberg verdienten Abt letzten Herrn des Thales, P. Leodegarius S. († 14. Mai 1798). S. b die Primarschulen, das Gymnasium und das Lyceum in Luzern, wurde 1799 Vice-Professor, 1801 Professor der zweiten Gymnasialclasse, empfi 11. April 1803 in Constanz die Priesterweihe und bekleidete hierauf bis die Professur der vierten Gymnasialclasse in Luzern. 1818 Professor der matik und Kirchengeschichte am Lyceum, 1820 Chorherr im Stifte St. Le in Luzern und Commissär des Bischofs von Basel, Franz Xaver von 1824 (12. Mai) Generalprovicar desselben, wurde S. am 4. August 182 Nachfolger des verstorbenen Niclaus Balthasar zum Propst des Stiftes St. Le ernannt und am 20. November gl. J. päpstlich bestätigt. Bei Erledigu Nuntiatur in der Schweiz, 1827, übertrug ihm Papst Leo XII. das Am gestor negotiorum nuntiaturae. Als am 26. März 1828 der Vertrag Concordat) über die neue Organisation des Bisthums Basel zwischen der und den betheiligten schweizerischen Kantonen zu Stande kam, dessen A die Wahl des Domdecans dem Papste zuschrieb, ernannte Papst Leo XI sein volles Vertrauen genießenden Stiftspropst S. zu dieser Stelle, der m Mitglied des residirenden Domsenates nach Solothurn übersiedelte, und na Tode des Bischofs Franz Xaver († am 23. August 1828) wurde S. Admin der Diöcese, bis ihn das päpstliche Domcapitel am 10. December gl. J.

chfolger des Verstorbenen und ersten Bischof des neuen Bisthums wählte. pst Pius VIII. bestätigte in seinem ersten Consistorium am 18. Mai 1829 getroffene Wahl, worauf S. am 28. Juli durch den Nuntius Ostini in der rche des (ehemaligen Jesuiten-) Collegiums geweiht und in die Domkirche l. Urs und Victor eingeführt wurde, wo er die Huldigung der Geistlichkeit ngegennahm.

Nur mit Widerstreben hatte der neue Bischof das Amt übernommen, das ihm eine schwere Aufgabe übertrug und in der That traf er bei Ausübung desselben fortdauernd auf mancherlei, ihm viele Sorge bereitende Hindernisse. Die große Diöcese war aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt; aus Verträgen zwischen den betheiligten Kantonen untereinander, die dem Abschluß des Concordates zur Seite gegangen waren, ohne daß ihrer in demselben gedacht wurde, ergaben sich Meinungsverschiedenheiten in Auslegung des Concordates zwischen dem Bischofe und den betreffenden Regierungen; ferner schuf die schweizerische Umwälzung von 1830 die Behörden aus Männern zusammen, welche das ausgesprochenste Bestreben beseelte, die Staatsgewalt auch in kirchlichen Dingen mehr als bisher, häufig in übertriebenem Maße, zur Geltung zu bringen. Das Alles gestaltete die Stellung des Bischofs S. schwierig und bedrückte oft sein Gemüth. Der Bisthumsvertrag vom 26. März 1828 schrieb z. B., ohne nähere Bestimmungen, die Errichtung eines bischöflichen Seminars in Solothurn vor, wofür die Regierungen die Fonds und die Gebäulichkeiten zu liefern hätten. Ein Vertrag zwischen den Kantonen aber sah vor, daß den Regierungen derselben kraft des landesherrlichen Aufsichtsrechtes die Bestätigung der Wahlen des Vorstehers und der Lehrer des Seminars und die Anwesenheit ihrer Commissäre bei den Prüfungen in demselben zustehen solle. Als nun Bischof S. im Mai 1830 an die Errichtung des Seminars schreiten, die Regierungen aber nur unter den eben erwähnten Bedingungen dazu Hand bieten wollten, denen der Bischof seinerseits gewissenshalber Anerkennung versagte, blieb die ganze Angelegenheit unerledigt liegen. Bischof S. half sich durch Errichtung eines Vorbereitungscursus für angehende Priester, worin er selbst den Ordinanden einen großen Theil des Unterrichtes ertheilte. Ausführlich begründete Wiederholung seines Anliegens im Jahr 1850 und ein Memorandum gleichen Zweckes vom 30. Januar 1853, welches er an die Diöcesanstände (Kantone) richtete, blieben ohne Erfolg; der Bischof erlebte die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches nicht.

Ebenso unerledigt blieben Streitigkeiten, welche das Verfahren der Regierung von Solothurn in Angelegenheiten des Domcapitels daselbst hervorrief. Im Jahr 1832 hob dieselbe bei einer Reorganisation der höheren Lehranstalten den bisher bestehenden Professorenconvict auf und suchte dann bei Erledigung von Kanonikaten am Domstifte von St. Urs und Victor Mitglieder des Lehrkörpers in den Besitz solcher zu bringen. Als sie nach dem Tode des Stifts- (zugleich Dom-) propstes Gerber († 11. Mai 1834) den dem Capitel nicht angehörigen Professor Kaiser zum Dompropst ernannte, während die Stadtgemeinde Solothurn die ihr kraft alten im Bisthumsvertrage bekräftigten Herkommens zustehende Besetzung des erledigten Kanonikates vornehmen wollte, nach welcher erst die Regierung aus der Mitte des ergänzten Capitels die ihr zustehende Wahl eines Dompropstes vornehmen könne, begann ein langer Streit zwischen der Regierung einer- und der Stadtgemeinde und dem Domcapitel andererseits. Die Folge war, daß die erstere dem Stifte nicht nur die Verwaltung seines Vermögens und die Ausübung seiner Collatur- und Patronatsrechte, sondern auch weitere Ernennungen zu erledigten Kanonikaten entzog, während Professor Kaiser die päpstliche Bestätigung als Dompropst nicht erhielt und ebenso andere von der Regierung ge-

troffene Wahlen kirchlich nicht anerkannt wurden. Die Verhältnisse des Capitels blieben damit völlig ungeordnet. Alle Bemühungen des Bischofs, der sein Möglichstes that, diese Zwiste zu schlichten, blieben erfolglos. Erst 1862 — acht Jahre nach seinem Tode — trat eine Verständigung zwischen den Betheiligten ein; erst 1865 kam eine allseitig anerkannte Dompropstwahl zu Stande.

Die reichste Dosis zum Wermuthsbecher des Bischofs lieferte indessen der Kanton Aargau. Anfangs 1832 rief die aargauische Regierung den Pfarrer Stockmann von Wohlenschwyl, weil er die Trauung zweier Geschwisterkinder nicht ohne den erforderlichen kirchlichen Dispens vornehmen wollte, eigenmächtig von seinem Amte ab, ließ die Ehe durch einen von der Behörde dazu angewiesenen Pfarrverweser einsegnen und den letzteren durch Landjäger in sein Amt installiren; ein Aergerniß, von welchem der Bischof in einem Schreiben an die Regierung mit Recht sagte, daß „die Steine selbst schreien würden, wenn die katholische Gemeinde schwiege". — Schließlich scheiterte die Gewaltmaßregel an der Standhaftigkeit des Bischofs, dessen Vorstellungen eine vom Kantonsrathe bestellte Commission unter Zschokke's Vorstand begründet fand und der Kantonsrath nicht zu widerlegen vermochte, sowie an der Entrüstung des katholischen Volkes, das Stockmann augenblicklich wieder in sein Amt einsetzte. Dem Frieden zu Liebe willigte dann der Bischof ein, daß Letzterer dem Rufe auf eine anderweitige Pfründe folgte. Bedenklichere Wirren riefen aber bald nachher die Beschlüsse der sogenannten Badener Conferenz zwischen einer Anzahl von Kantonen vom 20. Januar 1834 hervor (s. A. D. B. VIII, 16), welche die Herstellung eines schweizerischen Metropolitanverbandes erstrebten und die staatlichen Oberhoheitsrechte in kirchlichen Dingen formulirten. Bei der katholischen Bevölkerung des Aargau, namentlich im Freienamt, riefen diese Badener Artikel große Besorgnisse hervor. Vorstellungen wurden an die Behörden gerichtet. Die Antwort darauf war die Annahme der Badener-Conferenzbeschlüsse durch den gesetzgebenden großen Rath des Kantons. Als Bischof S. in einem Schreiben vom 10. April 1835 gegen dieselben sich aussprach und sie als einen „Extract der Synode von Pistoja, des sogenannten Emser-Congresses und der Frankfurter Pragmatik" bezeichnete, wurde er im großen Rathe in heftigster Weise angegriffen und mit den beleidigendsten Ausdrücken überschüttet. Sein Schreiben wurde ihm zurückgesandt und der Geistlichkeit zugemuthet, eine für ihn äußerst kränkende Proclamation beim sonntäglichen Gottesdienste am 17. Mai 1835 von den Kanzeln zu verlesen. Geistliche, die mit der Verlesung zögerten, wurden bestraft, gerichtlich ihrer Stellen als Pfarrer und Decane entsetzt, einige eingekerkert und der Bischof aufgefordert, diese Urtheile zu respectiren und durch neue Besetzung der Pfarreien und Decanate zu billigen. Standhaft, in ruhiger und milder Sprache, verweigerte er dies zu thun. Wie bekannt, kam es infolge dieser Ereignisse und einer nun von der Regierung geforderten Eidesleistung seitens der Geistlichen zu einer militärischen Besetzung des Freienamtes und nur die vom großen Rathe ausgehende und vom Bischof acceptirte Interpretation des geforderten Eides beendigte den Streit. Auch im Kanton Bern protestirten 8000 Katholiken gegen die im Februar 1836 vom großen Rathe angenommenen Badener Conferenzartikel, unter besonderer Berufung auf den Tractat von 1815, der den Jura mit Bern vereinigt hatte. Allein auch hier sollten Bajonette die Beschwerdeführer von der Vortrefflichkeit der Artikel überzeugen. Der Haß der Regierung traf hierbei vorzüglich den Pfarrer Cuttat von Pruntrut und seine Vicare, von denen bei der militärischen Besetzung des Landes im März 1836 der eine mit Cuttat ins Elsaß entfloh, der andere ins Gefängniß gelegt wurde, bis obergerichtliche Urtheile sie 1838 von der Anklage auf Hochverrath freisprachen. Bischof S. machte dabei eine höchst bittere Erfahrung. Abgeordnete der Regierung versicherten ihn nicht nur

Luttat habe sich geflüchtet ohne für den Seelsorgedienst in seiner Pfarrei Vorkehrungen getroffen zu haben, sondern stellten denselben so sehr als den Urheber des Aufruhrs im Jura dar, daß der Bischof die Pfarrei als vacant, die Vicare als ihres Amtes enthoben erklärte. Nach dem Ausgange der gerichtlichen Untersuchung konnte es ihm wenig Trost gewähren, daß die gleichen Leute, die ihn früher einen störrischen Feind der Ordnung zu nennen pflegten, ihn bei seinem irrthümlichen Entschlusse als einen aufgeklärten und würdigen Priester gepriesen hatten. Als übrigens Bern im Juli 1836 in bemäntelnder Form von den Badener Conferenzbeschlüssen einseitig zurücktrat, faßte auch die Regierung von Aargau den Beschluß, die unausführbar gewordenen Artikel auf sich beruhen zu lassen.

In die Amtsperiode des greisen Bischofs S. fielen noch die schweren Ereignisse der 40er Jahre, die Aufhebung der Klöster im Aargau, die Wirren in Luzern wegen Berufung der Jesuiten, die Freischarenzüge und der Sonderbundskrieg mit seinen Folgen, der Verbannung der Jesuiten und affiliirter Orden aus der Schweiz, die Aufhebung der Abtei St. Urban, für deren Fortbestand der Bischof sich vergeblich dringend bemühte, und des Klosters Rathhausen durch Luzern, sowie der Klöster im Thurgau. Bischof S. wußte in den daraus sich für ihn ergebenden Prüfungen und Aufgaben seine bisherige Haltung voll zu bewahren. Ein gründlich gebildeter Theologe und Kenner des kanonischen Rechtes, gewandt in der Geschäftsleitung, seinem Clerus und dem katholischen Volke in Liebe zugethan, in Sachen des Dogma und der Grundverfassung der Kirche fest und unerschütterlich, wahrte er deren Rechte in einer würdigen Sprache und war dabei in aufrichtiger Friedensliebe stets bestrebt, soviel immer möglich den Frieden mit den weltlichen Regierungen und die Eintracht unter dem Clerus zu erhalten. Nach kurzer Krankheit starb er am Weißen Sonntag (23. April) 1854, ein paar Monate vor dem Antritt der vierten Bereisung seiner ausgedehnten Diöcese, die er im Juli anzutreten gedachte, im 75. Jahre. Mit Recht führte das Domcapitel in einem dankbaren Nachrufe den Angehörigen des Bisthumssprengels die trefflichen Eigenschaften und das zur Nachahmung auffordernde Beispiel der Tugenden des Verstorbenen vor. In der Klosterkirche St. Joseph in Solothurn fand der Bischof seine von ihm selbst gewählte letzte Ruhestätte.

Amtliche Actenstücke, z. Th. publicirt in Snell, Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. — J. Amiet, das St. Ursus-Pfarrstift der Stadt Solothurn. Soloth. 1878. — Baumgartner, die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen in den Jahren von 1830—1850. Bd. 1. u. 2. Zürich 1853—54.

J. B.

Salzmann: Christian Gotthilf S., einer der bedeutendsten Pädagogen aus der Schule der Philanthropen, der Gründer der bekannten Schnepfenthaler Erziehungsanstalt bei Gotha, geb. am 1. Juni 1744 zu Sömmerda bei Erfurt, † am 31. October 1811 zu Schnepfenthal. S. war der Sohn eines Geistlichen; er besuchte von 1756—61 die Gymnasien zu Langensalza und Erfurt, bezog 1761—64 die Universität Jena, wo er Theologie studierte, ward dann 1768 Pfarrer zu Rohrborn bei Erfurt, 1772 Diaconus und 1781 Pastor an der Andreaskirche in Erfurt. Angeregt durch Rousseau's und Basedow's pädagogische Grundsätze wandte S. sein Augenmerk dem Gebiete der Jugendbildung zu; er veröffentlichte mehrere kleinere pädagogische Schriften, unter diesen auch sein bekanntes 1780 herausgegebenes satirisches „Krebsbüchlein oder Anleitung zu einer unvernünftigen Kindererziehung", das großes Aufsehen erregte. 1781 erhielt er von Basedow einen Ruf als Lehrer an dem Philanthropin zu Dessau, den er seiner Neigung zum Lehrerberuf folgend zugleich um so lieber annahm, da theologische Streitigkeiten mit seinen Amtsgenossen ihm seine bisherige Stellung

verleidet hatten; an dem Dessauer Philanthropin wurde ihm die Stelle ein Religionslehrers und Liturgen übertragen. Nachdem S. hier drei Jahre gewir hatte, verließ er 1784 die Anstalt, da die dortigen Verhältnisse ihn nicht b friedigten, indem innere Zwistigkeiten ein einheitliches Wirken nach seinem Sinn störten. Nun faßte er den Plan, selbst eine ebenfalls nach philanthropisch Grundsätzen eingerichtete Erziehungsanstalt für Knaben aus höheren Stände zu gründen; zu dem Zwecke kaufte er das Gut Schnepfenthal bei Gotha a bei welchem Unternehmen er durch den Herzog von Gotha mit 4000 Thaler unterstützt wurde; hier suchte nun S. sein Ideal von philanthropischer Erziehun in reinerer Durchführung zu verwirklichen, als er dies in Dessau gefunden hatte hiebei hatte er das Glück, viele Jahre eine Zahl von begabten und für die Sach begeisterten Schulmännern wie Guts-Muths, Bechstein, André, Weißenborn, Blasch die drei Brüder Ausfeld u. a., sowie seine verständige, hülfreiche Gattin z Seite zu haben. Die Erziehungserfolge, die vortrefflichen, besonders auch d körperliche Ausbildung durch zweckmäßige Beschäftigung und Bewegung im Freie fördernden Einrichtungen, dann auch einige von S. veröffentlichte Schriften wi sein „Moralisches Elementarbuch" und sein 1797 herausgegebener „Himmel au Erden" gewannen der Anstalt bald das allgemeine Vertrauen, sodaß sie bal Zöglinge aus ganz Deutschland und den meisten sonstigen europäischen Länder in stets wachsender Zunahme zählte. Die Lehr- und Erziehungsweise war i wesentlichen nach Basedow's philanthropischen Principien eingerichtet und wa gegründet auf einen innigen steten Verkehr zwischen Lehrern und Schülern. Wa aber im Gegensatz zu Basedow's Wesen, der durch sein leidenschaftliches und eit prahlendes Auftreten oft seiner Sache schadete, Salzmann's Unternehmen da Gedeihen sicherte, war des Letzteren tiefes, wahrhaftes Gemüth und seine ech fromme Gesinnung, die seinem Wirken ein edles Gepräge gab. In der Schnepfen thaler Anstalt waltete als Grundzug der Geist eines großen geregelten Familien kreises, welcher Salzmann's Familie, die Lehrer und Zöglinge eng und inni umfaßte und zusammenhielt. — Zwölf Lehrer ertheilten Unterricht in den alte und neuen Sprachen, in der alten und neuen Litteratur, in den Realien, di mit besonderer Betonung und in weitem Umfang betrieben wurden. Neben de Unterricht zur Pflege des Verstandes wurde auch Zeichnen, Musik und unte Guts-Muths' Leitung Leibesübungen, Reiten, Tanzen, sowie nach Blasche's Unter weisung allerlei Handfertigkeiten und Gartenarbeiten gepflegt. Die körperlich Ausbildung der Zöglinge fand eine besondere Förderung in der gesunden Lag des Ortes. Die musterhafte Reinlichkeit im Institute, die einfache, angemessen Kost, die gesunden Schlafsäle, die regelmäßige dreimal täglich wiederkehrend Bewegung im Freien, die sonstigen gymnastischen Uebungen, die öfteren Ausflüg in den nahen Thüringer Wald sowie einzelne größere Reisen in den Ferie waren alles höchst geeignete Mittel, die Zöglinge zu gesunden und kräftige Jünglingen heranzubilden. Bezeichnend für den Geist der Anstalt ist der Um stand, daß alle ehemaligen Zöglinge als Männer gerne hin und wieder na Schnepfenthal zurückkamen, um die ihnen liebgewordene Stätte, die von ihne gepflegten Gartenstücke und Bäume, vor allem aber die allverehrte Familie S wieder zu sehen. Die Erziehungsanstalt blüht heute noch fort unter den Nach kommen Salzmann's und feierte am 1. Juni 1884 ihr hundertjähriges Anstalts jubiläum.

Wie schon erwähnt, war S. auch auf pädagogischem Felde litterarisch thätig; einge seiner Schriften sind schon zuvor genannt; die meisten, einst von den Zeitgenossen mit Interesse gelesen, sind heute ziemlich vergessen, einzelne ge nießen aber auch heute noch verdiente Beachtung und sind in verschiedene Sammlungen „pädagogischer Classiker" später und neuerdings wieder abgedru

n. Eine Ausgabe derselben in 12 Bänden erschien in Stuttgart 1845. 46, neuere Ausgabe mehrerer Schriften, Leipzig 1884. Eine Auswahl seiner pä- gischen Schriften wurde ferner von Richter im 2. Bd. der „Pädagogischen othek" (Berlin 1870—75), sowie von Bosse u. Meyer im 16. Bande der agogischen Classiker" (Wien u. Leipzig 1886) herausgegeben. Unter Salz- s Arbeiten verdient besondere Beachtung das erwähnte, 1780 erschienene, iel gelesene „Krebsbüchlein", wodurch er seinen pädagogischen Ruf begründete, worin er mit köstlicher Ironie die Fehler der Erziehung verspottet und in chen, dem Leben entnommenen Zügen eine Anweisung zu einer unvernünf- Erziehung der Kinder gibt. Als Gegenstück zum Krebsbüchlein schrieb äter „Konrad Kiefer oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung inder", sowie das 1806 veröffentlichte „Ameisenbüchlein oder Anweisung ner vernünftigen Erziehung der Erzieher". Das letztere umfaßt fünf Ab- te: nämlich ein Symbolum, dann die Erörterung der Frage, was ist Er- ng, was muß ein Erzieher lernen, sodann Plan zur Erziehung der Erzieher ine kurze Schlußermahnung. Im 1. Abschnitt spricht S. die Ansicht aus, er Erzieher den Grund von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge ch selbst suchen müsse, was er durch Anführung von Beispielen aus dem zu erweisen sucht; weiter legt er dar, daß bei Mißerfolgen in der Er- ng entweder dem Erzieher nicht die Fähigkeit innewohne, den Zöglingen die r abzugewöhnen, oder daß er selbst durch unverständige Behandlung der- Fehler bei ihnen ausbilde. Im 2. Capitel wird eine kurze Skizze der hung und der allmähligen Entwicklung der jugendlichen Kräfte entworfen; 3. Capitel gibt Anleitung, wie der Erzieher seine Zöglinge gesund erhalten, ie Ausbildung und Uebung ihrer Sinne und Kräfte gefördert, der Thätig- rieb durch angemessene, nützliche körperliche Beschäftigung geweckt und ge- und die Gewöhnung zur Sittlichkeit geübt werden solle. Die Ausbildung Sinne, die Anschauung als der Ausgangspunkt alles Unterrichts, wird in Linie gestellt. Im 4. Capitel wird dem künftigen Erzieher in 11 Punkten Anweisung zur Selbsterziehung für seinen Beruf gegeben.

Schon in der 1784 erschienenen Schrift „Noch etwas über Erziehung nebst ndigung einer Erziehungsanstalt" entwirft S. seinen vollständigen Erziehungs- derselbe mag hier in den Hauptzügen eine Stelle finden zum klaren Ein- in das Wesen des Systems. Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte; im eil „Etwas über Erziehung" werden fünf Hauptmängel derselben besprochen: sieht S. erstlich und vor allem in der Vernachlässigung der körperlichen hung. In der Erwägung, daß nach altbewährter Erfahrung nur in einem den Körper eine gesunde Seele wohnen könne, legt er zur Kräftigung und nderhaltung der Zöglinge ein großes Gewicht auf jede Art von körperlicher ng nicht allein des Turnens, sondern auch der Handarbeiten. Als einen en Mangel der Erziehung bezeichnet er die Vernachlässigung der Kenntniß latur; sodann drittens den Umstand, daß der damalige ganze Unterricht abziele, die Aufmerksamkeit der Jugend von dem Gegenwärtigen abzu- und auf das Abwesende hinzulenken; zuerst soll aber z. B. in der Geo- ie und Naturgeschichte der Zögling mit der nächsten Umgebung vertraut cht werden, ehe man zum Fernen und Fremden übergeht. Einen weitern r sieht S. darin, daß die Jugend gewöhnt werde beim Lernen mehr fremde, igene Kräfte zu gebrauchen; der Lehrer soll dagegen mehr zur geistigen tthätigkeit, zu selbständigem Beobachten und Urtheilen anleiten. Der Abschnitt handelt von der unmittelbaren Belohnung der jugendlichen Ar- durch Gewährung kleiner Vortheile und Auszeichnungen als äußerer Sporn Thätigkeit. In einem kurzen Anhang wird noch über das Unzweckmäßige

der Gründung von Erziehungsanstalten in Städten gehandelt, wodurch die Zö
linge zu sehr von der unmittelbaren Umgebung der Natur abgeschnitten u
mehr sittlichen Schädigungen ausgesetzt seien, als in Erziehungsinstituten a
dem Lande. Im zweiten Theil der Schrift: „Ankündigung einer neuen E
ziehungsanstalt" ist Salzmann's Erziehungsplan dargelegt, durch welchen er d
vorhin bezeichneten Uebelstände beseitigen will. „Nach den Beobachtungen, d
ich angestellt habe", schreibt er, „ist die verkehrte Art, wie der Mensch erzog
wird, eine sehr ergiebige Quelle seines Elends. Er wird gleich bei seinem Ei
tritte in die Welt verdorben, und die gewöhnliche Erziehung, die man ihm s
wol in Familien als auch in Schulen und Pensionsanstalten gibt, scheint m
ein beständiges Streben zu sein, seinen zur Thätigkeit bestimmten Körper u
thätig und leider fähig zu machen, in seiner Seele das Gefühl für Wahrhe
auszulöschen, und ihr Vorurtheile einzuflößen, die den Grund zu lebenslange
Thorheiten, Lastern und Elend enthalten. Deswegen will ich meine Kraft da
anwenden, junge Menschen nach einem Plane zu erziehen, der ihrer Natur g
mäßer ist. Ich will nicht bloß Erziehungsregeln geben, noch eine Schule e
richten, sondern eine kleine Gesellschaft stiften, deren Hauptgeschäft Erziehung is
und deren Glieder vermöge ihrer Constitution gehalten sind, in ihrem Betrage
das zu sein, wozu sie ihre Zöglinge bilden will." Dann skizzirt er seinen Pla
folgendermaßen: Die Vortheile, welche die neue Erziehungsweise den Zöglinge
bringt, ist vornehmlich zuerst gerichtet auf die Ausbildung des Körpers und d
körperlichen Abhärtung, auf Uebung der Kraft und Gewandtheit, damit Ungemä
und Mühen ertragen werden können, und daß die Geschicklichkeit erworben werd
im Nothfalle die nothwendigsten Bedürfnisse sich selbst zu verschaffen. Sodan
bewirkt seine Methode die Schärfung des Verstandes, der über die Dinge d
Welt, besonders über ihr Verhältniß zur menschlichen Glückseligkeit richtig u
theilt, der von den Vorurtheilen frei ist, die sonst den Verstand der Mensch
verwirren, und der besonders die Kunst begriffen hat, den Körper vor Krankhe
und die Seele vor Unmuth zu bewahren; ferner wird das Gedächtniß gepflegt
das geübt und mit so vielen Kenntnisse ausgerüstet werden soll, um sich dur
eigene Bemühung in dem Fache, das man zu bearbeiten Neigung hat, weite
zu helfen; hierher ist zu rechnen die Kenntniß der Natur, besonders ihrer Kräf
und Eigenschaften, sowie des Nutzens der uns zunächst umgebenden Dinge, jedo
nur in dem Maße, um Lust zu erregen, tiefer in die Natur der Sache einz
dringen und das weitere selbständige Studium zu erleichtern; ferner Kenntni
dessen, was die Menschen thun und gethan haben, also Kenntniß der Künst
Staatsverfassung, Geschichte, sodann der Sprachen, besonders der deutsche
lateinischen und französischen. Die Anregung der Einbildungskraft wird in
Auge gefaßt, jedoch wird sie der Herrschaft des Verstandes untergeordnet. I
moralischer Hinsicht wird die Gesinnung dahin geleitet, daß sie gegen alle
Unrecht und jede Niederträchtigkeit innigen Abscheu hat, daß sie Wohlthun un
Erfüllung der Pflicht als höchstes Vergnügen betrachtet. Das Hauptbuch, da
zur Grundlage der Erziehung dienen soll, ist die Natur, in deren Betrachtun
und Bearbeitung die Zöglinge Begriffe sammeln und ihre Kräfte üben. Dur
Vergleichung der gesammelten Begriffe erwerben sie sich abstracte Ideen un
aus der Kenntniß der Natur der Dinge ziehen sie praktische Folgen. Dan
wird im allgemeinen und im besonderen die Art und Weise dargelegt, wie di
Erziehungsaufgabe in den bezeichneten Richtungen gelöst werden soll. Als de
Fonds zur Stiftung und Erhaltung der Gesellschaft betrachtet S. die Köpfe d
Mitglieder. Wer Kopf hat, schreibt er, verschafft sich des Goldes und Silber
immer so viel, als er zur Erreichung seiner Absichten bedarf. Den Anfang
dieser Gesellschaft bildet Salzmann's Familie, mit der er nach und nach mehre

hrer und Zöglinge zu verbinden sucht. Soweit im wesentlichen die Grundge von Salzmann's Lehrplan.

Von sonstigen Schriften desselben ist noch zu nennen der Roman „Karl n Karlsberg, oder über das menschliche Elend", 6 Bde., Leipzig 1783—88. n dem schon erwähnten, 1797 erschienenen „Himmel auf Erden" wird gezeigt, ß der Mensch schon auf Erden, ohne sich weltflüchtig mit der himmlischen eligkeit zu vertrösten, durch sich selbst die reinsten und edelsten Gefühle sich reiten kann. Ferner schrieb S. noch „Ueber die wirksamsten Mittel, Kindern eligion beizubringen"; dann verschiedene Jugendschriften, wie das schon erähnte „Moralische Elementarbuch"; „Bibliothek für Jünglinge und Mädchen" d „Josef Schwarzmantel".

Die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Kinder hatte S. dem pädagogischen Gebiet und den philanthropischen Ideen zugeführt und ihn seinen Beruf s Erzieher erkennen lassen, dem er nun seine ganze Kraft widmete. Er war ter den Vertretern der philanthropischen Richtung die Persönlichkeit, die bedt mit tiefem Gemüth und frommer Gesinnung und zugleich ausgestattet mit diegener Bildung die philanthropischen Principien am reinsten erfaßt, weiter sgebildet und mit ruhiger Besonnenheit erfolgreich zur Verwirklichung gebracht t. Mit richtigem Urtheil ersah er einerseits die Mängel des bisherigen Erehungswesens, andrerseits entgingen ihm aber auch nicht einseitige Fehlerhaftigkeiten der angestrebten Reformen. Als Jugend- und Volksschriftsteller suchte r diese Mängel bloßzulegen und zugleich die von ihm erkannten Hülfsmittel nen entgegenzuhalten; seine Darstellung war klar in Gedanken und faßlich nd einfach in der Schreibweise. S. hat als Schriftsteller wie als Erzieher um en Fortschritt auf pädagogischem Felde sich gleich große Verdienste erworben. 809 erkrankte er an der Gicht und starb nach zweijährigem Leiden am 31. October 1811.

Vgl. Ausfeld, Erinnerungen aus Salzmanns Leben, 1813. — Ausfeld, Christian Gotthilf Salzmann, Stuttg. 1845. — Dr. K. Schmidt's Geschichte der Pädagogik, herausg. v. Dr. W. Lange, 1875, III, 623 ff. — K. Richter, Ameisenbüchlein. Mit Salzmann's Biographie mit Anmerkungen von J. Meyer. Leipzig 1880.

Binder.

Salzmann: Ernst Julius Theodor S., Forstmann, geb. am 16. Mai 792 zu Schnepfenthal (Sachsen-Gotha), † am 14. November 1855 zu Gotha. r war Sohn des Directors der berühmten Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal nd infolge dessen von 1799 bis 1809 ein Zögling dieser Anstalt. Seine chliche Grundlage erlangte er von 1809 ab unter Cotta's Leitung erst Kleinzillbach, dann (von 1811 ab) in Tharand, woselbst er insbesondere an den aktischen Vermessungen und taxatorischen Uebungen, die hier unter der Aegide dieses rühmten Altmeisters der Forstwissenschaft betrieben wurden, sich betheiligte. Nach endigung seiner Studien trat er Ostern 1812 als Volontär in Georgenthal bei Gotha) ein und wurde schon 1813 durch das Dienstprädicat „Forstconducteur" ausgezeichnet. Nachdem er 1814 aus dem Feldzuge gegen Frankreich, welchen als freiwilliger Jäger mitgemacht hatte, zurückgekehrt war, widmete er sich, mit wechselndem Wohnsitze (Friedrichroda, Rödichen, Ohrdruf, Zella), bis 1825 ausgesetzt den im Gange befindlichen Vermessungen und Taxationen der herrschaftlichen Forste, für welche Geschäfte er eine ganz besondere Vorliebe besaß nd Geschicklichkeit an den Tag legte. Neben diesen Arbeiten fand er noch zeitweise Verwendung, theils im Schutz- und Verwaltungsdienste (Rödichen), theils auf dem Büreau des Forstamtes Schwarzwald (Ohrdruf). 1825 erweiterte sich sein Wirkungskreis im Forstamte Schwarzwald wegen vorgerückten Alters des

Chefs desselben (Landjägermeister von Einsiedel) dahin, daß er die speciel
sicht über die Forstculturen und die hiermit verbundene Rechnungsführun
tragen erhielt. Außerdem wurden ihm nun — da die ursprüngliche
schätzungsarbeiten der Domänenforste beendigt waren — die alle zehn
wiederkehrenden Geschäfte der Waldstandsrevision zur Pflicht gemacht.
große Brauchbarkeit und Geschicklichkeit veranlaßte die herzogliche Kamm
Gotha, ihm vom 1. Februar 1829 ab die dritte Secretärstelle daselbst vor
interimistisch zu übertragen, und schon im Juli darauf erhielt er das Pr
„Forstcommissär". Auch in dieser Stellung wurde er hauptsächlich mit ta
schen Arbeiten im Zimmer und Walde, sowie (von 1830 ab) mit der B
tung der sogenannten Plankammer betraut. Zu Beginn des Jahres 1832
er als „Forstsecretär" zum expedirenden Secretär bei der Kammer au
nachdem er einen 1834 an ihn ergangenen Ruf, unter günstigen Beding
in den braunschweigischen Staatsforstdienst zu treten, abgelehnt hatte, wur
das Prädicat „Forstrath" zu Theil, wenn auch keine wesentliche Aender
seinen Functionen eintrat. Am 16. März 1840 erfolgte seine Ernennun
Kammerassessor mit Sitz und Stimme im Collegium, in welcher Stell
— unter Beibehaltung seines früheren Prädicates — vorzugsweise das
in Forstsachen erhielt, und am 2. Januar 1846 wurde ihm der Charakter
forstrath" verliehen. Hierdurch gelangte er zu der Stellung des oberste
nischen Referenten im Forstwesen, anfangs bei der Kammer und nach
Aufhebung unter der herzoglichen Landesregierung, Finanzabtheilung.
sich besonders um das Vermessungs- und Forsteinrichtungswesen der goth
Domänenforste große Verdienste erworben und die erste Grundlage zu dem im
schen Thüringerwalde vorzüglichen Waldwegbau gelegt. Seine staunenswerthe
tirungsgabe und Gedächtnißstärke kamen ihm bei diesen Arbeiten und de
reichen Inspectionsreisen, welche er — trotz Wind und Wetter — machte,
statten. In Gemeinschaft mit dem Oberforstmeister Schrödter (zu Georg
schuf er ein auf dem Principe des Flächenfachwerkes beruhendes eigenthü
Forsteinrichtungsverfahren, welches von ihm in dem Protocolle über die V
sammlung der Forstwirthe aus Thüringen, abgehalten 1855 zu Reinhardts
S. 11—17 näher beschrieben wurde. Die fortwährende Verbesserung d
und die zehnjährigen Forstrevisionen, welche er im Geiste seiner Methode
weiter ausbildete, beschäftigten ihn bis an sein Lebensende. Auf die Noth
keit einer stärkeren Inangriffnahme des Waldwegebaues im Anschluß
vorhandene Straßennetz und die systematische Behandlung dieses für die
samkeit der Forste wichtigen Gegenstandes wies er schon in den 1840er
hin, und seiner Initiative verdankt der gothaische Wald den Entwurf und thei
Ausbau einer Art von Waldwegenetz, wie es damals — abgesehen vo
hessischen Hinterlande — kaum irgendwo zu finden war. Auch nach
Richtungen hin entfaltete er eine ersprießliche Thätigkeit, so z. B. in dem
betriebe, wie er auch um Hebung des Ertrages der ihm unterstellten Forst
bemüht war. Neben diesen umfangreichen Dienstobliegenheiten erledigte
eine Menge von Specialaufträgen des regierenden Herzogs mit Umsich
Erfolg, insbesondere Güterankäufe in Posen und Oesterreich. Die Ueberh
mit so zahlreichen Geschäften ließ ihm leider keine Muße zu schriftstell
Arbeiten, was um so mehr zu bedauern ist, als er gründliche sachliche
nisse mit einer reichen Erfahrung vereinigte. Seine treffliche Beobachtun
und warme Liebe zu den befiederten Sängern unseres Waldes bekundete e
einen in den Supplementen zur Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung (J.
1858, S. 67) niedergelegten Aufsatz: „Material für den Entwurf eines
zum Schutze der Insekten und andere schädliche Thiere vertilgenden

welchen erst aus seinem Nachlaß zum Abdrucke gelangte. Zu seinem Gedächtnisse ist am Triefsteine im Schwarzwälder Grunde, einem den Passanten der herrlichen Straße von Ohrdruf nach Oberhof ins Auge fallenden Felsen, eine eiserne Votivtafel angebracht, welche die Worte trägt: „Dem Andenken ihres unvergeßlichen Oberforstraths Salzmann die Forstbeamten des Herzogthums Gotha. 1855."

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1856, S. 160 (Nachruf von Diezel); 1884, S. 220 (Brief aus Thüringen). — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums u. s. w. III, S. 271, Bem. 34. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner u. s. w., 1885, S. 305. — Eigene Kenntniß und Privatmittheilungen.

R. Heß.

Salzmann: Friedrich Rudolf S., bedeutender französischer (elsässischer) Publicist des vorigen Jahrhunderts, wird häufig mit seinem Vetter, dem aus Goethe's Leben bekannten „Aktuar" Johann Daniel Salzmann zu Straßburg (1722—1812) verwechselt. (Vgl. Professor Matter, „M. de Saint-Martin, Madame de Boecklin, les deux Saltzmann, Goethe" in der Revue d'Alsace 1860. S. 520 ff.) Er war am 9. März 1749 zu Straßburg geboren, wo sein Vater später Prediger an der Neuen Kirche ward (bis nach 1788), verlebte einen Theil seiner Jugend zu Markirch im Leberthal in Elsaß, studirte in seiner Vaterstadt Theologie und Jurisprudenz, promovirte als Jurist am 26. April 1773, ward 1774 zu Göttingen Erzieher des nachmaligen berühmten preußischen Ministers v. Stein, erhielt, 1775 heimgekehrt, durch Verwendung der Familie Stein vom Meininger Hofe die Erhebung in den Adelsstand und den Titel eines Geheimen Legationsrathes, erwarb später die akademische Buchhandlung in Straßburg, mit welcher eine Druckerei (die heutige Fischbach'sche), die Herausgabe der Straßburger Zeitung und ein politisches Leseinstitut verbunden war. Dort gab er in den Jahren 1776 und 1777 im Verein mit Lessing, Oberlin, seinem Vetter, dem Actuar, J. von Türkheim, Jacob Lenz, dem unglücklichen Dichter, und H. L. Wagner, die alle aus Goethe's Leben mehr oder weniger bekannt sind, eine Wochenschrift im national-elsässischen Sinne heraus, die aber in Bürgerkreisen wenig Eingang fand (vgl. Hermann Ludwig, Straßburger Zeitungswesen, Buchhandel und Censur vor hundert Jahren, I., in der Vorgenausgabe der National-Zeitung, Nr. 519, vom 28. September 1888). Seit Jacob Lenz' Abgang, dem 28. März 1776, übernahm er die Leitung der, gleichfalls aus Goethe's Leben bekannten, „Deutschen Gesellschaft" und gründete „mit der ihm eigenen vorzüglichen Bücherkenntniß" deren Vereinsbibliothek, gab 1787—1789 zu Straßburg heraus den „Avantcoureur oder Verzeichniß der neuesten französischen Schriften", und ward in der Revolutionszeit verfolgt. Im ganzen veröffentlichte er 15 Bände, zum Theil theosophischen Inhalts und hinterließ eben so viele in der Handschrift. Er starb 1821.

Vgl. Professor Matter, Alsatia 1862—1867, S. 163 ff., wo auch die Bibliographie zu finden. — Dr. Joh. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drang-Periode 1770—1776. Urkundliche Forschungen u. s. w., im 7. Heft der Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. Straßburg 1888. — Derselbe, Goethe und Lenz in Straßburg (Straßburger Post, 1888, Nr. 313, 10. November).

Boxberger.

Salzmann: Johann S., Arzt, geboren am 29. Juni 1672 in Straßburg, studirte in seiner Vaterstadt und in Paris, machte darauf längere Reisen nach Frankreich, die Schweiz und Deutschland behufs weiterer wissenschaftlicher Fortbildung, kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1706 die Doctor-

würde erlangte und schon 1708 zum Professor der Anatomie an der
ernannt wurde. In dieser Eigenschaft hielt er auch chirurgische V
sorgte aber für Einführung einer besonderen Professur in der Chirurgie, d
selbst übernahm. Auch war er Decan der Facultät und des Capitels
Thomas, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und vo
1732 Universitätsbibliothekar seiner Vaterstadt. Er starb im April 17
litterarischen Arbeiten sind in einer Reihe kleinerer Dissertationen un
scher Gelegenheitsschriften niedergelegt, deren Verzeichniß u. a.
Bibliotheca med. pract. III, p. 613, Biblioth. anat. I, p. 814 un
chir. II, p. 28 zu finden ist.

Vgl. Éloy, Dictionn. hist. de la méd. IV, p. 169. —
hervorr. Aerzte u. s. w. von A. Hirsch V, S. 160.

Salzmann: Johann Daniel S., aus Goethe's Dichtung un
bekannt als der Actuarius S., der Mentor Goethe's während sein
haltes in Straßburg 1770 und 1771, den auch Lenz, indem er
biades" nannte, als seinen „Sokrates" anredete und Jung Stillin
verehrte. Sie hatten ihn in einer Tischgesellschaft kennen gelernt, in
den Vorsitz führte. Er war geboren am 26. März 1722 und
20. August 1812. 1751 in die Oekonomiekammer seiner Vaters
treten, ward er 1753 zum Vogteyschreiber oder Actuarius ernannt,
Stellung er durch die gewissenhafte Verwaltung der Waisengelder sich
dienste und die allgemeine Achtung erwarb. Nachdem er schon 1774
hülfen erhalten, trat er 1790 in den Ruhestand. Zu litterarischer
veranlaßte ihn die Theilnahme an den Uebungen, zu welchen sich
der Tischgesellschaft mit ihren Straßburger Freunden vereinigten.
von sechs Vorträgen, die er vom Februar 1772 bis zum August 17
hatte, vermittelte Goethe. So erschienen zu Frankfurt a. M. 1776
handlungen über einige wichtige Gegenstände aus der Religions-
lehre", deren Vorwort J. D. S. 14 Christmonat 1774 unterzeichnet h
Aufsätze: Ueber die Wirkungen der Gnade; über die Liebe; über
über Tugend und Laster; über Gemüthsbewegungen, Neigungen
schaften; über Religion, gehören zu dem Besten, was die Popula
des 18. Jahrhunderts hervorgebracht hat, und zeigen namentlich die
Begabung des trefflichen Mannes, der auch als Kinderfreund das bes
hinterlassen hat. S. verbindet den Optimismus Leibnizens mit einer
legten Benutzung der Ideen von J. J. Rousseau. Im litterarische
der leider mit der alten Straßburger Bibliothek zu Grunde ging, b
noch drei ungedruckte Aufsätze: über die Gerechtigkeit, über allgemeine
keit, über die Ehe.

Morgenblatt, 30. Oct. 1812. — Aug. Stöber, Der Actuar
und seine Freunde, mit zahlreichen Briefen an S., Alsatia 1853 un
erschienen. — Vgl. auch Alsatia 1854/55, eine Notiz von Chr.
hardt. — Joh. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangper
zur Landes- u. Volkeskunde von Elsaß-Lothringen VII), Str. 188

Salzmann: Johann Christian Karl S., geboren am 3.
auf dem Gute Schnepfenthal, † daselbst am 21. November 1870
dritte Sohn Christian Gotthilf Salzmann's, des Stifters der Erzieh
Schnepfenthal. Der Knabe zeigte einen gesunden, tüchtigen Verst
haftigkeit, Gewissenhaftigkeit und ein frommes Gemüth, das Erbe

Schon 1789 wurde er unter die Zahl der Zöglinge der Anstalt seines
aufgenommen; sein Fleiß und seine Fortschritte bewirkten bald seine
ng unter die älteren und vorgerückteren Schüler. Außer den üblichen
chtsfächern wurde auch Musik, besonders das Orgelspiel, mit Eifer und
Erfolg von ihm betrieben. Nach seiner 1799 erfolgten Confirmation
ihm schon einzelne Obliegenheiten in der Anstalt übertragen, und im
1801 durfte er, obwohl selbst noch Zögling, am Unterrichten der jüngeren
theilnehmen. Nachdem er die Anstalt absolvirt hatte, trat er am
1802 an die Stelle des die Anstalt verlassenden Lehrers Buch und
die Leitung eines Theils der jüngeren Zöglinge. Diese Thätigkeit
doch nur kurze Zeit, da S. am 15. October 1803 nach Göttingen
um seine Universitätsstudien zu beginnen. Welche Professoren er da-
ört, läßt sich nicht feststellen. Ende März 1805 brach S. seine Stu-
lbst ab und ging nach London, um sich in der Uebung der englischen
mit der er sich zuvor schon eingehend beschäftigt hatte, zu vervoll-
und zugleich auch die pädagogischen Einrichtungen Englands genauer
n lernen. 1805 kehrte S. nach Schnepfenthal zurück und trat nun,
t mit reichen Kenntnissen und getragen von den edelsten Vorsätzen sein
Erziehungsamt daselbst an. Die Fächer, die ihm übertragen wurden,
nächst Botanik, die er mit besonderer Vorliebe betrieb, sodann englische
und seit 1809 auch Latein, wozu dann noch Sternkunde trat; außerdem
n eine Abtheilung für Gymnastik und der Unterricht im Schwimmen
s, sowie auch eine Anzahl Zöglinge seiner Specialaufsicht anvertraut.
nes noch jugendlichen Alters verstand es S., seiner Aufgabe mit
zeitlebens eigenen Ernste, mit gewissenhafter Sorgfalt und der
er auszeichnenden ruhigen Ueberlegung gerecht zu werden, welche
ihm die geistige Ueberlegenheit über fast gleichalterige Zöglinge
In dieser Zeit seiner ersten Lehrthätigkeit lernte S. Thusnelda Lenz
die älteste Tochter seines Schwagers, des in Nordhausen als Director
gen Gymnasiums wirkenden Christian Ludwig Lenz; ihre geistigen Vor-
häuslichen Tugenden bestimmten S. sie zu seiner Lebens- und Berufsgenossin
n. Am 8. August 1807 fand die Vermählung statt. Ihr beiderseitiges
war fortan, gemeinsam die ihnen gewordene schwierige Aufgabe, die
und Pflege der ihrer Fürsorge anvertrauten Jugend, in treuester
üllung zu lösen. Und sehr bald fiel ihnen diese Aufgabe in vollem Maße
der Gründer der Anstalt Christ. Gotthilf S. starb schon am 31. Oct.
d die Leitung derselben ging nun vollständig in die Hände des Sohnes
r Gattin über. Karl S. war damals 27 und seine Frau 20 Jahre
aren junge Kräfte fürwahr, denen hier eine schwere Arbeit zugewiesen
r bald zeigten die Erfolge, daß sie derselben gewachsen waren. Am
1811 übernahm S. förmlich die Direction der Anstalt. Die Grundsätze
rs, nach denen dieselbe bisher geleitet worden war, und die sich als
währt hatten, verblieben natürlich, sie waren ja erprobt; einzelne
gen, die nichts Wesentliches berührten, kommen jenen Principien gegen-
t in Betracht. Schwieriger gestaltete sich für S. die Weiterführung
lt in materieller Hinsicht; dies war keine so einfache Sache; denn es
die von dem Vater für die Uebernahme der Anstalt gestellten Be-
erfüllt und die an die übrigen Geschwister Salzmann's geschuldeten
gen befriedigt werden. Daß dies nicht leicht war, geht daraus hervor,
1831 es S. gelang, alle Verpflichtungen dieser Art abzulösen und daß
diesem Jahre die Anstalt in seinen Alleinbesitz überging. S. hatte das
Uebernahme des Directorats über eine Anzahl tüchtiger, schon zuvor

durch ihre Wirksamkeit an der Anstalt bewährter Lehrkräfte verfügen zu könne
und es gelang ihm zumeist, sie dauernd an das Institut zu fesseln; erwäh
mag hier sein Johann Christoph Guts Muths, Friedr. Weißenborn, Joh. Wil
Ausfeld, Julius Girtanner sowie Ernst und August Ausfeld; von andern au
gezeichneten Lehrern, die S. für die Sache gewann, sollen hier nur August Rei
Siegmar Lenz, August Röse, August Winzer und Eduard Thomas genan
werden.

Die Leitung der Anstalt brachte S. eine Mehrung der Geschäfte, so daß
einen Theil seiner Unterrichtsfächer sowie auch die ihm bisher zufallende Speria
aufsicht über eine gewisse Zahl von Zöglingen seinen übrigen Mitarbeitern z
weisen mußte. Um aber in steter geistiger Fühlung mit allen Schülern bleib
und vor allem den weitgehendsten Einfluß auf das Gemüth sowie auf d
religiös-sittlichen Fortschritt derselben gewinnen zu können, übernahm S. d
Religionsunterricht in allen Classen. Wie sein Vater es gethan, richtete
diesen Unterricht so ein, daß Glieder beider christlichen Confessionen daran Th
nehmen konnten. Obwohl nicht Theologe, fühlte S. sich doch zu diesem G
biete hingezogen und hatte sich hier ein Wissen angeeignet, das ihn zu ein
erfolgreichen Führung des Religionsunterrichtes an seiner Anstalt ganz wohl b
fähigte; er war persönlich durchdrungen von echter Frömmigkeit und erfüllt v
dem Wort und dem Geiste der heiligen Schrift. Für die Zwecke dieses Unte
richts ließ er in späteren Jahren eine Auswahl von Bibelsprüchen im Druck e
scheinen; außerdem gab er in gleicher Absicht 1829 eine „Uebersicht des Me
würdigsten aus der Geschichte des Alten Testamentes“ heraus, die 1839
2. Auflage erschien. Der Religionsunterricht galt S. als das wichtigste E
ziehungsmittel, und in der Art, wie er ihn ertheilte, bildete er sich die sicher
Grundlage für alle weitere geistige Entwickelung seiner Zöglinge.

Die kriegerischen Zeitverhältnisse der Jahre 1812 und 1813 wirkten nac
theilig auf die Frequenz der Anstalt; zu Anfang des Jahres 1814 zählte di
selbe nur 22 Zöglinge. Schnepfenthal erfuhr nach der Schlacht bei Leipzig d
Schrecken des Krieges aus unmittelbarster Nähe. Doch hob sich nach dem Frieb
der Besuch der Anstalt in erfreulichem Maße, ein Beweis des Zutrauens, das de
bewährten Institut entgegengebracht wurde. S. arbeitete trotz aller äußeren u
persönlichen Hemmnisse und Schicksale mit seiner ihn treu unterstützenden Gatt
vertrauensvoll und rastlos weiter und suchte nach gemachten Erfahrungen und d
Anforderungen der fortschreitenden Entwickelung auf dem Gebiete der Pädagog
entsprechend die Einrichtungen der Anstalt stets zu vervollkommnen. Die E
theilung des Reitunterrichtes, der 1811 aufgegeben worden war, wurde 181
wieder begonnen; 1818 wurde der Turnplatz unter Guths Muths Leitung zwe
dienlich umgestaltet und so erweitert, daß gleichzeitig alle Zöglinge vereint d
Turnübungen vornehmen konnten; auch wurden zugleich die Turngeräthe ve
mehrt. Die Pflege des Gesanges, des kirchlichen wie weltlichen, wurde als vo
zügliche pädagogische Aufgabe betrachtet. S. war bestrebt, hier nur sorgfält
Ausgewähltes üben zu lassen, er sammelte und prüfte selbst das Geeignete;
ließ er 1821 ein „Neues Gesangbuch für die Erziehungsanstalt in Schnepfe
thal“ erscheinen, das den kirchlichen Zwecken diente, diesem folgte 1826 d
Sammlung „Lieder zur Beförderung des geselligen Vergnügens“. Beide Samm
lungen sind nach ihrem wesentlichen Inhalt in die noch heute in der Anst
benützten Gesangbücher übergegangen. Wenn die Frequenz der Anstalt in d
einzelnen Jahrgängen sich bald bedenklich minderte, bald aber auch erhebl
stieg, so darf dies nicht als ein Zeichen von schwankendem öffentlichen Ve
trauen bezüglich der Leistungen derselben betrachtet werden, sondern als e
Folge mehr oder minder günstiger äußerer Zeitverhältnisse; dabei mag au

hen werden, daß auch die öffentlichen höheren Schulen mehr und mehr ge-
te Erfolge aufwiesen, und daß allenthalben ähnliche Institute, wie die
pfenthaler Anstalt entstanden.

Das Ansehen und Vertrauen, das Salzmann's Anstalt fortwährend in unge-
rtem Maße genoß, offenbarte sich besonders auch in dem huldvollen Interesse,
s das regierende herzogliche Haus derselben stets entgegenbrachte und das
ls in der Gewährung mancher Gunst und Gnade sowie in dem persönlichen
) der Anstalt seitens der Glieder der herzoglichen Familie Ausdruck fand.
g Ernst I. bekundete seine Anerkennung der Verdienste Salzmann's, indem
n unterm 16. Februar 1827 den Titel eines herzoglich sächsischen Hof-
verlieh. Einer der schönsten Ehrentage für S. und seine Anstalt war
. März 1834, an diesem Tage beging das Institut die Jubelfeier des
rigen Bestandes desselben. Zahlreiche ehemalige Pflegesöhne der Anstalt
nen bei diesem Feste und legten Zeugniß ab von ihrer Dankbarkeit und
nglichkeit. Der Herzog und die Herzogin mit den Prinzen und anderen
chen Persönlichkeiten erhöhten die Feier durch ihre Anwesenheit. Der
g verlieh S. das Verdienstkreuz des herzogl. sächsischen Hausordens mit
huldvollen Begleitschreiben. Außerdem bezeugten viele Freunde von nah
ern ihre warme Theilnahme an diesem Feste; unter anderm übersandte der
te Geograph Karl Ritter, ehemaliger Schüler und Lehrer der Anstalt, an
ne eigens zur Feier des Tages in Druck gegebene Schrift „Ueber das
sche Element in der geographischen Wissenschaft".

Am 1. November 1836 waren es 25 Jahre, seit S. die Leitung der An-
übernommen hatte; Lehrer und Zöglinge begingen diesen Jubeltag ihres
ndes in festlicher Freude. Wohl konnte nun S. auf eine Reihe von
n, reich an segensreichen Erfolgen zurückblicken, die geeignet waren ihn mit
Befriedigung zu erfüllen; aber auch die trübe Zeit sollte ihm nicht er-
bleiben: am 21. April 1838 starb sein Sohn Karl, der eben die ärztliche
s angetreten hatte und ausgezeichnet mit reichen Gaben zu den schönsten
ngen berechtigte, und an dem gleichen Tage, wo die Beerdigung des letz-
stattfand, verschied ein jüngerer Sohn Salzmann's. Auch die Anstalt
bald einen ihrer ausgezeichnetsten Lehrer: am 21. Mai 1839 starb Guts
s.

Die Jahre 1846 und 1847 waren durch mancherlei Unfälle und besonders
den im letzten Jahre am 16. August erfolgten Tod eines dritten Sohnes
dazu angethan, in S. den Entschluß zu reifen, sich von seiner Wirksamkeit
zuziehen und die Leitung des Instituts in jüngere, jedoch bewährte Hände
gen. Zu seinem Nachfolger hatte sich S. seinen Neffen Wilhelm Ausfeld
sehen, der bisher in Moskau als Schulrector wirksam gewesen war. Am
ktober 1848 übergab S. an letzteren die Leitung der Anstalt, die er
ahre lang mit umsichtiger Gewissenhaftigkeit und pädagogischem Geschick in
wie in schlimmen Tagen mit sicherer Hand geführt hatte. Er zog sich
mit seiner Gattin, die an seinem Werk mit verständigem Sinn mitgewirkt
auf seinen Ruhesitz im Gutshause zu Schnepfenthal zurück. Es war dem
noch vergönnt, am 8. August 1857 die Feier der goldenen Hochzeit zu
en, sowie am 7. März 1859 das 75jährige Bestehen der Anstalt mitfeiern
nnen. Seit 1860 stellte sich bei S. einige Schwerhörigkeit ein; sonst be-
nigte aber kein besonderes Leiden vorerst die wohl allmählich merkbare Ab-
e der körperlichen Kräfte beider Gatten. Am 14. Juni 1867 schied Salz-
's treue Lebensgefährtin aus dem Leben; schwer bestand er diese Prüfung;
ben ohne sie war ihm kaum denkbar. Es war aber noch nicht der letzte
rg, der ihn treffen sollte: am 25. April 1869 erlag sein jüngster Sohn

Ottomar einem Lungenleiden. 1870 stellten sich Anzeichen der Wassersucht b
S. ein, infolge der er am 21. November desselben Jahres verschied.

Salzmann's nicht zu unterschätzendes Verdienst ist es, daß er die schöpfer
schen Ideen seines Vaters in gleichem Geiste mit Verständniß und Geschick fi
die praktischen Zwecke der Erziehung mit Erfolg zu verwerthen verstand. Zu de
von dem Vater aufgestellten erziehlichen Einrichtungen, die auf wohlerwogene
Grundsätzen beruhten und sich pädagogisch bewährt hatten, ließ sich nicht
Wesentliches mehr hinzufügen, noch weniger aber auch etwas von Bedeutun
von denselben hinwegnehmen, wenn das Werk in seinem System Bestand habe
sollte. Was S. besonders auszeichnete, war ein hoher sittlicher Ernst, verbunde
mit echt religiösem Sinn, treue und gewissenhafte Hingabe an seine Aufgab
und ein sicherer, praktischer Blick, der ihm den Erfolg zumeist sicherte.

Vgl. Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstal
Schnepfenthal, 1884, S. 107—127.

Binder.

Sam: Konrad S. (mundartlich auch Saum und Som), Theologe un
Reformator der Reichsstadt Ulm, wurde 1483 zu Rottenacker an der Donau süd
westlich von Ulm geboren, weshalb er auch Konrad Rottenacker genannt wurd
Seine Schulbildung empfing er wohl erst in dem nahen Städtchen Munde
kingen, dann mit Johann Heigerlin oder Faber von Leutkirch, dem späteren Bisch
von Wien, gemeinsam in Ulm und studirte 1505 ff. in Freiburg, 1509 in Tü
bingen. Befreundet mit Johann Oekolampadius, fand er in der Nähe von dess
Heimath Weinsberg eine Anstellung als Prediger in Brackenheim. Hier schlo
er sich frühe an die reformatorische Bewegung an und predigte die neue Lehr
so daß Luther auf ihn aufmerksam wurde und ihm am 1. October 1520 eine
Aufmunterungsbrief und seine Schriften sandte (De Wette 1, 489). Ein Besu
des ehemaligen Franciscaners und eifrigen Flugschriftenschreibers Johann Eberli
von Günzburg, den S. im Herbst 1523 nur drei Stunden in seinem Hause b
herbergt hatte, bot dem österreichischen Landesregiment die erwünschte Handhab
um im Frühjahr 1524 in Brackenheim die Dienstentlassung Sam's zu erwirke
S. wandte sich nach Ulm, um dem dortigen Rath seine Dienste anzubiete
während der Rath gleichzeitig einen Boten an S. geschickt hatte, um ihn na
Ulm zu berufen. Am 15. Juni traf S. mit seiner aus Baiern stammenden, ab
ihm bis jetzt nicht rite angetrauten Gattin Elisabeth in Ulm ein. Nach de
Probepredigten wurde er mit dem Auftrag, das lautere, klare Wort Gottes
predigen, angestellt.

An Erfolg fehlte es S. nicht. Die ihm erst angewiesene Barfüßerkirche faß
die Zuhörermenge nicht mehr, weshalb S. bald das große Münster überlass
wurde. Nach dem Tode des letzten Münsterpfarrers bekam er auch die Leitun
der Ulmer Kirche ganz in seine Hand. Sein Name wurde in ganz Oberschwabe
bekannt. Der Rath von Memmingen ersuchte ihn um ein Gutachten über de
Reformationsplan des dortigen Predigers Schappeler (Januar 1525). Die Baue
erwählten S. 1525 neben den gefeiertsten Gottesgelehrten zum Schiedsrichter i
ihrer Sache. Im Abendmahlsstreit schloß sich S. mit seinem Freund Oekolam
pad eng an Zwingli an und entfremdete sich immer mehr von Luther, so daß
sich zuletzt zu gehässigem Urtheil über Luther fortreißen ließ. Die derbe Weis
mit der S. seine Abendmahlslehre gegenüber der katholischen und lutherische
Lehre vertrat, brachte ihn bald sowohl mit den Vorkämpfern des Papstthums i
Süddeutschland, mit Faber und Eck, als mit Vertretern der lutherischen Lehre
Fehde. Neben Althammer in Nürnberg und Billikan in Nördlingen schrieb be
sonders der Reutlinger Johann Schradin heftig gegen S., der Schradin in ein

ruckschrift antwortete, dagegen Eck auf die Disputation in Bern lud, an der im Januar 1528 persönlich theilnahm, ohne daß Eck erschienen wäre.

In Ulm gelang es S. nur schwer und langsam, der Sache der Reformation n Sieg zu verschaffen. Den Rath machten die politischen Rücksichten auf den ifer und den Schwäbischen Bund ängstlich-bedächtig, die altgläubige Minder- it hatte noch angesehene Vertreter im Rath. S. selbst stürmte mit rücksichts- fer Heftigkeit und Grobheit, die erbitterte, wo eine ruhiger schaffende Kraft die emüther gewonnen hätte. Erst wollte der Rath jede Aenderung der Kirchen- bräuche bis zum Reichstage in Speier 1526 vermieden wissen, kaum wurde angelischer Sacramentsgebrauch im Haus gestattet. Wol ging man nach dem peirer Reichstag einen Schritt weiter, beschränkte die Messen, beseitigte an- ßige Bilder und unbiblische Gebräuche, legte den Mönchen Schweigen auf und stattete die Priesterehe, weshalb sich S. jetzt öffentlich mit seiner Elisabeth auen ließ. 1528 konnte S. gemeinschaftlich mit Michael Brothag „eine christ- che Unterweisung der Jungen" (Katechismus) herausgeben, der 1529 ein Ge- ngbüchlein und ein deutscher Psalter folgten. Aber die Messe blieb bestehen. enn Ulm wollte auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 vor dem Kaiser unan- chtbar dastehen und trat deshalb auch weder der Augustana noch der Tetra- politana bei. Aber der für die Sache der Reformation ungünstige Reichstags- schied brachte endlich der evangelischen Sache in Ulm den Sieg. Die Zünfte weigerten mit erdrückender Mehrheit die Annahme des Abschieds. Der Ab- lauf des Schmalkaldischen Bundes stärkte den Muth des Rathes. Jetzt konnte S. die zeitweilige Berufung Oekolampad's, Butzer's und Blarer's nach Ulm achsetzen, mit deren Hülfe die Reformation durchgeführt, die Geistlichen visitirt nd der Kirche eine neue Ordnung in Zwinglischem Geist geschaffen werden sollte. as S. sieben Jahre lang heftig erstritten, war jetzt erreicht, am 16. Juni 1531 fiel auch die Messe, und das ganze Reformationswerk gelang. Aber zu Sam's Schmerz mußte Ulm auf dem Tag zu Schweinfurt April 1532 für seine Betheiligung am Schmalkadischen Bund die Anerkennung der Augustana und r Apologie zugestehen. In Ulm selbst ließ die frische religiöse Begeisterung ach, der Rath freute sich, die Kirche völlig beherrschen zu können, im Volk egte sich unbändige Lebesucht, während sich im Stillen das Täuferthum stark usbreitete. Sam's Freudigkeit sank, seine Arbeitskraft wurde in dem großen Amt rasch erschöpft. Kaum 50 Jahre alt, brach der starke Mann unter wieder- holten Schlaganfällen zusammen und starb am 30. Juni 1533, ohne Nachkommen zu hinterlassen.

Von S. sind folgende Schriften bekannt: 1) Sein obengenannter Katechis- mus, den er 1533 mit der Sacramentenlehre vermehrte, und der 1536 vom Rath neu herausgegeben wurde; 2) eine 1526 ohne Sam's Wissen gedruckte, aber von ihm anerkannte Predigt über das Nachtmahl, welche die Heidelberger 1569 neu drucken ließen; 3) seine drei letzten Predigten von Davids Ehebruch, Mord, Strafe und Buße (Ulm, Varnier 1534).

Grundlegend bleibt Keim's Artikel in Herzog's theol. Realencyclopädie 20, 670—681, wozu die Urkunden des Ulmer Archivs und die Sammlungen ungedruckter Briefe in Zürich und S. Gallen benützt sind. — Veesenmeyer, Nachricht von Konrad Sams Leben. 1795 (Ulmer Gymn.-Programm). — Veesenmeyers übrige Schriften über die Ulmer Reformation. — Schnurrer, Erläuterungen der württb. Kirchen- und Ref.-Geschichte. 1798. — Schmid, Denkwürdigkeiten der württb. und schwäb. Ref.-Geschichte. Heft 2 (Ulm 1817). — Keim, Reformation der Reichsstadt Ulm. 1851. — Keim, Wolfg. Rychard (theol. Jahrbücher 1853). — Keim, die Stellung der schwäb. Kirchen (theol.

Jahrb. 1854. 1855). — Derf., Amb. Blarer, 1860. — Seb. Fischer, Ulm Chronik (Verhandlungen des Vereins für Ulm und Oberschwaben. N. F. 7 — Dobel, Memmingen in der Reformationszeit. Augsburg 1877. — Rad kofer, Johann Eberlin. Nördlingen 1887. — Württemb. Vierteljahrshefte 188 S. 28 ff.

G. Bossert.

Sambor I., Fürst von Pommerellen, der erste historisch beglaubig Herrscher über das Gebiet zwischen der unteren Weichsel, der Brahe und d Leba, wurde nach den Berichten seines Zeitgenossen, des polnischen Chronist Vincenz von Krakau, von Herzog Kasimir II. (dem Gerechten) von Polen na dem Jahre 1177 als polnischer Statthalter in der Mark Danzig, welche z Diöcese Cujavien gehörte, eingesetzt: er war nach derselben Quelle ein Neffe d masowischen Palatins Zyro. Wir wissen von ihm nur, daß er, dem Zuge d Zeit folgend, den Cistercienserorden, der eben in Polen Eingang gefunden, i sein Land berief und ihm, eine Meile von seiner Residenzstadt Danzig (Gdanis das Kloster Oliva erbaute, für welches Colbatz, das Tochterkloster des dänische Esrom, die Mönche sandte. Da die vom 18. März 1178 datirte, von Samb ausgestellte Gründungsurkunde nicht für authentisch gelten kann, so ist ungewiß ob die reiche Dotirung des Klosters Oliva schon von Sambor herrührt: noc weniger ist eine ihm am Ende des nächsten Jahrhunderts zugeschriebene Schenkun an die Cistercienser von Doberan in Mecklenburg historisch. In Oliva, w Sambor wie die meisten seines Geschlechtes seine Ruhestätte fand, wußte d Verfasser der ältesten Klosterchronik in der Mitte des 14. Jahrhunderts nu Sambor's Vater Subislaw zu nennen, aber nichts mehr von ihm zu berichten auch sein Todesjahr ist unbekannt; er starb mit Hinterlassung eines Sohne Subislaw, der nach slavischer Sitte jedoch nicht das ganze Gebiet des Vater erhielt, sondern Sambor's jüngerem Bruder Mestwin I., dem Senior des G schlechts, die Statthalterschaft Pommerellens überlassen mußte.

Scriptores rerum Prussicarum, herausgegeben von Hirsch, Toeppen Strehlke, Th. I u. V. 1861 u. 1874. — Monumenta Poloniae historica e Bielowski, Tom. II. 1872. — Pommerellisches Urkundenbuch, hg. von Per bach 1882.

Perlbach.

Sambor II., Herzog von Pommerellen, der dritte Sohn Mestwin's I und der Swinislawa, war bei dem Tode seines Vaters 1220 noch minderjähr und stand mehrere Jahre unter der Vormundschaft seines ältesten Bruder Swantopolk; 1229 vermählte er sich mit Mathilde, der Tochter Heinrich Po win's II. von Mecklenburg und erhielt als Antheil unter der Oberherrsch seines Bruders die Castellanei Gorrenczyn, die Gebiete Liebschau und Wanz d. i. das pommerellische Hochland um Carthaus und Berent und die Gegen von Dirschau und Mewe; 1233 nahm er mit seinem Bruder Swantopolk a dem Kreuzzug der polnischen Fürsten gegen die heidnischen Preußen zur Unte stützung des Deutschen Ordens Theil, welcher zu der siegreichen Schlacht an d Sirgune führte. Kurz vor 1240 zerfiel er mit seinem Bruder und stand währen der Kämpfe desselben gegen den Deutschen Orden von 1242—1248 auf Seite des letzteren, mußte aber vor seinem Bruder aus dem Lande fliehen und fan bei Bischof Michael von Cujavien eine Zuflucht. Im Frieden vom Decemb 1248 gab Swantopolk das seinem Bruder entrissene Gebiet wieder heraus. Be 1251 an suchte S. sein Land durch Begünstigung der deutschen Einwand rung zu heben, er umgab sich mit Deutschen aus Niedersachsen und der Lausi bewidmete 1260 die deutsche Stadt Dirschau mit lübischem Recht und berie 1258 die Cistercienser von Doberan in Mecklenburg in das pommerellische Hoch

land, denen er zu Pogutken an der Ferse reiche Besitzungen anwies. Durch Familienverbindungen nahm der nur über ein kleines Land gebietende Herzog unter den Zeitgenossen eine geachtete Stellung ein: seine älteste Tochter Margaretha (Swinislawa) vermählte sich mit Christoph I. von Dänemark, die zweite, Euphemia, heirathete den unbeständigen Boleslaw II. von Schlesien, die dritte Salome den zweiten Sohn Kasimir's von Cujavien, Ziemomysl. Sambor's Sohn Subislaw starb vor dem Vater 1254 in Stralsund. Nach dem Tode Swantopolk's 1266 und seiner Gemahlin Mathilde 1270 scheint S. in Zwistigkeiten mit seinem Neffen Mestwin II. gerathen zu sein und wurde von ihm, vielleicht 1272, als dieser mit großpolnischer Hülfe Danzig eroberte, seiner Herrschaft beraubt. Er floh zuerst zu dem deutschen Orden nach Elbing, dem er 1276 das Land Mewe schenkte, dann begab er sich zu seinem Schwiegersohn Ziemomysl nach Cujavien, bei dem er am 30. December, wohl 1278, gestorben ist.

Scriptores rerum Prussicarum, herausgeg. von Hirsch, Toeppen, Strehlke, Th. I. — Pommerellisches Urkundenbuch, hg. von Perlbach. — Strehlke, Doberan und Neu-Doberan in den Jahrbüchern des Vereins für Meklenburgische Geschichte, Bd. 34. 1869.

Perlbach.

Sambucus: Johannes S., berühmter Polyhistor des 16. Jahrhunderts. Er wurde in Tyrnau in Oberungarn im J. 1531 geboren, besuchte verschiedene Universitäten in Deutschland, Frankreich und Italien und trieb auf diesen die verschiedenartigsten Studien: Medicin, Rechtsgelehrsamkeit, alte Sprachen, Geschichte, Philosophie, beschäftigten ihn gleichzeitig. Nachdem er 1555 in Padua die Würde eines Licentiaten der Medicin erworben und dann noch einige Jahre im Auslande, namentlich auch in Paris, sich aufgehalten hatte, kehrte er — vermuthlich bald nach 1560 — nach der Heimath zurück und ließ sich in Wien als Arzt nieder, wurde von Maximilian II. an den Hof gezogen und zum kaiserlichen Rath und Hofhistoriographen erhoben. In dieser Stellung verblieb er auch unter Rudolph II., dem er besonders nahe gestanden zu haben scheint. Sein bedeutendes Vermögen verwendete er vornehmlich zur Sammlung einer großen Bibliothek, für welche er u. A. zahlreiche Handschriften bis dahin unbekannter griechischer und römischer Schriftsteller erwarb. Auch Münzen und andere Kunstsachen sammelte er eifrig. — Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine überaus große („Scripta ejus propemodum infinita" Blount); dieselbe erstreckte sich nur zum kleineren Theile auf Medicin; zahlreicher sind seine geschichtlichen Arbeiten, von denen die Fortsetzung der „Historia Hungariae" des Bonfinius besonders zu nennen ist; einen weitbekannten Namen erwarb er sich namentlich durch die Ausgaben alter Autoren, welche er aus den Schätzen seiner Bibliothek theils selbst herstellte, theils durch Andere herstellen ließ. Die meisten dieser Ausgaben haben allerdings, da es S. an kritischer Beanlagung und Sorgfalt im einzelnen, auch wol an ausreichenden Kenntnissen fehlte (s. hierüber u. A. Antolyci de Sphaera lib. ed. Hoche 1877, praef.), jetzt nur noch einigen Werth als editiones primae, beweisen aber doch die unermüdliche Schaffensluft und das vielseitige Interesse des Mannes. Zu nennen sind hier die Notae ad Lucianum 1561, die Ausgabe der Ars poetica des Horaz 1564, des Petronius 1565, des Plautus 1566, des Aristaenetus epist. erot. 1566, des Diogenes Laertius 1566, des Eunapius vitae philosophorum 1568, des Nonnus Dionysiaca 1569, u. A. m. Von seinen sonstigen Schriften verdienen nur die 4 Dialoge „De imitatione Ciceronis" 1561 Erwähnung; seine Gedichte, Briefe u. s. w. sind vergessen. — S. starb infolge eines Schlagflusses in Wien am 13. Juni 1584, noch nicht 53 Jahre alt.

Th. Pope-Blount, Censura celebriorum autorum 1694, S. 782—84. — Nic. Reusneri icones 1590, S. 394—99, wo auch ein Bildniß von S. sich findet. — G. Ghilini, Teatro d'huomini letterati. o. J. I, S. 166—169. — Czwittingeri specimen Hungariae litteratae. — A. Teissier, Les Eloges des Hommes Savants. I, p. 309—312. — Schriftenverzeichniß bei J. J. Boissard, icones. — Vgl. auch Jöcher IV, S. 90.

R. Hoche.

Sambuga: Joseph Anton Franz Maria S., katholischer Geistlicher, geboren am 9. Juni 1752 zu Walldorf bei Heidelberg, † am 5. Januar 1817 zu München. Seine Eltern waren beide in der Nähe von Como geboren; der Vater war als Kaufmann nach Deutschland übergesiedelt; er starb 1769, die Mutter schon 1762. S. erhielt den Unterricht, welcher dem Gymnasialunterricht entspricht, zu Mannheim und in der Schule der Augustiner zu Wiesloch und studirte dann in Heidelberg Theologie. 1770 reiste er, zunächst in Familienangelegenheiten, nach Italien, besuchte auch Rom und andere Städte und wurde am 2. April 1774 zu Como zum Priester geweiht. Von 1775—1778 war er Caplan bei einem Bruder seiner Mutter, Joseph Grossi, der Pfarrer zu Helmsheim war, dann 1778—85 Caplan zu Mannheim. 1783 war er ein halbes Jahr Vorsteher des sog. Karlischen Convictes zu Heidelberg, welches die von dem Kurfürsten Karl Theodor in die Pfalz berufenen Lazaristen leiteten; er gab diese Stellung auf, weil die Lazaristen sich mit den einheimischen Geistlichen nicht verstanden (Die französischen Pädagogen in Deutschland oder Geschichte des Lazarismus in der Pfalz, 1793, S. 63); er wurde dann Prediger an der Hofcapelle zu Mannheim. 1785 wurde er Pfarrer in dem Dalberg'schen Dorfe Herrnsheim. 1797 wurde er Religionslehrer des ältesten Sohnes des Herzogs Maximilian Joseph von Zweibrücken, der sich zu Rohrbach bei Heidelberg aufhielt, des späteren Königs Ludwig I. Als der Herzog 1799 Kurfürst wurde und nach München übersiedelte, folgte ihm S. dorthin, — er gab nun auch die Pfarrei auf, die er bis dahin durch einen Pfarrverweser hatte verwalten lassen, — wo er auch den anderen Kindern Maximilian Joseph's Religionsunterricht ertheilte. Er wurde zum Hofpriester und Geistlichen Rathe ernannt. Nach seinem Tode ließ ihm König Ludwig auf dem Kirchhofe zu Neuhausen ein Denkmal setzen. — S. war ein frommer und gebildeter Geistlicher von der Sailer'schen Richtung. Sailer erzählt von ihm, man habe ihn zum Eintritt in den Illuminatenorden eingeladen, er habe aber geantwortet: Ich bin schon in zwei großen öffentlichen Orden, denen mein ganzes Leben angehört; der eine heißt Staat, der andere Kirche; ich bedarf keines dritten, keines geheimen. In seinen letzten Lebensjahren neigte S., wie Sailer (Werke 38, 312) andeutet, der streng orthodoxen und curialistischen Richtung. Von 1809 an stand er in enger Correspondenz mit M. Wittmann. 1814 schloß er sich dem sog. Eichstätter Bunde an. Weil er an Zusammenkünften theilnahm, in welchen „über die Regierung räsonnirt, über das Unglück des Papstes geklagt und Subventionen für diesen gesammelt wurden" (Montgelas, Denkwürdigkeiten, 1887, S. 231), fiel er bei dem Könige in Ungnade. Montgelas soll ihn vorgefordert und ihm gedroht haben, wenn er fortfahre, für die Bigotterie Partei zu ergreifen, werde er fortgejagt werden; die (protestantische) Königin soll sich seiner angenommen haben. Ludwig I. schrieb 1828 an Ed. v. Schenk: „Fern sei alle Jesuitismus. Nie war ich für die Jesuiten, obgleich mein verehrter Religionslehrer S. sich zu ihnen neigte" (Heigel, Ludwig I., S. 398). — Bei Sailer sind viele Aufzeichnungen von S. abgedruckt, auch solche, welche die Weise charakterisiren, wie er die Prinzen unterrichtete. Die Schriften, welche S. veröffentlichte, sind nicht bedeutend: außer einem Gebetbuche und einer Anzahl Predigten

u. a. „Schutzrede für den ehelosen Stand der Geistlichen", 1782; „Ueber den Philosophismus, welcher unser Zeitalter bedroht", 1805; „Ueber die Nothwendigkeit der Besserung als Rücksprache mit seinem Zeitalter", 1807; „Untersuchung über das Wesen der Kirche", 1810. Dazu kommt noch eine Anzahl von Aufsätzen in Zeitschriften. S. ist auch der Verfasser der 1786 zu Mannheim erschienenen Schrift: „Etwas zur Beruhigung des guten Katholiken wegen den sog. Religionsklagen des Herrn Pater Trunks. Mitgetheilt von einem Weltpriester aus der Pfalz." Nach seinem Tode erschienen noch von ihm u. a.: „Rede an die kath. Geistlichen beim Eintritt in das 19. Jahrhundert" (in Felder's Magazin für kath. Religionslehrer, 1817); „Sammlung verschiedener Gedanken, herausgeg. von Fr. Stapf", 1818; „Auserlesene Briefe, meist an Geistliche, nebst kürzeren Aufsätzen", herausgeg. von Karl Klein, 1818; (2. Sammlung, herausgeg. von Fr. Stapf, 1819); „Reden und Aufsätze, gesammelt von J. B. Schmitterhug", 1834.

J. M. Sailer, J. A. Sambuga, wie er war. Parteilosen Kennern nacherzählt, 1816 (dem damaligen Kronprinzen Ludwig gewidmet, abgedruckt in den Werken 38, 157—416). — H. Doering, Die gelehrten Theologen, 3, 699. — Pastoralblatt des Bisthums Eichstätt 1865, Nr. 47, 48 (über den Eichstätter Bund).

Reusch.

Samhaber: Alexander S., Theolog, geb. im J. 1720 zu Gerolzhofen in der Diöcese Würzburg, Augustiner-Eremit, Lector des Kanonischen Rechts in Mainz, Provinzial seiner Ordensprovinz. Im J. 1768 war er noch thätig, wann er gestorben, ist nicht bekannt. „Diss. de nexu inter theologiam et ius canonicum". Mainz 1754. — „Amicabile foedus inter theologiam et ius canonicum", ib. 1761, 4. — „Tract. de iudice causarum matrimonialium adversus Lamoyum", ib. 1757, 4.

Gel. Teutschland, S. 991. — Weidlich, Biogr. Nachr. III, 271. — Oettinger, Bibl. Augustin., p. 790.

v. Schulte.

Samo, ein Franke aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, ursprünglich Kaufmann, später König der an der oberen Elbe und westwärts bis zur Saale, im heutigen Böhmen und Königreich Sachsen, ansässigen Wenden, der „deutschen" Slaven, wie Zeuß sie nennt. Sein Reich grenzte im Westen an Austrasien, zunächst Thüringen, im Süden und Osten an das über Oesterreich und Ungarn sich erstreckende Land der Avaren oder Hunnen. Wann die Wenden in den Besitz dieser Gegenden gelangt und welches ihr politisches Verhältniß zu den beiden Nachbarstaaten war, entzieht sich unserer Kenntniß; beide beanspruchten eine Oberhoheit über das zwischen ihnen gelegene Gebiet, und zwar die Avaren, indem sie seit Jahrzehnten einen unerträglichen Druck ausübten, die Franken, indem ihnen der friedliche Verkehr im Lande als eine stillschweigende Anerkennung ihrer Herrschaft genügen mochte. So erschien denn in den Jahren 623—624 auch S. an der Spitze zahlreicher anderer Handelsleute geschäftshalber bei den Wenden, und als er das Land in hellem Aufruhr gegen die Avaren und deren Oberhaupt oder Chakan fand, gesellte er sich den Aufständischen zu, gelangte unter ihnen bald zu einer führenden Stellung und machte sich um die Befreiung der Wenden so verdient, daß diese ihn zu ihrem Könige erhoben. In wiederholten Treffen kämpfte das Volk unter seiner Leitung auch später noch gegen die Avaren und blieb jeder Zeit Sieger. Aber auch mit den westlichen Stammesgenossen gerieth S. in Streit: wieder waren fränkische Händler ins Land gekommen und viele derselben beraubt und getödtet worden. Ein Abgesandter König Dagobert's I., Sicharius, der Genugthuung fordern sollte, vermochte nur

in slavischer Verkleidung sich bei S. Zutritt zu verschaffen. Dieser machte Gegenforderungen geltend; Sicharius, seine Vollmacht überschreitend, stieß Drohungen aus, weil S. und sein Volk dem Könige Dagobert Dienstbarkeit schulde. S., da dies einräumte, verlangte dagegen ein freundschaftliches Verhalten Dagobert's. Es trat zum nationalen noch der religiöse Gegensatz: Christen und Knechte Gottes, erklärte Sicharius, könnten mit heidnischen Hunden keine Freundschaft halten. „Wenn ihr denn Gottes Knechte seid und wir die Hunde Gottes, erwiderte S., so dürfen wir euch wegen eures gottwidrigen Betragens mit unseren Bissen zerfleischen." Der Gesandte wurde hinausgewiesen, und der Krieg begann, der, nach dieser Unterhandlung zu urtheilen, von S. gern vermieden worden wäre. Der Ausgang des Kampfes war ihm auch diesmal günstig: auf dem Hauptschauplatz wenigstens, bei der Belagerung von Wogastisburg (vielleicht Voigtsberg im Vogtlande oder Voigtsdorf bei Freiberg), unterlagen die Austrasier nach dreitägigen Gefechten und mußten unter schweren Verlusten die Flucht ergreifen. Es folgten nun von Seiten Samo's, zu dem jetzt auch der Sorbenhäuptling Dervan überging, mehrfache Verwüstungszüge ins fränkische Gebiet, die erst dadurch zum Stillstand gelangten, daß König Dagobert 633—634 Austrasien von seinem fränkischen Gesammtstaate abtrennte und seinem Sohne Sigibert mit eignem Majordomus unterstellte, ja auch Thüringens Selbständigkeit unter Herzog Radulf wieder neuerte. Samo's Stellung blieb bis an sein Ende unerschüttert; der erste größere Slavenstaat, den die Geschichte kennt, war von einem Franken — denn wenn die moderne czechische Geschichtsschreibung ihn für die slavische Nationalität in Anspruch nimmt, so beruht dies auf unkritischer Beurtheilung der Quelle — gegründet worden, und sowohl die Macht der Avaren, als auch die Einheit des Frankenreichs hatte durch ihn einen schweren Stoß erlitten. 35 Jahre lang also bis 658, herrschte S. glücklich über die Wenden; er hinterließ von 12 slavischen Frauen, die er geheirathet, 22 Söhne und 15 Töchter. Von seinen Nachkommen aber und den weiteren Geschicken seines Reiches verlautet während der folgenden anderthalb Jahrhunderte nichts; erst in den Tagen Karl's des Großen taucht der slavische Name in der Geschichte wieder auf. —

Die einzige Quelle über S. ist die Chronik des sog. Scholasticus Fredegar, die nun in der mustergültigen Ausgabe von Krusch vorliegt. Von S. handeln Palacky in den Jahrbüchern des böhmischen Museums I, 387 ff. („Ueber den Chronisten Fredegar und seine Nachrichten von S., König von Böhmen") und in der Geschichte von Böhmen I, 76—82; Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 636—38; Roepell, Geschichte Polens I, 32; Schafarik, Slavische Alterthümer II, 415—20; Büdinger, Oesterr. Geschichte I, 75—76; Kaufmann, Deutsche Geschichte II, 166; sehr eingehend Ranke, Weltgeschichte V, 1, 253—255.

Oelsner.

Sampson (Samson oder Sanson), ein niederländischer Componist aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, über dessen Leben wir gar keine Nachricht haben, von dem wir aber mehrere Arbeiten in Sammelwerken des 16. Jahrhunderts besitzen, durchweg in Deutschland in den Jahren 1537—1559 gedruckt. Fétis glaubt wol deshalb, daß er in Deutschland gelebt habe, eine Annahme, die bei der steten Neigung der Deutschen, allen Völkern gerecht zu werden und das Gute zu nehmen, woher es auch stamme, sich schwer festhalten läßt. Wir kennen von ihm eine Messe über das niederdeutsche Lied „Es sout ein meisken halen win", zu 4 Stimmen, 1541 von Rhau in Wittenberg gedruckt, das Lied selbst vierstimmig gesetzt im Forster 1540. Dies letztere liegt mir in Partitur vor. Es unterscheidet sich so wesentlich von den Liedern der deutschen Componisten dieser Zeit, daß sich die verschiedene Kunstrichtung der beiden Völker an diesem Liede

so recht kund gibt. Der Charakter ist mehr humoristisch als sentimental und die Behandlung der Stimmen eine völlig andere, als bei den Deutschen. Der Satz ist vortrefflich. Die übrigen vier Tonsätze sind 3- und 4stimmige Motetten, von denen das „Pater a nullo est factus“ besonders gefallen haben muß, da es von 1538—1559 in drei Sammelwerken Aufnahme gefunden hat (s. meine Bibliogr. Berlin 1877, p. 829).

Rob. Eitner.

Samson: Bernhardin S., Ablaßprediger in der Schweiz beim Beginn der Reformation. Er war geboren zu Mailand. Als Guardian des dortigen Franciskanerklosters wurde er, als Papst Leo X. den Ablaßhandel in der Schweiz dem Franciscanergeneral Cardinal Christoph de Forli übertrug, von diesem zum Unterkommissar ernannt und mit dem Vertrieb der Ablaßzettel betraut. Seine Persönlichkeit scheint ganz zu solchem Geschäfte geeignet gewesen zu sein. Er wird als volksthümlich beredt, umsichtig, schlau und dreist, ja frech von den Zeitgenossen geschildert. Er wird sich hierin von seinen Berufsgenossen Tetzel und Arzimbold nicht unterschieden haben; nur fing er sein Geschäft noch pfiffiger an als sie, wenigstens lieferte er für die päpstliche Casse größere Beträge als jene. Dadurch gewann er auch die Mittel für seinen pomphaften Aufwand. Allmählich gewöhnte er sich bei seinem Auftreten so an Pracht und Glanz, daß er darin den fürstlichen Gesandten nicht nachstand. — Den erfolgreichsten Zug unternahm S. 1518. Trotzdem Luther's Thesen im Jahre vorher durch ganz Deutschland bis Rom gedrungen waren und überall eine große Wirkung hervorgebracht hatten, war der Zulauf, welchen S. auf seinem Wege durch Uri, Schwyz, Luzern und Unterwalden fand, so groß, daß er oft kaum im Stande war, die Menge zu befriedigen. Trotz dem Verbote des Rathes gelang es ihm auf Umwegen mit großer List, auch in Bern Zutritt zu erhalten. Im Münster bot er nach Messe und marktschreierischer Predigt seine Waare aus. Arme erhielten sie billiger. Gemeinden, ja ganze Landstriche konnten sie summarisch erwerben. Dies Verfahren scheint am meisten gewirkt zu haben. Die Einnahmen wuchsen in der That ins Unglaubliche. Er rühmte sich, von diesem Zuge in die Schweiz 120 000 Ducaten nach Rom abgeliefert zu haben. — Von Bern zog er nach Solothurn und Aarau, immer in den größeren Orten Halt machend. In Baden im Aargau, dem Schauplatz der späteren Disputation, hatte er auf dem Kirchhofe sein Zelt oder seine Bude aufgeschlagen. Alle Morgen zog er mit einer Procession hierhin, hielt eine Messe ab und bot den Ablaß feil. Wie Tetzel pries er in allen möglichen Formen dem gaffenden Volke seine Waare an. Jetzt sei die Zeit gekommen, die armen Seelen um ein Weniges aus dem qualvollen Fegefeuer zu erlösen. Sobald man zahle, würden sie frei. Und begeistert und verzückt nach dem Himmel blickend und mit der Hand in bestimmter Richtung zeigend, rief er: Ecce volant, ecce volant (animae)! Es war natürlich, daß eine solche Frechheit endlich Aergerniß hervorrief und auf Widerstand stieß. Am meisten arbeitete ihm der Bischof von Constanz Hugo von Landenberg mit seinem Generalvicar Johann Faber (nachmals Bischof von Wien) entgegen. Der Bischof hatte für seine Diöcese selbst einen Ablaß ausgeschrieben und fühlte sich durch die Erfolge des päpstlichen Sendboten stark beeinträchtigt. Geschickt und vorsichtig ermunterte er daher, wo er es nur vermochte, unter der Hand zum Widerstande gegen S. Heinrich Bullinger's Auftreten gegen S. scheint hierdurch veranlaßt worden zu sein; jedenfalls unterstützte er es durch seinen Einfluß und bewirkte, daß der Pfarrer von Bremgarten, von S. mit dem Banne bedroht, an die Schweizer Tagsatzung appellirte. Diese nahm sich ihres Landsmannes thatkräftig an. Sie beantragte durch ihren eben nach Rom abgehenden Gesandten beim heiligen Stuhle die Abberufung des dreisten Ablaßpredigers. Da die Curie, angesichts

der Aufregung, welche Tetzel's Auftreten in Deutschland hervorgerufen hatte, nicht wagte, es auch noch zu einem Conflict mit der Schweiz kommen zu lassen, aus der sie ihre Söldner und Kriegshauptleute bezog, sah sie sich gezwungen, den Wünschen der Schweizer Rechnung zu tragen. Am 30. April 1519 erließ sie ein Breve, durch welches der Ablaßpredigt ein Ende gemacht und S. zurückberufen wurde. Ob die in demselben verheißene strenge Untersuchung gegen S. wirklich stattgefunden hat, muß bezweifelt werden. Seitdem er aus der Schweiz verschwand, erfahren wir auch nichts mehr über seine persönlichen Schicksale.

Vgl. J. J. Hottinger, Helvetische Kirchengeschichte, 3. Th., Zürich 1708, S. 17 ff., 29 ff., 41 ff. — Bullingers Reformationsgeschichte, herausg. von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli, Frauenfeld 1838, 1. Th., S. 133 f. — Eidgenössische Abschiede, 3. Th., 2. Abth., S. 1141 f. — Bernh. Riggenbach i. d. Real-Encyclopädie für protest. Theol. und Kirche. 2. Aufl. XIII, S. 355 f.

Brecher.

Samson: Hermann S., der um die evangelische Landeskirche hochverdiente livländische Superintendent und Rigasche Oberpastor, war zu Riga am 4. März 1579 geboren. Sein Vater, Naeman S., der aus Geldern stammte, hatte als tapferer Kriegsmann im Heere des Königs von Frankreich in den inneren Kämpfen dieses Landes mitgefochten, war dann nach Riga gekommen und hier 1568 Bürgerhauptmann und Befehlshaber der städtischen Miliz geworden. Seiner Ehe mit Anna Böker entstammte als dritter Sohn unser Hermann. Kaum vier Jahre alt verlor er seinen Vater und wurde von der Mutter für den Kaufmannsstand bestimmt. Doch seine früh schon hervortretende glänzende Begabung ließ bald über seinen Beruf zum Studium keinen Zweifel und in kurzer Zeit machte er die Domschule seiner Vaterstadt durch. Die Jesuiten, welche auf begabte Jünglinge stets ihr Augenmerk richteten, suchten ihn in ihr Collegium in Riga zu ziehen, aber vergeblich. Sie haben ihn dann, heißt es, mit Gewalt nach ihrem Alumnat in Braunsberg bringen wollen, er entfloh ihnen aber unterwegs, kehrte nach Riga zurück und begab sich bald darauf, 1599, nach Rostock, um Theologie zu studiren. Unter Lubinus trieb er hier besonders eifrig das Griechische und Lateinische. Schon 1600 begab er sich nach Wittenberg, wo fast gleichzeitig mit ihm der später so berühmte Axel Oxenstierna immatriculirt wurde; die Bekanntschaft mit ihm ist später von Bedeutung für Samson's Leben geworden. Mit dem größten Eifer hörte S. Hunnius, Geßner und Leonhard Hütter und in der Philosophie Martini und erwarb sich eine gründliche theologische Bildung und dialektische Schlagfertigkeit, auch die classischen Studien vernachlässigte er nicht. Die heil. Schrift, die Kirchenväter und Luther's Schriften waren vorzugsweise Gegenstand seines Studiums, daneben beschäftigte er sich viel mit der Logik und nahm häufig an den Disputationen theil. Im Hinblick auf seinen spätern Beruf in der Heimath arbeitete er Chemnitz' Examen Concilii Tridentini so sorgfältig durch, daß er nachmals dieses gewaltige Werk fast auswendig kannte, auch Bellarmin's großem polemischem Buche gegen die Protestanten widmete er ein gründliches Studium. Bei seinen Lehrern erfreute er sich lebhafter Anerkennung; es zeugt von der Beachtung, welche man ihm in Wittenberg schenkte, daß er an dem 66. Todestage Luther's die Feierrede im Namen der Universität hielt und daß er nach dem Tode Geßner's an dessen Stelle eine Zeitlang die Predigten in der Schloßkirche zu halten aufgefordert wurde. Kein Zweifel, daß es ihm in Wittenberg, wo er auch schon einige Schriften hatte drucken lassen, wenn er gewollt, bald gelungen wäre, eine angesehene Stellung zu erlangen. Aber die Heimath rief ihn zurück und er folgte sofort diesem Rufe. Livland durchlebte damals die schwere Zeit der katholischen Gegenreformation

lrt. Schenking). Zeitweilig durch den Einfall Karl's IX. von Schweden rängt, erneuerten sich die Katholisirungsbestrebungen nach dem für unglücklichen Ausgang des Unternehmens in verstärktem Maße. An mals wie später die Metropole des baltischen Landes, hing der Fort- er evangelischen Kirche in Livland. Die sogenannten Kalenderunruhen 4—89, eine demokratische Bewegung der Gemeinde gegen die ausschließ- rschaft des Rathes und zugleich eine eifrig protestantische Opposition sen Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des polnischen Königs und ten, hatten durch das Eingreifen der polnischen Regierung mit einem Siege des Rathes geendet. Die herrschende Partei, mit der Bürgerschaft indet und auf die polnischen Machthaber sich stützend, an ihrer Spitze eutige, habsüchtige Bürgermeister N. Ecke, brachten es nur zu einer nd schwächlichen Defensive gegen das immer rücksichtslosere Vordringen ten, die sehr wohl erkannten, daß mit der Unterwerfung Rigas der katholischen Kirche in Livland entschieden sei. In diese Verhältnisse S. ein, als er im Anfange des Sommers 1608 nach Riga zurückkehrte. entschlossen den Kampf mit den Todfeinden seines Glaubens und der chte seiner Vaterstadt rücksichtslos aufzunehmen. Die erste Predigt, nach seiner Heimkehr am Tage Johannes des Täufers (24. Juni) in kirche vor dichtgedrängter Zuhörerschaft hielt, war wie ein Signalruf pfe; ihr Thema, „daß der Glaube, welchen die Lutheraner haben, der tholische Glaub sey, hinwieder der Jesuiten und Bäbstlichen Glaub newever Glaub sey", war ein offener Angriff auf die gefürchteten Väter S. sie nachher ohne Scheu drucken ließ, konnte den Unwillen der Feinde ehren. Die Jesuiten erstaunten über die Kühnheit des jugendlichen um so mehr, je stärker sie gegen die bisher in Riga ihnen gegenüber e Schwäche und Halbheit abstach. In der Bürgerschaft und auch im hob sich durch Samson's Auftreten das protestantische Bewußtsein in st, man fühlte es, Riga hatte wieder einen berufenen Vorkämpfer und ger des evangelischen Glaubens. S. wurde sogleich in das geistliche um der Stadt aufgenommen und zum Inspector der städtischen Schulen 1611 wurde er Oberpastor am Dom und 1616 Oberpastor zu St. Peter it das Haupt der Rigaschen Geistlichkeit. Nichts in Kirche, Schule tlichen Angelegenheiten geschah fortan ohne seinen Rath und sein Mit- Die Bürger drängten sich zu seinen Predigten. Durch seine große Ge- it und seine energische Persönlichkeit erwarb er sich in kurzer Zeit eine torität, daß sich ihm alles fügte. Als Inspector der Schulen ar- vor allem dem Bestreben der Jesuiten, Kinder der Bürger und des ihre Schulen zu ziehen, erfolgreich entgegen, stellte die zum Theil ver- chulzucht wieder her und sorgte durch Beispiel und Mahnung für eine isch-evangelische Bildung der Jugend. Da er ein ausgezeichneter Kenner hischen und Lateinischen war, ertheilte er auch selbst Unterricht und die jüngere Generation Rigas verehrte ihn als ihren Lehrer und Bildner. ine eigentliche Pflicht sah er darin, überall dem Eindringen und den der Jesuiten entgegenzutreten. Und er war ganz der Mann, dessen re Zeit bedurfte. Die Jesuiten wendeten alle Mittel an, ihn gefügig n, sie erwiesen ihm mannichfache Freundlichkeit, sie suchten ihn durch rsprechungen und Anerbietungen zu gewinnen und versuchten zuletzt, h heftige Drohungen einzuschüchtern. Es war alles vergeblich. Sie ihn mehrmals zu öffentlichen Disputationen heraus, um ihn da in zu treiben. Er aber war mit ihrer Art der Polemik und ihren ge- n Argumenten völlig vertraut und durch seine Schlagfertigkeit, seine

Gewandtheit im Disputiren und seine scharfe Logik ihnen vollkommen ge
So ging er denn auch aus allen diesen Wortgefechten siegreich hervo
als einmal der Rector des Collegiums und der geübteste Dialektiker a
Mitte mit ihm fünf Stunden lang disputirten, behielt er zuletzt d
Auch in umfassenden Streitschriften von rücksichtsloser Derbheit zog
sie zu Felde und wies ihre dreisten Angriffe auf die Person Luther's
lutherische Lehre mit Nachdruck und Schärfe zurück. Durch sein kraftvo
zwischentreten wurde auch die schon eingeleitete Conversion manches
Jünglings vereitelt, kurz überall trat er den Jesuiten hindernd in d
Kein Wunder, daß in demselben Maße wie sein Ansehen in der Stadt
Lande fortwährend wuchs, sich auch der Haß und Grimm seiner Geg
Jahr zu Jahr steigerte; mit Recht sahen sie in ihm ihren und der Kath
des Landes gefährlichsten Feind. Die Jesuiten erhoben daher heftige
gegen ihn bei dem ihnen ganz ergebenen Könige Sigismund III. un
einen königlichen Befehl durch, der S. nach Warschau citirte; ging er
so war es sicher vorauszusehen, daß er nicht wieder nach Riga zur
würde. Da erklärte die Stadt durch ihren Syndicus Johann Ulrich
schau, Riga werde eher sein Blut in Strömen vergießen, ehe es seine
hirten verlasse. So wurde denn durchgesetzt, daß eine königliche Co
nach Riga kam, vor der die erhobenen Anklagen leicht widerlegt werden
Durch seine Kämpfe mit den Jesuiten, durch seine Schriften und Predig
S. nicht bloß in Livland, sondern auch in ganz Norddeutschland bek
worden. Er erhielt Berufungen nach Rostock als Professor und Past
Hamburg und nach Danzig. Doch er lehnte alle ab und blieb stand
Riga, weil er es für seine Pflicht hielt, im schweren Kampfe auszuharr
Jesuiten ruhten nicht, sie erhoben immer neue Anklagen gegen ihn, he
polnischen Magnaten gegen ihn auf und begannen gegen die Stadt im
Processe, deren Zahl zuletzt sich auf 400 belief. S. wurde trotzdem nich
los und verzagt, er war bereit alles über sich ergehen zu lassen, nur
weichen. Ohne Rücksicht auf die eigene schwierige Lage ermahnte er
Spitze der Rigaschen Geistlichkeit 1620 die Stadt Dorpat zum standhaf
treten für ihren von den Jesuiten und den polnischen Machthabern be
Pastor. Als die Stadt und er kaum noch auf die Dauer sich gegen d
legene Macht der Gegner halten zu können schienen, da kam die Rett
außen. Gustav Adolf begann seinen Siegeszug gegen Polen, im Augu
rückte er vor Riga und nach einem Monate tapferer Vertheidigung m
Stadt sich ihm ergeben; sie huldigte ihrem Befreier am 25. Septemb
Huldigungspredigt hielt S. am selben Tage vor dem Könige in der Pe
er war diesem nicht unbekannt, sein ehemaliger Studiengenosse Axel Ox
hatte die Aufmerksamkeit des Herrschers auf S. gelenkt. So wurde
von Gustav Adolf im J. 1622 zum Superintendenten von ganz Liv
nannt und wenn einer, war er der rechte Mann dazu, die ganz zerstörte
kirche wieder herzustellen. Ueber 20 Jahre hat er an diesem Werk ge
In dieser Zeit hat er 70 Prediger berufen und ordinirt, feste kirchli
nungen im Lande geschaffen, Synoden abgehalten und für die Besser
Einkünfte seiner Pastoren kräftig gesorgt. Als Anerkennung seiner gro
dienste wurde ihm 1638 von der schwedischen Regierung das Gut
Livland geschenkt und 1640 wurde ihm der erbliche schwedische Adel
Zusatz: von Himmelstjerna verliehen; er ist der Stammvater des noch
Livland blühenden Adelsgeschlechts dieses Namens geworden. Die unen
Thätigkeit des kraftvollen Mannes war durch seine kirchlichen Aemter
schöpft. 1631 gründete der Rath in Riga unter dem Namen eines Gym

r Akademie zur höheren Ausbildung der Jugend. S. wurde die Professur r Theologie übertragen und er hat auch dieses Amt bis zu seinem Tode mit ßem Eifer verwaltet. Seine gründliche Gelehrsamkeit und seine reiche Biblio- k kamen seinen Schülern sehr zu gute und eine namhafte Schaar von Geist- en verdankt ihm ihre Ausbildung. Er hat, worauf man damals viel Ge- cht legte, eine große Anzahl theologischer und philosophischer Disputationen faßt und unter seinem Vorsitze vertheidigen lassen. Dazu war er eifriger ediger und auch als Schriftsteller thätig. Die Zeitgenossen bewunderten an nen Predigten große Beredtsamkeit; doch ist er mehr ein Prediger des Ver- ndes, als des Herzens. Seinen streng lutherischen Standpunkt machte er ch auf der Kanzel rückhaltlos geltend; er hielt ebenso scharfe und bittere ntroverspredigten gegen die Calviniſten, wie er die Jesuiten bekämpfte. Gegen Letzteren setzte er auch unter schwedischer Herrschaft seine Polemik unermüdet t und wie groß der Haß und die Erbitterung, die er dadurch bei ihnen her- rief, gewesen, beweist die 1641 gegen ihn veröffentlichte Schmähschrift des ilnaschen Jesuiten Hermes Cyrenius: „Antichristus Rigensis sive H. Samsonius". ch durch die Redaction des Rigaschen Gesangbuches von 1631 erwarb er sich nicht geringes Verdienst; durch seinen Amtsnachfolger in Riga, Johannes revenus, erweitert, ist es in Livland bis 1782 im Gebrauch gewesen und hat gen seiner Trefflichkeit auch über die Grenzen des Landes hinaus Verbreitung funden. S. war ein thatkräftiger, eisenfester Charakter, eine scharf ausgeprägte atur, der jedes vermittelnde Element abging. Daher wurde ihm vielfach Stolz, errschsucht und Starrsinn vorgeworfen, es waren das eben die Schattenseiten ner heroischen Eigenschaften, die allein ihn befähigten, in den schweren ämpfen jener Tage aufrecht zu stehen. Er war ganz ein Kind seiner harten, laubensfesten Zeit, deren geistiger Beschränktheit auch er in Kometen- und be- ndere Hexenpredigten seinen Tribut abtrug. Sein noch erhaltenes Bildniß igt scharfe, kräftige Gesichtszüge; er sieht mehr wie ein Kriegsmann als wie n Geistlicher aus. In seiner äußeren Erscheinung war S. würdevoll und ehrfurcht- bietend. Sein Familienleben war ein sehr glückliches; aus der mit Helene artmann 1609 geschlossenen Ehe erwuchsen ihm acht Kinder, darunter drei Söhne. An der Schwelle des Greisenalters rief ihn der Tod ab. Er starb ach kurzem, schwerem Leiden mit derselben Festigkeit und Klarheit, wie er ge- bt. „Gott wird für seine Kirche sorgen", antwortete er den seinen Heimgang klagenden Freunden. Am 16. December 1643 beschloß er sein Leben und urde zehn Tage nachher aufs feierlichste neben dem Altare der Petrikirche be- stattet. Sein Tod versetzte Riga und das ganze Land in tiefe Trauer; man lagte um ihn, als um den Lehrer und Vater des Glaubens und pries ihn als en Elias Livlands. S., dem Vorkämpfer des Protestantismus, dem Reorga- isator der Landeskirche ist ein unvergängliches Gedächtniß in der Geschichte Liv- nds gesichert.

Joh. Brevernus, Memoria Samsoniana im Anhange von Orationum in Rigensi Athenaeo habitarum Pars I, Francofurti 1655. — Chr. A. Berkholz, Hermann Samson, eine kirchenhistorische Skizze, Riga 1856. — Ein voll- ständiges Verzeichniß der Schriften Samson's gibt das Schriftstellerlexikon von Recke u. Napiersky IV, 22—31.

Diederichs.

Samson von Himmelstjerna: Hermann Guido S., Professor der Staatsarzneikunde an der Universität zu Dorpat, entstammt einem alten, seit ei Jahrhunderten in Riga und Livland einheimischen Geschlecht. Der Ahn- er des Geschlechts, Naeman S., kam 1568 aus Geldern nach Riga und

wurde hier als Hauptmann der Stadtsoldaten angestellt. Der Sohn
Hermann, von Gustav Adolf 1622 zum Superintendenten von Livland
wurde von Christine am 19. September 1640 mit dem Zunamen von
stjerna in den Adelstand erhoben; er ist der Begründer der in den
Ostseeprovinzen jetzt verbreiteten Adelsfamilie S. v. H.

Guido S. wurde am 23. Jan. 4. Febr. 1809 als Sohn des Gutsbes
Hermann Christian S. in Livland geboren. Nachdem er den Cursus
nasium zu Dorpat 1826 beendigt, bezog er die Universität daselbst un
zuerst drei Jahre Jurisprudenz, dann bis 1832 Medicin und erlangte
Grad eines Doctors der Medicin („Diss. de extracto aethereo oleoso
seminum Cinae"). Nun setzte er seine wissenschaftlichen Studien
Würzburg und Wien unter Rokitansky fort, verheirathete sich 1836 in
mit der Tochter des königlichen Landrichters Peter v. Welz, kehrte dann
Heimath zurück und trat zunächst in den Dienst der Marine. Er
12. April 1837 am Kalinkinseehospital in St. Petersburg angestellt un
in den folgenden Jahren kurze Seereisen, 1838 mit dem Schiff „Orani
1840 mit dem „Bogatyr". Im Juli 1842 siedelte er als Ober
Alexander-Cadetten-Corps nach Brest-Litowsk über. Trotz angestrengter
Thätigkeit hatte er Gelegenheit gefunden, seine in St. Petersburg
Beobachtungen an Scorbutkranken wissenschaftlich zu verwerthen. Er
lichte dieselben unter dem Titel: „Beobachtungen über den Scorbut
in pathologisch-anatomischer Hinsicht" (Berlin 1843); die Abhandlung
der damaligen wissenschaftlichen Welt sehr günstig beurtheilt, wie aus
denen Kritiken hervorgeht. Als nun an der Universität zu Dorpat
Lehrstuhl für Staatsarzneikunde errichtet worden war, wurde S. ber
trat am 28. Mai 1845 sein Lehramt als ordentlicher Professor an. Be
Zeitpunkt ab hat er bis zu seinem Tode (18./30. Januar 1868) mi
zeichnetem Erfolg und großer Anerkennung seinem Lehramt vorgestand
er neben seinen Vorlesungen auch die Verpflichtung hatte, die zukünftigen
ärzte mit dem Hospitaldienst bekannt zu machen, so ertheilte er in vor
Weise gründlichen klinischen Unterricht in dem ihm überwiesenen Stad
Hier kam Samson's große Lehrbefähigung zu voller Geltung; ganz b
Werth legte er auf eine sorgfältige Krankenuntersuchung; die damals
geleiteten Kurse über Percussion und Auscultation der Brustorgane
allem die Studirenden an. Unermüdlich arbeitete er, um sich und die
vertrauten Schüler auszubilden. Während der letzten Jahre seines Leb
21. Januar 1865 bis zu seinem Tode verwaltete er das Rectorat der U
in würdevoller und gerechter Weise. Als Schriftsteller hat er sich n
durch seine „Mittheilungen aus dem praktischen Wirkungskreise des
der Staatsarzneikunde" einen Namen gemacht. Diese Mittheilungen, v
die erste Reihe Dorpat 1847, eine zweite die Jahre 1847—51 umfassen
1852 und die dritte, eine Uebersicht der Jahre 1852—58 enthalten
1859 erschien, bieten dem Gerichtsarzte eine große Fülle von seinen
tungen; dem angehenden Praktiker sollten die veröffentlichten Gutachten
theile nachahmungswerthe Beispiele vorführen. Nach dieser Richtung h
jene Mittheilungen den Gerichtsärzten der russisch-deutschen Ostseeprovinze
lichen Nutzen gebracht. Außerdem hat S. veröffentlicht: „Ueber Spinal
(Med. Zeitung Rußlands 1844, Nr. 8); „Beobachtungen während einer
im Jahre 1840 zu Moskau" (Häser's Archiv, Bd. V, 1844) und in
schaft mit G. v. Oettingen: „Populäre Anleitung zur Pflege und Beh
der unter der ländlichen Bevölkerung in den Ostseeprovinzen Rußland

dere in Livland am häufigsten vorkommenden Augenkrankheiten", Mitau 60; ferner eine Anzahl von Recensionen in medic. Zeitschriften.

L. Stieda.

Samson von Himmelstjerna: (Reinhold Johann Ludwig) geboren 78. † 1858 auf seinem Erbgute Urbs in Livland, gehört zu den hervorgendsten Charakteren des öffentlichen Lebens dieser seit 1710 resp. 1721 dem sischen Reiche angegliederten Provinz. Seine überaus stetige, einflußreiche und f dem Höhepunkte seiner männlichen Kraft maßgebende Thätigkeit, hauptlich in richterlichen und ständisch-politischen Aemtern des reich ausgebildeten lbstverwaltungssystems seiner Heimath, war so allgemein anerkannt, daß auf em livländischen Landtage des Jahres 1842 selbst sein bedeutendster politischer benbuhler, Baron Hamilkar v. Fölkersahm, ohne Widerspruch zu finden, von ihm gen konnte: „Livland hat vierzig Jahre lang von ihm gelebt." — Der Erste nes Geschlechts, aus der niedersächsischen Stadt Geldern gebürtig, trat 1568 den Kriegsdienst der Stadt Riga, die damals, seit dem Zerfall des altlivländchen Staatenbundes (1562) und bis auch sie (1582) der polnischen Herrschaft tragsmäßig sich unterwarf, der sog. „rig'schen Freiheit" genoß. Den ersten ndlichen Großgrundbesitz, wie auch den Adel sammt dem Beinamen „Himmelerna" erlangte dessen Nachkommenschaft erst, nachdem Livland aus polnischer ter schwedische Herrschaft gerathen war. Seitdem ward die Familie der livdischen Ritterschaft einverleibt, d. h. demjenigen Stande, dessen bedeutsamstes Privilegium" darin besteht, die Eigenrechtlichkeit der ganzen Provinz den seit 62 undeutschen Beherrschern derselben gegenüber zu repräsentiren, und verfungsmäßig berechtigt zu sein, in deren allgemeinen Angelegenheiten von der . Staatsregierung gehört werden zu sollen, bevor über die Provinz gesetzderisch verfügt würde. — Eine sorgfältige Erziehung und Schulbildung erhielt hochbegabte Knabe und Jüngling bis in sein 18. Jahr ausschließlich im erlichen Hause auf dem Lande, unter der Oberleitung seines hochgebildeten d edelgesinnten Vaters, des nachmaligen livländischen Landmarschalls Karl stav S. und seiner gottesfürchtigen Mutter, geb. Taube v. d. Issen, unter wirkung eines tüchtigen deutschen Hauslehrers, Mag. Fähse, dem er zeitlebens liebendes Andenken widmete. Den Achtzehnjährigen sandte der Vater 1796 f die Universität Leipzig, woselbst er zwei Jahre lang juristischen und philosophischen Studien oblag: letzteren besonders unter dem Einflusse des geist- und antasievollen Eklektikers, Professor Karl Heinrich Heydenreich. Der Befehl aiser Paul's an alle im Auslande studirende russische Unterthanen, heimzukehren, te doppelte Wirkung: für S., seine akademischen Studien schon 1798 abbrechen und sofort, für die nächsten vier Jahre (1798—1802) zunächst als Auscultant" bei der Kanzlei der livländischen Ritterschaft in den praktischen Dienst der letztern, und ebendamit seiner Heimath Livland, zu treten. Den drei Provinzen aber gereichte jener wenig akademische Machtspruch zum Heile. Denn schon während der ganzen russischen Herrschaft von den resp. baltischen Ritterschaften von Zeit zu Zeit, seit 1792 aber mit besonderer Lebhaftigkeit aufgewendeten Bemühungen, die russische Regierung zur Erfüllung ihrer capitulationsmäßig (1710) eingegangenen Verpflichtung der Wiederherstellung der deutschen Landesuniversität zu vermögen, sollten nun endlich Erfolg haben. Der Kaiser Paul, da er den Ostseeprovinzialen das Studium an ausländischen Universitäten unmöglich gemacht hatte, gestattete den vereinigten Ritterschaften, für ihre Kosten die heimische Universität Dorpat zu errichten nicht blos, sondern auch deren administrative und pädagogische Oberleitung zu übernehmen. So ward sie denn, vom Kaiser mit ansehnlichem Grundbesitz dotirt, im April 1802 eröffnet, in demselben Jahre, da S. in den Dienst der Ritterschaft förmlich, d. h. als Ritter-

schaftsnotair, eintrat, um ihn erst 1855 (77jährig) durch Niederlegun
letzten Amtes als ritterschaftlich gewählter Präsident des livländischen Ho
zu verlassen. — Gegen das Ende seiner unvergleichlichen Laufbahn, u
aus Anlaß seines mit dem 50jährigen Jubiläum der Universität Do
sammenfallenden ritterschaftlichen Dienstjubiläums (1802—1852) nahm
legenheit, einem Freunde gegenüber auszusprechen, schon in jungen Jah
er sich zwei Hauptziele seines öffentlichen Wirkens gesetzt: Verbesserung d
schaftlichen und Rechtslage wie auch geistige und sittliche Veredelung
nehmlich dem ehstnischen und lettischen Volke angehörigen livländischen
standes, und, nächstdem codificatorische Feststellung der Rechte und G
drei Provinzen überhaupt. Schon die nachfolgende kurze Skizze wird ze
ihm viel mehr gelingen sollte. — Für Samson's beginnende landes
Thätigkeit ließ sich kaum eine geeignetere Vorschule denken, als jene vi
Auscultantenschaft und das unmittelbar daran sich schließende fünfjäh
tariat (1802—1807) in der Ritterschaftskanzlei. Denn hier war es,
rastloser, spürkräftiger, stets auf große praktisch politische Ziele gerichtet
neben gewissenhafter und eleganter Erledigung der laufenden Berufsar
täglich zugänglichem reichem Ritterschaftsarchive, ihm Gelegenheit gab,
politischen Geschichte und geschichtlichen Politik Livlands, zumal als sonde
privilegirter Provinz dreier undeutscher Reiche (Polens, Schwedens, endl
lands) eine Bewandertheit und Gewandtheit sich anzueignen, wie kaum
vor und nach ihm: Johann Reinhold Patkul vielleicht ausgenommen.
fügte sich's, daß, gerade während jener neun Jahre, die baltischen P
nach Wiederherstellung ihrer von Katharina II. (1783—96) beseitigt g
eigenrechtlichen Verfassungen durch Paul I. zu regem und fruchtbarem S
drange begeistert, mit für sie durchaus großen politischen und socia
gaben besaßt waren: Wiederherstellung der Landesuniversität, Org
des Bodencredites in autonom geschaffenen Creditvereinen; autonome
einer noch jetzt blühenden, stets vielseitig anregenden „freien ökonomis
gemeinnützigen Societät", endlich Fundamentirung einer agrarischen un
lichen Gesetzgebung, die einerseits organische Fortbildung älterer Reform
andererseits den späteren reicheren Ausgestaltungen als Ausgangspunkt,
und Richtschnur gedient hat. Und dies alles unter persönlich wohlwolle
leitung bewährter und gereifter älterer Praktiker, wie namentlich Friedrich
v. Sivers, die es ebenso sehr verstanden, ihre den Bedürfnissen des Lan
sprechenden Gedanken der Sanction durch die höchste gesetzgebende Just
Monarchen, entgegenzuführen, wie, den unsachlichen Einreden und Rän
günstiger russischer Mittelinstanzen wirksam zu begegnen. — So z. B
gleich zu Anfang seines Notariats, 1803, S. beiderlei Bethätigungen livl
Landespolitik seine gewandte Feder zu leihen; in positiver Richtung durch mus
Recessirung der denkwürdigen agrarischen Beschlüsse des Landtages dieses
aus denen das bezügliche Gesetz von 1804 hervorging; in negativer du
mulirung eines ritterschaftlichen non possumus in Sachen der Landesun
Diese nämlich hatte, auf Grundlage eines von den vereinigten Ritterscha
worfenen, von den Reichsinstanzen nur nebensächlich modificirten und
xander I. bestätigten Statuts im April 1802 als ein von den Ritterscha
verwaltendes Institut zwar können eröffnet werden; doch war es scho
Ende desselben Jahres der Eifersucht eines beim Kaiser besonders einfl
ausländischen Professors gelungen, diesen zu bewegen, die Universität,
Ritterschaft auch nur Kenntniß davon zu geben, in ein ihrer Leitung vö
rücktes, des Grundbesitzes beraubtes und statt dessen auf Geldbotation
von der Reichsbureaukratie abhängiges Institut zu verwandeln. Die liv

rschaft unterließ deßwegen die Einzahlung des nur für die selfgovernmentale ung bewilligten Beitrages an die neu octroyirte akademische Verwaltungs- de, und als diese in büreaukratisch brüsker Form das Geld einforderte, war ., der, auf diese Zumuthung, den Bescheid zu stylisiren hatte: „daß die e Ritterschaft zu der Erfüllung dieses Ansuchens sich nicht verpflichtet halte, nge sie durch den livländischen" (sc. ständischen) „Kurator von der Noth- igkeit dieses Beitrages nicht unterrichtet worden, weil ihr . . . eine Ver- ung in der Geschäftsverwaltung des Kuratorii bis jetzt nicht officiell bekannt u. s. w. — Die codificatorischen Arbeiten Samson's, welche schon 1818 in begonnen hatten, fanden ihren Abschluß erst 1829—40 in St. Petersburg. , und zwar in die bezügliche Abtheilung der eigenen Kanzlei des Kaisers ern, vollendete S. in elfjähriger Arbeit die vorbereitende Redaction der drei n Theile (Behördenverfassung, Ständerecht und Privatrecht) des Provinzial- buchs für die Ostseeprovinzen, von denen jedoch nur die beiden ersten wesent- auf Grund der Samson'schen Redaction vollendeten, von Nikolaus I. bestätigt, s als Gesetzbücher publicirt wurden. Das baltische Privatrecht, viel später einem andern hervorragenden baltischen Juristen, Dr. F. G. v. Bunge, um- irt, erschien als Gesetz erst 1864, während die programmmäßigen zwei letzten le (Civil- und Criminal-Proceß, entworfen 1864—66 von der überwiegend ständischen Wahlen der vier baltischen Ritterschaften und der baltischen dte hervorgegangenen sog. „Baltischen Central-Justizreform-Commission"), falls jetzt dem gesammten Rechtsbestande der drei Ostseeprovinzen zugedachte, ja, voller Ausführung begriffene wahrhaft nihilistische Zerstörungswerk zu un- örter Durchführung gelangen sollte, wohl kaum das Licht der Welt erblicken ten. — Neben jenen 22jährigen codificatorischen Arbeiten aber hatte S. noch ches Andere, kaum minder Denkwürdige zu bewältigen. — Bald nach dem ierungsantritte des Kaisers Nikolaus galt es (1827), behufs Herbeiführung kaiserlichen Bestätigung des livländischen Sonderrechts, insbesondere des die bespolitischen Competenzen der livländischen Ritterschaft umfassenden öffent- en Rechts der Provinz, das ganze System desselben einer eingehend commen- nden Darlegung zu unterziehen. Mit dieser Arbeit ward von der Ritterschaft betraut, der inzwischen schon seit 20 Jahren aus dem Dienste ihrer Kanzlei die richterliche und zugleich ständisch repräsentative Laufbahn übergetreten war: rtes als Assessor des livländischen (lutherischen) Oberconsistorii, als Kirchspielsrichter, drichter, dann, seit 1824, als Vicepräsident des livländischen Hofgerichts. — Von einschneidender Bedeutung war insbesondere der langwierige und schwere mpf, den S. in letztgedachter Stellung, kaum in dieselbe gelangt, gegen ge- e arge Mißbräuche unternommen hatte, die sich unter Connivenz mittlerer d hoher „kaiserlicher" (d. h. bureaukratischer) Aufsichtsinstanzen in die Kanzlei- Wahrung jenes höchsten provinciellen Gerichtshofes seit etwa 10 Jahren ein- chlichen hatten. Die Feindschaft des Wespennestes, in das fest zu greifen er edlen Muth gehabt, war so heftig und einflußreich, daß S. seine Gesammt- lung längere Zeit hindurch ernstlich gefährdet glauben konnte; doch gelang schließlich nicht nur die radicale Austilgung des nächsten Uebels, sondern ch die Unschädlichmachung erbitterter und mächtiger Feinde, die unter minder rblickenden und aufmerkenden Vorgesetzten versucht hatten, ihre schließlich ar unter dem Schutze des damaligen Generalgouverneurs der drei Provinzen, arquis Paolucci, straflos betriebene Ausbeutung des rechtsuchenden Publicums einigem dem Staatsabsolutismus schmeichelnden politisirenden Pseudo-Libera- mus zu verbrämen. Ein so vollständiger Sieg der guten und gerechten Sache lich erfolgte erst 1843, nach 19jährigem zähem Ringen. Während desselben genes durfte sich S. stetig getragen fühlen von dem Vertrauen seiner Lands-

leute und Standesgenossen in allen drei Provinzen nicht nur, sondern auch seine Monarchen. — Schon 1827 durch Wahl des livländischen Landtages zur höchsten provincialständischen Würde, eines der zwölf Landräthe, gelangt, trat er auf demselben Landtage energisch ein für die von der russischen Regierung mehrfach capitulationsmäßig zugesagte Errichtung eines deutsch verhandelnden und nach Provincialrecht richtenden Obertribunals für die baltischen Provinzen. War auch diese von der Ritterschaft einmüthig unterstützte Mahnung gleich vergeblich, wie so manche frühere und spätere, so erreichte S. damit gleichwohl, daß die Frage 18 Jahre lang anhängig blieb, ohne schließlich auf ein peremtorisches „Nein" zu stoßen. Das Bewußtsein eines guten vertragsmäßig wohlerworbenen Rechtsanspruches der Balliker auf eine Institution, ohne welche es in den Provinzen nie eine Justizreform geben wird, welche diesen Namen verdient, erhielt durch Samson's Vorgehen neue Belebung. — Von besonderm Gewichte für Livland sollte der Umstand werden, daß, durch Wahl der livländischen Ritterschaft, S. während der 8 Jahre von 1843–51 mit seinem Amte als Landrath dasjenige des Präsidenten des livländischen Provincialconsistoriums vereinigte. Denn diese Doppelstellung erweiterte seine Competenz, gegen das schon seit 1839 indirect eingeleitete, 1845 aber offen hervortretende Bestreben der russischen Regierung, das ehstnische und lettische lutherische Landvolk Livlands in den vom weltlichen Arme schonungslos gehandhabten Bann der sog. „orthodoxen" russischen Staatskirche zu locken und zu drängen, stetig und keineswegs ganz unwirksam zu reagiren. Die hochinteressanten Einzelheiten dieser Seite von Samson's öffentlicher Thätigkeit können hier zwar nicht dargelegt werden; ein Wort jedoch, seine Geistesrichtung kennzeichnend, sei hier wiedergegeben, das er, im Vollbewußtsein einer regierungsseitig insidiösen Verquickung der kirchenpolitischen mit der agrarischen Frage, während seiner beide Fragen berührenden Delegation nach St. Petersburg im Frühjahr 1846 seinem dort geführten Tagebuche einverleibte: „Möchte nur das Landvolk in Livland, wenn für seine irdische Wohlfahrt gesorgt wird, auch selbst sein himmlisches Heil berathen. Von ihm selber nur kann die Entwirrung dessen hervorgehen, was es dermalen mit seinem Innern in heillose Zwietracht gebracht hat. Was helfen ihm alle Schätze der Erde, wenn es dem Frieden Gottes abwendig geworden ist." — Jetzt nur noch ein leider auch nur ganz kurzes Wort über Samson's Antheil an den neueren und neuesten agrarischen resp. bäuerlichen, d. h. zunächst dem Letten- und Ehstenvolke Livlands geltenden und damit zugleich auch dem wohlverstandenen Deutschthum der drei Provinzen zu Gute kommenden Reformen! Mit der agrarischen und bäuerlichen Verfassung von 1804 war, ohne den klangvollen Namen „Aufhebung der Leibeigenschaft" oder „Freilassung" oder „Emancipation", für Livland die Leibeigenschaft thatsächlich und in Gesetzesform aufgehoben. Agrarisch durch Einführung der Erbpacht für die bäuerlichen Landnutznießer, social durch Aufhebung jeglichen Befugniß willkürlicher Verfügung des Großgrundbesitzers über die Person bäuerlichen Standes, rechtlich und communal durch Klagerecht auch wider den Gutsherrn und überhaupt einen festen Instanzenzug, ferner durch die Anfänge geordneter Selbstverwaltung, war Livland mit jenem Gesetze, wenn auch dasselbe die Gutshörigkeit einstweilen noch bestehen ließ, den beiden Schwester-Provinzen weit voraus, und selbst die Freiheitsbeschlüsse der ehstländischen Ritterschaft von 1811 und 1816, der kurländischen von 1817, weil des soliden livländisch-agrarischen Fundaments von 1804 entbehrend, ändern an diesem Verhältnisse nichts. Das hat S. selbst schon 1817 öffentlich ausgesprochen mit den Worten: „Wir können laut sagen: der Bauer heiße frei, da er es eigentlich schon ist" — nämlich seit 1804. Es muß daher, zumal nach der ungemein gründlich-sachlichen Darstellung von A. Tobien (im Jahrgange 1880 der Bali. Monatsschrift), als durchaus

verfehlt erscheinen, den auf den Beschlüssen des livländischen Landtages von 1818 beruhenden Gesetzgebungsact von 1819, blos deßwegen, weil er die Gutshörigkeit aufhob und die Freizügigkeit innerhalb der Provinz herstellte, als „Aufhebung der Leibeigenschaft“ oder „Bauernfreilassung“ zu bezeichnen, obgleich diese falsche Bezeichnung wirklich landesüblich geworden ist. Diese Gesetzgebung, wie viel Gutes sie auch sonst unzweifelhaft enthält, ist übrigens längst insoweit als ein Mißgriff anerkannt, als sie an die Stelle des Erbpachtsystems eine, wie man heute sagt, nur zu „manchesterliche“ persönliche Freiheit des an keine Minimaldauer noch sonstige Schutzbedingung zu Gunsten des ökonomisch und social schwächern Theils gebundenen Landpachtcontractes setzte. — Diese Erkenntniß hatte S. selbst schon in den vierziger Jahren gewonnen und sprach sie wiederholt rückhaltlos aus. S. nämlich war — optima fide — ganz eigentlich „intellektueller Miturheber“ jenes schweren socialpolitischen Fehlers gewesen. Nicht nur hatte er jene pseudofreiheitlichen Grundprincipien des Gesetzes von 1819 auf dem bezüglichen Landtage von 1818 parlamentarisch vertreten, sondern ihm auch war die übrigens formell wohlgelungene Redaction des Gesetzbuches übertragen gewesen. Um so höher ist ihm als intellectuelles und sittliches Verdienst anzurechnen, daß er schon gleich im Beginne jener schweren Krisis der öffentlichen Zustände Livlands, d. h. vom Schlusse des Jahres 1841 an, kein Bedenken getragen hat, seinen Irrthum von 1818 offen zu bekennen und zur Heilung der demselben entsprungenen Schäden nach Kräften beizutragen. Aus dieser zunächst in der livländischen „Agrar- und Bauernverordnung von 1849“ ihren vorläufigen Abschluß findenden Epoche übrigens sei hier, soweit sich's um Samson's dauernd maßgebenden Einfluß auf diesen hochwichtigen Zweig des öffentlichen Rechtes Livlands handelt, nur zweierlei hervorgehoben. — Die russische Regierung hatte schon 1841 (beiläufig 2 Jahre nach Installirung eines zunächst fast gemeindelosen staatskirchlichen Bischofs in Riga, und während sie im Stillen die griechisch-„orthodoxe“ Invasion Livlands für 1845 vorbereitete) der livländischen Ritterschaft eine Reihe Vorschläge zur „Reform“ der bäuerlichen Zustände durch den baltischen Generalgouverneur übermitteln lassen. Der ritterschaftliche Ausschuß aber hatte demnächst ein ansehnliche Commission niedergesetzt, welche nicht nur diese Vorschläge prüfen, sondern auch eine selbständige Reformvorlage für den im Februar 1842 zusammentretenden Landtag ausarbeiten sollte. In diese Commission waren die hervorragendsten und bewährtesten Capacitäten der Ritterschaft gewählt worden, namentlich auch S., der damals in seinem 64. Lebensjahre stand. Für diese Commission nun, wo er den äußerlich nur bescheidenen Platz des „Schriftführers“ übernahm, hatte S. eine eingehende, das Ganze der agrarischen und bäuerlichen Frage Livlands umfassende, seither noch nie vollständig veröffentlichte Denkschrift ausgearbeitet, welche dann, ihrem Hauptinhalte nach, in die Commissionsvorlage für den Landtag überging. Jene zwei Hauptpunkte derselben betreffen zwei Hauptgegenstände, welche in den Regierungsvorschlägen lediglich durch völlige Ignorirung glänzten, erstlich: die religiös-sittliche und intellectuelle Bildung des Ehsten- und Lettenvolkes, also — im weitesten Sinne — die Landvolksschule; sodann aber: die Organisation des Ueberganges der bäuerlichen Landpachtungen in freies bäuerliches Grundeigenthum auf rein facultativ privatrechtlichem Wege vermittelst Ausdehnung der seither nur dem Großgrundbesitzthum geltenden Competenzen des schon 1802 autonom gegründeten livländischen Creditvereins auch auf den schon seit 1804 rechtlich zulässigen bäuerlichen Kleingrundeigenthumserwerb. — Die ethnisch-lettische Volksschule war für Livland längst kein Novum mehr. Auf Grund von Landtagsbeschlüssen vom J. 1668 war sie schon nahezu ein halbes Jahrhundert vor Beginn der russischen Herrschaft über Livland in ein von der

Ritterschaft im Bunde mit der lutherischen Landesgeistlichkeit geleitetes Syst
gebracht, dann 1765, und wiederum 1804, besonders aber 1819 in gleich
Sinne weiterentwickelt worden. S., wiewohl der geistige Autor des Gesetzes v
1819, war jetzt, 1841, der Erste, der erkannte, daß die Schule, sei sie auch der
die seitherigen schon 1839 erweiterten Organe fortzuleiten, einer geistigen u
materiellen Kräftigung gerade jetzt dringend bedurfte. Und so darf wohl b
hauptet werden, daß, wenn heute, also in dem Augenblicke, da die russische R
gierung sich anschickt, die seitherige, ohne ihr Verdienst treffliche livländische Lan
volksschule zu einem russificatorischen Staatswerkzeuge zu entwürdigen, dieselb
ohne alle Staatsbeihülfe, auf rein selfgovernmentalem Wege, durch einheitig
Zusammenwirken der Ritterschaften, der lutherischen Landesgeistlichkeit un
der lettischen resp. esthnischen Bauergemeinden, eine Tüchtigkeit erlangt hat
mit der sie dreist neben die besten Landvolksschulen Europas treten darf, S
derjenige gewesen ist, der dazu 1841 den ersten Impuls gegeben hat. —
Nun aber die zweite, die agrarische Sache! Kaum war die Niedersetzung
jener Commission bekannt geworden, als auch schon ein hochbegabter, aber in de
Landespolitik noch gänzlich unerprobter junger Mann von 30 Jahren, der schon
erwähnte Baron Hamilkar Fölkersahm, es unternahm, außerhalb derselben mit
dem Einflusse Samson's um die Palme zu ringen. Schon volle zwei Monate
vor dem Zusammentritte der ritterschaftlichen Commission, deren Zusammensetzung
doch alle Bürgschaften dafür bot, sie werde dem Landtage eine wahrhaft patrio
tische und wohldurchdachte, mithin zunächst vertrauensvoll abzuwartende Vor
lage unterbreiten, schaarte der genannte Rival Samson's um sich eine Anzahl
Mitglieder der livländischen Ritterschaft, die meist den Kern und Keim der nach
mals sog. „Fölkersahm'schen Partei" bilden sollte. Der Februarlandtag 184
sollte ihr erstes Versuchsfeld abgeben. Hier sei nur bemerkt, daß das Bestreben
ihres Hauptes wesentlich darauf gerichtet war, die nur erst zu erwartende agra
rische Vorlage der Commission, also das geistige Werk Samson's, von vornherein
zu beseitigen, und daß in dem Fölkersahm'schen Concurrenzprojecte jener von S
ganz concret entworfene Plan, dem bäuerlichen Pächter mit Hülfe des livlän
dischen Creditvereins zu freiem Grundeigenthum zu verhelfen, keinen Raum fand.
Der erste Anlauf Fölkersahm's übrigens, in der livländischen Ritterschaft di
führende Stellung zu erlangen, fiel so wenig nach Wunsch aus, daß er, tie
entmuthigt, schon 1843 ins Ausland verreiste, um erst im Spätsommer 184
heimzukehren, nachdem die Regierung, vertreten durch den neuen Generalgouverneu
Golowin, ihre offene Campagne gegen das Lutherthum, unter reichlicher Bei
mischung communistisch-agrarischen Agitationsstoffes, ein halbes Jahr vorher er
öffnet hatte. Im Auslande nun hatte Baron Fölkersahm zufällig das königlich
sächsische Institut der „Rentenbank" kennen gelernt. Hierauf nun gründete e
den Plan, für Livland ein ähnliches Institut durchzusetzen, um dasselbe, di
nachmals sog. „Bauerrentenbank", demnächst dem neuen bäuerlichen Gesetzbuch
einzuverleiben und, wohlgemerkt, unter Perhorrescirung des als den bäuerliche
Grundeigenthumserwerb vermittelndes Organ von S. schon 4 Jahre früher in's
Auge gefaßten und der Ritterschaft empfohlenen schon seit 1802 für den Groß
grundbesitzcredit bestbewährten livländischen Creditvereins, zur hochprivilegirten
bäuerlichen Bodencreditbank zu machen. Dem Schreiber dieses wenigstens ist
es völlig unbekannt, worauf „Ein Votum in Angelegenheit der Bodencreditreform
in Livland" (Separatabdruck aus d. XVI. Bd. 4. Heft der „Livl. Jahrbücher
der Landwirthschaft", Dorpat, Druck von E. J. Karow, Universit.-Buchhändler,
1864, S. 10) den Satz gründen konnte: „ohne die Sprödigkeit des Creditvereins
wäre die Gründung der Bauercreditbank sicher unterblieben". Ihm ist, und zwar
aus erster Hand, nur das Umgekehrte bekannt: ohne die Sprödigkeit des Grün

ers der „Bauerrentenbank" wäre die Activirung des Creditvereins für den Bauer-
ndverkauf sicher nicht 22 Jahre lang unterblieben! — Kurzum: es gelang
ölkersahm in 4jährigem Ringen (1845—48), den Samson'schen Weg zum ge-
einsamen Ziele (Verwandlung des bäuerlichen Pachtbesitzes in freies Grund-
genthum durch facultativ privatrechtliche Einzeltransactionen) verlegt, da-
egen den seinigen gesetzgeberisch (in der livländischen „Agrar- und Bauernver-
ehnung von 1849") eröffnet zu sehen. Die „Bauerrentenbank" trat nun zwar
t einem dem Mechanismus des Creditvereins nachconstruirten sehr kostspieligen
Beamtenapparate, mit ihm selbst als Oberdirector bis zu seinem 1856 erfolgten
Tode an der Spitze, in's „Leben"; ihr verhießener Effect aber blieb aus. Das
minime Vertrauen zu dem neuen Institute, der minime Gebrauch, den das dabei
nteressirte Publicum von demselben machte, diente nur zu greller Beleuchtung
es leidigen öffentlichen Geheimnisses, daß die von der Ritterschaft hoch salarirten
„Bauerrentenbank"-Aemter nahezu Sinecuren waren und blieben. — Dieser Zu-
tand völliger socialpolitischer und volkswirthschaftlicher Unfruchtbarkeit des neuen
Systems überlebte dessen Gründer noch um lange, bange 8 Jahre, bis endlich
wei scharfblickende und resolute livländische Patrioten, die keinerlei Interesse an
er Verewigung des agrarischen Monopols der „Bauerrentenbank" hatten, zunächst
gegen Ende 1863) indirect, auf privaten Abendversammlungen im Dorpater
ocale der oben erwähnten „freien ökonomischen und gemeinnützigen Societät",
ann aber auch officiell auf der Generalversammlung des livländischen Credit-
vereins in Riga (im April 1864) den seit 1842 verschmähten Samson'schen Weg
n erneute Erinnerung brachten. Auch verdient bemerkt zu werden, daß der Eine
erselben ein Enkel R. J. L. Samson's war: Hermann v. Samson, aus dessen
Feder u. A. die in Dorpat 1883 erschienene hochinteressante und eminent lehr-
räftige Schrift „Vom Lande" stammt: eine Parallele zwischen ländlichen Rechts-
und Culturzuständen Livlands und des — „nationalen" — Rußlands. Der
andere Patriot war der 1879 verstorbene viel und schwer verkannte Baron
Gustav Rolcken, livländischer Landrath und, wiederholt, Landmarschall. Der
Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Schon am 31. Juli 1864 erschienen
die „Regeln über den Kauf und Verkauf von Gesindesstellen" (örtliche Bezeich-
nung für Bauernhöfe) „mit Hülfe des livländischen adeligen Creditvereins".
Dieser „Regeln" gedenkt zwar auch A. Tobien im IV. Abschnitte seiner verdienst-
vollen „Beiträge zur Geschichte der livländischen Agrargesetzgebung" (Balt. Monats-
schrift 1882, Bd. XXIX S. 404 flg.). Doch war er zu wenig eingeweiht in
die innere Geschichte des livländischen Parteiwesens von 1841—64, als daß er
seine Darstellung auf etwas anderes hätte gründen können, als auf officielle
Actenstücke und einiges vielleicht etwas zu einseitig suppeditirtes Privatmaterial.
— Alsbald kam nunmehr, unter völliger Kaltstellung der „Bauerrentenbank",
der Uebergang des bäuerlichen Pachtbesitzes in freies Grundeigenthum in so regen
Fluß, daß binnen den seitdem verflossenen 25 Jahren über $^2/_3$ sämmtlichen liv-
ländischen Bauerlandes der Privatgüter (m. a. W. ca. 27 000 Bauernhöfe) auf
Grund einzelner Kaufverträge zwischen bäuerlichen Pächtern meist lettischer oder
ehstnischer Nationalität und meist deutschen Gutsherren in freies bäuerliches Eigen-
thum übergegangen sind. Ein gewaltiger Aufschwung des bäuerlichen Wohl-
standes hat diese friedliche und freie Umwandlung auf selfgovernmentaler und
privatrechtlicher Grundlage begleitet. — S. war, als sein Gedanke von 1841
endlich 1864 ins Leben trat, und in welch' kräftig pulsirendes Leben, bereits seit
7 Jahren (1858) todt. Noch im Jahre seiner auch gerichtlichen Rehabilitation
(1843, s. o.) war er durch Wahl der Ritterschaft, als einer der sog. „Hofgerichts-
beisitzer", ins Hofgericht wiedereingetreten, dann 1849 dessen stellvertretender
und 1851 wirklicher Präsident geworden. Der öffentlichen Thätigkeit entsagte er

1855, um die letzten drei Jahre seines thaten- und auch leidensreichen Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit mannigfachen Privatstudien zu widmen. Gedenkt man der durch seinen Mißgriff von 1818 mitverursachten 22jährigen Stockung der agrarischen Entwickelung Livlands (1819—41), und hinwiederum der durch jene Nebenbuhlerschaft andere 22 Jahre lang (1842—64) mitverhinderten Segnungen seiner seit 1841 gewonnenen besseren Erkenntniß, so wirkt diese Zusammenstellung geradezu tragisch. Doch läßt sich, abgesehen von dem Seelenadel, mit dem er von früheren Irrthümern offen sich losgesagt hatte, kaum eine schönere Sühne denken, als wenn wir binnen dem letzten Vierteljahrhunderte (1864—89) den seinen Urheber überlebenden Gedanken von 1841, endlich entfesselt, in raschem Siegesfluge das durch Irren und Wirren verzögerte Gute und Kluge über das Land ausbreiten sehen, das ihm zeitlebens das theuerste blieb: Livland! — Mag auch immerhin eine aus Unkenntniß und Befangenheit zusammengewebte Legende den agrarischen Aufschwung Livlands doch wohl zu ausschließlich mit dem Namen „Fölkersahm" verknüpfen: es gilt doch hier erst recht jenes Wort Virgil's, das Schreiber dieses einst auf den von S. angefertigten aber nicht ohne weiteres (s. o.) zur Geltung gekommenen Entwurf des „bürgerlichen Rechts Liv-, Ehst- und Kurlands" von seiner Hand mit leichter Bleifeder geschrieben fand:

Hos ego versiculos feci, tulit alter honores!

Eine wahrheitsgemäße und gerechte Geschichtschreibung der Zukunft aber dürfte, im Bewußtsein dessen, daß es ohne jene selfgovernmentale und zwanglos privatrechtliche Begründung freien bäuerlichen Grundeigenthums für Livland überhaupt kein lebenswürdiges öffentliches Leben geben konnte, jenen am Eingange dieses Lebensabrisses verzeichneten Ausspruch Fölkersahm's von 1842 ergänzend, auf Samson's Grabstein die Worte setzen: Livland lebt immer noch von ihm!

Näheres über S. findet sich in der Baltischen Monatsschrift v. 1860 u. 1864, ferner in den Livländischen Beiträgen Bd. I—III, 1867—71, z. Th. auch schon in dem v. d. Recke- und Napiersky'schen Schriftstellerlexikon für Liv-, Ehst- und Kurland.

W. v. Bock.

Samter: Adolf S., Nationalökonom, war geboren am 2. März 1824 zu Königsberg in Ostpreußen als der älteste Sohn des Banquiers S. A. S. und dessen Frau, geb. Liepmann, mosaischen Glaubens. Der etwas schwächliche Knabe besuchte das Kneiphöf'sche Gymnasium in Königsberg bis zur Prima, um im J. 1840 als Lehrling in das Bankgeschäft von Caro in Berlin einzutreten. Vom J. 1843 angefangen war er in einem überseeischen Geschäfte in Hamburg thätig. Schon damals interessirte er sich für nationalökonomische Studien und veröffentlichte bereits in diesem Jahre anonym einen Zeitungsartikel über die Eisenzollfrage und wenige Monate später mit Nennung seines Namens in Wöniger's Zeitschrift „Der Staat" eine umfangreichere Arbeit über die Handelsverhältnisse des Zollvereins, die Grundlage für sein Erstlingswerk „Der Zollverein", welches unter der Chiffre A. Sr. bei Springer in Berlin 1846 erschien. Im J. 1845 kehrte S. wegen häuslicher Verhältnisse nach Königsberg zurück und trat als Commis in das Geschäft seines Vaters ein. Daneben aber pflegte er mit Eifer und Ausdauer historische, litterarische und nationalökonomische Studien, um sich für den freigewählten Beruf als nationalökonomischer Schriftsteller genügend vorzubereiten; bedauerte er doch selbst zeitlebens, keine abgeschlossene Gymnasial- und keine systematische Universitätsbildung erhalten zu haben. Um mehr Selbständigkeit zu erlangen, kaufte er 1846 eine Buchdruckerei und gründete ein Verlagsgeschäft, ohne jedoch aus dem Bankgeschäfte des Vaters auszutreten. Im J. 1848 gab er die „Neue Königsberger Zeitung" im liberalen Sinne heraus und gewann sich damit einen stattlichen Kreis anregender und bedeutender

Mitarbeiter und Freunde, wie Johann Jacoby, Jachmann, Walesrode, Gottschall, Alb. Dulk, Ferd. Gregorovius u. A. Doch schon im folgenden Jahre mußte er der politischen Reaction und der pecuniären Verluste wegen die Herausgabe der Zeitung wieder aufgeben; bald zog er sich von dem politischen Leben ganz zurück und verkaufte auch im J. 1856 Druckerei und Verlagsgeschäft. Die einzige Anerkennung, welcher er sich für die Leistungen dieses Geschäftes zu erfreuen hatte, erfuhr S. durch König Friedrich Wilhelm IV., welcher ihm am 24. Februar 1852 die goldene Huldigungsmedaille zustellen ließ, für die Uebersendung des in seiner Officin gedruckten Prachtexemplars der fünf Bücher Mosis. Fortan widmete er sich wieder ganz dem Bankgeschäfte, das er im J. 1854 selbständig übernommen hatte und nach dem Tode seines Vaters (1856) auch allein und mit großem Eifer weiter führte, und das er durch ernstes und rastloses Streben auch wieder zu voller Blüthe brachte. Daneben betrieb er trotz des Dranges der finanziellen Unternehmungen, in welche er verwickelt war, fortgesetzt seine Lieblingsstudien, war in volkswirthschaftlichen Vereinen, besonders in der Corporation der Kaufmannschaft, sowie in der Presse vielseitig thätig und versuchte sich nun auch in größeren selbständigen Werken auf dem Gebiet der Nationalökonomie, besonders seit er in dem Vereine für Socialpolitik, dessen Versammlungen er auch regelmäßig besuchte, einen homogenen Boden für seine Bestrebungen gefunden hatte. Seit 1880 schwer herzleidend, überdies aber durch schwere Kränkungen von Behörden und Mitbürgern, sowie durch tiefschmerzliche Unglücksfälle in seiner Familie gebeugt, starb er am 17. Juni 1883 zu Franzensbad in Böhmen. Abgesehen von seinen ältesten Schriften, in denen er den Argumenten der Fortschrittspartei gefolgt war, zeigt sich S. in seiner ganzen litterarischen wie praktischen Wirksamkeit als gemäßigter Socialist, stark beeinflußt ebenso von Lassalle und Marx, wie von Rodbertus und besonders von Adolf Wagner, dem auch seine letzte größere Schrift „Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung" 1879 gewidmet ist. Originell sind weder seine Ideen noch seine Argumente; ebenso der Plan einer Waarennote als allgemeines Papiergeld („Die Reform des Geldwesens", 1869), wie die Hinüberleitung des Privat-Grundeigenthums in die Hände des Staates („Gesellschaftliches und Privateigenthum" 1877) ist vor ihm in ähnlicher Weise schon erwogen und widerlegt worden. Für seine umständlichen historischen Argumentationen fehlte ihm die Kenntniß der Quellen, für seine rechtsphilosophischen Ausführungen die Schulung des Juristen; ein vollständiger Autodidakt entlehnte er kritiklos von allen Seiten. Aber doch hat er das Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, nicht bloß ernsthaft die großen socialen Probleme erwogen, sondern auch zur friedlichen Lösung derselben als Apostel socialer Reform eifrig beigetragen zu haben. Von seinen sonstigen Schriften sind noch zu nennen: „Sociallehre" 1875. „Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten" 1877. „Der Eigenthumsbegriff" 1878. Außerdem von größeren Abhandlungen in Zeitschriften: „Ueber die Grundanschauungen vom Werthe in den verschiedenen Werththeorien", und: „Statistische Nachrichten über die Einkommen im preußischen Staate", beide in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg; Privateigenthum und gesellschaftliches Eigenthum in der Zeitschrift „die Wage" 1876, die Eigenthumsfrage in der „Gegenwart" 1880; die Ziele der gegenwärtigen Wirthschaftsbewegung in „Unsre Zeit" 1881; auch eine ältere Brochüre „Die gegenwärtige Finanzkrisis" 1848 (vielleicht aus der Neuen Königsberger Zeitung abgedruckt), dürfte von ihm stammen.

Hauptsächlich nach gefälligen Mittheilungen seines Bruders, Dr. med. Julius Samter und seines Schwiegersohnes Prof. Dr. A. Grünhagen in Königsberg.

Inama.

Samuel, seit 838 Abt von Lorsch und Bischof von Worms war im Kloster Lorsch erzogen worden. An ihn richtete der berühmte Rhabanus Maurus, Abt von Fulda und später Erzbischof von Mainz, eine Anzahl Verse. 847 weihte er die von ihm zu Ehren des hl. Ciriacus erbaute Kirche in Neuhausen bei Worms, an der Stelle, wo früher die von König Dagobert erbaute Kirche des hl. Dionysius gestanden hatte. Er starb am 7. Februar 857 und wurde in Lorsch begraben. 1273 wurden aber seine Gebeine nach Neuhausen übergeführt und in einem bleiernen Sarg beigesetzt. Unter ihm erhielt die Kirche von Worms von König Ludwig dem Deutschen wichtige Privilegien (856), deren Aechtheit allerdings stark bestritten ist.

Handschriftliches aus dem Stadtarchiv Worms. Kirschgartner Chronik bei Ludewig, Rel. II, 32 f. — Boos, UB. der Stadt Worms I, 11. u. 12. — Chron. Lauresh. in SS. XXVI, 364 u. Necrol. Lauresh. bei Böhmer, Fontes III, 145. — Falk, Geschichte des ehemal. Klosters Lorsch, Mainz 1866, S. 36 f., 181 f.

Boos.

Samwer: Karl Friedrich Lucian S., schleswig-holsteinischer Publicist und Staatsmann, wurde geboren in Eckernförde am 16. März 1819. Der Vater, Karl August S., Advocat in Eckernförde, starb früh (1828); damit fiel der Mutter, Dorothea Maria, geb. Wiegmann, Tochter eines holsteinischen Predigers, die Sorge für die Erziehung des Sohnes zu: ohne Vermögen, aber umsichtig und willensstark löste sie diese Aufgabe. Auf der Domschule zu Schleswig empfing S. eine tüchtige Gymnasialbildung (1832—1838): für das classische Alterthum gewann er ein so lebhaftes Interesse, daß er auf der Universität das Studium der Philologie mit dem der Jurisprudenz eine Zeitlang verband. Von Ostern 1838 ab studirte er in Kiel zunächst fünf Semester; ein Stipendium, das sog. Schaffianum, errang er sich mit einer Preisarbeit zur Geschichte des römischen Ritterstandes: G. W. Nitzsch recensirte sie lobend mit den Worten, daß es dem Verfasser an eigenem Forschungsfleiß nicht fehle. Je weiter S. in die Rechtswissenschaft eindrang, um so entschiedener wandte er sich ihr zu. Im Herbst 1840 ging er auf ein Jahr nach Berlin, wo namentlich die Vorlesungen von Savigny und J. Stahl bedeutende Anziehungskraft auf ihn ausübten. Nach Kiel zurückgekehrt, studirte er dort noch drei Semester. N. Falck, bei dem er das in den Herzogthümern geltende Recht hörte, war sein Hauptlehrer. Im Mai 1843 machte S. das juristische Amtsexamen; er erhielt den „zweiten Charakter mit rühmlicher Auszeichnung", bewarb sich dann um Zulassung zur Advocatur und auf Grund königlicher Bestallung vom 3. October 1843 begann er seine Praxis am Amthause zu Bordesholm. — Mittlerweile hatte das politische Leben in den Herzogthümern einen neuen Aufschwung genommen. Die von K. Christian VIII. zur Danisirung des Landes ergriffenen Maßregeln reizten die deutschgesinnte Bevölkerung zum Widerstande und trieben zur Wachsamkeit an. Die Landesuniversität stand auch damals im Mittelpunkte der schleswig-holsteinischen Bewegung. N. Falck, der Schöpfer der schleswig-holsteinischen Rechtsgeschichte und Mitbegründer der Kieler Blätter von 1815, befand sich auf der Höhe seines Wirkens; jüngere Professoren, wie G. Hanssen, G. Waitz, J. G. Droysen waren in gleicher Gesinnung thätig, um wissenschaftlich begründete Erkenntniß von der Geschichte und dem politischen Zustande des Landes in weiteren Kreisen zu verbreiten. In der Studentenschaft fielen die Lehren dieser Männer auf fruchtbaren Boden. Die seit 1836 bestehende Burschenschaft Albertina hatte die Einrichtung eines Kränzchens, worin Mitglieder über Themata von zeitgeschichtlichem und politisch-patriotischem Interesse Vorträge hielten. S. hatte sich von der Schleswiger Domschule verabschiedet mit einer öffentlich im Rathhause gehaltenen Rede über die Frage: „Was fordert das Vaterland von

n studirenden Jüngling?" Kein Wunder daher, daß er in die Albertina
trat; zeitweilig war er Sprecher und als Redner im Kränzchen machte er sich
r Aufgabe, vor allem die neuerdings aufgetauchte Parteirichtung des Neuhol-
inismus nachdrücklich zu bekämpfen.

Als Schriftsteller trat S. zuerst hervor in der Zeit des Ueberganges vom Amts-
amen zur Advocatur. Mit einigen Freunden und Studiengenossen: Lorenz Stein,
iedrich Harms, Karl Lorentzen u. A. begründete er die Zeitschrift der „Neuen Kieler
lätter"; sie bestand von 1843—1847 und war bestimmt der Landessache vom
tionalen und gemäßigtliberalen Standpunkte zu dienen. S., der die Statuten
tworfen hatte, lieferte mehrere Beiträge; seine Specialität wurde das für die
taatserbfolge in den Herzogthümern geltende Recht, also diejenige Partie des
leswig-holsteinischen Staatsrechtes, welche in politischer Hinsicht vor allem
chtig und wegen des bestehenden Widerstreites der Ansichten neuer Untersuchung
dürftig war. Eine solche unternahm S. auf Grund umfassender Quellenstudien,
e sie mit der ihm eigenen Energie rasch durchzuführen. Den ersten Ertrag
ner historisch-staatsrechtlichen Forschungen veröffentlichte er in den Neuen Kieler
lättern. Der Jahrgang 1843 enthält von ihm: „Die Ansicht Friedrich's IV.
den Vorgängen von 1721" und „Das Staatsrecht Schleswig-Holsteins und
ne Gegner"; der Jahrgang 1844: „Prolegomena zu jeder Behandlung der
leswig-holsteinischen Erbfolge". Inzwischen, während des Winters 1843 auf
44 bearbeitete S. diese Materie monographisch in einer größeren Schrift,
elche unter dem Titel: „Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-
olstein und zugehöriger Lande. Ein staatsrechtlicher Versuch" im Herbst 1844
Hamburg erschien. Dieses Falck und Dahlmann gewidmete Buch ist die erste
llständige und systematische Darstellung des schleswig-holsteinischen Staatserb-
chtes. Den positiven Ausführungen geht zur Seite eine fortlaufende kritische
useinandersetzung mit neueren, aber anfechtbaren Theorien, welche überwiegend
esonderheiten des übrigens durchaus deutschen Staatserbrechtes der Herzogthümer
treffen, wie namentlich das Rechtsverhältniß der abgetheilten Herren (der jüngeren
niglichen Linie), die Gültigkeit von ungleichen Ehen im oldenburgischen Gesammt-
use und ä. m. Ihren Schwerpunkt hat Samwer's Deduction in dem Capitel
n der Successionsordnung. Im Gegensatz zu Falck, der auf diesem Gebiete
e Einwirkung des gemeinen römischen Rechtes erkannt zu haben glaubte, ver-
at S. die Ansicht, daß die Erbfolgeordnung in dem schleswig-holsteinischen
ürstenhause seit dem siebzehnten Jahrhundert ausschließlich nach den Grundsätzen
s gemeinen deutschen (longobardischen) Lehnrechts geregelt wurde. So gelang
ihm nicht nur, das wahre Rechtsverhältniß überhaupt klarzustellen, sondern
ch speciell das vielfach angezweifelte Successionsrecht des Sonderburg-Augusten-
rgischen Hauses so eingehend und so fest zu begründen, wie es in der schleswig-
lsteinischen Publicistik bisher noch nicht geschehen war. Das Buch hatte eine
deutende Wirkung auch in politischer Beziehung: in der damals tagenden
lsteinischen Ständeversammlung ist es von hervorragenden Mitgliedern wie
af F. Reventlou-Preetz zur Formulirung der Schlußadresse an den König
om 21. December 1844) herangezogen und verwerthet worden. Der Chef des
ugustenburgischen Hauses, Herzog Christian August, der selbst ein gründlicher
nner des schleswig-holsteinischen Staatsrechtes und Verfasser einer anonym
chienenen Schrift über die Erbfolge (Halle 1837) war, lernte Samwer's Werk
rch Vermittelung des Etatsraths F. Hegewisch schon im Manuscript kennen
d interessirte sich lebhaft für die Vollendung, unter anderem durch Mittheilung
r wichtigen Urkunden aus dem herzoglichen Archiv. Auch persönlich trat der
rzog mit S. in Verbindung. Dieser gewann das Vertrauen des Fürsten im
hen Grade; ein reger Briefwechsel entstand und gelegentlich wurde S. von dem

Herzog auch zu politischen Geschäften herangezogen, welche nicht nur Sachkunde, sondern auch Gewandtheit und Takt erforderten. Gegen Ende des Jahres 1844, als die Verhandlungen der dänischen Ständeversammlung zu Roeskilde über die Untheilbarkeit der dänischen Monarchie (Algreen-Ussingscher Antrag) neue Beunruhigung verursachten, kam es dem Herzog darauf an, den ihm befreundeten König der Belgier über die einschlägigen Rechtsfragen genau zu unterrichten und ihn zu einer entsprechenden Einwirkung auf Frankreich und England, die Garantiemächte von 1721, zu bestimmen. Zu dem Zwecke reiste S. nach Brüssel und entledigte sich seiner Aufträge in einer Audienz, welche König Leopold ihm am 5. December auf Schloß Laeken gewährte. Uebrigens waren die Beziehungen Samwer's zum Herzog nicht der Art, daß sie ihn von seinem fürstlichen Gönner abhängig gemacht hätten: er behauptete seine Selbständigkeit nach jeder Richtung. Als Untergerichtsadvocat seit Mai 1844 in Neumünster thätig, siedelte er im Herbst 1846 nach Kiel über. Da war die Praxis allerdings minder einträglich, aber es bot sich Gelegenheit zu Nebenverdienst durch Ertheilung von Repetitorien an Rechtscandidaten; aus einer Liste von solchen, die S. zum Examen vorbereitete, darf wohl Roderich Stintzing namhaft gemacht werden. Auf Falck's Rath hatte S. früher die akademische Laufbahn ins Auge gefaßt, er war mit dem Plane umgegangen sich an der juristischen Facultät in Kiel für öffentliches Recht zu habilitiren, aber die Zeitverhältnisse waren dieser Absicht nicht günstig. Sie drängten S. in das politische Leben und zu reger Theilnahme an dem Streite, zu welchem König Christian VIII. das Rechtsbewußtsein der Schleswig-Holsteiner durch den Offenen Brief vom 8. Juli 1846 herausgefordert hatte. Bei Berathung der an die Stände gerichteten Adresse, worin die Volksversammlung von Neumünster am 20. Juli 1846 gegen die königliche Erklärung und das ihr zu Grunde liegende Commissionsbedenken Protest erhob, war S. ein Hauptredner. In der Folge griff er gegen die staatsrechtlichen Sätze des Offenen Briefes wiederholt zur Feder und zwar nicht nur anonym als Verfasser der in Kopenhagen und Frankfurt übergebenen Rechtsverwahrungen des Herzogs von Augustenburg, sondern auch öffentlich. Außer einer „vorläufigen Erklärung" im Altonaer Mercur vom 20. August 1846 erschienen von ihm die Schriften: „Vorgänge von 1721 im Herzogthum Schleswig mit Rücksicht auf den veröffentlichen Auszug des Commissionsbedenkens", Hamburg 1846 und „Das Commissionsbedenken über die Erbfolge des Herzogthums Schleswig in officiellem Auszuge. Mit Anmerkungen und einem Nachwort begleitet", Hamburg 1847.

In der kritischen Zeit nach dem Tode Christian's VIII. († am 24. Januar 1848), als der zunehmende Druck der eiderdänischen Partei auf König Friedrich VII. die schleswig-holsteinischen Patrioten nöthigte sich zum Widerstand zu rüsten gegen die von jener Partei verlangte Incorporation Schleswigs, steigerte sich Samwer's Antheil an der praktischen Politik bedeutend: sein Talent zur Geschäftsführung und eine ungewöhnliche Gewandtheit im mündlichen wie schriftlichen Ausdruck seiner Ansichten kam ihm dabei ebenso zu statten wie sein gutes Verhältniß zu mehreren der angesehensten Männer, namentlich zum Prinzen Friedrich von Noer und zum Grafen Reventlou-Preetz. Der letztere hatte schwere Bedenken zum Eintreten in einen Kampf, der sich, wie die Dinge lagen, gegen den Landesherrn als König von Dänemark richten mußte; das wußte S. und noch ehe die Entscheidung in Kopenhagen gefallen war, bemühte er sich den Grafen davon zu überzeugen, daß ihm bald nichts anderes übrig bleiben würde, als mit dem Prinzen und W. Beseler die Regierung eigenmächtig zu ergreifen. Aber an einen Bruch mit dem Landesherrn als solchen dachte er mit nichten. S. war ein überzeugter Anhänger des monarchischen Princips, ein entschiedener Gegner der demokratischen und republikanischen Tendenzen, wie sie seit der

ebruarrevolution die Welt erschütterten, und wäre es nach seinem Vorschlage gangen, so hätten die Männer, welche sich am Abend des 23. März in Kiel r Uebernahme der Regierung vereinigten, nicht eine „Provisorische Regierung" ndern eine „Regentschaft" gebildet. Bei den entscheidenden Berathungen im use des Advocaten Bargum war S. zugegen; auch betheiligte er sich lebhaft den Verhandlungen, welche nöthig wurden, um eine gleichzeitig auf dem eler Rathhause tagende Versammlung von mehr oder weniger radicalem Gepräge die provisorische Regierung zu gewinnen, und als Prinz Friedrich am orgen des 24. März mit dem Kieler Jägercorps ausrückte, um Rendsburg zu setzen, machte S. den Zug mit als Lieutenant der Bürgerwehr und Führer er kleinen Truppe von Freiwilligen. Seitdem blieb er längere Zeit in der ngebung des Prinzen. Dieser, Mitglied der provisorischen Regierung, Chef s Kriegsdepartements und Höchstcommandirender der schleswig-holsteinischen uppen in Einer Person, ernannte S. zum Civiladjutanten beim Generalcommando d betraute ihn mit der Leitung des für die Organisation der Freischaaren richteten Bureaus. „Meine Aufgabe war — so berichtet S. in einer eigenhändigen ufzeichnung zu seiner Lebensgeschichte — die Corps zu bilden, sie, soweit nöthig, t Waffen zu versehen (Bekleidung war nicht vorhanden), ihnen Officiere meist s ihnen selbst zu geben und sie dann möglichst schnell zu den im Felde stehenden uppen zu schicken." Als der Prinz sich beim Beginn der Feindseligkeiten auf n Kriegsschauplatz begab und am 9. April Vormittags in Flensburg erschien, kanntlich nicht zeitig genug, um durch sein Eingreifen dem Kampfe bei Bau e günstige Wendung zu geben, begleitete ihn S., und am 29. Juni achte er das für die Schleswig-Holsteiner günstige Gefecht bei Hadersleben ter den Combattanten mit. Inzwischen hatte sich die Abneigung des Prinzen d vieler regulärer Militärs gegen das irreguläre Element der Freischaaren rk fühlbar gemacht; ihr Fortbestehen war schon Anfang Mai in Frage gestellt, d das vierte (von der Tann'sche) Corps war bereits durch Ordre des Prinzen n 7. Mai in aller Form entlassen worden. Aber diese Maßregel wurde nach nigen Tagen rückgängig gemacht durch einen Majoritätsbeschluß der provisorischen Regierung, zu dessen Ausführung S. mitwirkte, indem er mit v. der Tann rsönlich verhandelte. Bald darauf bat S. um seine Entlassung aus der tellung beim Generalcommando und der Prinz gewährte sie ihm in einem chreiben vom 27. Mai mit Dank für die „viele Mühe" und den „unermüdlichen fer", welche S. im Dienste bewiesen. — Dieser widmete sich nun zunächst der ueren Politik. Der constituirenden, aus allgemeinen und directen Wahlen vorgegangenen Landesversammlung gehörte S. an als einer der beiden Vertter des 28. holsteinischen Wahlkreises (Neumünster). Eine bestimmte Parteistellung nahm er anfangs nicht ein: Trennung von Dänemark war ihm der uptgesichtspunkt und alles Uebrige dem untergeordnet, „erst nach einigem chwanken", wie er selbst erzählt, schloß er sich dem Centrum der liberalen ittelpartei an. Dem Verfassungswerke, wie es mit dem Erlaß des aatgrundgesetzes vom 15. September 1848 zum Abschluß kam, lag ein Entwurf zu Grunde, den die provisorische Regierung vor dem Zusammentritt r Versammlung von „fünf geachteten Männern" aus der Mitte derselben tte ausarbeiten lassen; S. war einer dieser fünf und als solcher hatte er ßgebenden Einfluß auf die ursprüngliche Gestalt des Gesetzes, welches die rfassung der Herzogthümer auf Grund einer streng durchgeführten Personalion mit Dänemark, übrigens in monarchisch-constitutionellem Sinne ordnete. n auf die endgültige Feststellung bezüglichen Berathungen der Versammlung nte S. nicht beiwohnen; entsprechend einem Wunsche Bunsen's, des preußischen sandten in London, hatte die Regierung ihn dorthin geschickt und dieser An-

knüpfungsversuch gelang so gut, daß auch später die Beziehungen Bunsen's
den verschiedenen schleswig-holsteinischen Regierungen vornehmlich durch S. ve
mittelt wurden. Im October 1848 trat er in den Staatsdienst: er wurde zu
Bureauchef ernannt, aber nur interimistisch angestellt; seine Advocatenbestallung
blieb daneben in Kraft. Die gemeinsame Regierung, welche die provisorische
am 22. October 1848 ablöste, und später die Statthalterschaft verwendeten
ihn meistens zu auswärtigen Missionen. Als die über die Ausführung des
Malmöer Waffenstillstandes entstandenen Streitigkeiten sich in die Länge zogen,
wünschte Bunsen auch im Hinblick auf die bevorstehenden Friedensverhandlungen
S. als Beirath zur Seite zu haben. Ende December 1848 begab dieser sich
abermals nach London, dem damaligen Centrum des diplomatischen Verkehrs
über die schleswig-holsteinische Angelegenheit, und abgesehen von kurzen Unter-
brechungen, welche Reisen nach Frankfurt und Schleswig verursachten, blieb er
dort bis zum August 1849. Seine Stellung zu Bunsen entbehrte der amtlichen
Regelung, aber dieser Umstand that der Aufnahme, die er bei B. persönlich, wie
bei der preußischen Gesandtschaft überhaupt fand, keinen Eintrag. Einsicht in
die Gesandtschaftsacten wurde ihm mit großer Liberalität gewährt, eingehende
Besprechungen mit Bunsen oder in Vertretung desselben mit dem Prinzen Löwen-
stein fanden zu Zeiten täglich statt und so war denn S. in der günstigen Lage,
seine Regierung über die verschiedenen Phasen der Verhandlungen, speciell über
den ungemein lebhaften Notenwechsel zwischen Bunsen und Lord Palmerston
rasch, eingehend und fortlaufend zu unterrichten. Seiner Berichterstattung und
Geltung gereichte aber noch Anderes zum Vortheil, vor allem die persönliche
Bekanntschaft mit den beiden v. Stockmar, Vater und Sohn. Mit dem letzteren,
Baron Ernst von Stockmar, damals Attaché bei der preußischen Gesandtschaft,
wurde S. bald intim befreundet, bei dem Baron Christian v. St. sah er wieder-
holt den Prinzen Albert, der aus seinen Sympathien für Schleswig-Holstein
bekanntlich kein Hehl machte. Im Verkehr mit Bunsen hatte S. manche Kämpfe
zu bestehen, manche Schwierigkeiten zu überwinden; an tiefer gehenden Meinungs-
verschiedenheiten fehlte es keineswegs, zumal in der Zeit, da sich für B. aus
seiner Doppelstellung als preußischer Gesandter und Bevollmächtigter der deutschen
Centralgewalt eine ihm selbst peinliche und den Geschäften nachtheilige Collision
der Pflichten ergab. Indessen auch nach erregten Erörterungen wurde das gute
Einvernehmen stets wiederhergestellt, und wenn Bunsen in den auf Basis der
Selbständigkeit Schleswigs geführten Verhandlungen (März, April 1849) zu den
dänisch-englischen Projecten in einer Weise Stellung nahm, welche zunächst das
Scheitern derselben herbeiführte, so hat Samwer's Einfluß wesentlich dazu bei-
getragen, ihn in dieser Haltung zu bestärken. Als die Verhandlungen im Juni
nach Berlin verlegt und mit dem Präliminarvertrage vom 10. Juli 1849 vor-
läufig abgeschlossen wurden, war Samwer's Aufgabe in London beendigt. Er
kehrte in die Herzogthümer zurück, um seinen Platz in der Landesversammlung
einzunehmen und in der publicistischen Vertretung des schleswig-holsteinischen
Sache fortzufahren. In rascher Folge entstanden zwei kleinere, anonym ver-
öffentlichte Schriften: „Die verfassungsmäßige Staatseinheit der Herzogthümer
Schleswig-Holstein", Frankfurt a. M. 1849. „Die Ausführung der Berliner
Friedenspräliminarien vom 10. Juli 1849", Hamburg 1849. Die erstere
richtete sich gegen eine Schrift des dänischen Geh. Archivars und Historiographen
C. F. Wegener „Ueber die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark
in staatsrechtlicher Beziehung", Kopenhagen 1848. Zu der anderen war S.
von der Statthalterschaft aufgefordert worden: man wollte den Dänen die
dem Berliner Vertrage vereinbarte Autonomie Schleswigs ungenießbar machen
und zwar durch den Nachweis, daß es weder dem Wortlaute noch dem Geiste

essenden Bestimmungen entsprechen würde, wenn Dänemark aus ihnen das
u irgend einer Art von Incorporationspolitik herleiten wollte. Die Statt-
haft ernannte S. am 3. November 1849 zum außerordentlichen Professor
chte an der Universität Kiel, sowie zum staatsrechtlichen Consulenten
gierung; am 7. Juli 1850 verlieh ihm die juristische Facultät die
ürde h. c. Mittlerweile hatte C. F. Wegener auf Veranlassung des
n Ministeriums in einer neuen polemischen Schrift „Ueber das wahre
niß des Herzogs von Augustenburg zum holsteinischen Aufruhre", Kopen-
1849, den Versuch gemacht, die schleswig-holsteinische Bewegung als das
einer heimlichen Verschwörung des genannten Fürsten „actenmäßig"
llen. Eine eingehende Widerlegung dieses Pamphletes wurde auf schleswig-
ischer Seite nicht für nothwendig gehalten, wohl aber schien es geboten,
egenzuwirken durch eine zusammenhängende Darstellung der Politik, welche
rk unter den letzten Königen bezüglich der Herzogthümer befolgt hatte
diesen Plan auszuführen, vereinigte S. sich mit Joh. Gustav Droysen,
er den parlamentarischen und litterarischen Vorkämpfern für Schleswig-
damals in erster Reihe stand. Sie waren am Werke und in der Aus-
ng schon weit vorgeschritten, als S. Ende December 1849 von der Re-
den Auftrag erhielt, sich nach Berlin zu begeben, wo demnächst die im
r unterbrochenen Friedensverhandlungen von neuem beginnen sollten.
Abwesenheit von Kiel und die ihm sonst obliegenden Geschäfte verzögerten
chluß des gemeinsamen litterarischen Unternehmens bis Anfang März 1850.
meisten Partien von S. nach vorgängiger Verständigung mit Droysen
ig redigirt erschien ihr Buch unter dem Titel: „Die Herzogthümer
ig-Holstein und das Königreich Dänemark. Actenmäßige Geschichte der
n Politik seit dem Jahre 1806", Hamburg 1850. Noch in demselben
erlebte es eine zweite Auflage und zugleich wurde für die Verbreitung im
de Sorge getragen: ins Dänische und Schwedische wurde es vollständig
, während die Uebertragungen ins Englische und Französische nur Auszüge
n. Die Aufnahme des Werkes in der Presse war selbverständlich eine
dene, je nach der Parteistellung der betreffenden Kritiker. C. F. Wegener
eine umfangreiche Gegenschrift, welche das Verdammungsurtheil in ge-
r Form an der Stirne trägt: seine „Actenmäßigen Beiträge zur Geschichte
rks im 19. Jahrhundert", Kopenhagen 1851 führten den bezeichnenden
tel: „Zugleich eine Beleuchtung der von Droysen und Sammer heraus-
en Augustenburger-Schrift". Dagegen urtheilte G. Waitz, der beste Kenner
dänischer Geschichte, über das Buch in den Götting. Gel. Anzeigen (1850,
8): „Es ist ein Stück Zeitgeschichte, nicht von der Oberfläche abgeschöpft
nach Quellen und Mittheilungen, wie sie nicht immer dem Historiker
te stehen .... Das Buch wirft ein bedeutendes Licht auf die nordischen
e fast seit dem Beginn des Jahrhunderts und es ist sicherlich nicht
uld der Verfasser, wenn die gegebene Beleuchtung nicht stets und nicht
Orten erwünscht gewesen ist. Es kommen allerdings Dinge zu Tage,
man vielleicht gern für alle Zukunft in Vergessenheit begraben hätte."
ach Berlin war S. geschickt, um sich den preußischen Friedensunterhändlern,
inister v. Schleinitz und dem Gesandten v. Usedom behufs Information
e rechtlichen und sonstigen Verhältnisse der Herzogthümer zur Verfügung
en. Uebrigens hatte er weder eine officielle noch eine officiöse Stellung
treter der Herzogthümer einzunehmen; die regelmäßigen Beziehungen der
lterschaft zur preußischen Regierung vermittelte damals in Vertretung
ändigen Bevollmächtigten Baron R. v. Liliencron, mit dem S. seit dieser
e enge Freundschaft verband. Um so freier konnte sich S. bewegen, und

das Entgegenkommen, welches er bei Herrn v. Usedom fand, erleic
seine Aufgabe in hohem Grade. Ueber die wirkliche Sachlage war e
unterrichtet und auch auf die Friedensverhandlungen selbst gewann e
das Project, welches die preußischen Bevollmächtigten im Februar
dänischen auf die Incorporation abzielenden Forderungen entgegenste
sog. Contreproject, arbeitete Usedom mit S. gemeinsam aus. Diese
der Berliner Verhandlungen endete bekanntlich damit, daß Preußen,
das dänische Project verwarf, sich bereit erklärte, einen einfachen oder
Frieden abzuschließen, d. h. einen Frieden, der die beiderseitigen Ansp
sie vor dem Frieden erhoben waren, bestehen ließ und späterer Erleb
behielt. Die Anregung zu diesem Vorschlag gab S., er rieth dazu in
der Herzogthümer, um ihnen die Möglichkeit der Selbsthülfe zu versch
auch und ebenso sehr im Interesse von Preußen, dem schon wegen d
den Haltung von Rußland und Oesterreich darum zu thun sein m
Krieg mit Dänemark zu beendigen, ohne der Zukunft zu präjudiciren.
es S. gelang, die preußischen Staatsmänner, zuerst Usedom und
Schleinitz, zu gewinnen, bezeichnet in der Geschichte der schleswig-ho
Angelegenheit einen wichtigen Wendepunkt. Die Entscheidung ließ n
auf sich warten, da Dänemark das Project des einfachen Friedens zu
der Hand wies. Von den übrigen Großmächten mehr oder weniger
versuchte es auf anderen Wegen zum Ziele zu kommen, und in den
Protocoll vom 2. Juni 1850, welches die Erhaltung der dänischen
in ihrem bisherigen Bestande für ein europäisches Interesse erklärte,
dänische Politik in der That einen großen Vortheil. Aber in den
verhandlungen mit Preußen kam Dänemark erst weiter, als es sich in
quemte, auf das Project des einfachen Friedens einzugehen. Unter
muthigenden Eindruck des Londoner Protocolls und der immer stärk
tretenden Neigung Oesterreichs, sich mit Dänemark zur Bekämpfung P
Deutschland zu verbinden, wurden die Friedensverhandlungen weiter u
geführt. Die preußischen Bevollmächtigten hatten dabei durch Vi
von S. und v. Liliencron ununterbrochen Fühlung mit der Statth
aber zu positiv vortheilhaften Einwirkungen im Interesse Schleswig
war kein Raum mehr: S. und v. Liliencron mußten sich darauf b
ihrer Regierung Bericht zu erstatten und Rath zu ertheilen, und in d
tung waren sie unermüdlich thätig bis zum Schlußacte, dem preußisc
Friedensvertrage vom 2. Juli 1850. — Auch während des nun
Krieges der Herzogthümer mit Dänemark wurde S. wiederholt zu
von vertraulichem Charakter verwendet. Bald nach der Schlacht b
(26. Juli) war er wieder in Berlin mit Aufträgen, welche die Wiede
der von den Herzogthümern gezahlten Verpflegungsgelder und die V
des Eintrittes preußischer Officiere in die schleswig-holsteinische Arme
In der Folge wurde die Sache der Herzogthümer wie der kurhessisc
ein Opfer der Politik, welche Herrn v. Manteuffel an die Spitze des
Ministeriums brachte und ihn nach Olmütz führte. Während diese v
vollen Entscheidungen sich vorbereiteten, hatte die Statthalterschaft Herrn
als ständigen Bevollmächtigten nach Berlin geschickt; auf Usedom's Wu
ihm S. beigegeben und blieb bis zum Frühjahr 1851 in Berlin, wo
Vertrauten des Usedom'schen Hauses gehörte. Besonders rege war s
mit Max Duncker. Der liberale Preuße und der liberale Schleswig
begegneten sich in der Ueberzeugung, daß das Unheil, welches die Ma
Politik im Bunde mit Oesterreich über Preußen und Deutschland hera
durch authentische Veröffentlichungen über dieselbe erfolgreich bekäm

kannt, und sobald sie im Besitze des Materials waren, dessen sie bedurften, ließen sie dem Gedanken die That folgen. Unter dem Schutze unerläßlicher und wohl gewahrter Anonymität eröffneten sie den Angriff mit einer gemeinsamen Arbeit, mit der Flugschrift: „Vier Wochen auswärtiger Politik". Berlin 1851; sie enthält wohl das Schärfste und Wirksamste, was in den Jahren der Reaction zur Verurtheilung des Systems Manteuffel überhaupt geschrieben worden ist. Duncker übernahm, wie S. in seinen „Aufzeichnungen" erzählt und Duncker bestätigt hat, den deutschen Abschnitt; Forchhammer (Professor in Kiel), von Kassel kommend, hatte das hessische Capitel gegeben. Der Erfolg ermuthigte zu Weiterem: S. schrieb „Die Dresdener Conferenzen", Berlin 1851 und M. Duncker „Vier Monate auswärtiger Politik", Berlin 1851, um die in den „Vier Wochen" enthaltenen Andeutungen auszuführen und fortzusetzen; die Manuscripte wurden ausgetauscht, fragliche Punkte berathen. Das Actenmaterial verdankte S. dem Oberst Mosle, oldenburgischen Geschäftsträger in Berlin, der seinerseits mit Herrn v. Liebe, dem braunschweigischen Bevollmächtigten in Dresden, in Verbindung stand und von ihm fortlaufend in Kenntniß gehalten wurde. Bei Ertheilung der Conferenzen war Geheimhaltung zur Bedingung gemacht; um so größer das Aufsehen der Samwer'schen Schrift und um so energischer die Versuche preußischer und anderer Behörden, dem Urheber dieser unliebsamen Enthüllungen auf die Spur zu kommen. Aber das Geheimniß blieb gewahrt, und der Zweck, auf den es recht eigentlich im Interesse Preußens abgesehen war: Discreditirung der österreichischen Pläne vor ihrer Ausführung, wurde in der That erreicht. — Als S. im April 1851 nach Kiel zurückkehrte, stand Holstein unter der Herrschaft der von Preußen und Oesterreich eingesetzten Bundescommissäre; am 18. Februar 1852 hörte dieses Provisorium auf, fortan wurde das Land von Kopenhagen aus regiert und die vom Könige gewährte Amnestie wurde durch bedeutende Ausnahmen eingeschränkt. S. war mittlerweile als Professor thätig, und das war für ihn „eine Zeit des Friedens, der Ruhe und Erholung, nur verbittert durch den Schmerz über das Ende der guten Sache". Im Sommer 1851 las er schleswig-holsteinisches Privatrecht, im Winter über den schleswig-holsteinischen Proceß; am 24. April 1852 erhielt er seine Entlassung und zugleich wurde ihm das Recht zur Advocatur entzogen.

In dieser Lage hatte S. das Glück, daß ein deutscher Fürst von liberaler Gesinnung, Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, sich für ihn interessirte und ihn aufforderte, in seine Dienste zu treten. Der preußische General und Minister v. Radowitz hatte den Herzog auf S. aufmerksam gemacht als passenden Helfer bei Ausarbeitung eines größeren Werkes zur Zeitgeschichte, wie Radowitz es angeregt hatte und der Herzog es zu schreiben gedachte. Anfang Juli 1852 erhielt S. die Ernennung zum Bibliothekar in Gotha; Ende September trat er sein Amt an, und mehrere von ihm verfaßte Specialcataloge, wie seine Berichte über Handschriftenfunde und andere bibliothekarische Angelegenheiten liefern den Beweis, daß S. sich in dieses ihm bis dahin fremde Gebiet leicht und sicher eingearbeitet hatte. Der litterarische Plan, bei dem auf seine Mitwirkung gerechnet war, blieb liegen: erst viel später und in anderer Form brachte der Herzog ihn zur Ausführung. Aber Samwer's persönliche Verbindung mit dem Herzog blieb bestehen; sie bewirkte, daß er jenes Stillleben in den Bücherhallen des Friedensteins durch eine anders geartete, dem Hofe und der Politik zugewendete Thätigkeit oft unterbrechen und es schließlich mit dem amtlichen Staatsdienst vertauschen konnte. Im J. 1854 zum Legationsrath ernannt, wurde er vier Jahre später zum Regierungsrath und vortragenden Rath bei der gothaischen Abtheilung des Staatsministeriums, bald darauf zum Mitgliede des Gesammtministeriums befördert; damit erlosch die Stellung an der

Bibliothek. Seit dem Jahre 1855 war S. verheirathet: seine Frau, eines dänischen Geistlichen, war mit deutscher Bildung vertraut und a ihres Mannes gewann sie in Deutschland eine neue Heimath. — In di und liberale Politik seines Fürsten wurde S. durch das Vertrauen d eingeweiht. Auf den diplomatischen Reisen, welche der Herzog im J. vor Ausbruch des Krimkrieges nach Berlin, Paris und Wien machte, von S. begleiten und auch während seiner vertraulichen Verhandlu Neuenburger Angelegenheit Ende December 1856 zu Karlsruhe hatte sich. An der Einrichtung des Litterarisch-politischen Vereins, den 1853 stiftete, nahm S. lebhaften Antheil, wie er denn auch ver strebungen des Herzogs aus späterer Zeit mit Wort und Feder unter den „Gothaern", denen S. auf diese Weise näher trat, gehörte Gustav Freytag: sie wurden Freunde, und ihren gemeinsamen Verke Mathy in den zwei Jahren, da dieser als Bankdirector in Gotha Jener in seinem Buche über Mathy anmuthig beschrieben. Auch Gewinn ergab sich aus dieser Verbindung. S. ging wieder unter nalisten: 1856—1863 lieferte er den von Freytag und Anderen „Grenzboten" zahlreiche Beiträge. Die meisten seiner Artikel bezie politische Fragen von praktischer Bedeutung und hervorragendem I namentlich eine Folge von Aufsätzen über die deutsche Kriegsmarine im 1861; gelegentlich übernahm S. einen Streifzug ins historisch-kriti so in zwei Aufsätzen des Jahrganges 1863, einer geistvollen und sc Untersuchung über „Unechtheit und Ursprung der Matinées royales" selbe Periode fällt Samwer's erste Betheiligung an dem größten Ur des modernen Völkerrechts. Er übernahm es Martens et Marhar général des Traités etc. fortzusetzen; 1856 erschien der erste von S. gestellte Band der neuen Serie und in der Folge lieferte er noch fü allein (bis 1875), drei weitere in Verbindung mit Julius Hopf, vo das Generalregister (Table générale, 1875. 1876) herrührt.

Selbstverständlich, daß S. über den eben geschilderten Interesse schäftigungen die schleswig-holsteinische Angelegenheit nicht aus den A Den Wandlungen, welche sie seit dem Londoner Protocoll vom 8. durchmachte, folgte er zwar nur von Ferne, aber mit gespannter Auf Seine Beziehungen zu der in der Verbannung lebenden herzoglich waren andauernd gut; das Vertrauen des Erbprinzen Friedrich ge hohem Grade, und schon zu einer Zeit, da die Möglichkeit einer Trennung der Herzogthümer von Dänemark noch in weiter Ferne zu wußte er sich mit dem Prinzen einig in der Ueberzeugung, daß di haltung und Geltendmachung der Augustenburgischen Ansprüche nic gute Recht des Fürstenhauses, sondern auch eine unabweisliche Pflicht Land sei. Als K. Friedrich VII. am 15. November 1863 starb u die ältere königliche Linie des oldenburgischen Hauses im Mannsstam da war der Augenblick gekommen, um diese Ueberzeugung zu bethä zwar mußte das geschehen unter Umständen, wie sie bei der Zersa deutschen Verhältnisse, vor allem aber wegen des in Berlin beste schlusses, am Londoner Protocoll und den zugehörigen Abmachung festzuhalten, kaum schwieriger gedacht werden konnten. Aber der E sich nicht entmuthigen. Gestützt auf den Verzicht seines Vaters, n Herzog Friedrich VIII. in seiner Proclamation vom 16. Novembe Regierung der Herzogthümer für sich in Anspruch; am 18. Novem in Berlin und hatte Unterredungen sowohl mit dem Könige, der sei billigte, aber Unterstützung desselben nicht in Aussicht stellen konnte

mit Herrn v. Bismarck; dann ging er nach Gotha, um sich mit den Männern, auf deren Rath und Beistand er für die Durchführung seiner Sache vorzugsweise rechnete, persönlich in Verbindung zu setzen. S. und Staatsrath Francke, Specialminister für Coburg, standen unter diesen obenan, und Herzog Ernst II., der den übrigen deutschen Fürsten mit der Anerkennung Herzog Friedrich's als rechtmäßigen Landesherrn von Schleswig-Holstein voranging, unterstützte ihn auch dadurch, daß er seinen Beamten durch Gestattung von Urlaub ein festgeordnetes Dienstverhältniß zu ihm bereitwillig ermöglichte. In die Geschäfte theilten sich Francke und S. so, daß jener die Leitung des Finanzwesens übernahm, während diesem die Instruirung der herzoglichen Agenten, überhaupt die diplomatische und allgemeine politische Correspondenz zufiel. Die auf S. ruhende Arbeitslast war bedeutend und aufreibend. In Kiel, wohin er den Herzog Ende December 1863 begleitete, steigerte sie sich noch, als der Bundestag nach Anmeldung der oldenburgischen Successionsansprüche den Herzog Friedrich zur Begründung der von ihm erhobenen Ansprüche aufforderte. Das geschah in der am 1. September 1864 überreichten „Nachweisung des Erbrechtes des Herzogs Friedrich VIII. auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein" (gedruckt Kiel 1864) — einer Rechtsdeduction großen Stiles, welche von S. und dem Kieler Professor Albert Hänel gemeinsam verfaßt worden ist. Jener schrieb die „Nachweisung" und stellte das zugehörige „Urkundenbuch" zusammen, während die „Ausführungen" zur Nachweisung von Hänel herrühren. Was die politische Führung der Sache anbelangt, so besaß S. im Rathe des Herzogs überwiegenden Einfluß und darum war es an sich nicht ungerechtfertigt, wenn abfällige Urtheile, wie sie über die herzogliche Politik schon damals aus verschiedenen Parteilagern laut wurden, recht eigentlich an Samwer's Adresse richteten. Aber diejenigen seiner Gegner, welche nicht müde wurden ihn als engherzigen Particularisten zu verdächtigen und die angeblich preußenfeindliche Haltung des Herzogs auf seinen Einfluß zurückzuführen, befanden sich im Unrecht. In Wahrheit stand es vielmehr so: über die Nothwendigkeit eines engen Anschlusses an Preußen war S. mit dem Herzog schon bei Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges von 1864 einig und seitdem die hierauf gerichteten streng vertraulichen Verhandlungen des Königs und des Herzogs durch Vermittelung des Kronprinzen in Gang gekommen waren (s. die von K. Lorentzen verfaßte Schrift: Schleswig-Holstein und die Annexion, Freiburg 1866, S. 17 ff.), that S. alles was in seinen Kräften stand, um sie zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Auf seinen Rath entschloß sich der Herzog, die Anschlußbedingungen so anzunehmen, wie der König sie in seinem Schreiben an den Kronprinzen vom 16. April präcise formulirt hatte, und als es darauf ankam, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich aus der Unterredung des Herzogs mit dem Ministerpräsidenten Bismarck am 1. Juni 1864 ergeben hatten, war S. bereit, zurückzutreten; einem späteren Stadium bot er nochmals seine Entlassung an, aber der Herzog wollte sich nicht von ihm trennen. In betreff der sogenannten Februarbedingungen, über die Preußen bekanntlich nicht mit dem Herzog, sondern mit Oesterreich verhandelte, rieth S. zu einer möglichst entgegenkommenden Haltung, wie sie in der eingehenden und alsbald veröffentlichten Instruction an Herrn von Uhlefeld vom 31. März 1865 ihren Ausdruck fand. Aber wegen des immer schärfer hervortretenden Gegensatzes zwischen Preußen und Oesterreich waren Samwer's Hoffnungen auf einen dem Herzog günstigen Umschwung der preußischen Politik schon damals tief gesunken und der weitere Verlauf der Dinge, vor allem die Zuspitzung der ganzen Krisis zum Entscheidungskampfe über die deutsche Frage war in der That der Art, daß wohlgemeinte Vermittelungsversuche, wie ein solcher noch Anfang Juni 1866 vom Großherzog von Baden

ausging, vergeblich bleiben mußte. Unmittelbar vor Ausbruch des Kri
in kurzer Zeit die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen als
gültige Lösung der schleswig-holsteinischen Frage herbeiführen sollte, ve
Herzog das Land und S. folgte ihm; beide haben ihr engeres Vaterlan
Recht und Wohlfahrt ihnen mehr als alles Andere am Herzen la
wiedergesehen.

S. kehrte nach Gotha zurück und übernahm seine dortigen Aemter
in der Zwischenzeit nur provisorisch abgegeben hatte, von neuem. Scho
hatte er im Nebenamte an der Verwaltung des herzoglichen Hausfideic
Antheil gehabt. Im December 1866 ernannte Herzog Ernst ihn zu
sitzenden dieser Verwaltung, 1868 wurde S. Ministerialrath und inner
Ministeriums rückte er dann auf bis zum verantwortlichen Chef des
und Domänendepartements mit dem Titel eines Geheimen Rathes
als ältester Departementschef war er zugleich Vertreter des Minist
politische Leitung verblieb dem Minister v. Seebach. Im Herbste 1
weilte S. eine Zeit lang im Hauptquartier der dritten Armee zu V
Der Kronprinz wünschte ihn dort zu haben und nahm wiederholt Ge
die politische Sachlage, namentlich die damals schwebenden Verhandlun
mit S. zu besprechen. Auch später empfing S. von dem Kronprinzen
ihn beglückende Beweise des Vertrauens und der Werthschätzung. Den
Friedrich († am 14. Januar 1880) stand S. nahe bis an dessen Le
und daß die alte, in schweren Zeiten erprobte Freundschaft mit Ernst
mar sich mit den Jahren noch befestigte in häufigem Verkehr und re
dankenaustausch, zählte er zu dem besten, was das Leben ihm gebrac
Oft und mit Grund klagte S. wegen Geschäftsüberhäufung, dessenu
fand er Zeit zu gelehrten Studien und schriftstellerischen Arbeiten
antiquarischen Inhalts. Zu mehreren derselben wurde S. angereg
seine amtlichen Beziehungen zu den großen deutschen und außerdeutsche
complexen, aus denen das herzogliche Hausfideicommiß besteht, besonde
essant waren ihm die in Oberösterreich gelegenen Besitzungen und
stand, daß er auf einer seiner Besichtigungsreisen zu Wallsee an der
historisch bedeutsame Funde machte, bestimmte ihn, eine Geschichte von
zu schreiben. Ein anderes Hauptgebiet seiner Forschungen war das
Alterthum. S. kehrte gewissermaßen zu seiner Jugendliebe zurück, i
der gereifte Mann, sich in das Studium des römischen Münzwesens
Eigenthümer einer werthvollen Sammlung altrömischer Münzen, wurd
Numismatiker, der nicht nur den Fachgenossen Achtung einflößte, sond
für die Fortbildung der Wissenschaft Ersprießliches leistete. Auch mit
mania des Tacitus und mit einzelnen Fragen der eigentlichen Antiquit
schäftigte er sich eingehend, aber von dem Ertrag dieser und anderer St
bei seinen Lebzeiten nichts an die Oeffentlichkeit gekommen. Sammer
zeitiges Ende wurde herbeigeführt durch ein Lungenleiden, welches energi
im J. 1877 hervortrat. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt im Süden,
Insel Corsica (Frühjahr 1878) und andere zur Kräftigung unterno
Reisen brachten nur vorübergehend Abhülfe. Im Sommer 1882 entwi
die Krankheit, der S. am 8. December desselben Jahres erlag.
litterarischen Nachlaß ist bis jetzt Folgendes veröffentlicht worden: „
des älteren Münzwesens bis circa 200 v. Chr., herausgegeben von M
feldt", Wien 1883; „Die Grenzpolizei des römischen Reiches, heran
von K. Zangemeister", Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und
5. Jahrg. (1886).

Was S. an politischen Correspondenzen, Denkschriften aller Art und ähnlichen Schriftstücken hinterlassen hat, enthält interessante Beiträge zur Geschichte seiner Zeit und seines Lebens. Mittheilungen daraus, welche der Familie verdankt werden, liegen dieser biographischen Skizze zu Grunde.

Vgl. die S. betreffenden Artikel in E. Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller, 2. Bd., Kiel 1868 und 1886 und in: Encyklopädie der neueren Geschichte, herausg. von W. Herbst, 4. Bd., Gotha 1888. — S. ferner Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer, 1861. — O. Fock, Schleswig-Holsteinische Erinnerungen, 1863. — Ch. C. J. Frh. v. Bunsen, Aus seinen Briefen u. s. w. D. Ausg. 2. u. 3. Bd., 1869, 1871. — G. Freytag, Karl Mathy, 1872. — M. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig, 1875. — Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben, 2. u. 3. Bd. 1888. 1889.

E. Steindorff.

Sand: Christof S. ist am 11. December 1611 zu Kreuzburg in Ostpreußen geboren. Sein Vater hieß Philipp und war Rathsverwandter. Das anfänglich begonnene Studium der Theologie vertauschte er später mit dem der Jurisprudenz, machte dann große Reisen durch Deutschland, nach Holland, Frankreich und Italien, blieb namentlich längere Zeit in den Niederlanden, wo er mit Hugo Grotius genau bekannt wurde und dessen Amanuensis er geworden sein soll. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er 1648 Secretär bei der Ober-Hofstube, kurfürstlicher Rath und im J. 1657, als der große Kurfürst zu Königsberg das Oberappellationsgericht gegründet hatte, Secretär dieses höchsten Gerichtshofes. Seine Einkünfte waren auf die Aemter Ragnit, Rhein, Barten, Pillau und Pr.-Eilau angewiesen, gingen aber sehr unregelmäßig ein, so daß er fortwährend in Geldverlegenheit war und schließlich eine Forderung von 2000 Thlrn. hatte, die noch im J. 1674 rückständig waren. In dem folgenden Decennium gerieth er in den begründeten Verdacht ein Arianer zu sein, wie ihrer damals viele aus Polen in die brandenburgischen Länder kamen. Das Consistorium zu Königsberg veranlaßte ein Colloquium, 31. Juli 1668, und in diesem machte S. aus seinen Anschauungen kein Hehl, so daß er auf Befehlen der Landstände seines Amtes entsetzt wurde. Seit dieser Zeit hat er sehr lang still zu Hause gelebt, wie er selbst dem Kurfürsten im J. 1670 schreibt: „E. K. D. gnäd. Befehl gemäß habe ich mich so continent gehalten, daß ich nunmehr über ein ganzes Jahr auß meinem Hause nicht getreten, als ungefehr auf eine halbe Stunde, da ich meine jüngste Tochter habe begraben lassen. Möchte auch wohl wünschen, nachdem ich aller meiner chargen entsetzet und ein Spott der Leute worden, die noch wenige Zeit meines Lebens in solcher Einsamkeit zubringen könnte, welches denn auch mein zunehmendes Alter und abnehmende Lebenskräfte fast erfordern wollen." S. befand sich fortwährend in dürftiger Lage; eine ganze Reihe von Bittgesuchen um Auszahlung seines rückständigen Gehaltes hat er in diesen Jahren unter Berufung auf seine langwierigen treugeleisteten Dienste an den Kurfürsten geschickt. Im J. 1671 trat er dann aber aus seiner Zurückhaltung heraus: er bat um Erlaubniß, „daß er des seligen Grotii tractatum de iure belli et pacis der studirenden Jugend auf dero Academien erklehren möchte". Die Regierung berichtet darüber am 8./18. December: es hätte kein Bedenken, „wenn er in der Religion richtig wäre; nachdem aber kundtbahr, daß selbiger der Arianischen Secte, weshalb er auch seinen Dienst quittiren müssen, zugethan und zu besorgen, daß er bei profitirung obigen Collegii, worin viel Theologica enthalten, der Jugend leicht heimlich den gifft der verdammlichen Arianischen Lehre beibringen und dadurch disseminiren möchte",

so sei es rathsam ihn abzuweisen. Der Kurfürst entschied 15./25. Decemb
diesem Sinne, fügte aber hinzu: „weil wir aber dennoch die Nachricht erh
daß vermelter S. hiebevor in den Niederlanden einige nützliche Annota
über gedachten Tractat erlanget, so haben Ew. . . . an ihn zu gesinnen, d
uns davon einige Bogen abschriftlich zuschicken möge, damit wir uns dara
sehen und urtheilen mögen, wie etwa die Jugend einigen Nutzen daraus
könne." — Am 2. November 1643 hatte S. geheirathet und von den 5
tern und 3 Söhnen aus dieser Ehe mag hier der am 12. October 164
borene Sohn Christof erwähnt werden, welcher vom Vater in den Sp
u. s. w. unterrichtet, sich schon früh dem Arianismus zuwandte. Nachd
seit 1658 in Königsberg studirt hatte, machte er eine Reise nach Holland
er den Arianismus auszubreiten suchte und ein Buch unter dem Titel:
cleus historiae eccl., cui praefixus est tract. de veterib. script. eccl. l
(2. Aufl. 1676) schrieb, zu welchem der Vater eine Vorrede verfaßte.
am 30. November 1680 ist der jüngere Christof S. nach reicher litera
Thätigkeit in Amsterdam gestorben. Der alte S. starb am 6. Juni 168
ward in seinem Erbbegräbniß auf dem Haberberg beigesetzt. Von seinen Sc
ist im Manuscript erhalten: „Gründlicher Beweis, daß die Arianer, Menno
u. dgl. Ketzer der Religion halber mit Recht nicht können aus dem Land
trieben werden". Die zahlreichen Schriften des jüngeren Sand, darunte
Bibl. antitrinit. sind aufgeführt bei Jöcher, Gelehrten-Lexikon IV, S. 11
Arnoldt, Historie der Königsbergischen Universität, 1746. II, S. 548.

Vgl. ferner die Acten des k. Geheimen Staats-Archivs und nam
Erläutertes Preußen, 1724, I, S. 766 ff.

Ernst Friedlaend

Sand: Karl Ludwig S. wurde am 5. October 1795 in Wunsied
boren. Schon mit 14 Jahren war die patriotische Extase so stark
entwickelt, daß, als Napoleon im J. 1809 Hof berührte, wo S. das Gymn
besuchte, er den Ort verließ, weil es ihm unmöglich gewesen sein würde
Napoleon in derselben Stadt zu sein, ohne sein Leben an ihn zu wagen.
dem er 1814 seine theologischen Studien in Tübingen begonnen hatte,
im Frühling 1815 als Freiwilliger ins Feld; er beschwor seine Eltern,
Napoleon siegen sollte, nicht in einem unterjochten Lande zu leben. Sein
dien in Erlangen fortsetzend, begrub er sich nunmehr in eine phantastisch
Lebensanschauung, welche nicht wenig dadurch vermehrt wurde, daß er
besten Freund vor seinen Augen ertrinken sah. Das Wartburgfest zog ih
Jena. Eine lange verworrene Denkschrift für das Fest beschäftigt sich m
Aufgaben der deutschen Burschenschaft; sie wird ganz von dem unglü
Gedanken beherrscht, daß die Studenten das Heil Deutschlands zu wirken
Das eigentlich politische Gebiet läßt er dabei ganz unberührt, bewegt sich
in den vagsten Allgemeinheiten: alles unreine, unehrliche, schlechte sol
äußerste bekämpft werden. Diese Gedankenrichtung wird auch in Jena nicht
lich verändert. Den theologischen Studien liegt er zwar eifrig ob, sie
aber doch nicht recht gedeihen, weil er, wie er selbst schreibt, „eine schön
mit schlaffen Phantasien verschleudert". Von der Tagespolitik ist auc
noch weder in seinen Tagebüchern noch in seinen Briefen die Rede; die w
Bewegung des öffentlichen Lebens bleibt ihm vollkommen fremd. Um so
kann sich seine patriotische Gluth an den geringsten Vorfällen erhitzen.
Winter 1817 auf 1818 wird die Jenenser Burschenschaft sehr von dem bek
Streit Luden's mit Kotzebue aufgeregt, der ihnen längst wegen seiner
rungen über das Wartburgfest, über das studentische Treiben und wegen
ganzen Tendenz verhaßt war. Auch in Sand's Aufzeichnungen lesen wi

Kotzebue. Am 5. Mai 1818 schreibt er, nachdem er in Christus Trost gesucht für die „wehmüthige Bangigkeit", welche ihn oft beschleiche: „Wenn ich [illegible], so denke ich oft, es sollte doch einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue, oder sonst einem solchen Landesverräther das Schwert ins Gekröse zu stoßen." Die höchst übertriebenen Anschuldigungen Luden's, Kotzebue habe in einem bekannten Bericht an Kaiser Alexander die ganze deutsche Litteratur, ja die Sache der ganzen Menschheit geschmäht, gewannen in Sand's wirrem Kopfe Steigerung, als sei in Kotzebue das Böse der ganzen Zeit verkörpert. Seine [illegible]sittlich-germanische Ueberschwänglichkeit erblickte allmählich in dem frivolen Ritter den gefährlichsten aller Menschen. Die absolute politische Unwissenheit und Urtheilslosigkeit Sand's ließ in ihm die Meinung aufkommen, das Vaterland werde gerettet sein, wenn dieser Kotzebue beseitigt worden. Ein Brief an die Mutter vom Ende November enthält bereits deutliche Hinweise auf den Entschluß, diese Rettung zu vollbringen, und am 31. December spricht er diesen Entschluß ganz unumwunden aus: „Soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserem Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergessen werden und die Begeisterung wieder auflohen im Lande, so muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. Kotzebue nieder." Er werde keine Ruhe haben, bis er das ausgeführt, was ihm als zwingende Pflicht erscheint. Von jetzt an bereitet er sich auf sein Verbrechen mit einer ruhigen Unmäßigkeit, mit einer klaren Ueberlegung vor, als wäre er der kälteste Rechner. Er besucht die Anatomie, um sich genau über die Lage des Herzens zu unterrichten. Er macht Stoßübungen für seinen ganz speciellen Zweck. Im Uebrigen besucht er die Vorlesungen bis zum Schlusse des Semesters. Vor seiner Abreise von Jena kündigt er seinen Eltern in einem ausführlichen Abschiedsbriefe an, was er thun werde. „In Angst und bittern Thränen zum Höchsten gewandt" warte er schon lange, ob ihm Niemand zuvor käme, ihn „nicht zum Mörder geschaffenen" von der schrecklichen Pflicht erlöse. Da aber sich Niemand gefunden, müsse er es thun, denn „wer soll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen und in Rußland seine gestohlenen Schätze verzehren wird?" In dieser fürchterlichen Verblendung verläßt er am 9. März 1819 Jena, trifft am 23. in Mannheim ein und vollzieht noch denselben Tag den Mord. Nachdem der Versuch sich selbst zu tödten, mißlungen, wurde er am 29. Mai hingerichtet.

C. L. Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe, Altenburg 1821. — Noch 8 Beiträge zur Geschichte A. v. Kotzebue's und K. L. Sand's, Mühlhausen 1821.

H. Baumgarten.

Sandaeus: Maximilian S. (van der Sandt), Jesuit, geboren am 3. April 1578 zu Amsterdam, † am 21. Juni 1656 zu Köln. Er besuchte die humanistischen Schulen zu Gröningen und Köln, studirte dann hier Philosophie und wurde am 3. März 1597 Magister artium. Er ging darauf nach Pont à Mousson, um Jura zu studiren, kehrte aber wegen des Todes seines Vaters bald nach Köln zurück, reiste dann nach Rom und trat hier am 21. November 1597 als Novize bei den Jesuiten ein und studirte Theologie. Die feierlichen Gelübde legte er 1625 zu Cambray ab. Er lehrte zuerst in Würzburg Philosophie und Theologie, dann in Mainz und wieder in Würzburg Exegese. Von 1631 an lebte er in Köln. 1645 nahm er an der Generalcongregation in Rom und an der Wahl des Ordensgenerals Vincenz Caraffa Theil. — S. soll mehr als Bücher geschrieben als Jahre gelebt haben, also 78; 1653 erschien zu Köln ein „Index librorum P. M. S." Die bemerkenswerthesten darunter sind: „Theologiae pars I. sc. Th. varia", 1624; „Th. symbolica", 1626; „Th. mystica",

1627; „Th. juridica", 1629; „Th. medica", 1635; „Prolegomena t
scholasticae", 1653; — dann eine Reihe von Streitschriften gegen die holl
Protestanten: „Epistola ad amicum Italum de dissidio protestantium
dorum", 1617; „Hydrus Hollandicus", 1618 (gegen David Pareus);
gatio conscientiae Jesuiticae cauteriatae in Hollandia confictae" 1617;
bole et castigatio prodigae Jesuitarum liberalitatis in Hollandia c
1619; „Admonitio de cauteriata Jesuitarum conscientia", 1619 (alle
Jakob Laurentius, s. A. D. B. XVIII, 65) — endlich eine R
mariologischen Schriften.

Paquot, Mémoires II, 378. — de Backer. — van der Aa.

R

Sandberger: Guido S., Dr. phil. und Lehrer der Naturwiss
am Realgymnasium in Wiesbaden, verdienstvoller Geologe, war am
1821 zu Dillenburg geboren und widmete sich, wie sein jüngerer Br
dolin, den naturwissenschaftlichen Studien, doctorirte 1843 in Heide
erhielt 1845 die Stelle eines Collaborators und 1847 eines Lehrer
obengenannten Anstalt. Einen Namen in der Wissenschaft erwarb sic
durch das in Gemeinschaft mit seinem Bruder Fridolin, derzeit Pr
Würzburg, veröffentlichten grundlegenden Werke: „Systematische Be
und Abbildungen der Versteinerungen des rheinischen Schichtensystems in
1849—1855. Besonders wichtig sind ferner seine Aufsätze: „Clymen
Goniatitum natura etc." (Bull. d. l. Soc. Imp. d. Nat. Moskau 1
„Ueber Clymenien" (L. u. B. N. Jahrb. 1853); „Uebersicht der na
schen Beschaffenheit des Herzogthums Nassau", 1857. Dazu kommt
sehnliche Zahl von Abhandlungen über Nassauer und rheinische Verstei
Von allgemeinem Inhalt ist seine Schrift: „Die erste Epoche der Ent
geschichte der Erdkörpers". Später verfiel S. einer schweren Krankhei
auch am 22. Januar 1880 erlag.

v. Gü

Sandbichler: Alois S., kathol. Exeget, geboren am 1. Februar
Rattenberg in Tirol, absolvirte in vier Jahren die ersten fünf Classen
nasium der Jesuiten zu Hall 1766—70, wurde 1770 bei den Augustiner
in Mülln, einer Vorstadt Salzburgs, eingekleidet, legte daselbst am 2
1771 die feierl. Profeß ab und erhielt am 8. April 1775 die Pri
Hierauf wurde er in seinem Kloster als Bibliothekar und Lector der
und Philosophie, seit 1780 bloß für die Theologie verwendet, zugleic
von 1787—1810 die Seelsorge am Arbeitsstrafhause zu Salzburg au
kleidete seit 1792 auch das Amt eines Subpriors in seinem Kloster.
die Benedictiner-Universität Salzburg unter der neuen Regierung Baier
Lyceum verwandelt wurde, erhielt S. an demselben die Professur d
des neuen Bundes und der orientalischen Sprachen. Am 5. Nov. 1814
das Ehrendoctorat der Philosophie von der Würzburger, jenes der
von der Landshuter Universität am 27. Februar 1815. Nachdem 18
burg an Oesterreich gekommen war, wurde S. auch von der öste
Regierung am 3. November 1818 als Professor der obgenannten
stätigt, starb jedoch schon am 3. Februar 1820 im Kloster zu Mülln
burg. — S. verlegte sich fast ausschließlich auf das Studium der he
alten und neuen Bundes, hauptsächlich war er in den Einleitungswis
und in der Hermeneutik bewandert; diese Fächer werden auch vorzu
seinen Schriften behandelt, die in chronologischer Reihenfolge nachsteh
„Pagellae volantes de causa decisa divisarum potestatum in legib
monialibus impedimentorum dirimentium pro studio juris regii integri

Schrift schreibt S. dem Staate ausschließlich das Recht zu, trennende
isse aufzustellen. „Des Horus Anmerkungen über die Propheten,
d seine Jünger, widerlegt in Briefen." 1785. In der Schrift „Horus
gnostisches Endurtheil", war der übernatürliche Charakter des Christen-
griffen. „Untersuchung der philosophischen und kritischen Untersuchungen
alte Testament und dessen Göttlichkeit, besonders über die Mosaische
n Briefen an Graf Steph. Olivier Wallis." 1785—88. 4 Theile;
1797 (gerichtet gegen das rationalistische Buch des Andreas Riem:
sche und kritische Untersuchungen über das Alte Testament und dessen
t, 1785). „Lasen die ersten Christen die heil. Schrift und wie lasen
? Zum unmaßgeblichen Bedenken für übertriebene Feinde und Freunde
einen Bibellesens." 1787. (S. polemisirt hier gegen Thad. Surer:
Bibellesen der ersten Christen, ein allgemeines Bedürfniß, 1784).
r Zuverlässigkeit des Grundtextes, ein Fragment von mehreren Ab-
n über verschiedene Gegenstände der Schriftkunde". 1788. „Revision
nurger Kritik über gewisse Kritiker und ähnliche Schriften", 1. und
1791 und 92. Der 2. Jahrgang hat auch den besonderen Titel:
ige Betrachtungen über wichtige, von Obscuranten entstellte Religions-
nach den Bedürfnissen unserer Zeit. (Entgegnung auf den scharfen
dem viele Recensionen Sandbichler's in Hüttner's Oberdeutscher all-
Literaturzeitung überschüttet wurden.) „Abhandlung über die zweck-
Rittel, den hebräischen und griechischen Grundtext dem Wortsinne nach
verstehen". 1791. „An den Club des Obscurationssystemes oder
nerkungen über das Sendschreiben des Herrn v. Brentano, Herausgeber
n Testamentes". (In diesen „Anmerkungen" die S. selbst später nicht
gte, vertheidigt er Brentano's Uebersetzung des N. T. gegen gewisse
„Erläuterungen der bibl. Geschichte nach Joh. Jak. Heß, besonders
uche für kath. Lehrer". 2 Theile. 1794. „Introductio in historiam
a divinorum ad salutem humani generis inde ab ejus ortu in per-
ernitates procurandam initorum haustam ex sacris Iudaeorum christi-
libris." 1802. „Eine Stimme des Rufenden in der Wüste, oder Be-
zu dem philologisch-kritischen und historischen Commentar über das
Hrn. Heinr. Eberh. Paulus." 4 Hefte. 1. Heft 1805, 2. Heft 1811,
514, 4. Heft 1816. „Kurze Darstellung einer Einleitung in die Bücher
ndes nach Jahn." 1813 u. 1822. „Darstellung der Regeln einer
Auslegungskunst von den Büchern des neuen und alten Bundes nach
Hug, Rup. Feilmoser." 1813. „Uebersicht der Hauptgegenstände
llgemeinen Einleitung in die Schriften des N. Bundes nach dem Be-
serer Zeit". 1813. „Darstellung einer allgemeinen Einleitung in die
s N. Bundes". 1813. „Philologische Uebersicht der altgriechischen
n Bildung nach Ast und Eichhorn". 1813. „Besondere Einleitung in
des N. B." 3 Theile. 1813 ff. Außerdem verfaßte S. Aufsätze
sionen in der Oberdeutschen Allgemeinen Litteraturzeitung, die seit
Salzburg, später zu München erschien, ferner in der Landshuter theol.
itung, in der Linzer theol. prakt. Monatschrift von Freindaller, in
heol. Magazin, in der geistl. Monatschrift und im Archive des Bis-
nstanz. — In der Vorrede des Werkes: „Introductio in histor. con-
n." spricht sich S. auch über seine Idee aus, ein größeres Werk von
n in 5 Bänden, worin eine umfassende Geschichte der ganzen Heils-
Gottes im A. u. N. B. geboten werden sollte, zu veröffentlichen; doch
rücklegung des fertiggestellten Manuscriptes wegen Mangels an Sub-
nicht zu Stande.

Salzburgisches Intelligenzblatt, Jahrg. 1820. Stück 15. —
Quartalschr. Rottenburg, 7. Jahrg. 1—20. — Biographische Skizz
Andenken A. Sandbichler's. 1822. Salzburg. — Felder und Wathe
Gelehrtenlexikon der deutschen kath. Geistlichkeit, 2. Band, S. 262—6
3. Band Nachtrag, S. 554—555. — v. Wurzbach, 28. Theil S. 178—1
Hurter, Nomencl. litt. III, 571—574.

Otto Schr

Sanden: Bernhard v. S., der ältere, Oberhofprediger und evang
Bischof zu Königsberg i. Pr. S. wurde geboren zu Insterburg am 4. Oct.
sein Vater war Rathsverwandter und Kämmerer, seine Mutter eine P
tochter aus dem benachbarten Saalau. Nach des Vaters frühem Tod verhei
sich die Mutter mit dem Rector des Gymnasiums, das v. S. besuchte.
17 Jahren bezog er die Universität Königsberg, um Theologie zu studier
die er von frühester Kindheit an Neigung gehabt hatte. Mit 20 Jahre
er seine erste Disputation: „De Christo filio aeterni Patris, antequam Sol
auf Grund von Ps. 72, 17; mit 23 Jahren wurde er auf Grund einer Disp
„De ratione entis etc." Magister und fing an, philosophische und hel
Collegia zu lesen. Als in demselben Jahr seine Mutter und ein Bruder
begleitete er drei junge Leute als Instructor nach Thorn, wo er mit sei
legentlichen Predigten so viel Beifall fand, daß man ihn am Gymnasiu
bei der Kirche zu halten suchte. Mit einem seiner Zöglinge ging er da
die Universitäten nach Leipzig und Altdorf, besuchte Tübingen und M
ließ sich in Straßburg im Talmud unterrichten, machte eine Reise du
Schweiz und Südfrankreich und hielt sich zwei Monate in Paris auf, fu
England hinüber und kehrte von dort über Holland nach vierjähriger Reis
nach Königsberg zurück. — Im Herbst des folgenden Jahres wurde
Diaconus an der Löbenicht'schen Kirche erwählt und verheirathete sich
Tochter eines Königsberger Kaufmanns. Seine Predigten wurden s
gehört, daß zur Vermehrung der Plätze in der Kirche eine neue Empore
wurde. Nach drei Jahren wurde er an die altstädtische Kirche beruf
rückte nach zwei Jahren in die erste Pfarrstelle ein, in welcher er zugl
Mitglied des Consistoriums bis 1688 blieb, viel geliebt und geehrt, so
Altstädter auf ihren Pastor eine im „Erläuterten Preußen" abgebildete
prägen ließen. Im Jahre 1688 wurde v. S. von dem soeben zur Re
gelangten Kurfürsten zum Oberhofprediger berufen; am 17. August h
bereits in der Schloßkirche die Landtagspredigt, am 22. September die Ged
predigt auf den großen Kurfürsten zu halten. Am Michaelisfest fand sei
liche Einführung statt, wobei er über die Kleidung der Engel als einem
des geistlichen Amtes predigte. Schon 1675 war er Prof. extraord. und
der Theologie geworden; später rückte er zum Prof. prim. auf und ver
als solcher auch das Rectorat der Universität. Auch ihn verschonte di
logische Streitsucht seiner Collegen nicht, die ihm synkretistische Irrthüm
warfen. Insbesondere gab dazu die unter seinem Decanat erfolgte Pr
des Professors und Hofpredigers Pfeiffer Anlaß, welcher den Satz aufstell
die lutherische Kirche ein Theil der großen katholischen Kirche sei und de
zum Katholicismus übertrat. Auch über den Gebrauch des Vaterunse
heiligen Abendmahl entstanden Streitigkeiten (Arnoldt, KG. S. 620
öffentliche Erklärung des Oberhofpredigers, daß er die lutherische Kirche
wahre Kirche, aber nicht für die allein wahre hielte, konnte seine Gegn
befriedigen (Gel. Preußen, Tom. III, 703 und „Unschuldige Nachrichten"
S. 375). Trotzdem übertrug ihm der Kurfürst die Aufsicht über alle
der Provinz. Er erlebte die Freude, daß an demselben Tage, am 1

1696, an welchem er vor 20 Jahren promovirt hatte, drei seiner Söhne Doctoren der Theologie, der Jurisprudenz und der Medicin wurden. Auch zwei seiner Töchter heiratheten in der preußischen Provinzialkirchengeschichte nicht unbekannte Männer, D. Michael Behm und Prof. Heinrich Liedert. Seine amtliche Thätigkeit war eine sehr umfassende; es wird erzählt, er habe bisweilen in einer Woche vierzehnmal gepredigt ohne zu extemporiren. Groß war die Zahl der Geistlichen, die er ordinirt und der Kirchen, die er geweiht hat. Dabei war er ein bescheidener, stets freundlicher Mann. Am Vorabend vor der Krönung des ersten preußischen Königs am 18. Januar 1701, bei welcher v. S. und Sachsen fungirten, wurde ihm der Titel eines evangelischen Bischofs vom Könige verliehen. Ein Rescript vom 24. December 1702 bestätigte ihn in dieser Würde; der neuer aus Berlin bald darauf übersandter Ornat fand den Bischof aber nicht mehr am Leben. Mühsam hatte er in der Osterwoche trotz Brust- und Gliederbeschwerden, von seinem Sohn und Schwiegersohn unterstützt, seines Amtes noch wahrgenommen. In der letzten Zeit noch mit der Abfassung einer Schrift: „Von der Vorbereitung zum Tode" beschäftigt, ist er am 19. April 1703, im 36. Amtsjahr, im 67. Lebensjahr verschieden, nachdem er die sein Lager Umstehenden versichert hatte, daß er zu Allem fertig sei, am meisten aber zum Sterben, damit er bei Christus wäre.

Seine Schriften sind: „Theolog. homiletica" 1681; Theol. Symbolic. Lutheranae etc." 1688; „Theolog. positiva" 1702; „Widerlegung der Dubiorum Fr. Grabii" 1695; „Das feste Sandufer der evangelischen Lehre entgegengesetzt Stanislai Meiers sandgründigem Lutherthum" 1697; Vorrede zu der Schrift des Pfarrer Masecovius „Geschichte einer angefochtenen Jungfrau" gegen Balthasar Bekkers bezauberte Welt; „Vorrede zu des Herrn von Kalnein's Gedichten"; „Formula catechizandi", die auf königl. Befehl ins polnische und littauische übersetzt wurde; „Beweisthum, daß die lutherische Kirche zu dem einen Hirten und zu einen Heerde gehöre"; „Das neue Testament littauisch" (unter seiner Direction) 1701; „Passionsbetrachtungen" 1702; „Kurze Betrachtungen (Kern der Predigten)" 1689 und 1690; „Betrachtungen und Gebete über Lutheri Katechismum"; „Königliche Gedanken Davids, am Gedächtnißtag der Krönung" 1703; dazu an 30 gedruckte Leichenpredigten, Glückwunsch- und Trostschreiben, sowie akademische Gratulationen; unvollendete Hauspostill, davon 4 Predigten gedruckt; „Von der Vorbereitung zum Tode und würdigeren Gebrauch des heiligen Abendmahls". Aus dem Nachlaß gab sein Sohn heraus: „Instructio Ministrorum verbi in ducatu Prussico." 1707.

Pipping, Sac. Decad. Memor. Theol. S. 990 u. f. 1705. — Erläutertes Preussen. Thl. IV. S. 435. 1728. — Arnoldt, Historie der Königsberger Universität. II. 164 u. öfter. 1746. — Jöcher, Gelehrtenlexikon.

Carl Alf. v. Hase.

Sanden: Bernhard v. S., der jüngere, Sohn des Vorgenannten, nachmals gleichfalls Oberhofprediger zu Königsberg i. Pr. Er war geboren am 4. Mai 1666 zu Königsberg, wurde 1686 zu Leipzig Magister und machte dann gleichwie einst sein Vater eine dreijährige Studienreise durch Deutschland, Italien, Holland und England. Zurückgekehrt nach Königsberg hielt er philosophische und theologische Vorlesungen, wurde 1695 Licentiat und außerordentlicher Professor, 1696 Doctor und 1699 Professor der Theologie. Im Jahre 1703 wurde er Pfarrer an der Löbenichtschen Kirche, 1708 Pfarrer am Dom, 1709 an der Schloßkirche Oberhofprediger. Bei der Jubelfeier der Reformation am 31. October 1717 hielt er als Prof. prim. auch in der Universität die Festrede. Er starb am 22. Januar 1721.

Außer 48 Dissertationen (cf. Unschuldige Nachrichten z. Jahre 1728 S. 88
12 Festprogrammen und 20 gedruckten Predigten hat er herausgegeben: „Ei
Auslegung der Sonn- und Festtäglichen Evangelien" 1711; „Fundamenta Theo
positivae" 1713; „Quaest. bibl. ex Genes." 1716; „Unterricht vor die Junge
und Einfältigen in der Gemeinde von dem zweiten evang.-luth. Kirchenjubilä
1717; „Abfertigung 24 lügenhafter päpstischer Lehren" 1719; „Kurze u
deutliche Anweisung wie der Catechismus Dr. M. Lutheri ꝛc." 1719; neue u
vermehrte Ausgabe der Theol. positiva seines Vaters 1720; 79 seiner Leich
predigten erschienen in seinem Sterbejahr 1721 unter dem Titel: „Fascicu
Viventium". Außerdem inedita cf. Unschuldige Nachrichten z. Jahre 1728 S. 68

Arnoldt, Historie der Königsberger Universität II, 166. — Jöcher, G
lehrtenlexikon.

Carl Alf. v. Hase.

Sanden: Heinrich v. S., geboren am 28. Juli 1672 zu Königsber
† ebendaselbst am 18. August 1728, war Dr. med., wurde 1697 außerordent
licher Professor der Medicin und 1704 ordentlicher Professor der Physik an d
Universität Königsberg. S. hat mehrere medicinische und physikalische Arbeite
veröffentlicht. Von den letzteren ist eine die Geschichte der älteren Luftpumpe
behandelnde Schrift, welche nach Sanden's Tode in Wittenberg erschien, hervo
zuheben. (Arnoldt, ausführliche Historie der Königsbergischen Universität, Königs
berg 1746; Jöcher's Gelehrten-Lexikon IV, 117, wo irrthümlich der 10. Augu
als Todestag angegeben ist. Poggendorff, biogr.-liter. Wörterbuch II, 748. D
Verzeichniß der Schriften ist an den angegebenen Orten zu finden.)

K.

Sander: Adolf S., Abgeordneter des badischen Landtages, geboren zu Karls
ruhe am 20. April 1801, † zu Rastatt am 9. März 1845. Auf dem Lyceum
seiner Vaterstadt wohl vorbereitet, widmete sich S. von 1818—1822 auf d
Universität Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft, erhielt 1827 sein
erste Anstellung als Assessor beim Kriegsministerium, wurde 1830 zum Assess
bei dem damals in Meersburg bestehenden Hofgericht ernannt, bald darauf a
das Hofgericht Rastatt versetzt und an diesem 1835 zum Hofgerichtsrath b
fördert. Schon vorher war er durch seine Freunde in den Kreisen der liberale
Abgeordneten in das politische Leben Badens, das mit dem Jahre 1831 eine
neuen Aufschwung genommen hatte, hereingezogen worden. 1834 wählte ih
der 25. Aemterwahlbezirk zum Abgeordneten der zweiten Kammer. Da sei
Einkommen die Höhe des Census nicht erreichte, von welchem damals die Wähl
barkeit zur Volksvertretung abhing, mußte er, um sich diese zu erwerben, z
dem üblichen Auskunftsmittel greifen, ein Patent zu kaufen, das ihn zum Wein
handel berechtigte und in entsprechender Höhe besteuerte. Der Regierung wa
der Eintritt dieses eben so talentvollen als entschieden liberalen Beamten in d
Kammer keineswegs erwünscht. Es wurde daher aus den Acten der Central
untersuchungscommission eine Denunciation hervorgeholt, die ihn beschuldigte
einen Brief des polnischen Obersten Antonini an seine Adresse befördert z
haben. Die Kammer war zwar Willens, diesen Ausschließungsgrund wegen po
litischer Verdächtigkeit keineswegs anzuerkennen, S. selbst bestand aber auf eine
gerichtlichen Untersuchung und trat erst in den Landtag ein, nachdem das Hof
gericht erklärt hatte, daß kein Beweis für ein Vergehen vorliege. Von seinem
Eintritt in den Landtag an gehörte S. zu den hervorragendsten Mitgliedern der
liberalen Partei. Durch seine ebenso klare als hinreißende Beredtsamkeit, dur
die Fülle seiner Kenntnisse und die Fähigkeit, sie in allgemein verständ
licher und überzeugender Weise darzulegen, nicht zum mindesten durch die En
schiedenheit und Festigkeit seiner Gesinnung gewann er bald sehr großen Einflu

in der Kammer. Bei den Verhandlungen über das neue Strafgesetzbuch 1839 bekämpfte er rastlos und erfolgreich alle Richtungen des Gesetzes, in denen er den Versuch zu gewahren glaubte, Standesunterschieden und Vorrechten einzelner Classen gesetzliche Geltung zu verschaffen. Auf dem nämlichen Landtag beantragte er die Ueberweisung der Entscheidung in Competenzconflicten vom Staatsministerium an eine aus Richtern und Verwaltungsbeamten zusammengesetzte Behörde. Der hannoverschen Verfassungsangelegenheit nahm er sich im Vereine mit v. Itzstein eifrig an. Eine seiner Aufsehen erregenden Motionen bezweckte die Aufhebung der beiden Landesuniversitäten und die Errichtung einer technischen Hochschule in Heidelberg. Als die zu erhaltende Landesuniversität schlug er Freiburg vor, weil die Verlegung der katholisch-theologischen Facultät nach Heidelberg nicht rathsam sei, indem sonst gar leicht am Sitze des Erzbischofs ein Jesuitencollegium entstehen könnte, sowie wegen der dortigen reichen Stiftungen und wegen der im nationalen Interesse zu pflegenden Verbindung mit der Schweiz. Die Motion fand leider keinen Anklang im Landtage und wurde nicht einmal in die Abtheilungen verwiesen. Als der Minister v. Blittersdorff durch principielle Verweigerung des Urlaubs für liberale Beamte, die in den Landtag gewählt wurden, einen folgenschweren Conflict heraufbeschwor, trat S. mit solcher Entschiedenheit für das gute Recht der Staatsdiener ein und übte an dem Vorgehen der Regierung eine so herbe Kritik, daß das Ministerium ihn durch Versetzung als Oberamtmann nach Hornberg zu strafen beschloß. S. hatte keine Lust, diese Stelle anzutreten, nahm den Abschied aus dem Staatsdienst und ergriff den Beruf eines Rechtsanwaltes. Nun trat er, von jeder Rücksicht befreit, nur noch entschiedener auf die liberale Seite und gewann wo möglich noch größeren Einfluß in der Kammer, die ihn fortan in allen Tagungen zum zweiten Vicepräsidenten wählte. Von den Motionen, die er einbrachte — diese bildeten einen, wenn auch nur ungenügenden, Ersatz für das den Kammern damals noch nicht zustehende Recht der Initiative — ist das Ersuchen um gesetzliche Regelung der Preßzustände und um Ausdehnung der Unwählbarkeit der Localbeamten, welche Art. 37 der badischen Verfassung auf Verwaltungsbeamte, Staatsärzte und Geistliche beschränkt, auf Amtsrichter, Bezirksstrafrichter und Staatsanwälte hervorzuheben; auch das Verlangen, daß Abgeordnete, welche ein Staatsamt annehmen oder eine Beförderung, eine Gehaltserhöhung, eine Ordensdecoration erhalten, sich einer Neuwahl unterziehen müssen, sowie ein Antrag auf Schutz der Redefreiheit der Abgeordneten verdienen Erwähnung. Die Festigkeit und Entschiedenheit seiner Gesinnung führte ihn von Jahr zu Jahr weiter in die äußersten Reihen der grundsätzlichen Gegner der Regierung. Am Schlusse des Landtags von 1844 stimmte er mit seinen näheren Freunden gegen das ganze Budget, um dieser grundsätzlichen Gegnerschaft den schärfsten Ausdruck zu geben. Vor der seine Freunde in zwei Heerlager trennenden Entscheidung, wie weit diese Gegnerschaft zu treiben sei, und ob sie schließlich auch das Recht verleihe, die gesetzlichen Schranken zu überschreiten, bewahrte ihn ein früher Tod, die Folge eines sich rasch entwickelnden Lungenleidens. Seiner bedeutenden Persönlichkeit wäre jedenfalls in der Bewegung der Jahre 1848/49 eine hervorragende Rolle beschieden gewesen.

Bad. Biographien II, 233 ff.

v. Weech.

Sander: Anton S., belgischer Historiograph, stammte aus der Familie der Sander, welche in Gent ansässig war und daselbst vielfach Ehrenstellen bekleidete, wurde aber zu Antwerpen am 15. September 1586 geboren, wo sich sein Vater, der Arzt Lävin Sander, zufällig aufhielt. Die Elemente der lateinischen Sprache erlernte S. zu Oudenarde, studirte hierauf am Jesuiten-

gymnasium zu Gent, oblag dann zu Douay dem Studium der Philosophie und wurde daselbst zum Magister der Philosophie am 1. October 1609 promovirt. Nach einigem Aufenthalte in seiner Vaterstadt Gent bezog er die Universität Löwen, wo er unter Bajus, Maldenus u. A. Theologie studirte. Hierauf ging er nach Douay und hörte hier die berühmten Professoren Estius, Petri, Sylvius; 1619 erhielt er in Douay das Licentiat der Theologie. In Gent zum Priester geweiht, wirkte er einige Zeit in der Seelsorge und trat besonders gegen die in der Diöcese Gent zahlreich sich findenden Taufgesinnten mit Erfolg auf. Im J. 1625 wurde S. Almosenier und Secretär des Cardinal Alphons de la Cueva, der damals Statthalter der Niederlande war und erhielt durch dessen Einfluß ein Kanonikat an der Kathedrale zu Ypern; an diesem Domcapitel rückte S. 1641 zum Scholasticus, 1654 zum Poenitentiarius vor, resignirte aber 1657 auf alle seine Würden, um desto ungehinderter dem Studium der Geschichte und seinen litterarischen Arbeiten obliegen zu können. Auf diese Weise, ohne sicheres Einkommen, gerieth er in mißliche Verhältnisse und war froh, bei den Benedictinern zu Affligbem ein gastfreundliches Asyl zu finden, wo er am 16. Jänner 1664 starb. S. besaß unstreitig umfassende Kenntnisse auf dem Gebiete der belgischen Geschichte, Geographie und Topographie; von seinem unermüdlichen Fleiße geben seine zahlreichen gedruckten und handschriftlichen Werke ein beredtes Zeugniß, doch sind seine Arbeiten vielseitig überholt durch Valer. Andreas, Hoppens, Paquot u. A. Bemerkt sei noch, daß bei den verschiedenen Schriftstellern, die Sander's erwähnen, vielfach irrige und widersprechende Angaben über seine Lebensumstände und seine Schriften sich vorfinden. Seine gedruckten wissenschaftlichen Arbeiten sind überaus zahlreich, theils litterärgeschichtlichen und geschichtlichen, theils theologischen und hagiographischen Inhaltes. Von den ersteren seien hervorgehoben: „De scriptoribus Flandriae libri III", 1624, 4°. „De Gandavensibus eruditionis fama claris l. II", 1624, 4°. „De Brugensibus eruditionis fama claris l. II", 1624, 4°. „Hagiologium Flandriae l. unus", 1625, 4°, vermehrt 1639. „De claris sanctitate et eruditione Antoniis", 1627, 4° (behandelt die Heiligen und Gelehrten des Namens Antonius, ist aber nicht viel mehr als ein Namensverzeichniß). „Bibliotheca Belgica manuscripta s. elenchus universa codicum mss. in celeberrimis Belgii coenobiis, ecclesiis, urbium ac privatorum hominum bibliothecis adhuc latentium" 1641—44, 4°. Dies Werk gab Montfaucon die Idee zu seiner Bibliotheca manuscriptorum. „Brabantia sacra et profana", 1644, fol. „Chorographia sacra Brabantiae" 1659, fol. — „Ephemeridum ecclesiasticarum libri XXIV. Dissertationes sacrae et politicae de causis et remediis calamitatum Belgicarum." — „De causis malitia, fraudibus ac remediis haeresion hujus temporis l. XVIII" — „Gandavum s. rerum Gandavensium l. VI", 1627. 4°. — „Flandria illustrata s. descriptio comitatus Flandriae cum tabulis geographicis et iconibus urbium, ecclesiarum, coenobiorum, arcium etc.", 2 Voll. fol., 1641, 1644. sehr seltene Ausgabe, wiedergedruckt mit einigen der früheren Schriften in 3 Bänden groß Fol. 1732–35. Auch als lateinischer Dichter trat S. nicht ohne Glück auf. „Poematum l. III", 1621. „Poemata", 1633, 4°, u. a. Außerdem hinterließ S. noch viele handschriftliche Werke größeren und geringeren Umfanges, aus denen wir nachstehende hervorheben: Gallo-Brabantia, saecularibus et ecclesiasticis descriptionibus et celebriorum quorundam locorum imaginibus illustrata et in XVI libros distributa. — Schediasmata manuscripta Mechliniae sive chorographica descriptio urbis Mechliniensis ejusque ditionis cum imaginibus. — — Schediasmata Antwerpiae cum figuris. — Schediasmata Lovanii cum fig. — Schediasmata Bruxellae. — Tornacum illustratum cum fig. Das Autograph dieses Werkes ist in der Bibliothek zu Tournay, die Zeichnungen dazu befinden

in der königl. Bibliothek zu Brüſſel. — Gallo-Flandriae sive urbium ae (Lille), Duaci et Orchiaci descriptio, cum territoriis ad eas spectanti- — Schediasmata Paralipomenon Flandriae Teutonicae, in 2 partes divisa. Die Biographie Sander's in der 2. Auflage der Chorographia Brabantiae. Labbé, Bibliotheca Bibliothecarum, 1682, p. 28—30. — Nicéron, Me- oires, tom. XV, 67 sqqu. (deutſche Ausgabe: 11. Theil, S. 144—50). — oppens, Bibliotheca Belgica I, 87—90. — Jöcher. — Saint-Genois, An- ine Sanderus et ses écrits in den Annales de la Société royale de Gand, VIII, 185 sqq. — Nouvelle Biographie générale (Hoefer) 43, col. 280—282. Hurter, Nomenclator litterar. II, 173—175.

Otto Schmid.

Sander: Chriſtian Lävin S., deutſcher und däniſcher Dichter, wurde 13. Nov. 1756 zu Itzehoe in Holſtein geboren. Als der Sohn eines wenig ittelten Schneiders und von früheſter Kindheit an mit großer Körperſchwäche fend, würde er ſchwerlich ein Freund und Verehrer der Muſen geworden ſein, ſich nicht Dr. Trapp in Itzehoe und ſpäter der Profeſſor Ehlers in Kiel r angenommen und ihm Gelegenheit und Mittel verſchafft hätten, ſich den enſchaften zu widmen, denen er in Kiel unter Ehlers' Leitung oblag. Hier er bis 1778, und im folgenden Jahre folgte er einem Rufe als Lehrer Erzieher am Philanthropin zu Deſſau. Hier arbeitete er an einigen der als beliebteſten Zeitſchriften, lieferte namentlich viele Beiträge zu den „Pä- giſchen Unterhaltungen" des Philanthropins und ließ ſeinem erſten, bereits 8 erſchienenen Trauerſpiel „Golderich und Taſſo" verſchiedene andere ſchön- nſchaftliche Arbeiten folgen, wie das Luſtſpiel „Der kleine Herzog" (1781), Schauſpiel „Puſillana" (1783), „Proſaiſche Dichtungen" (1783), „Burkhard Amadine, eine Hexenballade" (1783), „Friedrich Robinſon, ein Leſebuch Kinder" (1784), „Geſchichte meines Freundes Bernhard Ambroſius d" (III, 1784), einen Roman, der von Wieland vortheilhaft ausgezeichnet de. Nachdem S. 1783 aus ſeiner Stellung in Deſſau geſchieden, hielt er eine Zeit lang bei Gleim in Halberſtadt auf und ging 1784 als Haus- er zum Grafen Reventlow nach Kopenhagen. Eine Frucht ſeines Strebens, en komiſchen Dichtern nachzueifern, war ſein Werk „Gargantua und Panta- l, zuſammengeſchmolzen und umgearbeitet nach Rabelais und Fiſchart von Eckſtein" (III, 1785—87); aber mit der Umſchreibung Fiſchart's hatte er hieden Unglück, denn während dort Fülle der Gedanken und des Stoffs in per Kürze hervorleuchtet, iſt bei S. in breiter Armuth nichts als gezwungenes en zu finden. Er verließ deshalb auch dieſes Gebiet ſchnell wieder und dte ſich dem Studium der däniſchen Sprache zu, um die däniſche Litteratur Deutſchland zu verpflanzen. Er lieferte auch Ueberſetzungen der Dichtungen Ewald, Rahbek, Prahm, Baggeſen, Weſſel, Thaarup u. a.; doch hatten Bemühungen bei dem geringen Intereſſe, das man der däniſchen Litteratur e, wenig Erfolg. Dagegen machte er ſich durch ſeine ſatyriſchen und humo- ſchen Schriften „Papiere des Kleeblatts, oder Eckſteiniana, Brandiana und ſtiana" (1787), „Salz, Laune und Mannichfaltigkeit in komiſchen Erzäh- en" (1790) und „Komiſche Erzählungen oder Scenen aus dem menſchlichen alter und neuerer Zeiten" (1794), beſonders aber durch ſeine von der iſchen Geſellſchaft in Mannheim mit dem Preiſe gekrönte Abhandlung uiſche Synonyme oder ſinnverwandte Wörter" (1794) in Deutſchland vor- haft bekannt. Inzwiſchen war S. 1789 Gevollmächtigter bei der königl. ttkaſſe und 1791 Secretär der königl. däniſchen General-Wegcommiſſion ge- den, in welcher Stellung er bis 1800 verblieb. Von ſeinen Schriften aus m Zeitraum iſt beſonders ſein Trauerſpiel „Niels Ebbeſen" (deutſch 1798)

hervorzuheben, unstreitig die beste seiner Dichtungen. Und doch bereitete sie ihm das meiste Herzeleid, da seine Gegner das völlig grundlose Gerücht verbreiteten, daß S. diese Dichtung nicht selbst verfaßt, sondern aus der Handschrift eines Verstorbenen abgeschrieben habe. Bei der Errichtung eines Schullehrerseminars in Kopenhagen 1800 wurde S. als Professor der Pädagogik und Declamation an diese Anstalt berufen; er warf sich nun aufs neue auf das von ihm verlassene Gebiet der Pädagogik, schrieb Beiträge zur Geschichte derselben und war 1804—1806 Mitherausgeber und einer der fleißigsten Mitarbeiter an der „Egeria", einer Quartalschrift für das Erziehungs- und Unterrichtswesen in Dänemark und Norwegen. Von seinen sonstigen Schriften seien hier noch erwähnt „Eropolis. Ein lyrisches Schauspiel" (1804), „Eloa, oder Feier der Liebe. Ein lyrisches Gedicht" (1806) und „Auswahl Altdänischer Heldenlieder und Balladen" (1816, mit Musikbegleitung von F. L. A. Kunzen). Sein Trauerspiel „Knud Lavard" (deutsch 1821), das S. selbst für das vorzüglichste unter seinen Werken erklärte, fand indessen auf der Bühne die allerungünstigste Aufnahme. S. starb zu Kopenhagen am 29. Juli 1819.

Allgemeine (Halle'sche) Litteraturzeitung, Jahrg. 1820, II, 725.

Franz Brümmer.

Sander: Friedrich Emil S., Arzt und Hygieniker, wurde als Sohn des lutherischen Pfarrers Immanuel Friedrich S. zu Barmen-Wichlinghausen am 30. Juni 1833 geboren. Den größten Theil seiner Jugendzeit verlebte er in Elberfeld, wohin sein Vater 1838 versetzt worden war. Nachdem er daselbst im Herbst 1850 das Gymnasium absolvirt hatte, bezog er zum Studium der Theologie die Universität Halle, die er ein Jahr später mit Erlangen und 1852 mit Bonn vertauschte. Doch ging er daselbst im Winter 1853/54 zur Medicin über, setzte dieses Studium zu Ostern 1854 in Würzburg, besonders unter Virchow, und später in Berlin, Leipzig und wiederum in Berlin fort, wo er 1857 mit der Dissertation „De morbo maculoso Werlhoffii" die Doctorwürde erlangte. Nach absolvirtem Staatsexamen wurde er Assistenzarzt am städtischen Krankenhause in Danzig (unter Direction des nachmaligen Professors der Chirurgie Albrecht Wagner), erkrankte hier am Typhus und vertauschte nach seiner Genesung diese Stellung mit der gleichen an der inneren Abtheilung im Krankenhause Bethanien in Berlin unter Bartels, wo er zwei Jahre lang thätig war, machte darauf eine Studienreise mit halbjährlichem Aufenthalte in Wien und ließ sich 1861 in seiner Vaterstadt nieder. Hier wurde er bald darauf Chefarzt des Hospitals, machte den Krieg von 1870/71 als Dirigent eines Feldlazareths mit, besuchte nach seiner Rückkehr zum Studium der antiseptischen Heilmethode Halle und Edinburg und führte als einer der ersten deutschen Aerzte diese segensreiche Neuerung an der von ihm geleiteten Heilanstalt ein. Seine große praktische Tüchtigkeit, besonders als Chirurg, sowie mehrere bedeutungsvolle litterarische Publicationen auf diesem Gebiete verschafften ihm eine sehr große Privatpraxis; auch wurde er mit verschiedenen ehrenvollen communalen Aemtern betraut. Dieser letztere Umstand besonders veranlaßte S., daß er von jetzt ab sein ganzes Interesse dem Studium der öffentlichen Gesundheitspflege zuwandte. Er besuchte eine große Zahl von wissenschaftlichen Congressen zu diesem Zweck und half 1873 den „Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege" mitbegründen. 1876 wurde er zum Sanitätsrath ernannt, 1878 folgte er einer Berufung als Director des allgemeinen Krankenhauses nach Hamburg, wo ihm jedoch infolge seines schon am 6. Mai 1878 an Lungenblutung eingetretenen Todes nur eine kurze Zeit der Wirksamkeit vergönnt war. Erwähnenswerth ist, daß schon 1871 an S., der kein forensisches Examen gemacht hatte, der ehrenvolle Ruf ergangen, aber von ihm abgelehnt war, die Stellung eines Medicinal-

raths in den Reichslanden anzunehmen. — S. war ein Arzt von ganz enormer Arbeitskraft und erstaunlicher Leistungsfähigkeit. Die Gabe der plastischen Darstellung in Rede und Schrift war ihm in seltenem Maße eigen und auch die trockensten Gegenstände wußte er oft durch eingestreute humoristische Wendungen dem Kreise der Hörer und Leser mundgerecht zu machen. Von seinen außerordentlich zahlreichen Publicationen bewegen sich die meisten auf dem Gebiete der Hygiene. Unter Uebergehung der Journalabhandlungen und Verweisung auf die citirten Quellen nennen wir an dieser Stelle von bekannten Schriften Sander's sein „Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege" (Leipzig 1877); ferner „Die englische Sanitätsgesetzgebung" (Elberfeld 1869); „Ueber Geschichte, Statistik, Bau und Einrichtung der Krankenhäuser, nebst einem Bericht über das Krankenhaus der Stadt Barmen" (Köln 1875); „Untersuchungen über die Cholera in ihren Beziehungen zu Boden und Grundwasser, zu socialen und Bevölkerungsverhältnissen, sowie zu den Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege" (ebda. 1873). — Die meisten Journalabhandlungen Sander's sind im „Correspondenzblatt des Niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege" und in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege" zur Veröffentlichung gelangt.

Vgl. Biogr. Lexicon hervorragender Aerzte ꝛc. von A. Hirsch, V, 167.

Pagel.

Sander: Georg Karl Heinrich S., Arzt, geboren zu Göttingen am 14. Mai 1779, prakticirte in Nordhausen, wo er eine Zeit lang zugleich Leiter des dortigen Hospitals war, machte 1812 als Chefchirurg der westfälischen Armee den Feldzug nach Rußland mit, wurde nach seiner Rückkehr 1813 dirigirender Chirurg des Hospitals in Braunschweig und übernahm 1814 nach dem Tode des Professors Sievers die Leitung des für die Blokade von Magdeburg errichteten Militärhospitals in Helmstedt. In dieser Eigenschaft entfaltete er eine außerordentlich verdienstvolle Wirksamkeit, insofern es wesentlich seinen Bemühungen gelang, einer außerordentlich intensiven Epidemie von Kriegstyphus ein Ende zu bereiten. 1827 wurde S., der schon vorher vielfach schriftstellerisch hervorgetreten war, Mitredacteur der „Deutschen Zeitschrift für Geburtskunde", in der er selbst eine Reihe von Abhandlungen veröffentlichte, siedelte später nach Braunschweig über, wo er eine weit ausgedehnte Praxis erlangte, zum Medicinalrath ernannt wurde und am 1. Januar 1851 starb. Die Zahl der litterarischen Arbeiten Sander's, der ein besonders auch als Chirurg und Geburtshelfer ausgezeichneter Arzt war, ist ziemlich groß. Als die bedeutenderen unter ihnen haben wir die 1809 der Wiener med. Facultät zur Concurrenz überreichte und 1813 mit dem Preise von 100 Ducaten belohnte Abhandlung hervor, die den Titel führt: „Die Wandflechte. Ein Arzneimittel, welches die Peruvianische Rinde nicht nur entbehrlich macht, sondern u. s. w." (Sondershausen 1815), ferner die Sammlung der von S. zu Braunschweig gehaltenen Vorlesungen, betitelt: „Praelectionum et chirurgicarum et physicarum selectus, quas in Societate physico-med. Brunsvicensi habuit anno 1821, 22" (Braunschweig 1826). Es findet sich hierin eine Reihe interessanter Fälle von Brucheinklemmung, Exarticulation des Oberarms, Gastro-Hysterotomie beschrieben, ferner die Darstellung zweier von ihm erfundener meteorologischer Apparate zur Messung der Durchsichtigkeit der Luft, Diaphanometer und Kyanometer genannt, (letztere auch besonders erschienen: Braunschweig 1827). Endlich sind unter Uebergehung der zahlreichen geburtshülflichen, chirurgischen, gerichtlich-med. Journalabhandlungen von selbständig erschienenen Schriften Sander's noch erwähnenswerth eine Uebersetzung: „Die Zerreißung der Gebärmutter; ein Proceß zwischen Baudelocque und Sacombe" (Göttingen 1807); „Beiträge zur Poleoprophylaxis gegen die

Gangetische Pest, gewöhnlich Cholera genannt" (2 Hefte, Braunschweig 1831, 32); „Aphorismen über die Natur der Dinge" (ebda. 1841).

Vgl. Biogr. Lexicon ꝛc., herausgegeb. von A. Hirsch V, 166.

Pagel.

Sander: Johann Daniel S., deutscher Buchhändler und Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, geboren zu Magdeburg 1759, hatte sich dem Buchhändlerstande nur auf Verlangen seiner Familie gewidmet, Uebersetzer von Perrault's Märchen, als Verleger Kotzebue's von Goethe im „Neuen Alcinous" verspottet, hatte gleichwol sammt seiner Frau Sophie freundschaftliche Beziehungen zu Goethe, bei dessen „Hermann und Dorothea" er für den ersten Druck der Corrector machte, ebenso bei seinen „Neuesten Gedichten", den er im Mai 1800 zu Weimar, 1802 in Lauchstädt besuchte, und der auch eine Einladung zum Gevatterstehen von ihm annahm. Mit Schiller war er schon 1797 in Jena bekannt geworden und erneuerte 1802 bei seinem Besuche in Weimar diese Bekanntschaft. Dem Buchhandel war S. durch den jüngeren Voß in Berlin zugeführt worden, dessen litterarischer Hausfreund er ward, und der ihn bei den meisten Unternehmungen zu Rathe zog. Unter den Schriftstellern zweiten Ranges hatte er sich besonders mit August Lafontaine befreundet, den er durch Niemeyer in Halle kennen gelernt hatte, und dessen zahlreichen, von ihm verlegten Romanen er sich bemühte, die letzte Feile zu geben. Nach dem Tode des jüngeren Voß ward ihm die Leitung der Handlung anvertraut, und dadurch trat er auch in lebhaften, besonders brieflichen Verkehr mit C. A. Böttiger, damals Director des Weimarischen Gymnasiums, der 1796 der Vossischen Buchhandlung den Verlag seiner „amerikanischen Briefe" angeboten hatte. Durch Lafontaine kam er in Verbindung mit dem als Schriftsteller, freisinnigem katholischen Geistlichen und Freimaurer bekannten Ignaz Aurelius Feßler. Dieser kam nach mannichfachen Schicksalen 1796 nach Berlin und stiftete mit Bartholdi, einem jungen Schulmann und guten Kopfe, einen litterarischen Club, die Mittwochsgesellschaft, in welcher besonders der Arzt Marcus Herz durch seine philosophischen und physikalischen Vorträge glänzte. Als Kotzebue im Unmuth über Goethe's abweisendes Verhalten gegen ihn Weimar im J. 1802 verließ und nach Berlin ging, ward S., der schon dessen „Merkwürdigstes Jahr meines Lebens" (2 Bde. Berlin 1801) verlegt hatte, auch der Drucker, Verleger und Mitredacteur der neu von ihm gegründeten Zeitschrift „Der Freimütige", was er bald Gelegenheit fand, bitter zu bereuen. Auch als Tonkünstler war S. nicht unbedeutend und bearbeitete z. B. Gluck's Iphigenie dem Texte nach für die Berliner Bühne. Er starb zu Berlin am 27. Januar 1825.

Im neuen Reich, 1876, II, Nr. 28 f., S. 65—75 und 96—110 (v. Beaulieu-Marconnay). — v. Urlichs, Briefe an Schiller, Stuttgart 1877, S. 494 ff. — Sander's Briefe an C. A. Böttiger auf der Bibliothek zu Dresden. Diese nebst dem Böttiger'schen Vorbemerk dazu sind auch die Hauptquelle des erstgenannten Aufsatzes.

R. Borberger.

Sander: Immanuel Friedrich S. wurde am 1. December 1797 zu Schaafstedt, einem Dorfe zwischen Merseburg und Halle, wo sein Vater Diakonus war, geboren. Auf dem Halleschen Waisenhause vorgebildet, bezog er 1815 die Universität Leipzig. Im stillen Gegensatz zum rationalen Supernaturalismus seiner Lehrer, unbefriedigt von Schelling und Schleiermacher, ist ihm durch die Lectüre der Kirchenväter, dann durch die den armseligen Rationalismus bekämpfenden Vorlesungen F. W. Lindner's, endlich durch die Betstunden der Frau v. Krüdener, in deren Gesprächen das Lamm Gottes der Mittelpunkt war, das Licht aufgegangen. Nun ward er, der deutsche Hus, dessen Mund der Herr ge-

macht hatte wie ein scharfes Schwert, von Feuereifer ergriffen gegen das pro-
anum vulgus der Rationalisten. Seine Predigten, die er als Vespertiner in der
Universitätskirche und Gehülfe des Pastors von Gohlis hielt, machten den Ein-
druck, als tobe eine Windsbraut um das Bauwerk des Rationalismus, und
drohe nicht allein Schindeln und Dachgeschoß abzudecken, sondern auch die
Mauern und Wände niederzulegen. Während die Einen sich wunderten, daß
man den jungen Zeloten nicht längst auf den Schub gebracht habe, auch seine
geistliche Oberbehörde seinen Fanatismus übel vermerkte, erhielt sein Name in
den gläubigen Kreisen, damals pietistisch genannt, einen guten Klang. Kauf-
leute aus dem Wupperthale, während der Leipziger Messe auf ihn aufmerksam
geworden, erkannten sofort in S. ihren Mann und vermittelten seine Berufung
zum Pfarrer nach Wichlinghausen (1822). Da in dieser Gemeinde sich Collen-
buschianer befanden, so richtete sich seine Kanzelpolemik auf deren halbratio-
nalistisches Lehrgebäude. Als Fortsetzung seines Kampfes gegen den wirklichen
Rationalismus kann angesehen werden die von ihm im Vereine mit Bialloblotzky
(s. A. D. B. II, 608), dem wegen seines Mysticismus mit dem Hannöverischen
Consistorium zerfallenen Pastor, herausgegebene Schrift „Das Aufkommen und
Sinken des Rationalismus in Deutschland" (1829), eine Bearbeitung des Buches
von E. B. Pusey „Historial inquiry of the theology of Germany", das wiederum
zurückweist auf eine von Pusey bei Tholuck gehörte Vorlesung. Sodann nahm
S. hervorragenden Antheil an einem rationalistischen Streit, der das Wupper-
thal in lebhafte Bewegung setzte. Eduard Hülsmann, Pastor in Dahl, hatte
1835 eine „Predigerbibel" erscheinen lassen, welche das Hoheitsrecht der Ver-
nunft verkündigte, Christum als herrlichsten Lehrer der Wahrheit und Tugend
pries, durch eine Fülle von geistigen Anlagen über alle anderen Menschen
hinausgerückt. Gegen dieses zerbröckelte Gerölle rationalistischer Ansichten, das
sich doch auch mit supernaturalistischen Elementen conglomerirte, erließ S. ein
scharfes „Theologisches Gutachten", das sich zu dem Bekenntniß erhebt:
„Christus sitzt zur rechten Hand Gottes heißt: er ist Mitregent auf seines Vaters
Thron, und nicht bloß im Reich der Gnade und Herrlichkeit, sondern auch im
Reiche der Natur, sodaß er also Sonnenschein und Regen, gesunde Luft und
fruchtbare Zeiten giebt, und die Begebenheiten der Welt im Einzelnen wie im
Ganzen persönlich und mit gewaltigem Arme regiert." Dem Gutachten folgte
1836 noch eine „Beleuchtung" der wider dasselbe erhobenen Anklagen. Da
Hülsmann gerade zu der Zeit zum Pfarrer der lutherischen Gemeinde in Schwelm
gewählt wurde, ließ S. sein Gutachten in 2. Auflage ausgehen, vermehrt mit
einem Schlußwort. Darin wird nicht allein von Hülsmann's Rechtlichkeit ge-
fordert, freiwillig aus seinem Amte zu scheiden, sondern es werden auch seine
Wähler, die Repräsentanten der Schwelmer Gemeinde, für Empörer gegen die
sanctionirten Ordnungen des Staats und der Kirche erklärt. S. wurde infolge
einer eingebrachten Injurienklage vom Landgericht zu Elberfeld zu einer hohen
Geldstrafe verurtheilt, und das Urtheil in zweiter Instanz bestätigt. Nicht lange
nachher (1838) erhielt er einen Ruf als Pfarrer nach Elberfeld. Hier hat er
eine „Erklärung zu Gal. 3, 20, Christus der einige Mittler" (1840) veröffent-
licht und, veranlaßt durch die Streitschrift des Kölner Erzbischofs v. Droste-
Vischering „Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten", ein frisches,
kräftiges Zeugniß gegen den Romanismus in der Schrift „Das Papstthum in
seiner heutigen Gestalt, in seinen Ursprüngen und in seinen endlichen Aus-
gängen" (1845) abgelegt. Als Apokalyptiker hat er die Zukunft des Herrn und
den Eintritt des tausendjährigen Reiches 1847 erwartet. Obwol von Grund
der Seele dem lutherischen Bekenntniß zugethan, pflegte er doch, seiner pietistischen
Jugend gleichsam eingedenk und als homo unius libri (d. i. der h. Schrift),

die innigste Gemeinschaft mit den Reformirten, und vermochte dem inzwischen aufgekommenen exclusiven und katholisirenden Lutherthum keine Sympathien abzugewinnen; fühlte sich vielmehr zu einem ehrlichen Rationalisten aus der Kantischen Schule weit stärker hingezogen, als zu den orthodoxen Rabulisten ohne Geist und ohne Leben. In Wittenberg, wohin er nach Heubner's Tod 1854 als Stadtpfarrer, Superintendent und Mitdirector des Predigerseminars berufen worden, ist er am 28. April 1859 (nicht 1861, wie Herzog's R.-E. im Generalregister beider Auflagen angibt) einem Lungenleiden erlegen.

F. W. Krummacher, J. F. Sander. Eine Prophetengestalt aus der Gegenwart. Elberfeld 1860.

G. Frank.

Sander: Wilhelm S., Arzt, ist zu Karlsruhe am 19. Januar 1796 geboren. Im Alter von 18 Jahren bezog er zum Studium der Medicin die Universität Tübingen, das er in Göttingen und Berlin fortsetzte, absolvirte 1817 die Staatsprüfung in Karlsruhe und bekleidete seit 1819 die Stellung als Regimentsarzt beim 2. badischen Infanterieregiment. Nachdem er 1822 seine Entlassung genommen hatte, machte er eine wissenschaftliche Reise nach Paris und London, war während der Jahre 1823 und 1824 ärztlicher Reisebegleiter des Markgrafen Wilhelm von Baden auf einer Reise durch Italien und Sicilien und ließ sich nach seiner Rückkehr, und nachdem er die bairische Staatsprüfung zurückgelegt hatte, in Augsburg als Arzt nieder. Hier gewann er bald eine sehr bedeutende Praxis und einen solchen Ruf, daß ihn die Regierung 1831 zum Studium der Cholera nach Wien schickte. Die Resultate seiner hier angestellten Beobachtungen legte er in zwei Schriften nieder, die betitelt sind: „Die asiatische Cholera, in Wien beobachtet" (München 1832) und „Lichtfunken in das geheimnißvolle Dunkel der Cholera" (Kandern 1836). 1835 siedelte S. von Augsburg nach Rastatt über, wurde schon 1836 zum Medicinalreferenten beim Hofgericht und bei der Regierung des Mittelrheinkreises, sowie 1837 zum Medicinalrath ernannt. S., der am 14. März 1842 starb, war ein ebenso scharfsinniger wie kenntnißreicher, dabei energischer und thatkräftiger Arzt von festem und entschiedenem Charakter. Es rühren von ihm mehrere werthvolle casuistische Abhandlungen in Zeitschriften her, u. A. in den „Annalen der Staatsarzneikunde" und die selbständig Karlsruhe 1840 erschienene Sammlung „Obergerichtsärztliche Gutachten über nicht tödtliche und tödtliche Verletzungen".

Vgl. Biogr. Lexicon ꝛc. herausgegeben von A. Hirsch V, 167.

Pagel.

Sanders: Johann S., lutherischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Ob er mit dem im Sommer 1547 in Leipzig immatriculirten Joannes Sanderus Granssvigen(sis) identisch ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Als Pfarrer zu Adenstedt bei Peine gab er 1588 eine „Tragoedia Von dem anfang, mittel vnd ende Johannis des Teuffers" (Magdeburg, A. Kirchner, 21 Bogen 8°) heraus, zu welcher ein Amts- und Dichtergenosse, Melchior Neukirch (s. A. D. B. XXIII, 512) ein lateinisches Begleitgedicht spendete. Mit der biblischen Erzählung hat S. breite lebendige Sittenschilderungen verbunden; trotz der weitläufigen Anlage — es treten über 50 Personen auf — ist der Sinn für das dramatisch Wirksame nicht zu verkennen. In den ersten drei Acten stellt der lutherische Dichter die Wirksamkeit des Bußpredigers unter den Pharisäern, Zöllnern und Kriegsknechten dar und benutzt als Modelle die „falschen Lehrer und unnützen, faulen Thumpfaffen und Mönche", die gewissenlosen Kaufleute und die mit ihren Dirnen auf den Dörfern herumziehenden Gartbrüder, „die frommen Kinder von Raubestadt", die rühmend ihrer Hühnerdiebstähle und anderer Schelmstreiche gedenken. Johannes hebt als „warhafte Contrafactur

es rechtschaffenen getreuen Predigers" eine Reformation an und eifert gegen
e Opfer und die Ceremonien wie gegen das Amt des Hohenpriesters und das
Lere Leben der Domherren. Verständigerweise ist seine Strafpredigt in Dia-
ge mit den bußfertigen und verstockten Vertretern der einzelnen Stände auf-
Ost. Die Verwickelung beginnt erst im 4. Act, den die vergilische Fama („in
em Fastnachtskleid mit Flügeln") wie in Shakespeare's Heinrich VI. oder in
mit Cramer's Plagium mit einer Uebersicht über die Geschichte des Herodes
ach Josephus) eröffnet. Die Scene, in der Herodes, durch die Drohungen des
apheten erschüttert, sich von dem Weibe des Bruders zu trennen denkt, dann
er sich von Herodias zur Einkerkerung des Warners überreden läßt, war schon
n Sanders' Vorgängern, wie Schöpper und Al, deren Zusammenhang mit
Term Dichter noch untersucht werden muß, als die am meisten dramatische
ganzen Fabel erkannt und ausgestaltet worden. Auch hier bildet sie den
anzpunkt des Stückes. Zuerst holt Hosteufel, vom Kirchteufel unterstützt,
pido herbei, um durch seinen Pfeil im Herzen des wankelmüthigen Königs
Erinnerung an die Geliebte zu entflammen, dann bestürmt ihn Herodias
ist liebkosend („O Herodes herzliebster mein, Dein herze mus viel härter sein
s zennig adamanten Stein, Wo du wirst vergessen mein") und fußfällig
und nebst ihrer Tochter und ihren Zofen; durch die Drohung, sich selber zu
echen, erwirkt sie endlich die Zusage, daß Johannes gefangen gesetzt werden
. Im Schlußacte sind zeitgemäße Motive, wie die unfläthigen Saufgelage
Edelleute und ihre Bauernplackerei, mit den Vorbereitungen zu einem glän-
den Hoffeste verflochten. Lebendig wird der Empfang der Gäste, der Aufzug
Königin, das Walten des Marschalls, das galante Tischgespräch, das Zu-
ken, die Unterhaltung durch Gesang („ein nidesch Lied von falschen Zungen,
herzliebe scheiden") und Tanz vorgeführt. Auf die hinter der Bühne vor sich
ende Enthauptung des Täufers folgen als versöhnender Abschluß die Gewissens-
des Tyrannen, die Enttäuschung der Teufel und der von Engelgesang be-
itete Leichenzug.

Goedeke, Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1852, 385 f. — Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur (1886) S. 125.

J. Bolte.

Sandfurt: Wilhelm S. (Sandvort, Sandphurt, Santphurd), einer der wandernden Theologen der Reformationszeit, ist in die Geschichte der Glaubensänderung von Osnabrück, Stade und Lüneburg verflochten, † in letzterer Stadt als Pastor zu St. Johannis am 15. März 1564 im 63. Lebensjahre. Er war also 1501 oder 1502 geboren zu Brogel (Bröckel?) bei Antwerpen, nicht zu Borcken bei Münster, wie Bertram im Jöcher IV, 123 angibt. Zu Münster soll er unter Johann Murmellius (s. A. D. B. XXIII, 65 f.) gebildet sein, was kaum anzunehmen, da Murmellius schon 1513 Rector der Schule zu Emmerich wurde. Auch Timann wird als sein Lehrer angegeben. Sein weiterer Lebensgang ist aus einem Epitaph des Lucas Lossius (s. A. D. B. XIX, 220) zu berechnen, nachdem er 22 Jahre in Osnabrück gewirkt hat. Da er von dort 1548 vertrieben wurde, muß er um 1526 dahin, und zwar als Rector einer Hochspielsschule, gekommen sein; seit 1532 ist er Diakonus an der Katharinen-kirche, verlor das Amt aber 1533, wie es scheint bei wiedertäuferähnlichen Unruhen gegen die katholische Geistlichkeit. Er hielt darauf eine Privatschule in Osnabrück bis 1543 hin. Da Hermann Hamelmann (s. A. D. B. X, 474 f.), der schon 1538 das Gymnasium zu Münster besuchte, sich selbst des Sandfurt Schüler nennt, so muß er in dieser Privatschule unterrichtet sein. 1542 begann

der eben erst mit den Weihen versehene Bischof von Osnabrück, Münster und Minden, Franz v. Waldeck (s. A. D. B. VII, 290 f.), sich der Reformation zuzuwenden, ließ den Hermann Bonnus aus Lübeck berufen, durch diesen die Stadt Osnabrück reformiren und trat dem Schmalkaldischen Bunde bei. Der Stadt überließ er zwei Klöster, und diese richtete in dem der Barfüßer 1543 eine Schule ein, deren Rectorat S. übernahm. Aber schon 1544 bestellte ihn Franz (anscheinend neben jener Stelle) zu seinem Hofprediger, dann wurde er Pastor der Marienkirche. Als aber nach dem schmalkaldischen Kriege Christoph von Wrisberg zur Execution heranzog, dann auch die Weigerung, das Interim einzuführen, die Domcapitel in Harnisch brachte, und das Osnabrücker schon seine Absetzung betrieb, schlug der Bischof 1548 plötzlich um, forderte die Klöster von der Stadt zurück und verjagte alle Prediger, die sich dem Interim nicht fügen wollten. Die Gegenreformation war vollständig. S. hatte gegen Interim und Papstthum eine Schrift in der damals üblichen satirischen Gedichtform, anscheinend „Axiomata" betitelt, dazu eine „Farrago biblica carmine heroico scripta" herausgegeben, welche das Domcapitel besonders erbitterten. Auf dessen Klage hatte Franz Sandfurt's Vertreibung sofort vom Rathe verlangt und durchgesetzt. S. wandte sich nach dem Bremischen, welches seit der 1547 abgeschlagenen Belagerung der Stadt Bremen durch die Kaiserlichen und der letzteren gründlichen Niederlage bei Drakenborch trotz des eifrig katholischen Erzbischofs Christoph (s. A. D. B. IV, 235) für den Hort des Protestantismus im Nordwesten Deutschlands galt. Hier fand er in Stade die Reformation infolge des Bremer Sieges gerade endgültig durchgedrungen und erhielt die Predigerstelle der kleinen Burggemeinde in der Pancratiuskirche, aus welcher der letzte katholische Priester der Stadt, Dionysius, eben vertrieben war. Er blieb bis 1551, wo er als Pastor an die St. Johanniskirche zu Lüneburg berufen wurde; hier hat er in Ruhe sein Leben beschlossen und forderte, daß ihm die Grabschrift gesetzt werde: „Ego Guilielmus Santphurdius, credo remissionem peccatorum, expecto carnis resurrectionem et vitam venturi saeculi. Amen." — Fast alle Nachrichten über ihn stammen aus Hamelmann's Historia ecclesiastica renati Evangelii per inferiorem Saxoniam et Westphaliam und aus dem von Lucas Lossius verfaßten „Epitaphium". Das Letztere ist aus den „Epitaphia" nachher in die „Lunaburga Saxoniae" (Frankfurt, Egenolf, 1566) hinübergenommen. Hier ist der Grund seiner Vertreibung aus Osnabrück in V. 7 angegeben, wo zu lesen ist:

Praesulis hinc cessit gladios minitantis ab aula,
Ne probet Interimi (st. interitus) dogmata tetra libri.

Nachher hat Strodtmann in den „Hannov. Anzeigen" von 1753 und 1754 die einzelnen Data zusammengelesen. Nach Bertram verfaßte S. noch eine „Concio de angelis" und „Series temporum de perpetua conservatione ecclesiae in mundo".

Vgl. Schlichthorst, Beyträge zur Erl. der ältern und neueren Geschichte der Herzogth. Bremen und Verden II, 212 ff. (nicht durchweg correct) und E. W. G. Schlüter, Kirchenordnung für .... die Stadt Stade (S. 82), wo die reiche, nicht immer sicher citirte, meist nur wiederholende Litt.

Kraute.

Sandhaas: Georg S., Rechtsgelehrter und Rechtshistoriker, geb. zu Darmstadt am 14. September 1823, † zu Graz am 2. April 1865. S., welcher seinen Vater schon in früher Jugend verloren hatte, bezog von 1840—44 die Universität Gießen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. 1845 trat er in den praktischen Staatsdienst seines Vaterlandes, der jedoch seinen Neigungen wenig entsprach, weshalb er sich nach erlangter Doctorwürde (am 20. Januar 1849) an der Juristenfacultät zu Gießen habilitirte, und dortselbst seit 1851

ahre als außerordentlicher Professor Vorträge hielt. — Im August kam er einen Ruf nach Graz, wo er zum Ordinarius der früher mit iplin des Strafrechts verbundenen Deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte urde, und bestieg den neuen Lehrstuhl am 5. December desselben Jahres. ählte alsbald zu den hervorragendsten Mitgliedern der Grazer Rechts- ja der gesammten Hochschule, da er mit einer auf classischer Grund- enden Bildung eine tiefe Vielseitigkeit verband, welche Männern seines nur ausnahmsweise eigen ist. Leider wurde unser Gelehrter schon nach n Schaffen (1865) durch den Tod der Hochschule entrissen. Mit be- Vorliebe der Entwicklungsgeschichte des deutschen Rechtes nachgehend, uf diesem Gebiete einige Arbeiten veröffentlicht. Als Inauguralabhand- Bemerkungen über das Recht des nächsten Erben bei Verfügungen über deigenthum nach älterem deutschen Rechte" (Gießen 1849, 4°); sodann: istische Abhandlungen" (Gießen 1852). 1863 brachte das Februarheft gsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften einen (auch als Separat- erausgegebenen) Aufsatz von S. „über die Geschichte des Wiener Weich- " (Sitzungsber. XLI, 368 u. ff.). Endlich erschien nach des Ge- ode als Fragment eine Darstellung des fränkischen ehelichen Güterrechtes 1866). Mit dieser Arbeit, welche zwei deutschrechtliche Institute „das nschafts- und das Grundtheilungsrecht" behandelt, war S. noch auf dem ger eifrig beschäftigt; und als er selbst nicht mehr zu schreiben vermochte, r seinem Freunde, Prof. Dr. Tewes, den Rest der Arbeit in die Feder. ließ auch andere Manuscripte, welche indeß nach dem Urtheile von ändigen zur Veröffentlichung noch nicht reif waren.

trones, Gesch. der Karl-Franzens-Univers. in Graz. S. 182 und 549. Wurzbach, biograph. Lexikon. XXVIII, 181—182 und die dort an- ne Zeitungs-Litteratur; bes. Gratzer Zeitung von 1865, deren Nr. 79 „dem Andenken an G. Sandhaas" gewidmeten Aufsatz enthält.

Eisenhart.

dhagen: Caspar Herrmann S., geb. am 22. October 1639 zu usen in Westfalen als Sohn eines Volksschullehrers. Vorbereitet auf nasium in Osnabrück, studirte er von 1657 an Theologie in Rostock, eine Zeit lang auf der Universität in Königsberg. 1665 fand er zu- Anstellung in Bielefeld, wo man ihn zum Rector der Schule gewählt. gte er dem Rufe als Superintendent nach Lüneburg und 1684 ernannte Herzog Christian Albrecht zu Schleswig-Holstein auf Gottorf zu seinem rediger und Generalsuperintendenten. Es war damals aber die Zeit, herzoglich Gottorfische Antheil von dem König von Dänemark sequestrirt daher konnte S. erst 1689, nachdem der Frieden geschlossen, diese ntreten. S. hatte seinen Predigern eine Auslegung des 7. Capitels heten Micha zum Behuf der Anwendung zu einer Bußtagspredigt zu- Der damalige Königliche Generalsuperintendent D. Josua Schwarz in dieser Auslegung irrige Meinungen über das tausendjährige Reich u haben und veröffentlichte daher eine Schrift: Gründliche Widerlegung dem halben Theil des schlesw.-holst. Ministeriums im Mai 1696 zur gt fürgeschriebenen, durchgehends aber dem Chiliasmus dienenden Aus- s 7. Capitels Micha's, 1697. S. starb indeß schon am 17. Juni hres. Als er aber auf einer Visitationsreise erkrankte, ließ er sich h Kiel bringen, ließ dort die Mitglieder der theologischen Facultät der it an sein Krankenbett kommen und bekannte vor denselben, daß sein D. Schwarz, ihm Unrecht gethan. Nach abgelegtem Glaubensbekenntniß : Ich glaube eine gnädige Vergebung der Sünden, Auferstehung des

Fleisches und nach dem Tode ein ewiges Leben. Bald darauf hat er den Geis aufgegeben. Es nahmen sich nun Andere seiner an. Zunächst erschien von Pastor Blech in Lüneburg eine Schrift: Vergewisserung, daß C. H. Sandhagen's dem Ministerium A 1695 und 96 zur Bußpredigt vorgeschriebene Auslegung des 6. und 7. Capitels Micha nicht unrecht sei, dem Chiliasmo nicht diene und die dagegen gerichtete Widerlegung solche nicht vermöge umzustoßen (Schleswig 1700). Desgleichen erschien von dem bekannten Husumer Pastor und Kirchen-inspector J. M. Krafft (s. A. D. B. XVII, 14) unter dem Pseudonym Krato: Gerettete Unschuld zweier hochansehnlicher holsteinischer Generalsuperintendenten Herr H. C. Sandhagen und D. H. Mühlius wider die falschen Beschuldigungen D. Josua Schwarz'. Mit Vorrede von J. Mühlius. Schleswig 1702. Der Nachfolger im Amte von Sandhagen D. Mühlius hatte auch selbst eine Schrift zur Vertheidigung seines Vorgängers veröffentlicht, welche auch von Schwarz beantwortet worden war. — Schließlich erschien auch noch von demselben Krafft: Wahrer historischer Bericht von den Schleswig-Holsteinischen Kirchen-Streitigkeiten und Spaltungen wider D. J. Schwarz Tractat von den chiliastischen Vorspielen principiis und Chiliasmo selbst D. Mühlii. Schleswig 1705. Außer durch einige lateinische Dissertationes und einige Casualpredigten hat S. sich auch als Gelehrter kundgegeben in den Schriften: „Kurtze Einleitung in die Geschichte unsers Herrn Jesu Christi, der Apostel, wie auch den Faden des N. T. nach der Zeitordnung aus den vier Evangelisten, der Apostelgeschichte und Briefen, wie auch Offenbarung Johannis zu betrachten", Lüneburg 1684. 2. Aufl. 1688, und wieder abgedruckt mit Zusätzen aus seinen anderen Schriften Berlin 1702 u. 1711. Halle 1716. — „Erstes zehn theologischer Sendschreiben, darin unterschiedene Oerter der Heil. Schrift erklärt werden." Schleswig 1692 und 1703. Ander Theil 1694. Beide wieder zusammen gedruckt Jena 1711. Auch erschien von ihm ein Lehrbuch für die Schuljugend: „Katechismus-Milch" Plön 1696, das in dem ihm untergelegten Bezirk in die Schulen eingeführt ward als Landes-katechismus. S. war persönlich mit Spener befreundet.

Moller, Cimbria litterata II, 751. — Scholz, holstein. Kirchengeschichte 278. — Jensen-Michelsen, schlesw.-holst. Kirchengeschichte IV, 34. — L. Helweg den Danske Kirkes Historie efter Reformation I, 483, 514, 520.

Carstens.

Sandmeier: Melchior S., Schulmann, geb. am 29. Juli 1813 in dem aargauischen Dorfe Seengen am Nordufer des Hallwilersees, wurde von seinen Großeltern mütterlicherseits im benachbarten Meisterschwanden erzogen, da seine Eltern, ursprünglich bemittelte Landleute, infolge eines Brandes verarmt waren. In der dortigen Gemeindeschule, die er seit November 1819 besuchte, erregte er durch Begabung und Fleiß die Aufmerksamkeit des Ortspfarrers Jakob Amsler und erhielt daher später von diesem Privatunterricht, der auch dann noch fortdauerte, als er bereits die Schule verlassen hatte und in Schafisheim bei Lenzburg die Seidenbandweberei erlernte. Nach vollendeter Lehrzeit gedachte er eben sein Gewerbe in einer Baseler Bandfabrik fortzusetzen: da veranlaßte ihn die Ausschreibung eines neuen Seminarcurses einem längst gehegten Wunsche nachzugeben und am 27. Januar 1833 in das von Phil. Rabholz und dann von Augustin Keller geleitete Schullehrerseminar in Aarau einzutreten. Er verließ dasselbe am 30. April 1835 mit einem vorzüglichen Wahlfähigkeitszeugnisse für sämmtliche Classen der Volksschule, fand schon im October desselben Jahres eine Anstellung in Kulm und übernahm am 28. März 1836 das Lehramt an der neugegründeten Gesammtschule in Zofingen, die sich unter seiner Leitung einen so guten Ruf erwarb, daß die Schülerzahl in kurzem von 55 auf 117 anwuchs. Der Anschauungsunterricht, um dessen Einführung er sich besonders ver-

dient gemacht hat, veranlaßte ihn, sich mehr als bisher auf die Naturwissenschaften zu verlegen, wobei er sich der Hülfe eines fachmännischen Collegen bediente. Sein eifriges Streben blieb nicht unbelohnt; denn am 7. April 1843 berief ihn die Regierung als Lehrer der Naturwissenschaften an das inzwischen nach Lenzburg übergesiedelte Seminar und übertrug ihm zugleich an der damit verbundenen Musterschule den religiösen und den gesammten sprachlichen Unterricht. Als dann das Seminar am 20. Januar 1847 die ansehnlicheren Räume des aufgehobenen Cistercienserklosters Wettingen bezog, verband er hier mit dem naturkundlichen noch den landwirthschaftlichen Unterricht, den ein von ihm und Augustin Keller bearbeiteter und bereits am 7. November 1845 zum Gesetz erhobener Entwurf in der Anstalt eingeführt hatte. Nachdem man dieser 45 Jucharten Land nebst Gebäuden und Fahrhabe überwiesen hatte, traf S. mit wahrem Feuereifer die nothwendigen Einrichtungen und war fortan nicht nur in der Schule thätig, sondern leitete auch die Arbeiten der Zöglinge in Garten, Feld und Scheune. Zu seiner weiteren Ausbildung sandte ihn die Regierung im Sommer 1847 nach der württembergischen land- und forstwirthschaftlichen Akademie in Hohenheim, wo er die ihm zugemessene kurze Frist mit solchem Ernst benutzte, daß er bei der Schlußprüfung am 17. September die erste Note in Fleiß und Kenntnissen davontrug. Nach seiner Heimkehr folgten mancherlei Verbesserungen in dem landwirthschaftlichen Betriebe Wettingens; denn er führte die Seidenzucht und den Anbau der Runkelrüben und des Maises ein und wirkte durch sein Beispiel und die von ihm gemachten Versuche zugleich anregend auf die bäuerliche Bevölkerung der Umgegend. Seine Erfahrungen legte er in den noch heute bestehenden „Mittheilungen über Haus-, Land- und Forstwirthschaft der Schweiz" (Aarau, Christen) nieder, deren Herausgabe er seit 1853 besorgte. Die aargauische landwirthschaftliche Gesellschaft ehrte ihn 1852 durch die Wahl in ihren Vorstand, und die Regierung ernannte ihn im gleichen Jahre zum Mitgliede eines Ausschusses, dem sie die Bearbeitung eines neuen Schulgesetzes übertragen hatte. Aber mitten in dieser ehrenvollen Thätigkeit befiel ihn ein schon früher aufgetretenes typhöses Augenleiden von neuem. Vergeblich suchte er Heilung in den Soolbädern von Rheinfelden: neue Anfälle warfen ihn dauernd auf das Krankenlager; und nachdem er am 15. September 1854 noch die Geburt eines Sohnes mit wehmüthiger Freude begrüßt hatte, schied er am folgenden Tage, erst 41 Jahre alt, aus dem Leben. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem evangelischen Friedhofe in Baden. — Außer Beiträgen in den erwähnten „Mittheilungen", in den „Allgemeinen Schweizerischen Schulblättern" und in der „Schweizerischen Volksschule" hat er folgende selbständige Werke veröffentlicht: „Methodisch-praktische Anleitung zur Ertheilung eines Geist und Gemüth bildenden naturkundlichen Unterrichtes in Volksschulen" (1848; 2. Auflage u. d. T.: „Lehrbuch der Naturkunde, methodisch behandelt für die verschiedenen Stufen der Volksschule", 2 Theile, 1850—51; beide Auflagen mit Holzschnitten im Texte); „Eine volksthümliche Frage: Ist es möglich, daß der Volkswohlstand in unserm Lande von Seite der Landwirthschaft wesentlich erhöht, auf längere Dauer erhalten und dadurch der allgemein überhandnehmenden Armuth bedeutend Einhalt gethan werden kann?" (1851) und: „Gemeinfaßlich-rationelle Landwirthschaftslehre" (1853; mit Textholzschnitten).

Augustin Keller, Lebensbild M. Sandmeiers in: Programm des Aargauischen Lehrerseminars in Wettingen, Baden 1854, S. 5—26. — Actes de la Société helvétique des sciences naturelles, XLe session, Chaux-de-Fonds 1855, p. 259—265 u. J. Müller, Der Aargau, II, Zürich u. Aarau 1871, S. 293—295.

A. Schumann.

Sandrart, Künstlerfamilie. Joachim v. S., geb. am 12. Mai 1606 zu Frankfurt a. M., † 1688 zu Nürnberg. Er stammte aus einer angesehenen Familie der vormals flandrischen Stadt Valenciennes, welche wegen der Kriegsunruhen nach Frankfurt übergesiedelt war. Joachim erhielt eine gute Erziehung nicht nur in Sprachen, sondern auch im Zeichnen und Kupferstechen, da er entschiedene Neigung zur Kunst hatte. In Hanau und Nürnberg vorgebildet, reist der fünfzehnjährige Jüngling zu Fuß nach Prag, um bei Egidius Sadeler sich weiter in der Kupferstechkunst auszubilden. Dieser aber erachtete seines Schülers Befähigung mehr auf dem Gebiete der Malerei gelegen und rieth ihm dement sprechend. Joachim v. S. kehrte zunächst in die Heimat zurück und begab sich von da nach Utrecht, wo er in den Unterricht von Gerhard Honthorst eintrat. Hier machte der neue Schüler so rasche Fortschritte, daß Honthorst ihn bald vor allen auszeichnete und ihn auf einer Reise an den Hof des Königs Karl I. von England zum Begleiter und Gehülfen wählte. Auch hier fand des jungen Mannes Geschicklichkeit Beifall, und als Honthorst heimkehrte, durfte S. am englischen Hofe zurückbleiben, wo er die Gelegenheit benutzte, die dort vorhandenen Kunstschätze zu studiren. Jedoch verließ er 1627 England und reiste über Holland und Frankfurt nach Italien, zunächst nach Venedig und Bologna, wo er bei längerem Aufenthalt die vorhandenen Gemälde studirte und theilweise copirte, dann nach Rom, wo S. einen mehrjährigen Aufenthalt nahm. Er erlangte bald eine feste Stellung daselbst, so daß er von dem König von Spanien gleichzeitig mit den berühmtesten Künstlern zu Rom große Bestellungen bekam, von dem Papst Urban beschäftigt und von dem Marchese Giustiniani beauftragt wurde, zu dessen Galeriewerk die Zeichnungen zu liefern. Die Galeria Giustiniani erschien 1631 in zwei Foliobänden. Eine Studienreise nach Neapel, Sicilien und Malta und der Umgang mit Claude Lorrain, dessen Bekanntschaft S. in Tivoli gemacht hatte, förderten den jungen Künstler weiter auf dem Felde der Landschaftsmalerei. Noch während der trübsten Periode des dreißigjährigen Krieges, als speciell seine Vaterstadt auf das härteste mitgenommen war, kehrte Joachim v. S. 1635 nach dem Tode seines Vaters nach Frankfurt zurück. Zwar vermählte er sich am 21. Februar 1637 mit einer Verwandten der de Neufville'schen Familie, Johanna v. Milkau auf Stockau, aber schon in demselben Jahre mußte er mit ihr Zuflucht und Muße in Amsterdam suchen. Auch hier erwarb er sich bald eine sichere Stellung und erhielt größere Bestellungen historischer Bilder. Nachdem Sandrart's Frau das Gut Stockau bei Ingolstadt durch Erbschaft zugefallen war, siedelte er dahin über und widmete seine Zeit theils der Kunst, theils dem Aufbau des im Kriege verwüsteten Gutes. Hier trat er in Beziehungen zu den kunstliebenden pfälzischen, bairischen und österreichischen Fürsten der Nachbarschaft, mußte jedoch abermals nach Ingolstadt flüchten, während 1647 sein Gut zum zweiten Male niedergebrannt wurde. Er baute es abermals auf und siedelte 1649 nach Nürnberg über, um die Studien zu seinem großen Friedensbilde zu machen. Das noch jetzt in Nürnberg vorhandene große Gemälde zeigt die nach dem Leben gemalten Bildnisse von 50 Personen; es wurde 1650 vollendet. Nach beendigtem Friedenscongreß wurde S. nach Wien berufen, um die kaiserliche Familie zu malen. Nachdem er diesen Auftrag vollzogen, begab er sich wieder nach Stockau, bald aber verkaufte er dieses Gut und verlegte seinen Wohnsitz nach Augsburg. Dort verlor er 1672 seine Frau nach schwerer Krankheit, aber schon 1673 verheirathete er sich zum zweiten Male mit Esther Barbara Bloemart aus Nürnberg und siedelte 1674 nach deren Vaterstadt über. Beide Ehen blieben kinderlos. S. starb 1688 in Nürnberg und wurde auf dem Johanniskirchhofe begraben.

Die Gemälde von Joachim von S. befinden oder befanden sich in Wien

elvedere und Galerie Esterhazy), Berlin (königl. Museum), Braunschweig rzogl. Museum), München (Pinakothek), Nürnberg (städtische Galerie), Würz- g (Dom), Pommersfelden (Galerie), Bamberg (Dom), Augsburg (königliche mäldegalerie und Barfüßerkirche), Aschaffenburg (königl. Schloß), Mannheim roßherzogl. Galerie), Frankfurt (städtische Gemäldegalerie).

Wichtiger, denn seine Stellung als ausübender Künstler, ist seine Bedeu- ng als Kunstgelehrter. Seine 1675 in zwei Foliobänden erschienene: Teutsche Akademie der edlen Bau-, Bild- und Mahlereikünste" mit vielen nstlerporträts und anderen Kupfern (Nürnberg, Jacob Sandrart; Frankfurt, atthäus Merian), wird heute noch als eine unentbehrliche Quelle für die tsche Künstlergeschichte betrachtet.

Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt; S. 181—195. — Rüppell, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst; Heft 7, 8.

Jacob v. S., geb. am 31. Mai 1630 zu Frankfurt, † zu Nürnberg 08, Joachim's Neffe, verließ aus denselben Gründen wie sein Oheim mit nen Eltern schon in frühester Kindheit die Vaterstadt. Die Eltern zogen zu- chst nach Hamburg, wo der Vater starb, dann wandte die Familie sich nach n Haag und 1640 nach Amsterdam zu einem dort wohnenden Oheim, der n Knaben Jacob veranlaßte, sich der Kunst zu widmen. 1655 finden wir ihn heirathet in Regensburg, 1656 aber nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in rnberg und gründete dort einen Kunsthandel. Er übernahm 1662 mit Gödler Aufsicht über die neu errichtete Akademie und entwickelte als Kupferstecher außerordentliche Thätigkeit. Er überlebte seine beiden Söhne: Johann cob und Joachim, der erstere war Maler und Kupferstecher, der zweite aler.

Nagler, Künstlerlexicon. — Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt. S. 193.

W. Stricker.

Sandrini. Der Name einer Künstlerfamilie, die sich insbesondere in Prag Dresden durch vortreffliche Leistungen bekannt und geachtet machte. — Paolo S., geb. 1782 zu Goerz, galt als einer der besten Oboebläser seiner it; er spielte das englische Horn gleich gut und war auch ein sehr geschickter itarrist. Bei aller Anerkennung aber, die er als Virtuose fand — man gmte, daß er sein Instrument mit viel Leichtigkeit, Fertigkeit und Delicatesse handle —, tadelte man doch, daß ihm, obgleich er ziemliche Höhe te, die hohen Töne leicht versagten und er für ihren Erfolg nicht immer gen konnte. Sein Ton wird als spitz, kleinlich und von wenig Wirkung ge- ldert; die Tonverbindungen waren in seinem Vortrage nicht genug temperirt, sotto voce folgte unvermittelt dem forte, seinem piano fehlte es an Zart- t und Weichheit; auch hatte man bei seinem Spiele den Eindruck, als müsse n sehr mit den Schwierigkeiten kämpfen. S. kam 1805 nach Prag, hei- thete dort die Sängerin Caravoglia, wurde 1808 Mitglied der k. Capelle in sden und starb da am 15. November 1813. Von seinen Compositionen rden bekannt: „Duo für Guitarre und Flöte; Op. 12". „6 Cavatines p. avec Guitarre", Op. 13. „6 Ariettes italiennes", Op. 14. „Thêmes ées", Op. 15. „Sonate conc.", Op. 16. — 2. Luigia Caravoglia, oren am 28. Februar 1782 im Haag (1781 in Neapel?); entstammte r italienischen Künstlerfamilie (ihr Vater Giuseppe C. war ein berühmter gottist, ihre Mutter Maria, geb. Balsoni aus Mailand, 1758—1802, eine ierte Sängerin), debutirte 1802 als Oberde in den „Scythen" mit günstigem olge an der italienischen Oper in Prag, an der auch ihre Mutter angestellt

war, und gehörte derselben unter Guardasoni's und später auch unter Liebich's Direction bis 1808 an. Sie verehelichte sich hier mit dem Obristen S. und folgte ihm nach Dresden, wo sie, bis zu deren Auflösung, an der italienischen Oper engagirt war; ging darauf als Sängerin und Gesanglehrerin am Conservatorium aufs neue nach Prag, kehrte aber 1845 wieder nach Dresden zurück, wo sie am 26. October 1869 starb. Diese kleine, etwas corpulente Italienerin war eine Zierde der Bühnen in Prag und Dresden. Sie besaß einen zwar nicht sehr starken, aber umfangreichen und klangvollen Sopran von tadelloser Reinheit und verfügte über eine glänzende Coloratur. Dabei rühmte man ihrem Vortrage große Wärme und Innigkeit, ihrer Ausführung komischer Partien bezaubernde Anmuth und Laune nach. Die geistreiche, sehr gebildete Frau spielte zugleich sehr graziös und wußte ihren Darstellungen, wo es erforderlich war, eben so viele Würde, als allerliebsten Reiz und gewinnende Schelmerei zu verleihen. Die Besprechungen ihrer Leistungen anerkennen stets ihr ausdrucksvolles Spiel, ihren kunstreichen Gesang, ihren heiteren Geist. Um auch in deutschen Opern auftreten zu können, lernte sie in Prag deutsch und schon nach wenigen Monaten sang sie deutsche Texte verständlicher, als alle ihre Collegen und sprach auch den Dialog am besten. Auf jede ihrer Partien verwandte sie künstlerische Sorgfalt und besten Fleiß. Dennoch blieb ihr die edle Simplicität des deutschen Gesanges ein mehr oder minder fremdes Gebiet, so viele Mühe sie sich damit auch gab. Nur das Glänzende — kühne Passagen, brillante Verzierungen, schmetternde Triller — schien ihrer Natur eigenartig; daher sang sie italienische Arien zum Entzücken. — Die große italienische Bravourarie blieb so recht ihre Domäne. Hier riß die erfahrene, trefflich geschulte Sängerin durch feurigen, ausdrucksvollen Gesang stets zur Begeisterung hin. Ihre obwol stets gewählten und geschmackvollen Fiorituren waren oft im Uebermaß angebracht, so daß sie nicht selten die Wirkung ihres Vortrags beeinträchtigten. Diese Sängerin mit ihrer lieblichen, äußerst biegsamen Stimme und ihrer vollendeten Technik, besaß aber leider kein durch Stärke dominirendes, metallisch volltönendes Organ, keine kräftige Tiefe und durfte sich große Anstrengungen nicht zumuthen. Schon seit 1815 wiederholt sich immer häufiger die Ausstellung, daß ihr Gesang in ernsten Partien nicht mehr ausgiebig genug sei. — Die S. war keine Kirchensängerin. In der Partie des Gabriel in der „Schöpfung" erreichte sie die gehegten Erwartungen nicht. Ebenso wollten ihr die Prinzessin im „Johann v. Paris" und die Constanze im „Wasserträger" durchaus nicht gelingen. Vorzüglich dagegen sang sie in Mozart's, Spontini's, Paër's, Cimarosa's, Fioravanti's und Rossini's Opern. Eine ihrer besten Rollen war die Emmeline in der „Schweizerfamilie". —

3. Ihre Tochter, Marie, geb. am 14. Juli 1809 in Dresden, ward von ihr zur vorzüglichen Sängerin herangebildet, doch klang und blieb deren Stimme, wenn auch nicht unangenehm, etwas dünn und schwach, weshalb sie nur in Nebenrollen Verwendung finden konnte. Bereits als siebenjähriges Mädchen sang sie den Almir im „Azur" und erweckte, da sie gut memorirt hatte und rein intonirte, durch ihre Leistung allgemeine Freude. Im J. 1824 machte sie als Olympia ihren ersten größeren dramatischen Versuch. Als ihre Mutter 1833 aufs neue nach Prag übersiedelte, begleitete sie dieselbe und unterstützte deren Lehrthätigkeit. Hier heirathete sie einen Musiker Namens Börner, erhielt später den Titel: Herz. Coburg'sche Hofgesanglehrerin, — wurde 1853 Wittwe und lebte seit dieser Zeit als geschätzte, vortreffliche Gesanglehrerin wieder in Dresden. Auch als Componistin machte sie sich bemerklich. Durch sie und ihre Mutter wurden der Bühne manche ausgezeichnete Sängerinnen zugeführt.

Schletterer.

Sandrub: Lazarus S., deutscher Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Von ren Lebensumständen ist nichts weiter bekannt, als daß er 1618 zu Frankfurt M. „Delitiae historicae et poeticae, historische und poetische Kurzweil" ausgab, auf dessen Titel er sich einen „Studiosen der Philosophie und der eologie und der Poeterei besondern Liebhaber" nennt. Ein Neudruck davon chien zu Halle a. S. 1878, besorgt von Gustav Milchsack, in den „Neudrucken utscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts", hg. von W. Braune, . 10 und 11.

R. Boxberger.

Sanffdorffer: Johannes S. ist der Verfasser des Liedes „O Gott ver- ' mir dein' Genad'", welches zuerst mit einem Liede Witzstadt's zusammen chien als „Ein geistlich Lied wider die drey Ertzfeinde der Selen, im Thon ag ich Unglück". Es ging in das Schumann'sche Gesangbuch von 1539 und ter in andere über.

Goedeke² II, 184. v. L.

Sangerhausen: Christoph Friedrich S., Schriftsteller, geboren am . Mai 1740 zu Großcorbetha bei Weißenfels, wirkte seit 1772 als Rector und ediger in Aschersleben, wo er am 22. December 1802 starb. Er gehört zu n späten Gleimianern: als Anakreontiker, als Lobredner Friedrich's II., als ifklärender Menschenfreund. Seine Dichtungen — eine Sammlung erschien sthum 1803, ein Bändchen „Gesamlete Gedichte" Leipzig, Weygand 1782 — d gering an Zahl, formgewandt, aber meist schablonenhaft. Er pflegt die inen Gattungen des Kreises: Sinngedicht, Epistel, Fabel (wie Gleim auch mit itischer, friedericianischer Wendung), Scherzgedicht, moralische Betrachtung. omantische Themata wie eine Brockenschilderung mißlingen. Halberstadt 1770 chtete er „An Herrn Canonicus Jacobi" eine aus der Chronik des dortigen ithums geschöpfte poetische Erzählung und brachte durch die harmlose Strophe Amor, ein Priester" („Zwey kleine Lieder, der Demoiselle Gleim gewidmet von angerhausen und Schmidt") den Pastor-Amor aufs Tapet, der dann 1771 ischen Michaelis und Jacobi eine große, schließlich unliebsame Rolle spielte. Briefe in Versen" (Halberstadt 1771) hat er seit 1769, schon von Weißenfels d Merseburg, an die Freunde, auch an Weiße gerichtet, gelegentlich Verse und osa mischend, ohne die tändelnde Grazie, ohne das weibische Wesen Jacobi's. m Genies und Siegwarts will er nichts wissen und bleibt der ganzen mit ethe anhebenden Poesie fern. Altmodisch gibt er auch ein Heft Odae (Qued- burg 1775) heraus und zeugt als Neulateiner mit für den Zusammenhang ischen Klotz und dem Gleim'schen Kreise. S. hält Gleim für den größten chter, Friedrich den Großen für den idealen König. Der Sachse war ein be- isterter Preuße geworden, wie schon die Gedichte beweisen. 1791 Fridericus II., bo Caesari comparatus, oratiuncula, später einverleibt dem Minos, sive de bus Friderici II. apud inferos gestis (1. Theil 1797 und deutsch 1798, Theil 1799; neu aufgelegt 1809). Gespräche im Reiche der Todten zwischen edrich und mythischen oder historischen Personen über alle möglichen Gegen- nde der Politik und Bildung, sehr ermüdend ausgesponnen, im 2. Theil ganz flatternd in eine Erdenreise Lucian's. Goeze wird darin von dem Aufklärer , der 1788 „Einige Reden für Zuhörer von Geschmack" („Heilige Reden" rdhausen 1771) über biblische Parabeln, über die Kunst sich zu freuen als stlicher Gleimianer herausgab, durch eine lange dem „Papste Hamburgs" gegen edrich in den Mund gelegte Brandrede carikirt. Langathmige Betrachtungen er Deutschland und Frankreich. S. war kein Wieland. Anziehender sind seine rl August's Kürassierofficieren gehaltenen und dem Herzog gewidmeten Vor- ngen „Moral für Preußens Krieger" (Berlin 1793) durch ihren im Zeit-

alter Friedrich's erwachsenen Patriotismus, ihren Freimuth (gegen den Zw kampf), glückliche historische Erinnerungen und eine klare Sprache; im letz Stücke segnet der alte Tellheim seine Söhne zum vaterländischen Kampf. Kleis wird oft herzlich gedacht. — Deutsche und lateinische Schulprogramme, mann fache Beiträge in Zeitschriften. Eine Monographie über S. würde sich auf die Handschriften der Halberstädter Gleimstiftung stützen müssen, aber kaum der Mü lohnen.

E. Schmidt.

Sanguinetti: Francesco S., Bildhauer, geb. 1800 zu Carrara, erhi von seinem Vater Gaetano S., einem vorzüglichen Musiker und Plastiker, d ersten Unterricht, folgte dann 1818 dem Bildhauer Rauch nach Berlin, wo bald dessen Lieblingsschüler wurde, indem kein anderer den Geist dieses Meist in dessen Skizzen so erfaßte und wiedergab als S. Deshalb sendete ihn Rau 1829 nach München, um die sitzende Kolossalstatue des Königs Maximilia Joseph I. mit den zum Denkmal gehörigen Reliefs zu modelliren. S. löste sei Aufgabe sowol zur vollsten Zufriedenheit seines Meisters als auch des regier den Königs Ludwig I., welcher in der Folge den Künstler immer im Auge b hielt und mit Aufträgen betraute. S. unternahm eine kurze Reise in sei Heimath, kehrte dann nach Berlin zurück, um in Rauch's Atelier mehrere Büst nach dessen Modellen zu vollenden und selbständig die Statue eines „Hylas" Marmor auszuführen. Hierauf übersiedelte S. nach München, arbeitete anfäng lich größtentheils nach Schwanthaler's Modellen und erwarb sich durch sei geschickte Ausführung in Stein einen rühmlichen Namen ebenso wie Leeb, Zu Schwanthaler, Lossow und Zell. Unter den die Steintreppe der Hof- u Staatsbibliothek schmückenden Statuen meißelte S. die Figur des Thucydid auch die Statuetten der heiligen Ottilia und Lucia (nach Konrad Eberha über dem Portal des Blindeninstituts; ebenso ist die vorzügliche Statue Ornamentisten im Giebelfelde der Glyptothek Sanguinetti's Werk. Im G biete der Kleinplastik erwies er sich gleichfalls thätig. S. modellirte die Ch rakterfigur eines „Münchener Bierwirths", meißelte eine zierliche „Frauenhan in Marmor (1833), schuf einen heiteren „Bettelknaben" (1834, in Erz gegos von Stiglmayer) und zwei kleine Bildnißstatuetten von Leo v. Klenze und v. Gärtner (1835); später brachte er noch in den Kunstverein eine Statu des Königs Maximilian II. (1850), der Königin Marie (1853) und eine B der Baronin v. Redwitz (1851). Nach Schwanthaler's Skizzen fertigte S. Statuen des Correggio, Memling und Velasquez unter den Standbildern rühmter Künstler, welche das südliche Dachgesimse der Alten Pinakot schmücken. Sein Werk sind ferner die Medaillons von bairischen Herzogen der Aula der Universität und die Porträtmedaillons (in gebrannter Erde) an Hauptfaçade dieses Prachtgebäudes, ebenso die 16 Karyatiden im Thronsa der Residenz. Dann führte S. im Auftrage des Königs für die bairi Ruhmeshalle (Bavaria) mehrere Büsten in Marmor aus, wie jene von Albr Dürer, Konrad Peutinger, Gf. Tilly, Andreas Wolf, Wiguläus Frhr. v. Kre mayr, Abbé Vogler u. s. w. Zu seinen späteren Leistungen gehören zwei P torien am Siegesthor, etliche Halbfiguren (Kränze haltend) am Nationalmuse und die Genien auf der Bekrönung des Maximilianeum. Während S. un redlicher Arbeit alterte, hatte er noch das Unglück, daß seine einzige Toch Friederike, völlig schuldlos, von ihrem eifersüchtigen Bräutigam am 7. Octo 1858 ermordet wurde. Am 15. Februar 1870 legte S. sein müdes Haupt Ruhe; er hatte, so viel es in seinen Kräften stand, beigetragen, der unter K Ludwig's Aegide rasch erblühenden Stadt einen würdigen Theil ihres decorati Schmuckes zu verleihen.

Vgl. Raczynski 1840, II, 683. — Nagler 1845, XIV, 264. — Neolog in Beil. 50 der „Allgem. Ztg." vom 19. Februar 1870. — Lützow 870, V, 106.

Hyac. Holland.

Sannig: Bernhard S., Theolog und Kanonist, geboren im J. 1638 zu e in Schlesien aus einer adeligen Familie, (ein C. T. v. Sannig starb am Januar 1686 in Breslau, Univ.-Lex. XXXIII, 2047), † zu Znaim in ren. Er war ohne Zweifel bei den Franciscanern nach Vorbildung auf Anstalt jung eingetreten, eine Zeit lang Lector des Kanonischen Rechts im ente Maria-Schnee zu Prag, Generalvicar der Provinz, wiederholt Prodal der böhmischen Ordensprovinz (z. B. am 28. Mai 1684). Das Jahr s Todes ist nicht bekannt. Schriften: „Schola canonica seu universum ius nicum nova methodo digestum." Prag 1686, neu 1696, 1727. 2 vol. „Schola controversistica adversus haereticos omnes veteres et novos." ib. , 2 P.; „Rituale ecclesiasticum." 5. Aufl. Colon. 1711, zuletzt 1755. hierzu gehörige „Collectio s. apparatus absolutionum, benedictionum, cononum etc." ist nicht in den Index gekommen, obwohl sie nicht approbirt ist sch, Index II, 219).

Greiderer, Germania Franciscana an verschiednen Stellen. — Meine Gesch. I, 1. S. 152 besonders über das erstgenannte Werk.

v. Schulte.

Santen: Laurens oder Laurentius van S. (Santenius), eitiger Philologe des 18. Jahrhunderts. Er wurde in Amsterdam am ebruar 1746 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Athenäum der rstadt, vornehmlich durch den jüngern Peter Burmann (Secundus) und erte bereits damals eine bedeutende Fertigkeit in der Bildung lateinischer e. In Leyden studirte er alsdann Rechtswissenschaft, namentlich aber grieje und römische Litteratur bei Valkenaer und Ruhnkenius. Daneben trieb frig die neueren Sprachen; er war des Vlämischen und Deutschen nicht er als des Französischen und Englischen soweit mächtig, daß er als „ad uli sensum politus" gelten konnte. Seine Absicht war, entweder die akasche Laufbahn einzuschlagen oder im Hofdienste etwa als Prinzenerzieher g zu sein oder auch in eine Beamtenstellung bei der Verwaltung einzutreten. r erwiesen diese Pläne sich als undurchführbar: seine Gesundheit war nicht este, vornehmlich aber wurde S. durch häusliches Unglück schwer heimgesucht. Vater, von dem er ein bedeutendes Vermögen erwartet hatte, verfiel in Geisteskrankheit, Vermögen fehlte, wie sich herausstellte, ganz, und so war Sohn gezwungen, die Sorge für den hilfsbedürftigen Vater und für den en Unterhalt allein zu tragen. Alle Versuche, ein öffentliches Amt zu erten, scheiterten; die vielfachen Bemühungen Ruhnken's und Valkenaer's erm sich ebenso als fruchtlos; schließlich blieb S. nichts anderes übrig, als atstunden und Repetitorien für Studirende, namentlich für Juristen, abzuhalten dadurch sich ziemlich nothdürftig durchzuschlagen. Neben dieser Lohnarbeit jedoch eine umfangreiche wissenschaftliche Thätigkeit her; 1774 erschien lateinischer Gedichte „Elegiae trigae s. n. Carmina juvenilia", 1780 die ihm zum Abschlusse gebrachte Burmann'sche Properzausgabe, 1783—1794 fte „Deliciae poeticae", 1787 die Ausgabe von Callimachus' Hymnus auf lo, 1788 Catulli elegia ad Manlium, und andere Arbeiten, welche die lebhafte kennung seiner Lehrer fanden, wenn sie auch mehr an P. Burmann's Methode, n die Ruhnken's erinnerten. — Es ist begreiflich, daß S., welchem die ihm begehrenswerthe Anerkennung durch ein öffentliches Amt verschlossen blieb, blich in eine unzufriedene und namentlich gegen die regierenden Kreise ver-

bitterte Stimmung gerieth und sich der Oppositionspartei, welche in den N landen der Partei des Statthalters schroff gegenüber stand, eifrig anschloß. Als die Umwälzung des Jahres 1795 völlig neue Männer zur Regierung wurde auch van S. in den neuen Rath der Stadt Leyden gewählt und zu zum Curator derselben Universität ernannt, an welcher ihm bisher auch d scheidenste Lehrstelle versagt geblieben war. Er begann seine neue Thätigk tiefeinschneidenden Maßregeln gegen Zustände und Personen; die völlige gestaltung der Universität jedoch, welche er beabsichtigte, gelang ihm nicht; eigene Partei unterstützte sein rücksichtsloses und wohl vielfach übereiltes Vor nicht. Er starb bereits am 10. April 1798. — Nach seinem Tode gab H. H seine gesammelten Gedichte 1801 mit einer biographischen Vorrede heraus, D. J. van Lennep 1825 die von ihm zum Abschlusse geführte Ausgabe des tianus Maurus. Van Santen's Apparat zum Catull befindet sich in der Bibliothek zu Berlin.

J. H. Hoeufft in der praefatio zu den Poëmata Santenii 1801. — tenbach in der Bibl. critica XI, 133 f. und in den Opuscula II, 80 — Chr. Saxi Onomasticon VIII, S. 408, wo ein vollständiges Sch verzeichniß. — Vgl. auch Pökel, Philol. Schriftsteller-Lexikon S. 237 L. Müller, Gesch. d. klass. Philologie in den Niederlanden S. 92.

R. Ho

Santoroc: Johann Caspar S., Philologe und Archäologe, ist g zu Cassel am 16. April 1682. Er erhielt seine wissenschaftliche Vorbildu dem Gymnasium zu Hersfeld und studirte dann in Rinteln Theologie und sophie. Nachdem er einige Jahre in Bremen als Prediger und Lehrer hatte, wurde er am 23. März 1710 als ordentlicher Professor der grie und lateinischen Alterthümer nach Marburg berufen, woselbst er zugle Stellung eines Pädagogarchen bekleidete. In Marburg, wo er trotz mannic Berufungen nach außerhalb bis zu seinem Tode (29. Mai 1745) verweil er eine reiche litterarische Thätigkeit entfaltet, welche allerdings keine We entscheidender und bleibender Bedeutung zeitigte, aber ihn doch als ein hervorragenderen Gelehrten seiner Zeit erscheinen läßt. Ein Theil seiner A bewegt sich auf dem Grenzgebiete zwischen Theologie und Philologie. S er namentlich eine ganze Reihe von fortlaufenden Abhandlungen (12), die Jahren 1712—1719 entstanden, einer historisch-kritischen Untersuchu Apostelgeschichte und einem Vergleich der in derselben enthaltenen hist Nachrichten mit den Angaben der Kirchenväter und der antiken Profanschri gewidmet. Unter seinen übrigen Schriften erwähne ich ein zum Gebrauch akademischen Vorlesungen verfaßtes Handbuch der römischen Alterthümer versale antiquitatum Romanarum breviarium absolutius". 1713). Außerd er sich nach der Sitte der Zeit in lateinischen Gelegenheitspoesieen versuch deren selten gewordenen Exemplaren das Marburger Staatsarchiv zwei deren eines der Vermählung des Erbprinzen Friedrich (späteren Landgrafen rich's I. und Königs von Schweden) mit der Prinzessin Ulrike Eleono Schweden gewidmet ist.

Vgl. J. C. Koenigii programma in obitum J. C. Santorocci. H Bremerhaven s. a. — F. W. Strieder, hessische Gel.- u. Schriftst.-Ges 12, S. 180—186.

Georg Win

Saphir: Moriz Gottlieb eigentlich Moses S., Dichter und vorn humoristischer Schriftsteller, wurde als der Sohn eines jüdischen Oberlande einnehmers zu Lovas-Berény in Ungarn am 8. Februar 1795 geboren hielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, insbesondere unter der

seiner Mutter, welche S. selbst als eine edle, milde und wohlthätige Frau schil-
dert, die aber bald starb. Der Knabe war vom Vater für den Kaufmannsstand
bestimmt, beschäftigte sich aber schon frühzeitig mit jüdisch-theologischen und
sprachlichen Studien und zeigte in denselben bedeutende Geistesgaben und
überhaupt ein vortreffliches Gedächtniß. Als Saphir's Vater zum zweiten Male
heirathete und nach Ofen übersiedelt war, verließ der Knabe wegen verschiedener
Familienzwistigkeiten flüchtend das elterliche Haus und begab sich zu einem
Oheim nach Preßburg, von dort begab er sich, 11 Jahre alt, nach Prag, wo
er nicht nur seine Talmud- und rabbinischen Studien fortsetzte, sondern sich auch
mit deutscher Poesie und Wissenschaft beschäftigte. Unter verschiedenen Zwistig-
keiten zwischen Vater und Sohn, welche mehrere Jahre lang dauerten, in welchen
Jahren S. schon kleine poetische Proben veröffentlichte, kam das Jahr 1814 heran
und nach der Aussöhnung mit seinem Vater kehrte der Sohn zu demselben zurück,
um sich dem Handelsgeschäfte zu widmen. Dieses entsprach aber Saphir's Nei-
gungen durchaus nicht. In Pest erregten schon mehrere Aufsätze aus seiner Feder
die Aufmerksamkeit des Publicums, dort beschäftigte sich S. auch mit den clas-
sischen Sprachen und trat mit Bäuerle in Wien in Verbindung. Später über-
siedelte sein Vater nach Moor, von dort aus ließ der junge Dichter sein erstes
Buch, die „Poetischen Erstlinge" (Pest 1821) erscheinen, das ihm vielfache An-
erkennung verschaffte, infolge welcher S. im J. 1822 nach Wien übersiedelte
und dort in kurzer Zeit der beliebteste Mitarbeiter von Bäuerle's Theaterzeitung
wurde. Seine scharfe Feder verursachte ihm allerdings verschiedene Mißhellig-
keiten und infolge mehrerer satyrischer Aufsätze wurde er in solche Unannehmlich-
keiten verwickelt, daß er, man behauptet sogar ausgewiesen, Wien verließ und
sich nach Berlin wandte. — Hier begründete er mehrere Blätter, so 1826 die
„Berliner Schnellpost für Litteratur, Theater und Geselligkeit", welche er auch
1827 fortführte, in letzterem Jahre jedoch gab er schon den „Berliner Courier"
(1827—1829) heraus. Seine Angriffe erregten jedoch auch in Berlin viel miß-
liebiges Aufsehen, zuvörderst hatte er die berühmte Sängerin Henriette Sontag
durch ein Gedicht lächerlich gemacht, später wandte er sich gegen hervorragende
Berliner Bühnendichter und Schriftsteller, wie Angely, La Motte-Fouqué, Gubitz,
Häring, Rellstab, v. Uechtritz u. A., welche sich gegen seine beißende Schreib-
weise ernst verwahrten und die er in den Pamphleten: „Der getödtete und dennoch
lebende Saphir oder 18 Bühnendichter und ein Taschenspieler gegen einen ein-
zigen Redakteur" (Berl. 1828) und „Kommt her!" (Berl. 1828) an den Pranger
stellte. Saphir's Bleiben in Berlin währte in Folge der entstandenen Zwistig-
keiten nicht lange und er übersiedelte nach München im J. 1829. Auch hier
waren es neue journalistische Unternehmungen, die er begründete, zunächst das
Blatt „Der Bazar für München und Baiern" und die Zeitung „Der deutsche
Horizont", beide Blätter währten kaum einige Jahre, von 1830—1833. Ob es
wirklich der Fall gewesen, was ein (allerdings von S. beeinflußter) Biograph in
das Reich der Fabel verweist, daß S. nämlich in München den König beleidigt
habe und vor dem Portraite desselben Abbitte leisten mußte, bleibe dahingestellt,
immerhin wurde das scandalöse Auftreten gegen das königliche Theater in Mün-
chen dem Redacteur der obigen Zeitschriften sehr übel genommen und zog ihm
ernste Verwarnungen sogar von Seite der Behörde zu, so daß er sich veranlaßt
sah, München zu verlassen.

S. wandte sich zunächst nach Paris, wo er im Verkehr mit Heine und
Börne lebte, mit letzterem sogar in einem Hause zusammen wohnte. Er hielt
in Paris einige seiner später erst berühmt gewordenen Vorlesungen und wurde
sogar an den königlichen Hof zu einer solchen eingeladen. In demselben Jahre
1831 kehrte S., dem vom König von Baiern die Rückkehr nach München ge-

ſtattet worden war, wieder in die bairiſche Hauptſtadt zurück, redigirte den „Bairiſchen Beobachter", trat 1832 zum Proteſtantismus über u ſeine Feder diesmal ſo im Zaum zu halten, daß er ſogar zum königli theaterintendanzrathe ernannt wurde. Im Muſeum zu München hielt damals zahlreiche humoriſtiſche Vorleſungen ab. Im Jahre 1834 bega nach Wien, wurde Hauptmitarbeiter der „Theaterzeitung" Bäuerle's u 1837 die Herausgabe eines eigenen Blattes „Der Humoriſt", welch 1858 redigirte. In Wien wurden die nunmehr häufigen humoriſtiſ leſungen und declamatoriſchen Abende, welche er meiſt für wohlthäti veranſtaltete, außerordentlich beliebt und S. ſelbſt eine Jahre lang gefe ſönlichkeit. Im Jahre 1848 wurde S. zwar in Wien zum Präſid Schriftſtellervereins gewählt, verließ aber die Reſidenz und begab ſich na wo er von da an öfter ebenfalls ſeine beliebten Vorträge abhielt. Wien ruhiger geworden, kehrte S. zurück, machte noch im J. 1853 nach Brüſſel, wo er mit Alex. Dumas befreundet wurde, beſuchte im Paris, woſelbſt er vor dem Hofe las und lebte ſodann in Wien ha ſeiner redactionellen Beſchäftigung. Man beachtete ſeine hier und da n ſcharfe Feder nach dem J. 1848 nicht mehr ſo wie früher, und als den Journaliſten Valdeck zu heftig angriff, entwickelte ſich zwar ei Zeitungskampf, es war aber von Saphir's weiterem Treiben ſpäter w die Rede. Im J. 1858 erkrankt, ſtarb der 64jährige am 5. Septembe Jahres zu Baden.

Von den Werken Saphir's, welcher an zahlreichen hervorragen ſchriften Deutſchlands und Oeſterreichs Mitarbeiter war, ſeien noch „Conditorei des Jokus" (Leipzig 1828), „Humoriſtiſche Abende" (Augsbu „Dumme Briefe" (München 1834), „Am Plaudertiſche" (Berlin 1843 Roſen", Ged. (Wien 1847), „Fliegendes Album für Ernſt, Scherz, (Leipzig 1846), 2 Bde., „Humoriſtiſche Damenbibliothek" (Wien 18 6 Bde., „Converſations-Lexikon für Geiſt, Witz und Humor" (Wien Bde. Von 1855 an gab S. den außerordentlich beliebt gewordenen ſtiſchen Volkskalender" (Wien 1855—58) heraus. Seine geſammelten erſchienen zuerſt in Stuttgart 1832 in 4 Bänden, die neueſten Aus Karafiat in Brünn und zwar im J. 1880 unter dem Titel: „Saphir's in 26 Bdn., eine Volksausgabe wurde 1886—88 ebenfalls in 26 Bd gegeben. Was die litterariſche Bedeutung M. G. Saphir's anbelangt, ſ ſelten ein Autor in ſo außerordentlicher Weiſe von der Mitwelt — wenigſt vormärzlichen Periode — überſchätzt worden als dieſer „Großmeiſter des Humors", wie ihn ein Biograph nennt. Schon der Umſtand, daß ma Schriftſteller S. nur die humoriſtiſche Thätigkeit hervorhob, welche i wie ſie von ihm gehandhabt wurde, dem zeitgenöſſiſchen Publicum z dafür bezeichnend; denn wir beſitzen auch ernſtere Novellen von S., haſte Aufſätze und in den „wilden Roſen", ſowie in einer Reihe and ſcher Dichtungen poetiſche Stücke, welche mit den humoriſtiſchen Worth wie ſie S. in die Litteratur einführte, durchaus nichts zu ſchaffen h ſcheint aber, daß S. ſelbſt auf dieſe Erzeugniſſe ſeiner Feder wenig kein Gewicht legte, obgleich gerade ſie beweiſen, daß er das Talent geh bei ernſterem Streben und bei ſeinen bedeutenden Geiſtesgaben Nachhalt Hervorragendes zu leiſten. Die „humoriſtiſchen Vorleſungen" und ſpäße jedoch wenden ſich denn doch an ein gar zu naives Publicum, an ei kreis, wie er heutzutage überhaupt nicht mehr exiſtirt und nur in der verblaßten Erinnerung an den einſt ſo gefeierten und berühmten Nam ruht der Erfolg, welchen Saphir's Werke heute noch in gewiſſen Kreiſ

raturgeschichte kann diese Gattung von Schöpfungen nur als Curiosa
, die allerdings Jahrzehnte hindurch in Oesterreich und in einem Theile
nds Epoche gemacht haben. Nur aus dem letzteren Grund erscheint es
aßen nöthig, an dieser Stelle der litterarischen Thätigkeit dieses Schrift-
twas eingehender zu gedenken. Man kann dieselbe am besten in Grup-
heilen, von denen die eine Gruppe die lyrischen Dichtungen umfaßt und
ernsten Gedichte sowohl als die zumeist für den mündlichen Vortrag
en „humoristischen"; in die zweite kleine Gruppe wären etwa die „Briefe
is", die memoirenhaften Aufzeichnungen, darunter ein Bruchstück seiner
graphie, welche manches Interessante bieten, einzureihen; einer eigenen
dürften die verschiedenen Skizzen aus dem Wiener Leben, die novellistischen
ernsterer und heiterer Gattung zuzuweisen sein, und als umfassendste
uppe können die zahlreichen humoristisch-satyrischen Vorlesungen, Aufsätze,
und Plaudereien gelten, auf welche der Verfasser selbst und seine Zuhörer
r so großen Werth legten.

s die lyrischen Dichtungen Saphir's betrifft, so hat in den zwei Samm-
„Wilde Rosen", von denen die erstere „An Hertha" gerichtete in eigener
ziemlich spät, nämlich 1847, erschien, der Dichter eine große Zahl von
ern und sentimental angehauchten Versen niedergelegt und vielfach darin
h zum Muster genommen, einen nachhaltigen tieferen Eindruck vermögen
ese Gedichte nicht zu machen, unter denen übrigens selbstverständlich auch
oder andere gelungene Stück zu verzeichnen ist. Häufig finden sich hier
Phrasen, ungeschickte sprachwidrige Ausdrücke (z. B. Wie man schreibt ein
ht. — Wandle, Frühling, weiterwärts!), selten hübschere Bilder und
edanken. Ein zierliches ganz kurzes Märchen in Versen bietet „Gold-
Roman". Von den übrigen zum Theile auch erzählenden Gedichten
llerdings einige hervorzuheben, so insbesondere das mit Recht weithin be-
wordene: „Des Hauses letzte Stunde" („Im Garten zu Schönbronnen,
der König von Rom") oder „Der alte Jüngling", „Des Invaliden
ng", „Der stille Gang" und mehrere Andere. Die viel zahlreicheren
„für Declamation" bestimmten Gedichte sind mit verschiedenen Wort-
nd oft recht flachen Witzen durchtränkte Mittelwaare und nur einige
rselben seien hier angeführt um zu zeigen, wie sich der Dichter gewöhn-
ei in Vergleichen gefällt: „Kalenderweisheit und Aprilnarren", „Splitter
lken", „Frauenherz und Eisenbahn", „Ehe-Whist und Liebe-Boston",
ich und Weiblich", „Dialect und Orthographie", „Sterngucker und
hlucker". In dieser Weise findet sich eine Anzahl meist herzlich unbe-
r Poesien, welche allenfalls heute noch hier und da von minderen
ielern oder in bürgerlichen Gesellschaftskreisen zu Vorträgen gewählt wer-
r sogar hiefür schon veraltet und von Besserem überholt sind.

e weitere Gruppe der Schriften Saphir's, welche ernster zu nehmen ist,
wie erwähnt, die „Pariser Briefe", die memoirenartigen Aufzeichnungen
kritischen Schriften sowohl des „Theater-Salons" als auch des „Litte-
Salons". Ueber seinen Aufenthalt in Paris berichtet S. in sehr an-
der Weise und bietet Federzeichnungen hervorragender Männer wie Alex.
Verdi, Scribe, Börne und Heine, welche er besucht und mit denen er
kehrt hat. Es sind dies oft recht gelungene Porträts oder Skizzen und
Darstellung der übrigen Pariser Verhältnisse in diesen Briefen zeigt den
n Geist und den feinen Beobachter. Aehnliches kann von den Memoiren
nsbesondere von der begonnenen Selbstbiographie Saphir's, welche leider
hen und nicht fortgesetzt wurde. Dieses Bruchstück der Selbstbiographie
is zum 25. oder 26. Lebensjahre Saphir's, sie ist allerdings ebenfalls

mit vielen überflüssigen Witzen ausgestattet, bietet aber eine gelungene
der früheren Lebensperiode des Dichters und manchen Einblick in die
verhältnisse seiner Eltern. Man findet dieses Bruchstück einer Selbs
in der neuesten (Volks-)Ausgabe von Saphir's Schriften (Brünn 1
XXIII, S. 1—83.

Einer besonderen Gruppe kann man die novellistischen Skizzen,
und kleineren Erzählungen sowie die Darstellungen aus dem Wiener
denen wirklich oft echter Humor steckt, beizählen. Seine älteren Nov
Leichenmaler, Die Unbekannte, Wahnsinn durch unglückliche Liebe, Die
Hochgericht) bieten in knapper Form so bizarre, düstere, oft schauerlich
daß man unwillkürlich zu dem Gedanken gelenkt wird, S. habe sich
Hoffmann's Schauererzählungen zum Muster genommen. Die übri
entstandenen Novelletten z. B. die „Kokettir-Novellen' sind im gerade
hierzu leichte mit den üblichen „Witzen" durchzogene Erzählungen v
abenteuern, komischen Situationen u. dgl. Den Skizzen aus dem Wi
die er unter den verschiedensten oft recht ungeschickten Titeln veröffen
bührt jedoch mehr Aufmerksamkeit, in diesen „Lebende Bilder", „Hi
satyrischer Bilderkasten", „Sechse treffen" u. dgl. überschriebenen Zusamme
führt uns der Verfasser in das Kleinleben Wien's ein oder schildert gewi
Gestalten mit vielem Humor, hierher gehört z. B. auch die köstliche B
der Don Carlosvorlesung in einem kleinbürgerlichen Familienkreise
Titel „Don Carlos mit Butter", die Zeichnung des „Pantoffelmanns"
gastes", des „Judenfeindes", des „Visitenmörders", die Vorführung
„Lebens-Narren": Der Gassen-Philanthrop, Der Anekdoten-Krampus, D
Donnere, Der Visiten-Igel, Die Wittwe im Krapfenwaldel, Der
Mitesserr. Aus diesen kurzen humoristischen Aufsätzen lernen wir eine
Figuren, Verhältnisse und Zustände des vormärzlichen Wien kennen,
heute noch hier und da in ähnlicher Weise vorkommen, der Verfasser
zum Culturschilderer und es ist zu bedauern, daß ihm die Kenntniß de
abgeht, welcher den Localton noch treffender charakterisiren könnte.

Als letzte Gruppe sind die zahllosen „humoristischen Vorlesungen"
die sich in den Werken Saphir's zerstreut finden. Gerade diese ha
seinem einst so hervorragenden Namen verholfen, gerade diese sind aber vo
litterarischem Werthe. Waren die Titel mancher Skizzen der früher
oft nicht passend, so sind viele Titel dieser Vorlesungen geradezu albe
urtheile z. B. über solche Titel wie: „Das ausgestopfte Beethovenfest,
und Krach vom Beethovenfeste", „Schnurrbarts-Lamentation", „D
Butter in Bezug auf deutsche Litteratur, Kunst und Censur", „Die Na
Versammlung in der Milchstraße", „Unseres Herrgott's Polizeistunde
hause des Lebens". In dieser Weise folgen sich die Ueberschriften
lesungen, über deren Inhalt zu berichten wahrhaftig schwer fällt. Wo
Verdrehungen sind hauptsächlich darin zur Anwendung gebracht und
dings überraschender Schlagfertigkeit die seichtesten Kalauer zu Tage
S. handelt über Frauen, Liebe, Ehe, Theater und ähnliche dem Reside
und insbesondere der Bewohnerin nahe liegende Gegenstände, Umstell
Worten, Veränderungen des Sinnes der Ausdrücke und Anwendunge
gender Bezeichnungen auf ferne Liegendes bilden die Hauptstücke dies
von Humor, der durchaus nicht mit demjenigen Jean Paul's zu verg
wie dies von verschiedenen Seiten geschah, als S. auf dem Höhepu
Beliebtheit stand. In welcher Art S. seine „Witze" einrichtet, mögen
Beispiele zeigen: „Die Esel sind die ersten Urheber und Wegbahner de
heißt es an einer Stelle über eine Bergpartie, die auf Eseln unternom

„denn auf Eseln kann man auf hohe Berge kommen und auf den Bergen — — sagt Schiller — wohnt die Freiheit." — „Die Frauen sind musterhaft, wenigstens was die Haubenmuster betrifft." — „Warum sind in Sibirien keine Krebse? Weil an ein Zurückgehen von dort gar nicht zu denken ist." — „Als der Mensch geschaffen wurde, ist er sogleich gefallen und zwar in einen tiefen Schlaf." — „Ich hab' einmal in Berlin einen guten Witz gemacht — der Witz war so brillant, daß er den S. dreimal 24 Stunden ins Dunkle gesetzt hat." — „Es geht mit dem Gelde im Leben wie mit den Ohrfeigen. Mancher, der keine verdient, kommt alle Augenblick zu einer und Einer, der recht viel verdiente, dem werden sie leider vorenthalten." Man ersieht aus diesen Proben, in welcher Weise S. die Pointe seiner Witze hervorzukehren wußte, von denen fast ununterbrochen einer dem andern folgt, wenn auch das eigentliche Thema, falls man überhaupt von einem solchen sprechen kann, dabei ganz außer Acht gelassen wird. Die humoristischen Vorlesungen mögen als kurzer Vortrag eine gute recht heitere Wirkung gehabt haben, in der Lectüre werden sie jedoch eintönig und langweilig, zumal begreiflicherweise eigentliche Geistesanregung darin nicht zu finden ist. In den 26 Bänden von Saphir's Werken steckt immerhin manches Schöne und Werthvolle, manches Gedicht und manche Prosaskizze, die litterarischen Werth besitzen und eine Sammlung dieser Stücke in 2—3 Bänden wäre eine dankenswerthe Ausgabe. Die neuesten Ausgaben seiner Werke sind in gar zu leichtfertiger Weise zusammengestellt, eine sorgfältigere Behandlung hätten sie immerhin verdient.

H. Laube, Gesch. d. Deutschen Litteratur. Stuttgart 1840. III, S. 323 f. — Menzel, Deutsche Dichtung III, S. 512. — Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts, 5. Auflage, III, S. 109. — H. R. v. Levitschnigg's Biographie Saphir's im „Album österr. Dichter." N. F. Wien 1858 ist sehr panegyrisch gehalten; sie ist wieder abgedruckt in den „Schriften" Volks-Ausg. Bd. 14. — Goedeke, Grundriß d. d. Dchtg. III. Bd. S. 587 behandelt S. sehr eingehend, Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. 28, S. 213 mit gewohnter Genauigkeit.

A. Schlossar.

Sapidus: Johannes S. (Witz), namhafter Pädagog und humanistischer Dichter, ein Bürgerssohn aus Schlettstadt (sein Vater wohl der flüzzler Sifriet Witz, der 1485 als Zunftmeister, 1495—1502 als Mitglied des Rathes erscheint), nicht „Wimpfeling's Neffe", geboren 1490, erhielt seine erste Ausbildung unter Crato Hofmann auf der berühmten Lateinschule seiner Vaterstadt, dann unter dessen Nachfolger (seit 1501), dem nicht minder tüchtigen Hieronymus Gebwiler. Seit 1506 in Paris, wo er bei Jacobus Faber Stapul. die philosophischen Wissenschaften, bei dem Italiener Publius Faustus Andrelinus Poetik und Rhetorik hörte, zugleich an den Privatvorlesungen seines nur 5 Jahre älteren gelehrten Landsmannes Beat. Rhenanus theilnahm (vgl. Jo. Sturmii Vita Rhenani), durch dessen Vermittlung er mit Michael Hummelberg aus Ravensburg dauernde Freundschaft schloß. Im J. 1509 vorübergehend in Straßburg (Corrector bei seinem Landsmann Mathias Schürer?), seit 1510 dauernd in Schlettstadt. Im December desselben Jahres zum Rector der Schlettstadter Stadtschule ernannt, gelingt es seinem Eifer und Geschicke dieselbe so zu heben, daß sie zeitweilig über 900 Schüler zählte (nach Thomas Platter's Versicherung, der hier zuerst eine Schule gefunden, wo es „recht zuging"). Die ersten humanistischen Autoritäten, ein Erasmus, Wimpfeling, Zasius, Zwingli, spenden seiner Schulführung hohes Lob. An Stelle des „barbarischen" Alexander de Villa Dei wurde von ihm die Grammatik des ital. Humanisten Pylades (Boccardo ca. 1505) gesetzt (Wimpf. Epitr. c. II); um das Jahr 1519 war in seiner Schule das grammatische

Lehrbuch des Tübinger Humanisten Jacob Henrichmann im Gebrauch (ei
seiner Schule stammendes Exemplar auf der Schlettst. Stadtbibl.), nebst d
Anhang zu demselben gedruckten Ars versificandi des Henr. Bebel. Auch
er als der erste das Griechische in die Schlettstadter Stadtschule ein.
er die Elemente dieser Sprache sich schon in Paris angeeignet haben, s
dankte er doch das Beste seinem eifrigen Selbststudium. 1511 richtet
seinen Freund Bonifacius Amerbach in Basel die Bitte, ihm die Grammat
Lascaris zum Privatstudium zu schicken; Anfangs 1514 empfiehlt er dem
Freunde einen gewissen Mag. Melissopolitanus, der an der Schlettstadter
zu seiner großen Zufriedenheit das Griechische gelehrt habe. — Trotz seiner
ordentlichen pädagogischen Erfolge beklagte er doch schmerzlich sein herbe
schick, im ewigen Einerlei banausischen Schuldienstes verkümmern zu müs
Bon. Amerbach „ex domo curarum“ cf. Ad sodales Erasmo Rot. consuet
coniunctissimos); ja noch im J. 1520, als er auf dem Höhepunkte
Ruhmes stand und in der von Wimpfeling gegründeten Schlettstadter Gele
gesellschaft viele humanistisch begeisterte gleichstrebende Freunde zur Seite
trägt er sich ernstlich mit dem Gedanken, das aufreibende Schulamt mit
weniger sorgenvollen Posten eines städtischen Rathsschreibers zu vertauschen.
indessen dem geplagten Rector in seinen Nöthen der Humor nie völlig au
beweist eine Sammlung poetischer Kleinigkeiten, die, meist satirischen In
leicht hingeworfen und anspruchslos, durchweg eine geistreiche Auffassung
ein nicht gewöhnliches Formtalent, zugleich aber auch die entschieden ref
torische Gesinnung des Dichters bekunden (Epigrammata Joannis Sapidi.
Laz. Schürer. 1520. 4°). Ueberaus leicht entflammt und lebhaft, bet
er sich mit Leidenschaftlichkeit an dem von den deutschen Erasmusverehrer
öffneten litterarischen Feldzug gegen den Engländer Lee (1520); mit dem
Feuereifer stürzte er sich in die durch Luther hervorgerufene religiöse Bew
indem er „in Versammlungen, bei Gastmählern, auf dem Markte wie in der
die wahre Lehre unerschrocken und freimüthig bekannte“ (Rhenanus an Zw
10. Jan. 1520), zum Entsetzen Wimpfeling's, der den zum „Sathanas“ gewo
Freund bald mit Acht und Bann bedrohte. Sapidus' Weigerung, sich an einer
cession zu betheiligen, hatte im August 1525 seine Absetzung zur Folge. A
ser Zeit unfreiwilliger Muße stammt ein bisher unbeachtet gebliebenes größeres G
worin er in launiger Weise von einer von ihm vollzogenen Züchtigung eines
stisch gesinnten Flickschneiders berichtet, der bei Gelegenheit eines Kindtaufsschm
in angeheiterter Stimmung einen Freund des Dichters, Paulus Volzius, de
würdigen Exabbas von Hugshofen, seines langen Bartes wegen verlästert
zugleich aber auch eines von ihm in Begleitung seiner Freunde Rhenanus
Spiegel im Sommer 1526 nach dem nahen Kloster Ebersheimmünster
nommenen Ausfluges gedenkt, auf welchem man die von ihm während des Ba
krieges in Sicherheit gebrachte Klosterbibliothek wieder zu heben hoffte, eine
nung, die sich leider als eitel erwies, da von der Bibliothek keine Spur
zu finden war. (Sylva Epistolaris s. Barba. Arg. MDXXXIIIj. 8°, von
ternus Hatt seiner Ausgabe der Apologia Jo. Pierii Valeriani pro sacerd
barbis als Anhang beigefügt). — Im Spätherbst 1526 ließ er sich in S
burg nieder (eingetragen ins Straßburger Bürgerbuch ‚Montag nach
sanctorum a. 1526‘). Als dann im J. 1528 das städtische Schul
in Straßburg in evangelischem Sinne reorganisirt wurde, fand sich auch für
seines Glaubens wegen abgesetzten Schlettstadter Rector ein Unterkommen,
man seiner Leitung die neu gegründete lateinische Schule im Predigerkloste
vertraute. Wenn er sein neues Amt auch weniger ruhmvoll, als man bei
Vergangenheit erwarten durfte, führte, so erfreute er sich doch eines wol

ndeten Rufes als lateiniſcher Dichter, und wurde ihm aus dieſem Grunde
nach der Zuſammenlegung der getrennten Lateinſchulen zu einem einheit-
n Gymnaſium im J. 1538 eine der oberen Claſſen überlaſſen. Das von ihm
ſtete, bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Schulgebäudes im Frühjahr
von Schülern aufgeführte Drama Lazarus redivivus hat mehrere Auflagen
und iſt für ſpätere Dramatiker Vorbild geworden. („Anabion s. Lazarus
ivus. Comoedia nova et sacra." Arg. 1539. 8°. 1540; Colon. 1541;
Vind. 1565 (additis germanicis argumentis); deutſche Ueberſetzung 1557
erg bei Jo. Conr. Ulmer.) — Von ſeinem Familienleben iſt nur ſoviel
t, daß er dreimal verheirathet war und daß er durch eine Tochter aus
Ehe der Schwiegervater des nachmaligen berühmten Rectors des Straß-
Gymnaſiums Johannes Sturm wurde (Auguſt 1537). S. ſtarb am
ri 1561. Johannes Marbach, der Präſident des Straßburger Conſiſtoriums,
hm die Leichenrede gehalten (Johannis Marbachii S. Theol. Doctoris . .
latio funebris. Arg. MDLXI. 8°, beigefügt iſt ein griechiſches Lobgedicht
en Verſtorbenen von ſeinem Schüler Johannes Grasberger); ein Epitaph
hm ſein ehemaliger Schüler in Schlettſtadt, Achilles Pirminius Gaſſarus,
bekannte Augsburger Hiſtoriograph und Stadtarzt, gewidmet (Schelhorn,
en. t. IX. 987). Erwähnt ſeien noch ſeine „Paraclesis s. consolatio de
te Illustriss. Principis Alberti Marchionis Badensis" Arg. 1543. 4°, ſowie ſeine
potheosis Erasmi", (325 vv.), im Epitaphiorum ac Tumulorum Libellus, qui-
as Des. Erasmi mors defletur (Basil. Frob. 1536. 4°,); 37 Epitaphia von ihm
inden ſich in Johannis Sturmii et Gymnasii Argentoratens. Luctus (Arg. 1542.
8°); auch pflegte er die Publicationen ſeiner Freunde mit Gedichten zu ſchmücken
(Joh. Sturm, Beatus Rhenanus, Jak. Spiegel, Otto Brunfels, Simon Gry-
naeus, Anton. Reuchlinus u. ſ. w.). Ein ungedrucktes Gedicht von ihm (Ode
Picolor et tetrastrophos de lege et evangelio. 26 Str.) im Thom. Archiv zu
Straßburg. — Briefe von ihm und an ihn in Baſel, Hamburg, München,
Schlettſtadt, Straßburg, Zürich, einzelnes gedruckt (vgl. die Briefwechſel von
Rhenanus und Zwingli und Knod, Jacob Spiegel I.)

Bisher iſt über ihn nur gelegentlich gehandelt worden, ſo von Raumer,
Kämmel, Geiger, Strüver, die durchweg auf die unvollſtändigen und ungenauen
Nachrichten Röhrich's in ſ. Mittheilungen aus der evangel. Kirche d. Elſaß.
Straßb. 1857. I, 101 ff. zurückgehen. Hieraus geſchöpft iſt ſelbſt noch, was
neuerdings Engel (Schulweſ. i. Straßburg. Progr. 1886) u. Veil (Feſtſchrift
d. Prot. Gymn. z. Straßb. 1886) über ihn anmerken; doch giebt Engel einige
gute ſelbſtändige Notizen über ſeine Straßburger Schulzeit auf Grund der Acten
des Thom. Archivs. Guſtav Knod.

Saraſin: Felix S., geboren in Baſel am 7. October 1797, † ebendaſelbſt
n 21. Januar 1862. Am 10. März 1628 erwarb Gedeon de Sarrazin das
aſler Bürgerrecht, der Sohn des um ſeines proteſtantiſchen Glaubens willen
triebenen Gerichtsherrn von Pont-à-Mouſſon. Dieſer Gedeon iſt der Ahnherr
r angeſehenen Basler Familie Saraſin, die ſich durch induſtrielles und kauf-
ännifches Geſchick bald Anſehen und ſoliden Reichthum gewann. Jakob S.,
r Großvater unſers Felix, erbaute ſich hoch über dem Rhein, nicht weit von
m Münſterplatze, das ſogenannte „Blaue Haus", noch jetzt eine der ſtattlichſten
ivatbauten Baſel's. Dort wurde weitherzige Gaſtfreundſchaft geübt und gingen
geiſtig hervorragenden Männer, die in Baſel lebten oder die ſchweizeriſche
rnzſtadt beſuchten, ſtets gerne geſehen ein und aus. Von ökonomiſchem Vor-
il war dieſe Lebensführung nicht, und der Sohn ſah ſich nach dem väterlichen
ufwand zu allſeitiger Einſchränkung gezwungen, um die finanzielle Grundlage
s Hauſes nicht ernſtlich zu gefährden. Felix S., das älteſte Kind ſeines gleich-

namigen Vaters, wuchs daher in einfachen Verhältnissen auf, ohne je wegen in seiner Ausbildung irgendwie verkümmert zu werden. Der k an dem städtischen Gymnasium und an dem Privatinstitute des Profe Bernoulli, damals der besten Vorschule Basels für die wissenschaftliche, die kaufmännische Laufbahn, erweckten eine solche Freude an den huma Studien in dem lernbegierigen Knaben, daß er auch noch jede freie St sie verwendete, während er die kaufmännische Lehre in der väterlichen stube durchmachte. Nicht weniger lebhaften Antheil nahm der heran Jüngling an den politischen Angelegenheiten jener höchst bewegten Z In den Jahren 1817—20 vollendete Felix S. seine berufliche Ausbil Marseille und Paris, dann in England und kehrte über Berlin und W Basel zurück, um hier als Theilhaber in das väterliche Colonialwaare einzutreten. Allein der junge Mann war nicht umsonst in dem indu mächtig entwickelten und allen anderen Staaten auf diesem Gebiete wei geeilten England gewesen. Als er wahrnehmen mußte, daß die Importfir Sarasin & Heusler nicht mit befriedigendem Erfolge arbeitete, reiften u dort empfangenen Eindrücken andere Projecte in ihm; auf seine Anreg schloß sich das Haus, von den Colonialwaaren auf die Baumwollen überzugehen und in der Nähe von Basel, bei St. Jakob an der B Spinnerei zu errichten, wohl die erste in jenen Gegenden, wo gerade d dustrie nie mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Nach englischem beschränkte sich die neue Baumwollspinnerei auf die Anfertigung be weniger Nummern in möglichst vollkommener Qualität und fand für ihr in der Schweiz und im angrenzenden Deutschland leichten und lohnende So kräftig blühte unter der unmittelbaren und einsichtigen Leitung Feli sin's das Geschäft empor, daß es sich nach dem Beitritte Badens zu d schen Zollverein stark genug fühlte, um auch jenseits der Grenze, im Wiesenthal, eine eigene Spinnerei zu errichten und mit dieser die m Weberei zu verbinden.

Nun, nachdem alles aufs beste eingerichtet war und ihm kaufmänn technisch tüchtig gebildete Geschäftstheilhaber und Directoren zur Seite durfte sich Felix S. auf die geschäftliche Oberleitung zurückziehen un Neigungen für rege Theilnahme am öffentlichen Leben nach verschieden tungen breiteren Raum gestatten. An der gemeinnützigen Gesellschaft, Basel eine so große und ehrenvolle Stellung einnimmt, und an dem Ku betheiligte er sich auf das eifrigste, hier als Präsident, dort als Schrei gehörte dem Civil- und Appellationsgerichte an; 1833 wurde er in d gebende Behörde oder den Großen Rath gewählt, 1840 in die ausführe den Kleinen Rath, und 1847 berief ihn Basel-Stadt an den höchsten Po der kleine Freistaat zu vergeben hatte: an denjenigen des Bürgermeis Regierungspräsidenten. Als solcher ist Felix S. 1862 gestorben, nachdem vergönnt gewesen war, auf allen Gebieten seines vielseitigen Wirkens re folg davon zu tragen. Wartm

Sarasin: Karl S., geboren am 17. April 1815 in Basel, † eb am 21. Januar 1886. — Durch unglückliche Geschäfte und andere Wid keiten waren die Eltern von Karl S. in mißliche finanzielle Verhält rathen, welche strenge Sparsamkeit und die geordnetste Oekonomie ver Der Knabe wurde daher sehr einfach erzogen und lernte schon frühe d des Lebens kennen, der die ganze Tüchtigkeit seines Wesens herausforder ihm ein kränklicher Vater und eine treu besorgte, treffliche Mutter konnten, war eine gewissenhafte, wahrhaft christliche Erziehung und eine Schulbildung. Karl S. durchlief die öffentlichen Schulanstalten seiner

bis zum obern Gymnasium oder „Pädagogium". Dann trat er bei einem Bandfabrikanten in die Lehre und arbeitete sich mit aller Energie und Pflichttreue in die baslerische Hauptindustrie hinein. Um sich mit ihrer Technik allseitig vertraut zu machen, brachte er mehrere Monate bei einem sogenannten „Posamenter" in einem Bergdorfe des Jura zu, und lernte hier alle Artikel, die in dem Geschäfte vorkamen, selbst auf dem Webstuhle anfertigen. Gerne behielt ihn das Haus, in welchem er seine Lehre gemacht hatte, nach vollendeter Lehrzeit als Angestellten. Aber Karl S. fühlte die Kraft in sich, auf eigenen Füßen zu stehen und gründete schon im J. 1837 gemeinsam mit seinem bald nachher verstorbenen Vater ein eigenes Posamenter- oder Bandwebereigeschäft. Mit wenigen, theils gekauften, theils gemietheten Bandstühlen begann er zu arbeiten. Dennoch brachten seine gründliche Kenntniß der Fabrikation und seine kaufmännische Gewandtheit und strenge Rechtlichkeit alsbald nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten Erfolge, welche seinem Organisationsgeschicke ein weites Feld eröffneten und eine rasche Ausdehnung des Geschäfts ermöglichten. In den Fünfziger Jahren beschäftigte das Haus schon ein halbes Tausend Webstühle und im ferneren Verlaufe der Zeit stieg deren Zahl auf das Doppelte. Wenn auch die Bandweberei, wie jede andere Industrie, ihre Krisen durchzukämpfen hatte, so gab es doch nach Karl Sarasin's Ausspruch „niemals schlechte Zeiten", und ging ein Geschäft schlecht, so lag nach ihm die Schuld vor allem an dessen Inhaber. Nichts bezeichnet wohl die ganze Gesinnung des Mannes besser, als jener Ausspruch; nichts läßt besser ermessen, mit welcher Festigkeit und Zuversicht er seine Bandweberei leitete und sie allen wechselnden Anforderungen anzupassen wußte. Daß er dabei an alle seine Mitarbeiter strenge, an sich selbst aber jederzeit die strengsten Anforderungen stellte, läßt sich als selbstverständlich voraussetzen. Was jedoch ganz besonders hervorgehoben werden muß, ist seine außerordentliche Fürsorge für das leibliche und geistige Wohl seiner zahlreichen Angestellten und Arbeiter. Was in seinen Kräften stand, um ihre Lage irgendwie zu verbessern, das hat er freiwillig und aus innerem Antriebe gethan. Es war ihm einfach Gewissenssache; wie er auch der Arbeiterfrage überhaupt von ihrem ersten Auftreten an die lebhafteste Sympathie entgegenbrachte, sich des eifrigsten mit ihr befaßte und hiefür mit gleichgesinnten Männern des In- und Auslandes in enge Verbindung trat. Wo zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse Hand ans Werk gelegt wurde, wo andere dringende Fragen der Gemeinnützigkeit zur Behandlung kamen, da fehlte der „Rathsherr Sarasin" nicht. Der „Rathsherr"; denn auch Karl S. war inzwischen von seinen Mitbürgern in öffentliche Aemter berufen worden und gehörte seit 1845 dem Großen Rathe an, seit 1856 dem Kleinen Rathe oder der Regierung. Als Mitglied dieser Behörde besorgte er zuerst mit großer Vorliebe die Leitung der öffentlichen Bauten, hernach das Sanitätswesen. Sein specifisch christlicher Sinn führte ihn in den Vorstand der großartig organisirten Basler Missionsgesellschaft, in spätern Lebensjahren auch an die Spitze der evangelischen Gesellschaft und verschiedener anderer Anstalten wohlthätigen und religiösen Charakters. Ein Kopfhänger ist Karl S. deswegen nicht gewesen. Sein Lebenselement war die Arbeit, sein Hauptcharakterzug der unbeugsame, feste Wille, mit dem er Alles, was er an die Hand nahm, zum festgesteckten Ziele führte, soweit das Vollbringen von ihm abhing. Wartmann.

Sardagna: Karl S., katholischer Theologe, Jesuit, geboren zu Trient am 10. Januar 1731 aus dem patricischen und freiherrlichen Geschlechte der Sardagna v. Thun und Hohenstein, trat zu München in die Gesellschaft Jesu ein und vollendete seine Studien im Collegium zu Altötting im J. 1758; hierauf trug er Dogmatik und die Exegese der h. Schrift zu München und Luzern vor, kam 1768 an das bischöfl. Lyceum zu Regensburg als Professor

der Dogmatik und Polemik, welche Stelle er auch nach Aufhebung des behielt, bekleidete zugleich das Amt eines Examinator synodalis und ein liothekars und starb zu Regensburg am 22. August 1775.

Er schrieb: „Theologia dogmatico-polemica, qua adversus veteres h haereses ex scripturis, patribus atque ecclesiastica historia catholica propugnatur." 8 tomi, 1770—71. Neue Ausgaben 1810, 1817—19, 1819—20, 9 tomi. Die 1. Auflage dieses Werkes ist dem da Fürstbischofe von Regensburg, Anton v. Fugger gewidmet und nach Be Petavius, Valentia, Gretser, Natal. Alexander u. A. in scholastischer gearbeitet. Der 1. Band handelt „de Deo et Christo", der 2. „de vera et partim de ecclesia", der 3. bringt die Lehre „de ecclesia" zum A der 4. handelt „de peccatis, bonis operibus et libero arbitrio", der 5. „d Christi et praedestinatione", der 6. „de sacramentis in genere, de bap confirmatione", der 7. „de eucharistia, missae sacrificio, extrema unc ordine", der 8. endlich „de poenitentia et matrimonio". „Indiculus Pa veterum Scriptorum ecclesiasticorum, qui a primordiis christianae relig tempora usque BB. Thomae et Bonaventurae ecclesiam scriptis suis illustr ordine alphabetico digessit ac theologiae suae dogmatico-polemicae n loco adjecit", 1772, ein kleines kirchengeschichtliches Handbuch.

Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus, 3 p. 687. — Hurter, Nomenclator lit. III, 25. Otto Sch

Sarnow: Karsten S., Bürgermeister von Stralsund, aus einer ang Kaufmannsfamilie, die jedoch vor seiner Wahl noch nicht im Rathe war, und demgemäß nicht zum Patriciat gerechnet wurde, gehörte seit den Altermännern des Gewandhauses, und leitete als solcher die einflu Innung der Tuchhändler. Aus dieser gelangte er (1389), nach seinen Herm. Krüdener und Herm. Hosang, in den Rath, und hatte in dieser (1391) Gelegenheit, seiner Vaterstadt einen ebenso wichtigen als ruh Dienst zu leisten. Als nämlich, infolge der langwierigen Kämpfe der d Königin Margarete mit dem zum König von Schweden erwählten Herzog von Mecklenburg, sich auf der Ostsee ein verderblicher Seeraub entwic in den mecklenburgischen Häfen häufige Unterstützung fand und die ben Stadt Stralsund bedrohte, übernahm S. die Leitung eines gegen dieselb gerüsteten Geschwaders und hatte das Glück, die feindlichen Schiffe, we Ribnitz ausgelaufen waren, um Stralsunder Handelsschiffe zu erbeuten, zu und mehr als hundert Seeräuber gefangen zu nehmen. Nach dem harten Si Zeit, welche Gleiches mit Gleichem zu vergelten pflegte, ließ S. die Ge ihre eigene frühere Unbilde nachahmend, in leere Tonnen verpacken, so der Kopf aus der oberen Seite hervorsah, und führte solche, als Zeich Sieges, nach Stralsund. Durch diesen glänzenden Erfolg, nicht min durch die den gefangenen Frevlern auferlegte Strafe, welche dem naive Sinn seiner Mitbürger entsprach, gelangte S. sowohl beim Rathe, als der gesammten städtischen Gemeinde zu solchem Einfluß, daß man ihn demselben Jahre (1391) zum Bürgermeister erwählte. Begünstigt wur ungewöhnliche Schritt, durch den ein dem Patriciat nicht angehörender K zur höchsten Würde emporstieg, durch den Umstand, daß die übrigen meister, u. A. Bertram Wulflam (s. d. A.), Albert Gildehusen (s. d. Gregor Zwerting, durch höheres Lebensalter oder andere Verhältnisse breit ihrer Amtsführung nicht mehr gewachsen erschienen, namentlich warf BM. Bertram Wulflam vor, daß er die städtischen Kassen, Güter und S unregelmäßig verwalte, und unter dem Einfluß seines Sohnes Wulf sieh (1386) wenig gegen die Seeräuber ausgerichtet habe, und statt des all

Wohles nur den eigenen Vortheil zu mehren strebe. Diesen zum Theil berechtigten, wenn auch vielleicht übertriebenen Beschwerden Abhülfe zu gewähren, entwarf S. eine neue städtische Verfassung, welche, unter Zustimmung der den BM. Wulflam und Gildehusen abgünstig gesonnenen Rathsmitglieder, am 2. Mai 1391 Rechtskraft empfing. Die Hauptbestimmungen dieser Urkunde betrafen einerseits die Rathswahlen, insofern neue Mitglieder nicht vom sitzenden Rathe, sondern des Plenums, sondern vom ganzen Collegium gewählt werden sollten, ebenso hatte letzteres auch die Vertheilung der Aemter zu bestimmen; beides geschah in der Absicht, die Willkür der leitenden Bürgermeister und ihres Anhanges zu beschränken. Andererseits ordnete die neue Verfassung die Wahl von 12 Alterleuten aus der Gemeinde an, welche zu allen wichtigen Rathsbeschlüssen mitwirken, und, in Gemeinschaft mit vier Rathsdeputirten, die städtischen Güter und Gelder verwalten und prüfen sollten. Insofern dabei u. A. die Maßregeln gegen Wegelagerer und Seeräuber Erwähnung finden, läßt sich ein Zusammenhang zwischen Sarnow's Sieg über die erwähnten Ribnitzer Freibeuter und den von ihm entworfenen Statuten deutlich erkennen. Als nun die Bestimmungen des neuen Gesetzes zur Ausführung kommen und die BM. Wulflam und Gildehusen die Rechenschaft über die städtischen Gelder und Stiftungen ablegen sollten, letztere aber den Alterleuten nicht genügte, kam es zu einer heftigen Erregung der Bürger gegen die beiden Bürgermeister, welche S. nur mit Mühe beschwichtigte, indem er ihnen eine Frist bis zum 30. Juni erwirkte. Als aber dieser Termin eingehalten werden sollte, hatten beide mit ihren Angehörigen heimlich die Stadt verlassen, anscheinend in der Furcht, daß S. nicht mächtig genug sein möchte, sie vor Angriffen der Menge zu schützen. Infolge dessen wurde ihr Vermögen mit Beschlag belegt, und ihre Personen verbannt. Vergeblich suchten die Vertriebenen bei den pommerschen Herzogen und auf den Hansatagen eine Zurücknahme der gegen sie getroffenen Maßregeln zu erreichen. Ein von S. und seinen Freunden an die Versammlung zu Rostock gerichtetes Schreiben, welches die Beschwerden gegen jene zusammenfaßte, genügte fürs erste, um deren Verbannung zu rechtfertigen. Inzwischen trat in Stralsund allmählich ein Umschwung in der Gesinnung gegen S. ein, den Patriciern hatte er zuviel Einfluß genommen und den Innungen zu wenig Macht verliehen, sodaß er beiden nicht genügte, namentlich seitdem die Neuheit seines Ruhmes und seiner Wahl sich abschwächte. Dazu kam, daß der ihm befreundete Rathsherr Herm. Hosang wegen unerlaubter Ausfuhr suspendirt, und bald darauf, als er rachsüchtig einen Anfall gegen Wulflam's Nachfolger, den BM. Nic. Siegfried (s. d. A.) unternahm, mit dem Tode bestraft wurde. Auf diese Art verlor er nicht nur einen Genossen im Rath, sondern zugleich auch, insofern seine Gegner ihn für dessen Verfahren verantwortlich machten, mittelbar den Ruf der Unbescholtenheit und Umsicht, welcher für seine Erhebung maßgebend gewesen war. Bald darauf (1393) fügte sich die patricische Mehrheit des Rathes dem Richterspruch der Hansa und rief die Verbannten zurück. Wulflam war inzwischen verstorben, aber seine Söhne und Gildehusen brachten seinen Sarg in die Heimath, und veranstalteten ihm ein ehrliches Begräbniß. Gegen S. richteten sie dagegen die Anklage, daß er gegen den Rath und dessen Leiter zum Schaden und Verderben der Stadt gehandelt habe, der zufolge er, gemäß den Statuten von 1353, verurtheilt und mit dem Schwerte auf dem Markte vor dem Rathhause gerichtet wurde. Die Bürgerschaft, für deren Wohl er stets bestrebt gewesen war, entschloß sich zu keinem Werke der Vertheidigung, erst einer späteren Geschichtschreibung blieb es vorbehalten, seine Verdienste anzuerkennen, bis die Gegenwart letzteres auch durch ein äußeres Zeichen bethätigte, indem sie einer neuen vor dem Knieperthor in anmuthiger Umgebung angelegten Straße seinen Namen verlieh.

Lüb. Chron., herausg. v. Grautoff, I, 353, 494. — Stralf. Chron., h. v. Mohnicke u. Zober, I, 164. — Kantzow, Pom., h. v. Böhmer, 96, h. v. Medem, 219, h. v. Kosegarten, I, 415, 426—30. — Kruse, Sundische Studien, I, Gesch. d. Str.-Verf., 13; II, Bruchst. z. Gesch. d. St. Stralf., 13. — Brandenburg, Gesch. des Stralf. Mag., 32. — Barthold, Gesch. d. D. Hansa, II, 224; Pom. Gesch., III, 533. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch., IV, 70—104, 229—244. — Francke, Gesch. der Stralf. Stadtverfassung, Baltische Studien, XXI, 2, 40—94; „Für Bertram Wulflam", Hansische Geschichtsblätter, IV, 1880—81, 1882, 87—105. Ueber die Berichtigung des Namens Holdthusen in Gildehusen, vgl. Koppmann, Hansische Geschichtsblätter, 1873, XLII.

Pyl.

Sarpe: Gustav Christoph S., Philologe und Schulmann, 1779—1830. Er wurde in Altstadt-Magdeburg als der Sohn des Militärarztes J. Gust. Sarpe am 12. Januar 1779 geboren, erhielt seine Schulbildung in der Vaterstadt, zuerst auf der Stadtschule, dann auf dem Pädagogium des Klosters U. L. Frauen, und ging Ostern 1797 nach Halle, um dort Theologie und Philologie zu studiren. Hier wendete er sich, vornehmlich durch Fr. Aug. Wolff angezogen, den altsprachlichen Studien mit besonderem Eifer zu, war auch seit Michaelis 1797 Mitglied des philologischen Seminars. Nachdem er zum Dr. phil. promovirt war, erhielt er 1801 eine Stelle als Lehrer und Erzieher am Pädagogium zu Kloster Bergen bei Magdeburg und wurde hier schon 1802 nach dem Weggange Gurlitt's (s. A. D. B. X, 183) mit dem philologischen und geschichtlichen Unterrichte der obersten Klassen betraut. Nachdem das Pädagogium des Klosters durch die westfälische Regierung aufgelöst worden war, wurde S. 1811 zum Prediger an der dortigen Klostergemeinde bestellt, zugleich auch zum Inspector und ersten Lehrer des Schullehrerseminars des Elbdepartements ernannt. Zu Johannis 1815 wurde er durch Vermittlung Gurlitt's vom Rathe der Stadt Rostock zum ordentlichen Professor der griechischen Litteratur an der Universität und zum Rector des Stadtgymnasiums berufen. Dieses Amt hat er, seit 1828 zugleich mit der Leitung der an das Gymnasium angefügten Realschule, 15 Jahre lang unter allgemeiner Anerkennung geführt. Er starb in Rostock am 2. November 1830. — Von seinen nicht sehr zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen sind die werthvollsten seiner Arbeiten zu Quinctilian: „Analectorum ad Spaldingii Fabium Quintilianum specimen" 1815, „Epistola ad nuperrimum Quintiliani editorem (Phil. Buttmann)" 1816; „Quaestiones philologicae" 1819. Außerdem ist die Ausgabe von „Hieronymi Osorii de Gloria libri V" 1825 und die Abhandlung: „Prolegomena ad Tachygraphiam romanam" 1819 zu nennen.

Fr. Brüssow im N. Nekrolog d. D. 1830, II, 783—785.

R. Hoche.

Sartori: Franz S., österreich. geographisch-topographischer Schriftsteller, wurde am 7. März 1782 zu Unzmarkt in Steiermark geboren, woselbst er auch den ersten Unterricht erhielt, die weitere Ausbildung wurde in Graz, wohin seine Eltern übersiedelten, fortgesetzt, im J. 1802 erhielt er daselbst eine Anstellung als Buchhaltungsbeamter. Schon während der Studien beschäftigte sich S. eingehend mit der Lectüre der Dichter und zeigte große Vorliebe für geographische Werke, veröffentlichte auch bald darauf verschiedene Aufsätze in der von Andre zu Brünn herausgegebenen Zeitschrift. Während derselben Zeit unternahm er verschiedene Reisen, insbesondere durch sein Heimathland Steiermark und wandte sodann auch besondere Aufmerksamkeit dem Studium der Physik zu, wobei er die Vorlesungen des trefflichen Physikers Biwald an der Grazer Universität mit großem Nutzen besuchte. Obgleich im J. 1802 zu dem Gubernium übersetzt, sehnte er sich doch nach einer ruhigen, stillen Thätigkeit, um ganz seinen Studien

zu können und glaubte diese dadurch zu finden, daß er, der auch das
ium der Rechte betrieben hatte, in den Minoriten-Orden zu Graz eintrat,
bst ihm bald darauf das Amt eines Frühpredigers in der Pfarrkirche
ahilf übertragen wurde. In der That beschäftigte er sich im Kloster sowohl
en theologischen als auch mit seinen Lieblingswissenschaften. Seine Bekannt-
mit dem hervorragenden Geographen Prof. Schultes in Wien veranlaßte
dlich, den geistlichen Beruf aufzugeben, er übernahm die Redaction des
emeinen Zeitungsblattes für Innerösterreich", an dessen litterarischer Beilage
bst thätig mit arbeitete und geographische sowie naturwissenschaftliche Auf-
die engere Heimath betreffend, veröffentlichte. Er hatte sich im J. 1805
er Invasion der Franzosen in Graz durch seine Redactionsführung manche
nehmlichkeiten von Seite des Feindes zugezogen. Nach dem Abzug der
osen begab sich S. nach Wien und betrieb hier eingehend das Studium der
cin, sodaß er 1807 zum Doctor promovirt wurde. Von Schultes, der als
ssor nach Krakau berufen wurde, übernahm er hierauf in Wien die Redaction
„Annalen der Litteratur des österreichischen Kaiserstaates" und verkehrte
nd seiner Redactionsführung mit zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten
Gelehrten der Residenz. Verschiedene Reisen in die österreichischen Alpenländer
erten seine Kenntnisse derselben durch die eigene Anschauung. Auch mit
rzog Johann, dem Kenner und Förderer der erwähnten Alpenländer, trat
n Verbindung und wurde auch später von diesem Fürsten hochgeschätzt.
. 1808 erlangte S. infolge seiner ausgezeichneten und bedeutenden Belesenheit
Anstellung bei der k. k. Hof-Censur in Wien, woselbst er 1812 zum Director
ckte. Noch sind von wichtigen Journalen, an denen S. redactionell thätig
zu erwähnen: die 1813 von ihm selbst gegründete „Wiener Litteratur
ng" und die „Vaterländischen Blätter", welche S. bis 1820 redigirte
die zahlreiche Aufsätze auf dem Gebiete der Geschichte, Topographie, Litteratur
sterreichs enthalten. S. starb am 31. März 1832 zu Wien.

Das besondere Verdienst Sartori's ist es, die Aufmerksamkeit auf die öster-
schen Alpenländer in zahlreichen Aufsätzen, sowie in selbstständigen Werken
t zu haben. Er gehört mit zu den Ersten, welche in dieser Richtung be-
end und anregend wirkten. Freilich muß man ihm hierbei eine mitunter
große Flüchtigkeit besonders in den späteren Werken nachsagen, es sind
seine diesbezüglichen Arbeiten stets mit Vorsicht zu benützen, so insbesondere
großes, dem Erzherzog Johann gewidmetes Werk: „Neueste Reisen durch
reich . . . Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steiermark in statist.
. naturhist. und pittoresker Hinsicht unternommen" (Wien 1811), 3 Bde.
treffliche, leider mit dem 1. Bande unvollendet gebliebene Arbeit ist die
wisch-ethnograph. Uebersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit
Litteratur des österr. Kaiserthums nach seinen mannigfaltigen Sprachen und
Bildungsstufen" (Wien 1830) Bd. I, sie zeigt Sartori's reiches Wissen
Können im besten Lichte. — Vom Jahre 1812 an gab er ein „Malerisches
enbuch für Freunde interessanter Gegenden der österr. Monarchie" heraus,
dem 6 Jahrgänge erschienen und das Viel des Interessanten enthält. Von
übrigen Werken seien noch erwähnt: „Skizzirte Darstellung der physik.
affenheit und der Naturgeschichte des Herzogth. Steiermark" (Graz 1806),
urwunder des österreich. Kaiserthums", 4 Bde. (Wien u. Graz 1807—21),
eimen nomenclatoris plantarum phanerogamar. in Styria sponte crescentium"
mae 1808), „Pantheon denkwürdiger Wunderthaten, volksthümlicher Heroen
furchtbarer Empörer des österreich. Reiches", 3 Bde. (Prag 1816), „Oester-
Tibur oder Natur- und Kunstgemälde aus dem österreich. Kaiserthume"
n 1819), „Die Burgvesten und Ritterschlösser der österreich. Monarchie"

8 Thle. (Brünn 1819—20), „Naturgemälde der neuentdeckten Polar- und Tropenländer" 2 Thle. (Brünn 1819), „Verzeichniß der gegenwärtig in und um Wien lebenden Schriftsteller" (Wien 1820), „Die besuchtesten Badeörter und Gesundbrunnen des österreich. Kaiserstaates", 2 Thle. (Brünn 1821), „Wiens Tage der Gefahr und die Retter aus der Noth", 2 Thle. (Wien 1830) u. s. w.

Winklern, Biographische und litterärische Nachrichten von den Schriftstellern in dem Herzogthum Steiermark, Grätz 1810. — Wurzbach, Biogr. Lexikon XXVIII. — A. Schlossar, Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren, Wien 1877, S. 233. Schlossar.

Sartori: Joseph v. S., geboren im J. 1740 zu Wallerstein in Baiern, † zu Wien im J. 1812. Nach Vollendung seiner Studien trat er in den Dienst des Fürsten von Oettingen-Wallerstein als Hof- und Regierungsrath, vertauschte dieses Amt mit dem eines Bibliothekars an der Universität Erlangen. Im J. 1799 übernahm er die Leitung der „Wiener Zeitung", welche er schon im nächsten J. mit dem Amte des Bibliothekars an der Theresianischen Ritterakademie in Wien vertauschte. Seine litterarische Thätigkeit ist vorzugsweise dem Staatsrechte gewidmet, umfaßt aber auch damit zusammenhängende Punkte. Der Anlaß zu einzelnen Schriften ist ein zufälliger gewesen, aus diesen ergab sich ihm wieder der Anlaß zu anderen. Er gehört nicht zu den bedeutenderen Staatsrechtsschriftstellern der letzten Reichszeit, indessen auch nicht zu denen, welche man ignoriren darf. Nach Materien geordnet sind seine Schriften: Lehnrechtliche: „Versuch einer pragmat. Geschichte der Lehen von den Zeiten vor der Errichtung der fränkischen Monarchie bis zur Erlöschung des Karolinger Stammes in Deutschland", Augsburg 1785. — „Hist.-rechtl. Bedenken über die Frage: ob der retractus equestris oder Einstandsrecht der Reichsritterschaft sich auf erkaufte Lehngüter erstreckt?" Erlang. 1776. — Staatsrechtliche: „Auserlesene Beiträge in reichsstädtischen Sachen", 2 Thle., Frankfurt a. M. 1777—78, 4. — „Statistische Abhandlung über die Mängel der Regierungsverfassung der geistlichen Wahlstaaten, und von den Mitteln solchen abzuhelfen", Augsb. 1787. Diese Abhandlung war veranlaßt durch die 1785 von dem Fuldaischen Domcapitular und Regierungspräsidenten Freiherrn v. Bibra im „Journal von und für Deutschland" St. XII gestellte Preisfrage über die Mängel der geistlichen Staaten und die Mittel zur Hebung; sie erhielt den Preis, obwohl eine von F. C. v. Moser ungleich bedeutender ist. — „Geistliches und weltliches Staatsrecht der deutschen kathol. geistl. Erz-, Hoch- und Ritterstifter", Nürnb. 1788—91, 4 Abth. — „Reichsvicariatisches Staatsrecht", Augsb. 1790. — Kirchenrechtliche: „Anweisung der kaiserl. Landesverordnungen, wie es mit dem Asyle zu halten sei", Wien 1777. „System des Layenzehendrechts" das. 1780. „Darstellung der unrechtmäßigen Ausschließung Augsburger Patricier- und Bürgersöhne von dem dortigen hohen Domstifte", Augsb. 1785. — Dazu: „Gesch. der Stadt Donauwörth, auch Reichs- und Kriegshandlungen" u. s. w., Frankf. 1794, 4. „Staatl. Gesch. der Markgrafschaft Burgau in Rücksicht auf die Streitigkeiten zwischen dem Erzherzogthum Oesterreich und den Burgauischen Insassen", das. 1789. „Leopoldinische Annalen oder Beitrag zur Regierungsgesch. Kaiser Leopold's", Augsb. 1792, 2 Thle. „Memoiren über die wichtigsten Staatsmaterien unserer Zeit", Zürich 1795—97, 2 Thle. „Crameriana posthuma" u. s. w., 1786—90, 12 Thle. „Samml. der hinterl. polit. Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen", Stuttg. 1811 fg., 8 Abth. „Catal. bibliogr. libror. lat. et germ. saeculi primi typogr. in bibl. academ. Theresianae extantium", Vind. 1800 ss., 7 Bde.

Oesterreich. National-Encykl. (Gräffer und Czikann) VI, 491. — Wurzbach, Lex. XXVIII, 253. v. Schulte.

Sartoris: Johannes S., mit seinem deutschen Namen „Schröder" benannt, ar aus Lingen in Westfalen gebürtig, und hatte in seiner Heimath eine tüchtige assische Bildung, sowie den Unterricht der Brüder vom gemeinsamen Leben noffen. Infolge dessen beschäftigte er sich eifrig mit der Lehre des Thomas von empen und wandte sich, ähnlich wie der Franciscanerorden, vorzugsweise der alistischen Richtung in der Philosophie und dem praktischen Christenthume zu. nfangs in Köln thätig, wurde er (1479) mit seinem Landsmann M. Joh. ust und M. Balthasar Wortwyn aus Distelhusen bei Bischofsheim a. d. Tauber n König Christian I. an die von letzterem neu begründete Universität in Kopen- gen berufen, siedelte aber (1481) mit denselben nach Greifswald über. Hier riethen die neuen Lehrer, sowie der ihnen befreundete Dr. Heinrich Ter Porten, t auch in der medicinischen Facultät wirkte, sehr bald in heftige Streitigkeiten it den Vertretern des Nominalismus, namentlich mit Joh. Petri, Gutmund gla, Herm. Melberch und Ewald Kleene, welche von dem mit S. befreundeten M. Nic. Schmiterlow (s. d. A.) unterstützt, Spaltungen der Collegien und ie Doppelwahl des Decans und Rectors zur Folge hatten. Da der Tod des räpositus Dr. Joh. Parleberg (s. d. A.) und ein unter der Bürgerschaft gegen n Rath ausgebrochner Aufruhr (1483) die Gesetzlosigkeit in der Stadt noch rmehrten, so entfernten sich die Anhänger von S. nach Stralsund, während r BM. Schmiterlow, der mit Hülfe der Franciscaner sich in Sicherheit geben hatte, die Vermittelung des Herzogs Bogislaw X. anrief. Dieser ver- ich bei einer Zusammenkunft in Anklam die Parteien, der Bürgermeister wurde stituirt, und S. zum Decan der Artisten gewählt, während die Mehrzahl seiner egner die Stadt verließ. Auf diese Art zu größerem Einfluß gelangt, brachte . die Lehrweise des Thomas v. Kempen (via beati Thome) unter den Professoren höherer Geltung und leitete auch einen Umbau der Universitätsgebäude. eit dem Jahr 1487 trat er in die Juristenfacultät, erwarb in dieser die ge- hrten Grade, und erhielt (1490) die Professur für das VI. Buch der Decretalen d die Clementinen, sowie die Domherrnwürde an der Nicolaikirche.

Pyl, Pom. Genealogien II, 274—296; — Gesch. der Greifswalder Kirchen II, 896. — Kosegarten, Gesch. der Universität I, 133, wo „via beati Thome" auf Thomas v. Aquino bezogen ist, während (I, 144) auf Thomas v. Kempen deutet; II, 229, 240, 242, 249.

Pyl.

Sartorius: Balthasar S., kursächsischer lutherischer Theolog, bei den yptocalvinistischen Streitigkeiten betheiligt. Geboren 1534 zu Oschatz, kam er, durch ine musikalische Begabung empfohlen, in seinem 14. Jahre als Capellknabe an den of des Kurfürsten Moritz und bezog später die Universität Wittenberg, wo er sich g an Melanchthon anschloß, während er bei dem darauf folgenden Leipziger tudium besonders Joachim Camerarius hörte. An der letztgenannten Uni- rsität erwarb er sich 1559 die Würde eines Magisters, 1568 die eines Bacca- ureus, 1572 die eines Licentiaten, im Jahre darauf die eines Doctors der heologie. 1559 wurde er Pastor und Collega an der Fürstenschule zu Pforta, n wo aus er 1569 als Sonnabendsprediger an die Thomaskirche in Leipzig, 570 als Superintendent nach Grimma berufen wurde. Dreizehn Jahre später eben wir ihn in Weimar als Hofmeister und Hofprediger der Prinzen. Aber reits 1575 siedelte er als Professor der Theologie nach Jena über. Als unter rfürst Christian I. die kryptocalvinistische Partei mächtiger wurde, erhielt S., hl auf Veranlassung seines Schwagers, des Hofpredigers Johann Salmuth, 1588 en Ruf als Superintendent und Consistorialassessor nach Meißen. Hier war für die Abschaffung des Exorcismus eifrig thätig, wiewohl er dabei in den egten Gemeinden seines Sprengels auf lebhaften Widerspruch stieß. Der

Volksmund sagte von ihm: „Der Superintendent von Meißen ist ein Calvi
und böser Christ". Nach Kurfürst Christian's Tode und dem damit zusamm
hängenden Falle Krell's und Joh. Salmuth's wurde auch seine Stellung schwank
Als ihn im Anfange des Jahres 1592 das Consistorium mit der Einweisung
neuen Superintendenten in Dresden beauftragt hatte, erhob der Stadtrath dag
Einspruch mit der Begründung, daß „ermelter Doctor in der lähr des Calvini
halben etwas vordechtig sein solle, es möchte sein Erscheinen der Gemeinde allerh
Nachdenken machen". Kurz darauf wurde er seines Amtes enthoben. Er wen
sich nach Leipzig, wo ihm im J. 1597 trotz manches geltend gemachten
dachtes der Aufenthalt unter Gewährung einer Pension mit der Bedingung
stattet wurde, daß er sich „still, friedlich und eingezogen halte, auch zu
nötigen Disputationen und andern Ungelegenheiten nicht Ursache gebe". S
Bitte um Uebertragung einer Professur wurde zu gleicher Zeit abschläglich
schieden, soll ihm aber noch durch das Wohlwollen seines ehemaligen Schü
des Administrators Herzog Friedrich Wilhelm, gewährt worden sein. Er s
1609. Seine Ehe mit Elisabeth Salmuth, der ältesten Tochter des Leip
Superintendenten Heinrich Salmuth, entstammten 9 Kinder, von denen
2 Söhne und 2 Töchter überlebten. Seine Schriften sind theils Disputatio
(„Narratio actionis solennis", Lipsiae 1568; „De iustitia fidei", Lipsiae 15
„De ecclesia Christi in his terris", Jenae 1573; „De praecipuis duobus
trinae Christianae capitibus, lege et evangelio", Jenae 1582; „Quaestio,
anima hominis, quae speculum dei est, particula aut portio essentiae divi
an substantia ab illa diversa", Lipsiae 1582), theils beziehen sie sich auf
theologischen Controversen der Zeit („De sacramentali manducatione corp
Christi et sacramentali potu sanguinis ipsius in sacra coena domini, quae est med
inter corporalem et spiritualem manducationem"; „Der auff das Wittenberg
Notul von dem Consistorio zu Meißen gerichtete Extrakt „De Exorcismo", 15
theils gehören sie dem homiletischen Gebiete an („Eine Predigt von der
und Herrlichkeit, in welche Christus durch sein Leiden, Sterben und Aufferste
eingangen", Jena 1580; „Leichpredigt, gehalten Hansen von Ponickau
Pomsen", Leipzig 1573), theils sind sie Huldigungen an die sächsischen Für
Auch stammt von ihm eine Biographie Johann Pfeffinger's.

A. H. Kreyßig, Album der ev.-luth. Geistlichen im Kgr. Sach
Dresden 1883, S. 326. — E. A. Albrecht, Sächs. ev.-luth. Kirchen-
Predigergeschichte, I, 366. — J. G. Frenckel, Diptycha Ositiensia, Dre
1722, wo auch die Schriften aufgezählt werden. Die Dissertation De sa
mentali manducatione befindet sich in der Leipziger Rathsbibliothek. —
belius und Lechler, Beiträge zur Sächs. Kirchengeschichte, 4. Heft (18
S. 33 ff. — Das Dresdener K. Hauptstaatsarchiv wie Rathsarchiv enth
Nachrichten über ihn.

Georg Müller.

Sartorius: Christian S., geboren zu Gundernhausen (Landger
Reinheim bei Darmstadt) am 31. August 1796, † am 16. Jan. 1872 auf sei
Landsitze zu Mirador (Staat Vera Cruz, Mexico). Er war ein Pfarrers
Nach dem 1810 erfolgten Tode des Vaters zog die Familie nach Darmst
wo Christian das Gymnasium besuchte. Vom April bis September 1814 ma
er als freiwilliger Jäger den Feldzug nach Frankreich mit. Im Frühjahr 1
bezog S. die Universität Gießen, um die Rechte zu studiren, zwei Jahre sp
indeß ging er zu einem andern Fache über und widmete sich dem Lehrerstan
Er erhielt 1818 eine Anstellung am Gymnasium zu Wetzlar. Die Demagog
verfolgungen von 1819 betrafen auch S.; er wurde verhaftet, verlor nach der
freiung sein Lehramt und wurde auf Jahre unter polizeiliche Aufsicht gest

Unter diesen Verhältnissen reifte in ihm der Gedanke, ein neues Vaterland zu suchen. In England und Deutschland (Elberfeld) hatten sich Bergwerksgesellschaften gebildet, um die Schätze der unabhängig gewordenen spanischen Colonien auszubeuten. Wilhelm Stein, der spätere Schwager von S., reiste 1824 als Hauptagent der Elberfelder Bergwerksgesellschaft nach Mexico, ihn begleitete S. als Landbauer. Er ließ sich zu Mirador nieder, 24 Stunden von Vera Cruz, nicht weit vom Pic von Orizaba. 1830 verheirathete er sich mit Wilhelmine Stein aus Darmstadt, deren Bruder in der Nähe Silberminen betrieb. Es folgte nun eine Reihe ruhiger glücklicher Jahre. Das Jahr 1848, welches die Träume des Jünglings zu verwirklichen schien, veranlaßte die beiden Familien zu einem Besuch in der Heimath; sie verweilten in Darmstadt 1849—52. S. hielt in den geographischen Gesellschaften zu Darmstadt und Frankfurt Vorlesungen über sein zweites Vaterland, welche großen Anklang fanden und in deutscher und englischer Sprache im Druck erschienen: „Mexico und die Mexicaner", mit 18 Stahlstichen von Moritz Rugendas. London, New-York und Darmstadt 1852. Außerdem hat S. naturwissenschaftliche Mittheilungen über seinen Wohnort und dessen Umgebungen in nordamerikanischen Zeitschriften niedergelegt.

E. Grube, F. W. Grube und seine Reise nach China und Indien, Crefeld 1848.

W. Stricker.

Sartorius: Christoph Friedrich S., lutherischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren am 22. October 1701 zu Ober-Jflingen, Oberamts Alpirsbach, im Herzogthum Württemberg, † am 9. December 1785 zu Tübingen. — Als Sohn des Pfarrers Johann Friedrich S. genoß er zuerst den Privatunterricht seines Vaters, besuchte dann die Lateinschule zu Herrenberg, später das Gymnasium zu Stuttgart, wurde 1718 in das Tübinger Stift aufgenommen und 1719 Magister. Seine theologischen Lehrer waren besonders Pfaff, Hofmann, J. R. Osiander und Weismann. Nach Vollendung seines Studiums und nach wohlbestandenem Examen wurde er zunächst 1721 ff. Pfarrvicar in Nehren und Ludwigsburg, dann 1728 Repetent in Tübingen, 1729 Diaconatsverweser zu Neustadt a. d. L., 1730 Stadtvicar zu Stuttgart. 1733 ging er als Klosterpräceptor und Prediger nach Bebenhausen, eine Stelle, die er 15 Jahre lang bekleidete, 1747 aber mit der eines Stadtpfarrers und Specialsuperintendenten in Ludwigsburg vertauschte. Von da wurde er 1755 nach dem Tode des Prof. Klemm († am 4. October 1754) nach Tübingen berufen als Professor der Theologie, zweiter Frühprediger und Superattendent des Stifts. Im J. 1756 zum Dr. theol. promovirt, rückte er 1772 in die Stelle des Decans, ersten Professors der Theologie und Vicekanzlers auf und wurde 1779 nach dem Tode Cotta's Kanzler der Universität und Propst an der Stiftskirche. Alle seine verschiedenen Aemter verwaltete er mit großer Treue und Sorgfalt. Als theologischer Docent las er vorzugsweise Dogmatik, zuerst nach Jäger's Compendium, dann nach seinem eigenen Lehrbuch; daneben evangelische Geschichte und Synopse nach Bengel, Polemik nach Baumgarten und Köcher, Symbolik oder Einleitung in die symbolischen Bücher, Hermeneutik, Homiletik, Katechetik und Anderes. Er besaß nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen „die Gabe einer ungemeinen Leichtigkeit in docendo" und wußte in den verschiedenen Fächern, die er las, sein Pensum auf die gesetzliche Zeit hin zu absolviren. Besondere Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken war nicht seine Sache und der jüngeren Generation, die in den Anschauungen des 18. Jahrhunderts großgeworden, erschien er als einer der letzten, aber auch steifsten und dürrsten Vertreter der alten scholastischen Orthodoxie, den Ideen und Studien der Gegner zu spröde gegenüberstehend, um eine nachhaltige Wirkung üben zu können. —

Von seinen Schriften ist die bedeutendste sein „Lehrbuch der lutherischen D matik", das eine Zeit lang als officielles Compendium in Tübingen galt, es später durch das Storr'sche Lehrbuch verdrängt wurde. Es erschien zuerst u dem Titel: „Positiones theologicae in usum praelectionum dogmaticarum", 1 und 1766, dann in erweiterter Gestalt als „Compendium theologiae dogmatic 1777 und 1782. Außerdem gab er verschiedene theologische Dissertation eine „Theologia symbolica" in 3 Theilen 1770, eine Schrift über das Hohe („Vindiciae Cantici C.", 1763), Predigten und Leichenreden heraus. —

Ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften gibt Meusel, Lexikon v storbener deutscher Schriftsteller XII, 42 ff.; — Gel. Teutschland III, 334. Außerdem ist zu vergleichen Hirsching-Ernesti, Handbuch X, 2, S. 117 ff. Bök, Klüpfel, Weizsäcker, Geschichte der Universität und theol. Facultät Tübingen. — Gaß, Geschichte der Dogmatik, Bd. IV, S. 113 ff.

Wagenmann.

Sartorius: Erasmus S., Musiker. Er war geboren 1578 in der St Schleswig und zeigte früh schon entschiedenes Talent zum Gesang, so daß als zehnjähriger Knabe schon Mitglied der Gottorfischen Capelle ward. Er widm sich nachher dem theologischen Studium und vorbereitet auf der vaterstädtisch Gelehrtenschule, vollendete er seinen akademischen Cursus auf der Universität Rostock. Nach beendeten Studien fand er zuerst Anstellung als Organist Bordesholm, dann als Cantor an der Marienkirche in Rostock, wo er zugl Musikdirector ward. Von da kam er 1604 nach Hamburg als Vicarius Dom und 1628 ward er Domcantor. Daneben war er auch Cantor des hanneums und als solcher Director des öffentlichen Musikwesens. 1609 füh er zum erstenmal in der Gertrudencapelle eine Passionsmusik mit Sängern die seitdem jährlich regelmäßig wiederholt wurde. S. war auch gekrönter P Er war dreimal verheirathet und starb am 17. October 1637. Von ihm folgende Schriften erschienen: „Verni temporis, amoenissimi, commodissi illustrissimi Laudatio, heroo pede scripta", 1604; „Belligerasmus i. e. Histo belli exorti in regno Musico, in qua liberalis et non tetrici ingenii lector veniet, quod tam prodesse, quam delectare possit", 1622; „Institutionum mu carum tractatio nova et brevis libris duobus comprehensa" etc., 1635.

Moller, Cimbr. litt. I, 580. — Jöcher, Gelehrtenlex. IV, 154. — Ha burger Schriftstellerlex. IV, 450.

Carsten.

Sartorius: Ernst Wilhelm Christian S., Dr. theol., geb. 10. Mai 1797 in Darmstadt. Seine Vorbildung für das akademische Studiu für welches er sich schon in frühester Jugend bestimmte, erhielt er auf d Gymnasium seiner Vaterstadt, an welchem sein Vater Prorector war. Di wirkte ihm die Erlaubniß aus, eine „auswärtige" Universität zu beziehen! bezog er, mit einer tüchtigen Gymnasialbildung ausgestattet, Ostern 1815 Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Von der die ganze damal Zeit beherrschenden rationalistisch-pelagianischen Welt- und Lebensanschauung er zwar als junger Student in Göttingen ein klares und deutliches Bild th durch den die meisten theologischen Vorlesungen erfüllenden deistischen G theils durch das Gepräge des kalten, nüchternen, des Salzes und Feuers evangelischen Wahrheit entbehrenden Kirchenwesens in sich aufgenommen, ihm für seine spätere Kampfesstellung diesem alle positive Offenbarung leug den Unglauben in Kirche und Theologie gegenüber von größter Wichtig wurde. Aber nach seinem eigenen Zeugniß schützte ihn gegen eine tiefere G wirkung jener Welt- und Lebensanschauung auf sein inneres religiöses Leben ihm über allen Unglauben und Zweifel hinweghelfende persönliche Erfahr

welche er schon damals an seinem Herzen von der Kraft der evangelischen Wahrheit von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum gemacht hatte.

Unter seinen akademischen Lehrern war es Planck, der noch den meisten Einfluß auf die Entwicklung seiner theologischen Erkenntniß und seines confessionellen Bewußtseins durch seine meisterhafte Darstellung des protestantischen Lehrbegriffes ausübte. Wie er diesem von ihm hochgeschätzten und noch im späteren Alter pietätsvoll geehrten Lehrer in seinem theologischen Studiengang viel zu verdanken hatte, so ließ er sich auch von ihm bestimmen, sich der theologisch-wissenschaftlichen Laufbahn im akademischen Lehramt zu widmen. Erst 21 Jahre alt begann er dieselbe als Repetent in Göttingen. Drei Jahre darauf, 1821, empfing er den Ruf als außerordentlicher Professor der Theologie nach Marburg, wo er schon 1823 zum Ordinarius befördert wurde.

Die erste theologische Schrift, mit welcher er an die Oeffentlichkeit trat, war: „Drei Abhandlungen über wichtige Gegenstände der exegetischen und systematischen Theologie", die er bereits 1820 in Göttingen herausgab. Von diesen Abhandlungen hat er die erste, welche „die Entstehung der drei ersten Evangelien" betraf, später als eine verfehlte Polemik zurückgenommen. Die zweite: „über den Zweck Jesu als Stifters eines Gottesreiches" behandelte Person und Werk Jesu unter dem Gesichtspunkt des in ihm erschienenen Gottesreiches. Die dritte hatte zum Gegenstand „die Lehre von der Gnade und vom Glauben".

Wichtiger als diese Arbeiten ist nach seinem eigenen Urtheil die im Jahre 1821 herausgegebene Schrift: „Die lutherische Lehre vom Unvermögen des freien Willens zur höheren Sittlichkeit, in Briefen", nebst einem Anhang gegen Schleiermacher's Abhandlung „über die Lehre von der Erwählung". Nach seiner eigenen Aussage hat er mit dieser Schrift den Grund zu allen seinen späteren theologischen Arbeiten gelegt. Und in der That läßt sie den Ausgangspunkt und Grundton seiner ganzen Glaubensrichtung und Lebensarbeit auf dem Gebiet der wissenschaftlichen streng kirchlichen Theologie und auf dem Gebiet des ein scharfes Bekenntnißgepräge tragenden praktisch-kirchlichen Lebens deutlich erkennen. Er zeigt hier, wie er auf dem Grunde der biblischen, und zwar paulinischen, und dann von Luther wieder ans Licht gebrachten Lehre von der das Heil des Menschen allein bedingenden freien Gnade Gottes in Christo mit seinem Glauben eine feste Stellung gefunden habe, und wie das Einzelleben und sittliche Gemeinschaftsleben allein auf diesem Grunde zu einer dem heiligen und gnädigen Willen Gottes entsprechenden Erneuerung, Entfaltung und Gestaltung gelangen könne. Es ist nicht zu verkennen, welche tiefen Eindrücke das Studium der Lehre Augustin's von der Gnade auf ihn gemacht, aber auch wie er sich von den principiell alle ethische Selbstbestimmung für die Annahme der dargebotenen Gnade Gottes aufhebenden prädestinatianischen Einseitigkeiten dieser Lehre frei gehalten hatte. Der natürliche Mensch ist mit seinem durch die Macht der Sünde gebundenen Willen in sich selbst untüchtig zu allem wahrhaft Guten. Die Tüchtigkeit zu der wahren Sittlichkeit, die in der freien Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen Willen besteht, wächst nur aus dem Boden der freien Gnade Gottes. Nur im Stande der Gnade, in den der Mensch allein durch den Glauben an Jesum Christum gelangt, ist die Möglichkeit und Wirklichkeit der in der Gebundenheit des menschlichen Willens an den göttlichen Willen bestehenden wahren sittlichen Freiheit gegeben. Denn die freie Gnade Gottes, die in Jesu Christo geoffenbart ist und im Glauben an ihn angeeignet wird, hat in die sündige Welt hinein ewige Ordnungen und Heilsveranstaltungen gesetzt, durch die der heilige Geist auf die

Herzen der Einzelnen wirkt und die Erneuerung des sittlichen Indivi
wirkt, welches sich dieser Heils- und Gnadenordnung und der in ihr
gnadenreichen Liebe Gottes hingibt. So wird der Einzelne der b
und heiligenden Wirkungen der göttlichen Gnade unter dem Walten d
Geistes durch Anschluß an die ewigen Ordnungen und Heilsveran
Gottes theilhaftig. Aber nicht bloß das Einzelleben, sondern auch d
Gemeinschaftsleben soll sich auf diesem ewigen Grunde der freien Gn
auferbauen. Das staatliche und das kirchliche Gemeinschaftsleben soll
ewigen göttlichen Grundlagen, die in der Offenbarung der Gnade
Christo für alles Menschen- und Weltleben gegeben sind, als auf eine
samen Fundamente ruhen. Unter diesem Gesichtspunkte sollen sich
Kirche als in unzertrennlicher Einheit verbunden ansehen. Die Ausführ
Gedanken hat S. in der noch in Marburg 1822 herausgegebene
„Ueber die Lehre der Protestanten von der heiligen Würde der weltlich
keit" gegeben. Gleichfalls noch in Marburg verfaßte er seine Schr
Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft nach den Grun
wahren Protestantismus und gegen die eines falschen Rationalismus
der Titel mit seiner Bezugnahme in den ersten Worten auf die hier
gefaßte Schrift Kant's zeigt den Gegensatz gegen die Kantische Theori
wird dargethan, wie das Christenthum als die absolute Religion u
sammte religiös-sittliche Leben des Christenmenschen nicht auf die
Vernunft, sondern auf die Offenbarung der freien Gnade Gottes
gegründet sei.

In seinen handschriftlich hinterlassenen „Meditationen" aus de
1823—49 hat sich S. über seine bisherige Entwicklung ganz
ausgesprochen. „Im Jahre 1817, heißt es darin, fing ich zuerst
Offenbarung als einen Beweis der moralischen Eigenschaften Gottes, i
der göttlichen Liebe, zu betrachten, worüber die Philosophie, die nur
grund der Dinge lehrt, keine Erkenntniß und Gewißheit geben kon
J. 1818 disputirte ich darüber öffentlich und beschäftigte mich mit
Im J. 1819 faßte ich zuerst den Gegensatz des Reiches Gottes und
barung gegen das Reich der Welt und seine Lehren, jedoch auf eine f
liche Weise, auf. Im Winter 1819—20 lernte ich zuerst aus dem
die Römer und dann aus Melanchthon's locis die Lehre von der
vom Glauben kennen. Im Sommer 1820 begann ich die Lehre von
und der Heilsordnung zu verstehen und befestigte mich darin im J. 1
J. 1822 fing mir die Lehre von der Genugthuung und von der Gottl
an klar zu werden. Das Christenthum trat mehr in das ganze
seine Leiden und Freuden ein." — Weiteres Zeugniß über die Fortf
folgenden Jahre in christlicher Erkenntniß geben die folgenden Me
Die Ergebnisse dieser weiteren Entwicklung stellen sich in seinem ferner
gang und Wirken dar. S. folgte im J. 1824 einem Ruf an die
Universität, wo er zum Doctor der Theologie creirt wurde. Hier m
nach seiner bisherigen Entwicklung, in der er sich mit seinem Glaub
fester auf den ewigen Grund des Wortes Gottes gestellt und nicht um
nach gerungen hatte, die einzelnen christlichen Heilswahrheiten auf jene
in ihrem Zusammenhang mit seiner Erkenntniß und seiner Herzenserfa
zu eigen zu machen, als seine Hauptaufgabe betrachten, dem Rati
gegenüber seine Zuhörer in die Erkenntniß der geoffenbarten Heilswa
zuführen. So half er in seiner elfjährigen erfolgreichen akademischen
die für den Aufbau der evangelischen Kirche Rußlands von grundleg
deutung wurde, zahlreiche Diener der Kirche heranbilden, die

Zeugen des Evangeliums auf dem Grunde des Wortes Gottes und des kirchlichen Bekenntnisses ihres Amtes warteten.

Was seine schriftstellerische Thätigkeit neben der akademischen Lehrwirksamkeit betrifft, so setzte er in Dorpat seine schon in Marburg begonnenen „Beiträge zur evangelischen Rechtgläubigkeit" 1825 und 1826 fort. In ihnen bekämpfte er hauptsächlich den damals von Röhr und Bretschneider vertretenen Rationalismus. Er griff hier in der bereits oben bezeichneten Weise die rationalistisch-pelagianische Lehre an der Wurzel an und wies insbesondere die innere Verwandtschaft zwischen dem Rationalismus und Romanismus schlagend nach. Auf dem Wege der persönlichen Erfahrung von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben lebte er sich immer tiefer in das Wesen der lutherischen Reformation und Kirche ein. Von dem unerschütterlichen Standpunkt aus, den er in der paulinisch-lutherischen Lehre von der rechtfertigenden Gnade gewonnen, konnte er dann auch die bezüglichen Aussprüche der großen Lehrer der alten Kirche unter Ausscheidung der ihnen anhaftenden unevangelischen Elemente sich zu eigen machen. Besonders vollzog sich in seinen Gedanken im mündlichen und schriftlichen Ausdruck dieser Assimilationsproceß mit zahlreichen geistreichen Aussprüchen Augustin's, der als ein ihm Geistesverwandter eine besondere Anziehungskraft für ihn hatte. Neben jener polemisch-apologetischen Thätigkeit in Lehre und Schrift dem Rationalismus gegenüber ließ es S. nicht an lebendiger positiver Bezeugung der evangelischen Wahrheit fehlen. In einer akademischen Festrede, welche er am dreihundertjährigen Jubiläum der Augsburgischen Confession zu halten hatte, trat er mit hoher Freudigkeit und Begeisterung für die in dem Augsburger Bekenntniß bezeugte evangelische Wahrheit ein. Seine „Beiträge zur Apologie der Augsburgischen Confession gegen alte und neue Gegner", die im J. 1853 zum zweiten Mal herausgegeben wurden, entstanden aus jener Festrede „über die Herrlichkeit der Augsburgischen Confession". Aus populären Vorlesungen ging seine im J. 1831 erschienene Schrift: „Die Lehre von Christi Person und Werk" hervor, die in 7 Auflagen erschien und in verschiedene Sprachen, z. B. auch ins Holländische übersetzt worden ist. Sie wurde die Veranlassung zu seiner Abberufung aus dem Dorpater Wirkungskreis in ein kirchliches Amt der preußischen Landeskirche, in welchem sich ihm ein ganz neues, weit ausgedehntes Arbeitsfeld mit ungewohnten, bisher ihm fern gebliebenen Aufgaben eröffnete. Die lebendige, anschauliche Darstellung der christlichen Lehre in jenem Buch hatte die Aufmerksamkeit des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf ihn gelenkt. Die Generalsuperintendentur der Provinz Preußen war erledigt. S. wurde auf Veranlassung des Kronprinzen vom König Friedrich Wilhelm III. für dieselbe in Vorschlag gebracht. Der Minister von Altenstein erhob dagegen mancherlei Bedenken. Das gab dem König Veranlassung, sich über die Persönlichkeit, Wirksamkeit und theologisch-kirchliche Richtung des S. persönlich genaue Auskunft zu verschaffen. Das Ergebniß war für den König der Art, daß er trotz der Einwendungen seines Ministers den Professor S. zum Generalsuperintendenten der Provinz Preußen berief und ihm zugleich das Amt des ersten Hofpredigers an der Schloßkirche zu Königsberg übertrug. S. trat am 5. November 1835 sein neues Amt an und hielt seine Antrittspredigt über Matth. 20, 25—28.

In diesem ungemein umfangreichen und arbeitsvollen Beruf kam es ihm hauptsächlich auf die Belebung und Durchdringung der Geistlichen und Gemeinden mit den Kräften des Geistes von oben und auf die persönliche geistliche Einwirkung auf die inneren Verhältnisse und Zustände des kirchlichen Lebens an. Nach dieser Seite hin konnten auch seine Gaben wirksamer und erfolgreicher zur Geltung und

Verwerthung kommen, als auf dem seiner Neigung und seinem Geschick ferner liegen den Gebiet der kirchlichen Geschäftsführung und der Verwaltung äußerer kirchlicher Angelegenheiten. Der in dieser Hinsicht sich demüthig bescheidende Mann wollte in seinem hohen kirchlichen Amt nichts anderes, als in allen Treuen der Kirche und den seiner Aufsicht und Leitung unterstellten Geistlichen und Gemeinden nach dem Vorbilde des Herrn und der Apostel mit den ihm verliehenen reichen geistlichen Gaben in dem durch diese selbst bezeichneten Umfange dienen. Wenn er in seinem Amt oder sonst in Wort und Schrift mit aller Entschiedenheit und Schärfe die Lehre der lutherischen Kirche geltend machte, so geschah das doch immer so, daß sein Verhalten und sein Wort von dem Geist persönlicher Milde und liebevoller Hingebung an die Vertreter anderer Standpunkte, oder Schwache und Irrenden gegenüber von suchender und auf den rechten Weg führender Hirtenliebe Zeugniß gab. Aber mitten in der Vielgeschäftigkeit seines Kirchenamtes fühlte er sich durch persönliche Neigung, durch vielseitigen Verkehr mit nahen und fernen Freunden und insbesondere durch die kirchlichen und theologischen Zeitbewegungen immer wieder zurückgezogen zu einem nach Innen gewendeten Leben im Sinnen und Meditiren über wichtige Fragen des kirchlichen und politischen Lebens im Sinne der kirchlich-christlichen Lehre. Die Ergebnisse dieser Reflexionen und Meditationen hat er in einer langen Reihe von Artikeln in der Hengstenbergischen Evangelischen Kirchenzeitung veröffentlicht, die oft ein scharf polemisches Gepräge haben. Zu solchen Artikeln gehören z. B. die werthvollen polemischen Abhandlungen, welche er schon in den Jahren 1834—36 zur Wahrung der evangelischen Gnadenlehre gegen Möhler's Symbolik veröffentlicht. So kehrte er in mehreren Aufsätzen unter der Ueberschrift „Lesefrüchte" von neuem seine schärfsten Waffen gegen den vulgären Rationalismus von Röhr und Bretschneider. Nicht minder scharf und schneidig bekämpfte er die antichristliche Bewegung der Lichtfreunde und sogenannten freien Gemeinden und schrieb 1845 seine Schrift „Ueber die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit der kirchlichen Bekenntnisse".

In die Zeit seiner kirchenamtlichen Wirksamkeit fällt auch die Entstehung und Vollendung des Hauptwerkes seiner litterarischen Thätigkeit, seines umfangreichsten, bekanntesten und auch bedeutendsten Werkes: „Die Lehre von der heiligen Liebe, oder Grundzüge einer evangelisch-kirchlichen Moraltheologie", 1840—5. Nach dem Vorgange von Nitzsch's System der christlichen Lehre, welches die Einheit von Dogmatik und Ethik darstellen will, hat sich S. die Aufgabe gestellt, die Glaubens- und Sittenlehre in ihrer inneren Zusammengehörigkeit und innigen Verbindung zur Darstellung zu bringen. Zu diesem Zweck wird der gesammte dogmatische und ethische Lehrstoff in einer ebenso warmen und innigen wie lichtvollen und sinnigen Weise behandelt, daß nicht bloß der Theolog von Fach, sondern jeder gebildete christliche Laie dadurch angezogen und in die Tiefen der evangelischen Wahrheit hineingezogen wird. Die erste Abtheilung handelt von der ursprünglichen Liebe und ihrem Gegensatz, die zweite von der versöhnenden Liebe, die dritte von der erneuernden und heiligenden Liebe. Aus dem Wesen Gottes als Liebe sucht er die inner-göttlichen, immanent-trinitarischen Verhältnisse des Vaters, Sohnes und Geistes zu entfalten. Aus dem Princip der Liebe leitet er die Einheit des religiös-sittlichen Lebens und die Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungen in jener Einheit her. In der Schrift „Ueber den alt- und neutestamentlichen Cultus, insbesondere über Sabbath, Priesterthum, Sacrament und Opfer", 1852, gibt er im Anschluß an jenes Hauptwerk die weitere Ausführung einiger ihm besonders wichtiger Punkte. — Im J. 1855 erschien seine „Meditationen über die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in seiner Kirche und besonders über die Gegenwart des verklärten Leibes und Blutes

Christi im h. Abendmahl". In dieser Schrift spiegeln sich wieder die kirchlichen Kämpfe, welche durch die Zeitbewegungen hervorgerufen wurden, namentlich die Streitfragen auf dem confessionellen Gebiet über das Verhältniß von Union und Confession. — Mit dem Gegenstand und Inhalt der letzten litterarischen Arbeit seines Lebens, bei der nahe am Schluß ihm die Feder aus der Hand sank, kehrte er zu den Anfängen seiner schriftstellerischen Thätigkeit zurück. Bis wenige Tage vor seinem Tode beschäftigte ihn die umfassende Streitschrift gegen die römische Kirche: „Soli Deo gloria", vergleichende Würdigung evangelisch-lutherischer und römisch-katholischer Lehre nach dem Augsburgischen und Tridentinischen Bekenntniß mit besonderer Hinsicht auf Möhler's Symbolik, von seinem einzigen Sohn, dem Pastor Ernst S., zu Ende geführt und herausgegeben im J. 1860. Am Morgen des zweiten Pfingstfeiertages 1859 entschlief er nach schweren, durch eine unheilbare Nierenkrankheit verursachten Leiden. „Ach, die ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit", dies waren die letzten Worte, die im Todeskampf von seinen Lippen gehört wurden.

Vgl. Hengstenberg's Evangelische Kirchenzeitung, 1859, Nr. 73. — Neue Evang. Kirchenzeitung von Meßner, 1859, Nr. 30. — Evangelisches Gemeindeblatt von Oberconsistorialrath Dr. Weiß in Königsberg, Nr. 27. — Die Vorreden zu der Lehre von der heiligen Liebe und zu der Schrift: Soli Deo gloria.

D. Erdmann.

Sartorius: Johann S., um 1500 zu Amsterdam geboren, als Förderer der Reformation in den Niederlanden ehrenvoll zu nennen. Schon frühe zeichnete er sich durch bedeutende linguistische Kenntnisse, auch der hebräischen Sprache, aus, und diese humanistischen Studien beeinflußten allerdings auch seine religiösen Ansichten. Als er daher, kurz nach 1520, zu Delft den Dominicaner Walter, genannt „der lutherische Mönch", als Kämpfer wider den Ablaßhandel hörte, war er bald für die Reformation gewonnen. Zwar bekannte er sich nicht öffentlich dazu, arbeitete aber im Stillen eifrig an der Ausbreitung der neuen Lehre unter seinen Schülern und Freunden im Geiste des Erasmus. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit der Inquisition auf sich und wurde, als der Ketzerei verdächtig, 1525 nach dem Haag geführt und verhaftet. Doch wurde nicht zu strenge gegen ihn vorgegangen; es genügte für diesmal, daß er die ihm vorgeworfenen Irrthümer gewissermaßen widerrief. Nach Amsterdam heimgekehrt, wagte er es nicht sofort wieder als Prediger aufzutreten und beschäftigte sich mit linguistischen Studien, wie sich aus der Herausgabe einer „Grammatica latina" und „Centuria syntaxeon, in decades distincta", Antwerpen 1530 ergibt. Im folgenden Jahre trat er aber als Vertheidiger der Lutherischen Rechtfertigungslehre wider Cornelius Crocus, Rector zu Amsterdam, auf mit einer Schrift „De fide justificante, ad Corn. Crocum, liber unus", Basil., gegen Crocus seine „Epistolae de fide et operibus adversus Joh. Sartorium", 1531 herausgab. Es ist streitig, ob er damals im Ausland weilte; im selben Jahre aber erhielt er von der Regierung zu Amsterdam, welche sich der Reformation im Stillen geneigt zeigte, eine Lehrerstelle für lateinische Sprache, sowie der oben genannte Walter für das Griechische und Hebräische, nicht an der von Wilhelm Eggertsz gestifteten Schule. Zahlreiche Schüler fanden sich in der St. Paulusabtei oder am Versammlungsort der Rhetoriker über der Waage seinen der katholischen Kirche entgegentretenden Unterricht. Wie lange er dort arbeitete, läßt sich schwer nachweisen. Um 1536 aber finden wir ihn im Dorfe Noordwijk, wo er eine Schule für höheren Unterricht errichtet hatte, von der Hadrian Junius rühmt, sie habe mehr Gelehrte hervorgebracht, als des Trojaners Pferd Helden. Doch sah er sich bald dort bedroht und zog

nun nach Basel, wo er unter dem fingirten Namen Joannes Tosarrius Aqu vicanus (Noordwijker) seine höchst gelehrten „Paraphrases in quatuor prophe quos majores vocant“ und die „Paraphrases in duodecim prophetas, q minores vocant, item in Sapientiam Salomonis“ 1558 herausgab. Im sel Jahre aber kehrte er nach Holland zurück, schloß sich öffentlich den Reformi an und trat als erster Prediger zu Delft und 1570 zu Noordwijk auf, wo leider kurz nachher starb. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind noch erwähnen „De s. eucharistia“, „Observationes in Matthaeum“, „Annotatio scripturarum“, „Assertiones fidei“ und „Ad Satanae satellitium“, welche Basel herausgegeben sind, und die „Adagia“, Antw. 1561, welche zu Leid 1656 und zu Amsterdam 1670 aufs neue gedruckt sind als „Joh. Sarto adagiorum chiliades tres, sive sententiae proverbiales Graecae, Latinae et B gicae, ex praecipuis autoribus collectae ac brevibus notis illustratae, ex rec sione Corn. Schrevelii“. Sie zeigen ihn als einen bedeutenden Sprachkun und sehr gebildeten Gelehrten.

de Hoop Scheffer, Kerkhervorm. van Nederl. voor 1531, Dl. I u. I passim. — Brandt I, bl. 92, 233 v. v. — Wagenaar, Amsterdam I bl. 198 v. v. und Glasius, Godgel. Nederl.

van Slee.

Sartorius: Johannes S., Polyhistor und Schulmann, 1656—172 Er wurde am 1. Januar 1656 als der Sohn des Pastor primarius und I spectors Johannes S. in Eperies in Oberungarn geboren. Hier erhielt er s seine Schulbildung. Als der Vater seines Glaubens wegen Eperies und Ung verlassen mußte und 1674 eine Stelle als Pfarrer in dem Dorfe Trutenau bei Dan erhielt — wo er 1691 starb —, begann der Sohn seine Universitätsstudien Wittenberg. Er setzte dieselben dann in Tübingen und Leipzig fort und wu 1678 in Wittenberg Magister, blieb daselbst auch noch einige Jahre, vornehm lich mit philosophischen Studien beschäftigt (u. A. erschien damals seine Schr „Renati des Cartes modus demonstrandi existentiam Dei per ideam“, 167 Im Begriffe 1682 eine Hauslehrerstelle bei einem Grafen Ponto de la Ga anzutreten, erhielt er einen Ruf als Professor an das Gymnasium in Th welchem er folgte; am 6. August 1682 trat er das neue Amt an, welch 17 Jahre hindurch geführt hat. In diese Periode fällt eine große Zahl Veröffentlichungen historischen, staatsrechtlichen, philologischen, theologi philosophischen Inhalts, von denen namentlich der „Panegyricus Johanni Poloniarum regi ob victoriam a. 1683 Turcis prope Viennam ereptam dic 1683, ferner „De Majestate Principis limitata“ 1686, „Dissertationes ethi 1689 zu nennen sind. Am 11. Mai 1699 übernahm er das Rectorat Gymnasiums in Elbing, leitete im November desselben Jahres die Säcu feier dieser Anstalt, gab aber schon 1704 sein Amt wieder auf, um als Pro der Poesie und Beredtsamkeit an das akademische Gymnasium in Danzig üb zugehen. Am 23. October 1704 hielt er seine Antrittsrede über das Th „Quid oratoris facundia poëtis debeat“. Von den Arbeiten aus der Elbi und Danziger Zeit ist die sonderbare „Parodia Virgilii Aeneidos libri I. titulo: Sors protoplastorum, Germine Davidis correcta“ 1706 und die „K northosis Annibalis in publico fletu ridentis“ 1708 erwähnenswerth. — starb in Danzig am 27. März 1729.

Ephraim Praetorius, Athenae Gedanenses 1713, S. 162—165, 234—235. Daselbst befindet sich S. 163 ff. ein vollständiges Verzeichnis bis 1712 erschienenen Schriften Sartorius'. — Vgl. auch Jöcher IV, 13

R. Hoch

Sartorius: Johann Georg S., Vater Georg Friedrich Christophs S. von Waltershausen (s. u.), hessischer Theologe, bekannt als der hauptsächlichste Verfasser eines 1783 in Hessen eingeführten lutherischen Gesangbuches, welches lange Zeit als Grundlage der hessischen Gesangbücher gedient und weite Verbreitung gefunden hat, ist am 23. Juni 1729 zu Kirchain bei Marburg als Sohn des Rectors Georg S. geboren. Er erhielt seinen ersten Unterricht durch seinen Vater und wurde erst als 18jähriger Jüngling (1747) dem Pädagogium zu Marburg zur weiteren Ausbildung überwiesen, die er schon 1749 vollendete. Er studirte bis 1752 in Marburg und Halle und bekleidete dann eine Zeitlang die Stellung eines Pastors in dem Dorfe Kappel bei Marburg. Dort lernte ihn der Kanzler Estor in Marburg kennen und schätzen und bewirkte, daß er als zweiter Prediger der lutherischen Gemeinde nach Kassel berufen wurde. 1784 wurde er erster Prediger daselbst und starb am 9. Mai 1798. Neben seiner umfassenden und erfolgreichen amtlichen und seelsorgerischen Thätigkeit fand er zu eigentlichen litterarischen Arbeiten nur wenig Muße. Seine geschichtliche Bedeutung verdankt er vielmehr, wie erwähnt, in erster Linie seiner eifrigen und hervorragenden Theilnahme an der Zusammenstellung eines neuen hessischen Gesangbuches, welches im J. 1783 auf Veranlassung des Kasseler Consistoriums herausgegeben wurde und trotz seiner schon gleich nach seinem Erscheinen mit Recht vielfach und energisch bekämpfter Mängel lange Zeit maßgebend geblieben ist. Schon im J. 1777 hatte nämlich das Kasseler Consistorium den Beschluß gefaßt, das bisher in Hessen eingeführte, im wesentlichen auf gesunder historischer Grundlage beruhende lutherische Gesangbuch in einer den Anforderungen der Zeit entsprechenden Weise umarbeiten zu lassen. Diese, zu derselben Zeit auch außerhalb Hessens sich geltend machenden Anforderungen waren aber namentlich darauf gerichtet, den von der Gemeinde gesungenen Kirchenliedern ihren althergebrachten derben und ursprünglichen, freilich zuweilen zu einer gewissen Derbheit und Derblichkeit neigenden Charakter zu rauben und an die Stelle historischer Treue die süßliche, sentimentale Verwaschenheit treten zu lassen. Diese Tendenzen waren in Hessen unter der Regierung des katholischen Landgrafen Friedrich's II. gedrungen und führten zu einer Verfügung des Consistoriums, welche mit der Herausgabe eines so umgearbeiteten Gesangbuches die beiden Pfarrer der lutherischen Gemeinde zu Kassel, Clemen und Sartorius, betraute. Auf den von ihnen erstatteten Bericht erging am 21. März 1777 eine weitere Verfügung des Consistoriums, die zwar die Abfassung des Entwurfs endgültig beiden genannten Pfarrern übertrug, aber doch erklärte, es geschehen lassen zu wollen, daß der Pfarrer Sartorius den Plan entwerfe und der Pfarrer Clemen solchen „mit seinen Erinnerungen begleite". Damit war die hauptsächlichste Arbeit, und auch die entscheidende Verantwortung im wesentlichen dem ersteren übertragen, der dann thatsächlich auch in allen wesentlichen Punkten als der geistige Urheber des Ganzen zu betrachten ist, während formell Clemen den ersten, S. den zweiten Theil zur Bearbeitung übernahm. Der so hergestellte Entwurf wurde dann den lutherischen Ministerien zu Marburg, Rinteln und Schmalkalden zur Begutachtung vorgelegt (1778). 1783 ist das Gesangbuch erschienen und nicht ohne mannichfachen und energischen Widerstand eingeführt worden. Es zeigt in seiner ganzen Anlage und Bearbeitung den Charakter seiner Entstehungszeit und die Tendenz, aus der es hervorgegangen war. An die Stelle der alten, bisher pietätvoll bewahrten Reformationslieder sind Bearbeitungen in einen so weichlich-süßen Ton getreten, daß dadurch der Charakter vieler der Grundtendenzen derselben völlig verwischt wurde. Als Vorlagen waren nicht die Originalquellen, sondern die neuesten, in anderen Staaten in gleicher Tendenz veröffentlichten Gesangbücher benutzt. Doch ist das Gesangbuch dadurch, daß

es auf lange Zeit die Grundlage für Hessens Gesangbücher überhaupt gebi
hat, historisch von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Daß es übrigens g
von vornherein heftigem Widerspruch begegnete, erwähnten wir schon. S. s
hat sich darüber bitter beklagt.

Vgl. seine Selbstbiographie in Strieder's Hess. Gel.- u. Schriftst.-G
XII, 186—206. Ferner Joh. Gottl. Holtzapfel, Nachricht von dem n
Evangelisch-Lutherischen Gesangbuche in den Hessen-Casselischen Landen,
dasselbe entstanden und zu Schmalkalden eingeführet ist. Schmalkalden 1
(enthält u. A. die Rescripte des Consistoriums). — Heppe, Kirchengesch. b
Hessen II, 304 ff. Marburg 1876. Georg Winter.

Sartorius: Paul S., aus Nürnberg, nennt sich auf dem Titel sei
neuen teutschen Liedlein mit 4 Stimmen, nach art der welschen Canzonet
„der Fürstl. Durchlaucht Maximilian Erzherzogen zu Oesterreich Organist"
dedicirt dieselben zwei Räthen der Stadt Nürnberg und den „Ehrbaren
Kräntzleins Verwandten", gezeichnet „Nürnberg den 25. April 1601". Er
in der Widmung daß die Lieder bei „dero vertraulichen Zusammenkünften
auf eines Ehrbaren Raths Stuben wöchentlich zu halten pflegen, mit nicht
ringen Kosten aus sonderer Lieb und Neigung fortgepflantzet und enutrirt würde
Wir haben also hier Lieder für Männerchor vor uns, trotzdem die Stimmen
dem Sopran-, Discant-, Alt- oder Tenorschlüssel stehen und die alte Streitfra
ob solche Tonsätze für Knaben- oder Männerstimmen geschrieben sind, läßt
dadurch endgültig entscheiden. Fétis glaubt, daß S. zuerst am Münchener H
angestellt war, da er 1599 für eine Messe zu acht Stimmen, die er dem Kö
fürsten von Baiern übersandte, eine Gratification empfing (Monatsh. f.
8, 76 Nr. 45); dies ist aber ein Irrthum. Es war einst das einzige Honor
welches ein Componist für seine Werke erhielt, wenn er ein Exemplar an
nehme Herren schickte, die sich dann veranlaßt fühlten, dem Uebersender
Geschenk zu machen, und wir wissen aus zahlreichen Fällen, daß die Componi
dazu selten ihren eigenen Dienstherrn wählten, sondern gewöhnlich einen Fremd
da wol der eigene Dienstherr es mehr als Pflicht, wie als eine Verehrung
trachtete. Wir können daher nur als sicher annehmen, daß S. in Nürnb
sowol geboren ist, als auch seine Anstellung fand. Obige Messen erschie
1599 in München bei Berg; ein Exemplar besitzt die Proske'sche Bibliot
Außerdem erschienen 1601 noch „Sonetti spirituali" zu 6 Stimmen in Nürnb
(Bibl. Kassel) und 1602 „Sacrae cantiones" zu 6—12 Stimmen in Ven
bei Gardano (Bibl. Augsburg). Ueberall bezeichnet er sich in derselben Z
wie bei den deutschen Liedern. Seine Wirksamkeit drängt sich somit in
kurze Zeit von 1599—1602 und läßt wol die Vermuthung zu, daß er
gestorben sein muß. Sein Ruf als Componist reichte aber weit über seine Le
zeit und seine Vaterstadt hinaus, denn vielfach finden wir in handschrift
Sammlungen seinen Namen mit Copien aus seinen Druckwerken vertreten. S
München, Berlin u. a. O. Auch in gedruckten Sammelwerken fand er
nahme und zwar 1600 in Hasler's Sammelwerk und 1604 in Bernh. Kl
stein's, eines Augsburgers. Die Neuzeit hat von ihm noch nicht Kenn
nommen und ist daher ein Urtheil über seine Werke einer künftigen Zei
behalten. Rob. Eitn

Sartorius: Georg S., seit 1827 Freiherr v. Waltershausen, b
scher Geschichtsforscher, geboren zu Kassel am 25. August 1765, † zu Gött
am 24. August 1828. Sein Vater war erster Prediger der lutherischen Ge
in Kassel; seine Mutter die Tochter des dortigen Accisschreibers Rothe.
dem Besuche des Collegium Carolinum der Vaterstadt bezog S. die Univ

ttingen, um sich der Theologie zu widmen und unter Michaelis, mit dem r Vater in Verbindung stand, orientalische Studien zu treiben. Am 11. Oct. 783 immatriculirt, gehörte er der Universität bis Ostern 1788 an, wandte sich er mit dem Fortgang seiner Studien von der Theologie ab und nach schwer ängster Zustimmung des Vaters der Geschichte zu, in der Spittler und Heeren ne Führer wurden. Seit 1786 als Accessist an der Bibliothek thätig, erhielt 1788 eine Stelle als Secretär, 1794 als Custos und las zugleich seit 1792 Privatdocent der philosophischen Facultät über Geschichte des 18. Jahrderts und über Politik. Mit dem jungen Göttingen jener Tage hing er ch mehr als eine Verbindung zusammen. Der Göttinger Musenalmanach 1789, 1790, 1792 und 1793 enthält Beiträge von ihm, die schon damals er sonderlichen Werthschätzung begegneten. Zu Bürger hielt er engere Beungen aufrecht, „so lange dessen häusliche Verhältnisse es gestatteten". Ein iger Mitarbeiter der Göttinger Gelehrten Anzeigen, hatte er an deren Verst, die Lehre des Adam Smith in Deutschland am frühesten zugänglich gebt zu haben, Antheil. Wie früher Feder das englische Originalwerk bechen hatte (s. A. D. B. VI, 596), so S. 1793 und 1794 die deutschen rsetzungen. 1796 ließ er einen Auszug aus Smith's „unsterblichem Werke" r dem Titel: „Handbuch der Staatswirthschaft zum Gebrauch bei akadehen Vorlesungen" folgen, dessen Grundsätze schon seit fünf Jahren von ihm, er als auf irgend einer andern Universität, vorgetragen waren. Die Arbeit icht ohne selbständiges Verdienst, macht vom historischen Standpunkte ein- Zusätze zu Smith und kritisirt einzelne seiner Lehren. Die zweite Ausgabe Buches von 1806 schließt sich enger an das Original und verweist die Abungen in die gleichzeitig erscheinenden „Abhandlungen, die Elemente des onalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend". Früher als das onalökonomische Gebiet hatte S. das der Geschichte betreten. Sein „Versuch Geschichte des deutschen Bauernkrieges" (1795) benutzt keine neuen Quellen, ndelt auch die ganze „ärmliche, kurz dauernde und wirkungslose Empörung" wegen gewisser ähnlicher Zeitverhältnisse und um Mäßigung nach beiden en hin zu empfehlen, trifft aber doch in der Erkenntniß das Richtige, daß llgemeine demokratische Strömung der Zeit, nicht bloß die Unzufriedenheit Bauern hier zum Ausbruch kam. Auf Grund dieser Arbeiten wurde S. 7 außerordentlicher Professor in der philosophischen Facultät, nachdem er Zeitlang wegen seiner jugendlichen Sympathien für die französische Revon, die ihn 1791 zu einem mit den beschränktesten Geldmitteln ausgeführten ern Aufenthalte in Paris veranlaßt hatten, unter ungünstiger Beurtheilung leiden müssen. Zum Antritt des neuen Amtes schrieb er: „De libera ii navigatione in congressu Rastadiensi obtinenda". Am 5. Juni 1802 e er zum ordentlichen Professor befördert. Kurz zuvor war ein neues risches Werk von ihm ausgegeben, die „Geschichte des Hanseatischen Bundes" 1 (1802); der zweite folgte 1803, der dritte 1808. Ein seit langer Zeit mehr und nachher nicht wieder in diesem Umfange behandeltes Thema war von einem geschichtlich und volkswirthschaftlich geschulten Bearbeiter mit Hülfe damals bekannten Materials gründlich und einsichtig durchforscht und darlt. Die lebhafte Anerkennung der Zeitgenossen, obenan Johannes Müller's, wurde dem Buche zu Theil, das den Ruf des Verfassers befestigte. März 1803 bewilligte ihm die Regierung einen halbjährlichen Urlaub und Unterstützung von 500 Thlr. zu einer Reise nach Berlin, Wien und wo- ich Petersburg, die der Stärkung seiner Gesundheit und zugleich den Auf- n seiner politisch-statistischen Vorlesungen zu Gute kommen sollte. Nach hnung von Berufungen nach Helmstedt und Würzburg in den Jahren 1803

und 1804 erhielt er 1806 den Charakter eines Hofraths; die ihm
Schlözer's Tode zugedachte Nominalprofessur der Politik erst 1814. D
Begründung der Universität Berlin ihm durch den Staatsrath Uhden angetr
Professur der Statistik und Cameralwissenschaften und die Stelle eines G
raths in der Section des öffentlichen Unterrichts mit einem Gesammtg
von 2500 Thlr. lehnte er ab, ebenso wie den 1811 ihm durch den Ob
prediger Reinhard eröffneten Ruf als Professor der Geschichte in Leipzig.
Ersatz in Göttingen wurde ihm die durch den Tod des Technologen Bec
erledigte Stelle in der Honorensacultät zu Theil und eine Gehaltserhöhung
daß er 1812 eine Besoldung von 4300 Francs genoß. Auffallenderweise
er bisher noch nicht Doctor: erst am 22. Februar 1811 verlieh ihm die p
sophische Facultät honoris causa unter dem Decanat Heeren's die W
Litterarische Arbeiten dieser Zeit sind die Besorgung einer neuen Ausgab
Spittler's Entwurf einer Geschichte der europäischen Staaten, die er bis 1
später nochmals bis 1822 fortführte, und die Preisschrift über die Regierung
Ostgothen in Italien, die durch eine Aufgabe des Instituts hervorge
1811 in französischer und deutscher Sprache erschien. Wollte man schon
an ihm eine Hinneigung zu den höhern Ständen, das Streben, den Ton
seinen Welt zu treffen, wahrnehmen, so hat er durch Verkehr mit hervorra
Fremden seine Kenntniß der politischen und gesellschaftlichen Zustände F
reichs und Englands zu bereichern gesucht. Benj. Constant, der sich wäh
napoleonischen Herrschaft eine Zeitlang in Göttingen aufhielt, ist er beso
nahe getreten und hat sich der Vertheidigung seines politischen Charakters na
warm angenommen. Seitdem sich Goethe im J. 1801 längere Zeit in Gött
aufgehalten hatte, um den historischen Theil der Farbenlehre vorzubereiten,
S. und nachher auch seine Frau zu ihm in freundschaftliche Beziehung gelet
Wiederholte Besuche in Weimar, Besorgungen von Büchern aus der Göt
Bibliothek, kleine Geschenke, empfohlene Fremde belebten den Zusammen
S. berichtete über den Fortgang der Hansischen Studien, Briefe und B
gingen herüber und hinüber. 1814 wiederholt in Weimar anwesend, le
Pläne einer neuen deutschen Reichsverfassung vor, die er auf Anregung
Großfürstin Katharina aufgesetzt hatte, und wurde auf Goethe's Vor
als eine Art politischen Beiraths der von Karl August zum Wiener
greß abgeordneten Gesandtschaft beigegeben. Eine Flugschrift: „Ueber
Vereinigung Sachsens mit Preußen. Von einem Preußischen Patrioten"
unter dieser Maske zusammen, was das Herz eines Particularisten geg
Vergrößerung Preußens bewegte. Die mancherlei Züge von komischer Z
thuerei, welche man ihm nacherzählt, stammen meist aus dieser Zeit;
Heyne sprach 1808 von seiner precieusen Eitelkeit, die immer auf geradem
erhalten werden müsse. Vor Beendigung des Congresses kehrte er heim,
der ersten hannoverschen Ständeversammlung als Abgeordneter der Stadt G
theilzunehmen. Von den Aufgaben des Landtages interessirte ihn besond
Steuerfrage. Seine Schrift „Ueber die gleiche Besteuerung der versch
Landestheile des Königreichs Hannover" (Hannover 1815) redet der g
Besteuerung, der Beseitigung der Exemtionen und der indirecten Steuer
Wort, rief eine Gegenschrift des Landdrosten von Wersebe hervor und
1817 einen Nachtrag, der einige Recensionen Sartorius' mit Auszüge
neuern steuerpolitischen Werken zusammenfaßte. Rehberg, dessen Poli
unterstützte, war er in warmer Freundschaft verbunden, seitdem er für
hart angegriffene Schrift über den Adel (s. A. D. B. XXVII, 575)
Göttinger gelehrten Anzeigen in die Schranken getreten war. 1817 trat
dem Landtage, um sich seiner akademischen Thätigkeit uneingeschränkt

zu können, die in dieser Zeit eine Erweiterung dadurch erfuhr, daß er von der nassauischen Regierung, welche Göttingen zur Landesuniversität bestimmte, beauftragt wurde, über nassauische Statistik Vorlesungen zu halten. In einer Schrift vom Jahre 1820: „Ueber die Gefahren, welche Deutschland bedrohen und die Mittel ihnen mit Glück zu begegnen", suchte er der Aufregung der Parteien durch wohlgemeinte Rathschläge eines Mannes der Mitte zu begegnen. Bedeutender als seine schriftstellerische Thätigkeit muß seine akademische Lehrwirksamkeit gewesen sein. Zwei Stimmen so entgegengesetzter Art wie die Heinrich Heine's und des Frankfurters Joh. Friedr. Böhmer, sind einig in dem Lobe seines Vortrages. Gegenüber der akademischen Tradition, welche allzu geneigt ist, die Schattenseiten festzuhalten, ist es Pflicht hervorzuheben, welch nachhaltigen Eindruck S. durch seine Lehre wie durch seine Persönlichkeit auf einen Charakter wie Böhmer hervorgebracht hat. Er bezeichnet geradezu die Vorlesungen Sartorius' und den Umgang mit ihm als das größte Glück seines akademischen Lebens. Mochten seine Vorlesungen vorzugsweise der neuern Geschichte und Politik zugewandt sein — er hielt auch ein politisches Practicum, in dem die Zuhörer über moderne Themata, wie Steuerfragen, Zweikammersystem u. dgl. referirten — so bekennt sich ihm Böhmer doch auch dankbar für die Hinweisung auf das Mittelalter, die ihm Richtung für das ganze Leben gegeben habe. Nach dem Jahre 1820 nahm S. die Arbeit über die Hanse wieder auf und sammelte durch Bereisung der Archive der Hansestädte und Kölns ein die frühere Untersuchung erheblich vertiefendes Material. Das Werk erhielt dadurch ein ganz anderes Ansehen als zuvor. Ein darstellender Theil wurde von einem urkundlichen getrennt und letzterm eine Fülle neu entdeckter Urkunden zur ältern Geschichte der Hanse zugeführt. Nicht mehr wie in der ersten Ausgabe ist die ganze Geschichte des Bundes Ziel der Darstellung, sondern nur die des Ursprunges. Es war dem Verfasser nicht vergönnt, das Erscheinen seines Werkes zu erleben; der erste, die Abhandlung enthaltende Band war zu einem Drittel, der zweite dem Urkundenbuch bestimmte, zu einem Viertel gedruckt, als er nach kurzer Krankheit abberufen wurde. Die Vollendung des Werkes übernahm der junge hamburger Archivar Lappenberg, der dem Verfasser durch Mittheilung von Urkunden die werthvollste Beihülfe geleistet hatte, so daß 1830 die beiden Bände erscheinen konnten, mit denen Sartorius' Namen in der Geschichte der Wissenschaft verknüpft bleiben wird. Seine in den Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1810 war, niedergelegten Arbeiten schließen sich theils an die Untersuchung über die Ostgothen, theils an die über die Geschichte der Hanse. Durch eine Erbschaft, die seiner Frau von einem in Leipzig ansässigen kaufmännischen Verwandten zu Theil geworden, war er in den Stand gesetzt, das in Unterfranken gelegene Gut Waltershausen (Bezirksamt Königshofen) von den Herren v. Kalb, den Nachfolgern der Marschalk v. Ostheim, zu erwerben, das als adeliges Lehn adeligen Stand des Erwerbers erforderte. Durch einen Erlaß vom 29. Mai 1827 ertheilte ihm und seinen Söhnen König Ludwig I. von Baiern die freiherrliche Würde, nicht ohne in dem Adelsbriefe hervorzuheben, wie er „ein eigener Zeuge der ausgebreiteten Gelehrsamkeit und der im Fache der Statistik, Staatswirthschaft, der Geschichte und der Politik, sowie überhaupt im Gebiete der Litteratur sich erworbenen vielfältigen Verdienste" des Professors an der hohen Schule zu Göttingen gewesen sei. Da eine königliche Verordnung vom 18. März 1816 hannoverschen Unterthanen untersagte, Standeserhöhungen von fremden Potentaten anzunehmen, so gestattete König Georg IV. unterm 8. Januar 1828 in gnädigster Berücksichtigung der Persönlichkeit des Hofraths S. und der besonderen bei der Verleihung eingetretenen Umstände als Ausnahme von der gedachten Verordnung die An-

nahme der verliehenen baierischen Freiherrnwürde. — S. hinterließ drei Kinder der ältere Sohn übernahm das Gut, der zweite Wolfgang, wie er nach seine Pathen Goethe hieß, widmete sich dem gelehrten Stande (s. unten). D Tochter heirathete den Obergerichtsdirector v. Bobers in Göttingen. — Caro line S. geb. v. Voigt, Schwester des 1828 verstorbenen Celler Oberappellations gerichtsraths v. Voigt, seit Juni 1805 mit S. verheirathet, nahm lebhafte Theil an dem regen geistigen Leben der Zeit und zeigte Sinn und Verständni für die Wirksamkeit ihres Mannes. Die nach Form und Inhalt vortrefflich Charakteristik, die sie ihrem Manne widmete, liefert dafür einen vollgültige Beweis. Die Briefe J. F. Böhmer's enthalten schöne Zeugnisse ihres Wesen und reiche Beweise ihrer Verehrung für Goethe. Sie überlebte ihren Man nur um wenige Jahre († am 24. November 1830).

Pütter, Gel.-Gesch. III, 352; IV, 290. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1828, II, 670. — (Caroline Sartorius) Zum Andenken an Georg Sartorius Freiherrn von Waltershausen, Prof. der Politik in Göttingen. Gött. 1830 4° (wiederabgedruckt im N. vaterl. Archiv 1831, I, 185). — Strodtmann Briefe an und von Bürger IV, 54. — Strieder, Hess. Gel.-Lexikon. — Roscher, Gesch. der N. Oek. S. 597, 601, 615 ff. — Wegele, Gesch. d deutschen Historiographie, S. 920. — Strehlke, Goethe's Briefe II, (1884) S. 140. — Goethe, Tag- und Jahreshefte z. 1801, 1802, 1809. — Goethe's Briefe an Eichstädt S. 187, 316, 322. — F. Kohlrausch, Erinnerungen S. 113. — Joh. v. Müller, Werke XI, 1 ff. — Ritter Lang, Memoiren I 241. — Briefe an Joh. v. Müller, hsg. von Maurer-Constant II, 66, 155 162. — J. Fr. Böhmers Leben. Briefe und kl. Schriften, hrsg. von Janssen I, 36 ff., 122 ff.; II, 3, 13, 17, 99, 117. — Acten des Univ.-Curatoriums — Hannov. Gesetzsammlung von 1828.

F. Frensdorff.

Sartorius: Wolfgang Freiherr S. v. Waltershausen, Sohn des Historikers Georg S., welcher von König Ludwig I. von Baiern in den Freiherrn stand (v. Waltershausen) erhoben wurde, erwarb sich durch seine Arbeiten au den Gebieten der Mineralogie und Geologie, namentlich in Bezug auf Vulkan einen wohlbegründeten Ruf. Derselbe war am 19. December 1809 in Göttinge geboren. Die berühmten Gelehrten Gauß, Wilh. Weber, Fried. Gottlieb Welck umstanden schon seine Wiege und Goethe war sein Pathe. Früh seiner Eltern beraubt fand er an Welcker einen väterlichen Freund, der seine Erziehung leitete und schon frühzeitig in die empfängliche Brust des Jünglings eine tiefe Neigung für den Süden einpflanzte. Unter dem Einflusse solcher Gelehrten herangebildet wendete sich S. den naturwissenschaftlichen Studien zu und wählte, angeregt durch die vortrefflichen Arbeiten des berühmten Berliner Geologen Friedr. Hoffmann zu seinem besonderen Fache das der Mineralogie und Geologie, wobei er sich zugleich als die hauptsächlichste wissenschaftliche Aufgabe seines Lebens die ein gehendste Erforschung der Vulkane Italiens zum Ziel setzte. Schon 1834 sehen wir ihn auf einer ersten dreijährigen Reise nach Italien, namentlich nach Sicilien zur Erforschung der Vulkane begriffen. Ueber Gibraltar, Lissabon und England in die Vaterstadt zurückgekehrt, trat er mit seinen ersten Publicationen hervor welche unter dem Einflusse von Gauß sich auf dem Gebiete des Erdmagnetismus bewegten, nämlich mit den Schriften: „Bestimmung der absoluten Intensität des Erdmagnetismus zu Waltershausen" (Gauß und Weber, Result. d. magn. Verein 1837) und „Das Oscillations-Inklinatorium" (das. 1838). Aufs neue brach er 1838 zu einer zweiten, fünfjährigen Reise nach Italien und Sicilien auf, welche hauptsächlich die kartographische Aufnahme und geologische Erforschung des Aetna zum Zwecke hatte. Das Ergebniß dieser Untersuchung war die Herstellung

einer großen, prachtvollen topographischen Karte vom Aetna im Maaßstabe von 1 : 50000, „Atlas des Aetna", 1848—1861 mit 57 Kupfertafeln.

Doch trieb es ihn immer wieder auf Reisen. Von 1843 bis 1846 durchwanderte er Irland, Schottland, die Hebriden (1845), in Gemeinschaft mit dem Chemiker Bunsen (1846) Island und dann Norwegen. Nach seiner Rückkehr lebte S. in Göttingen erst privatim seinen Studien und wurde dann in der Folge zum Professor der Geologie und Director der mineralogisch-paläontologischen Sammlungen der Universität ernannt. In diese Zeit fällt eine Reihe seiner Publicationen als Frucht der bisherigen Reisestudien. Dahin gehören: „Ueber submarine vulkanische Ausbrüche in Val di Noto" (Gött. Stud. 1846), „Physik.-geogr. Skizzen von Island" (das. 1847), „Beiträge zur näheren Kenntniß der Dolomite der Walliser Alpen" (Pogg. Ann. 94, 1855), „Ueber Parastilbit" (das. 99, 1856), „Fortgesetzte Untersuchungen über einige Körper der Dolomitformation" (das. 100, 1857), „Ueber d. Meteorstein von Bishopville" (Liebig's Ann. 70, 1851), „Ueber vulkan. Gesteine in Sicilien und Island", 1853, „Ueber Aetna u. s. Ausbrüche", 1857. Bezüglich seiner Auffassung der vulkanischen Erscheinungen ist bemerkenswerth, daß er entgegen den neueren Anschauungen, im wesentlichen an der Theorie der Erhebung der Vulkane festhielt indem er versuchte, diese Annahme, welche der Leop. v. Buch'schen Theorie nahe steht, auf eine durchaus von letzterem abweichende Weise zu begründen. Noch dreimal besuchte S. in den Jahren 1861, 1864 und 1869 Sicilien und den Aetna, um durch eingehendste Studien das Material zu einer geologischen Detailkarte im Maaßstabe von 1 : 15000 zu gewinnen, an deren Herstellung er mit größter Hingebung arbeitete. Inzwischen beschäftigte ihn auch eine von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften gestellte Frage über Klimaveränderungen, welche er in der gekrönten Schrift „Untersuchungen über Klima der Gegenwart und Vorzeit" 1865 behandelte. Diese inhaltsreiche Abhandlung faßte namentlich auch die Lösung der Frage über die Ursache der Eiszeit ins Auge. S. kam hierbei unter Zugrundlegung der Wärmetheorie zu dem Ergebniß, daß die Eiszeit einfach durch eine veränderte Reliefform der Erde erklärt werden könnte.

An diese größere Arbeit reiht sich eine Anzahl kleinerer Abhandlungen, wie jene über die Krystallform des Diamants (Gesell. d. Wiss. in Göttingen 1863, 135), „Ueber den Silberkies von Joachimsthal" (das. 1866 Nr. 2), „Ueber Berechnung der quant. miner. Zusammensetzung der krystall. Gesteine" 1862 u. s. w. Auch verfaßte derselbe einen warmgehaltenen Nekrolog von Gauß 1856 (Gauß z. Gedächtniß). Leider war es ihm nicht beschieden, zu seinem großen Prachtwerke der Aetnakarte eine ausführliche Erläuterung zu vollenden; er starb mitten in den Vorbereitungen hierzu und nur der aufopfernden Hingebung von A. v. Lasaulx, der selbst eine Reise zur Ergänzung der gemachten Beobachtungen 1878 nach Sicilien unternahm, ist es zu verdanken, daß diese große und ausgezeichnete Arbeit im Geiste des Verfassers zur Publication gelangt ist unter dem Titel: „Der Aetna nach den Manuscripten des verst. Dr. W. Sartorius v. Waltershausen, herausgegeben ꝛc. von Dr. A. v. Lasaulx." Am 16. October 1876 erlag S. seinen Leiden.

Poggendorff, Biogr.-lit. Handw. II, 753. — vom Rath, Sitz. d. niederrhein. Ges. v. 5. Juli 1880.

v. Gümbel.

Sas: Cornelius t'S., Theolog, geboren in Turnhout (Belgien), † zu Mecheln am 8. October 1656. Er war 1617 Professor der Philosophie in Löwen, später am Pädagogium castrense und Seminar in Mecheln, wo er 1627 auch eine Präbende an der Metropolitankirche erhielt, machte 1632 aus Auftrag des Erzbischofs Jakob Boonen (III, 138) eine Reise nach Rom, vertauschte 1638

die Mechelner Präbende gegen eine zu Ypern mit Amatus Coriachus, bekleidete mehrere Jahre das Amt des Officials und 1653 bei der Sedisvacanz das des Generalvicars. Schriften: „Epitome praxeos virtutum theologicarum fidei, spei et caritatis, praesertim qua media sunt salutis.“ Romae typis Vaticanis 1631, 12. Ueber die durch ein Decret Innocenz XII. vom 6. August 1632 condemnirten 7 Sätze, die auch in diesem, P. Urban VIII. gewidmeten und von dem Magister S. Palatii approbirten Buche stehen und den amüsanten Titel, unter dem sie deutsch noch heute im Index stehen, Reusch, der Index II, 529 folg. „Oecumenicum de singularitate clericorum illorumque cum feminis extraneis vetito contubernio iudicium, tribus constans partibus.“ Brux. 1653, 4.

Foppens, Bibl. I, 217.

v. Schulte.

Sascerides: Johannes, auch Jan Sasgers oder Sasgert, lateinischer Dichter und Theolog des 16. Jahrhunderts, wurde geboren am 24. Juni 1526 in Warmenhausen in Nordholland. Zu Utrecht genoß er 5 Jahre lang den Unterricht des damals berühmten Georg Macropedius (s. A. D. B. XX, 19), der ein guter Katholik, aber jedem Fanatismus abhold war. Auf der Universität zu Löwen las S. die Schriften der protestantischen Theologen und befreundete sich mit ihren Lehren. Als Priester zu Haring Karspel wurde er durch seine Predigten so anstößig, daß er sein Amt nicht viel länger als ein Jahr behauptete: ein unruhiges, mühevolles Leben zog er der Verleugnung seiner Ueberzeugungen vor. Er ging nach England, dann aber nach Wittenberg, wohin ihn der Ruf der bedeutenden Männer zog und das Verlangen, sich in den alten Sprachen und in der Theologie noch gründlichere Kenntnisse zu erwerben. Von der Vorliebe für diese Stadt zeugt seine nach Horaz I, 7 gedichtete Ode „Vitebergae laus“: Parva situ, sagt er, non parva tamen, si munera spectes ... Florent verae artes, fervetque Pelasgica lingua, Sacraque vox Hebraica claret. An Melanchthon, den er in einem Gedicht auf Anna von Bruchosen „suaviloquus Philippus“ nennt, schloß er sich näher an. Drei Jahre blieb er in Wittenberg; auch der dichterische Wetteifer daselbst regte ihn an: mireris in uno Oppidulo tot psallere vates. Im Jahre 1557 erschien zu Basel eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte, Christian III. von Dänemark (s. A. D. B. IV, 184 f.), dem eifrigen Freunde der Reformation, gewidmet: Odarum, siue carminum sacrorum libri IX. Quinque priores Danidicorum. Sextus Biblicorum. Reliqui tres recentium. Autore Johanne Sasceride Vuermenhusano. Ejusdem carmen seculare pro Ecclesia. Basileae 1557, 8, 483 S. Die 150 Psalmen David's hat er in den Metren des Horaz bearbeitet; im 6. Buch Gesänge aus dem alten und neuen Testament, z. B. canticum Moysis, Deborae, Tobiae, Sarae, Ezechiae, Pauli u. s. w. In den 3 letzten Büchern carmina recentia, z. B. Canticum Noae cum suis in arca: „Obrutas transit levis arca terras Nosque conservat Inmidis ab undis, Nos deo charos madidosque solos Orbe relictos“ ... Querela Lothi; Ecclesia exemplum est Lazari mendici; De cruce. Auch Lieder weltlichen Inhalts darunter, z. B. das Lob Wittenbergs; der hebräischen Sprache; der Ehe; an einen toten Freund, u. s. w. Den Schluß bildet das carmen seculare pro ecclesia, das der gelehrte Theolog Salomon van Til ins Holländische übersetzt hat.

Melanchthon, der viel beim Könige Christian vermochte, empfahl ihm den bescheidenen S. dringend in einem Briefe an dessen Landsmann Heinrich v. Bruchosen, der in Wittenberg gelebt hatte und 1552 oder 1553, offenbar durch Melanchthon's Lob, Hofprediger in Kopenhagen geworden war. In diesem Briefe vom 22. Mai 1557 kennzeichnet Melanchthon S.: vir valde eruditus in latina, graeca, ebraea lingua, et adeo modestus, ut velim, si possim, ei addere

aliquid alacritatis . . . Oro te propter Deum et propter studia doctrinae et propter exulis pii aerumnas, ut inclyto Regi et laborem huius Magistri Johannis commendes, et ipsum qua poteris ratione adjuves. Quia ideo in nostris Ecclesiis duriter vivere mavult, ut absit ab idolis, quam inter Pontificios esse, ubi in deliciis esse posset." In demselben Jahre schon erhielt S., 31 Jahre alt, eine Professur des Hebräischen in Kopenhagen; Niels Hemmingsen (Nicolaus Hemmingius A. D. B. XI, 724 f.), der berühmte Anhänger Melanchthon's in Dänemark, machte ihn 1558 zum Baccalaureus der Theologie. S. stand auf seiner Seite, als die theologischen Zänkereien ihm später das Leben verbitterten. Nach dem Tode des Königs Christian, 1. Januar 1559 — ein Trauergedicht auf ihn von S. erschien 1559. Hafniae 4°, war dessen Nachfolger Friedrich II. S. freundlich gesinnt; an den König hat er Gelegenheitsgedichte gerichtet. 1562 machte S. eine Reise nach den Niederlanden mit einem königlichen Empfehlungsbrief an den Grafen Egmont. Zweimal war S. Rector der Universität: nach Vinding 1570 und 1592. In diesem Jahre erkrankte er am Fieber, erholte sich dann zwar, aber starb am 27. Februar 1594. Neben seiner Gattin Elisabeth Gellius, mit der er in glücklicher Ehe gelebt und die ihm 14 Jahre vorher im Tode vorangegangen war, wurde er beerdigt. Seine Schriften theologischen Inhalts am genauesten bei Nordam. Die Abhandlung „De agni seu Christi victoria contra Gogum et Magogum libri quatuor" Hafn. 1577, 8°, ist Wilhelm von Oranien gewidmet.

Elf Gedichte des Sasceribes finden sich Delit. poet. germanor. pars V, Francof. 1612, p. 1182—99. — Paquot, mém. litt. XVIII, 179 f. — Vindingius, Regia acad. Hauniensis, Hauniae 1665 p. 104. — In der Dän. Bibliothek Kop. u. Leipz. 1743, 4 St. S. 175 der Brief Melanchthon's, vgl. S. 163. — Holger Nordam, Kjøbenhavns Univ. Historie i kong Frederik II Tid. Kjøbenh. 1872 S. 495 f. — Freundliche Hilfe verdanke ich Herrn Dr. Bruun in Kopenhagen und Herrn Dr. L. Sieber in Basel.

Daniel Jacoby.

Saß: Nicolaus S., geistlicher Liederdichter. Er war geboren in der Stadt Hadersleben 1608, Sohn des Hospitalvorstehers M. Saß. Dessen Vater Carl Saxo aus Sachsen war dort von den Katholiken vertrieben und hatte sich hier im Norden niedergelassen. Niels oder Nicolaus, beide Schreibarten kommen vor, sowie Saxo, Sassius und Saß, auf der Haderslebener Gelehrtenschule vorbereitet, ward 1628 Student an der Universität in Kopenhagen und erwarb dort 1639 den Magistergrad. Noch in demselben Jahre ward er Conrector an der Gelehrtenschule in Odensee und darauf 1641 Pastor in Assens auf Fühnen, später noch Hardespropst (Baagharde). Er starb am 19. Juli 1665. Er dichtete in lateinischer und deutscher Sprache. Von ihm existiren „Carmen in Natalem filii Dei et de lapsu generis humani ejusque instauratione", Lüb. 1631; „Gratiarum actio pro immenso Dei beneficio verae et sincerae religionis a D. M. Luthero prolatae", Hann. 1633; „Geistliche Neujahrs- und Friedens-Geschenke", Kopenh. 1634; „Englische Schildwacht oder Lobgesang auf das hl. Engelsfest", daselbst 1635; „Historie des Leidens und Sterbens Jesu Christi", daselbst 1637.

Moller, Cimbr. litt. I, 580. — Worms Lexicon II 316. — R. M. Petersen, Dansk Litteraturhist. Kb. 1853 III, 330. — Carstens in Zeitschr. f. S. H. Geschichte XVII 286.

Carstens.

Sasserath: Reiner S., katholischer Theologe des 18. Jahrhunderts. Auf den Titelblättern seiner Bücher bezeichnet er sich als gewesenen Provinzial und Definitor perpetuus der Minoriten-Conventualen und Assistenten für Deutschland und als Professor an der Universität Köln. Sein Hauptwerk ist „Cursus theo-

logiae moralis tripartitus", Köln 1760; es hat mehrere Auflagen erlebt, die vierte 1780. Von einem Lütticher Theologen, den er als Canonicorum regularium S. Crucis Prior bezeichnet, als Probabilist und wegen zu laxer Ansichten angegriffen (in einer Epitome theologiae), vertheidigte er sich in einer „Replica adversus scriptoris Leodiensis reflexiones", Köln 1761, und gegen die Antwort des Lütticher's in einer neuen Auflage seiner Schrift in der „Replica apologetica vindicata", 1762. Ein kleineres Werk von S., „Directorium confessariorum", wurde zu Köln 1781 von einem andern Minoriten, Andreas Schölkens, neu herausgegeben. S. wird also 1781 nicht mehr gelebt haben.

Reusch.

Sastrow: Bartholomäus S., Bürgermeister von Stralsund und durch seine ausführliche Selbstbiographie für die pommersche und allgemeine deutsche Geschichte von hoher Bedeutung, wurde am 21. August 1520 in Greifswald in einem noch gegenwärtig erhaltenen Eckhause der Langenstraße geboren. Sein Vater Nikolaus S., geb. 1488, war ein Sohn von Hans S., welcher einen der Familie Owstin gehörenden Hof zu Rantzin in Pacht hatte, dann aber (1487) nach Greifswald übersiedelnd, dort Handel trieb, bis er (1494) bei einem Besuch in Gribow in einem Streit mit mehreren Mitgliedern des auf Rantzin angesessenen Geschlechtes Horn seinen Tod fand. Sein Sohn Nikolaus, nachdem er die nöthige Schulbildung genossen und sich auf mehreren Reisen, namentlich in Antwerpen und Amsterdam eine kaufmännische Erfahrung gesammelt hatte, erwarb (1514) das oben erwähnte Haus und verheirathete sich dann mit Anna Schmiterlow, einer Nichte des Bürgermeisters Nikolaus S. II. (s. d. Art.) und Tochter von dessen jüngerem Bruder Bartholomäus S., v. m. Magdalena Quant, welche sich in zweiter Ehe mit dem Rathsherrn Christian Schwarz (1503—40) vermählte. Durch die erwähnte Heirath zu ansehnlichem Vermögen und in Verbindung mit den einflußreichsten Patricierfamilien gelangt, betrieb er außer Landwirthschaft die Brauerei und einen ausgedehnten Handel mit Korn und Victualien, und lebte in sehr glücklicher Ehe, aus welcher, außer Bartholomäus, noch 2 Söhne und 5 Töchter entsprossen, von welchen der älteste Johannes S., geb. 1515, † 1545, zu Wittenberg studirend, Luther und Melanchthon kennen lernte, und (1540) zum Magister promovirt, wegen seiner Verdienste als lateinischer Dichter (1544) vom Kaiser Karl V. die Würde eines Poeta laureatus und ein Wappen mit einem Schwan empfing. Dieses glückliche Familienleben erlitt jedoch (1523) eine erhebliche Störung durch einen Unglücksfall, indem Sastrow's Vater in einen Streit mit Georg Hartmann, einem Schwiegersohn des fürstlichen Rathes Dr. Stoyentin, gerieth, bei welchem Hartmann, als sich jener aus Nothwehr gegen dessen Uebermuth vertheidigte, das Leben einbüßte. Infolge dieses Ereignisses mußte Nikolaus S., von Dr. Stoyentin verfolgt, ein Asyl im Dominicanerkloster suchen, und in der Nacht, von dem Prior geschützt, nach Stralsund entfliehen. Während nun sein Schwiegervater Christian Schwarz, mit den Hartmann'schen Erben einen Vergleich zu schließen suchte, lebte der Verbannte mehrere Jahre in den benachbarten Hansestädten und in Dänemark, seine Gattin mit ihren Kindern blieb jedoch in Greifswald und setzte, mit Hülfe ihres Oheims, des Bürgermeisters Nikolaus Schmiterlow II., welcher zu derselben Zeit in freiwillige Verbannung in die Nachbarstadt (1524—1525) übersiedelte, die Brauerei und Handlung fort. Damals gewann Bartholomäus S., welcher unter der Obhut seines Großoheims seine erste Erziehung genoß und in der Schule der Nikolaikirche die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernte, jene Ehrfurcht und hochachtungsvolle Zuneigung vor dem verdienten Mann, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitete und die noch im 75. Lebensjahr in den Worten seiner Selbstbiographie merklich hervortritt. Zugleich aber deuten

von ihm berichteten jugendlichen Abenteuer, wie er auf der Galerie des
urmes furchtlos herumſpaziert, und mit den wilden Pferden ſpielt, ſowie die
moriſtiſche Auffaſſung und Darſtellung der Vergangenheit, auf den heiteren
un und die ſtreitbare Kraft, welche ihm bis zum Greiſenalter eigenthümlich
ieb. Weniger ſympathiſch verhielt er ſich dagegen zu den Söhnen und Enkeln
nes Großoheims, Nikolaus III. und V. und Bertram I. und II., anſcheinend
s dem Grunde, weil ihre Charaktere dem ſeinigen zu ähnlich waren und nicht
rch elterliche Strenge und Ehrfurcht vor dem Großvater gemäßigt wurden,
e Stimmung, welche ſich von den Jahren der Kindheit bis zum Mannesalter
rtſetzte und von weſentlichem Einfluß auf ſein Schickſal blieb. Inzwiſchen
ar es endlich den Bemühungen des Rathsherrn Chr. Schwarz gelungen, die
artmann'ſchen Erben und Dr. Stoyentin durch eine Buße von 1000 M. zu
ſöhnen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß Nikolaus S. Greifswald nicht wieder
treten dürfe. Infolge deſſen verkaufte letzterer das erwähnte Haus, erwarb in
tralſund das Bürgerrecht und überſiedelte mit ſeiner Familie in die Nachbar-
dt, wo ſeit 1527 auch ſein Oheim Nikolaus Schmiterlow II. wieder in ſein
mt eingeſetzt war. Bartholomäus aber, für den ſein Stiefgroßvater Schwarz
ne beſondere Zuneigung hegte, ſodaß er faſt täglich mit ihm auf die Stadt-
ſer ritt, blieb noch auf deſſen Wunſch in Greifswald zurück und wurde hier
n dem ſpäteren Profeſſor Georg Normann, aus dem Rügiſchen Geſchlecht,
terrichtet. Zwiſtigkeit mit Bertram Schmiterlow's I. Sohn Nikolaus V. be-
rkte jedoch, daß auch er nach einigen Jahren zu ſeiner Familie nach Stral-
nd zog. Hier war ſein älterer Bruder Johannes von den Anhängern der kirchlichen
formation Joh. Aepinus und Herm. Bonnus unterrichtet, und ſeine Eltern,
lche in Greifswald noch an dem katholiſchen Cultus theilnahmen, durch
chmiterlow's Einfluß der neuen Lehre mit ſolchem Eifer zugethan, daß ſie den
teren Sohn nach Wittenberg zum Studium ſandten und mit Luther in Brief-
chſel traten. Bartholomäus aber erhielt, in Gemeinſchaft mit Schmiterlow's
ngſtem Sohne Georg, Unterricht bei dem Rector der Stralſunder Schule,
athias Braſſanus, einem früheren Mönche des Kloſters Neuencamp, welchen
rzog Philipp I. nach Säculariſirung deſſelben (1535), in Wittenberg ſtudiren
ß, nahm aber, zugleich mit ſeinem Vetter Georg und Joh. Gotſchalk, dem
ter ſeines ſpäteren Schwiegerſohnes und anderen Altersgenoſſen an jugend-
hen Vergnügungen, wie Schlittſchuhlaufen, Baden, Schwimmen und Reiten leb-
ften Antheil, und verweilte lieber in den Pfefferkuchenbuden und Weinſchenken,
bei den trockenen Predigten des Gottesdienſtes, zu welchen die Schüler mit
ßer Regelmäßigkeit von Braſſanus angehalten wurden. Nach einem Jahr
ndten ihn ſeine Eltern auf den Rath ſeines Bruders nach Roſtock, wo er
ſtern 1538 bei der Univerſität immatriculirt wurde und unter der Leitung der
t jenem befreundeten Profeſſoren Arnold Burenius und Heinrich Welpius (Wulf)
n Lingen, das dortige Pädagogium, eine Vorſchule für das Univerſitäts-
dium, beſuchte. Beide in Wittenberg unter Aufſicht Luther's und Melanch-
on's ihren Studien obliegend, verbreiteten deren Lehren nicht nur auf reli-
ſem Gebiete im Sinne des evangeliſchen Glaubens, ſondern auch in der Rich-
ng des Humanismus und in der Ausbildung in den Sprachen des claſſiſchen
lterthums, ſodaß ſich die Wirkſamkeit von Burenius und Wulf in ihrer Ver-
auensſtellung zu den mecklenburgiſchen Herzogen und als Rectoren des Colle-
m Aquilae (von S. als Arnsburg bezeichnet) ſehr wohl mit der Thätigkeit
genhagen's und Knipſtrow's in Pommern vergleichen läßt. Bei ihnen hörte
in 3 Jahren theils Vorleſungen, theils übte er ſich unter ihrer Leitung in
iſtlichen Arbeiten und Disputationen und war bald ſo fortgeſchritten, daß er
nen Genoſſen, den ſpäteren Stralſunder Rathsherrn Dankwart Hahn († 1565)

zu unterrichten und deſſen Aufſätze zu corrigiren vermochte. Bei Burenius er die Erklärung von Cicero's Reden und Briefen, namentlich aber des De officiis, welches ihm ſo wichtig erſchien, daß er zweimal an dieſer Vo theilnahm, bei Wulf dagegen, außer der Exegeſe der Terentianiſchen Ko und von Melanchthon's Lib. de anima, dialektiſche, mathematiſche graphiſche und theologiſche Vorträge nach den Lehrbüchern von Moller, de Sacrobuſto und Johannes Spangenberg. Die Disciplin im Roſtocker gogium war, obwohl S. anfangs bei ſeiner Aufnahme (depositio) manc bilden des Pennalismus zu ertragen hatte, eine ausgezeichnete und desha Collegium ſehr beſucht. Das Geld, welches die Alumnen aus der H empfingen, ſtand unter Aufſicht der genannten Profeſſoren, welche es ih kleinen Summen auszahlten, über deren Verwendung ſie ſorgfältig Buch mußten; als Stubengenoſſen waren S. Franz v. Stiten und Joh. Vegeſ Neffe des Biſchofs von Dorpat, zugetheilt, ihre Mahlzeiten Morgens, M und Abends erhielten ſie mit 30 anderen Studenten unter Aufſicht ihrer R bei einem Gaſtwirthe Jakob Bröker, wofür jährlich 16 Gulden berechnet w Als dieſer Preis nach 2 Jahren Saſtrow's Eltern doch noch zu koſtbar e wurde auf Bitte ſeiner Lehrer von dem Wirthe das Koſtgeld auf 8 herabgeſetzt, wofür S. ſich jedoch zur Aufwartung bei Tiſch und bei M Sohne verpflichten mußte; für ähnliche Bedienung erließen ihm die gen Profeſſoren das jährlich zu zahlende Honorar, beides Leiſtungen, welc damals ſchon 20jährigen jungen Manne große Ueberwindung koſteten. A ſeits läßt ſich nicht verkennen, daß dieſer dreijährige Aufenthalt in Roſt einem Lebensalter, welches mit der Hauptentwicklung des Menſchen zuſa fällt, von weſentlichem und günſtigem Einfluß auf S. war. Seine be bemerkenswerthen Charaktereigenſchaften, Religioſität und Wahrheitsliebe, und Eifer in allen Unternehmungen, Sparſamkeit und Ordnungsliebe, Eh vor dem Alter und der Obrigkeit ſind in dieſer Schule gereift und verſch ſich mit den angeborenen Eigenthümlichkeiten ſtreitbarer Kraft und L Lebensmuthes zu jener hervorragenden Perſönlichkeit, welche uns in Weiſe in ſeiner Selbſtbiographie, wie in den Zeugniſſen ſeiner Zeitgenoſſ gegentritt, nicht nur als Beiſpiel und Muſter eines tüchtigen Mannes, zugleich als Abbild norddeutſchen Lebens, wie es ſich damals in den ſtädten während der Reformation entwickelt hatte. Nur vermöge ſolcher ſchaften und Erfahrungen war er im Stande, den Anforderungen, wel Mannes- und Greiſenalter an ihn herantraten, mit Kraft und Ausdauer gegnen und dem Muſter und Vorbilde zu genügen, wie es ihm im Leben den Schickſalen ſeines Vaters und des Bürgermeiſters Nikolaus Schmiterl vor Augen ſtand. Beide hatten nämlich bei ihrer Rückkehr nach St (1527) aufs neue ſchwere Kämpfe zu ertragen gehabt, beſonders in jen (1534—37), als ſich die Bürger infolge der Wullenwever'ſchen Unruhen den Rath empörten und Schmiterlow zu einer wiederholten Abdankung zu Damals mußte ſich auch Saſtrow's Vater, weil er ſeines Oheims Partei ein Jahr zur Haft in ſeinem Hauſe verſtehen, obwohl ſeine Frau ihr bindung entgegenſah und er großen Schaden in ſeinem Handel erlitt. J Gefangenſchaft reifte bei Vater und Sohn jener erbitterte Haß gegen die ſchaftliche Oppoſition und alle revolutionären Bewegungen, dem der Sohn in ſeiner Biographie einen ſo lebhaften, oft freilich übertriebenen Ausdru der aber auch ſchon aus den Worten des Vaters hervorleuchtete, als m und Schmiterlow die Freiheit, unter der Bedingung einer Buße von je und des Eingeſtändniſſes ihres Verrathes an der Stadt, zuſagte. Währ greiſe Bürgermeiſter auf Bitten ſeiner Familie das unwahre Schuldbe

erzeichnete, weigerte ſich Nikolaus S. mit den Worten: „Ich will mit meinem gel Euch nimmer ehrlos machen.“ Bald darauf hatten beide freilich die Ge- thuung, daß nach dem unglücklichen Ausgange des däniſchen Krieges (1537) ſchmähliche Document vernichtet und Schmiterlow wieder in ſein Amt ein- ſetzt wurde, Saſtrow's Vater hatte jedoch während der Haft in ſeinem Tuch- bel, den er ſeit 1533 als Altermann des Gewandhauſes betrieb, ſowie in em überſeeiſchen Verkehr mit Schonen, ferner auch beim Ausbau ſeines Hauſes der Fährſtraße, endlich auch durch mehrere Proceſſe mit betrügeriſchen Geg- n aus den Familien Bruſer und Leveling und deren Maklern und Anwälten, vielen Verdruß und Schaden, daß er wenig Freude über des Oheims Reſti- ion empfand, zumal jener ſchon nach zwei Jahren (1539) verſtarb. S. ſelbſt ann aus dem Gang dieſer Rechtshändel ſowohl beim Rath in Stralſund, auch in Lübeck, wohin er den Vater zur Appellation begleitete, endlich auch m Reichskammergericht in Speyer, theils ein großes Mißtrauen gegen die rtreter der Juſtiz, theils aber auch ſchon frühzeitig manche Erfahrung in chtsſtreitigkeiten, welche ihm ſpäter in ſeiner Praxis als Anwalt und Raths- r ſehr zu ſtatten kam. Neben dieſer leuchtet aus ſeiner Biographie die zu ſtock in den 3 Jahren gewonnene genaue Kenntniß der lateiniſchen Sprache vor, welche er in dem Grade beherrſchte, daß man ihn nach ſeiner Rückkehr die Heimath (1541) für genügend befähigt hielt, die Knaben in der Schule es früheren Lehrers M. Braſſanus zu unterrichten. Als dann ſein Vater ch Fürſprache des Herzogs Philipp I. wieder die Erlaubniß erhielt, in eifswald zu verweilen, ſtudirte S., in Gemeinſchaft mit dem ſpäteren Stral- der Prediger Joachim Levenhagen, noch 1 Jahr auf der dortigen Univerſität, er bei Anton Walter Vorträge über die Dialektik des Joh. Ceſarius († 1551) von Ben. Kitzmann über Ovid's Faſten hörte. Sein Bruder veröffentlichte wiſchen mehrere lateiniſche in Lübeck gedruckte Gedichte, u. a.: De officio ncipis; Querela de ecclesia, epicedion martyris Christi D. Ruberti Barns gli. in welchem er die Hinrichtungen von Rob. Barnes und Thomas Morus ch König Heinrich VIII. (1535—40) heftig angriff, infolge deſſen er freilich den n deſſelben erregte, ſich aber einen ſolchen Ruf erwarb, daß ihn Kaiſer Karl V. 44) zum Poeta laureatus ernannte. Bei ſo günſtigen Erfolgen fehlte jedoch den eine ſichere und einträgliche Lebensſtellung, die ihnen um ſo nothwendiger hien, als ihre Eltern durch den erlittenen Schaden und die Höhe der Proceß- n, welche mehr als 1000 Gulden betrugen, aus Wohlhabenheit zu mäßigen mögensverhältniſſen gelangt waren, und außer ihnen noch für einen dritten hn Chriſtian und 5 Töchter zu ſorgen hatten. Aus dieſem Grunde unter- men beide Brüder auf Wunſch des Vaters am 14. Juni 1542 eine größere ſe zu Pferd, theils um ihr Glück zu verſuchen, theils um in Speyer beim chskammergericht einen günſtigen Ausgang des Proceſſes zu erzielen. Von n Eltern bis Greifswald begleitet, nahmen ſie hier von dieſen und ihrer ßmutter Magdalena Schwarz, ſowie von den anderen Verwandten und unden Abſchied, wobei Bartholomäus heiter und zuverſichtlich, Johannes , erſt ſoeben geneſen von einer bei Ribnitz von Wegelagern erhaltenen Kopf- nde, melancholiſch und verzagt erſchien, vielleicht in Vorahnung ſeines bald auf (1545) in Italien erfolgten Todes. Sodann ritten beide über Stettin Berlin nach Wittenberg, wo ſie Luther begrüßten und von Melanchthon pfehlungsbriefe an die Anwälte in Speyer empfingen, und weiter über Leipzig, urt, Gotha, Eiſenach, Fulda, Frankfurt a. M., Oppenheim, Worms nach Speyer. r verkauften ſie ihre Pferde und erhielten, auf die Wittenberger Empfehlung, hannes eine Stelle beim Dompropſt von Speyer, Bartholomäus aber einen

Schreiberposten bei dem Anwalt Dr. Friedrich Reiffstock, welcher ihn im
piren und Collationiren von Proceßacten übte. Später trat er dann in
Dienst des Dr. Simon Engelhard, welcher die Sache seines Vaters führte.
hatte er zwar Gelegenheit, sich in dessen umfangreicher juristischer Praxis, w
jährlich ein Honorar von über 2000 Gulden einbrachte, eine tüchtige Kenntn
erwerben, zugleich aber um so mehr unter dem Geize und der Rücksichtslos
von Engelhard's Frau zu leiden. Da ihr Gatte, anscheinend wegen seiner
gung zur Schwenkfeld'schen Secte, trotz aller Begabung und Betriebsa
Schwäche des Willens und Charakters zeigte, so stand er auch selbst mit F
Kindern unter diesem Druck; um so härter aber lastete derselbe auf den S
Schreibern, welche, obwohl sie kaum die Menge der Copialien zu bewäl
vermochten, dennoch schlecht gelohnt und belästigt und zu den niedrigsten H
arbeiten, ähnlich wie in Rostock, angehalten wurden. Letzteres verdiente un
härteren Tadel, als Sastrow's Bildung den Eltern sehr wohl bekannt war
von diesen dazu ausgenutzt wurde, ihren Sohn von ihm in der lateinis
Sprache unterrichten zu lassen; auch stand Engelhard's Häuslichkeit in Sp
in solchem Ruf, daß ein anderer Anwalt, Dr. Hose, bei einer Abendgesellsch
den zur Bedienung seines Principals anwesenden S. wider dessen Willen
Tafel zog und jenen wegen seines unredlichen Eigennutzes und Geizes
spöttischen Reden verfolgte. Zwei Jahre verweilte S. in dieser ungünstig
Lage, um seinen Eltern zu dienen, als dann aber der erwähnte Proceß du
seine Bemühungen eine günstige Wendung genommen und er selbst in Anerk
nung seiner Leistungen am 19. Mai 1544 das Diplom eines kaiserlichen Not
empfangen hatte, begab er sich, Speyer verlassend, am 24. Juni als Schrei
in die Kanzlei des Markgrafen Ernst von Baden zu Pforzheim, und dann, n
Abschied von seinem Bruder und nach kürzerem Aufenthalt auf dem Reichst
zu Worms, wo er wegen Mangels an Geld große Noth erlitt, (9. Juli 154
in den Dienst eines Comthurs des Johanniterordens, Christoph v. Löwenst
welcher sich im Türkenkriege ausgezeichnet hatte und nun im höheren Alter
seinen 7 Schlössern, namentlich in Mainz, Frankfurt a. M. und Niederweissel
munteres geselliges Leben führte. Hier kam S. in eine Lage, welche den größ
Gegensatz zu seinem in Speyer und Worms erlittenen Mangel bildete. Präch
gekleidet und gespeist, in munterer Geselligkeit, welche noch durch die zur Fe
mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig durchreisenden Kriegsobersten b
mehrt wurde, hatte er nur mäßige Arbeit und als Nebenbeschäftigung die E
ziehung der Comthurgebühren in Hessen, bei welcher er seinem Wohlgefallen
schönen Pferden und Reitkünsten täglich genugzuthun vermochte. Als dann
Principal zur Herbstmesse nach Frankfurt und Mainz übersiedelte, erfreute S.
in Gemeinschaft seines Studiengenossen Franz v. Stiten, der dort als Sch
des Lübecker Syndicus verweilte, einer noch größeren Ungebundenheit, denn
der Ordensmeister bald darauf den Comthur nach Speier berief, wandte d
in Mainz zurückgebliebene schöne Geliebte, Marie Königstein, den jungen L
ihre Gunst in solcher Weise zu, daß S. jene Zeit in seiner Biographie als
Schlaraffenleben bezeichnet. In diesem Wohlgenuß wurde S. durch die Na
richt vom Tode seines Bruders erschreckt, welcher, da sein erwähnter Trü
sich im Kummer über eine zurückgegangene Verlobung noch vermehrt hatte,
sich zu zerstreuen, nach Italien übersiedelt, dort in den Dienst des Card
Askanius v. St. Flore getreten und bald darauf (1545) in Acquapendente
storben war. Um dessen Nachlaß seiner Familie zu sichern, entsagte S. der S
beim Comthur und unternahm am 8. April 1546 die von ihm ausführlich bsch
bene Reise nach Italien. Anfangs wanderte er zu Fuß über Kempten, Tr
nach Venedig, ging dann zu Schiff nach Ancona, und von dort wieder

dern über Loreto nach Rom, wo er am 20. Mai anlangte und Tags dar-
ſeine Verwandten Dr. Caspar Hoyer und Gerhard Swarte aufſuchte. Durch
e Vermittelung empfing er den Nachlaß ſeines Bruders aus Acquapendente
eine Stelle als Cuſtos beim Prieſter des ſchwediſchen St. Brigittenhoſpitals,
her in der Stadt wohl bekannt und gern bereit war, S. alle Kirchen,
ſter, Alterthümer und andere Sehenswürdigkeiten Roms zu zeigen. Nach
Wochen jedoch, da die große Hitze ihm beſchwerlich wurde und ihm die Ge-
t drohte, wegen ſeines lutheriſchen Glaubens der Inquiſition zu verfallen,
ſchloß er heimzukehren, und begab ſich am 6. Juli in Gemeinſchaft eines
ocker Geſellen Nikolaus, den er in Rom kennen gelernt hatte, wieder auf die
anderſchaft. Auf dieſer Rückfahrt wählte er aber den Weg durchs Land über
ſterbo, koſtete den berühmten Muskateller in Monte Fiascone und beſuchte die
rche in Acquapendente, in welcher ſein Bruder beſtattet war; dann ging die
eiſe weiter über Siena, Florenz, Bologna, Ferrara, Mantua, Verona, Trient,
ozen, Brixen, wo ſpäter ſein Verwandter, Dr. Hoyer, in ſeinem Domſtifte
erſtarb, nach Innsbruck. Während dieſer ganzen Fahrt war S. oft in Lebens-
fahr geweſen, theils wegen betrügeriſcher Reiſegenoſſen, die ihn ſeiner Barſchaft be-
uben wollten, theils wegen ſeines evangeliſchen Bekenntniſſes, welches er weder
gen Dr. Hoyer, noch gegen den ſchwediſchen Hoſpitalprieſter, als dieſer ſeine
reude über Luther's Tod (18. Februar 1546) äußerte, zu verbergen ver-
chte. Aus dieſem Grunde, und um ſich gegen die Angriffe der Soldaten zu
ützen, welche der Papſt dem Kaiſer in der ſchmalkaldiſchen Fehde zu Hülfe
ndte, kleidete ſich S. auf italieniſche Weiſe und vermied den Gebrauch der
utſchen Sprache, da in jener Zeit ein „Tudesco“ und ein „Lutherano“ als
ntiſch galt. Als S. und ſein Gefährte nun aber auf deutſchem Boden den
oteſtantiſchen Söldnern begegneten, wurden ſie von dieſen in ihrer wälſchen
acht und angenommenen Mundart für päpſtliche Soldaten gehalten, und
tten Mühe, ſie vom Gegentheil zu überzeugen. Demgemäß ließen ſie zu
nsbruck ihre Gewandung nach deutſchem Muſter verändern, vermieden, um
cht als Niederländer und Anhänger Karl's V. zu gelten, die niederdeutſche
prache und wählten bei der Fortſetzung ihrer Reiſe vorzugsweiſe ſolche Gegen-
n, welche abwärts vom Kriegsſchauplatze lagen. Von Regensburg, wo ſie den
chzeitsfeierlichkeiten der beiden Töchter des Königs Ferdinand I., Anna und
aria, mit Albrecht von Baiern und Wilhelm von Cleve, beiwohnten, ging die
hrt weiter über Nürnberg, Bamberg, Coburg, Erfurt, Nordhauſen, Halber-
dt, Braunſchweig, Lüneburg nach Lübeck, wo S. ſich von ſeinem Reiſegefährten
olaus trennte und ſeinen Oheim Andreas Schwarz, ſowie Eulenſpiegel's Grab
Mölln beſuchte, bis er endlich über Wismar und Roſtock am 29. Auguſt in
ralſund bei ſeinen Eltern und Geſchwiſtern wieder anlangte und ihnen den
chlaß ſeines Bruders übergab. Nachdem er ſich dann einige Monate von den
trengungen der Reiſe erholt hatte, empfing er durch Verwendung des General-
rintendenten Dr. Knipſtrow (ſ. A. D. B. XVI, 298), welcher während
s Stralſunder Paſtorats (1533—35) mit Saſtrow's Eltern bekannt geworden
, eine Anſtellung in der fürſtlichen Kanzlei zu Wolgaſt, wo er durch Muth
Erfahrung, ſcharfen Verſtand und zuverläſſige Geſchäftsführung ſich das
ſtwollen des Kanzlers Jak. Citzewitz in ſo hohem Grade erwarb, daß man
die ſchwierigſten und gefährlichſten Angelegenheiten anvertraute. In dieſem
e begleitete S. (10. März 1547) als Notar die fürſtlichen Räthe, welche,
dem Gerücht von den unglücklichen Erfolgen des ſchmalkaldiſchen Bundes,
Verſöhnung der Herzoge mit dem Kaiſer vermitteln ſollten. Da dieſe zuerſt
Böhmen zogen, um dort in Leitmeritz zu erfahren, ob die böhmiſchen
pen zur Hülfe für Karl V. oder die Proteſtanten aufgeboten würden, hatte

er mit Unterstützung eines Dolmetschers wiederholt in das Gebirge, sowie nach Schlackenwerth und zum Obersten der Reichsstände, Caspar Pflug, zu reite den Gang des Krieges zu erkunden. Als nun sichere Nachricht über di fangennahme des Kurfürsten Joh. Friedrich von Sachsen (24. April) eintra die Gesandtschaft nach Torgau übersiedelte, erhielt S. den Auftrag, nach W berg zu ziehen, um ihnen freies Geleit zum Kaiser zu erbitten, vermochte jedoch nicht zu erlangen. Auf diesem Ritt berührte er das Schlachtfel Mühlberg und die Lochauer Haide, und erblickte nicht nur die Schrecke Krieges, sondern auch zahlreiche Beispiele von dem Uebermuth und der samkeit des von Karl V. nach Deutschland geführten spanischen Heeres. Unglückskunden bewogen die Gesandten, nach Pommern zurückzukehren un Herzogen vorzuschlagen, die Vermittelung des Kurfürsten Joachim von Bra burg anzurufen. Mit einem Schreiben solchen Inhaltes wurde S. dann neue nach Wittenberg geschickt, gelangte aber, obwol er den größten Eifer und dadurch oftmals in Lebensgefahr gerieth, bei der Nachlässigkeit der bra burgischen Räthe, zu keinem Resultat. Auf der Rückkehr traf er dann mi pommerschen Kanzler Citzewitz zusammen, mit welchem er nach Halle ging als Augenzeuge die Demüthigung des Landgrafen Philipp von Hessen m lebte. Seiner Selbstbiographie allein verdankt man die ursprüngliche Na von dem spöttischen Lachen des knieenden Fürsten und den drohenden W des Kaisers, welche die Erklärung für die Gefangennahme Philipps enth Weiter begleiteten die pommerschen Räthe Karl V. über Naumburg, Co Bamberg, Nürnberg, zum Reichstage nach Augsburg, bei welcher Fahrt die Gesellschaft des Herzogs Friedrich's III. von Liegnitz geriethen und an Trinkgelagen theilnehmen mußten, über welche S. gleichfalls ausführlich, wie über das muntere Leben der Fürsten und anderer Reichstagsmitglieder ber während er im Gegensatz dazu die Würde und Mäßigkeit des Kaisers, sow Standhaftigkeit des gefangenen Kurfürsten von Sachsen hervorhebt, wel beide, jenen im Fugger'schen, diesen im Welser'schen Hause zu beobachten legenheit hatte. So erfreulich nun auch dies heitere Treiben auf dem R tage für die pommerschen Räthe und Diener sein mochte, so erreichten sie in der Sühne zwischen ihren Herzogen und dem Kaiser, welche den Zweck Gesandtschaft bildete, keinen Erfolg, obwohl sie sich dazu verstanden, die lichen Räthe, den Kanzler Nik. Granvella und seinen Sohn Anton, Bischo Arras, den Vicekanzler Dr. Georg Selden und Dr. Joh. Markwardt durch ehrung kostbarer Goldgefäße und Reitpferde günstig zu stimmen. Viel kamen sie zu der Einsicht, daß die katholische Geistlichkeit Karl V. beso deshalb gegen Pommern eingenommen habe, weil dort die Klöster von den zogen säcularisirt und ein Anhänger Luther's, der frühere fürstliche Ka Barth. Suave, zum Bischof von Cammin ernannt worden sei. Erst na die unter dem Namen „Interim" bekannte Reichstagsverordnung vollzoge der Kaiser über Ulm, Speyer und Köln nach den Niederlanden gegangen war, ihn die pommerschen Räthe mit S. begleiteten, kam es in Brüssel (1548 zu einem Sühnevertrag, demgemäß die Herzöge 90 000 Gulden Strafgelder 1500 Gulden Kanzleigebühr zahlen, das Interim in Pommern einführen an Stelle B. Suave's den Domherrn Martin Weiher zum Bischof von Ca ernennen sollten; S. unterrichtete sich auf dieser Fahrt, bei welcher er au seinem früheren Principal Dr. Engelhard zusammentraf, sorgfältig üb Wiederbesetzung des kaiserlichen Kammergerichts in Speyer und dessen Per und war dort Augenzeuge, wie die Landgräfin von Hessen durch einen Fu vor Karl V. erreichte, daß sie mit ihrem Gatten das Gefängniß theilen d auch besuchte er auf der Weiterreise in Gemeinschaft mit dem fürstlichen

ch Normann Aachen, deſſen Rathhaus und Dom, mit den Reliquien und hümern Karl's des Großen, er ebenſo, wie die warmen Bäder, ausführlich ibt. Von Brüſſel ritt S. dann (9. October), auf den Beſcheid, daß er Wolgaſt zurückkehren und dort ſeine Beſtallung als herzoglich pommerſcher ſtsträger (sollicitator) beim Kammergericht in Speyer entgegennehmen durch Weſtfalen in die Heimath, war am 1. November in Wolgaſt, ging nach Stettin und zum Kanzler Citzewitz auf deſſen Gut Muttrin, wo er ſeinen Wunſch an den Jagden theilnehmen mußte, erhielt dann in Stettin Inſtruction und ſchließlich eine Audienz beim Herzog Philipp I. in Wol- der ihn ſeines regen Eifers wegen belobte, ſeine Kühnheit bewunderte und ür ſeine Bemühungen ein Honorar von 100 Thalern verlieh. Darauf be- er ſeine Eltern in Stralſund, gab ſeiner Mutter 30 Thaler, ſeiner eſter Catharina einen Schmuck und ritt dann mit ſeinem jüngeren Bruder ian zur Leipziger Meſſe, und ferner, nach Abſchied von demſelben, über furt, Mainz und Worms nach Speyer, wo er am 21. Januar 1549 an-. Hier förderte er mit Hülfe des Dr. Engelhard und Dr. Markwardt roceß ſeiner Eltern, diente außer den pommerſchen Herzögen noch anderen n und Parteien, beſuchte Sebaſtian Münſter in Baſel, um ihm Nachrichten Pommern für das von jenem herausgegebene Werk Cosmographia uni- is zu geben, beſtieg den Thurm in Straßburg und begab ſich im Mai neue in die Niederlande, um die goldenen Gefäße zu überbringen, welche ranvella beſtimmt waren. Hier bewunderte er den Reichthum an Ge- n und Kunſtwerken in Gent, Antwerpen, Mecheln und Löwen und kehrte auf dem Rhein nach Speyer zurück, wo er im Juni 1549 bei der An- des kaiſerlichen Sohnes Philipp II. gegenwärtig war, und infolge deſſen Unterſchied zwiſchen dem leutſeligen in ſeiner niederländiſchen Erziehung deten Weſen des Vaters und der ſteifen ſpaniſchen Etikette des Sohnes obachten Gelegenheit hatte; auch nahm er in Speyer an den Carnevals- gungen der Rheingegenden Theil. Bei ſeiner ferneren Geſchäftsführung e pommerſchen Herzöge machte S. nun die traurige Erfahrung, daß die in Stettin nicht nur ihre Pflichten verſäumten, ſondern den Schaden, der olche Art in der Förderung der Proceſſe beim Kammergericht entſtand, angeblichen „Unfleiß" aufbürdeten, obwohl er wiederholt zur Beſchleuni- der Kanzleiarbeiten in Pommern gemahnt hatte. Aus dieſem Grunde er, nachdem ihm durch den Beſuch des pommerſchen Rathes Dr. Schwallen- und einen aufgefangenen Brief an denſelben ſichere Kunde wurde, daß ſeine Stellung in Speyer abſichtlich untergrub, im Herbſt 1550 ſeinen Ab- und kehrte (3. bis 21. December 1550) nach Stettin zurück, wo ihn der er Citzewitz, welcher ſeine Verdienſte zu ſchätzen wußte, vergeblich in der chen Kanzlei zu halten ſuchte; S. aber, welcher über die ihm von den Räthen ahrene Behandlung mit Recht empört war, lehnte dies ab, und be- , als ſelbſtändiger Rechtsanwalt zu wirken, und wurde demgemäß ſpäter Februar 1552) auch als Notar beim Reichskammergericht immatriculirt. nem Entſchluß ließ er ſich auch noch durch eine weſentliche Veränderung nen Familienverhältniſſen bewegen. Bei der im Juli 1549 in Stralſund enden Peſtepidemie waren nämlich ſeine Mutter und ſeine 3 Schweſtern rina, Magdalena und Gertrud, und bald darauf (November 1550) auch mit dem Notarius Berndt Slaſſe verheirathete Schweſter Barbara im nbette geſtorben. Infolge deſſen hatte S. ſeinen Familienanhalt in Stral- verloren und das Verlangen, eine neue Häuslichkeit zu begründen; es iſt erklärlich, daß er, da ſeine einzig noch überlebende Schweſter Anna in wald mit dem Rathsherrn Peter Vroboſe (1551—59, Bürgermeiſter 1559

bis 1580) verheirathet war, gleichfalls dorthin überſiedelte, nach der St
welcher er geboren und erzogen war, wo er ſpäter auch ſtudiert hatte,
er durch die Familien Schwarz und Schmiterlow zahlreiche Verbindunge
Hier lernte er bei ſeinem Schwager deſſen Schweſter, Katharina Broboſe
mit welcher er ſich am 5. Januar 1551, in Gegenwart ihres Vaters M
Broboſe und einer Rathsdeputation, im Franciscanerkloſter verlobte
2. Februar verheirathete, nachdem er ſich zuvor noch der alterthümliche
des Steinganges auf dem Markte, bei welchem Einſpruch gegen die Ehe
werden konnte, unterzogen hatte. Anfangs zur Miethe wohnend, baute
ſpäter in der Fiſchſtraße ein Haus und erwarb ſeinen Unterhalt dur
Praxis als Anwalt und Notar, u. a. für die ritterſchaftlichen Familien
Thun, Behr, v. d. Lühe, Wakenitz, Owſtin, Kahlden, Holſte, Maltzan, K
u. A., auch nahm ſein Gönner, der Kanzler Citzewitz, ſeine Hülfe in A
Seine freie Zeit benutzte er jedoch noch, um ſeine Univerſitätsſtudien
gänzen, indem er bei dem Juriſten Joachim Moritz Inſtitutionen und b
thaſar Rhaw Melanchthon's Dialektik hörte. In dieſem Beruf hatte er
Reiſen nach Wolgaſt zu machen, und (1552) ſogar in Vertretung von J
Maltzan ein juriſtiſches Gutachten des Prof. Moritz beim Kammergericht
geben; ein Auftrag, der ihn in Begleitung ſeines Bruders Chriſtian n
mal zu einem Ritt nach Speyer veranlaßte. Eine andere zwar näher
nicht minder wichtige Angelegenheit führte ihn nach Stralſund, wo die
und Angehörigen des Bürgermeiſters Lorbeer (ſ. A. D. B. XIX, 169) i
Streit über Jagd und Fiſcherei, theils mit dem Landesherrn, theils
Stadt Greifswald gerathen waren. Die energiſche Weiſe, in welcher S.
den Herzog und die Stadt vertrat, und die Niederlage der Gegner erre
dieſen ſolchen Zorn, daß der Bürgermeiſter Lorbeer bald darauf (16.
1555) an einem Schlagfluß verſtarb; bei ſeinen Parteien gelangte S.
zu ſolchem Anſehen, daß man ihm bald darauf, ſowohl in Greifswald als
Stralſund, das Rathsſecretariat anbot. Da er ſich mit ſeinem Oheim, dem
walder Bürgermeiſter Bertram Schmiterlow nicht gut ſtand und die Stra
Stelle viel einträglicher war, ſo entſchloß er ſich, nachdem er kurze Zeit den ſ
jahrten Stadtſchreiber Joh. Schönfeldt vertreten hatte, (1555) nach St
zu überſiedeln, wo er ſchon (1562) in den Rath, und (1578) an Dr. Ge
Stelle, zum Bürgermeiſter gewählt wurde. In dieſer ſeiner zweiten H
hatte er nun Gelegenheit, in dem langen Zeitraum von 48 Jahren
fahrungen ſeiner Jugend und ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe, ſowie namentli
unermüdliche Thatkraft und Geſchäftsgewandtheit einerſeits zum Wo
ſtädtiſchen Gemeinde zu verwerthen, andererſeits für ſich und ſeine Famili
Gattin, ſeinen Sohn, den Dr. i. u. Johannes S. und zwei Töchter, Kat
vermählt mit dem Rathsherrn Heinrich Gotſchalk, und Anneſtie, verm
dem Rathsherrn Jak. Clerike, eine ſorgenfreie Zukunft zu gewinnen.
Wirkungskreis geſtaltete ſich nun in doppelter Weiſe, theils nach dem
ſeiner Jugend in politiſcher Richtung in auswärtigen Angelegenheiten,
aber in Sachen der Rechtspflege und inneren Verwaltung der Stadt.
Zwecke unternahm er wiederholte Reiſen nach Speyer, Augsburg und
ſowie zu den Hanſatagen in Lübeck und anderen Städten, und ebenſo o
Wolgaſt und Stettin zu den Landtagen, und war auch als Vertreter Str
bei der Begrüßung des ſchwediſchen Prinzen, ſpäteren König Karl's IX.
gegenwärtig, ſowie bei den fürſtlichen Huldigungen, Hochzeiten und Begrä
In der Erfüllung dieſer Aufträge war er ſo ſelbſtlos und pflichtgetreu,
um nichts zu verſäumen, ſogar von ſeinem ſchwererkrankten Vater
nahm, obwohl er nicht hoffen durfte, ihn lebend wieder zu ſehen, ſoda

während seines Aufenthaltes in Wolgast starb und bestattet wurde. In der inneren Verwaltung richtete er zuvörderst seine Aufmerksamkeit auf die städtischen Archive und Kanzleien, auf die richtige Ausfertigung der Protocolle und Buchführung der Renten und Ausgaben, sowie der Fixirung der Gehalte und Accidentien. Wegen der in solchen Angelegenheiten zu Speyer, Wolgast und Greifswald gewonnenen Erfahrung behielt er das Amt eines Secretarius oder Protonotarius auch noch nach seiner Wahl zum Rathsherrn mehrere Jahre bei, und benutzte diese Zeit, um die nöthigen Repertorien zur Uebersicht der Urkunden und nach diesen ein städtisches Diplomatar anzulegen, welches mit dem Namen „Rubricken-Bock" bezeichnet, Abschriften, resp. Regesten derselben, nach 67 Rubriken geordnet, enthält; auch führte er die (1555) begonnenen Eintragungen der Erbe-, Renten- und Rechnungsbücher noch geraume Zeit fort. Außerdem war er Patron mehrerer Kirchen und geistlicher Brüderschaften, begründete eine neue Schlachterordnung und ein neues Kornhaus, und vertrat auch seinen Vorgänger Dr. Gentzkow im Syndicat. Da er bei allen diesen Angelegenheiten den schon in der Jugend bewiesenen Eifer in gleichem Grade im Alter fortsetzte, auch seinen eigenen Vortheil zu wahren suchte, so gerieth er, zumal da in jener Zeit die Einkünfte der Rathsherren nicht genau geregelt, sondern von wechselnden Verleihungen und Verehrungen abhängig waren, sehr häufig in Streit mit seinen Amtsgenossen und anderen Gegnern, namentlich mit seinem Vorgänger, dem Bürgermeister Dr. Gentzkow und dem Rathsherrn Nik. Sasse (1566—1618), welcher ihm Eigennutz und Mißbrauch der Amtsgewalt vorwarf. Erwarb er sich daher, ebenso wie sein Sohn Dr. i. u. Johannes S., der ihm an Energie und Heftigkeit des Charakters ähnlich war, nach einer Seite manche Feinde, so fehlte es ihm nach anderer Richtung hin auch nicht an rühmlicher Anerkennung, sowohl bei den Zeitgenossen, wie in den Schmiterloviaden und den Pomeraneiden von Seccerwitz, als bei späteren Schriftstellern, wie A. F. Balthasar, Charisius und Dinnies. Auch hatte er das Glück, bis ins späteste Alter — er starb am 7. Februar 1603, in seinem väterlichen Hause in der Fährstraße, im 83. Jahr — seine körperliche Gesundheit und geistige Frische zu bewahren. Hiervon zeugt einerseits der Lebensmuth, mit welchem er nach dem Tode seiner Gattin (1598), sich mit deren Pflegerin Anna Hasenei er wieder verheirathete, und den ihm hieraus erwachsenen Anfeindungen mit der alten Energie zu begegnen wußte, andererseits aber der Umstand, daß er im 75. Lebensjahre jene ausführliche Selbstbiographie schrieb, welche durch lebendige Auffassung und Darstellung der berichteten Thatsachen und ihre frische humoristische Sprache, in der sich hochdeutsche Mundart mit niederdeutschen Provincialismen und lateinischen Citaten mischen, ausgezeichnet ist. So hat er sich durch Leben und Schrift nicht nur in der pommerschen, sondern auch in der allgemeinen deutschen Geschichte eine hervorragende Stelle und ein unvergängliches Denkmal erworben. Sein Geschlecht erlosch jedoch, da sein Bruder Christian (1580) und sein Sohn Johannes (1593) vor ihm kinderlos verstarben, mit seinem Tode (1603) in männlicher Linie, dagegen hat sich seine weibliche Descendenz in den Nachkommen seiner Tochter, in den Familien Stein, Gottschalk, Andreä, Buchow, Hagemeister, Brandenburg, Fabricius u. A. erhalten.

Barth. Sastrowen Herkommen, Geburt und Lebenslauf, h. v. Mohnike, Th. I—III, 1823—24, enth. die Selbstbiographie v. 1520—55; der Th. IV (1555 — 1603) ist von den Erben vernichtet; über diese Zeit vgl. die Nachrichten von Dinnies und Mohnike, Th. I, S. LXXV—CXXXVI, Th. III, S. III—XXVI u. S. 155—257, sowie Lindeman's Mem. Buch, hrsg. v. Zober, Stralf. Chron. II, 34 ff., III, 92—428. — Krabbe, Univ. Rostock, 407 ff. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. Greifswald I, 181 ff. — Barthold, Pomm.

Gesch. IV, 2, S. 325—358. — Fock's Darstellung (Rüg.-Pom. Gesch. V, 137 ff., 164 ff., 328 ff.; VI, 43) von Sastrow ist auffallend kurz und vom liberalen Standpunkt einseitig aufgefaßt; vgl. Pyl, Pom. Genealogien II, 306—365.

Pyl.

Sattler: Basilius S., mehrere Jahrzehnte hindurch das geistige Haupt der braunschweigischen Landeskirche, geboren im Jahre 1549 zu Neustadt an der Linde im Württembergischen, † 1624, war der Sohn armer aber rechtschaffener Eltern. Unter mancherlei Entbehrungen gelang es ihm, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen; er studirte im theologischen Seminar zu Tübingen und war hier schon als Privatlehrer thätig, als er 1569 einer Aufforderung des Kanzlers Jakob Andreä, der den Herzog Julius bei der Einführung der Reformation in seinem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel unterstützte und insbesondere auswärtige tüchtige Theologen für die neubegründete Kirche zu gewinnen suchte, Folge leistete und seine schwäbische Heimath mit dem braunschweiger Lande vertauschte. Er wurde Anfangs mit dem Unterrichte einiger Adliger beschäftigt, eine Stellung, die ihm keineswegs genügte, so daß er schon im October 1569 nicht übel Lust zeigte, wieder von dannen zu ziehen. Seinem Wunsche gemäß scheint er dann in Wolfenbüttel einen Kirchendienst erhalten und schnell die volle Gunst seines neuen Landesherrn erworben zu haben. Denn schon im October 1571 wurde er für die Generalsuperintendentur in Gandersheim ausersehen. Allerdings kam er nicht in den Besitz der Stelle, da das dortige Stiftscapitel, eifersüchtig über seinem Besetzungsrechte wachend, Weiterungen verursachte. Dafür erhielt er aber 1572 das Amt eines ersten Predigers an der Hauptkirche zu Wolfenbüttel. Vier Jahre später wurde er als Stadtprediger und Generalsuperintendent nach Helmstedt versetzt, und als hier am 15. October desselben Jahres (1576) die Universität eröffnet wurde, gehörte er als außerordentlicher Professor der Theologie unter die ersten Lehrer der Hochschule. Im folgenden Jahre wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, im Sommer 1579 war er Vicerector, am 11. April 1581 ward ihm die theologische Doctorwürde verliehen. Daneben wurde ihm im April 1579 noch die Theilnahme an den Geschäften des Consistoriums, das zu dieser Zeit nach Helmstedt verlegt wurde, aufgetragen. Als Malsius wegen calvinistischer Gesinnung sein Amt als Hofprediger in Wolfenbüttel nicht ohne Betreiben Sattler's verlor, wurde Letzterer 1586 dessen Nachfolger. Als dann 1589 Wolfenbüttel wiederum Sitz des Consistoriums wurde, ward S. unter Beibehaltung seines Hofpredigeramtes aufs neue dessen einflußreichstes Mitglied und erlangte als superintendens generalissimus des Herzogthums die unbestrittene Herrschaft über die gesammte Landeskirche. Diese hat er länger als ein Menschenalter bis zu seinem Tode, der bei voller Geisteskraft am 9. November 1624 erfolgte, im Sinne strengen Lutherthums ausgeübt; unter drei geistig und religiös sehr verschieden gearteten Landesfürsten hat er seine Person und Richtung in gleicher Weise zur Geltung zu bringen gewußt; bei allen stand er in hohem Ansehen; die Kinder des Herzogs Julius wurden zeitweise seinem Unterrichte anvertraut und dessen Enkel Herzog Friedrich Ulrich folgte selbst trauernd seinem Sarge. Eine mächtige Beförderin seiner orthodoxen Bestrebungen besaß er in des Letzteren Mutter, der Herzogin Elisabeth. Mit dieser gehörte er auch der Partei an, der es 1623 gelang, der Mißwirthschaft des Streithorst'schen Regiments ein Ende zu bereiten; mit ehrenwerthem Freimuthe war er gegen die Verschleuderung der Klostergüter, für Beseitigung der allgemeinen Landesnoth bei dem Herzoge eingetreten. Mehrfachen Rufen gegenüber, die aus den Grafschaften Oldenburg und Schwarzburg, den Städten Braunschweig und Soest an ihn ergingen, blieb er der braunschweigischen Landeskirche treu. Er hat hier die zahlreichen Ge-

te seiner verschiedenen Aemter mit rastlosem Fleiße erledigt. Wo es sich Organisation des Kirchenwesens handelte, wie bei dem Anfalle des Fürsten- as Kalenberg an Herzog Julius (1584), da war er die berufene Person. Leitung des Kirchenregiments war ihm die wichtigste Aufgabe seines Lebens. il sehnte er sich 1596, als es sich um eine Erneuerung seiner Bestallung delte, zurück nach der ruhigen Thätigkeit des Universitätslehrers, dem leben- n Verkehre mit der Jugend; dennoch hielt er es für seine Pflicht, in seiner e- und verantwortungsvollen Stellung zu verbleiben. Er war mehr für praktische für wissenschaftliche Arbeiten der geeignete Mann. Denn er war weder ein reicher Kopf noch ein durch hohe Gelehrsamkeit ausgezeichneter Theologe, ern eine frühfertige, einseitige und schroffe Natur, ein fester, ehrlicher Cha- r, der unbeirrt von Zweifeln zielbewußt seinen Weg ging und bei der Ent- denheit und Kraft seines Willens Andersdenkende, für deren Auffassung ihm Verständniß fehlte, rücksichtslos sich unterwarf oder zurückstieß. Ein Feind Neuerungen, fest am alten haftend, warnte er vor dem Mißbrauch der osophie in theologischen Fragen. Sein ganzes Bestreben ging dahin, der nschweigischen Landeskirche „das Gepräge jener auf seine Landsleute Brenz, reä und Hunnius zurückgehenden Doctrinen, Rechtgläubigkeit der Concordien- el in der Lehre, und Prälatenkirchenregiment mit möglichst geringer Mit- ung von weltlichen Räthen und von Gemeinen in der Kirchenverfassung drücken" (Henke I, 331). Erreichte es S. nun auch, in der Landeskirche seine chten zur Herrschaft zu bringen, die einflußreichen Stellen mit Männern r Farbe zu besetzen, zum Theil auch, mit Verwandten, — was ihm von n Gegnern den Vorwurf des Nepotismus zuzog —: so suchte er vergeblich, Absicht auch bei der Universität Helmstedt durchzuführen. Hier behauptete den bedeutendsten Lehrern der Hochschule, in Joh. Caselius, Georg Calixt l. die versöhnliche humanistische Richtung im Geiste Melanchthon's gegen das e Lutherthum entschieden die Oberhand. Freieren und reicheren Geistes sahen Männer auf S. herunter, der von Calixt als pater et patronus ignorantiae chnet wurde. Der endliche Sieg sollte ihrer Sache nicht fehlen. Die Be- tung Sattler's, „daß die Academia ihm zum Haupte wachse", ging in Er- ng. Mit seinem Tode endete die Herrschaft der lutherischen Orthodoxie in unschweig-Wolfenbüttel; binnen kurzer Zeit war die Richtung von Sattler's uer Calixt an ihre Stelle getreten. Dies war wohl auch der Grund, daß Beurtheilung von Sattler's Thätigkeit so schnell eine äußerst abfällige wurde, man mehr als billig auch die verdienstvollen Seiten seines Wesens und kens verkannte. — S. vermählte sich am 24. Juni 1572 mit Anna Maeß, Tochter des Bürgermeisters Balthasar Maeß zu Wolfenbüttel, die ihm 16 ne und Töchter gebar und am 7. November 1617 gestorben ist. Bei seinem e belief sich die Zahl seiner Kinder, Enkel und Urenkel auf 99. Ein Sohn ihm, Julius S., war 1647—59 Generalsuperintendent in Gandersheim, ein ter, Samuel S., Dr. med. und Leibarzt; ein Mann seiner Enkelin war r. Julius Strube, der 1615 Professor zu Helmstedt wurde und 1629 starb.

Vgl. Petr. Tuckermann's Leichpredigt (Wolfenb. 1624). — Chrysandri Dip- cha professorum theologiae, qui in acad. Julia docuerunt (Wolfenb. 1748, 44—49) und die dort genannten Schriften. — Henke, Georg Calixtus und ine Zeit, 1. Bd. — J. Beste, Geschichte der Braunschw. Landeskirche, S. 121 ff.

P. Zimmermann.

Sattler: Christian Friedrich S., der fleißige Darsteller der württem- schen Geschichte, am 17. November 1705 in Stuttgart geboren, wurde nach digung seiner juristischen Studien zum Hofgerichtsadvocaten daselbst ernannt. trat er in den für ihn so sehr passenden Archivdienst und rückte 1741 zum

wirklichen Geheimen Archivar, seit 1776 mit dem Titel eines Regierungsra vor. Als solcher starb er am 18. Mai 1785 in seiner Vaterstadt. Sein Hau bestreben war die Sammlung der auf die Geschichte seines Heimathlandes bez lichen Urkunden; schon 1740 konnte er dem Herzog Karl Eugen eine histori Beschreibung des württembergischen Wappens vorlegen, die trotz ihrer Tüchtig ungedruckt blieb; gleichzeitig machte er sich an die Fortsetzung des Gabelkov schen Geschichtswerkes. Bald aber entschloß er sich, die ganze Landesgeschi selbständig zu bearbeiten: 1752 erschien seine „Topographie Württemberg 1767 die „Geschichte des Herzogthums und der angrenzenden Gebiete bis 1260 1767—1768 die „Geschichte Württemberg's unter den Grafen" in 4 Theile 1769—1783 diejenige unter dem Herzogen in 13 Theilen. Das Ganze, Zeugniß erstaunlicher Arbeitskraft, reicht bis zum Jahre 1714. Eine im Man script hinterlassene Fortsetzung bis 1727 sollte von dem Archivar Erbe v öffentlicht und bis zum Tode des Herzogs Eberhard Ludwig (1733) fortgefü werden. Aber der Plan kam, offenbar wegen des vielfach heiklen Gegenstand nicht zur Ausführung, die Handschrift ging verloren. Die Censur, der sich zu unterziehen hatte, hemmte überhaupt die Darstellung. Erstreckte sie sich d nicht nur auf das, was der Ehre des Fürstenhauses und Landes schädlich s konnte, sondern auch auf den Stil und die Auffassung des Verfassers. Es oft wirklich ergötzlich zu beobachten, wie der recensirende Geheimerath und Geschichtsforscher in Bemerkungen und Gegenbemerkungen sich herumstreite zeichnete sich der eine durch umfassendere Bildung und weiteren Blick aus, steifte sich der andere auf den Wortlaut seiner Urkunden. In einem Punk hatte die Censur jedenfalls Recht, daß die Darstellung des Verfassers ziemli schwerfällig und von unbeholfener Urkundensprache beeinflußt sei; aber zu w ging sie, wenn sie Enthaltung von eigenem Urtheil und rein thatsächliche E zählung verlangte. Beides zusammen hat bewirkt, daß S. trotz des großen A sehens, das er bei seinen Zeitgenossen im In- und Ausland sich erwarb, s nur noch als Sammler Anerkennung findet. Namentlich die große Zahl sein urkundlichen Beilagen ist sehr werthvoll; seine Geschichte selbst leidet an d Mangel von Durcharbeitung, Begründung und Beziehung auf das Allgemei Im übrigen ist das reichhaltiges Werk heute noch für jeden Forscher über d württembergische Geschichte unentbehrlich. Zu seinen Lebzeiten wurde durch die Mitgliedschaft des großbritannischen Instituts zu Göttingen und d preußischen gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt a. O. geehrt.

Archivalacten. — Klüpfel, in Vierteljahrshefte für Württ. Landesgeschi 1887, 92. — v. Georgii, Biographisch-genealogische Blätter. — v. Wegel Geschichte der deut. Historiogr. S. 930 u. Anm. 3.

Eugen Schneider.

Sattler: Michael S. ist als Wortführer und später als Märtyrer d Täufer in der Reformationszeit bekannt geworden. Er war zu Staufen i Breisgau geboren, trat in das Kloster St. Peter im Schwarzwald, wo er bis z Ausbruch der großen religiösen Bewegung lebte. Um diese Zeit (wir kennen da Jahr nicht) trat er aus und schloß sich den Gemeinden an, welche seit dem Jah 1524 in der Schweiz und im Reiche den Scheltnamen Täufer oder Wiedertä erhielten. Zu Zürich oder in dem Gebiet von Zürich empfing er die Spättaufe scheint bei dem Religionsgespräch, welches am 6. bis 8. Nov. zwischen den Zwi lianern und seinen (Sattler's) Glaubensgenossen in Zürich stattfand, zugegen gewesen zu sein. Als nach diesem Gespräch Grebel, Manz und Blaurock ins G fängniß gelegt wurden, kam es unter deren Anhängern zu unruhigen Bewegun welche den Magistrat bestimmten, weitere Verhaftungen und Ausweisungen

nehmen. Unter denen, welche von dem Ausweisungsbefehl des 18. November 525 betroffen wurden, war auch S. Er ging in seine Heimath, wo es ihm lang, in Horb, Rottenburg und vielleicht auch an andern Orten Täufergemeinden gründen. Durch seinen Einfluß scheint die Versammlung der Täufer, welche n 24. Februar 1527 zu Schleitheim (Schlatten) am Randen stattfand, zu tande gekommen zu sein; die sieben Artikel, die hier vereinbart wurden, rühren n S. her und haben für die Geschichte der strengeren Richtung des sogenannten nabaptismus eine gewisse Wichtigkeit gewonnen; denn obwohl sie niemals unter n Täufern als Symbol oder Bekenntnißschrift gegolten haben und eine Verichtung der Prediger darauf nie stattgefunden hat, so waren und blieben sie ch ein wichtiges Zeugniß des Glaubens der Väter für viele spätere Taufgesinnte d standen als solches in manchen Gemeinden in hohem Ansehen.

Wenige Wochen nach dieser Versammlung brach über die Täufer der Grafhaft Hohenberg von Seiten der österreichischen Regierung eine heftige Verlgung herein und zu Horb wurden sechszehn Männer und elf Weiber verhaftet nd zu Binsdorf in den Thurm gelegt; darunter befand sich auch S. mit seiner rau. Am 17. Mai wurden die Unglücklichen vor ein in Rothenburg am eckar versammeltes Blutgericht gestellt und am 21. Mai ward S., nachdem an ihm die Zunge ausgeschnitten und ihn mit glühenden Zangen gemartert hatte, f Grund der bestehenden Ketzergesetze zum Scheiterhaufen geführt und verannt. Seine Mitgefangenen wurden zum Schwert begnadigt und seine Frau, achdem man vergeblich versucht hatte, sie zum Widerruf zu bewegen, nebst den nderen Weibern ertränkt.

Da S. ein gelehrter Mann war, der vielerlei persönliche Beziehungen besaß, erregte seine Hinrichtung großes Aufsehen. W. Capito schrieb am 31. Mai n den Rath zu Rothenburg — es war vor der Hinrichtung von Sattler's eidensgenossen — folgendes: „Dieser Michael ist uns in Straßburg wohl bemmt und hat wohl etwas Irrung im Wort gehabt, die wir ihm getreulich rch Schrift haben angezeigt; aber weil er in unser und anderer Prediger wahrftiger Lehre vielleicht etwas Mangels, und im Volk, das Christen sein will, gerlich Leben befunden, hat ihn meiner Achtung nach soviel weniger beherzigt, s wir zu Bericht der Wahrheit gründlich fürbrachten. Doch hat er allemal wiesen einen trefflichen Eifer zur Ehre Gottes und der Gemein Christi". Auch der „Getreuen Warnung der Prediger des Evangelii zu Straßburg" (vom Juli 1527) wird S. ein sehr gutes Zeugniß ausgestellt. „Wir achten aber ch, daß Gott auch aus den Seinen in solch Irrthum kommen laß; als wir cht zweifeln, M. S., der zu Rothenburg verbrannt ist, sei ein lieber Freund ottes, wiewohl er ein Fürnehmer im Tauforden gewesen ist, doch viel geschickter d ehrbarlicher denn etliche andere. Auch hat er vom Tauf geantwortet, daß an sieht, daß er allein den Kindertauf verworfen hat, durch den man vermeint lig zu werden." Der Schlußsatz deutet einen der Gründe an, welche die Straßrger Prediger bestimmten, den S. unter die Märtyrer der evangelischen Kirche aufzunehmen. Indessen ist es nicht richtig, daß S. irgend eine Form der Kinderufe gut geheißen habe; vielmehr gehört er zu derjenigen Richtung der Täufer, elche Bullinger als die „apostolischen" bezeichnet und welche die strengste Richng des sogenannten Anabaptismus, namentlich auch in Bezug auf die Taufge, vertreten.

Das Lob, welches die Straßburger dem S. zollten, verdient er in vollem aße; er war eine durchaus reine und edle Natur, voll Opfermuths und andhaftigkeit für die christliche Wahrheit, wie er sie faßte. Es gereicht pito (der übrigens den Täufern so nahe stand, daß viele seiner Bekannten ubten, er werde nach Denck's und Hubmeier's Tod die Führung der Partei

übernehmen) zur Ehre, daß er die Tugend Sattler's so aufrichtig anerkannt hat. Für das Lob, welches dem S. in der wider Denck gerichteten „Getreuen Warnung" gleichsam von amtlicher Stelle aus zu Theil ward, scheinen freilich noch andere Erwägungen maßgebend gewesen zu sein. Diejenige Richtung des sog. Anabaptismus, welche S. vertrat, stand bei aller Schroffheit, mit welcher sie gewisse Sonderlehren von der Taufe, dem Eid, dem Staat und dem Krieg vertrat, der hergebrachten und in den protestantischen Bekenntnissen festgehaltenen Theologie weit näher, als die sog. gemeinen oder freien Täufer und gerade jene Schroffheit schloß die Möglichkeit aus, daß diese „apostolischen Täufer" den herrschenden Confessionen je ernstlich gefährlich werden konnten, wie denn auch Seb. Franck bezeugt, daß die Partei Sattler's damals nur eine kleine gewesen sei. Indem Bucer, der an der „Getreuen Warnung" den vornehmsten Anteil hatte, mit der ihm eignen klugen Berechnung den S. gegenüber Denck, Kautz u. A. als einen „lieben Freund Gottes" und einen „Märtyrer Christi" bezeichnete, zog er nicht nur Sattler's Anhänger näher an sich heran, sondern es verschärften sich auch die Meinungsverschiedenheiten, welche ohnedies zwischen den „gemeinen" und den „apostolischen" Täufern bestanden. In mehr als einer Schrift ward Sattler's Schicksal beschrieben. Noch im J. 1527 erschien: „Claus v. Graffnck. Ain neues wunderbarliches geschicht von Michel S." u. s. w. o. O. 4°, 7 Bl.; ferner ward sein Ende von Joh. Schlegel aus Ravensburg beschrieben und eine kleine Flugschrift ward unter dem Titel: „Artikel und Handlung so S. zu Rothenburg am Neckar mit seinem Blut bezeugt hat" alsbald nach dem Ereigniß ausgegeben. Außer den oben erwähnten sieben Artikeln ist S., wie es scheint, der Verfasser von: „Wie die Gschrift verstendiglich soll unterschieden und erklärt werden" u. s. w. o. O. u. J. $2^3/_4$ Bogen, 4°. Bestimmt rührt von ihm her: „Ein Sendtbrieff M. Sattler's an eyn Gemein Christi" u. s. w. o. O. 1527, sowie das bei Wackernagel, K. Lied III, 405 abgedruckte Lied: „Als Christus mit seiner waren Leer" u. s. w. Dies Lied erschien zuerst unter den im J. 1531 zu Jungbunzlau gedruckten Liedern der böhmischen Brüder, trat dann aber auch in den gedruckten Liederbüchern der Täufer (s. Ausbund Nr. 7) auf. Das Lied Nr. 520 bei Wackernagel ist dagegen nicht von ihm, sondern von M.(ichael) S.(chneider). S. wird ferner genannt als Verfasser mehrerer kleiner Druckschriften „über die Genugthuung Christi, über die Ehescheidung, über das Anhören falscher Propheten" u. s. w., welche gemeinsam mit der Brüderlichen Vereinigung und dem Sendbrief in den Jahren 1560 und 1567 in holländischer Sprache erschienen sein sollen. Der Sendbrief und die Artikel finden sich auch in dem Märtyrerspiegel von Brachts und sind noch im J. 1702 als selbständige kleine Schrift von neuem gedruckt und verbreitet worden. In der oben erwähnten „Getreuen Warnung" vom 2. Juli 1527 (Bl. C 6) erwähnen die Straßburger Prediger eine „Histori Michel Sattler's", an dessen Schluß sich die Worte finden „das hab ich L. alles selber gehört und gesehen, verjehe auch von ihm ritterlich zu zeugen". Aus einer Bemerkung, welche die Prediger daran knüpfen, geht hervor, daß sie den Ludwig Hätzer (dessen Namen sie ausdrücklich als möglichen Autor nennen) in erster Linie für diese Schrift verantwortlich machten. Ich habe nicht feststellen können, ob Hätzer wirklich der Verfasser ist; indessen wirft der Umstand, daß die Prediger die Verfasserschaft Hätzer's für wahrscheinlich hielten, ein wichtiges Licht auf seine Beziehungen zu S., die von anderer Seite offenbar absichtlich verdunkelt worden sind.

Eine gute Zusammenstellung der bis zum J. 1883 erschienenen bezw. bekannt gewordenen Quellen gibt J. Beck in den Geschichtsbüchern der Wiedertäufer in Oesterreich-Ungarn (Fontes Rer. Austr. Dipl. et Acta XLIII. Bd

Wien 1883 S. 27. Ich füge noch hinzu: Baum, Capito und Butzer S. 375 ff. — Reusch, Der Index u. s. w. S. 278. — Vater, Kirchenhist. Archiv f. 1826 S. 476 ff. (von Veesenmeyer). — Thesaur. Baumianus II, 33 ff. (Straßb. Bibl.) — Sepp, Verboden Lectuur. Leiden 1889 S. 220 f.

Ludw. Keller.

Sattler: Philipp S., genannt v. Salneck, Geheimschreiber und diplomatischer Agent Gustav Adolf's, später Oberst zu Roß und Kriegsrath, aus einem angesehenen Geschlecht der Stadt Kempten, geboren am 2. December 1594 zu Scheinfeld in Franken als Sohn des Syndicus von Kempten Zimprecht Sattler und der einer Basler Adelsfamilie angehörigen Barbara Lützelmann. S. gehörte gleich Alexander Erskin zu den thätigsten und gewandtesten Werkzeugen Gustav Adolf's, die dieser sich erzog, um durch sie die wichtigsten diplomatischen Geschäfte vorbereiten zu lassen. Von 1610 an studirte er drei Jahre in Tübingen, ging dann auf Reisen, trat 1618 unter Capitän Berbisdorf als gemeiner Reiter in das Leibregiment des Grafen Thurn in Prag, zeigte sich aber damals schon geschickt bei diplomatischen Commissionen, so daß er 1620 Secretär des jüngeren Grafen Thurn wurde, den und dessen Familie er nach der Schlacht am Weißen Berge glücklich nach Schlesien rettete. Nach einigen wechselvollen Jahren traten 1624 beide in die Dienste des Schwedenkönigs, der S. sofort im diplomatischen Dienst verwendete und wegen der glücklich zu Stande gebrachten Uebergabe von Pillau ihn mit dem adligen Gute Salneck bei Upsala beschenkte. Während der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein schloß er, zum ständigen Agenten Schwedens ernannt, mit der Stadt den Bündnißvertrag vom 23. Juni/22. Juli 1628 auf 20 Jahre ab, durch den Gustav Adolf zuerst in Pommern Fuß faßte. Als 1629 im schwedisch-polnischen Kriege eine längere Pause eintrat, wurde er zu den Verhandlungen mit den Evangelischen in Deutschland, Frankreich, Holland und der Schweiz verwendet, die dem Zuge des Königs nach Deutschland vorangingen. Sein 1630 darüber in Stockholm erstatteter Bericht muß seine Befähigung in diesem Fach glänzend dargethan haben, denn bei der nach der Besetzung Pommerns alsbald durch Gustav Adolf vollzogenen Verschleuderung der herzoglichen Domänen erhielt er das dem Anton Schlieffen (s. d.) weggenommene Amt Torgelow zum Geschenk. Als nach der Schlacht bei Lützen der Reichskanzler Oxenstierna die Leitung der schwedischen Politik übernahm, folgte er dem Director des evangelischen Bundes zum Heilbronner Convent, wurde Oberst zu Roß und nach der Schlacht bei Nördlingen durch den Herzog Bernhard von Weimar zum Kriegsrath bei der fränkischen Armee ernannt. 1636 nahm er dieselbe Stellung unter Hermann Wrangel in Pommern ein, bis er 1639 nach Schweden berufen wurde, wo er am 20. September 1641 nach kurzer Krankheit in Stockholm gestorben ist. Von der Königin Christine war er in den Adelstand erhoben worden, das von ihm geführte Wappen — ein steigender rechtsgewandter Hirsch, als Helmzier der Hirsch wachsend — wird aber bei Siebmacher V, 364 zu den Patricierwappen von Kempten gezählt, scheint also ererbt zu sein.

Leichenpredigt von Mag. Joh. Jac. Pfeiff, Pastor der deutschen Gem. in Stockholm. Gedr. in Stralsund o. J. 4^{0}.

v. Bülow.

Saubert: Johannes S., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts (zum Unterschied von seinem gleichnamigen Sohn S. „der Aeltere" genannt), ist geboren am 26. Februar 1592 zu Altorf bei Nürnberg, † am 2. November 1646 zu Nürnberg. — Seine Eltern, Konrad Saupert (dies die ältere Schreibart des Namens), Bürger und Zimmermann in Altorf, und Margaretha geb. Kleindienst, beide aus der Oberpfalz gebürtig, hatten ihn frühe zur geistlichen

Laufbahn bestimmt. Nach dem frühen Tod des Vaters aber sollte er we
Armuth seiner Mutter Müller werden, brachte auch ein halbes Jahr als
bursche in einer Mühle zu Hagenhausen bei Altorf zu, wurde aber du
Fürsorge des Altorfer Theologen Jakob Schopper wieder herausgenomm
konnte mit dessen Beihülfe, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm sei
geren Söhne zum Unterricht übergab, den seiner Neigung und Begabu
sprechenden Lebensplan weiter verfolgen. Er durchlief die Classen des
Gymnasiums, studirte dann auf der dortigen Universität als ein treuer
und Verehrer seines Gönners, des streng orthodoxen Lutheraners Schopp
warb sich aber zugleich eine vielseitige allgemeine Bildung, und wurde
Baccalaureus, 1611 Magister und poeta laureatus. 1612 ging er a
gleiter eines adeligen Zöglings nach Tübingen, wo er besonders den Th
M. Hafereffer und L. Osiander sich anschloß. Nach Altorf zurückgekehrt
er hier Vorlesungen zu halten, und disputirte unter Schopper's Vorsitz ü
göttliche Dreieinigkeit 1613. Im folgenden Jahre ging er nach Gießen,
eine Streitschrift gegen den Socinianer Schmalz unter dem Titel „Anti
cius" schrieb und unter dem Vorsitz der Theologen Winkelmann und
über die heil. Schrift und über das dritte Buch der Dogmatik des Johann
Damascus disputirte. 1616 ging er nach Jena, um Joh. Gerhard zu
und hielt hier wieder Vorlesungen und Disputationen, z. B. eine in gri
Sprache über die Anrufung der Heiligen. 1617 zum Katecheten, Vesper
und Inspector der Alumnen zu Altorf, 1618 aber zum Diakonus und P
der Theologie ernannt, verheirathete er sich mit Helene geb. Leutkirch
Nürnberg. Nachdem er in den Schreckensjahren des dreißigjährigen Kri
Altorf Vieles erlitten, wurde er 1622 Diakonus zu St. Aegidien in Nü
später Prediger an der Liebfrauen- und Lorenzer Kirche, schloß nach de
seiner ersten Frau, die ihm sieben Kinder geboren, eine zweite Ehe m
Wittwe des Buchhändlers Wagenmann in Nürnberg, einer geb. Heinric
wurde 1637 erster Prediger zu St. Sebald, Senior des Ministerium
Stadtbibliothekar, — eine Stellung, die ihm zu gelehrten Studien und
zu einem ausgebreiteten Verkehr mit vielen Gelehrten, Fürsten und
Standespersonen Gelegenheit bot.

Als gründlich gelehrter und streng orthodoxer Theolog, als eifriger
reicher und beliebter Prediger, Kirchen- und Schulmann erwarb er sich
Stadt Nürnberg in jener schweren Kriegszeit große Verdienste, sorgte für
Sonntagsfeier, für Verbesserung des Schulwesens, für eine neue Ausgabe
genannten Nürnberger Normalbücher (1646), worüber er mit seinem
Richter einen langdauernden Streit hatte, stand in ausgedehntem Brie
mit den ausgezeichnetsten Theologen seiner Zeit (mit Joh. Gerhard, H
Hoenegg, Nikolaus Hunn, Keßler, Meyfart, Schmidt in Straßburg,
J. Val. Andreä und Anderen), aber auch mit fürstlichen Personen (wie de
zog August von Braunschweig, Ernst dem Frommen von Sachsen-Gotha,
graf Georg von Hessen ꝛc.). Insbesondere nahm er auch vertriebener Prot
z. B. der aus Oesterreich um ihres lutherischen Bekenntnisses willen gefl
Emigranten sich an und war z. B. mit dem aus Steiermark vertriebenen
in Nürnberg verstorbenen geistlichen Liederdichter Gallus Freiherrn v.
(vgl. A. D. B. XXVII, 175) innig befreundet. In den letzten Jahren
Lebens hatte er an Podagra und Steinbeschwerden viel zu leiden u
nach einem erbaulichen Krankenlager mit dem frohen und dankbaren
sein, die Nürnberger Kirche nach der überstandenen Kriegsnoth im sicher
des unveränderten Augsburgischen Bekenntnisses zu hinterlassen. Von sei
Kindern war eine Tochter mit einem Prediger Omeis in Nürnberg, ein

it M. Gottlieb Andreä, Prediger in Canſtatt, einem Sohn des Prälaten Joh. Valentin Andreä, verheirathet; ſeine beiden Söhne zweiter Ehe waren Adolf S., eboren 1635, † 1678 als Paſtor zu St. Aegidien in Nürnberg (ſ. Will, Nürnb. G.-Lex. III, 466) und Johann S. der Jüngere, geboren 1638, † 1688 ls Profeſſor der Theologie in Altorf (ſ. d. Art.). — Ein ausführliches Verzeichniß der Schriften des älteren S. ſ. bei Zeltner, Will, Jöcher. Von denſelben ſind zu nennen hier „Anti Smalcius, d. h. Vertheidigung der kirchlichen ehre von der göttlichen Dreieinigkeit gegen den Socinianer Valentin Schmalz" 615; „Schola crucis oder Chriſtliche Kreuzſchule" 1619; „Prodromus philoophiae sacrae" 1620; „Calendarium christianum" 1626; „Miracula Augustanae onfessionis" 1631; „Lutherus propheta Germaniae"; „Zuchtbüchlein der evangelıche" 1633; „Seelenarznei für die Lutheriſchen und Päpſtiſchen" 1636; Epitome examinis Ph. Melanchthonis" 1639 u. ö.; „Bibliſches Leſebüchlein" 89; „Historia bibliothecae Norimbergensis" 1643; ungedruckte Briefe Melanch-n's an Veit Dietrich und ad varios 1640 und 46; ferner zahlreiche einzelne ruckte Predigten, Erbauungsſchriften und Gedichte in lateiniſcher und deutſcher rache, Beiträge zur Weimarer Bibel, zu Gerhard's „Confessio catholica" und es Andere.

Vgl. Leichenrede auf J. S. von M. Weber, 1647, 4°. — Jo. Val. Andreae, J. Sauberti umbra delineata. — Gottl. Andreae, exuviae Sauberti. — Zeltner, Vitae theol. Altorf. S. 165. — Will und Nopitſch, Nürnberger elehrten-Lexikon III, 434 ff., VIII, 29. — Will, Geſchichte der Stadt Altorf, 236 ff.; — Derſ., Geſch. der Univerſität Altorf, S. 76 ff. — Jöcher, el.-Lex. IV, 163. — Witte, Mem. theologorum. — Tholuck, Lebenszeugen der th. Kirche aus der Zeit des dreißigj. Krieges. Berlin 1859. S. 344—55.

Wagenmann.

Saubert: Johann S., der Jüngere, Theologe, wurde am 1. Februar 1638 Nürnberg geboren, wo ſein Vater Joh. Saubert der Aeltere Paſtor zu St. ldi und der bedeutendſte Vertreter des ſtrengen Lutherthums war (ſ. o.); Mutter Urſula, geborene Heinrich, ſtammte aus Neumarkt in der Ober-, war die zweite Frau Saubert's und ſelbſt in erſter Ehe bereits mit dem berger Buchhändler Joh. Wagenmann verheirathet geweſen. Der Sohn e anfangs durch einen Privatlehrer, dann in der Stadtſchule und dem naſium Aegidianum ſeiner Vaterſtadt unterrichtet. Er begann ſeine theolon Studien auf der Univerſität Altorf, wo er bei Profeſſor Felwinger te. Nach einer Reiſe durch Baiern und Schwaben bezog er Johannis die Univerſität Jena. Von dort ſiedelte er nach einem kurzen Beſuche gs nach Helmſtedt über, wo er am 27. October 1659 immatriculirt e. Er hatte die Abſicht, noch weiter auf Reiſen, zunächſt nach Holland, ehen; doch ließ er ſich halten und wurde ſchon am 24. December 1660, nicht 23 Jahre alt, als ordentlicher Profeſſor der orientaliſchen Sprachen elmſtedt angeſtellt. Unterm 10. November 1665 bekam er eine theologiſche ffur, inſonderheit das Lehrfach des alten Teſtaments, welches ſeit dem Georg Calixt's unbeſetzt geblieben war; daneben behielt er aber auch noch Lehrſtuhl der hebräiſchen Sprache in der philoſophiſchen Facultät. Er erſich des beſonderen Wohlwollens des gelehrten Herzogs Auguſt von nſchweig-Wolfenbüttel, der ſeit 1663 in regem Briefwechſel mit ihm ſtand, zu einer lateiniſchen Ueberſetzung der hebräiſchen Schrift Jacobi Jehudae s von dem Tempel Jeruſalems (Helmſt. 1665) anregte und ihm ſchließ-1664) auch noch die Ausführung ſeines lange gehegten Lieblingswunſches rug: eine neue ſprachlich genaue Uebertragung der Bibel ins Deutſche zu ſtalten. Schon im J. 1638 hatte der Fürſt an Saubert's Vater über

die Bibelübersetzung als „ein vorhabendes Werk“ geschrieben und dabei bemerkt die ‚versio solle nicht mutata vel innovata Lutheri sed plane nova sein‘. Zu mit Widerstreben übernahm S. diese schwere und verantwortungsvolle Aufgabe und als der Herzog, der den Fortgang sowie die Drucklegung der Arbeit seines ‚Schwanengesangs‘, wie er sagte, mit emsiger Sorgfalt überwachte, ein paar Jahr darauf (am 17. September 1666) die Augen schloß, erreichte er es von dem Regierungsnachfolger, daß ihm die Weiterführung des Werkes erlassen wurde. Dasselbe ist bis zum Ende des 17. Capitels des 1. Buches Samuelis gedruckt worden; doch hat man das Buch selbst nie ausgegeben und es ist daher nur in wenigen Exemplaren verbreitet. Die zum Drucke benutzte Handschrift, die nicht weiter als jener reicht, sowie der mit dem Herzoge August geführte umfangreiche Briefwechsel Saubert's befinden sich in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Die Uebersetzung, die allerdings die geniale Sprachgewalt und die tiefe religiöse Innerlichkeit des großen Reformators stark vermissen läßt, erfuhr von vornherein, ehe sie noch an die Oeffentlichkeit getreten war, von verschiedener Seite die übelste Beurtheilung, gegen welche sich Conring in einer besonderen Schrift („epistula gratulatoria“) wandte, die zum 88. Geburtstage Herzog August's 1666 erschien. Auch diese Aufnahme des Unternehmens wird S. zur Aufgabe der Arbeit mitbewogen haben. Im Anfang des Jahres 1673 erhielt er unerwartet von seiner Vaterstadt Nürnberg einen Ruf, als erster Professor der Theologie und Superintendent nach Altorf zu kommen. Er war bereit, in Helmstedt, wo er am 14. Januar 1673 zum Doctor der Theologie promovirt wurde, zu bleiben, wenn man ihm die Vereinigung der beiden bis jetzt von ihm versehenen Professuren auf seine Lebenszeit zusagen wollte. Da die Regierung hierauf nicht einging, so zog er nach Altorf, wo er nach längerer Krankheit am 29. April 1688 gestorben ist. Ihn überlebten außer seiner 84jährigen Mutter seine Gattin Anna Maria, eine Tochter des berühmten Helmstedter Professors Hermann Conring, die er am 16. Februar 1664 heimgeführt hatte, und eine Tochter Anna Ursula, die im Jahre vorher einen Juristen Wölfing geheirathet hatte. Ein Sohn war schon bei der Geburt am 15. Januar 1665 gestorben. Seine zahlreichen theologischen Schriften, die zumeist historisch kritischer Art sind, finden sich bei G. G. Zeltner (vitae theol. Altorph. S. 403 ff.) u. a. verzeichnet.

Vgl. außerdem Joh. Fabricius, Leichenpredigt (Altorf 1688). — J. C. Köhler's hist. Münz-Belustigung, 14. Theil, S. 161 ff. — Jac. Burckhardt, Historia biblioth. Augustae Wolffenb. (Lipsiae 1744), Th. II, S. 36 ff. u. a. a. O.

P. Zimmermann.

Sauer: Joseph S., katholischer Geistlicher, geboren am 27. November 1803 zu Spurwitz in Schlesien, † am 24. Juni 1868 zu Breslau. Er kam nach dem Tode seines Vaters 1809 nach Breslau, machte dort seine Studien und wurde am 10. März 1827 zum Priester geweiht. Er war dann zuerst Kaplan in Neisse, darauf in Breslau, wurde am 21. Januar 1829 Doctor der Theologie und, nachdem er kurze Zeit die Pfarrei Oltaschin verwaltet hatte, 1830 Privatdocent für Pastoraltheologie an der Universität, Seelsorger der Elisabethinerinnen-Kloster und Prorector des Priesterseminars. 1835 gründete er mit Thiel das „Schlesische Kirchenblatt“, welches er bis 1848 redigirte. Von 1839—1848 gab er auch mit Barthel, Christ, Lange und Thiel das „Katholischen Jugendbildner“ heraus. Von 1842 bis zu seinem Tode war er Rector des Priesterseminars, seit 1848 auch Domherr. Von 1848 an war er auch Generalpräses des von ihm in Schlesien eingeführten Vincenz-Vereins. Sein Hauptwerk ist „Pfarramtliche Geschäftsverwaltung“, 1865; 2. Aufl. 186

ßerdem sind von ihm erschienen: „De Essenis et Therapeutis", 1829 octordissertation); „Christus praestantissimum verae tolerantiae exemplum", 29; ein Katechismus, 1833; „Die Elisabethinerinnen in Breslau, Denkschrift 100jährigen Jubelfeier der Stiftung ihres Klosters", 1837.

Lit. Handw. 1868, Sp. 308. — Hurter, Nomenclator III, 120 f. — A. Meer, Charakterbilder aus dem Clerus Schlesiens, 1884, S. 265—274.

Otto Schmid.

Sauermann: Georg S., geboren wahrscheinlich 1492 in Breslau, gerte einer kurz vorher aus Franken eingewanderten Familie an, die bald Aufhme im Breslauer Patriciat gefunden hatte. Er studirte in Wittenberg, ipzig und vornehmlich in Bologna Humaniora und Jurisprudenz. In Bogna erwarb er sich den Grad eines Dr. i. u. und war 1513 Rector der Unirsität. Hutten und Julius v. Pflug waren ihm hier befreundet. 1519 delte er nach Rom über und ging von da nach Spanien, von wo er im folge Karl's V. nach Deutschland zurückkehrte. 1520 übernahm er das Amt es kaiserlichen Procurators bei der Curie und starb am 31. October 1527 ein Opfer des Sacco di Roma an Entkräftung infolge der Pest auf der traße. Seine Schriften, meist rhetorischen Charakters, verrathen neben feiner listischer Durchbildung lebhaften Patriotismus und streng kaiserliche Gemung. 1518 veröffentlichte er ein Manifest „Maximilian an die Fürsten und ller Italiens", 1519 eine an Karl und Ferdinand gerichtete panegyrische de auf den Tod Maximilian's I., 1520 eine Petrus Motta gewidmete Rede die Spanier (1522 wiederholt und Adrian VI. dedicirt), 1523 gab er eine de heraus, die Hieronymus Balbi, Bischof von Gurk, vor Adrian VI. als fandter Ferdinand's I. gehalten hatte, und 1524 endlich veröffentlichte er e Rede an die christlichen (deutschen) Fürsten über die Religion und die Eincht. Er war bei Leo X., Adrian VI. und Clemens VII. gern gesehen. emens verlieh ihm in Anerkennung seiner lateinischen Beredtsamkeit das röfche Bürgerrecht. Paulus Jovius und Pierius Valerianus haben ihn litterarch verewigt. Karl V. erhob ihn in den Ritterstand, und da der Adel nach nem Tode von ihm auf seinen Vater Konrad Sauermann 1530 übertragen rde, ist er der Ahnherr der Grafen Saurma-Jeltsch geworden.

Zeitschrift des Vereines f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens, XIX, 146.

Gustav Bauch.

Sauermann: Johannes S., ein Verwandter Georg Sauermann's, Kanikus in Breslau und Pleban in Hirschberg, † 1510, gilt fälschlich als Verer der ersten lateinischen Uebersetzung von Luther's kleinem Katechismus vom hre 1529. S. studirte 1486 in Leipzig, im selben Jahre ging er nach Bona und vollendete seine Studien 1489—1492 in Rom.

Zeitschrift des Vereines f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens, XVII, 231 und XIX, 149.

Gustav Bauch.

Saulheim: Wernher v. S. (Sauwilnheim) ist der Verfasser einer ichten deutschen Erzählung von „der Stiftung, dem Bau und der Begabung" Klosters Clarenthal bei Wiesbaden vom Jahre 1314, welche für die Gechte des nassauischen Hauses eine äußerst werthvolle Quelle ist. Wernher get aller Wahrscheinlichkeit nach dem hessischen Adelsgeschlechte derer v. S. an; n in demselben scheint der Name Wernher erblich gewesen zu sein. Die alheimer standen zu Mainz in vielfacher Beziehung und waren Vasallen des igen St. Albanstiftes. Wernher nennt sich selbst in seinem Berichte einen uder des Minoritenordens". Aus Urkunden, in welchen er als Zeuge vormt, wissen wir ferner, daß er „confessor, bihter" d. i. Beichtvater und

geistlicher Berather der Nonnen in Clarenthal war. In den Klöstern der Clarissen oder Armen Frauen hatten stets die Franciscaner die Sorge für den Gottesdienst, die Gewissensleitung und die Austheilung der Sacramente. So war auch in Mainz der Fall. Da nun die Stiftung des „neuen Klosters" Clarenthal im Thale Bruderrode von dem „reichen Clarenkloster" in Mainz ausging, ist zweifellos, daß Wernher ursprünglich dem dortigen Convent seines Ordens angehörte, dessen Lesmeister (lector), der spätere Erzbischof Heinrich II. der Knoderer (1286—88), „bichter" der Mutter des Königs Adolf von Nassau gewesen war. Diese ‚Adelheid' war „eyn geistliche sunderlich mötter der mynner bruder und eyn gutdederin derselben". Mit ihrer Tochter Richardis weilte sie im Reich-Clarenkloster zu Mainz, nahm mit dieser „das kleydt der begynnen" und starb dort am 22. Februar 1288. Als König Adolf auf Bitten seiner frommen Angehörigen im J. 1296 das Kloster Clarenthal stiftete (die Urkunden sind erst 1298 ausgestellt), bedienten sich die Stifterinnen bei der Gründung der Hülfe der Mainzer Franciscaner. Ein Pater Petrus leitete den Bau. Und mit den ersten Nonnen, der genannten Richardis, der ersten Aebtissin (bis 1311), Adelheid, der Tochter König Adolf's, welche zweite Aebtissin wurde (1311—1338), und Agnes von Siegersberg hielt auch Wernher mit mehreren Laienbrüdern 1303 oder 1304 seinen Einzug im „neuen Kloster". Dort starb er; aber nur der Tag seines Todes, nicht das Jahr, ist im Todtenbuch angegeben: der Tag des Apostels Barnabas, der 11. Juni. — Dankbarkeit bewog nach eigener Angabe den Mann, dem „ehrlichen und großen Geschlechte" der Stifter in seiner Aufzeichnung ein Denkmal zu setzen. Und sein Bericht ist zuverlässig; denn er schreibt „die dynge, die mir mit augen han gesiehen" einfach und treu, der Wahrheit gemäß, gewissenhaft die „instrument und brieffe" d. i. die Urkunden benutzend sogar bis auf einzelne Wendungen. Richardis und Adelheid sind in der Erzählung wie in der Stiftungsurkunde „zwei kostbare lebendige erste Steine" oder „Eckſteine". Wie ecklärlich, stand der Verfasser treu zu König Adolf. Darum sieht er in dem gewaltsamen Tod seines Gegners Albrecht ein gerechtes Gottesgericht. Aber dieser Standpunkt tritt nur in der ältern Fassung hervor. Ein späterer Ueberarbeiter hat denselben aufgegeben und den sagenhaften Bericht vom Vergiftungstod Heinrich's VII. und von seiner Begräbniß eingeschoben. Die ältere, reine Tradition haben nur zwei Handschriften, die älteste, die überhaupt vorhanden ist, aus dem 15. Jahrhundert und eine Abschrift derselben aus dem 16. Jahrhundert. Sie allein gehen auf das verlorene Original zurück. Die jüngere Fassung fand Aufnahme in das sogenannten „rothen Idsteinischen Genealogieenbuch" des Hauses Nassau und wurde, wie dieses, häufig copirt. Die Handschriften befinden sich sämmtlich im königl. Staatsarchiv zu Wiesbaden. Doch mögen auch anderwärts Copien oder Kanzleirecension vorhanden sein, wie in Waldeck und an sonstigen Orten, wo denen nassauische Prinzessinnen weilten. — Wernher's Erzählung wurde schon früh vielfach als Quelle benutzt. Wörtliche Uebereinstimmung zeigt die Koelhoffsche Chronik von 1499 in dem Bericht über die Beisetzung der Könige Adolf und Albrecht (s. Chron. der deutschen Städte XIV. 3, S. 653). Der bei aber auch nicht ganz fehlerfreie Abdruck findet sich in Schliephake's nassauischer Geschichte IV. Genaueres s. in des Unterzeichneten Schrift „Nassauische Chronisten des Mittelalters", Progr. des königl. Gymnasiums zu Wiesbaden, 18[illegible] S. 20—24.

Widmann.

Sauppe: Gustav Albert S., Philologe und Schulmann. Er wurde zu dem Flecken Kayna bei Zeitz am 3. März 1802 als der Sohn eines Pfarrers geboren, erhielt seine Schulbildung von 1812 an bis Ostern 1820 auf der

Stiftsgymnasium in Zeitz, studirte sodann in Leipzig Philologie und wurde hier durch G. Hermann's Einwirkung der Beschäftigung mit den Griechen vornehmlich zugeführt. Nach vierjährigen Studien wurde er 1824 zum Dr. phil. promovirt und dann, nachdem er die Lehramtsprüfung im August bestanden, am 1. November 1824 zunächst provisorisch mit der Verwaltung der Subrectorstelle am Gymnasium in Torgau beauftragt. Ostern 1825 wurde ihm diese Stelle endgültig übertragen; nach einigen Jahren wurde er zum Conrector befördert und 1843 zum Director ernannt. Die Zeit seines zehnjährigen Directorates bezeichnete einen solchen inneren und äußeren Aufschwung der Anstalt — 1852 wurde u. A. das Gymnasium durch Anfügung einer Realschule erweitert —, daß das Ministerium auf ihn aufmerksam wurde und ihn 1853 in ein Amt von besonderer Schwierigkeit, an die Spitze der Ritterakademie in Liegnitz versetzte. Die Leitung dieser Anstalt, zu welcher ihn seine imponirende Persönlichkeit vor Anderen befähigte, hat er neun Jahre hindurch unter lebhafter Anerkennung geführt; 1862 trat er in den Ruhestand und starb in Liegnitz am 6. Februar 1870. — S. war einer der hervorragendsten Kenner des Xenophon und hat sich um die Erklärung und Kritik dieses Schriftstellers namhafte Verdienste erworben. Seine hauptsächlichsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind seine Ausgaben der Memorabilien 1834, der kleinen Schriften (polit., equestr., venat.) 1838, des Symposion, Hiero, Agesilaus 1841, die dreibändige Gesammtausgabe 1867—71, „Lexilogus Xenophonteus" 1869. Von seinen übrigen Schriften sind noch die „Bilder des Alterthums" und die „Wanderungen auf dem Gebiete der Sprache und Litteratur", beide 1868, zu nennen.

Nach privaten Mittheilungen. — Schriftenverzeichniß bei Pökel, Philol. Schriftsteller-Lexikon, S. 238.

R. Hoche.

Saur: Abraham S., geboren zu Frankenberg in Hessen am 12. Februar 1545. Vermuthlich durch den ihm nahestehenden Professor Hermann Lersner angeregt, studirte er zuerst 1565 in Wittenberg, dann in Marburg die Rechte. 1567 erhielt er die Magisterwürde und wurde im Mai 1568 zu Speier, wo er zu seiner Ausbildung am Kammergerichte arbeitete, kaiserlicher Notar. Nachdem er vom October 1568 bis Frühling 1570 Lehrer bei den Kindern des Grafen Wolrad von Waldeck gewesen, fand er am 14. März 1575 eine Stelle als Advocat und Procurator am hessischen Samthofgerichte zu Marburg, die er bis zu seinem Tode (am 18. Juli 1593 zu Marburg) beibehielt. Von seiner Frau Elisabeth, einer Tochter des Marburger Professors Konr. Matthäus, hatte er fünf Söhne und eine Tochter. S. war ein fruchtbarer und geschickter Schriftsteller. Die zahlreichen juristischen Handbücher, die er für den eigenen Gebrauch zusammenstellte, auch wol zum Unterricht Anderer verwerthete und auf Wunsch veröffentlichte, fanden gute Aufnahme; einzelne (wie das Straffbüchlein) wurden bei seinen Lebzeiten sieben Mal, und auch später noch, gedruckt. Es waren theils Ueberarbeitungen fremder Schriften, theils eigene Zusammenstellungen aus der Praxis heraus. Die Arbeit ging ihm offenbar leicht von Statten, und diese Vielschreiberei, die sich auf den verschiedensten Gebieten versuchte, erweckte ihm zahlreiche Gegner, über die er sich in den Vorreden seiner Werke beklagt. Seine ersten lateinischen Gedichte erschienen 1565 und erlebten vier Auflagen, 1591 veröffentlichte er eine deutsche Bearbeitung des „Hecastusdramas" von M. Macropedius (J. A. D. B. XX, 19), 1592 eine lateinische Komödie „Agapetus". Beide sind verloren. (Die „Tragoedia Conflagratio Sodomae" ist nicht von ihm, wie bei Goedeke II², S. 142, steht, sondern von Andreas Saur, wie auch bei Goedeke l. c., S. 389, richtig angegeben wird.) Sein „Theatrum Urbium" fand bis zum Jahre 1658 sechs z. T. vermehrte Auflagen, auch eine

„Rhetorica" und ein „Epistelbüchlein" wurden mehrfach aufgelegt. Für bietet sein „Diarium historicum" werthvolle biographische Nachrichten.

Strieder, Hess. Gelehrtengeschichte XII, 207 ff., wo ein genaues zeichniß seiner Schriften (doch ließen sich noch mehr Auflagen nachweisen Saur's „Diarium historicum". Staatsarchiv Marburg.

Reim

Saurius: Andreas S. aus Cottbus, neulateinischer Dichter, 1606— in Straßburg nachweisbar, später Syndicus zu Aalen. Als Lehrer am burger Gymnasium veröffentlichte er außer einigen Gedichten („Nux. elegi rabolica" 1606, „Epigramma ad J. C. Carolum" 1609) 1607 eine Tr „Conflagratio Sodomae", die am 8. Juli 1607 von den Schülern gespiel von Wolfhart Spangenberg (1607) und von J. C. Merck (Ulm 1617) deutscht wurde. Da die sündigen Bewohner Sodoms, deren Untergang im lischen Berichte mit der Geschichte Abraham's und Loth's verflochten ist, h den Mittelpunkt der Handlung treten, muß der Dichter die Ueberlieferung eigene Erfindung ergänzen, während er Abraham möglichst zurückdrängt Sara's Abwesenheit mit Krankheit entschuldigt. Er führt einen ziemlich sc tischen König Bera mit seiner Frau und seinem Rathe ein, denen er Ver und Warner beigiebt. Hier rathschlagen die Teufel über das Verderben Sodomiter, dort beklagt Poenitentia vergebens ihre Unbußfertigkeit. Ein soffener Mathematicus, der sich selbst einen Politicus (vgl. Goedeke² 3, 28 nennt, unterweist die Jugend im Lebensgenuß, ein als Krämer verkleideter T reizt zur Schlemmerei und zum Kleiderluxus, wobei satirische Seitenhieb die Zeitgenossen des Dichters fallen. Loth's Warnungen werden verachtet. Tugenden ziehen aus und die Laster ein. Der König proclamirt Aufh aller Gesetze, Güter- und Weibergemeinschaft, die Königin nächtliche Orgie „Wahrheit". Das Stück ist weit entfernt von Langweiligkeit; lebendig glänzend wirken die Massenscenen, die Schlägerei der Hirten, das Kriegsgetü und die Plünderung Sodoms, das wiederholte Gelage und der Tumult Untergange der brennenden Stadt, dessen Effect bei der Aufführung freilich die Vorsorge der städtischen Behörde etwas abgeschwächt wurde. Geschick ältere Motive, wie der Gegensatz von Stadt- und Landleben, der Miles glor der Bauer, der seinen Sohn zur Schule bringt, der Teufel, der das Perg des Sündenregisters ausreckt, um alles aufzeichnen zu können, verwerthet. die Zeichnung der Hauptcharaktere, etwa von Loth's Weib abgesehen, reicht über das Durchschnittsmaß hinaus, und der Aufbau der Handlung wie de zelnen Acte ist von der straffen Energie eines Brülow noch weit entfernt, v allerdings der spröde Stoff mit schuld ist.

Jundt, Die dramat. Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg gramm 1881, S. 43, 59, 64. — Lorenz und Scherer, Gesch. des Els S. 316.

J. Bo

Sausen: Franz S., katholischer Litterat, geboren am 23. Januar zu Mainz, † daselbst am 31. Mai 1866. Er studirte Theologie in und Gießen und trat dann in das Mainzer Priesterseminar ein, mußte wegen eines hartnäckigen Ohrenleidens bald wieder austreten und den Geistlicher zu werden, aufgeben. 1837 war er einige Zeit Lehrer am nasium zu Disentis in der Schweiz; sonst ist er nur als Schriftsteller gewesen, seit 1839 ununterbrochen in Mainz. Früher schrieb er in Aschaffenburger Kirchenzeitung, den Mainzer „Katholik" und die Ang „Sion". Von 1842 an redigirte er einige Jahre das Mainzer „Sonntags von 1844—49 den „Katholik", von 1848 an das von ihm begründete „M

nal" und von 1857 an das gleichfalls von ihm begründete „Katholische sblatt", welches zeitweilig 25000 Abonnenten hatte. Für seine Verdienste die katholische Journalistik erhielt er von Pius IX. den Gregoriusorden. besorgte auch die Herausgabe der Predigten der Mainzer Bischöfe Humann 6) und Colmar (1842) und die 3. Auflage der Dogmatik von H. Klee 4) und schrieb die darin stehenden Biographien der Verfasser, ferner eine Ausgabe des Evangelien-Commentars von Maldonat (1840—44) und des mentars zu den paulinischen Briefen von W. Estius (1841—45). Von von ihm begonnenen neuen Ausgabe von Bellarmin's „Disputationes" sind rscheinlich infolge der scharfen Recension von J. Kuhn in der Tübinger ntalschrift 1844, 282) nur zwei Bände (1842) erschienen. S. hat auch das ster zum 19.—23. Bande von Stolberg's Religionsgeschichte gemacht und e Schriftchen des Abbé Segur übersetzt.

Mainzer Abendblatt, Beilage zum Mainzer Journal, 1866, Nr. 126.

Otto Schmid.

Sauter: Johann Nepomuk S., Arzt und Chirurg, war als Sohn s Schullehrers am 29. Juni 1766 auf der Insel Reichenau (im Untersee, Constanz) geboren, erlernte die Chirurgie bei einem Wundarzt in Reichenau, de 1788, nach überstandener Prüfung bei seiner Medicinalbehörde, Land- rg zu Allensbach bei Constanz, 1800 fürstlich Reichenauscher Landschafts- , 1805 kurfürstlich badischer Physikus für das Amt Reichenau und Boh- en, erhielt 1806 von der höchsten Sanitätsbehörde den Titel als Dr. med. hir. honor., wurde 1809 zum Stadt- und Bezirksphysikus in Constanz, 1812 Kreismedicinalrath, 1815 zum Medicinalreferenten beim Seekreis-Directorium nnt. Schon frühzeitig war er auch schriftstellerisch thätig. Es finden sich ihm Aufsätze im Museum der Heilkunde (1792, 1794, 1797) und in Hufe- d's Journal der Heilkunde (1800—1816), namentlich über die Wirkung der adonna, auch als angebliches Heilmittel der Hundswuth. Auch eine thier- liche Schrift: „Beiträge zur Kenntniß und Heilung der Rindviehseuche" 04) und eine bäderärztliche: „Nachricht von dem Gesundbrunnen und Bad Ueberlingen am Bodensee" (1805) erschienen von ihm. Ganz besonders be- nt aber wurde sein Name in der chirurgischen Welt durch die folgenden r Schriften: „Anweisung, die Beinbrüche der Gliedmaßen, vorzüglich die plicirten, und den Schenkelhalsbeinbruch nach einer neuen, leichten, einfachen wohlfeilen Methode ohne Schienen .... zu heilen" (1812, mit 5 Kpf.), französische von Matth. Mayor (1813) übersetzt, worin er eine von ihm ndene Beinschwebe näher beschreibt, und: „Die gänzliche Exstirpation der imomatösen Gebärmutter, ohne selbst entstandenen oder künstlich bewirkten rfall vorgenommen und glücklich vollführt, u. s. w." (1822, mit 2 Abbild.), ienische Uebersetzung von Giuf. Canella (1823), eine zu jener Zeit überaus ne und kühne Operation. In einer kleinen landwirthschaftlichen Schrift gab eine „Beschreibung des Getreideschänders (Tipula cerealis), eines dem Ge- e höchst schädlichen Insects" (1817), und, nachdem er wiederholt in Zeit- ften über die Hundswuth geschrieben hatte, faßte er seine Erfahrungen in Schrift: „Die Behandlung der Hundswuth in polizeilicher, prophylactischer therapeutischer Hinsicht" (1838) zusammen. Auf seine weiteren Aufsätze, nter Beschreibung „einer einfachen und leichten Methode zur Unterbindung Gebärmutterpolypen" (Siebold's Chiron 1809), „Ueber das Gas, welches er Weingährung entwickelt wird, und die Benutzung desselben" (Hesperus und Hermbstädt's Museum), „Ueber die Maul- und Klauenseuche" (Henke's chrift 1822), ferner über Menschenblattern, Kuhpocken, Varicellen gehen wir näher ein; sie beweisen nur, nebst seinen übrigen Schriften, daß er ein

sehr vielseitiger, nicht auf sein Fach allein sich beschränkender Beobachter wa
Außerdem war er bis in sein hohes Alter rastlos als Arzt und Chirurg thät
in Stadt und Land hoch angesehen und dabei von großer Einfachheit und A
spruchslosigkeit. 1835 wurde er in den Ruhestand versetzt, zog sich 1837 a
sein Gut in Emmishofen (Kanton Thurgau) zurück und starb daselbst a
30. November 1840.

Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon XVII, 50; XXXII, 106. —
(Salzburger) Neue med.-chirurg. Zeitung, 1841, II, 64. — Schrader-Heinz
Biographisch-literarisches Lexikon, Stuttgart 1863, S. 380. — J. Marm
in v. Weech, Badische Biographien, II, 238.

E. Gurlt.

Sauter: Joseph Anton S., Kanonist, geboren im J. 1742 zu Riedlingen
(Amtsbez. Lörrach in Baden, einem protestantischen Orte), † zu Freibur
am 6. April 1817. Auf Empfehlung von Wien erhielt er das Amt des Univer
sitätssecretärs in Freiburg i. B., trat es am 29. Juli 1773 an, bekam ab
bereits am 1. November 1773 infolge der mit der Aufhebung des Jesuitenorden
welchem in der theologischen und philosophischen Facultät die meisten Lehrstüh
anvertraut waren, eintretenden Reorganisation an Stelle des Exjesuiten Ph
Steinmeyer die Professur der Logik und Metaphysik. Nach dem Abgange Pete
wurde er (am 2. Januar 1801) Professor des Kirchenrechts und zugleich Ra
am Appellationsgerichte. Als diese Behörde 1807 neu geordnet wurde, erfolgt
unter Ernennung zum Hofrath, seine Enthebung von der richterlichen Thätigkeit
1810 übernahm er auch das Strafrecht. S. war durch seine Richtung der neuen Regierun
die 1803 eintrat, nicht genehm. Der streng kirchlichen Partei war er insbesondere dur
seine Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift „Der Freimüthige" von Ruef — sei
Aufsätze tragen das Pseudonym Zeno eleaticus —, und durch das von ihm verfaß
Gutachten, welches die philosophische Facultät am 2. November 1780 und a
9. Februar 1781 zu Gunsten der vom Fürstbischof von Speyer beanstandete
Sätze des Professors am Lyceum zu Baden Martin Wiehrl abgegeben hatt
verhaßt geworden. Um nicht sein Amt zu verlieren, veröffentlichte er seit 18
seine Schriften regelmäßig ohne seinen Namen. Schriften: Aufsätze im „Fre
müthigen" unter dem angeführten Pseudonym, akademische Reden. „Ueber d
Maltheserorden und seine gegenwärtigen Verhältnisse zu Deutschland überhaup
und zum Breisgau insbesondere. Ein Wort zu seiner Zeit", Frankf. und Leip
1804. „Positiones de Summo Pontifice seu Episcopo Romano, eiusque cur
et legatis," Frib. 1801. „Fundamenta iuris ecclesiastici catholicorum." P. I
de natura ecclesiae cath. 1805, 1809. P. II, adumbratio iuris eccle
catholicor. 1809. P. III, notiones iuris eccles. communis 1810. P. IV. d
personis ecclesiasticis 1812. P. V, de rebus eccl. 1815. P. VI, de judici
eccles." 1816, Frib. Dieses sein Hauptwerk ist im Geiste des Febronius e
sehr faßliches, für seine Zeit brauchbares Buch, das viel gebraucht wurde un
die Grundlage der ersten Auflage des Lehrbuchs von Ferd. Walter bildet.

Gradmann, das gelehrte Schwaben, S. 536. — Schreiber, Gesch. der Uni
Freiburg III, 50, 136 ff. — v. Schulte, Gesch. d. Qu. u. Lit. d. can. R. III
1, 264 ff., besonders über Inhalt und Bedeutung der Fundamenta. —
v. Weech, Bad. Biogr. II, 238.

v. Schulte.

Sautier: Heinrich S., katholischer Geistlicher, geboren zu Freiburg i
Breisgau am 10. April 1746, † daselbst am 31. Mai 1810. Er trat 17
in den Jesuitenorden, lehrte in den Collegien zu Pruntrut und Freiburg, w
nach der Aufhebung des Ordens 1773—92 Professor der Poetik am akademisch
Gymnasium zu Freiburg und lebte seitdem dort als Privatgeistlicher. Er h

le Schriften drucken lassen, Gedichte, Schulbücher und namentlich (meist unter m Namen Erich Servati) Streitschriften gegen „Aufklärer", Freimaurer u. s. w., sbesondere gegen seinen Collegen Caspar Ruef (s. A. D. B. XXIX, 587), ländlicher Briefwechsel von den vorderösterreichischen Kirchenreformatoren unter m Namen des Freimüthigen", 1785; „Der Glaube des Selbstdenkers", 1788 a. Ruef antwortete ihm in den „Freiburger Beiträgen" (in diesen steht I, 261 auch ein Aufsatz des Freiburger Professors Wilhelm gegen Servati). in bleibendes Andenken hat sich S. in Freiburg gesichert durch die 1800 gemachte Stiftung zur Ausbildung und Ausstattung dürftiger Jünglinge und Jungfrauen. Damit hangen zusammen seine Schriften: „Die Philanthropen von Freiburg oder die Stifter und Wohlthäter der Hauptstadt im Breisgau", 1178, „Blick auf die Freiburger Stiftung zur Ausbildung" u. s. w., 3. Aufl. 1808, „Die arme brave Marie oder das Bild eines vollkommenen Dienstboten", 1801—3 u. a.

Gradmann, das gelehrte Schwaben, S. 537. — Weech, Badische Biographien II, 240.

Reusch.

Sautter: Johann v. S., Director der kgl. württembergischen Centralstellen für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel, Ritter hoher württbg. Orden, † am 3. November 1855 zu Stuttgart. Als der einzige Sohn des Zunftmeisters und Gerichtsbeisitzers Sautter zu Scharndorf in W. am 19. Januar 1807 geboren, war er bis zum 14. Lebensjahre hinsichtlich seiner Erziehung zunächst auf das elterliche Haus und auf die in seinem Geburtsorte existirende Lateinschule angewiesen. Nach dem Abgange von letzterer fand er jedoch bald eine belehrende und anregende Beschäftigung bei dem Stadtschultheißen in Scharndorf und entwickelte hier solchen Eifer und so reges Interesse für die Aufgaben der Communalverwaltung, daß ihm schon 1827 die Function eines Pfandcommissärs für den dortigen Gemeindebezirk überwiesen werden konnte. In dieser Stellung bewährte er sich ebenso sehr durch Fleiß und Berufstreue, wie durch Umsicht und Gerechtigkeitssinn; allein er wurde sich auch der Fähigkeiten zur Lösung weiterer Aufgaben bewußt und fühlte großes Verlangen, sich juristisch gründlich auszubilden. In dieser Absicht bezog er zu Ostern 1830 die Universität Tübingen und widmete sich dort mit großer Energie nicht allein den rechts- und staatswissenschaftlichen Studien, sondern auch den für die Hebung seiner allgemeinen Bildung besonders wichtigen humanistischen Lehrdisciplinen. Durch seine von unermüdlichem Fleiße und reger Fassungskraft gestützten Bemühungen gelang es ihm schon im J. 1833, die Fachprüfung an der juristischen Facultät zu absolviren und im Jahre darauf auch die bezüglichen Staatsprüfungen zu bestehen. So hatte er eine gesicherte Basis für den von ihm ersehnten Beruf gewonnen und war durch seine Studien ebenso mit lebendigem Sinn für Wissenschaftlichkeit, wie mit Scharfblick und Urtheilsreife ausgestattet worden. Nachdem er sich im J. 1835 als Rechtsconsulent zu Ludwigsburg niedergelassen und während der beiden folgenden Jahre zugleich als Collegialhülfsarbeiter bei der dortigen Kreisregierung functionirt hatte, wurde ihm gegen Ende 1837 die Stelle eines Secretärs beim Ministerium des Innern in Stuttgart zugetheilt. Hier erwarb er sich durch seine erfolgreiche Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten bald solche Anerkennung, daß er schon 1840 zum Regierungsrath befördert und als solcher bald darauf zum Mitgliede der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereines ernannt wurde. Nachdem er sodann seit 1844 noch mit anderweitigen Functionen im Ministerium betraut und dadurch zugleich veranlaßt worden war, sich mit den Angelegenheiten der Industrie und des Handels, sowie mit den bezüglichen Verwaltungsaufgaben vertraut zu machen, wurde ihm 1847 die Direction der Central-

stelle des landw. Vereines und ein Jahr später auch das gleiche Amt bei der neugegründeten Centralstelle für Gewerbe und Handel übertragen. Obschon ihm damit ein sehr ausgedehnter Wirkungskreis eröffnet war, der ihn zur Mitwirkung an schwierigen aber aussichtsvollen Aufgaben auf sehr verschiedenen Gebieten nöthigte, so fügte er sich auch noch der ihm 1848 zugegangenen Aufforderung, ein Mandat vom Amte Ludwigsburg für die Ständeversammlung zu übernehmen. Bei dieser Vertretung bewahrte er ebenso viel Sinn für die Förderung des allgemeinen Wohles, wie objectives Verständniß für Fürstenrechte, so daß ihm in Anerkennung seiner königstreuen Gesinnung u. s. w. hohe Auszeichnungen von seinem Landesherrn verliehen wurden.

In richtiger Erkenntniß der großen Verantwortung, welche er mit den neuen Aemtern übernommen hatte, trachtete er vor allen Dingen darnach, die bei den betreffenden Erwerbszweigen herrschenden Erfordernisse gründlich zu ermitteln und deren Verwirklichung dadurch zu erleichtern, daß er auf Beseitigung der Erwerbsbeschränkungen, auf Verbreitung nützlicher Kenntnisse und auf Belebung des Gemeinsinns mit den ihm zu Gebote stehenden öffentlichen Mitteln unter dem Beistande einsichtsvoller und einflußreicher Männer jener Berufskreise hinzuwirken suchte. Als Vorstand der Centralstelle für Landwirthschaft förderte er nach Möglichkeit die Interessen der landw. Akademie zu Hohenheim, sorgte für das Gedeihen und die Hebung der Ackerbauschulen, führte Lehrcurse für Geometer zur Unterweisung in landw. Meliorations- und Culturaufgaben, für Schmiede und Wagner zur Vervollkommnung landwirtschaftlicher Geräthe, für Baumwärter zur Belehrung in der Obstbaumzucht ein und wandte der Verbesserung der landw. Fachpresse, sowie der Verbreitung populärer landw. Schriften seine Sorgfalt zu. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch den größtentheils von ihm auf Grund umfassender geschichtlichen, rechtlichen, statistischen und ökonomischen Specialstudien ausgearbeiteten Entwurf eines Landesculturgesetzes, welcher als wichtigste Grundlage für alle neueren Reformen in der Agrarverfassung Württembergs bis heute gegolten hat und auch außerhalb der Grenzen jenes Staates Anerkennung finden sollte.

Auf dem Gebiete der gewerblichen Thätigkeit nahm vorzugsweise das in Rückgang gerathene Kleingewerbe sein Interesse in Anspruch und mit großem Verständniß für die Pflege dieser Erwerbszweige wandte er eine Reihe der wirksamsten Maßregeln an, um dem Handwerkerstande aufzuhelfen. In dieser Absicht sorgte er für die Hebung und Vermehrung der gewerblichen Schulen, für Belehrung der in den Gewerben thätigen Kräfte durch Einführung von Wanderlehrern, durch Errichtung von Musterlagern, durch Verbreitung gewerblicher Schriften und Zeichnungen, sowie durch Erleichterung des Besuchs ausländischer Werkstätten und Industrie-Ausstellungen. Seine Bemühungen waren ferner darauf gerichtet, der ganzen heimischen Industrie die Wohlthaten des Zollvereins zu sichern und ihrer freien Entfaltung durch Anbahnung einer Reform der Gewerbeordnung Vorschub zu leisten. Zu diesem Behufe verfaßte er eine in der Deutschen Vierteljahrsschrift von 1854 erschienene Denkschrift, worin „die Gesichtspunkte für eine Reform der Gewerbeverfassung Württembergs" im Sinne einer Festhaltung und Veredlung der corporativen Verfassung unter Aufhebung aller Zunftschranken entwickelt waren.

Hatte er durch solche, vielfach vom schönsten Erfolge gekrönte Bestrebungen schon gerechten Anspruch auf Anerkennung und Hochschätzung in seinem engern Vaterlande gewonnen, so erwarb er sich auch durch seine humane und wohlwollende Gesinnungsweise, durch die Biederkeit, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit seines Charakters große Achtung und Liebe bei Allen, die mit ihm einen amtlichen oder geselligen Verkehr zu führen hatten. Nachdem er seit 1849 fast alljährlich In-

ctionsreisen in fremde Districte zur Wahrung der Interessen seines Berufes ernommen hatte, begab er sich auch im Spätsommer 1855 nach Paris zum uche der dort abgehaltenen internationalen Industrieausstellung. Bei dieser legenheit zog er sich eine Verschlimmerung seines schon länger getragenen Gichtbens zu und verfiel nach kurzer Zeit in eine schwere Fieberkrankheit, welche ld einen tödtlichen Ausgang nahm.

Schwäbische Chronik (Beiblatt zum schwäbischen Merkur) Jahrg. 1856, Nr. 10.

C. Leisewitz.

Savigny: Friedrich Karl v. S., Rechtsgelehrter, wurde geboren zu ankfurt a. M. am 21. Februar 1779. Seine Familie gehört der von Alters hgesessenen reichsadligen Ritterschaft des Herzogthums Oberlothringen an. Das ite Schloß und die Herrschaft S. liegen dort im Amte Charmes, am linken fer des der Mosel zuströmenden Madon, unfern der Mündung seines Nebenlusses Colon. Eine Grabinschrift in der benachbarten Cistercienserabteikirche Beaupré an der Meurthe macht es zweifelhaft, ob directe Blutverwandtschaft bis zu den beiden ältesten bekannten Rittern des Namens reicht: einem Andreas v. S., welcher 1191 und 1192 als Kreuzfahrer an der Seite Richard's von England kämpfend u. a. Darum eroberte, und einem Johann v. S. aus Burgund, welcher den Kaiser Heinrich VII. auf seinem Römerzuge begleitete, von demselben 1312 zum Capitan von Rom ernannt wurde und sich auf dem Rückzuge durch eschlossene Tapferkeit auszeichnete. Dagegen dürfte die regelmäßige Geschlechtsfolge feststehen seit Barry de Parroye, Sire de Savigny und Sprößling der Grafen von Metz, Lunéville und Dachsburg, gestorben 1353, dessen Nachkommen vielfach in Lothringen als reich begütert, mit den höchsten Staats- und Kirchenämtern des Herzogthums betraut und im Besitze ältester Schöffenstühle erscheinen. Im J. 1630 stand das Haus, so scheint es, auf den zwei Augen Paul's, achtjährigen verwaisten Sohnes Peters v. S. und Susanna's von Berçon; den Knaben führte damals Graf Philipp von Leiningen-Westerburg, wohl kraft älterer verwandtschaftlicher Beziehungen, aus seiner Vaterstadt Metz der protestantischen Religion wegen mit nach Deutschland. Dort hat von da ab die Familie neue Wurzeln geschlagen, losgelöst von den bisher getheilten Schicksalen des Stammlandes, welches, wenn schon ursprünglich deutsch-burgundisch, doch unzweifelhaft seit Jahrhunderten romanischem Culturgebiet angehörte; in Frankreich gilt sie als erloschen und sind ihre Besitzungen an die Bassompierres und Chaiseuls übergegangen. — Paul v. S. wurde mit dem Sohne jenes Grafen v. Leiningen, Ludwig Eberhard, erzogen, diente zunächst im französischen, sodann im schwedischen Heere unter Wrangel, ward später Befehlshaber einer kleinen deutschen Grenzfestung, des sogenannten Residenzhauses Alt-Leiningen, erwarb Grundbesitz in dem Leiningen'schen Lehen Calestadt und ist dort 1685 gestorben. Sein Sohn Ludwig Johann v. S., fürstlich-nassauischer Geheimer Rath und Präsident zu Weilburg, unseres S. Urgroßvater, hat sich durch ein 1692 kühn und großartig unter dem Titel „Dissolution de la réunion" geschriebenes Buch und den in demselben erhobenen scharfen Protest gegen die Réunionskammern ein Denkmal gesetzt, statt dessen er in einer deutschen Biographie Erwähnung auch um seiner selbst willen verdient. Sein Sohn Ludwig war Freiwilliger unter dem kaiserlichen General Rehbinder bei der Entsetzung von Turin, ward gräflich nassau-saarbrücken'scher Rath, trat in pfalz-zweibrückische Dienste über und gelangte in diesen bis zu der Stellung eines Cabinetsministers; er hat den bedeutenden Familienwohlstand befestigt durch Verheirathung mit einer Tochter des hessen-hanauischen Kanzlers und Geheimen Raths v. Crantz, von welcher namentlich das von dem Enkel oft und gern bewohnte Gut Trages bei Gelnhausen herrührt. Aus dieser

Ehe wurde Savigny's Vater, Christian Karl Ludwig, zu Traben an der
den 17. August 1726 geboren; derselbe war 1752 Regierungsrath in
zweibrückischen, 1759 Director und Geheimer Regierungsrath in fürstlich ise
birsteinischen Diensten, ein Mann von hoher persönlicher Würde, welche
deutsche Reichsritterschaft in ihren Verband aufnahm und mehrere Fürste
ihren Kreisgesandten zu den oberrheinischen Kreistagen nach Frankfurt entsa
Er verehelichte sich mit Henriette Philippine, zu Zweibrücken am 16. A
1743 geborener Tochter des pfalz-zweibrückischen Geheimenrathes Groos, v
uns als geistig hochbegabt und ihrem reformirten Glaubensbekenntniß mit
mem Ernst anhänglich geschildert wird. Eine reich blühende Familie schie
um das Paar versammeln zu wollen; aber von dreizehn Kindern sanken noc
den Eltern zwölf ins Grab, ihnen folgte 1791 der Vater, 1792 die M
mit Glücksgütern zwar reichlich ausgestattet, aber völlig verwaist blieb
übrig ein 13jähriger Knabe, der zum Heile der Rechtswissenschaft vom Tod
schonte Friedrich Karl v. Savigny.

Die Vormundschaft über ihn nahm ein naher Freund des Vaters au
der Assessor am Reichskammergericht zu Wetzlar v. Neurath, ein bewährter un
liebter Praktiker, welcher sein Mündel bis zum 16. Jahre bei sich zu
behielt und ihm selbst den ersten encyklopädischen Rechtsunterricht ertheilt
der damals üblichen starren Form schablonenhaft auswendig zu lernender F
und Antworten. Neben den nächstliegenden schweren Mängeln dürfte die
rüchtigte Methode, wenn sie in so jugendlichem Alter bloß zur Vorbereitung,
abzuschrecken noch abzustumpfen, angewandt wird, den Vortheil einer üb
sicheren Grundlegung bieten. Ostern 1795 bezog dann S. die Hochschule
burg; bereits genügend „institutus“ hörte er zweimal Pandekten, bei Erx
und bei Philipp Friedrich Weis, deutsches Privatrecht bei Bauer, gemeinen
prozeß zwei Male bei Erxleben und Robert, dessen Praktikum er auch be
Von allen diesen Professoren vermochte jedoch nur Weis dem aufstrebenden
und wissenschaftlichen Verlangen Savigny's in höherem Sinne entgegenzukom
er ist ihm thatsächlich entgegengekommen mit gleich rühmlich rascher wie
diger Erkenntniß des Glücksfalles, welcher ihm den Meister-Schüler zuführte.
den humanistischen Ueberlieferungen der eleganten holländischen Juristen
ausgebildet, besaß Weis ausgedehnte gelehrte, auch philologische Kenntnisse,
hafte wissenschaftliche, namentlich litterarhistorische Interessen und die Gab
Mittheilung an die Zuhörer; durch seine Strebungen und in seiner Bibl
trat S. vorzüglich mit den Heroen der mittelalterlichen Jurisprudenz in
Berührung; dabei erhielt auch die Neigung, alte Drucke und Handschrift
sammeln, Pflege und Nahrung. So ist ein dauernder enger Anschluß an
Lehrer zu Stande gekommen, dessen S. bis an des eigenen Lebens Ende
weitgehender Pietät und Dankbarkeit zu gedenken liebte; gleichfalls in nah
ziehungen trat er zu dem als Philologen geschätzten Pfarrer Bang der Ort
Goßfelden b. Marburg. Göttingen, wo das Wintersemester 1796 ver
wurde, bot weniger fachwissenschaftliche Befriedigung, allerdings wohl nur
halb, weil keine nähere Berührung mit Hugo stattfand; dagegen fesselte
für damalige Katheder-verhältnisse unerhört glänzenden historischen Vor
Spittler's. Inzwischen hatten die angestrengten Studien zu bedrohlicher
sundheitszerrüttung geführt, welche sich in einem Blutsturze äußerte; behufs Aush
mußte während des Sommers 1797 ruhig auf dem Landgute Trages ausg
werden; dann konnten freilich wieder einige Semester rüstiger Arbeit in M
unter den Freunden v. Motz, Pourtalès, Becker folgen, aber schon 1799 m
sich abermals das Bedürfniß der Erholung geltend und bewog zu einer
nach Sachsen und Böhmen, an welche sich nach wiederhergestelltem Wohlbef

ein dem Privatstudium gewidmeter, je mehrmonatlicher Aufenthalt in Leipzig, Halle und Jena anschloß. An letzterem Ort traf S. den alten Frankfurter Freund Clemens Brentano und lernte Männer wie v. Oberg, Arnold Heise, H. Lichtenstein, Klingemann und Johann Dietrich Gries kennen; dagegen findet sich kein Anhaltspunkt dafür, daß er bei unseren Classikern persönlich eingeführt gewesen wäre, so naheliegend auch wohl der Zutritt, zu seinem großen Landsmanne namentlich, uns erscheint. Der allgemeine litterarische Einfluß Goethe's dürfte darum nicht weniger mächtig gewesen sein; nur freilich die Combination, daß die im Sommer 1800 vorgenommene Lectüre des „Wilhelm Meister" S. bewogen habe, sich zu geregelter Arbeit zurückzuwenden, spricht bei der ganz selbstgegebenen Stetigkeit und Sicherheit in der Lebensführung des Mannes weniger an. Vielmehr scheint der Entschluß, sich dem akademischen Rechtsunterricht zu widmen, längst festgestanden und auch während dieser „Lehrjahre" folgerichtig sich erhalten zu haben; am 31. October 1800 erwarb S. von der juristischen Facultät der Universität Marburg die Doctorwürde, auf seine Dissertation „de concursu delictorum formali" hin, und im Wintersemester desselben Jahres eröffnete er dort seine Lehrthätigkeit. Zuerst las er, dem Stoffe der Doctorschrift entsprechend, über Strafrecht; jedoch schon im nächsten Halbjahre ging er zum Civilrecht über, welchem Fache sein Leben wesentlich gewidmet bleiben sollte. „Er behandelte es nach Hugo's Vorgang und Methode historisch, exegetisch und systematisch in einem Cyklus von Vorlesungen über Methodologie, Rechtsgeschichte, die er namentlich nach Hugo lehrte, Ulpian, die zehn letzten Bücher der Pandekten, Obligationenrecht und Erbrecht" (Rudorff, a. a. O., S. 17). Damals haben die beiden Brüder Grimm als seine Schüler von ihm lebhafteste wissenschaftliche Anregung empfangen, während Clemens Brentano freundschaftlich bei ihm weilte und die Beziehungen zu Weis andauerten; am 13. März 1803 ward er, auf eigenen Antrag, zum außerordentlichen Professor ernannt, kurze Zeit darauf erschien: „Das Recht des Besitzes, eine civilistische Abhandlung von Friedrich Karl v. Savigny", und in eben diesem Jahre schloß der Verfasser, auf dem Trages, die Ehe mit Kunigunde Brentano, einer Tochter des kurtrierischen Geheimenraths Brentano zu Frankfurt, der Schwester „Gundel" von Clemens und Bettina Brentano. Seinem unruhigen Schwager hatte er längst nahe gestanden und auf dessen unruhig flatternde Phantasienatur heilsamst eingewirkt; seiner Schwägerin Bettina, welche mehrfach bei dem jungen Paar weilte, verdanken wir manche Skizzen, welche uns den S. dieser Epoche persönlich näher bringen, und namentlich eine Schilderung seines Marburger Wohnortes, des „Forsthofes", welche an poesievoller Anschaulichkeit den regelmäßig angeführten Bericht Jakob Grimm's ebenso übertrifft, wie an Genauigkeit unerreicht läßt.

Nicht lange mehr sollte jedoch dieses romantische Heim bestehen; zwei Berufungen freilich lehnte S. ab, die eine nach Heidelberg, wohin er dann die Juristen Heise und Thibaut sowie den Philosophen Jakob Friedrich Fries empfahl, die andere nach Greifswald; aber nur, um desto freier, wie es die glückliche Vermögenslage gestattete, in Begleitung immer der Gemahlin und bisweilen auch einer Schwägerin, die langgeplante mehrjährige Studienreise durch Bibliotheken und Archive antreten zu können, welche bezweckte, Materialien aufzusuchen und aufzuhäufen zu der großen auf Weis' Anregung zurückgehenden Unternehmung einer mittelalterlichen Rechtsgeschichte. Zuerst ging die Expedition nach dem Westen, über Heidelberg, Stuttgart, Tübingen, Straßburg zu längerem Aufenthalte nach Paris, woselbst man am 2. December 1804 anlangte, ein Datum, welches eine gewisse Berühmtheit erlangt hat durch den bei der Einfahrt erlittenen Verlust eines hinten vom Wagen abgeschnittenen Koffers; es war gerade derjenige, welcher, wennschon nicht, wie vielfach ungenau angegeben wird, die

Notizen über die bisherigen Reisefrüchte, so doch die unentbehrlichen Vorarbeiten zu den beabsichtigten Studien, Manuscriptindices u. dgl., enthielt. Indessen wurde das Verlorene Dank eigenen sicheren Gedächtnisses und treuer Hülfe des herbeigerufenen Jakob Grimm möglichst rasch und vollständig wiederhergestellt, so daß die Forschungen nicht aufgehalten wurden; die Ausbeute war so ergiebig, daß selbst die begleitenden Damen, so wird uns erzählt, an der Bergung derselben theilnahmen, obgleich S. in Paris 1805 die einzige Tochter — mehrere Söhne folgten in spätern Jahren — geboren ward. Die Rückreise (Ende 1805) führte über Metz und Coblenz; in Marburg wurde kaum eine Pause gemacht, dann nach dem Osten aufgebrochen, wo man Nürnberg, Altdorf, Erlangen, München und Wien besuchte; von dort aus endlich wurden die Schritte heimwärts gelenkt über Weimar und Cassel nach Frankfurt. Während dieser „Wanderjahre" erschien 1806 die zweite Auflage des Besitzrechts. Zur Wiederaufnahme der Marburger Lehrthätigkeit ist es nicht mehr gekommen; Verhandlungen schwebten mit Jena und, zum zweiten Male, mit Heidelberg, ohne zu einem Erfolge zu führen; 1808 nahm S. den Ruf an die von Ingolstadt soeben dorthin verlegte Universität Landshut an mit dem Titel eines Hofrathes, einem Gehalte von 3000 fl., Umzugsgeldern von 1500 fl. und unter der Bedingung, wenn es ihm dort nicht gefalle, sich nach zwei Jahren eine andere bairische Akademie aussuchen zu dürfen. Eine Verwerthung fand diese letzte eigenthümliche Clausel indessen nicht, und zwar nicht bloß deshalb, weil binnen der Frist von zwei Jahren ganz andere Verhältnisse eintraten; vielmehr gestaltete sich das Leben in Landshut für S. offenbar recht angenehm. Waren auch die Fachcollegen nicht so, wie er sie sich wünschen mochte, so gab doch reichen Ersatz der Verkehr mit dem Professor, späteren katholischen Bischof Johann Michael Sailer, dessen gemüthvolle Religiösität ihn tief beeinflußte, wie er denn überhaupt dort zu der Anerkenntniß kam, daß „das Beste, ja das einzig Gute, was von Anstalt und Einrichtung hier ist, in den Resten der alten geistlichen Verfassung liegt" (Enneccerus, Anhang, S. an Bang, S. 60). Sodann umgab ihn ein weiter Kreis anhänglichster und begeisterter, wie ein engerer Kreis bedeutender und geistesverwandter Schüler und Freunde; von dem Treiben jener und der Persönlichkeit dieser: — Nepomuck Ringseis, v. Schenk, Freiherr v. Salvotti (späterer österreichischer Reichsrath), Freiherr v. Gumpenberg, Freiberg, Ludwig Grimm (der Maler) — giebt uns wiederum Bettina eine „deutliche" Beschreibung, und zwar bei Gelegenheit des Aufbruches von Landshut, welcher 1810 erfolgte.

Bisher hatte S., in seiner den politischen Tagesläufen abgekehrten Wissenschaft aufgehend, abgeschlossen von den Napoleonischen Wirren gelebt; nunmehr erging an ihn der Ruf, das römische Recht an der neu begründeten Universität Berlin zu vertreten, mitzuwirken in dem geistigen Ringen, in welchem der preußische Staat sich auf die Abschüttelung des fremden Joches vorbereitete, überzusiedeln aus dem heimischen Süden in den fremden Norden, aus der Ruhe der Provinzialstadt in die geistigen wie politischen Lebens volle Residenz — und er zögerte keinen Augenblick, diesem Rufe Folge zu leisten. Seitdem zeichnet sich sein Lebenslauf nicht mehr ab in Bettina's losen Blättern, sondern in den Annalen preußischer Geschichte. Wilhelm v. Humboldt hatte unsern S. dem König Friedrich Wilhelm III. als denjenigen empfohlen, „von welchem der König die Vertiefung des Rechtsbewußtseins, die richtige Behandlung und Leitung des ganzen Studiums der Jurisprudenz erwarten dürfe"; „Sie müssen noch eher da sein, als die Universität", hatte Humboldt dann dem Berufenen geschrieben. So löste dieser unmittelbar seine Landshuter Verpflichtungen, um über Salzburg, Wien und Böhmen — in Bukowan, Kreis Prag, waren Geschwister seiner Frau angesessen — nach Berlin zu reisen, wo er sofort in die Commission zur Einrichtung der

niversität berufen wurde. In dieser setzte er durch, daß als Grundlage des echtsstudiums das gemeine, nicht das preußische Recht gewählt und deshalb eben ihn noch ein Romanist berufen wurde, sowie daß, ursprünglicher Absicht ntgegen, behufs Sicherung einer gewissen Verbindung zwischen Theorie und raxis, die juristische Facultät ihr Spruchcollegium erhielt, für welches S. bis u seinem Austritte im J. 1826 allein 138 Relationen ausgearbeitet hat. Am 0. October 1810 begann er seine Vorlesungen vor 46 Zuhörern, unter welchen ich Göschen, Dirksen, v. Rönne, v. Gerlach befanden; am 29. April 1811 trat r als ordentliches Mitglied in die historisch-philosophische Classe der Akademie der Wissenschaften ein; Niebuhr's Vorlesungen über römische Geschichte wohnte er, in eifriger Zuhörer, bei und schloß mit Niebuhr selbst sowie mit dem 1811 ach Berlin gewonnenen Eichhorn ein auf gegenseitige höchste Anerkennung gegründetes Freundschaftsverhältniß. Bei der ersten Rectorwahl fielen auf ihn 10, auf Fichte 11 von 21 abgegebenen Stimmen; da aber Fichte auf die Fortführung der Geschäfte verzichtete, so wurde S. durch besonderes, unmittelbares königliches Vertrauen am 16. April 1812 zum Rectorate berufen, welches er bis zu dem Tage der Leipziger Schlacht, dem 18. October 1813 — später aber, behufs Erhaltung schönsten Gedächtnisses, nie wieder geführt hat. In diese Jahre fällt die gewaltige Anspannung aller preußischen Kräfte, welche schließlich jeden dem bürgerlichen Berufsleben entzog, die Hörsäle der zu den Waffen strömenden Jugend beraubte, S. als Mitglied des Ausschusses zur Errichtung von Landwehr und Landsturm beschäftigte; als dauerndes Erinnerungszeichen ward ihm damals das eiserne Kreuz am weißen Bande verliehen.

Auf solche Stürme folgt bis 1842 eine lange Periode ruhiger Thätigkeit in den alten Geleisen. Er kehrte in dieselben zurück 1814, litterarisch mit der Schrift „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", akademisch mit der auf Wunsch des Königs ihm anvertrauten Einführung des Kronprinzen in die Rechtswissenschaft; „außerdem hat S. nur noch einmal, im J. 1830 und 1831, dem damaligen Kronprinzen von Baiern einen ähnlichen juristischen Privatvortrag gehalten" (Rudorff a. a. O. S. 29). Nach diesen erlauchten Schülern nun weiter hier alle diejenigen aufzuzählen, welche zu Savigny's Füßen bei seinen zahlreichen, auch über preußisches Landrecht sich erstreckenden Vorlesungen gesessen und später sich einen Namen in Wissenschaft oder Leben gemacht haben, wird von jetzt ab unmöglich; ebenso den wechselnden Beziehungen großstädtischen Lebens gegenüber die Aussonderung eines knappen Kreises von Bekannten. So nahe wie die älteren Freunde dürfte übrigens dem jetzt völlig in sich abgeschlossenen S. kaum mehr der eine oder andere getreten sein; außer einzelnen Lieblingsschülern, Puchta, Rudorff, v. Bethmann-Hollweg käme vielleicht nur noch Bunsen in Betracht. Bestimmter sind die äußeren Daten. Im J. 1815 wurde die Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft zusammen mit Eichhorn und Goeschen gegründet; fast gleichzeitig erschien nicht nur die Recension gegen K. Th. v. Gönner, „Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in unserer Zeit", sondern auch der erste Band der Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, welchem 1816 der zweite sich anreihte. 1817 erfolgte die Ernennung als Mitglied der Justizabtheilung des neu geschaffenen preußischen Staatsraths; 1818 verließ die dritte Auflage des Rechtes des Besitzes die Presse; 1819 wurde S. als Geheimer Oberrevisionsrath Mitglied des für die Gebiete des rheinischen und gemeinen Rechts errichteten Revisions- und Cassationshofes; 1822 erschien der dritte Band der Geschichte des römischen Rechts und die vierte Auflage des Besitzrechtes; 1826 kam es zur fünften Auflage dieses Werkes, zu dem vierten Bande der Geschichte des römischen Rechts und zum Eintritte in die Gesetzrevisionscommission; außerdem fallen noch in

diese Zeit eine große Anzahl einzelner Untersuchungen zur Geschichte des
schen Rechts vor Justinian, welche theils als Aufsätze in der Zeitschrift,
als Vorträge in der Akademie veröffentlicht wurden. Unter dem Drucke
Arbeit aber stellte sich ein Nervenleiden ein, welches anfangs recht bed
auftrat, glücklicherweise jedoch dem erprobten Mittel einer längeren Erhol
reise nicht widerstand, so daß S. von Italien, wohin er schon im Herbste
sich auf kurze Zeit, dann aber 1826/27 auf ungefähr ein Jahr begeben
frischgestärkt zurückkam; während seines Aufenthaltes dorten entstanden die
sätze: „Ueber Wesen und Werth der deutschen Universitäten" und „Ueb
Rechtsunterricht in Italien". Im J. 1828 erschien die zweite Auflag
„Berufes"; 1829 konnte der fünfte, 1831 der sechste und in dieser
Auflage letzte Band der Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter
schlossen werden; 1832 brachte (in der Historisch-politischen Zeitschrift v
Ranke) eine Abhandlung über die preußische Städteordnung; um 1833
S. als Mitglied der Staatsrathscommission Theil an der Nachprüfung de
wurfes zu der am 1. Juni 1833 erlassenen Verordnung über den Mar
summarischen und Bagatellproceß; 1834 erschienen die drei ersten Bänd
Rechtsgeschichte in zweiter Auflage, während das „Recht des Besitzes" 18
sechste erlebte; ebenfalls 1836 verlas S. in der Akademie der Wissenschaft
einzigen directen, aber eindringenden Beitrag zur Geschichte des deutschen
die „Rechtsgeschichte des Adels"; aus den Jahren 1833, 1836, 1838 und
stammen ferner noch eine Reihe von Studien zu der Rechtsgeschichte Rom
juristischen Quellenkunde und der Gelehrtengeschichte, welche mit dem Lobe
(„Der 10. Mai 1788") und Niebuhr's („Erinnerungen an Niebuhr's
und Wirken") abschließen. Während aller dieser reichen Production hat
aber in der Stille eine großartigste Schöpfung vorbereitet, zu deren Ausarbeitu
sich endgültig entschloß nach dem harten Schlage, welcher ihn 1835 durc
Tod seiner geliebten Tochter traf. In Paris geboren, war dieselbe nach
an Constantin Schiras verheirathet, blieb aber fortwährend im regsten ge
Zusammenhang mit dem Vater, dessen hin und wieder geäußerten Plan zu
breit angelegten dogmatischen Werke sie mit Enthusiasmus begrüßte. So
nun der Schmerzgebeugte diese Arbeit als eine Art Erinnerung und Trost;
in den Jahren 1840 — damals kam es auch zur dritten Auflage des „Be
— und 1841 konnte er rasch hintereinander die fünf ersten Bände des „S
des heutigen römischen Rechts" der staunenden Welt übergeben. Die
mäßige Fortsetzung desselben sollte jedoch unterbrochen werden. Hatten S
sache Aemter und Aufträge von Beginn an in Berlin, wo er ganz heimis
echter Preuße auch in persönlicher Liebe zu seinem Könige geworden war
den Aufgaben des praktischen Staatsmannes befaßt, so handelte es sich
doch stets nur um Nebenbeschäftigungen, welche ihn mit dem Leben seine
in Verbindung hielten, ohne ihn in der gelehrten Thätigkeit zu hemmen
wurde für ihn durch die allgemeine Cabinetsordre vom 28. Februar 18
besonderes, von demjenigen der Justizverwaltung abgetrenntes Ministeriu
Gesetzgebung gebildet und er an die Spitze desselben durch das Vertrauen
früheren Schülers Friedrich Wilhelm IV. berufen. Schon v. Stein hat
ihn als künftigen Großkanzler des preußischen Staates hingewiesen; dann
beim Könige alsobald nach seiner Thronbesteigung der Gedanke aufgestieg
S. den geeigneten Vorsitzenden einer Commission zur Umformung des lan
lichen Ehescheidungsrechtes, dessen würdigere Gestaltung beiden am Herze
zu finden; dieser Gedanke hatte sich dahin entwickelt, ihm die Revision d
sammten Gesetzgebung anzuvertrauen. Auf allerhöchsten Wunsch hatte dem
S. eine Denkschrift verfaßt, enthaltend „Vorschläge zu einer zweckmäßigen

chtung der Gesetzesrevision" (zum ersten Male gedruckt als Anlage zu Stölzel, a. O., S. 733—750); dieselbe war vom Könige, welcher die entwickelten Ansichten als „im wesentlichen die seinigen" erkannte, mit besonderem Wohlgefallen gelesen worden; und so war denn an S. die Aufforderung zur Uebernahme dieses eigens für ihn geschaffenen Postens ergangen, welcher nachzukommen er trotz schwerer Bedenken und des Abrathens eines Freundes wie Jakob Grimm sich entschloß. Er hielt zu Ende des Wintersemesters 1841/42 seine letzte Vorlesung, welcher Jakob Grimm und Rudorff beiwohnten; und verabschiedete sich schließlich von seinen Zuhörern durch ein Druckblatt vom 5. März 1842.

Der neue Minister hatte vor allem sein neues Departement zu organisiren; zunächst standen ihm behufs Bewältigung der Arbeiten seine Räthe E. L. v. Gerlach, Boswinkel und Zettwach zur Seite; sodann ließ er sich eine collegiale Behörde, die sogenannte Gesetzescommission, behufs Durchberathung der Entwürfe beordnen, in welche mehrere höchste Justizbeamte, Sethe, v. Grolmann, v. Dresberg, Ruppenthal, Böttticher und später Bornemann — ferner ein Director vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, v. Eichmann, und von Theoretikern Eichhorn, Puchta sowie vorübergehend v. Bethmann-Hollweg eintraten; als Hülfsarbeiter wurden schließlich vielfach herangezogen der Landgerichtsrath Bischoff, der Kammergerichtsrath v. Alvensleben und der Professor Heydemann. So ausgerüstet, konnte S. an seine eigentliche Aufgabe herantreten. Dieselbe war, wesentlich nach dem von ihm selbst in den „Vorschlägen" entworfenen Plane, diejenige nicht sowohl einer bisher in Preußen angestrebten revidirenden Neucodification, als vielmehr einer allseitigen Novellen-Gesetzgebung. Die Novellen sollten sich beziehen vor allem auf das materielle wie formelle Ehescheidungsrecht, sodann auf den Civil- und Criminalproceß einschließlich der Frage ihrer principiellen Grundlegung; erst in letzter Reihe auf das materielle Civilrecht des Preußischen Landrechts und der Provinzialrechte; neben diesen neuen Vorwürfen stand der Abschluß der bereits sehr weit geförderten Entwürfe zum Wechselrecht und zum Strafrecht bevor; ferner befand sich schon längere Zeit im Flusse die gesetzgeberische Entscheidung der Competenzconflicte zwischen Gerichten und Verwaltungsbehörden; hinzukamen im Laufe der Jahre und der politischen Ereignisse auf königliches Verlangen die Materien der Censur und Preßgesetzgebung, sowie der Bildung von Corporationen der Justizcommissarien als Ehrenräthen. Die Geschichte der mühevollen Anstrengungen, welche auf diese Stoffe, meist vergeblich, verwendet wurden, wird damit zu der Geschichte Savigny's in den Jahren 1842—1848. Zuvörderst ließ er durch Gerlach einen, vom 29. April 1842 datirten, vorläufigen Plan für die Berathung der Eherechtsreform aufstellen, welcher sich bis Anfang Juli zu dem Entwurf einer „Verordnung über Ehescheidung" ausbildete und so Anfang September in der Gesetzescommission durchberathen und mehrfach emendirt wurde; die hierdurch nöthig gewordene Ueberarbeitung nahm Gerlach vor, während Savigny nach Halle ging, um unter der Leitung des dortigen Stadtgerichtsdirectors Wentzel das Proceßverfahren aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr fertigte er mit Gerlach zusammen einen Bericht an den König an, mit welchem diesem der revidirte Eherechtsentwurf vorgelegt ward; dann kam derselbe im Gesammtministerium zur Berathung, welches Ende November bis Mitte December darüber daß und wesentliche Umbildungen verlangte, namentlich um dem Verdachte reactionärer Tendenz, welchen das Publicum aus der Minderung und Erschwerung der Ehescheidungsgründe schöpfte, die Spitze abzubrechen. Die Gesetzescommission verfehlte nicht, demgemäß den Entwurf umzuformen, sodaß er nunmehr die Billigung sowohl des Ministeriums wie des Staatsrathes fand, wennschon ein volles Jahr über die Erledigung dieser Instanzen hinging. Ende März 1844

war von der Gesetzescommission die letzte Feile angelegt, — da erging un
11. Mai der allerhöchste Befehl, daß aus dem bisherigen Entwurf die Bestimmu
über das Verfahren zur Veröffentlichung als Gesetz auszuscheiden, über
materielle Abänderung der Ehescheidungsgründe aber noch die Stände zu
nehmen seien. Die endlich am 28. Juni 1844 erschienene Verordnung be
demnach nur den Eheproceß; dieselbe ist bis zu der Gesetzgebung des n
Deutschen Reiches über diese Materie in Preußen in Kraft geblieben; die
hebung der wesentlicheren civilrechtlichen Theile des Entwurfes zum Gesetze
war damit ad calendas graecas vertagt; als Privatarbeit bekannt gemacht
sie Savigny selbst in einer „Darstellung der in den Preußischen Gesetzen
die Ehescheidung unternommenen Reform" Juli 1844; ihre greifbare Wirk
ist eine verschwindend geringe geblieben, kaum daß die Motive zum Entw
eines deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches (1888) ihrer eben erwähnen. — H
auf diesem Gebiet S. die Initiative an Gerlach abgegeben, so verfuhr er g
anders bei dem ihn wesentlich näher interessirenden Civilproceße. Hier beg
er damit, die leitenden Grundsätze der Reform aufzusetzen (September 18
erst dann ging die Sache an die Räthe und in fortwährender mündlicher
sprechung aller Einzelheiten mit dem Minister stellte Bodwinkel einen e
Entwurf in 282 Paragraphen auf. Ueber diesen fanden vom 9. Jan. 1843 ab
dringendste Berathungen im Schoße des Ministeriums, sodann bis in den Feb
1844 hinein in der Gesetzescommission statt, unter lebhaftester Theilnahme
ausgeprägtester Leitung Savigny's, welcher selbst die Correctur der Manusc
besorgte und den „revidirten Entwurf" mit einer Denkschrift vom 25. Feb
1844 an das Staatsministerium abgab. In diesem Stadium aber wu
seitens des Justizverwaltungsministers Mühler die schwersten Bedenken erho
dieser und seine Räthe gingen geradezu soweit, die ganze Vorlage zu verw
und statt ihrer eine vollständig neue, oder, wenn solche zu lange Zeit in
spruch nähme, eine kurze Novelle zur Befriedigung des nächsten Bedürfniss
verlangen; ebenso abfällige Urtheile liefen von den Gerichten ein, welche
Meinungsäußerung aufgefordert waren. Trotzdem ließ S. seinen Plan
fallen, sondern suchte ihn durch Umarbeitung zu retten; am 25. Januar
gelangte sein zweiter Entwurf, welcher so auf 404 Paragraphen angeschw
war, abermals an das Justizverwaltungsministerium, welches inzwischen U
an Stelle Mühler's übernommen hatte. Dieser Wechsel war jedoch S. k
wegs förderlich, denn unter Uhden fiel ein Haupttheil der eigentlichen Gesch
leitung an Bornemann, Savigny's heftigsten und entschiedensten, wohl
persönlichen Gegner, welcher sich nicht damit begnügte, den ihm vorgel
Entwurf zu verurtheilen, sondern demselben einen eigenen weit kürzeren entg
setzte, der, als „transitorische Verordnung" abgefaßt, zugleich die von S. in
weiteren Zusammenhang verwiesene, vom Könige aber dringend gewü
Reform des Processes beim Obertribunal enthielt. Dieser Gegenentwurf
allgemeine Zustimmung und ist es, welcher der Verordnung vom 21. Juli 1
„Ueber das Verfahren in Civilprocessen" zu Grunde liegt. An derselbe
demgemäß S. in keinerlei Weise betheiligt; hier, wie in den weiter zu besprech
Fällen allen hat S. übrigens selbst das unterlassen, was er noch in der
angelegenheit gethan hatte, seine legislativ gescheiterten Werke litterarisch
verwerthen. — Für den Strafproceß stellte er zunächst „Vorfragen" auf (
1843), ließ durch Hefftter einige Grundzüge ausarbeiten und suchte sich
hier praktisch durch Besuch des Berliner Criminalgerichts zu instruiren;
Anschlusse an Hefftter entwarf dann Bischoff eine Reihe von „Präjudicialfrag
welche Ende 1845 Uhden behufs Einleitung commissarischer Verhandlungen
gelegt wurden. Während man demnach hier noch 1845 bei den einleit

en stand, drang der König schon 1843 auf Einführung von Staats- und Anklageverfahren, sodaß S. gegen seine Ueberzeugung, daß unkte sich nur im Rahmen der größeren Reform würden gedeihlich ssen, zur Anfertigung des Entwurfes einer besonderen interimistischen genöthigt ward, dessen Grundzüge März 1844 fertiggestellt waren. n Ausführung fand er sich jedoch enthoben; das Justizverwaltungs- hatte gleichzeitig in Friedberg den Mann zu finden gewußt, welcher aften zur Befriedigung der Wünsche des Königs in Bezug auf rledigung einer ganzen Reihe von tief eingreifenden Reformgesetzen ndstem Maße besaß und nun zur Bethätigung derselben in Concur- auf allen Gebieten aufgefordert wurde. Unter seiner Hand ent- hintereinander die Gesetzentwürfe über die Staatsanwaltschaft und ung eines Zuchtpolizeigerichts in Berlin, welche sich zu den „Grund- Verordnung über das in Berlin einzuführende Strafverfahren" er- dieser Gestalt April 1846 heimlich durchberathen und festgestellt zur Kenntniß Savigny's erst kamen, als sie an Staatsrath und erium gediehen. Diese letztere Körperschaft trat sofort in die Be- ohne auch nur so kurze Stunden zu verziehen, als nöthig gewesen kenntnißnahme einer ihr unmittelbar vorher zugegangenen von S. behufs Vertheidigung ihrer Vorbereitungen binnen wenigen Tagen berfall hergestellten Druckschrift von 28 Bogen. An dem schließlichen dem Gesetze vom 17. Juli 1846, ist demnach wieder S. ganz un- - Zu dem Versuche einer Revision des Preußischen Civilrechtes und alrechte konnte es unter solchen Verhältnissen um so weniger kommen, gelegenheit plangemäß erst nach allen übrigen vorgenommen werden esser, wenigstens verhältnißmäßig, verliefen die Dinge auf dem Wechselgesetzgebung. Kam auch die Wechselordnung, welche später von en Staaten adoptirt zum thatsächlich gemeinen Recht Deutschlands tande erst am 24. November 1848, also nach der Beendigung des S., welches den jenem Gesetze zu Grunde liegenden Entwurf schon hat doch S. bei den letzten Berathungen über denselben förderlich und ihn seiner Vollendung wesentlich entgegengeführt. — Aehnlich das Strafrecht. Den alten, schon vielfach, auch unter Mitwirkung als Mitglied früherer Commissionen, umgearbeiteten Entwurf über- dem Stadium der Berathung durch den Staatsrath, welche 1843 ; derselbe ging dann an die Provinziallandtage, für deren Be- r Minister 64 Fragen besonders hervorgehoben hatte; die daraufhin Materialien führten zu einer weiteren Umformung, welche S. durch ehmen ließ; er selbst aber betheiligte sich endlich in hervorragender iner diejenigen, welche ihn für einen bloßen Civilisten hielten, über- fen Sachkenntniß, an den abschließenden Berathungen der Staats- n und des vereinigten ständischen Ausschusses, welche bis zum 8 währten. Nun kamen zwar die revolutionären Ereignisse dazwischen; aber doch schließlich jener Entwurf ist, welcher, wennschon in nicht geänderter Gestalt, am 14. April 1851 als Strafgesetzbuch für die Staaten publicirt wurde, so kam mit demselben immerhin Eine Savigny's Thätigkeit zur Reife. — Hiermit sind die kurzen Licht- Zeit zu Ende. In der Frage des Competenzconflictes gelangte der minister gar nicht zu activem Vorgehen; vielmehr wurde eine der dazu entgegengesetzte Ansicht auf Uhden's Anregung von Bornemann ember 1844 in Form eines Votums entwickelt, welches den ver-

schiedenen Staatsministern Ende Februar 1845 zuging und trotz Sa
Widerspruch die Billigung des Gesammtministeriums fand; der auf Gr
desselben ausgearbeitete Friedberg'sche Entwurf war October 1845 vollen
hat zu dem Gesetze vom 8. April 1847 geführt. — Noch bedauerlicher
verlief der Gang der Preßgesetzgebung. Einmal ward er genöthigt,
ganz fernliegende Einzelheiten des Censurwesens einzugehen; sodann w
hier nicht bloß wie bei dem Competenzconflict zur Seite gedrückt, so
widerfuhr auch dem von ihm entworfenen Plane eines Preßgesetzes
Uhden's und Bornemann's eine Kritik, welche an Schonungslosigkeit des
wie der Form ihres Gleichen sucht. Der Entwurf Savigny's, sowie ein
falls von ihm eingereichter Nebenentwurf v. Bethmann-Hollweg's verfie
Archiven und Friedberg arbeitete denjenigen Plan aus, welcher der W
wicklung dieser gesetzgeberischen Aufgabe zu Grunde gelegt wurde. — Di
räthe der Justizcommissarien endlich anlangend hatte S. sich geweigert, sel
vor der Erledigung der präjudiciellen Reform des Civilprocesses vor
Bornemann dagegen wußte Uhden davon zu überzeugen, daß hier ein der l
Strömung entgegenkommendes Sondergesetz dringlich sei. Friedberg arbei
Entwurf aus, welcher am 2. Juli 1845 auch S. mitgetheilt wurde, vo
Seite ohne jede Gegenäußerung hingenommen worden zu sein scheint
30. April 1847 zum Gesetze erhoben worden ist. — Zieht man die
so ergibt sich, daß das Gesetzgebungsministerium Savigny Verbesserunge
Straf- und Wechselgesetzgebung sowie die Verordnung über den Eheproceß zu
gebracht hat. Trotz mühseliger hingebender Arbeit, trotz weitgehenden per
Entgegenkommens, trotz der Bereitwilligkeit, an Stelle der selbstgewähl
handlungsweise, nach welcher die Entwürfe zuerst an die Gesetzcommission
im J. 1845 eine andere eintreten zu lassen, nach welcher vorher das
verwaltungsministerium gehört werden sollte: ist das Ergebniß dieser M
Außerhalb seiner eigentlichen Sphäre hat dagegen das Ministerium Savi
das bedeutende Verdienst erworben, durch ein Schreiben vom 26. Janu
bei der königlichen Akademie der Wissenschaften das Unternehmen des Co
scriptionum Latinarum angeregt zu haben. Auch blieb Savigny's G
stellung trotz aller jener Vorgänge ganz unerschüttert und scheint er kr
von Verzweiflung erfaßt worden zu sein; denn wennschon er sich 1846
die nöthige Muße zu verschaffen wußte, um sich ihm mehr zusagender
erfreuen und den 6. Band des „Systems" (erschienen 1847) zu schre
haben ihn doch sich zurückzuziehen die geschilderten Unannehmlichkeiten
wogen; erst den Stürmen des Jahres 48 mußte er, der als ein Mann v
conservativer Gesinnung galt und noch vor kurzem in dem vereinigten
die Verpflichtung der Regierung, künftighin die Volksvertretung jährlic
rufen, mit juristischen Argumenten bestritten hatte, weichen. Noch sollt
nicht erspart werden, am 17. März 1848 die Contrasignatur des
Friedberg'schen Entwurfe beruhenden, zur Beschwichtigung des erregte
zu dienen bestimmten und möglichst rasch durch die letzten Instanzen be
Preßgesetzes zu vollziehen; dann erhielt er am 18. März 1848 zusam
den andern Ministern die erbetene Entlassung. Bornemann wurde
Uhden's Nachfolger in dem wieder vereinigten Justizministerium. —

Damit war S. der gelehrten Muße wiedergegeben und in d
noch 1848 den 7., 1849 den 8. Band seines Systems des heutigen R
Rechts erscheinen zu lassen, somit wenigstens den allgemeinen Th
Systems als ein fertiges Ganzes herzustellen. Inzwischen aber war
Lebensalter getreten, welches die Hoffnung auf Vollendung der besonder
des Systems nicht mehr gestattete; im J. 1850 feierte er, unter Glück

Hochschulen und Akademien, der höchsten Justiz- und Verwaltungsbehörden
e der Gelehrten aller Länder das Fest der fünfzigjährigen Doctorwürde und
nelte bei dieser Gelegenheit seine „Vermischten Schriften" in 5 Bänden; 1850,
l schloß er die seit 1834 stockende zweite Ausgabe der Geschichte des Römischen
tes im Mittelalter mit dem 4. bis 6. und einem, wesentlich durch Merkel's
räge neu hinzugekommenen, 7. Band ab. Weiter ließ er sich gegen seinen
latz durch die Bitten des alten Landshuter Schülers und Freundes Salvotti
bewegen, sich der Ausarbeitung des allgemeinen Obligationenrechts als
setzung des „Systems" zuzuwenden, sodaß 1851 der 1., 1853 der 2. Band
ien; dann aber fühlte er bei der Arbeit eine Müdigkeit, welche er anfangs
nur vorübergehende betrachten wollte, bald aber als eine solche erkennen
te, welche sich bei jedem Schaffensversuche unabwendbar einstellte. So be-
ß er, gerade 60 Jahre nach dem „Recht des Besitzes", in strenger Selbst-
t und hoher Weisheit seine litterarische Thätigkeit, wie er die akademische
seit 1842, die politische seit 1848 endgültig eingestellt hatte, obgleich ihm
der ihn stets begleitenden Huld seines Königs noch 1856 ein Sitz im Herren-
e und das Kronsyndicat zusammen mit dem hohen Orden vom schwarzen
r verliehen worden sind; er ist weder je im Herrenhause erschienen, noch
Kronsyndicus thätig geworden. Dagegen war ihm noch vergönnt, eine
ere Spanne Zeit ruhig im Genusse voller körperlicher Rüstigkeit wie geistiger
nahmefähigkeit zu verbringen; nach dem Tode Alexander's v. Humboldt das
gleramt der Friedensclasse des Ordens pour le mérite von dem Prinz-
ten Wilhelm entgegenzunehmen; und am 3. October 1860 zu Dresden im
se seines Sohnes, des königlich preußischen Gesandten Karl Friedrich v. S.,
itten der Huldigungen der ganzen gelehren Welt sein sechzigjähriges Doctor-
läum zu feiern. Am 25. October 1861 ist F. K. v. S. zu Berlin im
Lebensjahr verschieden, neben sich die treue Ehegenossin, um sich eine
ende Nachkommenschaft, in Anwesenheit der zwei alten Schüler und Freunde,
ob Grimm's und Rudorff's. Diesem letzteren hat er durch Testament die
ge seines litterarischen Nachlasses, der königlichen Bibliothek zu Berlin
h Codicill vom 26. Mai 1852 seinen Vorrath an Handschriften und seltenen
gaben hinterlassen; zu Folge jener Anordnung hat 1865 Rudorff die
uflage des Rechtes des Besitzes unter Benutzung der hierzu von dem Ver-
r schon vorbereiteten Notizen und mit zahlreichen Anmerkungen des Heraus-
rs besorgt. Die sämmtlichen, wenigstens deutschen Ausgaben der Savigny'-
n Werke dürften hiermit im Laufe dieser Darstellung aufgezählt sein; außer-
sind sie in wohl fast alle Culturſprachen, namentlich mehrfach ins Fran-
che, Englische und Italienische übersetzt worden.

Augenfällig charakteristisch für S. ist die Gleichmäßigkeit der Vollendung,
che allen seinen Schriften eignet. Dieselbe zeigt sich schon in der Stoff-
enzung und der Anordnung der Doctordissertation; sie ist vollkommen aus-
ägt in Gestalt und Inhalt der Monographie über das Recht des Besitzes,
che uns die behandelte Lehre als ein classisches Gebilde von harmonischen
portionen, einfachen Formen und sinnreicher Construction vor Augen führt.
Entscheidende, die That in diesem zu ganz unerhörter Berühmtheit und
breitung gelangten Werke liegt darin, daß sich in ihm unter strengem An-
usse an die einzelnen genau untersuchten und nach dem Alter ihrer ursprünglichen
fasser gewürdigten Quellenstellen eine Lehre systematisch geschlossen, gleichsam aus
selbst hervor entwickelt. Jede romanistische Monographie hat ihren Weg zu
m zwischen den Extremen aprioristischer Construction und bloßer Quellen-
pretation; die richtige Mitte zu finden war kaum je vollständig gelungen.
Vorders die Dissertationen des 17. und 18. Jahrhunderts sind entweder

Sammlungen dürrer dogmatischer Sätze mit bloß angeführten, ohne Kritik g
häuften, nicht näher ins Auge gefaßten Belegstellen; oder sie charakterisiren sic
durchweg schon im Titel lediglich als Interpretation einer oder mehrerer Stell
des Corpus iuris, ohne weitere Rücksicht auf die Gesammtlehre. In diese Zustän
hinein tritt der „Besitz". In demselben wird nicht die richtige Methode ein
listischer Monographien erörtert; die Vorrede bereitet uns nicht auf Neues vor
sondern wir finden ohne weiteres thatsächlich das geleistet, was aller Folge al
mustergültiges Beispiel zu dienen berufen ist. Aus einer zu Vorlesungszwecke
vorgenommenen Durcharbeitung der zehn letzten Bücher der Pandekten hervo
gegangen, ist Savigny's Besitzlehre überall durchsetzt und durchtränkt von de
aufrichtigsten und reifsten Quelleninterpretation; die Ergebnisse derselben m
souveräner Freiheit beherrschend hat er aus ihnen die Consequenzen gezogen un
sie in systematischen Zusammenhang gebracht; in dem Buche aber hat er s
verstanden, indem er diese Consequenzen in diesem System entwickelte, zugle
fortlaufend den Beweis der Richtigkeit durch eingehende Erörterung jener Quell
zu führen. So erscheint uns sowohl das Ganze wie jede Einzelheit voll Sicherhe
und Klarheit, als bliebe gar kein Dunkel mehr übrig, alles erklärt sich, schließt sic
rundet sich in sich selbst; jede Folgerung ist mit dem selbständig bewiesenen Princ
von selbst gegeben, jede Folgerung wird aber auch selbständig als positiv richti
dargethan und dient so abermals zur Bestärkung des Principes. Und diese B
trachtung gibt uns zugleich das Geheimniß von Savigny's einzig dastehende
meisterhaften Stil. Weil wir fertige Resultate im durchgeistigten Zusamme
hange vorgeführt erhalten, kann auch der Stil klar, glatt und bestimmt dah
laufen; aber weil wir diese Ergebnisse nicht losgelöst von ihren Grundlage
sondern in innigster Verbindung mit denselben kennen lernen, wird der St
nicht farblos, abgeblaßt, abstract, sondern von ausgeprägter concreter Bildung
Auf alledem vereinigt beruht es aber schließlich, wenn uns die Schrift, wie jed
höchste Erzeugniß menschlicher Mühe und Arbeit, den Eindruck eines ohn
Schweiß, wie spielend in ursprünglicher Vollendung fertig entstandenen Kunst
werkes macht. — Neben dieser ihrer allgemeinen Bedeutung tritt die besonder
civilistische Leistung zurück, so hervorragend dieselbe auch ist; zu einem Abschluß
hat hier Savigny's Lehre keineswegs geführt, im Gegentheil den Anstoß gegeb
zu der Entstehung einer breiten Besitzlitteratur, welche wohl keinen Gedanke
oder Satz des Meisters unangefochten oder unerschüttert gelassen hat, aber stet
von ihm ausgeht, ihn angreift, modificirt oder vertheidigt. Die Angriffe sind
dabei, je nach der Zeit, aus welcher sie herrühren und der in derselben herrsche
den Strömung, hauptsächlich von zwei Gesichtpunkten aus erfolgt: die ältere
möchten die allgemein-philosophische Grundlage, die neueren die praktische Lebens
zweckmäßigkeit mehr betont wissen. Aus diesen Gegensätzen ergibt sich sofort, in
wie geringem Maße die wohl für S. in Bezug auf gerade diese seine Schrift
versuchte Charakterisirung als Empiriker zutreffend ist. Unzutreffend ist sie, so
es ihm nicht einfällt, für ein positiv quellengemäß gegebenes Rechtsinstitut
Normen aus der Beobachtung des täglichen Lebens finden zu wollen, so
sogar der jüngste gegen ihn erhobene Vorwurf, er vernachlässige die Fra
der Beweismöglichkeit und der praktischen Lebensfunction, einer gewissen Ber
tigung keineswegs entbehrt. Richtig ist daher seine Bezeichnung als Empiri
nur insoweit, wie er als Civilist das Rechtsinstitut als ein gegebenes hinnimmt
und es liegt da, wo er die rechtsphilosophische Rechtfertigung versucht, ni
schieden seine Schwäche, dagegen da, wo er die Feinheiten der Quellen entwick
entschieden seine Stärke. Damit bezeichnet sich sein Genie als dasjenige der Dur
dringung und Beherrschung des eigentlichen bürgerlichen Rechtes, auf welches er
durchweg als das ihm adäquate Gebiet beschränkt hat, um eben hier das Höc

rrichen. Was man seine Empirie genannt hat, ist demnach, besser und un-
deutiger gesagt, Rückkehr zu den Quellen, dieses Schlagwort aber wieder ist
zu allgemeines, auf eine Reihe großer Juristen aller Zeiten passendes; nicht
, sondern wie es zu den Quellen zurückkehrt, wie es sie auffaßt und be-
cht, macht die Eigenthümlichkeit von Savigny's „Recht des Besitzes" aus.
War hier in der Anwendung gezeigt, wie eine Untersuchung des geltenden
ts zu führen ist, so ist der „Beruf unserer Zeit" eine doctrinäre Abhand-
g über die Mittel und Ziele der Gesetzgebung, entstanden bei Veranlassung
s einzelnen Falles. Die nationale Begeisterung der Befreiungskriege hatte in
geistreichen und weitblickenden Heidelberger Civilisten Thibaut die Idee her-
rufen, daß es an der Zeit sei, Deutschland von der Menge verschiedener,
entheils auch fremdländischer Rechte zu befreien durch ein gemeinsames deut-
bürgerliches Gesetzbuch; er richtete in diesem Sinne einen warmen Aufruf
Regierungen und Volk, welcher in weiten Kreisen Wiederhall fand. Der Plan
te, wenn wir ihn auch heute im Rückblicke auf die politische Constellation
todtgeboren sofort erkennen, in jenen ersten Momenten praktisch durchführbar
einen; gegen ihn nun wendete sich S., unter bewußtem Verzicht auf Popu-
ät, mit aller Anerkennung der vortrefflichen Gesinnung Thibaut's, aber mit
lem wissenschaftlichen Ernst und einer Sicherheit der Ueberzeugung, wie sie
er Beantwortung einer solchen praktischen Frage nur demjenigen zu eignen
t, welcher von den Tiefen der Theorie ausgeht. Den Beruf zur Gesetz-
ng spricht er seiner Zeit ab. Diese Wendung ist sofort jedoch so einzu-
nken, daß hier „Gesetzgebung" an Stelle desjenigen steht, was wir mit
er ausgebildetem Sprachgebrauche als „Codification" anzusprechen pflegen,
ist „Aufzeichnung des gesammten bestehenden Rechtes . . ., mit ausschließen-
Gültigkeit vom Staate selbst versehen". Von dem Beruf allein zu einer sol-
handelt S.; gesetzliche Feststellung des Gewohnheitsrechts für einzelne Ma-
n, politisch veranlaßte Einzelgesetze und Novellen betrachtet er damit so
g als ausgeschlossen, daß er in dem Buche selbst einer Reform des Civil-
sses das Wort redet (S. 130 u. a. a. O). Demgemäß besteht, wie fort-
tender Verkennung gegenüber bestimmt hervorgehoben werden muß, keinerlei
nsatz zwischen dem Gesetzgebungsminister S. und dem Verfasser des „Be-
", im Gegentheil, es reicht die Uebereinstimmung zwischen ihnen bis in
concreten Gesetzentwürfe; diejenigen für den Proceß suchen geradezu ein
r geäußertes Verlangen zu befriedigen; und auf die Tendenz, dem stärkeren
bsen Leben der Zeit durch Einengung der Ehescheidung Rechnung zu tragen,
wörtlich die Aeußerung, Beruf S. 47: „Ist einmal in der allgemeinen
ht eine bestimmte und löbliche Richtung sichtbar, so kann diese durch Gesetz-
ng kräftig unterstützt werden." Nicht dem Eingriffe neuer Gesetze also tritt
Beruf" entgegen, sondern nur der Codification; und zwar dieser mit Grün-
welche theils seine Zeit besonders betreffen, theils auf die Frage des abso-
Werthes eingehen. Erstere, seine Zeit, anlangend, so ist sie nach S. das
de Recht in Form eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches aufzuzeichnen
h deshalb nicht in der Lage, weil sie das aufzuzeichnende noch nicht voll-
g kennt und beherrscht; daran tragen weniger gerade die jetzt lebenden Ju-
die Schuld, welche eifrig bemüht sind, das Ihrige zu leisten; als vielmehr
igen der unmittelbar vorangegangenen Geschlechter, welche so viel versäumt
, daß den Neueren Alles nachzuholen bleibt. Das Naturrecht mit Einem
e ist es, dessen „vielfältig flaches Bestreben in der Philosophie" und dessen
nloser Hochmuth" gerichtet werden, dessen Vorsatz, Gesetzbücher herzustellen,
e „in reiner Abstraction für alle Völker und alle Zeiten gleiche Brauchbar-
haben" sollten, in seiner ganzen Verkehrtheit nachgewiesen wird, kurz welches,

nachdem es schon seit einiger Zeit nicht mehr den „herrschenden Geist“ bildet hier den Todesstoß erhält. In diesem Umstande liegt das erste große Verdien der Schrift Savigny's über den Gesetzgebungsberuf; er hat die Rechtswissenscha durch dieselbe ein für alle Male vor Wolff'schen „Institutiones iuris Naturae Gentium“, vor hohlen Abstractionen und vernunftrechtlichen Träumereien gerett und der geretteten den Weg gewiesen, zur Erkenntniß des Rechts die positiv vo handenen Rechte in ihren historischen Verhältnissen zu studiren. Daß es dab leicht zu einer Unterschätzung der systematischen Verdienste der naturrechtlich Schule und überhaupt der Rechtsphilosophie kommt, ist, wie bei jeder Reaction bewegung die Uebertreibung nach der entgegengesetzten Seite, selbstverständlich geht doch S. so weit, den Juristen des 18. Jahrhunderts jeden systematische Sinn abzusprechen, indem er in einer für seine ganze Denkrichtung bezeichnend Weise unter „System“ bloß die Einordnung des einzelnen Rechtsbegriffes un Rechtssatzes in das Ganze des Rechts, nicht auch die Einordnung des Rechtsganz in einen höheren Zusammenhang versteht. So ist es denn nicht verwunderlich wenn man in solchen Punkten von S. abzuweichen neuerdings wieder begonnen sich der Schätzung und Behandlung rechtsphilosophischer Fragen zugekehrt un dabei wohl auch, vielleicht noch zu wenig, Anschluß an das Naturrecht genom men hat; wesentlich ist aber, daß man dabei fortwährend steht unter der heil samen, durch Savigny's Einfluß tief eingeprägten Scheu des Versinkens in lee Begriffsspielereien und auf der Grundlage des inzwischen durch Savigny's Arbeit Anregung und Methode errungenen positiven Wissens. Indem er die schon 181 zum Sammeln eines solchen Wissens vorhandene Neigung anerkannte und nu rüstige Verfolgung dieses Weges verlangte, gab S. selbst zu, daß der von ih gegen eine allgemeine deutsche Gesetzgebung erhobene Einwand mangelnder Vo kenntnisse in absehbarer Zeit — nicht etwa erst „in tausend Jahren“ (S. 122 — hinfällig werden müsse; soweit ist es also wohlberechtigt, wenn man bei Er örterung der Frage, wie Savigny's Autorität sich mit unseren Strebungen na einem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch vereinbaren lasse, auf den seither erzie ten bedeutenden Fortschritt in der Beherrschung sowohl des Römischen wie de Germanischen Rechts als entscheidende Antwort hingewiesen hat. Aber der „Be ruf“ wendet sich nicht bloß gegen die Wahl seines Zeitpunktes für eine Codifi cation; sondern er greift eben noch viel weiter und setzt damit diejenigen, welch S. und die neue Gesetzgebung des deutschen Reiches vereinigen möchten, in ein viel schwierigere Lage: er spricht sich eigentlich gegen eine jegliche Codificatio aus, und zwar im Anschlusse an die ganze, hier zum ersten Male verwerthe geschichtliche Lehre vom Ursprung des Rechts. Diese Lehre, welche dann da Labarum, das Symbol der Savigny'schen historischen Schule geworden ist, h dieser Gelegenheit zum ersten Male in schwungvoller Sprache, vollendeter Durch führung und in strengem Anschlusse an das überzeugende Beispiel der römische Rechtsgeschichte entwickelt zu haben, ist das zweite große Verdienst der Schri vom Berufe. Das Rechtsleben, so sah S. ein, ist ein Theil des gesammte Volkslebens; jenes offenbart demgemäß wie dieses durch seinen nothwendigen g schichtlichen Verlauf den allgemeinen Menschengeist in den individuellen einzelne Volksgeistern. Wie die Sprache eines Volkes (sie war den Scholastikern ebe Erfindung der Grammatiker, wie den Juristen vor S. die Rechtsmasse Erfi dung der Legislatoren gewesen), namentlich in den Urzeiten, aus innerem Trie sich hervorbildet, so wächst auch das Recht, besonders der ältesten Perioden, au den Volksanschauungen unmittelbar heraus, den Bedürfnissen des täglichen Leb und der allgemeinen Rechtsüberzeugung entsprechend; und wie dann später d Sprache in die Zucht der Grammatiker genommen wird, von diesen aber nur i Einklange mit Naturanlage und Volksgebrauch fortgebildet, auf anderweitig

e nicht genöthigt werden kann: so kommt bei fortgeschrittenen Zuständen das
t in die Hand der Juristen und Gesetzgeber, welche aber auch nur, gewisser-
en als sachverständiger Ausschuß, die volksmäßig-nationalen Anschauungen
rentwickeln, die vorhandenen Keime zur Reife bringen, nicht beliebig neuen
tsinhalt setzen können. Nicht bewußte Thätigkeit der Einzelnen, sondern die
wußt weiterstrebende Rechtsströmung entscheidet, sei es, daß dieselbe unmittel-
zu Gewohnheitsrecht führt, sei es, daß sie sich in der Thätigkeit der Berufs-
ten als Praxis oder Gesetz ausprägt; stets aber ist so die Gegenwart bedingt
der Vergangenheit, aus welcher sich das Recht im organischen Zusammen-
e der Entwicklung ergeben hat. Damit ist der Popanz des „weisen Gesetz-
s", welcher ein ideales Recht ohne Unsicherheiten und Controversen originär
afft, beseitigt; neben dem Gesetze der Gewohnheit, welche bis dahin kaum
geduldete Existenz führte, eine gleich- wenn nicht höherberechtigte Stellung
primären, selbstberechtigten Rechtsquelle erobert; das Recht als Theil des großen
thschafts- und Culturlebens einer jeden Nation hingestellt, die Rechtsgeschichte
mehr denn bloße elegante Zuthat zur Rechtsgelehrsamkeit, als wesentliches
smittel zur Erkenntniß des geltenden Rechtes nachgewiesen; die Rechtswissen-
t von dem Vorwurfe der Beschränktheit auf trockene Dogmatik und Casui-
befreit; dem Juristen die Möglichkeit gegeben, sein Fach nicht mehr bloß als
Kunst scharfsinniger Auslegung der nach dem Belieben des jedesmaligen Ge-
bers wechselnden Normen mit höchstens ernster Pflichttreue zu bebauen, son-
als eine Wissenschaft der tiefsten Entwicklungskämpfe des menschlichen Geistes
wahrer Liebe zu hegen und zu pflegen. Dies ist die neue Doctrin, welche
in seinem Entwurfe vorträgt und welche sofort eine fast allseitige freudige
ahme fand. Eine neue muß sie heißen, obgleich es ihr weder an entfernten
näheren Vorstufen fehlt. So ist zunächst gewiß einzuräumen die Beziehung
Montesquieu und seinen Esprit des lois, welcher bereits den encyclopädisti-
n Anschauungen von dem für „den Menschen" besten Gesetzen entgegentritt
erwägt, welches das beste Recht sei je nach Staatsverfassung, Klima, Sitten,
del und sonstigen Eigenthümlichkeiten; aber hier herrscht noch überall die
fassung, als sei es Sache allein des Gesetzgebers, eben unter Berücksichtigung
r Eigenthümlichkeiten das jedesmal beste Recht zu suchen, um es sodann ge-
ich einzuführen; ganz abgesehen davon, daß der Sinn für das streng bürger-
e Recht dem Lebemanne und Schriftsteller Montesquieu, wennschon er neben-
Gerichtspräsident war, vollständig abgeht. Savigny's unmittelbare Vor-
ger, welche er selbst als solche mit höchstem Lobe nennt, sind dagegen
Möser (vgl. A. D. B. XXII, 385—390) und Hugo, welcher letztere über
ter und Spittler an Montesquieu anschließt; aber Möser hat sich litterarisch
dem Civilrecht wohl am wenigsten befaßt, Hugo sich absichtlich des Ziehens
letzten Schlüsse, welche auf seinem Wege lagen, enthalten; beiden fehlt daher
letzte Methodisirung und die Formulirung allgemeiner positiver Resultate.
h weniger wird man schließlich deshalb S. die Originalität streitig machen
len, weil er mit seiner Lehre sich innerhalb der allgemeinen Strömung in
ssenschaft, Politik und Leben bewegt. Die Geschichtskunde fand damals ihre
neuerung durch Niebuhr, die Philologie war vorangegangen mit Friedr. Aug.
lf; die Nationalitäten erhoben sich in Reaction gegen das Napoleonische Welt-
h, die historischen Traditionen des Staatsrechts in Reaction gegen die fran-
sche Revolution; dabei hatten aber doch die freiheitlicheren Anschauungen des
Bißstaates einen endgültigen Sieg errungen über die willkürlicher Gesetzgebung
eigte Volksbeglückung des Polizeistaates; die Philosophie vor allen Dingen bot
rseits als schon gefestigten Besitz jene Kritik der Vernunft, welche die Unmög-
keit des Ausschlusses subjectiver Elemente bei Beobachtung oder Untersuchung

für alle Zweige der Natur- und Geisteswissenschaften erwies, andererseits a jüngste Anpflanzung die bedenklichere, romantisch schillernde Lehre von der Volk seele. Zweifellos haben alle diese Umstände die Aufstellung von Savigny's The rie vorbereitet oder begleitet oder abgeschlossen; er aber hat den historisch Zeitgeist historisch für seine Wissenschaft verwerthet, ihm den dieser angepaßt und förderlichsten Ausdruck gegeben und doch dabei die Gefahr der ihm durch d Zeitgeist nahe gelegten aprioristischen Geschichtsconstruction glücklich vermied

Gerade weil diese seine That ein neues Gebiet für die Zeitrichtung e oberte, hat sie Anerkennung auch über die Grenzen der Fachwissenschaft hina gefunden, Rückwirkungen der tiefgreifendsten Art auf die Schwesterwissenschafte geäußert, die ganze Auffassung der gebildeten Welt von Staat und Geschich Cultur und Recht gehoben und so S. dasjenige verschafft, was für jeden Denk das höchste Ziel seines Strebens, den Rechtsgelehrten und unter diesen wied dem reinen Civilisten am seltensten persönlich zu Theil wird, nicht bloß Berühmt heit, sondern thatsächlich greifbaren Einfluß auf die ganze geistige Vorwärts bewegung der Menschheit. Uns Juristen aber ist die Savigny'sche Rechtsentst hungslehre in Fleisch und Blut übergegangen; irgendwelche Erschütterung hat s nur in unwesentlichen Nebenpunkten erfahren können, Nebenpunkte, wie etwa di ob, älteste Zeit anlangend, das Gewohnheitsrecht sich still-friedlich in der Volk stimmung, oder nicht vielmehr im wilden Interessenkampfe durchsetzt; und ob spätere Zeiten betreffend, die Rechtsbildung noch wesentlich spontan oder nich vielmehr durch menschliche Zwecksatzung sich vollzieht; daß zu allen Zeiten di Rechtsproduction nur unter äußeren die Producenten beherrschenden Bedingunge zu Stande kommt und nur dann etwas taugt, wenn die Resultate den Anforderunge des Volksbewußtseins im Großen und Ganzen entsprechen, das ist das Wesen liche und darf als feststehend gelten. — Wichtigere Bedenken erheben sich jedoc sobald wir uns nun der Folgerung zukehren, durch welche S. im „Beruf" vo diesen deshalb dort entwickelten Gedanken aus zu seinem praktischen Ergebnis gelangt. Freilich, wenn man diese Folgerung vielfach dahin summiren zu dü fen meint, daß in ihr der Determinismus, wie er die Grundlage von Savigny geschichtlicher Anschauung bilde, zum Quietismus führe, so vergißt man wird einmal, daß es sich immer im Beruf nur um Verwerfung der Codification han delt, während Einzelgesetze aus politischen Motiven — und zu diesen werden g rechnet auch wirthschaftliche, sociale und ähnliche Bedürfnisse — keineswegs a gewiesen sind; von wahrem Quietismus kann also nicht die Rede sein, vo Determinismus höchstens insofern, als dieses Werk, welches geradezu revolution auf die Rechtswissenschaft einwirkte, die Möglichkeit derartigen Eingreifens d Persönlichkeit in den Gang der Ereignisse auffallend zurücksetzt. Ma wird sich vielmehr genauer an Savigny's Argumentation halten müssen; dieselb stellt folgende Alternative: entweder die Codification leistet nicht dasjenige, wa der geschichtlichen Lehre von der Entstehung des Rechts zufolge als ihre höch Aufgabe anerkannt werden muß, sie nimmt nicht die ganze bisherige Traditio in sich auf, dann wird thatsächlich neben ihr noch ein Aelteres, eben die bi herige Tradition, in Geltung bleiben, obgleich ihm solche officiell abgesproch ist, der neuen Rechtsquelle wird eigene Lebensfähigkeit, der früheren äußere A erkennung mangeln, die Rechtssicherheit wird durch Gegenströmungen erschüttert die organische Rechtsfortbildung abgeschnitten, die Rechtswissenschaft erstickt wer den. Oder die Codification vermeidet diese Nachtheile, erfüllt wirklich den A spruch, die ganze bisherige Tradition in sich aufzunehmen: dann bedarf die Zei welche eine solche Gesetzgebung schaffen konnte, ihrer nicht. Sie ist entwed schädlich oder überflüssig. Warum über diesen letzten Schluß Savigny's sich d Staatsmänner Deutschlands im Einklange mit der Mehrzahl seiner Juristen un

r Gesammtbevölkerung haben wegsetzen dürfen, tritt nunmehr wol schärfer her-
r: nicht weil man die Gefahren des Gesetzbuches, Casuistik, Buchstabeninterpre-
tion, Erstarrung der Wissenschaft, nach Savigny's beredtem Hinweise noch
itte verkennen können; dieselben sind vielmehr recht scharf ins Auge zu fassen
d doch für den Anfang kaum ganz zu überwinden; sondern weil man, weit
ntfernt die beste für überflüssig zu halten, den Gewinn einer nur irgendwie
ten Codification mit Recht hoch genug schätzt, um alle jene Gefahren dagegen
rne in den Kauf zu nehmen. Ein wie gewaltiger dieser Gewinn ist vom na-
onalen und wirthschaftlichen Standpunkt aus braucht heute und vermag hier
cht einmal mehr angedeutet zu werden; auch alle die verschiedenen Gesichts-
nkte, von welchen aus Recht und Rechtsanwendung ihren Gewinn in der Co-
fication finden, lassen sich hier nicht aufzählen; wenigstens aber muß Einiges
n dem angeführt werden, was in unmittelbarem Zusammenhange mit Savig-
's Rechtsanschauung und Rechtsentstehungslehre selbst steht. So liegt ein
utzen schon darin, daß die Herrschaft über die Tradition, welche die Verfasser
s Gesetzbuches sich mühsam errungen haben, dazu benutzt wird, ein Werk zu
affen, aus welchem Jeder mit geringerer Anstrengung und größerer Wahr-
einlichkeit des Erfolges das geltende Recht zu studiren in der Lage ist; es
ndelt sich um eine ökonomische Ersparniß, darum, das Resultat der Arbeit
niger Allen dauernd dienstbar zu machen und so die disponiblen Arbeitskräfte
sser auszunutzen. Ein Nutzen ergibt sich ferner etwa daraus, daß sich bei
elegenheit der Codification bewußt geplante Neuerungen doch gar viel vortheil-
after einführen lassen, als durch noch so sorgfältig gearbeitete Sondergesetze,
ren Bestimmungen hier und da in das Rechtsganze einzuordnen dem Einzelnen
berlassen bleibt. An der zu hohen Schwierigkeit dieser Zumuthung und dem
nstoß, welchen die Praxis an ihr nimmt, vermag bei der von S. befürworteten
Beschränkung der Gesetzgebung auf Novellen die nützlichste Reform sogar gänzlich
zu scheitern, wie er dies selbst als Minister hat erleben müssen; ging doch der
Haupteinwand, welchem sein Entwurf zur Verbesserung des Civilprocesses unter-
lag, dahin, derselbe greife zu vielfach an zu verschiedenen Punkten ein, werde er
zum Gesetze erhoben, so werde allgemeine Verwirrung entstehen, Niemand mehr
wissen, was von dem älteren Recht noch gültig, was aufgehoben sei; wolle man
so viele Neuerungen, so bedürfe es einer wirklichen Neuordnung; oder man müsse
sich mit weniger Detail und einer knappen Verordnung begnügen. Besteht
aber gar einmal eine solche Verwirrung, wie sie hier erst gefürchtet wurde, in
einem Lande, — und unleugbar ist dies für das Gebiet des gemeinen Rechts in
Deutschland vielfach der Fall —, dann wird die Codification vom höchsten
Nutzen; dann bedarf ihrer nicht etwa der Laie, welchem wol auch sie heut zu Tage
ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird, sondern vor allem die große Menge
der Juristen selbst, welcher ein übersichtliches, ein für alle Male bestimmtes Recht
zur Grundlage ihrer Studien, Parteiberathungen, Anträge, Urtheile geradezu
nothwendig ist; in der Hand dieser großen Menge der Juristen aber liegt die
Rechtspflege und ihre Sicherheit. Wenn S. dem gegenüber denselben Nutzen
dadurch erreichen wollte, daß man statt auf die Rechtsquellen auf die Personen
werfen, diese letzteren durch Ausbildung der historischen Methode und Schulung
im Geiste der classischen Römer zu Herren des gemeinen Rechtsstoffes machen
und so allerdings ein Besseres statt der Codification erzielen solle, so ließ er
sich von einer chimärischen Hoffnung leiten, sprach von „der Zeit" und von
„uns", unterschied dabei aber nicht genügend die wenigen Gelehrten seines
Schlages und die große Anzahl der wackeren, gewissenhaften, mitten im Leben
stehenden, zu fortwährenden geschichtlichen Studien nicht berufenen Männer der
Praxis. Unsere sämmtlichen Juristen können eine gelehrte Vorbildung erhalten,

die Wissenschaft kann ihnen ein reiches Material zur Verfügung stel
können auch zur Benutzung dieses Materials Fähigkeit, Neigung und
das seltenste — Muße haben; der ideale Zustand, in welchem ein gut
buch im Kopf eines jeden derselben frei lebte und daher in Buchstaben
besten Falles überflüssig wäre, wird darum doch bei unseren Verhältn
eintreten; und deshalb greifen wir zu der Codification.

Im Gegensatz zu den Ergebnissen, zu welchen S. für die Methode
setzgebung gelangt, zeichnet sich durch ihre großartige Fruchtbarkeit aus
wendung, welche er von seiner Rechtsentstehungslehre auf die Met
Rechtswissenschaft gemacht hat. Er hat diese Folgerungen bereits in de
über den Beruf deutlich und vollständig gezogen, dann aber nochmals
mäßiger und als Arbeitsprogramm formulirt, dem ersten Bande der „
für geschichtliche Rechtswissenschaft" vorangeschickt. Mit diesem Manifes
an die Spitze der geschichtlichen Bewegung, welche damals durch die gan
prudenz ging; nicht erst angeregt hat er sie, wie er selbst oft genug un
preisungen Hugo's betont, aber ihr die ganze Lebenskraft seines Ge
liehen; er ist, wie kurz und richtig meist gesagt wird, zwar nicht der
aber das Haupt der „historischen Schule". Allgemeinstes Princip derse
daß es „kein vollkommenes einzelnes und abgesondertes menschliches Da
vielmehr jedes Ding zugleich als ein Glied eines höheren Ganzen
werden muß, aus welchem hervor es sich entwickelt und dessen Verständ
Verständniß der Einzelheit wesentlich ist". Dieser Satz auf das Fach
führt zu der Erkenntniß, „der Stoff des Rechtes sei durch die gesam
gangenheit der Nation gegeben, doch nicht durch Willkür, so daß es
dieser oder ein anderer sein könnte, sondern aus dem innersten Wesen de
selbst und ihrer Geschichte hervorgegangen". Aufgabe der Rechtswissen
es demgemäß, die Geschichte der bei uns geltenden Rechte bis zu ihrem
zurückzuverfolgen, um unseren Rechtszustand, wie nur auf diese Weise
innerlich begreifen zu lernen. Diese Aufgabe zerfällt, nach dem Gange
deutschen Rechtsgeschichte, in drei Provinzen; erstens ist das römische
Wurzel unseres gemeinen Rechts in seiner Reinheit zu studiren, von den
Zeiten bis auf Justinian zu verfolgen; zweitens ist der ungetrübt n
Entwicklung des deutschen Rechts, von den ersten Anfängen bis zu de
tion der fremden Rechte, eine entsprechende Sorgfalt zu widmen; dritt
sind endlich auch nicht zu vernachlässigen die Modificationen, welche je
Rechtsmassen seither auf dem langen Wege bis zu uns erlitten habe
nach wirklich volksmäßigem Bedürfnisse, theils unter den Händen der
Alle diejenigen, welche sich der Lösung dieser Aufgabe mit bewußt gesch
Methode widmen, sei es durch Erforschung neuer Quellen, sei es dur
Ausnutzung der bekannten, faßt S. als Mitglieder der „historischen Sch
sammen; ihnen stellt er die Anhänger jeder anderen Rechtsbehandlung
historische Schule" scharf sondernd gegenüber. Daß diese scharfe S
wenn sie als dauerndes Princip hätte aufgestellt werden sollen, ein Fehl
es namentlich unhaltbar gewesen wäre, der mehr philosophischen Recht
tung alle Berechtigung abzusprechen, muß unbedingt zugegeben werden,
wahrlich dieselbe Periode es an einer philosophirenden Jurisprudenz unte
Einfluß nicht hat fehlen lassen, unbeschadet der Herrschaft, welche die
schen Ideen weit und breit gewonnen hatten. So engherzig waren d
auch nie gemeint. Das naheliegende Mißverständniß, als verwerfe er
nicht ganz in den Rahmen der historischen Schule passende Richtung, hat
mit gewohnter Sicherheit aufgeklärt in der Vorrede zu seinem Syst
heutigen Römischen Rechts (S. XIII), indem er betonte, es sei „damals

ite der Wissenschaft besonders hervorgehoben worden, „nicht um den
erer Thätigkeiten und Richtungen zu verneinen, oder auch nur zu ver-
ndern weil jene Thätigkeit lange Zeit hindurch vor anderen versäumt
t, also vorübergehend mehr als andere einer eifrigen Vertretung be-
Damit fällt der schwerste Vorwurf, welcher gegen die historische Schule
rden konnte, ohne weiteres hinweg; berechtigter ist ein anderer, häufig
er, daß das Schulwesen zu persönlichen Härten, vornehmer Gering-
lcher Gelehrten geführt habe, welche einmal als nicht zugehörig galten,
sie sachlich gar nicht so ferne standen; über derartige Mißhandlung
aben dürften namentlich Thibaut und Gans, um so mehr, als sie
. stets mit wahrer, in unserer Zeit wilder publicistischer Kampf-
n fast rührend wirkender Ehrfurcht begegnen; immerhin handelt es
n bloß vorübergehende Dinge und trifft wol auch auf der historischen
Tadel weniger den Meister als übereifrige Jünger. Jedenfalls ist das
ht der Leistungen ein überwältigendes. Für die Provinz der römi-
sgeschichte geht die gesammte Durcharbeitung, wie sie der romanisti-
atur unseres Jahrhunderts die entscheidenden Grundzüge der Wissen-
t aufgeprägt hat, von der historischen Schule aus: namentlich die
, welche noch immer um so weiteres Gebiet gewinnt, je allgemeiner
iuris civilis an formaler Gültigkeit verliert, die Anschauung, daß es
f das Justinianische Recht ankommt als auf das innere Verständniß
e der classischen Juristen und ihrer Kunst, in jedem Grundsatze zu-
Fall der Anwendung, in jedem Rechtsfall zugleich die Regel zu
Leichtigkeit vom Besonderen zum Allgemeinen und vom Allgemeinen
deren überzugehen, verdanken wir der Lehre Savigny's, dessen eigene
t eben auf der vollständigen Aneignung dieser Kunst und Methode be-
ie schon im „Besitze" hervortritt. Eine Reihe wichtigster Einzelunter-
aus seiner Feder wies hier zahlreichen Forschern den Weg; zu Hülfe
und neuer Quellen, vor allem der Institutionen des Gaius, welcher,
n auch dem Zufalle zuschreiben muß, doch keineswegs außer Zusam-
mit der von S. allgemein angeregten Aufmerksamkeit auf derartige
iten und der historischen Richtung überhaupt steht; mit frischem Fleiß,
Versenkung in die Einzelheiten, des Vorwurfes der Micrologie mit
end, warf man sich auf die Durchführung der neuen Methode; und
gewaltiger Aufschwung die Folge gewesen. — Daneben wirkte Eich-
er Spitze der Germanisten für eine eben so gedeihliche Förderung des
Rechts, dessen stoffliche Gleichberechtigung S. stets anerkannt hat,
hm schon die erzieherische absprach und persönlich kälter gegenüber-
durch den Impuls, welchen die germanistischen Studien damals
nd die Erzeugnisse einheimischer Rechtsbildung klargestellt und in eine
racht worden, in welcher sie Einfluß auf Rechtsleben und Gesetzgebung
en gebührenden Maße zurückzugewinnen vermochten. — Es erübrigt
Provinz. Hier fällt S. weniger als sonst wol das Verdienst der An-
derer, jedoch in noch höherem Maße als sonst dasjenige der eigenen,
den und umfassenden Arbeitsleistung zu: durch seine Geschichte des
Rechts im (abendländischen) Mittelalter.

wei ersten Bände dieses Werkes behandeln wirklich, dem Titel ent-
die Geschichte des Römischen Rechts von der Zeit seines nationalen
s ab, und zwar bis an die Schwelle des 12. Jahrhunderts. In
h Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichneten großen Unter-
lingt es S., das über jener Periode lagernde Dunkel zu lichten und
wie das römische Recht auch in jener Zeit, für welche man es bis

dahin als ganz niedergedrückt sich vorstellte, in Städten, Ortsgebräuchen, kir
licher Lehre, schulmäßiger Darstellung ein, wenn auch vielfach recht schwach
Leben und mit demselben die Fähigkeit bewahrt hat, durch Bologna und
italienischen Stadtuniversitäten zu neuem Glanze wiedererhoben zu werden.
Durchführung dieser leitenden Idee, welche an Stelle der Wiedergeburt aus d
Nichts die historische Continuität setzt, ist das Wesentliche; neuere Forschung
haben theils andere, theils viel weiter gehende Einzelergebnisse geliefert, d
Grundgedanken stets bloß bestätigt. — Mit einer beschränkteren Aufgabe hab
die folgenden Bände sich begnügen müssen; der erste derselben (der ganzen Rei
dritter) beschäftigt sich eingehend mit der Entstehung und den Einrichtungen d
ältesten Universitäten, eine Darstellung, welche diesen Gegenstand zum erst
Male umfaßt hat und so für die Geschichte aller dort vertretenen Wissenschaft
maßgebend geworden ist; im übrigen geben diese vier Bände uns eine Litterä
geschichte der Romanisten von der Gründung Bologna's bis zu Ende des Mitte
alters und des 15. Jahrhunderts. Von weitertragenden herrschenden Gesicht
punkten ist hier wenig, und je weiter der Autor vorrückt desto weniger d
Rede; die eigentliche Geschichte des Rechts verschwindet fast ganz gegenüber de
jenigen der einzelnen Juristen, deren Namen, Daten, Werke u. s. f. festgestel
und gesichtet werden; gewiß kann man demnach mit Recht bemerken, der Tit
des ganzen Buches treffe nicht mehr zu; aber eine schwere Ungerechtigkeit wä
es, wollte man über dem Mangel das Gebotene geringschätzen. Die einfach
Erklärung ist vielmehr die, daß das römische Recht in seiner innerlichen Ent
wicklung durch das Mittelalter hindurch zu schildern, ohne diese Vorarbeiten
welche S. sich erst schuf, von dem Augenblick ab völlig unmöglich wird, in welche
eine wirkliche romanistische Wissenschaft entstand, wie Jeder bestätigen wird, welch
sich jemals ernsthaft mit der älteren Dogmengeschichte beschäftigt und dabei die Unen
behrlichkeit der Savigny'schen Chronik empfunden hat. Unter diesen Umständen we
S. geradezu gezwungen, es bei der ersten Stufe einer äußeren Gelehrtengeschicht
bewenden zu lassen, für welche er ein umfangreiches Material gesammelt un
mit ebenso großer Uebersichtlichkeit wie Akribie verwerthet hat. Bei demselbe
hat jedes weitere Streben seither einsetzen müssen und einen zuverlässigen Au
gangspunkt dem Wuste mittelalterlicher Ueberlieferung gegenüber gefunden; V
genden und Märlein sind abgethan, Bezeichnungen und Verhältnisse aufg
deckt, die Quellen zur weiteren Benutzung klargelegt; etwas mehr Leben d
Darstellung, etwas mehr Charakteristik der Juristen oder auch ihrer Hauptwer
möchte man wünschen; doch bleibt immer zu bedenken, daß, sobald man anfän
zu schildern und zu individualisiren, man alsbald in den Kern der Dogmen
geschichte hineingeräth, deren Studium eben erst durch Savigny's Arbeit e
möglicht worden ist. Nicht also S. dem Schriftsteller gereicht es zum Vorwurf
daß er lediglich eine Grundlage geworfen hat; eher dagegen dem Schulhaupt
daß es auf jener Grundlage nur ganz einseitig und unvollkommen hat weit
bauen lassen. Dieses hatte, schon als es ursprünglich die Aufgaben seiner histor
schen Schule absteckte, die Bearbeiter des dritten Feldes weit mehr als auf G
winnung positiver Früchte darauf hingewiesen, daß es sich darum handele, Un
kraut zu jäten, „den gegenwärtigen Zustand des Rechts allmählich von dem
jenigen zu reinigen, was durch bloße Unkunde und Dumpfheit litterarisch
schlechter Zeiten ohne alles wahrhaft praktische Bedürfniß hervorgebracht worde
ist"; und bei dieser destructiven Richtung ist man geblieben. Derselben ent
sprach es demgemäß durchaus, wenn man stets bereit gewesen ist, Institute de
römischen Rechts, von welchen sich ergab, daß sie im echten römischen Sinne
Deutschland nicht anwendbar oder außer Gebrauch gekommen, als „in der Wurz
abgestorben" preiszugeben; aber vernachlässigt hat man, diejenigen Modificatione

gen, welche, durch die Entwicklung der Reception bedingt, eine organische Durch-
ng römischer und deutscher Rechtselemente, eine wahre Fortbildung und An-
g des römischen Rechts, gewiß also die Befriedigung „eines volksmäßigen Be-
ffes" bedeuteten, wennschon sie sich vielfach unter dem Mantel von Miß-
rdnissen des reinen römischen Rechts versteckten. Für diese Erzeugnisse
ußt unmittelbarer Rechtsgestaltung geht höchst auffallender Weise S. und
Schule aller Sinn ab; und so hat ihre Thätigkeit den merkwürdigen Er-
rzielt, einen römischen Rigorismus und Purismus in der Auffassung des
ten Rechts hervorzurufen, wie er bisher in Deutschland noch nicht da-
n war; auf diese Weise den Strom der Ueberlieferung, wie er in dem
nnten usus modernus iuris Romani breit daherfloß, viel entschiedener ab-
eiden, als irgend ein Gesetzbuch dies zu bewirken vermocht haben würde;
raxis ganz aus ihrem altgewohnten Gleise zu heben und geradezu an Stelle
her recipirten modernen Verarbeitung des römischen Rechts das reine römische,
senschaftlich unendlich viel höher, praktisch unseren Verhältnissen unendlich viel
r und spröder gegenüber stehendes Recht zur Neureception zu bringen. Man
ies nun als Fortschritt der Erkenntniß erfreulich finden oder als Nachtheil
e Rechtsanwendung beklagen: jedenfalls ist damit die bis dahin herrschende
Naivität, die erste Vorbedingung, damit eine in Savigny's Sinne rechtsfort-
de Thätigkeit des Volkes oder des Juristenstandes stattfinde, ein für alle
in Deutschland zerstört; von einer derartigen Fortbildung kann sonach nicht
die Rede sein; so daß schließlich die Einseitigkeit der Richtung der histori-
Schule auf diesem Gebiete das Codificationsbedürfniß des deutschen Volkes,
s sie leugnete, nur erhöht hat, während wir allerdings gleichzeitig durch
rbeiten mit ausgedehnten Vorkenntnissen zu dieser Codification ausgerüstet
n sind.

Der tiefe Spalt, welcher seither zwischen Praxis und Theorie entstanden
ls Zeichen unbefriedigender Rechtszustände bis heute offen geblieben ist,
sich noch zu Savigny's Lebzeiten ihm selbst fühlbar. Aus der Absicht
se zu schaffen, entsprang sein letztes großes Meisterwerk, „Das System des
en Römischen Rechts". Indem er mit demselben hervortrat, bot sich ihm
legenheit, deutlich an den Tag zu legen, daß er von jeher mehr als bloßes
haupt, ein wahrer Fürst der Wissenschaft gewesen war, welcher die Eine
mit Vorbedacht nur so lange hatte herrschen und walten lassen, als er
um Wohl des Ganzen für ersprießlich erachtete, nunmehr aber das Gleich-
t der Parteien wieder herzustellen für an der Zeit hielt. Die Vorrede
System gibt das Losungswort der „historischen Schule" auf und verlangt
Bewegung der Geister nach allen Richtungen. Allgemein wird uns be-
, daß die Welt überrascht und überwältigt dastand, als sie so den Historiker
nem systematischen Aufbau ersten Ranges in den Wettbewerb mit Doneau
sah; das Staunen war erklärlich, jedoch eigentlich nicht berechtigt. Ein
Werk als Abschluß der geschichtlichen Untersuchungen auszuführen, hatte
eher im Sinne Savigny's gelegen, welcher schon in seinem „Berufe" als
nal der noch nicht erreichten Höhe festgestellt hatte, es sei „unter der nicht
en Zahl von Systemen des Römisch-Deutschen Rechts" keines, „welches
etwa bloß zu diesem oder jenem besonderen Zweck nützlich dienen könne,
deren haben wir viele, sondern welches als Buch vortrefflich sei; dieses
ber wird nur dann gelten können, wenn die Darstellung eine eigene selbst-
ge Form hat und zugleich den Stoff zu lebendiger Anschauung bringt".
dieses Lob ist es aber, welches dem leider nur Torso gebliebenen System
ny's zweifellos gebührt, durch eben diese Eigenschaften zeichnet sich dasselbe
chsten Maße aus, während es in Bezug auf Förderung der systematischen

Fragen den Vergleich mit Doneau's Hauptwerk weniger aushält. Die
matische Durchdenkung und Anordnung des Rechtsganzen, welche zugleich
bis in die geringsten Einzelnheiten jeder Lehre hinabreichend jedem Satz
festen Platz anweist, ist Savigny's Sache nicht; diese reine Systematik
schließlich nicht nur willkürlich, sondern auch nebensächlich; er findet
friedigung in der in sich übersichtlicheren künstlerischen Abrundung und
gestaltung einer jeden Lehre für sich, in der allseitigen Anwendung der
den römischen Classikern abgelauschten Methode, als deren Meister er
der Behandlung der Besitzlehre aufgetreten war. In solcher Durchbildung
er als „heutiges" römisches vor das reine Justinianische Recht, soweit es
Deutschland gilt; die abgestorbenen Bestandtheile werden energisch
und ausgemerzt; die dritte Möglichkeit der Existenz modificirter romano-
nistischer Normen findet keine oder verschwindend geringe Beachtung:
Bezug auf Würdigung dieser versäumt worden war, ließ sich nicht
holen. Am wenigsten blieb in die Schachte mittelalterlicher Folianten
zusteigen S. persönlich noch die Zeit; freuen wir uns, daß er, obschon
ohne jede Empfindung dieser Lücke, sich entschloß, die Arbeit so und soweit
zu stellen, als das Ziel der Jahre es ihm gestattete. Denn wenn sie
ihren ersten Zweck, der Praxis die Theorie näherzurücken und beide in
der großen Römer zu verschmelzen, nicht erreichen konnte und offenkundig
erreicht hat, so liegt eben für uns ihr Werth in einem Andern, darin, daß
in ihr eine Gabe genießen, welche der deutschen Jurisprudenz zuzuwenden
herrlichen Eigenschaften Savigny's noch einmal zusammengewirkt haben.
Gelehrsamkeit und ihre Ueberwindung; die Klarheit der Anlage und die
fichtigkeit der Ausführung; die Kunst der sicheren Unterscheidung und
seitigen Verbindung; und nicht zum mindesten der feste und abgeklärte,
gleich wohlthuende Stil, unseren Classikern nachgebildet und ihrer würdig.

Dieselbe Meisterschaft der Form, eine ruhige und edel durchgr
Beredsamkeit, wird Savigny's Lehrvorträgen allseitig nachgerühmt; sie
bar bei diesen wie bei seinen Werken von Anfang bis zu Ende gleichmäßig
vorgetreten. Uebrigens scheint in der Art und Weise seiner akademischen
keit, nach den verschiedenen uns über dieselbe erstatteten Berichten zu
mit den Jahren eine gewisse Aenderung eingetreten zu sein. Zu den
und Landshuter, wohl auch in den ersten Berliner Zeiten ein Lehrer voll
Feuers der Begeisterung, welcher dieses seinen Schülern und Freunden
theilen wußte, indem er sie den ganzen Forschungsproceß, welcher ihn zu
Ansichten geführt hatte, mit durchmachen ließ und sie so zugleich in
thode einweihte: tritt er in der Epoche höheren Alters als vornehm-
Persönlichkeit den Zuhörern unvermittelt gegenüber; die Rede fließt
objectiv dahin, die Ansichten werden als feststehende mitgetheilt, entgegen
Meinungen kühl beseitigt. Wenigstens durch die Collegiensäle, in welche
die Studirenden der ganzen gebildeten Welt drängten, wäre nach einigen
gaben zuletzt ein Zug marmorner Kälte, der marmornen Schönheit beige
gegangen; diejenigen, welchen Savigny's näherer Umgang und Unterr
gönnt wurde, wissen über derartiges zu keiner Zeit zu klagen; hier muß
Macht des Genies, verbunden mit der hoheitsvollen Anmuth des Menschen,
einzig bestrickenden Zauber geübt haben. Er hat von den beiden Grim
auf Arndts eine außergewöhnliche Anzahl bedeutender Schüler, welch
dauernd treueste Anhänglichkeit bewahrt haben, gebildet und ist theils unmi
theils mittelbar durch dieselben hindurch ein Lehrmeister Europa's gewesen.

Verglichen mit den großartigen Erfolgen Savigny's als Lehrer
Schriftstellers sind diejenigen verschwindend, welche er als Gesetzgeber

Ueber die Urſachen dieſes leidigen Ergebniſſes, infolge deſſen „ſechs koſtbare
te eines kräftigen Greiſenalters der Wiſſenſchaft geraubt" (Stintzing a. a. O.)
ben, vermag man ſich ein Urtheil zu bilden erſt ſeitdem Adolf Stölzel in
m umfaſſenden Werke über brandenburg-preußiſche Rechtsverwaltung und
tsverfaſſung (1888) die actenmäßige Geſchichte jener Jahre geſchrieben hat;
die oben bei der Schilderung von Savigny's Leben 1842—1848 gegebenen
elheiten ſind durchweg Stölzel entnommen; alle ältereren Darſtellungen
en damit hinfällig. So viel geht nun jedenfalls aus dem, was wir neu
hren, ſo objectiv Stölzel auch berichtet, hervor, daß ein erſter und weſent-
r Grund des Mißerfolges die zahlloſen Reibungen und peinlichen Aeuße-
gen des büreaukratiſchen Kaſtengeiſtes, der „Dienſtpragmatik", geweſen ſind,
he ihre Veranlaſſung in der unglücklichen Theilung zwiſchen Juſtizverwaltung
Geſetzgebung. Nahrung aber auch in perſönlicher Gehäſſigkeit fanden und
eilen geradezu ſich bis zu Intriguen gegen S. geſteigert haben. Allerdings
es ſeinen Widerſachern nie gelungen, ihn im Vertrauen ſeines Königs zu
üttern, aber gegen ihre ſonſtigen kleinen Machenſchaften, Behelligungen mit
gen untergeordneten Ranges, Entziehung der Arbeitskräfte, Heimlichkeit
Vorbereitung von Gegenentwürfen u. ſ. f. ſteht S., welchen man ſo gerne
„gewandten Diplomaten" verſchrieen hat, in wahrhaft rührender Unbefangen-
hülflos da; ſein Vertrauen darauf, daß es ſich um rein ſachliche Gegen-
handele, welche durch freundſchaftlich-perſönlichen Gedankenaustauſch ge-
en werden könnten, bleibt ſelbſt dann noch unerſchüttert, als die Gegnerſchaft
s Bornemann unverhüllt hervortritt; und nachdem dieſer und Uhden in
lichen Schriftſtücken die von dem anerkannten Beherrſcher der Jurisprudenz
führenden Entwürfe in wahrhaft unerhörter Weiſe geſchmäht haben, zeichnet
einträchtig mit ihnen Immediatberichte und -Vorſchläge. Zu dieſem mehr
erlichen geſellt ſich dann als zweiter und entſcheidender Grund die Ungunſt
Zeitverhältniſſe. Wenn je Jahre ein ruhiges, die bürgerlichen Rechtsfragen
tendenzfreien Löſung bringendes geſetzgeberiſches Schaffen durch die Erforderniſſe
inneren Politik unmöglich machten, ſo gilt dies von denjenigen, welche der 48er
ſis vorangingen, Jahre, während welcher der König bemüht war, durch vor-
tige Einräumung vereinzelter freiheitlicher Inſtitutionen unter Wahrung der
n Staatsform dem heranbrauſenden Sturm zuvorzukommen, während der
e Geiſt ſelbſt ſchon durch Beamte und Richter hindurchgeht. Gerade das
gegengeſetzte von dem, was S. zu leiſten berufen war, forderte eine ſolche
von ihrem Geſetzgebungsminiſter. Verordnungen mit liberalem Anſtrich
ten zur Sicherung der beſtehenden Verhältniſſe entworfen werden; dieſelben
ten die loyalen und religiöſen conſervativen Geſinnungen befördern, ohne
tionär zu erſcheinen; vor allem aber ſollte die Geſetzgebungsmaſchine raſch
rückweiſe arbeiten, je nach dem augenblicklich gerade lebhaft empfundenen
ürfniß oder auch nach der augenblicklich gerade herrſchenden Strömung; nicht
geiſtreiche Auffindung und ſorgfältige Durcharbeitung privatrechtlicher Prin-
en, ſondern auf politiſche oder adminiſtrative Reformgeſetze kam es an; nicht
ire ſtiller Ueberlegung, Wochen, höchſtens Monate rüſtiger Arbeit durfte die
rbereitung währen; nicht in ihrem ſyſtematiſchen Zuſammenhange, zuerſt prin-
elle Grundfragen, ſodann der Reihe nach die Folgerungen, ſollten abgeſchloſſene
ikte erledigt werden, ſondern einzelne Punkte ſo, wie ſie gerade auftauchten
Anſchluſſe an concrete Vorgänge des Staatslebens oder der Volksſtimmung
Preſſe. Seltene und hervorragende Eigenſchaften mußte der Mann beſitzen,
cher ſolche Aufgaben löſen ſollte: gewaltige Arbeitskraft und politiſch-legislatives
ngefühl; Geſchäftserfahrung und Ueberblick über das geltende Recht in Einzel-
en und Geſammtheit; Raſchheit des ſchmiegſamen Gedankens und Gewandt-

heit der scharfen Form: aber gerade diese Verbindung von Vorzügen ko
man bei S. nicht erwarten. Wenn man diesen Mann an diese Stelle berie
mußte man vorher wissen, was das hieß; man mußte wissen, daß er, ein Fa
Cunctator der Gesetzgebung, wie ihn Stölzel nicht ohne tadelnden Beigesch
nennt, während wir ihn lobend so bezeichnen möchten, sich das Ziel st
würde, lange gehegte Principien in wissenschaftlich-sorgfältiger langwieriger
staltung zu weitausholenden Vorschlägen mehr ausreifen zu lassen als au
bilden, politische Augenblickserwägungen dagegen möglichst auszuschließen.
man ihn eine Thätigkeit in diesem Sinne nicht entfalten ließ noch —
mals — entfalten lassen konnte, ist für das Schicksal seines Ministeriums
scheidend gewesen. — Freilich, wenn wir Bornemann glauben, so wären
diese Umstände nur nebensächliche, die Hauptursache läge in Savigny's Unfä
keit zur gesetzgeberischen Production, seinem Mangel an Thatkraft und Ur
sicht. Diese Anschuldigung gegen solchen Mann klingt so unglaubhaft, daß
lediglich Mangels Kenntniß der sich aus Stölzel erst ergebenden anderweiti
Erklärungsgründe des Mißerfolgs verständlich wird, wieso auch in weite
juristischen Kreisen ein ähnliches Urtheil sich vielfach bis heute hat erhal
können. Fragt man nach seiner inneren Berechtigung, so kann nur
Betrachtung der einzelnen Savigny'schen Gesetzentwürfe für nicht-politische
biete entscheiden; als solche kommen dann einzig diejenigen für Eherecht und
Civilproceß in Betracht. Der Ehescheidungsentwurf ist veröffentlicht und bil
zweifellos eine vortreffliche Arbeit, welche den höchsten Ansprüchen genü
dürfte und nur wegen politischer Bedenken nicht zum Gesetze erhoben wor
ist; der Civilproceßentwurf ist nicht veröffentlicht, hier sind wir auf einz
Mittheilungen und das Urtheil solcher, welche ihn in den Acten gesehen hab
angewiesen. Nach diesen Quellen scheinen denn wirklich die Einwände der Geg
zuzutreffen in Bezug auf die Form, welche, wie schon oben gelegentlich bem
wurde, zwischen Novelle und vollständiger Neuordnung ungeschickt in der M
stände; was wir über den Inhalt erfahren, klingt aber um so erfreulicher.
hören, daß S. das gesunde Princip von 1833, mündliche Verhandlung, zum Gru
satz für alle Processe genommen hatte; daß er die freie richterliche Beweiswürdig
durchzusetzen gedachte; und daß er einen Anwaltszwang einzuführen vorha
Namentlich an diesem letzten Punkt scheinen die Gerichte Anstoß genommen
haben; mag sein, daß, wie sie geltend machten, man damals noch nicht genüg
ausgerüstet war, um einer solchen Vorschrift nachzukommen; aber daß mit a
diesen aufgeführten Entscheidungen grundlegenden Fragen der für die Zukunft rich
Weg gewiesen war, ist augenscheinlich. Nimmt man hinzu, daß Stölzel n
umhin kann, seinen recht kühlen Ausführungen aus seiner umfassenden Ac
kenntniß und seinem lebhaften Gerechtigkeitsgefühl hervor die Erklärung hi
fügen, Savigny's vorbereitende Arbeiten seien „Musterleistungen an Gründl
keit, Ideenreichthum und echt wissenschaftlichem Geist", so gelangen wir ge
zu einem wesentlich günstigen Gesammtabschluß. Ist doch auch nur unter der
nahme, daß S. in sich die Kraft fühlte, das Justizwesen weiter denn man
andere zu fördern, erklärlich, wie ein Mann gleich ihm trotz aller Kränkung
und Belästigungen bis zum letzten getreu auf so undankbarem Posten a
geharrt hat.

Mitgewirkt hat dabei freilich außerdem sicherlich, daß seine ausgezeic
altpreußische Königstreue ihm nicht gestattete, während sich gerade von al
Seiten die Revolutionswolken zusammenballten, den Kampfplatz neben sei
Herrn freiwillig zu verlassen. Abgesehen von diesem mehr persönlichen Z
strengster Loyalität ist S. eigentlicher Staatsmann und Politiker nicht gew
er hat keiner Partei angehört. Infolge seiner monarchischen Gesinnung

schen Vorliebe für altüberlieferte und festgeordnete Zustände mochte er
len Stürmern als Reactionär erscheinen; dagegen haben andere Stimmen
Anschauungen über Rechtsbildung als revolutionär verdächtigt. Beides
recht: seine Antwort auf die Denunciation Gönner's stellt seine Ideen
solche Verdrehungen sicher, wirft eine Reihe anderer oberflächlicher Ein-
nieder und bringt in gewaltiger Sprache, mit Wendungen schärfster Ironie
alle Sonderbündelei, seinen wahrhaft allgemein deutschen Patriotismus
lusdruck; seine innerlich, wennschon durchaus nicht im Parteisinn, liberale
ung aber hat er deutlich an den Tag gelegt, als er den die Freiheiten
niversitäten voll würdigenden und vertheidigenden Artikel „Ueber Wesen
Werth der deutschen Universitäten", welcher 1832 zuerst erschienen war,
in seinen gesammelten kleinen Schriften wieder abdrucken ließ mit der
lung, irgend eine in demselben ausgesprochene Ansicht zu ändern oder
unehmen sei ihm unmöglich. Man weiß, was das damals heißen wollte;
aß allerdings auch Savigny's Grundlehre von der Rechtsentstehung aus
iese der Volksüberzeugung autokratischen Anschauungen mindestens nicht
elte, wird ebenfalls zugegeben werden müssen. Während diese Lehre als
en Geiste liberal erscheint, ist sie zugleich, indem sie die Liebe zur Ver-
heit pflegt, im besten Geiste conservativ; ihre Uebertreibung nach der
ären Seite hin, wie sie von einigen Schülern wohl versucht wurde, hat
s weit von sich gewiesen, daß sie „die Gegenwart, ihre Selbständigkeit
nd, unter die Herrschaft der Vergangenheit beugen" wolle, ausdrücklich
rt.

eit ausgeprägter als das politische war in S. das religiöse Leben; aber
ses nicht im Sinne irgend einer confessionellen Partei, am wenigsten in
gen moderner Orthodoxie. Von seiner Mutter in erster Kindheit streng
mirten Bekenntnisse erzogen, welches er für sich das ganze Leben hindurch
t, hat er eine fromme Katholikin geheirathet und die Kinder aus dieser
ht nur der Mutter folgen lassen, sondern auch der starken Betonung
nfession nie irgend welche Schwierigkeiten bereitet. Er selbst hat Be-
ig seines religiösen Bedürfnisses in dem persönlichen Umgange mit dem
nannten katholischen Priester Sailer, in der Lectüre von dessen Schriften
Thomas a Kempis Imitatio Christi gefunden. Bei alledem aber würden
n ihn gänzlich verkennen, welche ihn jener romantischen Schwärmerei für
holicismus und innerlichen Hinneigung zu demselben zeihen wollten, wie
als ja freilich so vielfach Modesache war. Gegen solche Auffassung
hn das feierliche Glaubensbekenntniß, welches er im J. 1840 dem alten
ger Freunde Pfarrer Bang gegenüber in einem Briefe ablegt, dessen Ver-
jung wir Enneccerus (a. a. O. Anhang S. 69) verdanken. Wer dieses
vangelium schönster Toleranz, aus gläubigem Gemüthe hervorgegangen,
sich aufzunehmen verlangt, wird es an Ort und Stelle nachschlagen;
uß wenigstens muß auch hier zum Abdruck gebracht werden. „Wenn ein
, so heißt es da, „nach allen Mühen, Schmerzen und Freuden eines
Lebens immer stiller und friedlicher wird in seiner Seele, immer ge-
er zum verborgenen Umgang mit Gott, wenn er immer weniger aus sich
acht, sowohl aus der Befriedigung seiner Neigungen als aus seinem Ver-
nd der Anerkennung die ihm widerfährt oder versagt wird, wenn er
iebt gleich sich selbst, nicht bloß, indem er ihnen hilft, wo sie seiner
(welches ja schon seinem Selbstgefühl schmeicheln kann), sondern indem
nen auch die von den seinigen verschiedenen Richtungen ehrt, indem er
das Gute in denen erkennt, die anderer Partei und Gesinnung sind als

er, wenn er sich nicht zu hoch hält für das scheinbar Geringe, das sich ihr
seinem Lebensweg als Aufgabe darbietet, sondern den edlen Kern in diesen
ringen herauszufinden weiß — wenn diese Zeichen sichtbar werden (w
ausschlagenden Blätter des Feigenbaumes), dann sollt Ihr denken, daß
Schüler die Lehre des Meisters wohl begriffen hat, mag er nun Protestan
oder Katholik, Rationalist oder Supranaturalist, mag er die Classike
die Erbsünde zu seinem besondern Mittel der Erbauung gebrauchen, ja
dann, wenn er auf diese besondere Gestalt, worin sich ihm die Lehre des M
befruchtend erwiesen hat, mehr Werth legen sollte, als Recht und für di
Duldsamkeit wünschenswerth ist."

Der dies schrieb, war kein katholisirender Romantiker. Ueberhaup
ist wohl keine Charakteristik allseitig verkehrter, als diejenige, welche ma
S. wohl durch die Zuordnung zu den Romantikern zu geben versucht hat
derartige Platzanweisung hat zunächst schon die geschichtliche Wahrschein
gegen sich, denn regelmäßig ist der Gang der litterarischen Zeitströmung
daß sie sich zuerst in Philosophie und schöner Litteratur, erst längere Ze
auf in den Sonderwissenschaften durchsetzen. Sodann und vor allem ist
schwerste Unbill, welche man Savigny's Rechtsursprungslehre anthun kann,
man sie mit den unklaren mittelalterlichen Sympathieen der Romantik ver
Nicht dunkle Empfindungen, Spiel der Phantasie, mittelalterlicher Spuk
bei der Erzeugung jener Lehre mitgewirkt, sondern im Gegentheil klarer
scher Blick für Vergangenheit und Gegenwart, bewußt wissenschaftliche Kri
Heuristik, Erkenntniß des Werthes classischer Litteratur und Bildung,
genau so steht es in allen sonstigen Beziehungen. Savigny's Persönlich
wie seine Lebensführung ernst, gemessen von Anfang an, bewußt vornel
würdevoll mit mildernder Anmuth; nicht haben wir eine hin- und her
kende, erst spät zur Einsicht gelangende, die Gegensätze suchend
humoristisch überspringende Romantikernatur vor uns. Savigny's in
juristischen Litteratur unerreichter Stil ist nicht romantisch schillernd, vo
gleich zu Vergleich, von Bild zu Bild eilend, ein den Leser umtobender, b
der und mitreißender Wildbach; sondern ein ruhig und majestätisch
fließender Strom, wirksam durch Klarheit, Sicherheit und Stätigkeit d
laufes, streng schlicht und sachlich. Savigny's Darstellung ringt nicht ren
mit dem Gedanken, indem sie uns den Autor bei dem Studium begleite
ihm durch Ranken und Gestrüpp uns durcharbeiten hieße; sondern sie st
den Gegenstand geschlossen und fertig, wie der Autor zu seiner völligen
schung gelangt ist, in scharfen und unwandelbaren Strichen vor, so d
den Eindruck gewinnen, als wäre hier das letzte Wort gesprochen, als kö
gar nicht anders sein. Nicht Romantiker, sondern Classiker ist S. nach
Gesinnung, Empfindung, Schreibart und Denkart. So sehr Classiker, daß ma
seiner gedenken kann, ohne ihn, wie vielfach geschehen, mit Goethe zu verg
Eine Reihe äußerer Umstände haben den Vergleich nahegelegt; beide Män
in Frankfurt a. M. geboren, aus bester Familie abstammend; beide sind
ihres ganzen Lebens, durch reiche Glücksgüter vor allen Sorgen der ma
Existenz geschützt, in der Lage gewesen, sich frei, wie der Geist sie trieb,
zu können, auch haben sie beide hohe Staatsämter eingenommen und
Umstande in ihrer ganzen Haltung bemerkbar Rechnung getragen; zulet
beide ihr Leben bis zum höchsten Greisenalter fortführen, so ihre Geis
allseitig voll entwickeln und der Welt ein abgeschlossenes Bild org
Blühens und Verblühens hinterlassen können. Unterstützt wird die Aeh
durch manche kleine Charakterzüge; wie Goethe so hat S. Beruhigun
Leidens, welches ihm das Leben brachte, in productiver Thätigkeit ge

so ist es S. widerfahren, trotz reinster Anschauungen wegen seiner heit für einen Fürstendiener gehalten zu werden; wie Goethe war h Alles eher, denn Tagespolitiker, so daß seine Aeußerung über die en er sich gerade in politisch erregtester Zeit zu litterarischen Arbeiten it ähnlichen Worten Goethe's fast zusammenfällt. Die Verwandtschaft Männer reicht aber noch tiefer, bis in die Elemente der Charaktere; ung und Vollendung der Form; die „olympische" Klarheit und der Anschauungen; die Verachtung alles Kleinlichen und Banausischen; ntschluß, in jedem Ding die höchsten und idealsten Gesichtspunkte auf- etragen von der Einsicht, auf diese Weise auch praktisch am besten zu ir das spätere Lebensalter eine gewisse Krystallisation der Ansichten eilen etwas spröder Zurückweisung jüngerer Strömungen; daneben und vor allem die innerlich stets genährte, nicht im Flammenspiel e, sondern starke und warme und gleichmäßig brennende Liebe für den : alle diese Wesensbestimmtheiten Goethe's kehren bei S. wieder. — o wir denn wohl berechtigt, obschon wir die bedeutsamen, weit über das durch die Verschiedenheit des Gebietes der Geistesbethätigung Be- ausreichenden Unterschiede keineswegs verkennen dürfen, für die ab- Würdigung der allgemeinen Bedeutung Savigny's von Goethe aus- Was uns dieser in Poesie und Litteratur, das ist jener auf dem be- Gebiete der Rechtswissenschaft gewesen; wie alle Völker der gebildeten he verehren, so hat überallhin — Goethe selbst bezeugt es in einem Wort — den Ruf deutscher Rechtsgelehrsamkeit S. getragen; wie ausragt über Nation und Zeit und, ein Gut der ganzen Menschheit, ten Classikern anreiht: so ist S. eine Zierde nicht bloß der deutschen, er Jurisprudenz, der Classiker unserer bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit lbarem Anschlusse an die Classiker der römischen Civilistik.

dorff, Friedrich Karl v. Savigny, Erinnerung an sein Wesen und in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte II (1863), 1—68. — Ennec- F. K. v. Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft, ner Auswahl ungedruckter Briefe, Marburg 1879. — v. Bethmann- Savigny als Rechtslehrer, Staatsmann und Christ, in der Zeitschrift tsgeschichte VI, 42—81. — Arndts, Gedächtnißrede zum Andenken K. v. Savigny, in der Kritischen Vierteljahrschrift IV, 1—16. — . Friedr. K. v. Savigny, ein Beitrag zu seiner Würdigung, Sonder- aus dem 9. Bande der Preußischen Jahrbücher. — Pernice, Savigny, Berlin 1862). — R. Ihering in seinen und Gerber's dogmatischen gern V, 354—377. — Sohm in Grünhuts Zeitschrift für das Pri- öffentliche Recht der Gegenwart I, 258, 274. — Bruns, Zur Er- an Fr. K. v. Savigny, Vortrag gehalten in der Friedrich-Wilhelms- ät zu Berlin am 21. Februar 1879. — Brinz, in der Kritischen hrsschrift XXI, 473—490 und XXII, 161—180 (zusammenstellender tiefender Bericht über die zur Feier von Savigny's hundertjährigem ag 1879 an fast allen deutschen Universitäten und Akademien en Reden und erschienenen Arbeiten, von welchen einzelne, soweit sie ere Benutzung hier gefunden haben, vorstehend genannt sind, wäh- die übrigen auf Brinz verwiesen sein mag). — J. v. Döllinger, sche Vorträge II, 94 ff. (Gedenkworte). — Bettina v. Arnim, Goethe's hsel mit einem Kinde, 3. Auflage, Berlin 1849, namentlich S. 105, 1. — Diel u. Kreiten, Clemens Brentano (ein vollständiges Register e des zweiten Bandes gibt unter Stichwort Savigny die Nummern en, auf welchen seiner erwähnt wird). — Jacob Grimm, Vermischte

Schriften I, 115 ff. — Goethe, Werke, Ausg. letzter Hand, XLIX,
Haelschner, Geschichte des Brandenburgisch-Preußischen Strafrechts (de
schen Strafrechts erster Theil) 269—283. — A. Stölzel, Bran
Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung II, a. v. O., n
527—628. — E. Schwartz, Die Geschichte der privat-rechtlichen Codi
bestrebungen in Deutschland, in dem Archive für bürgerliches R
Einschluß des Handelsrechts, herausgegeben von Kohler und Ring, I,

Ernst Lands

Savigny: Karl Friedrich v. S., preußischer Diplomat, geb
19. September 1814 in Berlin als Sohn des damaligen Geheimen R
raths und Mitglieds des preußischen Staatsraths, Professors der Rechte
Karl v. S. Seine Mutter war Kunigunde, eine Schwester Clemens Br
Der Vater ließ ihm zunächst längere Zeit häuslichen Unterricht erthe
war dann darauf bedacht, ihm eine clerikale Erziehung zu theil werden
Daher besuchte S. nur ein Jahr lang das französische Gymnasium i
um dann auf das Collegium romanum, hiernach in das Collegium Sel
in Neapel überzugehen. Nachdem er in Paris, München und Berlin d
studirt, legte er im Mai 1836 die erste juristische Prüfung ab und
alsdann beim Stadtgerichte in Berlin als Kammergerichtsauscultator.
standener Referendariatsprüfung wurde er seit Juni 1837 bei der Regi
Aachen als Referendar beschäftigt. Im September 1838 zur diplo
Laufbahn zugelassen, bestand er am 6. Juni 1839 das diplomatische
und wurde im März 1840 mit den Geschäften eines Legationssecretärs
königlichen Gesandtschaft in London commissarisch beauftragt. Im M
wurde er endgültig als Legationssecretär in Dresden angestellt und 184
er den Posten eines Legationssecretärs in Lissabon. Nachdem ihm im J
die Kammerherrnwürde verliehen war, erfolgte am 1. März 1847
förderung zum Legationsrath und im Juni 1848 seine Versetzung als L
secretär in London. Vom November 1848 an wurde er in der politis
theilung des Ministeriums des Aeußern beschäftigt. Noch in demselb
sandte ihn das Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu besonderem Zw
Frankfurt a. M. Als es sich nämlich nach dem Rücktritt des Reichsmin
v. Grävell herausstellte, daß der Reichsverweser zur Niederlegung seiner
in Güte nicht zu bewegen sei, kam es der preußischen Regierung darau
Entscheidung über die Fortdauer der provisorischen deutschen Centralgen
zuziehen, bis es ihr etwa gelungen sein werde, durch übereinstimmende
der deutschen Fürsten die Frage der ihr erwünschten Lösung zuzuführ
diesem Zwecke versprach man sich in Berlin viel von Savigny's
Formen. Beigegeben war ihm Oberstlieutenant v. Damnitz. Im Ju
wurde er zum wirklichen Legations- und vortragenden Rath im Mi
des Aeußern ernannt. Während der Unruhen in Baden dem Haupt
des Prinzen von Preußen beigegeben, wurde ihm im Juni 1850 der
schaftsposten in Karlsruhe übertragen. Hier hat er mit Erfolg die R
welche nach dem Rücktritt des Ministeriums Klüber sich Oesterreich zu
begann, für die preußische Politik zu gewinnen gesucht. Infolge de
1856 die Vermählung des Großherzogs Friedrich mit der Tochter des
von Preußen zu Stande. Auch im badischen Kirchenstreite ist S. erfolg
Sinne Preußens thätig gewesen. 1853 und 1854 fiel ihm nämlich die
zu, die badische Regierung in ihrem Streite mit dem Erzbischof von
des Rückhaltes an Preußen zu versichern. Am 22. November 1853
daher dahin instruirt, in Karlsruhe zu erklären, daß keine Regierung ein
offene Auflehnung gegen die Staatsgesetze dulden könne. Der preußische

tage, v. Bismarck, welcher sich in diesen Angelegenheiten nach Karls-
n hatte, bezeugte in einem Schreiben vom 31. Januar 1854 an den
Manteuffel, S. habe „durch vorsichtige und tactvolle Haltung sich
Grade das Vertrauen aller dortigen einflußreichen Persönlichkeiten
d auf diesem Wege der preußischen Regierung in Karlsruhe eine
de Stellung erworben"; S. habe, „obschon selbst Katholik, jene auch
rsönlich getheilte Auffassung geltend gemacht"; es möge ihm eine
Anerkennung ausgesprochen werden. Infolge umfassender Verände-
der preußischen Diplomatie im Februar 1859 zum Gesandten in
d bei den sächsischen Herzogthümern ernannt, gelang es ihm zwar,
Politik, wonach ein Angriff auf Oesterreichs nichtdeutsche Besitzungen
iffe auf das deutsche Bundesgebiet gleich erachtet werden solle, etwas
Sachsens Anschluß an die sogen. Würzburger Regierungen vermochte
cht zu hindern. Dagegen war es ihm zu verdanken, daß König
otz starker Gegenwirkungen Oesterreichs, den preußisch-französischen
rag im Mai 1862 den Kammern zur Zustimmung vorlegen ließ.
Savigny's Verdienst, die Militärconvention Preußens mit Sachsen-
sen ersten Schritt zur militärischen Einigung Deutschlands, zu Stande
haben. Im December 1862 erhielt er den Posten des Gesandten
und wurde zum wirklichen geheimen Rath mit dem Titel Excellenz
n Brüssel wohnte er auch als Bevollmächtigter Preußens der am
863 zusammengetretenen Conferenz der Seestaaten wegen Ablösung
zolls bei. Im Februar 1864 erfolgte seine Ernennung zum bevoll-
Minister bei der deutschen Bundesversammlung. Diese Stelle be-
is zum 14. Juni 1866, wo er nach Annahme des österreichischen
gsantrags die historische Erklärung wegen Bruchs des Bundesvertrags
rundzüge eines neuen Bundes abgab. Die Art, wie S. sich dieser
ledigte, rief mehrfach Tadel hervor, namentlich fand man es nicht
ß er danach und trotz seiner Anzeige von der Einstellung seiner
ie Versammlung nicht sofort verließ. In demselben Jahre war es
n, sich hervorragend an der deutschen Reform zu betheiligen: er war,
arck, preußischer Bevollmächtigter beim Abschluß des Friedens mit
der am Krieg gegen Preußen betheiligt gewesenen süddeutschen
iern, Württemberg, Hessen-Darmstadt), sowie namentlich mit Sachsen;
ner im August 1866 in Berlin die Regierungsconferenzen zur Ent-
Verfassung des Norddeutschen Bundes und war preußischer Bevoll-
beim constituirenden Reichstage. Seine Verdienste bei Leitung der
handlungen mit mehreren deutschen Staaten wurden am 11. Novbr.
Tage des allgemeinen Friedens- und Dankfestes, durch Verleihung
omthurkreuzes des Hohenzollernschen Hausordens mittest Schreibens
anerkannt. Der Staatsanzeiger hob diesen Grund ausdrücklich her-
ich trat bei S. eine große Wandelung ein. Nach weit verbreiteter
ch er sich bei der weiteren Neuordnung der Dinge in seinen Erwar-
uscht, namentlich scheint er die Stellung eines deutschen Bundes-
trebt zu haben. Nach der Bedeutung, welche im constituirenden
ieser Stelle beigelegt wurde, stellte sich die Nothwendigkeit heraus,
kanzler und preußischer Ministerpräsident eine und dieselbe Person
. Diese Ueberzeugung theilte auch S. mit Bismarck, aber sie führte
rsönlichen Enttäuschung. Dies hat Fürst Bismarck am 5. März
eichstage bei Berathung des Gesetzentwurfs über die Stellvertretung
nzlers bestätigt. Jene Ueberzeugung habe ihm, wie er fürchte, einen
iet. S. wurde im Februar 1868 mit Wartegeld in einstweiligen Ruhe-

stand versetzt. Dies hatte er veranlaßt, um sich an der parlamentarischen Führerschaft der katholischen Centrumspartei zu betheiligen. Zu diesem Zwecke war er schon für 1867—68 vom schlesischen Bezirke Pleß-Rybnik ins Abgeordnetenhaus und wurde er 1868 vom Bezirke Koblenz-St. Goar in den Norddeutschen Reichstag gewählt. Der von jener Partei am 11. Januar 1871 erlassene Aufruf zu den Reichstagswahlen trug Savigny's Namen an der Spitze. Im Juli 1871 wurde ihm die nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienste, unter Verleihung des Kronenordens 1. Klasse mit dem Emaillebande des rothen Adlerordens, ertheilt. Bei der Wahl von 1871 wählte ihn der obige Bezirk wieder in den Reichstag; im Abgeordnetenhause vertrat er 1870—75 den Bezirk Schleiden-Malmedy-Montjoie. Die parlamentarische Wirksamkeit schien für S. nur das Mittel zu sein, um im Unmuth über seine Enttäuschung das große Werk der nationalen Reform ebenso feindlich zu bekämpfen, als er es früher gefördert hatte. Trat er auch als Redner in den Parlamenten nicht besonders hervor, so gereichte er der ultramontanen Partei in ihrem ganzen Vorgehen doch zu großem Nutzen. Dieselbe wurde in den „Grenzboten" (1872 Nr. 7) „Fraction Windthorst-Savigny" benannt und als „Sammelpunkt, Ablagerungsstätte kleiner Aergernisse verkannter Größen und ephemerer Leidenschaften" bezeichnet, ihm selbst die den Söhnen berühmter Väter oft eigene Eigenschaft des Narciß beigelegt. Die Größe der Rolle, welche er seit 1866 gespielt, habe ihn vorübergehend gehoben; er sei aber in den Irrthum verfallen, sich selbst für den Schöpfer der Rolle zu halten (Grenzboten 1872, Nr. 13). Er starb am 11. Februar 1875 in Frankfurt a. M. Verheirathet war er mit einer Schwester des Grafen v. Arnim-Boytzenburg, Oberpräsidenten von Schlesien, welche ihm zu Liebe vom evangelischen zum katholischen Glauben überging. Ueber die Familie Savigny: Zeitschrift „Herold" in Berlin VI (1875), S. 28.

Poschinger I, 35, 350—358; II, 156; III, 45, 149, 271. — Busch, Graf Bismarck und seine Leute. — Im neuen Reich 1875, I, 313. — Nat.-Ztg. 1875, Nr. 72. — Fischer, Preußen am Abschluß der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Berlin 1876), S. 753. — Graf v. Beust, Aus Drei vierteljahrhunderten I, 48. Stuttgart 1887. — Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I, 279. Berlin 1888.

Wippermann.

Savry: Roelandt S., Landschafts- und Thiermaler, geboren zu Courtrai im J. 1576. Er wurde zuerst durch seinen bedeutend älteren Bruder Jan, der zuweilen für dessen Vater genommen wird, in der Thiermalerei unterrichtet; später begab er sich nach Amsterdam zum Maler Hans Bol, wo er Landschaften malte. Als Vorwürfe für seine landschaftlichen Gemälde liebte er wilde Gegenden, Gebirge, Wasserfälle zwischen Felsen, reißende Ströme und ähnliche Naturerscheinungen. Uebrigens kommen auch Landschaften mit Thieren vor. In seinen Bildern herrscht die blaue Farbe stark vor. Heinrich IV. von Frankreich liebte seine Bilder, weshalb der Künstler eine Zeitlang sich in Frankreich aufhielt, worauf er vom Kaiser Rudolf II. nach Prag an dessen Hof berufen wurde. Für diesen kunstliebenden Herrscher malte er viele Bilder, darunter eine große Folge von Ansichten aus Tirol, wohin ihn der Kaiser zu diesem Zwecke sandte. Als der Kaiser 1612 starb, siedelte der Künstler nach Utrecht über, wo er 16[illegible] in die Lucasgilde aufgenommen wurde. Hier starb er im J. 1639. Die Bilder aus der Rudolphinischen Sammlung wurden nach Wien überführt, wo sich im Belvedere noch zwölf Bilder des Meisters befinden, darunter Orpheus, der mit seinem Spiel die wilden Thiere besänftigt, ein Vorwurf, den er oft wiederholte (solche Bilder im Haag und in Berlin), das Paradies (1623), Landschaft mit Jägern (1604), verschiedene Gebirgslandschaften, mit 1608, 9, 10 und

bezeichnet. Die vom 1609 enthält als Staffage die Versuchung Christi. Im Haag findet man außer dem bereits genannten Bilde einen h. Hieronymus in der Wüste, in Dresden eine Arche Noe und einen Waldstrom zwischen Felsen, beide vom Jahre 1620 und noch eine Gebirgslandschaft vom Jahre 1625; eine desgleichen in Braunschweig, wo sich auch ein Thierstück befindet; auch die Sammlungen von München, Utrecht, Petersburg u. a. besitzen Werke des Meisters. Er hat auch ein Blatt selbst radirt, welches sehr selten ist, ein Baumstumpf mit entblößten knorrigen Wurzeln. Andresen schreibt ihm noch drei weitere Blätter zu, die einen Ziegenhirt, eine Hirsch- und eine Fuchsjagd darstellen. Nach seinen Gemälden haben insbesondere Isaac Major, Balzer und Magdalena e Passe Stiche ausgeführt. Unter ihm wurden mehrere namhafte Künstler, ie Nieulant, A. van Everdingen, Gillis de Hondekoeter und sein Neffe Jan usgebildet.

s. Houbraken. Immerzeel. Kramm. Andresen, Deutscher P.-Gr. IV.

Wessely.

Savry: Salomon S., Zeichner und Kupferstecher. Das Jahr seiner eburt ist unbekannt, Basan setzt es irriger Weise in 1651 und nennt Seeland inen Geburtsort. Nach schriftlichen Documenten in Amsterdam starb er am Januar 1616, alt 22 Jahre, daher er 1594 geboren sein müßte. Man aubte früher, er gehöre nicht zur Familie des Vorigen, aber beide Künstler reiben sich bald Savery, bald Savry. Es hat sich auch herausgestellt, daß elant ein Oheim des Salomon war. S. verfertigte einige Copien nach Rem- andt, wie den Anslo, van Tol und andere. Von seinen weiteren Stichen rden seine schön ausgeführten Bildnisse nach van Dyck, J. de Baker, Lievens, . de Keyser sehr geschätzt. An dem Werke, welches die Feierlichkeiten zum npfang der Maria de' Medici in Amsterdam zum Gegenstande hatte und das ter dem Titel „Medicaea Hospes" . . . Amsterdam 1638 erschien, war S. t den andern Stechern Nolpe und van Dalen auch betheiligt und führte von n 17 Blättern sechs aus. Von heiligen Darstellungen sind mehrere Copien ch Rembrandt erwähnenswerth, dann werden auch mehrere Folgen seiner lturgeschichtlichen Blätter gesucht und geschätzt, wie die Bauernscenen, bra- ntische Frauentrachten nach T. v. Hals, 17 Bl. zu Ovid's Metamorphosen a. m. Sein Grabstichel arbeitet sicher und geistreich, weshalb seine Blätter mer ihren Werth behalten werden.

s. Kramm.

Wessely.

Sawitsch: Alexei S., geboren am 9. März/25. Februar 1810 auf dem ute Bjelowodst im Gouvernement Charkow, † am 27./15. August 1884 auf m Gute Blagodat im Gouvernement Tula, welches ihm eigen gehörte. Ob- ol der Sohn russischer Eltern hat sich S. doch als Dorpater Lehrer und als erfasser vieler deutsch geschriebener Schriften dem deutschen Volke viel zu he genähert, als daß an dieser Stelle sein Name und seine Lebensgeschichte glen dürften. S. war der Sohn eines Cavallerieofficiers, die Erziehung im lternhause ließ manches zu wünschen übrig, und auch die Schule in Sudscha, elche der Knabe zunächst besuchte, bot ihm nur wenig, so daß erst der Aufent- lt auf der Charkower Mittel- und Hochschule, welch letztere S. in dem jugend- chen Alter von 16 Jahren bezog, seine schlummernden Talente zu wecken im tande war. Bald jedoch vertauschte er Charkow mit Moskau, das Studium r Rechte mit dem der Mathematik, und schon nach drei Jahren bestand er rtselbst seine erste Prüfung. Mangel an Mitteln bewog ihn zur Annahme ner Hauslehrerstelle, doch fand er glücklicherweise in der neuen Stellung Zeit nug, um weiter arbeiten zu können, und so sehen wir denn den erst Dreiund- anzigjährigen mit solchem Erfolge dem Magisterexamen sich unterziehen, daß

die Moskauer Universitätsbehörden den jungen Mann der Regierung zu [illegible] derer Berücksichtigung anempfehlen durften. Dies hatte zur Folge, daß S. mit einem Staatsstipendium nach Dorpat gesandt wurde und zugleich als Mitglied des „Professoreninstituts" die Anwartschaft auf eine entsprechende Anstellung in der Heimath erhielt. Auf der baltischen Universität wurden seine Lehrer W. Struve und der Mathematiker Bartels, Gauß' einstiger Lehrer und Freund; S. bildete sich rasch genug aus, um 1836—37 an größeren geodaetischen Operationen theil nehmen und 1839 glänzend in Dorpat promoviren zu können. Da Struve damals gerade zur Uebernahme der Directorstelle nach Pulkowa, der Observator Preuß (s. A. D. B. XXVI, 580) mit Tod abgegangen war, so hielt man unseren S. gleich in Dorpat fest und übertrug ihm als nominellem Nachfolger von Preuß die zeitweilige Leitung der Sternwarte. Im J. 1840 aber wurde er nach St. Petersburg berufen und wirkte daselbst bis 1846 als außerordentlicher, bis 1879 als ordentlicher Professor der Astronomie, nur zweimal seine Thätigkeit durch kürzere Reisen in das Ausland unterbrechend. Weniger durch glänzenden Vortrag, als durch hinreißende Begeisterung für sein Fach wirkte er auf seine Zuhörer an den verschiedenen Anstalten, deren Lehrercollegium er gleichweise angehörte: neben der Universität waren dies die Generalstabsschule, die Marineakademie und noch andere Institute. 1862 wurde S. Mitglied der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften. Stets körperlich rüstig durfte er seine unausgesetzten Studien niemals durch Gesundheitsrücksichten gestört sehen und auch seinem Tode war keine eigentliche Unpäßlichkeit vorangegangen, vielmehr fand man ihn am obengenannten Tage sanft eingeschlafen auf einer Gartenbank in seinem Landgute, auf welchem er einen Theil des Jahres zuzubringen pflegte. Verheirathet war S. seit 1844 mit einer Kurländerin, welche ihm nach ihrem nach dreißigjähriger Ehe erfolgten Tode zwei Söhne hinterließ.

Die wissenschaftliche Thätigkeit des bis zu seinem Ende unermüdet thätigen Mannes war vorwiegend eine didaktische. Schon seine russisch abgefaßte Magisterdissertation suchte mit großem Geschick eine Uebersicht über die besten Methoden zur Lösung des Ortsbestimmungsproblems zu geben, und demselben Zwecke diente sein 1845 mit dem Demidow'schen Preise gekröntes Werk, welches ebenfalls russisch erschien, bald aber von Götze in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Abriß der praktischen Astronomie, vorzüglich in ihrer Anwendung auf geographische Ortsbestimmung" (zwei Bände, Hamburg 1850) herausgegeben wurde. In deutscher Sprache behandelte S. selbst eine hierher gehörige Specialaufgabe (Astron. Nachr., 1843), deutsch war auch die Sprache seines Lehrbuches „Anfangsgründe der Kosmographie und mathematischen Geographie" (St. Petersburg 1851) und gleichermaßen der Doctordissertation „Ueber die Höhe des kaspischen Meeres und der Hauptspitzen des kaukasischen Gebirges". Letztere Arbeit führt uns auf ein anderes Feld von Sawitsch's Thätigkeit, auf das geodaetische. Unter W. Struve's Oberleitung führte derselbe nämlich, in Gemeinschaft mit Fuß und Sabler, während der Jahre 1836 und 1837 das großartige Nivellement aus, welches den Höhenunterschied zwischen dem kaspischen und asowschen Meere festzustellen bestimmt war und nicht allein diesen Zweck vollständig erreichte, sondern auch eine Reihe wichtiger und neuer Gesichtspunkte für die Theorie der terrestrischen Refraction lieferte. Letzterem Gegenstande ist auch eine größere Abhandlung von S. in dem Jahrgange 1855 der von der kaiserlichen Akademie herausgegebenen „Mémoiren" gewidmet. Nicht minder nahm S. an dem großen, von seinem Lehrer Struve begonnenen Gradmessungswerke theil, zu dessen Unterstützung er von 1864 ab mit einem Repsold'schen Apparate auf den Hauptstationen die Länge des Secundenpendels bestimmte. Andere Untersuchungen von ihm bezogen sich auf die Zeitbestimmung, auf die Berechnung

von Satelliten und Cometenbahnen (besonders des Cometen von 1585) und auf Wahrscheinlichkeitsrechnung, doch mußte er sich wesentlich auf theoretische Studien beschränken, da das ihm unterstellte Observatorium zunächst nur Lehrzwecken zu dienen hatte und nicht für Beobachtungen größeren Stiles eingerichtet war. Noch in höherem Alter redigirte er von einem umfassenden „Handbuche der Sternkunde" persönlich den ersten Band, die sphärische Astronomie enthaltend, während allerdings der zweite Theil, die theoretische Astronomie, erst nach seinem Abscheiden von Dubjago herausgegeben werden konnte.

O. Struve's Nekrolog im 19. Jahrgange der „Vierteljahrsschrift der astronomischen Gesellschaft" (S. 105 ff.) — Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Band, Leipzig 1863, Sp. 763.

Günther.

Sax: Bruder Eberhard v. S., ein geistlicher Lyriker, den uns die große Heidelberger Liederhandschrift erhalten hat, steht in ihr mitten in einer Reihe von Schweizer Dichtern. Das Wappen, das ihm der Bildermaler beilegt, bestätigt, daß er dem jetzt ausgestorbenen Freiherrngeschlechte v. S. (oder Hohensax) angehörte, demselben Geschlechte, in dessen Besitz der prachtvolle Codex sich befand, ehe er in pfälzische Hände kam. Daß Eberhard Geistlicher war und zwar Dominicaner, gibt die Handschrift ausdrücklich an: ein urkundlicher Nachweis vom 9. November 1309 macht es sehr wahrscheinlich, daß er dem Dominicanerkloster zu Zürich angehörte und in ihm, seinem Range gemäß, eine sehr angesehene Stellung einnahm. — Eberhard ist kein Minnesinger. Er hat den anerkennenswerthen Versuch gemacht, die lateinische Hymnendichtung in deutscher Sprache nachzuahmen. In diesem Streben hat er einen Lobgesang auf die Jungfrau Maria gewagt. Lehrreich ist vor allem die Form, die er gewählt hat. Sie vermittelt zwischen deutscher und lateinischer Technik. Eine zweitheilige rochäische Strophenform, die ich aus Adam's v. St. Victor Hymne iocundare plebs fidelis (Daniel, Thesaurus II, 84) kenne, bringt er einfach durch Wiederholung von zwei auf drei Theile: damit war den Ansprüchen der mhd. Kunst genügt, und die Melodie des lateinischen Gedichtes konnte Eberhard wahrscheinlich ruhig beibehalten. Er war kein formales Talent. Seine zahllosen Enjambements erklären sich allerdings wol daraus, daß er seine Strophe nicht in volle Verse, sondern nur in drei Perioden zerlegt wissen wollte: aber auch Reim und Betonung lassen manches zu wünschen, und zweimal entschlüpft ihm ein fremder Auftact. Diese formalen Mängel sind um so auffälliger, als Konrad von Würzburg, der Virtuose der Form, ihm poetisches Muster war. Sein vierzigstrophiger Marienhymnus lehnt sich, sogar wörtlich, an Konrad's goldene Schmiede an; ihr entnimmt er die große Masse seiner gehäuften Bilder, zwischen die sich Klagen über die Unzulänglichkeit des menschlichen Lobes flechten. Von einem complicirten Loblied auf Christus, das in einer Strophenform Konrad's abgefaßt werden sollte, sind nur die Anfangszeilen erhalten; ein paar Verszeilen, die in der Handschrift nur auf dem Bilde, nicht im Texte stehen, sind zu roh, als daß sie Eberhard gehören könnten.

v. d. Hagen, Minnesinger I, 68; III, 592; IV, 98. — Bartsch, Die Schweizer Minnesänger, Nr. 28. — W. Grimm in seiner Ausgabe der goldnen Schmiede, S. XIX.

Roethe.

Sax: Heinrich v. S., Minnesänger. Ohne Zweifel gehört er dem alten, angesehenen und kunstliebenden Geschlecht der Herren v. S. oder Hohensax an, dessen Stammburg im Rheinthal bei Feldkirch lag. Ein Vorfahr des Dichters, Ulrich v. S., war 1204—1220 Abt in St. Gallen und wurde nach seinem

Tode von Ulrich v. Singenberg, dem begabten Schüler Walther's v. d. Vogelweide, in einem warmen Nachruf beklagt: gewiß ein Zeichen, daß er zu dem Minnesang freundliche Beziehungen unterhalten hatte. Dessen Bruder Heinrich v. S. (urkundlich 1194—1235 oder 1236) nahm eine hohe Stellung ein und befand sich häufig in der Umgebung Heinrich's VI. und Friedrich's II. Dieses Heinrich's Enkel ist der Minnesänger, der auf Schloß Clanx wohnte und 1230 bis 1258 urkundlich sich nachweisen läßt. Ein etwas jüngerer Geschlechtsgenosse ist der Dominicaner Eberhard v. S., der sich als Spruchdichter versucht hat (s. oben S. 457). Und im 16. Jahrhundert lebte das alte Interesse der Familie an der Kunst des Minnesangs noch einmal auf in dem Freiherrn Johann Philipp v. Hohensax (1550—1596), einem umfassend gebildeten, vielgereisten, als Politiker und im Kriegsdienst bewährten Manne, der auf seiner Burg Forsteck das kostbare Kleinod der großen Heidelberger (früher Pariser) Liederhandschrift verwahrte. Wahrscheinlich war der Codex sein Eigenthum und von ihm nach 1574 erworben (vgl. Zangemeister, Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst VII, 340, wo aber ohne überzeugenden Grund behauptet wird, daß die Handschrift von ihm aus der Bibliothek des Kurfürsten von der Pfalz nur entliehen worden sei). Neben litterarischem mochte auch ein Familieninteresse ihn zur Gewinnung der Handschrift bestimmt haben, die Gedichte seiner Vorfahren in sich hielt. Ueberliefert sind uns von Heinrich v. S. ein Leich und vier Lieder. Der Leich ist ein echt höfisches Gesellschaftslied zum Tanz: die alten drei typischen Elemente des Tanzliedes (Naturschilderung, Aufforderung zum Tanz und Tanzbild), aber ganz überwuchert von der Zuthat persönlicher Bekenntnisse. Der Dichter stellt sich in den Kreis der Gesellschaft, klagt ihr in wortreichen, sich oft wiederholenden Wendungen sein Liebesleid, immer wieder seine Treue zur Geliebten betheuernd; trotz allem Kummer erklärt er sich bereit, zum Tanz zu singen und gibt nun mit den hergebrachten Farben ein Gemälde der Sommerfreuden, der sich schmückenden Landschaft; ganz flüchtig taucht darunter auch ein Bild der Scenen des Reigens unter der Linde auf, aber dann wendet er sich wieder seinen Herzensangelegenheiten zu und mit einem Compliment an die Damen erklärt er den Tanz für beendet. Die Lieder haben gleichfalls nichts Bedeutsames oder Originelles: es ist die helle, glatte, virtuose Minnesingerei, wie sie gerade in den alemannischen Gegenden während des 13. Jahrhunderts ausgebildet und von jedem einigermaßen geübten Talentchen anmuthig zu Gehör gebracht wurde, lieblich, leicht und ziervoll wie auf Schmetterlingsflügeln schwebend und gaukelnd. Kein Wunder, daß Schiller, dessen Dichtung mit Adlersfittichen emporrauscht, von ihr nichts wissen wollte.

v. d. Hagen, Minnesinger I, 90—94; III, 594 f.; IV, 98—100. — Bartsch, Die Schweizer Minnesänger. Frauenfeld 1886, Nr. XIV (S. XCIII ff. 138 ff.).

Burdach

Sax: Josef Edler v. S., Militärarzt, geb. am 8. März 1761 [illegible] Dresden als Sohn des Fabrikdirectors beim Grafen Brühl, † am 30. Januar 1839 zu Wien. Nachdem sein Vater 1779 nach Wien übergesiedelt, besuchte er den 1782 von Brambilla gegründeten Lehrcurs am Militärhospitale zu Gumpendorf und trat 1784 als Unterarzt in den österreichischen Militärdienst. 1786 begleitete er sein Regiment nach den Niederlanden; 1788 wohnte er als Oberarzt der Belagerung von Belgrad bei, um daselbst gegen Wechselfieber, Typhus und namentlich gegen Ruhr zu kämpfen, wegen Mangels zweckmäßiger Gebäude brachte er seine Kranken in Baracken unter, welche Josef II. einzig zu diesem Zwecke in Wien von Holz erbauen und auf der Donau wegbefördern ließ —

wol das älteste Beispiel „transportabler Feld-Krankenbaracken". 1794 marschirte S., nachdem er 1793 Doctor und Regimentschirurg geworden, mit seiner Truppe nach der Festung Mainz, wo er eine Belagerung auszuhalten hatte; 1799 ging er nach Italien und wohnte hier mehreren Gefechten, in denen er verwundet wurde, bei. Auch in den folgenden Feldzügen 1805, 1809, 1812, 1813 und 1815 entwickelte er eine umfangreiche Thätigkeit, welche auch amtlich damit anerkannt wurde, daß in der Schlacht bei Leipzig 1813 seine Erhebung in den erblichen Adelstand stattfand. 1825 wurde S. zum dir. Stabsarzt von Ober- und Nieder-Oesterreich ernannt, als welcher er 1835 pensionirt wurde. — S. war weder ein hochgelehrter noch ein schriftstellerisch sich auszeichnender Arzt, wol aber einer der besten Aerzte, welche sein kriegerisches Zeitalter gesehen hat. Das Schlachtfeld war seine Schule und seine Werkstatt. Hier hat seine ungewöhnlich reich ausgestattete Natur Thaten vollbracht, welche der Nachwelt immerdar mustergültig erscheinen werden.

Nekrolog ꝛc. verf. von F. J. Mezler von Andelberg. Prag 1852 (Sonderabdruck aus der neuen med.-chir. Zeitung, 3. Bd., Innsbruck 1840).

H. Frölich.

Sax: Petrus S., Historiograph, geboren am 6. September 1597 zu Evensbüll in der Landschaft Eiderstedt (Schleswig-Holstein) als Sohn eines wohlhabenden Hofbesitzers Sax Laurentzen, der 70 Jahre alt, 1648 gestorben. Er besuchte zunächst das Gymnasium in Lübeck und studirte dann auf verschiedenen Universitäten, kehrte aber darauf nach der Heimath zurück und lebte hier als Hofbesitzer, vorzugsweise aber, nach seiner Liebhaberei, mit historischen Studien beschäftigt. Sein Besitz in Dranderſum heißt der Stallershof, weil er dem Oberstaller (Amtmann) Baron v. Gersdorf gehört hat und ist mit großen Gartenanlagen geziert. Für seine umfassenden, namentlich philosophischen und historischen Kenntnisse zeugen die von ihm hinterlassenen Schriften, deren doch die wenigsten zum Druck gelangt sind. Sie beziehen sich alle auf die nähere Kunde des engeren Vaterlandes. Gedruckt ist davon nur: „Paralipomena de anno 1655 usque ad 1660 et descriptio Frisiae Eydorensis" und „De praecipuis rebus gestis Frisiorum septentrionalium breviter descriptis et iconice adumbratis libri sex, a summis antiquitatum tenebris producti per P. S. ab Eydora Fris." 1656. Diese beiden Schriften bei Westphalen, Monumenta inedita, Tom. I. „Exercitationes et animadversiones historicae, quibus argumenta nonnulla patriae historicorum Cypraei, Boethii, Helvaderi, Pomarii, Hageri, Buntingii, et Petersenii, Peuceri et chronicorum communium et vetustorum vel castigantur, vel supplentur et emendantur", 1661. Daſ. Tom. II. Seine Karte Frisia minor ist abgedruckt Provincial Efterretninger IV, 180 mit Bemerkungen über dieselbe.

Seine nachgelassenen Handschriften kamen meist zuerst in die von Kielmannsegge'sche, dann in die Kröſing'sche und zuletzt in die königliche Bibliothek in Kopenhagen, wo sie noch aufbewahrt werden. Darunter: „Beschreibung der Lande Eider, Everschop und Utholm" 1637; „Annales Eyderstadienses" 1636 und des Verf. Autobiographie. Auf der Kieler Universitätsbibliothek finden sich Stammbäume etlicher friesischer Eiderstedtischer Geschlechter. — „De rebus gestis Frisiorum septentrionalium" 1656; „Annales Eyderstadienses" 1637; dito bis 1645; „Beschreibung der Lande Eyderstedt, Everschop und Utholm" 1637; „Descriptio Hardae Boienicenae" 1637; „Descriptio insulae Siltae" 1637; „— Insulae Amerae" 1637. Aus der Bibliothek des Propsten Balonius in Garding werden noch angeführt: „Frisia borealis" 1636; „Nordstrandia" 1637; „Deser. insulae Nordstr." und „Ditmarsia conscripta" 1640. — Seine Ehe war kinderlos. Er starb 1662 und ist in Coldenbüttel begraben.

Er setzte an sein Grab auf einer Bleiplatte die Inschrift: Ad fossorem: Improbe, tolle manus post fata quiescere fas est; In cineres gratum te deos esse meos.

Moller, Cimbr. litt. I, 581. — v. Seelen, Athenae Lub. III. 137. — S.-H. Provinzialberichte 1834, 495. — Sl. Provincial Efterretninger IV, 137. — Ratjen in den Handschr. der Kieler Univ. Bibliothek II, 7, 10 ff.

Carstens.

Saxius: Christophorus S., eigentlich Christoph Gottlob — nicht Gottlieb — Sachse, Philologe des 18. Jahrhunderts. Er wurde am 13. Jan. 1714 in Eppendorf, einem zwischen Chemnitz und Freiberg i. S. gelegenen Orte, als Sohn des dortigen Pfarrers Christoph S. geboren, wurde zuerst vom Vater unterrichtet und besuchte dann anderthalb Jahre hindurch die städtische Schule in Chemnitz; 1729 wurde er Alumnus in St. Afra bei Meißen und erwarb hier während einer sechsjährigen Schulzeit eine ungewöhnlich gute Kenntniß des classischen Alterthums. Im J. 1735 ging er nach Leipzig und beschäftigte sich hier eifrig mit dem Studium der Wolfischen Philosophie; der Einfluß J. F. Christ's und F. O. Mencke's, bei dem er wohnte, führte ihn bald ganz zur Philologie hinüber. Schon 1737 veröffentlichte er seine erste Schrift: „Vindiciae secundum libertatem pro Maronis Aeneide, cui manum Jo. Harduinus nuperus assertor iniecerat", welche ein großes Aufsehen erregte und viel Anerkennung fand. Es ist dies die einzige Schrift, welche unter seinem vollen ursprünglichen Namen erschien; von jetzt an nahm er auf Christ's Rath die Form Saxius statt des unlateinisch aussehenden „Sachsius" an und legte den Vornamen Gottlob als nicht latinisirbar ganz ab. 1738 wurde er Magister und verblieb in Leipzig, theils mit Unterricht — schon seit 1736 war er Hofmeister zweier junger Grafen v. Bünau — theils mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Außer einer großen Zahl von Recensionen für die Leipziger Zeitschriften verfaßte er damals die Gedächtnißschrift auf seinen Landsmann, den Humanisten Heinrich Epperdorpius, welche 1745 erschien, und einige kleinere selbstständige philologische Arbeiten. 1745 und 1746 machte er eine längere Reise nach Westdeutschland und in die Niederlande, nach deren Abschluß er eine größere Arbeit „Lapidum vetustorum epigrammata et periculum animadversionum in aliquot classica marmorum *συντάγματα*" 1746 veröffentlichte.. Sein Plan, sich in Leipzig zu habilitiren, wurde durch das Anerbieten des niederländischen Staatssecretärs Jan de Back, die Erziehung und den Unterricht seines Sohnes zu übernehmen, durchkreuzt; nach längerem Zögern nahm S. das Anerbieten an und siedelte nach dem Haag über, begleitete dann auch seinen Zögling auf die Universitäten Utrecht und Leyden. Als der junge de Back seine Studien 1751 vollendet hatte, wurde S. die Professur der griechischen Sprache in Gröningen angeboten; aus unbekannten Gründen lehnte er dieselbe jedoch ab und folgte 1752 einer Aufforderung von Caspar Burmann, zu ihm nach Utrecht zu kommen und die Erziehung seiner Enkel zu übernehmen. Diese Stellung war für S. um so werthvoller, als die Liberalität Burmann's, bei dem er im Hause wohnte, ihm die unbeschränkte Benutzung seiner Bibliothek und seiner sonstigen Sammlungen gestattete. Anfang 1753 wurde er, namentlich durch C. Burmann's Verwendung, zum außerordentlichen Professor der Alterthumswissenschaft — als Nachfolger H. A. Duker's — an der Universität in Utrecht ernannt und trat dies Amt am 1. Februar mit einer Rede „Pro antiquitatis scientia" an. Schon nach zwei Jahren wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte, Beredsamkeit und griechischen Sprache ernannt; seine Antrittsrede am 18. September 1755, welche auch in holländischer Uebersetzung erschien, handelte „De artium graecarum romanarumque iudicio hodie regundo". Wenige Jahre nachher wurde

S. in einen überaus verdrießlichen Handel dadurch verwickelt, daß nach dem Tode Caspar Burmann's († 1755) ihm von Seiten der Erben desselben, namentlich von Peter Burmann (Secundus) schuld gegeben wurde, er habe aus der Bibliothek und den sonstigen Sammlungen des Verstorbenen handschriftliche und andere Schätze widerrechtlich sich angeeignet; der Streit wurde dadurch noch verschärft, daß Freunde und Anhänger beider Parteien sich hineinmischten. Auf Peter Burmann's „Epistolae de scriniis litt. ex museo Burmann. a Chr. Saxio subreptis" o. J., folgte Saxius' „Justa depulsio calumniarum Burmanni" 1761, Burmann's „Antiklotzius" 1762, Chr. Ad. Klotz's „Funus Burmanni" 1762, Saxius' „Epistolae ad Burmannum" 1762 u. a. m. — Das lange spätere Leben Saxius' war ganz seiner wissenschaftlichen Arbeit gewidmet; von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen die „Quaestiones literariae" 1767, „Catonis disticha melius digesta" 1778, „Tabulae genealogicae" 1783 f., „Scholia ad Muratori Thes." 1793, vornehmlich aber das verdienstvolle Hauptwerk seines Lebens, auf welchem sein dauerndes Gedächtniß beruht, das achtbändige „Onomasticon Litterarium s. Nomenclator Scriptorum" 1775—1803. — S. starb im Alter von 92 Jahren am 3. Mai 1806 in Utrecht. Von seinen vier Söhnen hat sich einer als Jurist bekannt gemacht: Friedrich S., Professor der Rechte in Deventer, † in Amersfoort am 3. März 1830.

Th. Chr. Harles, Vitae philologorum I, 223—246. — Vollständiges Schriftenverzeichniß — 46 Nummern — mit biographischen Notizen von S. selbst im Onomasticon VIII, 24—47.

R. Hoche.

Saxonius: Johannes S., auch Saxe oder Saxo, gelehrter Humanist des 16. Jahrhunderts. Er war im Dorfe Hattstedt im Herzogthum Schleswig, nahe bei Husum geboren; das Geburtsjahr ist unbekannt. Nachdem er auf der Husumer Schule seine erste Bildung erworben, ging er nach Wittenberg und studirte hier vornehmlich Geschichte, Rechtswissenschaft und Philosophie, wurde daselbst auch Magister, Doctor der Rechte und Professor der Philosophie. Zweimal — 1533 und 1539 — erscheint er als Decan der philosophischen Facultät. Durch die Empfehlung von Bugenhagen und Melanchthon kam er später nach Kiel — in welche Stellung ist nicht bekannt —, wurde aber von dort bald als Professor der Rechte nach Erfurt berufen. 1550 wurde er Kanonikus zu Hamburg und erhielt hier die zwölfte größere Präbende, wurde auch zugleich Decan des Domcapitels. 1555 erhielt er außerdem ein Kanonikat in Bremen, wurde auch holstein-gottorp'scher Kanzler. Er starb unverheirathet als Domdechant in Hamburg am 10. März 1561. — Wir besitzen von ihm: „Duae orationes, prior de vita Rudolfi Agricolae, posterior de D. Augustino" 1539, später mehrmals gedruckt; „Comment. in Ciceronis orationem pro Ligario" 1542; „Comment. in Ciceronis orationem pro Roscio Amerino" mit zwei Reden „De utilitate studii dicendi" und „De observandis legibus" 1545 und — ohne die Reden — 1553; „Comment. in T. Livii historiarum libr. 21 et 22" 1547 und 1555; „Assertio de glossis Accursianis et Bartholi consimiliumque doctorum commentariis, absque iis ius civile intelligi non posse" 1548. Außerdem sind verschiedene Wittenberger Programme in den Scripta Academiae Witebergensis publica ab a. 1540—1553 proposita abgedruckt.

Moller, Cimbr. lit. I, 581 f. — Wilckens Hamburger Ehrentempel, S. 121. — Jöcher IV, 180. — Hamb. Schriftsteller-Lexicon VI, 454 f.

R. Hoche.

Saxonius: Peter S., geb. am 16. August 1591 zu Husum (Schleswig), † am 16. September 1625 zu Altdorf. Sohn des Stadtpredigers und Consistorialassessors Sachse in Husum, besuchte S. die dortigen Schulen und konnte

bereits 1609 die Hochschule Leipzig beziehen. Drei Jahre später ging er
die Nürnbergsche Hochschule zu Altdorf über, an welcher damals der treffl
Prätorius (s. A. D. B. XXVI, 519) einen wahren Anziehungsmittelpunkt
die Jünger der exacten Wissenschaften darstellte, und ward von demselben grü
lich in diese letzteren eingeführt. Nunmehr begab er sich, der Zeitsitte gem
auf Reisen und besuchte in den Jahren 1614 und 1615 folgeweise Scheiner
Ingolstadt, Simon Marius in Ansbach, Faulhaber in Ulm und Mästlin
Tübingen; in letzterer Stadt gab er auch akademische Gastrollen und hielt
zur Universität selbst in ein näheres Verhältniß zu treten, Vorträge über
Euklid. Nach Altorf zurückgekehrt, habilitirte er sich, um in der Sprache
Gegenwart zu reden, als Privatdocent, verblieb aber in dieser Stellung zunä
nur ein Jahr, da ihn seine Wißbegierde eine zweite größere Reise, diesmal
Holland und nach der nordalbingischen Heimath, unternehmen ließ. Mitt
weile war Prätorius gestorben, und der Nürnberger Magistrat beschloß, die
demselben innegehabte Professur nach Wittenberger Muster zu theilen; Odon
(s. A. D. B. XXIV, 153) erhielt die Professur „Mathematum inferiorum",
für die Lehrstelle der „Mathematum superiorum" ward unser S. aus Hu
wo er damals gerade weilte, zurückberufen. Bald scheint er als Lehrer
großen Ruf erworben zu haben, denn es wird berichtet, daß ihm Schüler
fremden Ländern zuströmten und daß ein damals in Deutschland thätiger
zösischer Gesandter sich in Altorf ein paar Wochen eigens zu dem Zwecke
hielt, um Saxonius' Vorlesungen zu hören. Leider dauerte diese gesegnete
samkeit kaum acht Jahre. Litterarisch hervorzutreten, hatte S. wenig Gel
heit, denn sein Plan, eine Reihe griechisch-mathematischer Classiker mit G
terungen herauszugeben, ward durch sein frühzeitiges Ableben zu nichte ge
So besitzen wir eigentlich nur eine einzige Veröffentlichung von ihm, eine po
unter dem Titel „Maculae solares ex selectis observationibus Petri Saxonii Ho
veröffentlichte Darstellung von Sonnenflecken, welche in der Frist vom 22.
bis 12. März 1616 von ihm beobachtet worden waren. Da sein G
Odontius die Herausgabe besorgte, so hat man denselben früher allgemein,
mit Unrecht, für den wahren Autor gehalten, und erst Lalande's „Bibliogr
astronomique" stellte den wahren Sachverhalt fest. Unvergessen soll es e
auch S. bleiben, daß er in einem gemeinsam mit Odontius der Nürnb
Oberbehörde unterbreiteten Gutachten die Unterstützung des Drucks von Ke
„Tabulae Rudolphinae" durch eine Geldhülfe aufs wärmste anempfahl.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathem
und Künstlern, S. 90 ff., Nürnberg 1730. — Mädler, Geschichte der Him
kunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit, I, 290, Braunschweig
Günthe

Sayler: Gereon S. (Sailer), Dr. med., spielt in der Augsb
Reformationsgeschichte eine gewisse Rolle und wurde von seinen Zeitgenossen
die berühmten Aerzte gezählt. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Sein Heim
ort war das im bairischen Herzogthum bei Aichach gelegene Dorf Blume
In den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts hielt er sich an der Univ
Ingolstadt auf und galt als ein eifriger Humanist. Im J. 1527 erw
sich den medicinischen Doctorgrad und siedelte wahrscheinlich noch im gl
Jahre nach der schwäbischen Reichsstadt Augsburg über, wo er sich bald
ansehnlichen Rufes als Arzt erfreute. Er sei früher, so wird erzählt, wä
seines Ingolstädter Aufenthaltes ein eifriger Parteigänger des bekannten
fessors Dr. Johann Eck gewesen. Jedenfalls wandte er sich, wie so Viel
Augsburg der neuen Lehre zu und ließ es seine angelegentlichste Sorge sein
kirchliche Wesen in der Stadt in Ordnung zu bringen. Das war sei

che. Nachdem Ende der zwanziger Jahre die Wiedertäufer nicht ohne
eitigt waren, dauerten in den Jahren nach dem Reichstag die Streitig-
er den neukirchlichen theils zwinglianisch, theils lutherisch gesinnten
in Aergerniß und Zwietracht erregender Weise hauptsächlich über das
l fort. Für den Rath, der erst nach schwerem Kampfe und vielen
sich für die Reformation entschieden hatte, war dieser Zustand höchst
Es fehlte an einem tüchtigen Prediger, der, wie vorher Urbanus
durch seine Gelehrsamkeit und seinen Charakter den unruhigen Geistern
hätte und so der Gemeinde den ersehnten Frieden zu geben im Stande
äre. Der Rath sah sich daher nach einem solchen Manne, als welchen
Magister Ambrosius Blaurer von Constanz ansah, um und betraute
er Mission, denselben durch persönliche Rücksprache zur Uebernahme
igtamtes zu gewinnen. S. reiste im Winter 1530 nach Constanz.
Credenzbrief dd. 26. December 1530 schrieb der Rath an Blaurer,
Sachen des Evangeliums gegenwärtig in Augsburg stehe, werde ihm
ge Dr. Gereon Sayler anzeigen. Höchst nöthig sei es, daß „das Evan-
ß gerechtem Geist, ohne alles Gezenck, senftmüthiglich und getreulich
edigt, hingegen alle Widerwärtigkeit, Ungleichung und Mißverstand,
unsere vorigen Prediger gestanden und noch bißher verharrt sein, uß-
erde". Deshalb wolle man die Aemter mit andern Predigern besetzen
Blaurer, mit S. unverzüglich nach Augsburg zu kommen, damit er
eine Zeitlang der Stadt seine Kraft widme. „Denn unser Gemeind
des Worts also begirig ist, daß je die götlich Warhait lenger nit
mag unverkunt bleiben." S. vermochte Blaurer, der übrigens später,
37, eine kurze Zeit hier predigte, nicht zu überreden. So dauerte
unerquickliche Zustand fort, ja steigerte sich derart, daß S. im J. 1535
e im Lüneburgischen abgeordnet wurde, um Urbanus Rhegius zur
nach Augsburg zu bewegen. Rhegius lehnte ab, weil er eben das
Superintendenten angenommen hatte, und ihn der Herzog Ernst von
nicht ziehen ließ. Da wandte sich S. sofort nach Wittenberg an
d Melanchthon. Luther gab den beiden Augsburger Gesandten — mit
Kaspar Huber die Reise — einen Brief an den Rath mit dd. 20. Juli
ein er seiner Freude über den Sieg der lutherischen Auffassung Aus-
„Wir merken, daß es bei den Euren rechter Kraft und uns damit
er Stein vom Herzen, nemlich der Argwohn und Mißtreu, genommen".
n, dem er sein ganzes Herz geoffenbart habe, werde dem Rath an-
ß die Rückkehr des Dr. Urbanus Rhegius „nicht zu erheben gewest
romen Fürsten". Er werde sich möglichst umthun, einen „geschickten
r Augsburg ausfindig zu machen. Als solcher kam laut Danksagungs-
Rathes an Luther dd. 8. September 1535 Magister Johann Vorster
— er wirkte bis 1538 in Augsburg. In seiner Antwort vom 5. Oc-
lben Jahres spricht Luther seine Freude aus, daß dem Rath, den
und der Gemeinde „mein Antwort durch Herrn Gereon Doctor so
fallen und so ernstlich zur Einigkeit mit uns geneigt". So war, wie
Gasser bezeugt, S. mit Erfolg bemüht, dem unseligen Abendmahls-
lugsburg ein Ende zu machen. Seit 1534 finden wir S. auch unter
oren des Gymnasiums von St. Anna. Auch an wissenschaftlichen
ethriligte er sich, so an der Belehrungsschrift, die der bekannte Arzt
osius Jung 1538 unter dem Titel: „Conclusiones et propositiones
medicinam per genera comprehendentes etc." herausgab und Dr.
eutinger zueignete. In der Vorrede wird S. neben Ad. Okko, Teysen-
am. Joh. Vogt als Mitarbeiter genannt. Noch eine andere Schrift

wird genannt, die er im Verein mit Ad. Okko, Tieffenbach (Tetzenbach) und Wolfgang Thalhauser herausgab: „Was die Pestilenz an ihr selbst sey, und ihren Ursachen und Arzneyen". Augspurg 1535. S. starb 1568.

Veith, August. biblioth. de vita et scriptis eruditorum Aug. Vind. — Rein, Das gesamte Augspurgische evangelische Ministerium ꝛc. — Akten des städtischen Archivs.

Wilhelm Vogt.

Sayn: Zilies (Cäcilius) v. S. heißt ein fahrender Sänger der Jenaer Handschrift; die Sprache seiner 7 Strophen gibt zur Heimathsbestimmung keine Hülfe her: doch hindert Nichts anzunehmen, daß er im rheinischen Sayn (bei Koblenz) zu Hause war. Die Handschrift nennt ihn Meister, er selbst sich einen künsterichen man, und es scheint, daß er gewohnt war, ein Pferd zur Verfügung zu haben: also einer der gebildetern, vornehmern Fahrenden. Was uns von ihm erhalten ist, klagt humorlos und übertrieben das ewig neue Leid dieser fahrenden Sänger: mangelnde Anerkennung, geringe Freigebigkeit der Herrn, die darauf hin unbegrabnen Todten verglichen werden, u. ähnl. Man möchte nur wissen, was solche anspruchsvollen Burschen eigentlich vorgetragen haben, ihre Kunst zu zeigen und die Gunst des Publicums zu wecken: diese langweiligen Scheltstrophen haben ihnen doch gewiß keine Hand geöffnet. — Zilies hat zwei äußerlich ähnliche Strophenformen benutzt, deren Melodien wir noch haben. Die Wortbetonung ist in seinen Versen sehr roh behandelt.

v. d. Hagen, Minnesinger III, 25; IV, 709.

Roethe.

Sayve: Lambert de S. (Sayne, Sainne, Seynne), dem Namen nach jedenfalls ein Niederländer, der aber, soweit wir ihn in seinem Lebensgang verfolgen können, in deutschen Diensten sich befand. Es treten uns bei Feststellung der Person Schwierigkeiten entgegen, schon durch die wechselnde Schreibweise seines Namens, die scheinbar vorläufig kaum zu überwinden sind, und zwar vermöge der Mittheilung Fétis' (unter dem Namen Sainne), daß Lambert de Sainne oder de Sayne, ein Sohn des Rudolph sei, welcher von 1499 bis 1514 Organist an der Cathedrale in Rouen war. Lambert war hier geboren und nach den Rechnungsbüchern der Cathedrale in Rouen Knabensänger. Später trat er in den Dienst der kaiserlichen Capelle in Wien als Sänger unter Kaiser Ferdinand I., welcher am 25. Juli 1564 starb. Joanellus nahm in sein großes Sammelwerk von 1568 im 3. und 4. Buche drei Motetten auf. Soweit Fétis. Mir liegt in einem Liegnitzer Manuscript, welches in den 70er Jahren geschrieben ist, ein deutsches Lied zu fünf Stimmen vor, mit dem Texte: „Dort oben auf dem Berge, da liegt ein hohes Haus", welches mit Lampertus de Seynne gezeichnet ist. Bis hierher könnte man keinen Zweifel in die Persönlichkeit Sayve's setzen, wenn nicht von 1582 ab bis 1612 drei größere Druckwerke auftreten, welche nur mit dem Namen Lambert de Sayve gezeichnet sind und die er selbst herausgegeben hat. Auf ihnen bezeichnet er nirgends einen Geburtsort, nennt sich aber 1582 „Musicus des Erzherzogs Karl von Oesterreich", der 1590 in Grätz starb, 1602 Capellmeister des Erzherzogs Matthias von Oesterreich und 1612 Capellmeister des Kaisers Matthias in Wien. In dem letzteren Drucke befindet sich auch sein Porträt mit der Jahreszahl 1612 und der Altersangabe von 63 Jahren. Er wäre demnach 1549 geboren und Joanellus hätte dann von einem 16—17jährigen Jünglinge Compositionen in seine Meistersammlung aufgenommen. Wenn die Sammlung auch erst 1568 erschien, so muß man doch die Vorbereitung dazu, die bei einem so großartigen Werke Jahre in Anspruch nimmt, wohl bis ins Jahr 1564 oder 1565 zurücklegen, besonders da wir wissen, daß Joanellus den vollendeten Druck derselben ga

t erlebt hat. In den Rechnungen der kaiserl. Hofcapelle in Wien ist S.
1. Mai 1600 als Hofcapellmeister des Kaisers Matthias in Ungarn ver-
hnet und von 1612 ab in Wien mit einem monatlichen Gehalte von 40 fl.
starb er im Februar 1614 (siehe Köchel, Die kaiserl. Hofcapelle in Wien).
den Rechnungen ist er nur Lambertus de Sayve genannt. — Ziehen wir
einen Schluß aus den mitgetheilten Documenten, so ergibt sich, daß der
mbert de Sainne, der im Joanellus 1568 vertreten ist, ein anderer Componist
als Lambert de Sayve, der erst von 1582 ab als Componist auftritt. Man
daher auch die Namen Sainne und Sayve, die man bisher als gleich-
utend betrachtete, fernerhin zu trennen haben. — Außer diesem Lambert de
kennt die Musikgeschichte noch mehrere andere Musiker mit gleichem Zunamen,
alle zu gleicher Zeit lebten und am kaiserlichen Hofe als Sänger angestellt
en, so daß man recht gut annehmen kann, daß es Brüder gewesen sind
zwar

Arnold de Sayve, den Köchel (l. c.) von 1602 ab als Altist, vom 13. Aug.
0 bis 15. April 1617 als Tenorist, und als am 15. Juli 1618 gestorben,
eichnet. Eine der Bezeichnungen muß bei Köchel ein Druckfehler sein, denn
Altist kann nicht auch Tenor singen und Männer-Altisten bedurften einer
nderen Ausbildung der Stimme. Man hat von ihm bisher noch keine
positionen aufgefunden.

Erasmus de Sayve war kaiserl. Kammerdiener und Vicecapellmeister an
Hofcapelle in Wien vom 1. November 1613 bis 30. October 1617 mit
fl. monatlichem Gehalt (nach Köchel's Registern). Von ihm besitzt die
nitzer Bibliothek sieben Motetten zu vier Stimmen in einem Codex aus dem
e des 16. Jahrh. und die königl. Bibliothek zu Berlin in einem Codex von
9 die zweitheilige Motette: „Exaudi Domine" zu sechs Stimmen. Ferner
n Druck von 1614, betitelt: „Melodiae spirituales 3 voc. Noribg., Wagen-
." Nur Altus vorhanden. Köchel verzeichnet außerdem noch:

Matthias de Sayve senior, Altist an der kaiserl. Hofcapelle vom 1. Januar
0—1609 und dann wieder einen „senior" mit 20 fl. Gehalt von 1601—
9, der vor 1621 starb. Dann vom 1. August 1603—1616 einen Junior
Tenoristen. Fétis kennt einen Druck von 1585, der wahrscheinlich dem
ior zuzuschreiben ist. Aus dem Titel ergibt sich, daß er in Lüttich geboren
Der Titel lautet: „Liber I, Motectorum 5 voc. Matthiae de Sayve Leo-
sis S. C. M. chori musici viceger.(?) O. F. Veteri Pragae typis mandabat
Otthmar." Das Werk liegt wahrscheinlich in der Nationalbibliothek in
s.

Rob. Eitner.

Scaffelaer: Johann van S., ein Stallbruder d. h. geworbener Reiter
Bischofs David von Burgund, wurde am 15. Juni des Jahres 1482 mit
Mann auf dem Kirchthum des Dorfes Barneveld auf der Veluwe von den
nern des Bischofs eingeschlossen. Als diese seinen Gesellen das Leben zu-
en, wenn sie den S. vom Thurm herabwürfen, sprang er mit den Worten:
de Gesellen, ich will euch in keine Ungelegenheit bringen", freiwillig her-
r, und wurde gleich niedergemacht. Die Erzählung beruht auf dem Zeugnisse
r einzigen Stelle in einer anonymen holländisch geschriebenen Chronik des
Jahrhunderts: Annales rerum in Hollandia et dioecesi Ultrajectana gestarum
o 1581 et duobus sequentibus in A. Matthäus, Analecta (Bd. I, S. 475)
hat an sich nicht die geringste Wichtigkeit. Allein dieselbe ist von späteren
erländischen Historikern ausgebeutet worden und S. dem Römer Curtius zur
e gestellt, wodurch sein Name bekannt geworden ist, so daß er auch hier ge-
t sein mag.

P. L. Müller.

Scaliger: Joseph Justus S., einer der berühmtesten Philologen des 16. Jahrhunderts, wurde in der Nacht vom 4. auf den 5. August 1540 als Sohn des Arztes Julius Caesar S. in Agen in Guyenne geboren; seine Mutter war Andiette de Roques-Lobieca. Der Vater hatte die lateinische Form des Familiennamens selbst gebildet, er hieß ursprünglich Giulio Bordone della Scala und hielt an der von ihm behaupteten, wenn auch nicht überzeugend nachgewiesenen Verwandtschaft mit dem Veroneser Fürstengeschlechte dieses Namens fest. Er war in Riva am Gardasee am 23. April 1484 geboren, hatte lange Jahre als Soldat gedient, sich aber daneben mit Arzneiwissenschaft, naturwissenschaftlichen und philologischen Studien beschäftigt, und nach einem Aufenthalte an verschiedenen Orten, namentlich in Venedig, sich endlich als Arzt unter dem Namen de l' Escale in Agen niedergelassen, wo er sich auch 1529 verheirathete. Aus der Ehe gingen 10 Töchter und 5 Söhne hervor; Joseph Justus war das zehnte Kind, der dritte Sohn. Den ersten Unterricht genoß dieser in der Heimath schon 1551 wurde er mit seinen beiden jüngeren Brüdern Leonard und Jean Constant nach Bordeaux auf die lateinische Schule geschickt; hier waren damals zwei dem Vater nahe stehende Männer, Marc Antoine Muret und Georg Buchanan, als Lehrer am aquitanischen Gymnasium thätig. Wegen einer in Bordeaux ausgebrochenen Pest kehrten die drei Knaben 1554 nach Agen zurück, wo nun der Vater allein für ihre Bildung sorgte. Joseph insbesondere wurde angehalten, täglich einen lateinischen Aufsatz zu schreiben, eine Uebung, auf die er wesentlich die ungewöhnliche Leichtigkeit seines lateinischen Stiles zurückzuführen pflegte. Daneben benutzte ihn der Vater vielfach als Secretär, ließ namentlich durch ihn die vielen lateinischen Verse aufschreiben, welche er abzufassen liebte und regte hierdurch auch die poetische Ader und den metrischen Sinn des Sohnes an; siebzehnjährig schrieb dieser eine lateinische Tragödie „Oedipus", welche er aber nicht erhalten hat. Außerdem wurden allerlei naturwissenschaftliche Dinge getrieben; namentlich in Anatomie und Botanik erwarb Joseph S. umfassende Kenntnisse, welche er später für Hippokrates, Theophrastus und Plinius verwerthet hat. Höher als diese wissenschaftliche Bildung stellte S. die Erziehung zur Wahrheitsliebe, welche er dem Vater zu danken hatte: „Numquam memini me pueros coram eo sisti, quin primum illud praeceptum inculcaret: Non mentiri" (Epp. p. 45). Der Vater starb am 21. October 1558; ein biographisches Denkmal hat ihm die Pietät des Sohnes in der Schrift „De vetustate et splendore gentis Scaligerae et Julii Caesaris Scaligeri vita" 1591 gesetzt.

Noch im J. 1558 wandte sich Joseph S. nach Paris, um hier am Collège royal bei Adrianus Turnebus die griechische Sprache zu lernen, die ihm bis dahin fast ganz fremd geblieben war. Bald mußte er jedoch einsehen, daß er den gelehrten Vorträgen dieses Lehrers noch nicht zu folgen vermochte, da er noch nicht einmal die griechische Formenlehre bewältigt hatte; er zog sich daher auf sein Zimmer zurück und arbeitete mit Hilfe einer lateinischen Uebersetzung in drei Wochen den ganzen Homer durch, indem er sich aus Beobachtung der Analogien selbst eine Grammatik construirte, nach seiner Angabe die einzige jemals von ihm benutzte. Auf Homer folgten dann die übrigen griechischen Dichter, die ihm zugänglich waren, erst zuletzt die Prosaiker, da S. sich nicht durch die Verschiedenheit der Dialekte verwirren lassen wollte. Zwei Jahre hat er auf diese Weise von Selbststudien verwendet; nach Ablauf dieser Zeit beherrschte er die beiden alten Sprachen in Wort und Schrift in gleich vollkommener Weise, griechische Verse schrieb er mit derselben Leichtigkeit wie lateinische. — Kaum war das Griechische bewältigt, so wandte er sich den orientalischen Sprachen zunächst dem Hebräischen und den verwandten Dialekten zu; trotz einiger Unterstützung, die er für diese Studien bei dem berühmten Orientalisten Guillaume

pstel fand, war aber das Ergebniß derselben nicht ein solches, daß S. zu einer ertrautheit auch nur mit dem Hebräischen jemals gelangt wäre (s. Bernays . 36).

Der Aufenthalt in Paris wurde auch nach einer anderen, als der wissenschaftlichen Seite für S. von entscheidender Wichtigkeit. Nachdem er schon längere eit hindurch die Gottesdienste der Reformirten besucht hatte, trat er im J. 1562 rmlich zu ihrer Gemeinde über, um von nun an die Schicksale seiner neuen laubensgenossen tapfer zu theilen. Und wie die Calvinisten bald in ihm den roßen Gelehrten ihrer Partei feierten, so haben dann auch seine Gegner ihn vorehmlich als den ketzerischen Philologen angegriffen; in seinen eigenen Schriften ber greifen das theologische und das philologische Gebiet immer in einander, „umfaßte in seinem Gemüthe die Religion und die Musen mit vereinter Liebe".

Einige Jahre später war es S. vergönnt, Italien zu besuchen. Schon 1563 ar er in freundschaftliche Beziehungen zu dem vornehmen Hause des Louis astaignet de la Rochepozay (Rupipozaeus) gekommen, die dann auch angeauert haben, bis S. 1593 Frankreich dauernd verließ. Als de la Rochepozay n 1565 als französischer Gesandter nach Rom ging, forderte er S. auf, ihn begleiten; dieser nahm die Einladung an und hatte so die Gelegenheit, nicht r Rom in zweimaligem längeren Aufenthalte 1565 und 1566 kennen zu nen, sondern auch Unter- und Oberitalien zu besuchen. In Rom traf er den reund seines Vaters M. A. Muret wieder, der ihn auch bei anderen wissenaftlichen Männern einführte, auch sonst sich als freundlicher Führer erwies; ganzen aber sagte S. der dortige Aufenthalt nicht zu; böse Verse hat er er die ewige Stadt beim Abschiede geschrieben. Längere Zeit verweilte er in apel, besuchte auch noch andere Orte Unteritaliens, dann ging er nach Verona „die Gräber seiner Ahnen" und nach Venedig, wo er „die Räuber seines blandes kennen, aber nicht lieben lernte". Ueberhaupt war ihm die Bevölkeng Italiens unsympathisch. — Als wissenschaftliche Ausbeute brachte er eine oße Sammlung von Inschriften mit nach Paris, um Handschriften hatte er anscheinend wenig bemüht.

An die italinische Reise schloß sich 1566 ein Aufenthalt in England und chottland, der S. wenig befriedigte. Das Leben an den Universitäten gewann keine Achtung ab, die wissenschaftlichen Sammlungen fand er dürftig. Auch Sitten des Volkes stießen ihn ab. In Schottland fühlte er sich besonders behaglich; über Maria Stuart, die er sah („une belle creature") urtheilt er r ungünstig.

Die nun folgenden Jahre ließen S. zu wissenschaftlicher Thätigkeit kaum mmen; sowohl im zweiten, wie im dritten Hugenottenkriege (1567—68 und 69—70) hat er die Waffen ergriffen und in den Reihen seiner Glaubensnossen für deren Rechte und Freiheiten mitgekämpft. Aber sein ganzes väterches Vermögen ging ihm in dieser Zeit verloren, gar viele seiner Freunde waren allen, über die Vaterstadt und deren Verhalten gegen ihn glaubte er sich bitter klagen zu müssen; so fühlte er sich unglücklich und verlassen. Des Lebens und er Arbeit überdrüssig, begab er sich 1570 nach Valence in der Dauphiné und nd hier bei dem trefflichen Jaques Cujas — Jacob Cujacius — Trost und richtung. Cujacius führte S. in das Studium des römischen Rechtes ein; ch kurzer Zeit konnte er ihm schon den Vorschlag machen, selbst als Lehrer selben aufzutreten. Andererseits war S. für den gelehrten Juristen der unterstützte philologische Berather, dessen Ueberlegenheit auf dem sprachlichen Gebiete er neidlos anerkannte: „doctissimus Josephus S., a quo pudet dissentire" te er von ihm. — Außer mit Cujacius knüpfte S. damals den engen Freund-

schaftsbund mit dem späteren Parlamentspräsidenten und Geschichtsschreiber
Thou (Thuanus) an, welcher bis zu seinem Tode fortgedauert hat.

Im Sommer 1572 wurde S. auf Cujacius' Empfehlung dazu ausersehen,
den Bischof von Valence, Jean Monluc, auf einer Gesandtschaftsreise zu b
gleiten, die dieser im Auftrage Katharina's von Medici unternehmen sollte, u
die polnische Königswahl auf den Herzog von Anjou, den nachmaligen Kön
Heinrich III., zu lenken. S. befand sich gerade in Lyon, um dort wegen d
Druckes seiner „Catalecta" das Erforderliche vorzubereiten, als er am 21. Aug
1572 den Befehl erhielt, unverzüglich nach Straßburg zu reisen und Monl
dort zu erwarten. Aber dieser kam lange Zeit nicht, dagegen erhielt S.
Straßburg die Nachricht von der Niedermetzelung seiner Glaubensgenossen in
Bartholomäusnacht. Einer Regierung, welche diese Schuld auf sich gelad
wollte er nicht dienen; in bitteren Versen — so heftig waren diese, daß so
ein Mann wie Theodor Beza ihre Veröffentlichung hinderte — gab er sein
Grimm über die Ermordung und Schändung Coligny's Ausdruck und verl
Straßburg, ohne weiter auf Monluc zu warten. Niemals hat er die Entrüst
über die Frevel der Bluthochzeit überwinden können; als ihn 1606 Colig
Tochter Louise, die Gemahlin Wilhelm's von Oranien, beauftragte, eine
schrift für ihres Vaters Grab zu verfassen, kam er diesem Auftrage in e
solchen Weise nach, daß seine Freunde in Paris mehrere Aenderungen anbrin
mußten, „pour l'accommoder à la prudence de ce siècle".

Von Straßburg wandte sich S. in die Schweiz und zwar nach Genf,
er die herzlichste Aufnahme fand. Um ihn auf die Dauer festzuhalten, bot
ihm eine Professur der Philosophie an, welche er erst nach langem Zögern
Sträuben annahm. Er verwahrte sich bei der Annahme ausdrücklich dage
daß man Erwartungen von ihm hege, die er nicht erfüllen könne; zum akad
schen Vortrage scheint ihm in der That die Befähigung gefehlt zu haben, f
aber die Neigung. Nur etwa ein Jahr lang hat er in Genf Vorlesungen ü
Aristoteles' Organon und Cicero's de finibus gehalten; wenn auch die Studi
den urtheilten, „Monsieur S. rede nicht hin und her, sondern interpretire se
Autor gut", so fühlte er selbst von dieser Thätigkeit sich nur wenig befried
Um so eifriger war er schriftstellerisch thätig. Hatte er früher vornehmlich
Varro, Lykophron und die sog. kleinen Vergilischen Gedichte sein Interesse
seine Arbeit gerichtet („Coniectanea in Ter. Varronem" 1565; „M. Tere
Varronis opera" 1573; „Lycophronis Alexandrae versiones duae" 1566;
Vergilii Maronis Appendix cum supplemento multorum . . . poematum vete
poetarum" — die „Catalecta" — 1573 u. A.), so trat jetzt die Kritik
Ausonius in den Vordergrund: 1574 erschienen die zwei Bücher der „Lecti
Ausonianae". Auch die Vorbereitungen zu der Ausgabe des „Festus" fall
die Zeit des schweizer Aufenthaltes, welcher wohl nicht über die Mitte des Ja
1574 hinaus sich erstreckte. Der Abschluß des Festus erfolgte auf einem
Schlösser des Herrn de la Rochepozay in Südfrankreich: die erste Ausgabe di
Meisterwerkes der Kritik erschien 1576: „M. Verrii Flacci, quae extant,
Sexti Pompei Festi de verborum significatione libri XX, Jos. Scaliger
Caes. F. in eosdem libros castigationes recognitae et auctae". Dieselbe, „
staunenerregende Leistung seines Genies" (Bernays) widmete S. dem inzwi
von seiner diplomatischen Sendung aus Polen heimgekehrten Bischof Mon

Während der nächsten zwanzig Jahre lebte S. in behaglicher Freiheit
wechselnd auf den Schlössern des de la Rochepozay oder bei anderen Freun
namentlich im südlichen Frankreich. An eine Verheirathung hat er wohl
gedacht, ein Amt anzunehmen lag ihm fern; für seinen Unterhalt stand
noch das von der Mutter ererbte Vermögen zur Verfügung, und wenn dies

chte, so traten seine Freunde ein; er brauchte „weder zu graben, noch zu
ügen". Eine ihm vom König Heinrich III. als Gegengabe für die Widmung
s Manilius (1579) bewilligte Jahrespension von 2000 Livres hatte er bis
94 noch nicht ausgezahlt erhalten, auch wohl später nicht empfangen. Scaliger's
tudien wandten sich in dieser Zeit zunächst den drei römischen Elegikern
atullus, Tibullus und Propertius zu, deren erste Ausgabe er im J. 1577 er-
einen ließ. Die Ausgabe hat, trotz mancher Uebereilungen, welche die zweite
uflage von 1600 beseitigte, eine völlig neue Periode in der Kritik dieser Dichter
ngeleitet; für einen großen Abschnitt des Tibullus konnte er nach einer dem
ujacius gehörenden Handschrift zum ersten Male die echte Ueberlieferung fest-
ellen. Grade hierdurch aber hat er vielfache Angriffe auf sich gezogen, nament-
ch seitens der italienischen Philologen, deren Correcturen er nicht ohne scharfe
emurtheilung schonungslos beseitigte. Zum Theil wenigstens ist es wohl dem
erdrusse über diese Anfeindungen zuzuschreiben, daß S. mit dieser Ausgabe die
eihe seiner diorthotisch-kritischen Arbeiten abschloß; auch die bereits ange-
ndigte kritische Ausgabe des Plautus hat er nicht erscheinen lassen. Vielmehr
ndete er sich von jetzt an historisch-kritischen Arbeiten zu und zwar zunächst
ronomisch-chronologischen. Den Uebergang bildete die Ausgabe der 5 Bücher
Astronomica des Manilius (1579); diesem folgte das erste selbständige Werk der
en Richtung Scaliger's „De emendatione temporum", welches 1583 erschien,
o zu einer Zeit, in welcher durch die im Jahre zuvor erfolgte Einführung
gregorianischen Kalenders Interesse und Verständniß für chronologische Fra-
erweckt war. Die von den ältesten Zeiten ausgehende historische Darstellung
Zeitrechnung sollte nach Scaliger's eigenen Worten (Einleitung zum 5. Buche)
n Leser auf eine Warte stellen, von der aus er das Alterthum nach Osten
Westen überschauen könnte"; hieran schließen sich sodann einige Capitel über
neue Jahr des Aloysius Lilius. Es ist nicht zu leugnen, daß die in diesen
piteln geäußerten Bedenken gegen die neue Zeitrechnung nicht ohne Berechti-
g sind; die lebhafte Zustimmung aber, welche Scaliger's Angriff fand, gründete
doch vornehmlich darauf, daß er, wie weite Kreise in allen Ländern Europas,
neue System nicht durch die Bullen des römischen Papstes als „annus
egorianus" eingeführt sehen wollte. Das Werk ist von S. selbst nochmals in
vermehrter und fast ganz umgearbeiteter Gestalt 1598 herausgegeben worden;
Kampf gegen den gregorianischen Kalender hat er auch in anderen Schriften
tgeführt, wie namentlich in der 1595 erschienenen Ausgabe des „Canon
chalis des Hippolytus".

Nicht nur die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes „de emendatione tem-
rum" war es, welche die Augen der betheiligten Kreise auf S. lenkte, als es
an der Universität Leyden um einen Ersatz für Justus Lipsius handelte.
ser hatte 1590, angeblich um zur Herstellung seiner Gesundheit die Bäder
Spaa benutzen zu können, Urlaub genommen; war aber nach Mainz ge-
gen, hatte dort mit den Jesuiten Verbindungen angeknüpft und war in den
hooß der katholischen Kirche zurückgetreten. Ein solcher Schritt machte seine
ckkehr ohne weiteres unmöglich; die Staats- und Universitätsbehörden aber
en mit Recht in Lipsius' Ausscheiden eine Gefahr für die Leydener Hochschule;
mußte Alles versucht werden, einen vollwichtigen Ersatz zu schaffen. Durch
damals meist in Frankreich lebenden Dominicus Baudius, einen Schüler der
dener Universität, erfuhr man, daß möglicherweise Scaliger zu gewinnen sei.
ch vorläufigen vertraulichen Verhandlungen konnten in der That im October
91 die amtlichen Unterhandlungen beginnen. Nicht nur die Curatoren der
versität und die Bürgermeister von Leyden, sondern die Generalstaaten der
derlande selbst richteten Schreiben an S., dessen fürstliche Abkunft sie ge-

bührendermaßen hervorzuheben nicht verabsäumten. Außerdem wandten
Generalstaaten in einem Gesuche an den damals noch nicht wieder
gewordenen König Heinrich IV. und baten um dessen Vermittelung bei
Ehre Gottes und Förderung der gemeinsamen Sache" (service de
commune); auch Prinz Moriz von Oranien schrieb in der Angeleg
Heinrich: „das Wohl und der Ruhm der Leydener Universität liege ihm
Sohne ihres Gründers, des Prinzen Wilhelm, ob"; es sei also auch eine
sache für ihn, daß S. gewonnen werde.

Zum Ueberbringer dieser Briefe wurde der Professor der Rechte,
Tuning, auserwählt. Er begab sich zunächst in das königliche Lager v
und erhielt hier von Heinrich IV. eine Zuschrift an Scaliger, in we
König diesem nicht nur die Erlaubniß, sondern geradezu die Aufforderung
ließ, den Wünschen der Niederländer zu entsprechen. Da S. sich damal
Touraine in Preuilly auf einer Besitzung des de la Rochepozay auf
kam Tuning auf der Reise dorthin durch Gegenden, welche von den Tru
Liga besetzt waren; er wurde angehalten und ausgeplündert, nament
seiner sämmtlichen Briefschaften beraubt. Er konnte daher, als er en
erreichte, diesem seinen Auftrag nur mündlich ausrichten und erhielt dar
nur unbestimmten Bescheid; S. lehnte für jetzt ab, da er Frankreich
schweren Zeit nicht verlassen wolle, stellte aber eine spätere Annahme in
wenn er sich auch zu einer Lehrthätigkeit wenig berufen glaube. Währ
infolge dieser Antwort die Verhandlungen vorläufig ruhten, bemühten
französischen Hugenotten, S. in Frankreich festzuhalten. Das damalig
der Partei Du Plessis-Mornay vermittelte es, daß S. der Antrag
wurde, die Erziehung des jungen Prinzen von Condé, den man damals
Thronerben halten mußte, zu übernehmen. Ehe jedoch diese, von S
Seite nur ungern geführten Verhandlungen zu Ende gebracht wurden,
Ende 1592 Tuning zum zweiten Male und überbrachte Briefe aus Le
neuen, lockenderen Anerbietungen. Man wollte von S. eine Lehrthätig
verlangen, nur seine Anwesenheit in Leyden, wo er mit aller Ruhe ga
Studien leben könne, was die französischen Wirren ihm doch nicht ge
„in holländischer Ungestörtheit werde er zum Frommen und zum Ruh
seines französischen Vaterlandes viel sicherer wirken können, als wen
den dort drohenden Stürmen aussetze; aber falls er dennoch den Entl
dauerndem Aufenthalte in der Fremde nicht sogleich fassen könne, so
einstweilen auch mit einem provisorischen Erscheinen zufrieden, damit er
die Leydner Verhältnisse einmal mit eigenen Augen ansehe."

Auf diesen letzteren Vorschlag ging S. jetzt ein; um seiner Reise na
den Charakter des Provisorischen besonders deutlich beizulegen, ließ er
seinem Freunde de la Rochepozay dessen jungen Sohn als Begleiter
und theilte auch den Niederländern mit, daß er dem Vater versproch
seinen Zögling nach kurzer Zeit wieder nach Frankreich zurückzu
Heinrich IV. jedoch faßte von vornherein die Sache anders auf; i
Schreiben an S. drückte er seine Freude über den gefaßten Entschl
sprach aber weder von etwaiger Rückberufung, noch von dem Plane Du
Mornay's und der Erziehung des jungen Condé. Auch Scaliger's Fr
Frankreich sahen sein Scheiden als endgültig an; nur de la Rochepoz
sich nicht in den Gedanken finden, daß sie nach mehr als dreißigjähriger
schaft nicht auch ihr Greisenalter zusammen verleben sollten; es beruhi
daß S. seine Bücher, Handschriften und sonstige Papiere auf Schloß
zurückließ, als er im Sommer 1593 nach Dieppe reiste, um von dort
nach Holland zu fahren. — Noch längere Jahre — wenigstens bis nach 1

itterarische Besitz Scaliger's in Preuilly; der Sohn des Schloßherrn,
den wenig Gelegenheit zur Ausbildung in den ritterlichen Künsten
1594 nach Frankreich zurück, S. selbst aber hat Frankreich niemals
hen.
ufnahme, die S. in Holland fand, war die denkbar ehrenvollste;
lernte er auch in die Sitten des Landes sich finden und die Be-
niederländischen Lebens schätzen. Seitens der Universität wurde er
s das wissenschaftliche Haupt geehrt; von der Verpflichtung, Vor-
halten, wurde er endgültig befreit; sein Honorar auf die Höhe von
ulden gesetzt. Die ersten Männer des Staates, wie Oldenbarneveld
er Mylen, suchten seinen Verkehr; im Hause der Dousa und bei der
n Prinzessin Wilhelm von Oranien, der Tochter Coligny's, war er ein
ner Gast. Der Prinz Moriz von Oranien erwies ihm besondere Ehren;
gut, daß ihm an der Tafel des Prinzen „der Vorsitz vor den fürst-
ern" gegeben wurde. Besonders freundliche Beziehungen hatte er zu
ten König Heinrich's, namentlich zu de Buzanval, der 1597—1607
vertrat und zu dessen Nachfolger Pierre Jeannin.
dere Befriedigung gewährte es S., daß sich schon bald nach seinem
n, wenn auch nur kleiner Kreis junger holländischer Studenten um
le, die in täglichem Verkehre Anregung und Förderung in ihren
chten. Einer der Ersten, die so ihm nahe traten, war der jüngere
, bald kam Hugo Grotius hinzu, von dem S. das Größte erwartete,
s, Jan de Meurs und Andere; keiner aber ist ihm näher getreten als
nsius, der ihm „eine idololatrisch-heftige Anbetung" Zeitlebens gewidmet
ch über Holland hinaus ging die fördernde Unterstützung, welche S.
hilologen widmete; mit England hatte er Beziehungen, vornehmlich
hlreichen Deutschen, besonders mit den reformirten Pfälzern. Mit
bergern Johann Michael Lingelsheim, Friedrich Sylburg, Janus
hatte er regen wissenschaftlichen Verkehr, aber auch mit den Witten-
bmann und Laurentius Rhodomannus, dem Augsburger David Hoeschel,
nger Gebrüdern Lindenbrog und vielen Anderen. Er sah es geradezu
ner Aufgaben an, von Holland aus die eigentlich höheren philologischen
Deutschland zu verbreiten. Um so schmerzlicher mußte es daher in
Jahren seines Lebens für ihn sein, daß er in dem Kampfe mit dem
en, in welchen er verwickelt wurde, von Deutschland aus nicht nur
stützt wurde, daß vielmehr gerade von dort aus die heftigsten Angriffe
h richteten.
tte aus seinem Hasse gegen die societas Jesu niemals ein Hehl ge-
war dafür als der specifisch calvinische Gelehrte von den Vätern der
mit dem gleichen Gefühle angesehen worden. Es war diesen gelungen,
t Muretus und Justus Lipsius in ihren Bann zu bringen, aber bis
des 16. Jahrhunderts hatten sie selbst doch keinen Gelehrten in ihrem
den Kampf mit S. aufgenommen hätte. Erst im J. 1601 ging man
sie vor, indem Martinus Delrio in seinen „Disquisitiones magicae"
Scaliger's zweite Ausgabe der Schrift „De emendatione temporum"
d namentlich gegen den dort geführten Nachweis der Unechtheit der
sius Areopagita — dem „würdigen Paulusschüler" — zugeschriebenen
Da S. nicht antwortete, wurden im J. 1604 durch den Jesuiten
erarius in der Schrift „Trihaeresion" (von den drei jüdischen Secten)
hebräische Studien kritisirt, insbesondere seiner Behauptung, daß das
zur Zeit der Apostel noch nicht bestanden habe, widersprochen.
h wirklich zu einer Antwort verleiten: „Elenchus Trihaeresii Nicolai

Serarii"; ehe dieſe aber noch erſchienen war, veröffentlichte 1605 der R
des Jeſuitencollegiums in Antwerpen, Carolus Scribanius, ein im Tea
meinſter Schimpfreden und mit bewußter Lüge verfaßtes Pamphlet: „An
theatrum Honoris, in quo Calvinistarum adversus Societatem Jesu cr
nationes jugulatae", in welchem unter Anderem auch Scaliger's Abſtamm
von den de Scala beſtritten und als ſein wahrer Name „Burdo" (Maul
angegeben wurde. Auf Scaliger's Erwiderung erfolgte 1606 in der gle
Ausgabe des „Amphitheatrum" die Drohung weiterer Enthüllungen, und
erſchienen 1607 in einem 900 Quartſeiten umfaſſenden Buche des deut
Jeſuiten Gasper Scioppius (Schoppe): „Scaliger hypobolimaeus" (der u
geſchobene Scaliger). Das in correctem Latein geſchriebene umfangreiche
welches bezeichnender Weiſe dem Erzherzog Ferdinand, dem ſpäteren K
Ferdinand II., gewidmet iſt, ſpricht es offen aus, daß es zwar zunächſt verm
ſei durch die Schrift Scaliger's gegen Serarius, aber es ſei nur der Ausbruch
Unwetters, welches ſeit lange über dem Haupte des Calviniſten ſich geſam
habe, deſſen „ungeheuere wiſſenſchaftliche Autorität" eine Gefahr für die K
ſei. Indem Scioppius den Angriff gegen S. als eine Nothwendigkeit der Pf
des ganzen Ordens bezeichnet, erörtert er zunächſt die Frage, „ob die Tö
der Ketzer geboten ſei" und ergeht ſich dann in den maßloſeſten Schmähu
über Scaliger-Burdo. Eine Fülle urkundlichen Materials, welches man
allen Collegienhäuſern des Ordens in Italien beſchafft hatte, ſollte bew
daß die Scaliger ſich unberechtigt in den Stand der Edelleute und Fürſten
eingedrängt hätten.

Es war leider nicht zu verkennen, daß der Feldzug der Jeſuiten ein
aus geſchickt vorbereiteter und gut geführter war. Man hatte S. nicht
wiſſenſchaftlichen Mann angreifen können, aber es war gelungen, ihn als Men
klein und eitel darzuſtellen, und der Welt ſtatt des „ehrfurchtgebietenden Ant
des wiſſenſchaftlichen Forſchers und Entdeckers die komiſche Maske des
ſüchtigen Spießbürgers" zu zeigen. S. konnte ſich über dieſe Wirkung
täuſchen, als er ſah, daß ſeine Gegenſchrift: „Confutatio fabulae Burdo
1608 faſt unbeachtet blieb oder höchſtens allgemein gehaltene Ausdrück
dauernder Theilnahme bei ſeinen Freunden veranlaßte. Er fühlte ſich da
in Holland ſo vereinſamt, daß er faſt der Verſuchung nachgegeben hätte, a
nach Frankreich zurückzukehren, wohin ihn Heinrich IV. unter Angebot
Jahresgehaltes von 3000 Franken durch Jeannin einladen ließ. Aber er
ſich doch, daß er nirgends in dem Maße, wie in Leyden, ungeſtört an
Hauptwerke ſeines Lebens, dem „Thesaurus Temporum", arbeiten könne
daß nur eine weitere großartige wiſſenſchaftliche Leiſtung ihm den ſchließ
Sieg über die Bosheit ſeiner Gegner zu verſchaffen vermöge.

Denn dieſe ſchwiegen nicht und hatten auch den ſchwachen Punkt in
wiſſenſchaftlichen Leiſtungen Scaliger's endlich gefunden. Das übereilte
ohne ausreichende Sachkenntniß verfaßte Buch: „Cyclometrica elementa
welches S. ſogleich nach ſeiner Ueberſiedlung nach Leyden 1594 hatte erſch
laſſen, wurde jetzt von dem Jeſuiten Chriſt. Clavius wiederum hervorg
und in einer eigenen Schrift beleuchtet. Die Sache war aber auch hi
nicht beſſer geworden, daß Scaliger's Freunde den Mißgriff, den er ſeiner
begangen hatte, zu vertuſchen ſuchten, ſtatt offen anzuerkennen, daß S. die
dratur des Zirkels zwar zu finden geſucht, aber nicht gefunden hatte.
die meiſten an ihren Fund glaubenden Quadratoren, war auch S. in den
menten der Geometrie wenig bewandert und die Unrichtigkeit ſeiner angeb
Löſung wurde ihm von den bedeutendſten Mathematikern ſeiner Zeit, J
Adrianus Romanus und Clavius nachgewieſen" (Schubert, Quadratu

1889, S. 27). Die erneute Aufweckung der Sache verstimmte S. und unde sehr; es ist bezeichnend, daß Daniel Heinsius noch in der Ausgabe liger's Briefen — 1626 — überall da, wo von den Cyclometrica die r, nur Lücken durch Sternchen andeutet.

große Unternehmen der Herstellung eines „Thesaurus Temporum" er Chronologie zunächst der alten Geschichte hatte S. seit der Abfassung erkes „De emendatione temporum" stetig im Auge behalten und endlich in gerichteten Studien auf die Wiederherstellung der Chronik des Eusebius rt, welche sich ihm als ein geeigneter Anhalt für die chronologische g der Daten darbot. Bei diesen Studien war er 1601 auch der Chronik ches Georgius Syncellus auf die Spur gekommen, welche ihm fast den usebius zu enthalten schien; endlich aber fand, als der Eusebius schon e ziemlich weit vorgeschritten war, Casaubonus auf der Pariser Biblio- Olympiaden-Verzeichniß, in welchem S. sogleich die verlorene Schrift s Africanus erkannte, das erste zuverlässige Hülfsmittel zur Bestimmung en, die nur durch Angabe des Namens der Sieger von Olympia bis zeichnet worden waren. Seine Freude war überschwänglich: „Salve a Olympias, custos temporum, vindex veritatis historicae" ruft er aus. Manethonischen Dynastientafel, den peloponnesischen, athenischen und schen Königslisten stellte er den neuen Fund zu einer neuen Schrift zu- welche er als „Συναγωγὴ ἱστοριῶν" erscheinen ließ; der Hauptttheil es führt den Einzeltitel Ὀλυμπιάδων Ἀναγραφή. Die erste Ausgabe esaurus Temporum . Eusebii Chronicorum" war 1606 erschienen; die e wurde der zweiten Ausgabe 1608 beigefügt.

Besorgung dieser zweiten, verbesserten Ausgabe war Scaliger's letzte wissenschaftliche Arbeit; schon Ende 1607 hatte er sein Testament ge- d in diesem die Herausgabe seiner bei seinem Tode vollendeten Arbeiten gen Freunden, vornehmlich Heinsius und dem ihm in seinen letzten ren am nächsten stehenden Casaubonus übertragen, auch über sein hes Vermögen zu Gunsten einer Schwester verfügt. Der handschriftliche wurde der Leydener Universitätsbibliothek vermacht. Im October 1608 h ein allgemeines Unbehagen ein, gegen Ende des Jahres traten die von Wassersucht hervor; am 21. Januar 1609 starb S. in den Armen iel Heinsius.

S. war entschieden der größte Philologe der Zeit gestorben, der der ast durch seinen unvergleichlichen Scharfsinn ganz neue Bahnen geöffnet nd wie er auf seine Zeitgenossen durch seine großartigen wissenschaft- lstungen, aber auch durch die Unabhängigkeit seines edlen Charakters hrhaft beherrschenden Einfluß hatte, so haben auch die späteren Ge- immer mit Bewunderung zu der Höhe, die der „aquila in nubibus" aufgeblickt, und die Anregungen, welche er über weite Länder hin ge- irken noch heute fort.

Die Litteratur über S. ist eine sehr umfangreiche; von Bedeutung sind mlich folgende Veröffentlichungen: Dan. Heinsius, Oratio in obitum 09. — Dom. Baudius, Oratio funebris. 1609. — Epistolae Jos. ri omnes, quae reperiri poterant. 1627. — Is. Casauboni epistolae. — Jos. Scaligeri poëmata omnia, ed. nova. 1864. — Josua Arnd, ogia Scaligerorum. 1650. — Leubscher, Hist. Scaligerorum. 1695. — ns, Bibl. belgica I, 774. — Scaligerana, Thuana . . . ou remarques ques, critiques, morales et littéraires de Jos. Scaliger. 1740. — , Les gladiateurs de la republique des lettres. 1860. — Meursius, ae Batavae s. de Academia Leidensi. 1625. Ganz besonders: Jacob

Bernays, Jos. Justus Scaliger, 1855, welchem die obige Darstellung wesentlichen folgt. Bei Bernays befindet sich auch ein mit musterhafter G nauigkeit verfaßtes kritisches Schriftenverzeichniß auf S. 267—316. Ge die Auffassung der Persönlichkeit Scaliger's bei Bernays besonders Luc Müller „Einiges über Scaliger" in Beilage II zur Geschichte der Philolo in den Niederlanden S. 222—227 (vgl. auch daselbst S. 35 f.) — Ue Scaliger's Bedeutung für das höhere Schulwesen ist zu vergleichen H. K mel's Aufsatz in der Schmid'schen Encyklopädie des Erziehungs- und Un richtswesens VII (1886), S. 889—902; auch Bursian's Geschichte der Ph logie S. 236 f. — Die wichtige Schmähschrift des Jesuiten Scioppius oben S. 472 erwähnt.

R. Hoche.

Scanagatta: Franziska S., k. k. österreichischer Lieutenant. Als die Toc angesehener und vermögender Eltern am 1. August 1776 zu Mailand gebo zeigte sie von frühester Kindheit an wenig weiblichen Sinn, aber Neig für die Spiele und die Beschäftigungen der Knaben. Als 1794 ihr etwa gl alteriger Bruder, welchem ganz entgegengesetzte Denkungsart innewohnte, in Militärakademie zu Wiener Neustadt eintreten und sie zu der nämlichen zu den Salesianerinnen in Wien gebracht werden sollte, der Bruder aber d Krankheit verhindert wurde die Reise zu unternehmen, faßte sie den Entschl an seiner Stelle Soldat zu werden und, statt in das Kloster zu gehen, Kriegsschule zu besuchen. Verschiedene günstige Umstände begünstigten und leichterten die Ausführung ihres Vorhabens. Dazu gehörte namentlich, daß Rücksicht auf die Unsicherheit des Weges beschlossen ward, sie die Reise Francesco S. in männlicher Kleidung machen zu lassen, daß der Vater sie begleiten, sondern sie der Obhut von Freunden anzuvertrauen, denen sie oberflächlich bekannt war, und daß der Bruder nicht in die Anstalt selbst eintr sondern als sogenannter Frequentant am Unterrichte theilnehmen sollte. Alle Umstände wußte sie mit großem Geschick zu benutzen und so glückte ihr Vorha Am 1. Juli 1794 ward sie in die Akademie aufgenommen und am 16. Jan 1797, nach wohlbestandener Prüfung, ausgemustert. Sie kam als Fähnrich Warasdin-St. Georger Grenzregiment, welchem sie sofort nach Mainz Rekrutentransport zuführte. Die nächste Zeit brachte sie in verschiedenen Th des Reiches, meist auf Märschen, zu; glaubte sie irgendwo Verdacht erreg haben, so wußte sie zu veranlassen, daß sie von da entfernt wurde. 1799 sie in den Krieg. Klenau mußte damals von der Belagerung der Stadt G ablassen; bei einem Rückzugsgefechte wurde sie im December jenes Jahres wundet. Nun ward ihr Geheimniß offenbart. Sie entdeckte sich dem Feldz kam in das Lazareth und ward, am 1. März 1800 zum Lieutenant befö nachdem sie hergestellt war, auf unbestimmte Zeit beurlaubt und am 16. cember 1801 pensionirt. 1804 heirathete sie einen anderen Officier, den damal Lieutenant Spini; als dieser 1834 als Major gestorben war, verlieh der K ihr dessen Pension zu ihrer eigenen. Sie selbst starb erst am 1. Januar 1 zu Mailand. Franziska S. wird als klein und häßlich geschildert; in häufigen Rasirens zeigte ihre Oberlippe kräftiges Bartwuchsthum. Mit ei Kameraden, welcher über ihre geringe Körpergröße spottete, soll sie einen F kampf ausgefochten haben.

Streffleurs österreichische Militärzeitschrift, Wien 1860, 3. Band (m Bildniß). — C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserth Oesterreich, 29. Band, Wien 1875 (nennt weitere Quellen).

B. Pete

Scandello: Antonio S., in deutschen Drucken und Actenstücken stets candellus, doch nie Scandelli, wie ihn die Musiklexika bezeichnen, genannt. In alten deutschen Musikhandschriften auch Schandel geschrieben. muß nach Kade's Untersuchungen in Le Maistre, S. 3 und 9 um 1517 Brescia geboren sein und schon vor 1553 in Diensten des Kurfürsten oritz von Sachsen, wo er auf Lebenszeit angestellt war, gewesen sein, denn er rieb auf dessen Tod am 9. Juli 1553 einen Trauergesang, der auch gedruckt, aber nur in einer Copie auf der Bibliothek der Stadtkirche in Pirna erhalten t. Die Abschrift rührt von Moritz Bauerbach aus Pirna her, der Tenorist der kurfürstlichen Capelle in Torgau war; auf der letzten Seite der Abschrift ht die Notiz: „Torgae scribebat Mavricivs Bauerbach, Pirnensis. Anno 62". S. war anfänglich nur Instrumentist in der kurfürstlichen Capelle und ar Zinken- und Posaunenbläser mit dem in der Capelle höchsten Gehalte von 0 fl. 16 gr. 9. pf. und 14 fl. jährl. Hauszinsgeld, welcher jedoch fortfiel, er 1563 vom Kurfürsten 300 fl. zu einem Hausbau geschenkt erhielt. So ucht waren damals italienische Instrumentisten, daß ihre Besoldung höher als jenige des Capellmeisters war. — Als der alternde Capellmeister Matthaeus Maistre den Dienst nicht mehr in gehöriger Weise versehen konnte, wurde S. 1566 zur Aushülfe beigegeben und erhielt den Titel „zugeordneter oderator". In demselben Jahre gab er (am 25. März in Augsburg gechnet) seine erste Canzonen-Sammlung zu 4 Stimmen in Nürnberg heraus, sich so großer Beliebtheit erfreute, daß sie 1572 und 1583 in neuen Aufgen erschien. Er zeigte darin den Italiener in der bestechendsten Weise. Die utsche Schreibweise unterschied sich von jeher von der italienischen durch eine biegene contrapunktische Arbeit über einen gegebenen Cantus firmus, der entweder Kirche oder Volksweisen entlehnt war, während der Italiener stets mehr der mophonen und melodischen Behandlung des Tonsatzes huldigte. S. fügte sen Eigenschaften noch eine humoristische und ans Dramatische anstreifende sdrucksweise hinzu und so konnte es nicht fehlen, daß sich seine Werke großer erkennung und Beliebtheit erfreuten. Als er am 12. Februar 1568 an elle le Maistre's zum Capellmeister ernannt wurde (letzterer erhielt endlich schon lange erwünschte Pensionirung, da ihn das Podagra arg peinigte), er in demselben Jahre sein erstes Buch „Deutsche Lieder zu 4 und 5 immen", wieder in Nürnberg gedruckt, folgen. Hier übertrug er die italienische d besonders seine eigene Empfindungs- und Ausdrucksweise auf das deutsche d, welches nun zum Theil durch ihn beeinflußt, ganz neue Bahnen einschlug. erdings nicht zum Vortheile des deutschen Liedes, denn da dem Deutschen die hte und gefällige Schreibweise etwas ganz Ungewohntes und Naturwidriges r, so gerieth er zum Theil auf arge Abwege, und so geschah es auch, daß Ausländer beim Publicum in größerer Gunst als die eigenen Landsleute nden. S. befand sich nun auf der Höhe seines Ruhmes und im Besitze eines erſten Capellmeisterposten in Deutschland. In schneller Aufeinanderfolge hte sich ein Liederbuch ans andere. 1570 erschienen „20 deutsche weltliche dlein mit 4, 5 und 6 Stimmen" (Dresden bei Bergen), die 1578 und 1579 neuer Auflage erschienen, 1575 ein Buch „Geistliche deutsche Lieder zu 5 6 Stimmen" (ebend.), 1577 das 2. Buch italienischer Canzonen zu 4 und Stimmen (München bei Berg). Außerdem 1568 und 1574 Gelegenheitsänge bei Trauerfeierlichkeiten. Unsere deutschen Bibliotheken zu Berlin, reslau, Liegnitz, Brieg, Zwickau, Elbing, München, Kassel u. a. besitzen reiche mmlungen seiner Werke. Auch handschriftlich hat sich so manches erhalten. ßer dem oben erwähnten Epithalamion auf Kurfürst Moritz ist besonders die assion und Auferstehungsgeschichte" auf der Landesschule in Grimma erwähnens-

werth, die als Vorläufer von Heinrich Schütz' Passionen von ganz besonderer Wichtigkeit für die Entwicklung der musikalischen Behandlung dieses kirchlichen Cultus ist. Sie hat auch in den Monatsheften für Musikgeschichte, 14. Bd. S. 37 eine sehr eingehende Würdigung erfahren und man kann wohl die Behauptung aufstellen, daß sie bis zu Schütz' Zeit die maßgebende Form für die Passion war. Den Beweis dafür liefern die vielfachen Bearbeitungen und Veröffentlichungen der Passion, selbst ohne Scandello's Namen zu nennen. Die erste Umarbeitung fand durch Samuel Beseler statt, der sie 1612 in Breslau herausgab, die nächste erfolgte durch Harnisch 1621 in Goslar und endlich noch 1682 von Melchior Vulpius in seinem Gesangbuche. Da Schütz' Auferstehungsgeschichte 1623 erschien und die Passion nach Johannis erst 1664 geschrieben wurde, so läßt sich dadurch die Wichtigkeit von Scandello's Passion und Auferstehungsgeschichte am besten beurtheilen. Scandello's „Passio et Resurrectio" behandelt noch die Aussprüche der Personen als Chorsätze und nur den Evangelisten läßt er im Recitativ singen. Eine Begleitung fehlt noch durchweg. So läßt er Christus im vierstimmigen Satze singen, die Magd dreistimmig, ebenso Petrus, dagegen den Pilatus im zwei- und dreistimmigen Satze und den Knecht nur zweistimmig. Diese Tonsätze sind gewiß nicht für eine chormäßige Ausführung bestimmt, sondern als Duette, Terzette und Quartette aufzufassen. Im Neudruck ist die Bearbeitung von Vopelius in Schöberlein's Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesanges im 2. Bande erschienen. Bruchstücke aus dem Epithalamium auf Kurfürst Moritz von 1553 finden sich in Ambros' Musikgeschichte Bd. V, S. 428. Ebendort die Bearbeitung des geistlichen Liedes „Nu komm der Heiden Heiland" und das für Scandello's Auffassung des deutschen Liedes so charakteristische Trinklied „Der wein der schmeckt mir also wohl". Auch eine Canzone ist S. 460 mitgetheilt, so daß uns für jede Gattung der Kunst, in der S. sich ausgezeichnet hat, ein treffliches Beispiel zur Hand ist. Andere Neuausgaben sind in meinem Verzeichniß neuer Ausgaben (Berlin 1871) und Nachträge in Monatsh. f. Musikg., 9. Bd., zu finden. — S. starb am 18. Januar 1580 Abends 7 Uhr zu Dresden. Eine treffliche Darstellung seines Lebens und seiner Werke hat der jüngst verstorbene M. Fürstenau im Archiv für die sächsische Geschichte, Leipzig (Tauchnitz) 1865, 4. Bd., 2. Heft, S. 167—203 veröffentlicht.

Rob. Eitner.

Scaria: Emil S., einer der bedeutendsten dramatischen Sänger und der größte Bassist unserer Zeit, wurde am 18. September 1840 im steirischen Graz als der Sohn eines angesehenen Arztes geboren. 1856 bezog er die Universität Wien, wo er Gelegenheit fand, seine vielversprechende Gesangsanlage unter der Leitung des tüchtigen Gentiluomo auszubilden. Bald entsagte er dem Rechtsstudium und fand die Mittel zur Existenz, wie zur Weiterbildung durch Nachhülfe, welche er andern Schülern seines Meisters leistete. In Pest betrat er dann 1860 zum ersten Male die Bühne als St. Bris in den Hugenotten. Aber ihm geschah es, wie manchem andern Künstler, wie z. B. seinem bedeutendsten Kunstgenossen Franz Betz: der erste Versuch endete mit einem Mißerfolg und mit der Versicherung des Directors, daß aus dem jungen Sänger nichts werden würde. In Brünn und Frankfurt erging es diesem nicht viel besser. Da entschloß er sich 1862, obwol soeben jung verheirathet, nach London zu gehen und unter Garcia's Anleitung von neuem zu studieren. Dort hörte ihn Franz Abt und empfahl den mittlerweile bedeutend Vorgeschrittenen nach Dessau. Hier wirkte er aber nur ein Jahr; ebensolange dann in Leipzig, um bald einem Ruf nach Dresden Folge zu leisten. An der sächsischen Hofbühne entfaltete er nun von 1864 bis 1872 eine große und vielseitige Thätigkeit. Seine Stimme, ein

wuchtiger, aber noch wenig geschmeidiger Baß, erlangte durch fleißiges Streben weiteren Umfang nach der Tiefe und Höhe und eine bei dieser Fülle des Materials nicht gewöhnliche Beweglichkeit; ebenso wuchs seine dramatische Darstellungskraft, so daß schon 1870 ein maßgebender Dresdener Kritiker, L. Hartmann, von ihm sagen konnte, daß er innerhalb der deutschen Bühne als Landgraf (Tannhäuser), Hercules (Alceste), Melchthal (Tell) kaum einen Rivalen hätte. Daß er vermöge seiner musterhaften Declamation den Forderungen des späteren Wagner'schen Stils ganz besonders gerecht werden konnte, zeigte er schon damals in der Rolle des Pogner (Meistersinger), die er zu einem „vorzüglich gelungenen Meisterbilde" gestaltete. Als man dann versuchte, ihn als Baßbuffo zu verwenden, verhalfen ihm sein Fleiß und sein Talent zum Charakterisiren auch in diesem Fache zu den besten Erfolgen. Seine komischen Leistungen als Dulcamara (Liebestrank), Bürgermeister (Czar und Zimmermann), Falstaff (Lustige Weiber) gefielen ebenso, wie seine ernst-dramatischen. Es war natürlich, daß sich auf diese „Säule des Repertoires" die Blicke anderer Bühnenleiter richteten; Gastspielreisen, auf denen S. im Monat 25 Mal aufzutreten im Stande war, verbreiteten seinen künstlerischen Ruf. 1869 wirkte er im großen Musikfest zu Düsseldorf, 1870 in den Weimarer Musteraufführungen mit; überall trat er vortheilhaft durch Lernlust, Sicherheit und feinsinnige Durcharbeitung der Partien hervor. So war es kein Wunder, daß 1872 die Wiener Hofoper den jungen Sänger unter glänzenden Bedingungen anwarb. An diesem, gerade in der nächsten Zeit in glänzendem Aufschwung begriffenen Kunstinstitut hat er dann an 14 Jahre bis beinahe zu seinem Tode gesungen. Je mehr sich sein Rollenfach, das nun bald alle Baß- und viele Baritonpartien in sich begriff, erweiterte, je mehr die Schönheit und Größe seiner Mittel sich offenbarten, desto bedeutender war seine Stellung an der Hofbühne, desto verbreiteter sein Ruf; in einer Zeit, wo richtige Bässe so selten sind, wie echte Tenöre, hatte er wenige Rivalen, die neben ihm auch nur genannt werden konnten. 1876 war er von Richard Wagner ausersehen worden, den Hagen in der „Götterdämmerung" darzustellen. Leider endete die Mitwirkung Scaria's in unerquicklicher Weise mit der Abreise des in seinen Forderungen allzu anspruchsvollen Sängers noch vor der Aufführung; nur in einer Probe konnte er zeigen, welch gewaltige Figur er aus dem dämonischen Nibelungensohne gestaltet hätte. Im Laufe der nächsten Jahre machte er sich dann auch die Hauptrollen der späteren Wagner'schen Dramen zu eigen; so schuf er einen herrlichen Hans Sachs, einen edlen König Marke, vor allem einen zugleich majestätischen und tief empfindenden Wotan. In dieser letzten Partie trat er in Berlin auf, als Angelo Neumann hier mit den erwähltesten Kräften Mai 1881 im Victoriatheater zum ersten Male den „Ring der Nibelungen" aufführte. Im Anschluß daran fand am 2. Juni im königl. Opernhause eine „Lohengrin"-Vorstellung statt; S. sang den König Heinrich und hob diese sonst nicht so bedeutsame Rolle durch seine wuchtige und hoheitvolle Kunst zu ungeahnter Höhe. Stets war er des größten Erfolges sicher; auch Wagner selbst, der voller Bewunderung seinen Wotan gehört hatte, vergaß allen Groll und forderte S. auf, im nächsten Jahre im „Parsifal" in Bayreuth mitzuwirken. Hier trat er nun am 26. Juli 1882 in der ersten Aufführung des Bühnenweihfestspiels als Gurnemanz auf und hatte damit den Höhepunkt seiner Laufbahn erreicht: wohl kaum jemals hat eine Bühnenleistung so einstimmigen und nachhaltigen Enthusiasmus erregt. Im Sommer 1883 und 1884 wirkte S. dann in derselben Rolle in Bayreuth, während er an der Wiener Hofoper und in Gastspielen seine reiche und befriedigende Thätigkeit fortsetzte. Da drangen 1885 zum ersten Male beunruhigende Nachrichten über seine Gesundheit in die Oeffentlichkeit. Schon seit mehreren Jahren hatte das Behalten des Textes dem

Sänger Schwierigkeiten bereitet; er bedurfte mehr als andere des Souffleurs. Diese Gedächtnißschwäche steigerte sich allmählich, bis sie in trauriger Weise zur Katastrophe führte; der einst so sichere und unfehlbare Künstler hatte seine alt vertraute Rolle während der Vorstellung vergessen! Fehlte es nicht an Stimmen die in thörichter Verblendung die anhaltende Hingabe an die schwierigen Wagner schen Rollen für das furchtbare Geschick Scaria's verantwortlich machten, wurde von anderer Seite den Aufregungen des Börsenspiels die Schuld de jähen Verfalls beigemessen. Auffallend war es schon früher, daß der hünen starke Mann bereits so jung vollständig ergraut war. Jetzt war er gezwunge sich gänzliche Ruhe zu gönnen; er zog sich mit seiner Familie nach seiner B sitzung bei Loschwitz in der Nähe von Dresden zurück. Aber es war ihm nic mehr vergönnt zu genesen; in der Blüthe des Lebens, 46 Jahre alt, ist er a 22. Juli 1886 gestorben: genau um die Zeit, als in Bayreuth der „Parsifal nach längerer Pause zum ersten Male wiedergegeben wurde — zum ersten Ma ohne den ersten und größten Gurnemanz!

An diese Meisterleistung muß man auch anknüpfen, wenn man in kurze Zügen die Eigenart Scaria's und seine Bedeutung für die dramatische Kun unserer Zeit kennzeichnen will. Richard Wagner hat für seinen Gesangsstil d vollkommene Deutlichkeit als erste Bedingung hingestellt, „ohne welche Dram wie Musik, Rede wie Melodie gleich unverständlich bleiben". Diese Deutlichke des Sprachgesangs kann aber nur erreicht werden, wenn jeder Silbe, auch d kleinsten, ihr Recht wird, wenn die schöne, melodische Linie des Vortrags nic durch die Anstrengungen falschen Affects, durch heftige und unvermittelte Accen durchbrochen wird. Diese Forderung klingt einfach und ist doch fast niemal erfüllt worden, denn nur höchst selten vereinigen sich die beiden dazu nöthige Eigenschaften: musterhafte Aussprache und mühelos in allen Lagen und Stärk graden ansprechende Stimme. Scaria's Organ verband beides. Die fast bo spielose Deutlichkeit und Eindringlichkeit der Sprache, die Fülle und Sonorität des Tons, dem wuchtigste Kraft und weichste Zartheit in gleicher Weise zu Gebo standen, ergaben in ihrer Verschmelzung eine Schönheit der Declamation, welch dem Ideale des Wagner'schen Stils sehr nahe kam. Da diese mächtige Stimm ohne Anstrengung über den Wogen des Orchesters schwebte, da überdies d musikalische Sicherheit des Sängers die Schwierigkeiten ungewöhnlicher Intervall wie spielend überwand, so empfand der Hörer gar nicht die Gefahren dies großen Recitationsweise; ohne Mühe konnte er jenen bedeutsamen dramatische Erzählungen des Wotan, des Gurnemanz folgen, in welchen die Exposition de „Walküre", des „Parsifal" besteht und welche leicht ermüdend wirken, wen nicht eine vollendete Vortragskunst, wie sie eben Scaria besaß, Verstand un Gemüth stets gleichmäßig rege erhält. Denn zum Gemüthe zu sprechen, wa diesem Sänger ebenfalls in höchstem Maße gegeben, sein gewaltiges Organ wa nicht nur ein tönendes Erz, sondern es strömte aus ihm auch eine Fülle de Empfindung, die aber nie durch falsche Sentimentalität, durch selbstgefäll Berechnung zu wirken versuchte. Daher gelang ihm die Darstellung des b ginnenden noch rüstigen Greisenalters ganz vortrefflich, wie es in Gurnema und Hans Sachs sich so bieder, edel und männlich ausprägt. Scaria's gro und kräftige, reckenhafte Gestalt, sein durchdachtes, naturwahres, eindringlich und den wechselnden Momenten der Handlung stets angepaßtes Spiel unte stützte hier aufs wirksamste seine wundervolle Stimme; derart, daß diese selte Vereinigung Unvergleichliches hervorbrachte und jedem, der sich einmal dara erlabt hat, unvergeßlich geblieben ist. Und so war der frühe Tod dieses b gnadeten Sängers ein wirklich unersetzlicher Verlust; noch heute harrt die deutsc Bühne vergebens auf einen würdigen Nachfolger.

Richard Sternfeld.

Scarlatti: Josef S., dramatischer Componist, angeblich geboren 1712 zu Neapel als Enkel des großen Alessandro S., schrieb mehrere Opern im landläufigen italienischen Opernstil für Rom, Neapel und Venedig und ließ sich seit 1757 dauernd in Wien nieder, wo er Clavierunterricht ertheilte und nebstbei fleißig componirte. Hier gelangten auch im Theater nächst der Burg mehrere Opern von ihm zur Aufführung, die beifällige Aufnahme fanden, und es gelang ihm durch seine Novitäten, deren letzte, „La moglie padrona", 1768 erschien und von ihm selbst dirigirt ward, sich ehrenvoll neben den bekannten und geachteten Meistern Traetta, Majo und Hasse zu behaupten. Er starb zu Wien am 17. Aug. 1777. In S. verleugnete sich nicht die Begabung, die seine Familie in der Musikgeschichte berühmt gemacht hat. Er zählt zu den besseren Meistern seiner Zeit und besaß, wenn auch kein stark originales, so doch ein liebenswürdig musikalisches Talent. Namentlich in der opera buffa weiß er häufig durch einfache und gefällige Melodien zu fesseln. Seine für Wien anno 1757 geschriebene „Isola disabitata" z. B. enthält viele reizende Stücke. In ihr bewährt er sich als richtiger Vertreter jener echten, aber noch nicht zu voller Blüthe gelangten Buff-Oper, die damals in Piccinni ihren Hauptrepräsentanten hatte.

Dietz.

Schaarschmidt: August S., Arzt und Anatom, ist als jüngerer Bruder von Samuel S. am 6. October 1720 zu Halle geboren. Nachdem er in Halle studirt und daselbst 1742 mit der Dissertation „De nonnullis ad motum cordis et circulationem sanguinis pertinentibus" die Doctorwürde erlangt hatte, wurde er Physicus in Rathenow, gab aber diese Stellung, die ihm nicht zusagte, nach ganz kurzer Zeit auf, ging zu weiterer Ausbildung, speciell in der Anatomie nach Berlin, wo er bald zum Prosector ernannt wurde und zugleich eine Stellung als Arzt am Charité-Krankenhause erhielt. Letztere verschaffte ihm eine sehr ausgedehnte Privatpraxis, so daß er infolge dessen sich genöthigt sah, 1750 das Amt als Prosector niederzulegen. 1760 folgte er einem Rufe als Professor der Anatomie und Chirurgie an die neu gegründete Universität zu Bützow in Mecklenburg, wo durch seine Bemühungen 1764 auch ein Lehrstuhl für Geburtshülfe creirt wurde. Er wirkte hier in segensreicher Weise als Arzt und Lehrer, wurde 1772 zum Hofrath ernannt, errichtete 1776 die Hebammenschule und starb am 24. April 1791, nachdem er schon zwei Jahre vorher bei Auflösung der Universität pensionirt worden war. S. war ein tüchtiger Anatom und Chirurg. Von seinen Schriften sind bemerkenswerth die anatomischen Tabellen, die zu ihrer Zeit sich einer großen Beliebtheit erfreuten. Es sind: „Osteologische Tabellen" (Halle 1746); „Myologische Tabellen" (Ebenda 1747, 1783); „Splanchnologische Tabellen" (Ebenda 1748, 1764); „Neurologische Tabellen" (Berlin 1750, 1762, 1777); „Adenologische Tabellen" (Ebenda 1751, 1765); „Syndesmologische Tabellen" (Ebenda 1752, 1765). Alle diese Tabellen erschienen zusammengefaßt in lateinischer Uebersetzung von F. Erasme unter dem Titel: „Tabulae anatomicae, in usum praelectionum academicarum etc." (Roskau 1768), ferner in lateinischer Uebersetzung von Franz Xaver v. Wasserberg (Wien 1777), neue Ausgabe, veranstaltet von Hartenkeil und Sömmering, in 2 Bänden (Frankfurt a. M. 1803). Von den übrigen, selbständig erschienenen Schriften Schaarschmidt's führen wir noch an: „Kurzer Unterricht von den Krankheiten der Knochen" (Berlin 1749); „Chirurgische Operationen. St. Von der Onkotomie" (Rostock 1762); „Kurzer Unterricht von den venerischen Krankheiten" (Berlin 1770); „Verzeichniß der Arzneimittel zur allgemeinen Kurmethode" (Ebenda 1773). Auch ist S. Verfasser zahlreicher Abhandlungen über anatomische, chirurgische, geburtshülfliche und praktisch-

mediciniſche Gegenſtände in den „Beyträgen zu den Mecklenburg-Schwerinſche Nachrichten“ u. a. Zeitſchriften.

Vgl. Biogr. Lexicon, herausgegeben von A. Hirſch V, 199 und die d ſelbſt angegebenen Quellen.

Pagel.

Schacher: Polycarp Gottlieb S., Arzt und Profeſſor der Medicin Leipzig, daſelbſt am 6. Jan. 1674 geboren, ſtudirte und promovirte hier 169 Darauf unternahm er längere wiſſenſchaftliche Reiſen im Auslande (Hollan England und Frankreich) und wurde nach ſeiner Rückkehr 1701 zum auß ordentlichen Profeſſor der Anatomie und Chirurgie an der Univerſität ſein Vaterſtadt ernannt; ſpäter erhielt er eine ordentliche Profeſſur und verwalt bis 1723 ſucceſſive die Lehrſtühle der Phyſiologie, Anatomie, Chirurgie u Pathologie; letzteren behielt er bis zu ſeinem im März 1737 erfolgten To Das Decanat der med. Facultät hatte er ſeit 1724 bekleidet. S. war außerordentlich gelehrter Mann, hat aber kein größeres ſelbſtändiges Werk hint laſſen, ſondern nur zahlreiche, bei Haller (Bibl. anat. I, 786, Bibl. chir. I. 5 und Bibl. med. pract. IV, 208) verzeichnete, kleinere Diſſertationen und akad miſche Programme, die ſich auf ſämmtliche Gebiete der theoretiſchen und prak ſchen Medicin beziehen. Dieſelben beſitzen heutzutage nur noch hiſtoriſches Int eſſe. Erwähnenswerth iſt, daß S. ein großer Freund anatomiſcher Studi war, deren Wichtigkeit für die Medicin er beſonders betonte.

Vergl. Winter im Biogr. Lexicon ꝛc., herausgegeb. von A. Hirſch, V, 20

Pagel.

Schacher: Quirin S., ſächſiſcher Rechtsgelehrter und juriſtiſcher Schri ſteller; geboren am 28. October 1597 in Leipzig, † am 14. Juni 1670 de ſelbſt. S. hat als Theoretiker und Praktiker wie als Fachſchriftſteller Gediegen geleiſtet und zählt zu den namhafteren ſächſiſchen Juriſten jener Zeit. Sei Studien begann und vollendete er in Leipzig, und wußte bereits in junge Jahren während des 30jährigen Krieges der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt a Commiſſär oder Deputirter an kaiſerliche und ſchwediſche Generale erſprießlic Dienſte zu leiſten . . . 1636 finden wir ihn als Aſſeſſor der Leipziger Juriſte facultät, 1639 als advocatum ordinarium in consistorio, 1640 als Aſſeſſor die Collegiums. Fünf Jahre ſpäter (1645) erfolgte ſeine Ernennung zum profe substitutus Codicis an erwähnter Hochſchule, 1648 zum Beiſitzer am kurſächſiſch Landgerichte Lübben in der Niederlauſitz, 1652 zum Appellationsgerichtsrath u 1654 zum professor Pandect. in Leipzig. Nachdem er 1660 Decemvir der Hochſch und nebenbei Canonicus zu Naumburg geworden, rückte er 1669 zum Profe Codicis vor, welche Stelle er jedoch ſehr kurze Zeit bekleidete, da er ſchon i Juni des folgenden Jahres (1670) mit Tod abging.

S. ſchrieb als akademiſcher Lehrer viele Diſſertationen, deren Stoff me dem Gebiete des Obligationen- und Familienrechtes angehört; und zwei größe Werke: a. „Indicem Treutlerianum ad usum locorum communium“ (Lips. 167 zu Treutler's einſt vielbenützten disputationes selectae (Marp. 1592) e gründlich gearbeitetes Hilfsbuch, welches zugleich den Nachweis liefert, daß d Disputationen Treutler's (eines 1565 in Schweidnitz geborenen, 1607 in Bautz verſtorbenen Syſtematikers) noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts, mithin me nahezu hundert Jahren Geltung und Anſehen genoßen. b. „collegium theoreti practicum“, welches Schacher's Sohn, Chriſtoph Hartmann, der ſich der praktiſch Jurisprudenz zuwandte — nach des Vaters Tode 1678 mit einer Vorrede be ausgab und das 1685 und 1694 neue Auflagen erlebte. S., ſtreng kirchlich Richtung zugethan, ließ ſich an jedem Morgen das neunte Capitel aus de

uche der Weisheit vorlesen, und pflegte über jede seiner Arbeiten das Motto: Quaesita divina sapientia" zu setzen.

Dessen vorgenannter Sohn Christoph Hartmann (praktischer Jurist, boren zu Leipzig am 3. September 1633, † daselbst am 29. August 1690) studirte Merseburg, besuchte sodann als Candidat der Rechte die Universitäten Leipzig, na, Altorf, und gelegentlich einer Reise durch Mitteldeutschland ein paar itere Hochschulen. Heimgekehrt, wurde er 1663 in Leipzig Doctor utr. juris, 64 advocatus ordinarius in consistorio dortselbst, 1668 Assessor der Juristen-acultät, 1670 Oberhofgerichtsadvocat, 1683 Mitglied des Rathscollegiums, dlich 1684 Stadtrichter, in welcher Eigenschaft er vom Schlage getroffen, 90 das Zeitliche segnete. Er verfaßte einige civilistische Abhandlungen, und nterließ drei Söhne, von denen die beiden älteren die Rechte studirten, wäh-nd der jüngste, Polycarp Gottlob S. (geboren zu Leipzig am 6. Januar 74) sich der Arzneiwissenschaft widmete, und mit Hinterlassung einiger Fach-riften als Decan der medicinischen Facultät in Leipzig am 11. März 37 starb.

Der älteste, Quirin Hartmann S. (geboren zu Leipzig am 21. Novem-r 1659, † daselbst am 23. Januar 1719), hörte in Leipzig und Frankfurt O. juristische Vorträge, bereiste dann Mitteldeutschland, Holland, Frankreich d England, wurde 1682 Baccalaureus, 1684 Dr. beider Rechte, nachdem er le laude intempestiva" disputirt hatte. Die erste Anstellung erhielt er 1692 königlich polnischer und kursächsischer Rath, vier Jahre später erfolgte dessen nennung zum Oberhofgerichtsadvocaten und comes Palatinus. 1698 finden r Quirin H. als Stadtrichter, zugleich als Beisitzer der Leipziger Juristen-ultät und des Schöppenstuhles, 1712 als Oberhofgerichtsassessor, 1713 wurde zum Bürgermeister seiner Vaterstadt erwählt und bekleidete zugleich die Stelle es Assessors am Stifte Meißen und eines Vorstehers der neuen Kirche bis zu nem, 1719 eingetretenen Tode.

Christ. Hartmann's zweiter Sohn und Bruder des vorigen, Johann hristoph, betrat als Docent die Fußtapfen seines Großvaters. Am 31. März 67 in Leipzig geboren, machte er seine juristischen Studien dort und in Frank-rt a. O., bereiste hierauf Italien, erwarb 1691 die Würde eines Magisters, 93 eines Doctor utr. juris und trat 1697 in die Reihe der Oberhofgerichts-vocaten, 1701 begann er in Leipzig die akademische Laufbahn als professor verborum significatione, wurde 1708 Professor der Institutionen, 1709 der ndecten, 1710 Canonicus in Naumburg, Decemvir und Assessor der Juristen-ultät, 1714 rückte er schließlich zum Oberhofgerichtsassessor und Professor dicis vor. Er starb 1720 nach einer nahezu 20jährigen ebenso geschätzten, erfolgreichen Lehrthätigkeit. Seine und seines Bruders schriftstellerische Ar-ten beschränkten sich auf mehrere Dissertationen, vorwiegend civilrechtlichen halts. Joh. Christoph verfaßte auch „Annotationes" zu dem großväterlichen ollegium practicum", konnte sie jedoch vor seinem Tode nicht mehr druckfertig chen, weshalb sie Manuscript blieben. Ein ziemlich erschöpfendes Verzeich-s von den Schriften der verschiedenen Schacher findet sich bei Jöcher, Bd. IV, 2—4. — Porträts: (Quirin S.) Halbfigur in Fol. Kupferstich von J. Dürr 60. (Christ. Hartm.) Halbfigur in gr. Folio, gestochen von C. Romstet nach em Gemälde C. Spetner's. (Joh. Christ.) Halbfigur in gr. Folio, Stich M. Bernigroth. (Polyc. Gottl.) Halbfigur in gr. Folio von M. Bernigroth h einem Oelgemälde E. G. Hausmann's in Kupfer gestochen. Ein zweites 17 von dem nämlichen Stecher ausgeführtes Porträt ist in 8°.

Jöcher IV, s. v. Schacher. — Stintzing, Gesch. d. dtsch. Rechtswi
I, 467. — Drugulin, allgem. Porträtcatalog, S. 264 und 65.
Eisenha

Schachmann: Karl Adolf Gottlob v. S., geboren in Hermsdo
28. November 1725, † in Herrnhut am 28. Januar 1789, hat sich als
matiker, Verfasser naturwissenschaftlicher Abhandlungen und Radierer b
gemacht. Seine Erziehung leiteten, obschon gegen den Willen seines
des 1752 verstorbenen kgl. großbritannischen Dragonerhauptmanns und
Majors bei der Garde du Corps zu Warschau Ernst Moriz v. S., von
dreizehnten Jahre an ein Mitglied der Brüdergemeine, Heinrich Cossart, v
Haupt, Graf Zinzendorf selbst. Aber neben solchen Einflüssen wirkten au
Entwickelung ausgedehnte Reisen ein, die zum Theil eben dadurch ver
waren, daß seine Erziehung dem bestimmenden Einfluß seines Vaters e
werden sollte. Unabhängig durch ererbten reichen Grundbesitz widmete er
dem er vom Jahre 1744 an die Universitäten zu Leipzig, Erfurt und Tü
besucht hatte, seine Neigungen vornehmlich numismatisch-archaeologischen S
daneben Versuchen auf dem Gebiete der Architektur- und Landschaftsmalerei
von ihm zusammengebrachte reiche Sammlung antiker Münzen hat er s
einem „Catalogue raisonné" (Leipzig 1774), dem Abbildungen von seiner
Hand beigefügt sind, beschrieben. Diese Sammlung ging kurz vor seinem
in den Besitz des herzoglichen Münzcabinets zu Gotha über.

Lausitzisches Magazin 1789, Görlitz, S. 56 und S. 132. — Lau
Monatsschrift 1793 Th. 1, Görlitz, S. 200—212 und 257—273. —
Friedr. Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler,
Abtheil. 1, Görlitz 1803, S. 125—127. — Meusel, Lexikon der 1750
verstorbenen teutschen Schriftsteller Bd. 12, Leipzig 1812, S. 58 f. —
Künstlerlexikon Th. II, Abschnitt 7, Zürich 1813, S. 1462.

F. Schnorr v. Carolsf

Schacht: Hermann S., Botaniker, geboren am 15. Juli 1814 zu
werder bei Hamburg, † am 20. August 1864 in Bonn, genoß seinen
Unterricht im elterlichen Pfarrhause, größtentheils durch den Vater selbst,
1829 zu einem Pharmaceuten nach Altona in die Lehre kam. Nach vol
Lehrzeit war er mehrere Jahre in verschiedenen Städten Deutschlands,
Kreplin in Mecklenburg, in Braunschweig, Hamburg, Emmerich, Aach
zuletzt wieder in Altona als praktischer Apotheker beschäftigt, hatte sich
zwischen auch in Jena wissenschaftlich weitergebildet. In Altona trat
dem bekannten Hepatologen Gottsche in nähere Beziehung, durch dessen An
er sich ebenfalls mit den Lebermoosen eingehend beschäftigte. Obwol S
diese Familie nie eine Arbeit veröffentlicht, so übte er doch durch das S
derselben seine Beobachtungsgabe und sein Zeichentalent und lieferte
„Synopsis Hepaticarum" von Gottsche, Lindenberg und Nees von Esenbe
große Zahl von Figuren, namentlich zur Gattung Mastigobryum. G
sonders aber fesselten ihn phytotomische und physiologische Studien
allem waren es die Arbeiten Schleiden's über die Befruchtung der Pflan
ihn zu einem begeisterten Anhänger der von letztgenanntem Botaniker
stellten Theorie machten, welche er gegen alle Angriffe solange mit uners
licher Ueberzeugung vertheidigte, bis der Gründer der Lehre selbst sie auf
sich genöthigt sah. Gleich Schacht's erste Schrift: „Beobachtungen üb
Befruchtung von Cucumis sativus," 1845 in den Annales de la société d'
naturelle de Hambourg veröffentlicht, bewegt sich auf diesem Gebiete. Ih
ein Jahr darauf eine mit seinem Freunde, dem Chemiker Jansen gem
verfaßte Arbeit über die Krankheit der Kartoffel. Im Frühjahr 1847

die Pharmacie und übernahm bei seinem Lehrer Schleiden in Jena eine
sistentenstelle. Trotzdem ihm seine hierdurch übernommenen Pflichten wenig
eit für eigene wissenschaftliche Arbeit ließen, beschäftigte er sich mit der Vollen-
ng einer bereits in Altona begonnenen größeren Abhandlung über die Frage
ch der Entwickelung des Pflanzenembryo, worüber von dem Königl. Nieder-
ndischen Institute der Wissenschaften in Amsterdam 1847 eine Preisaufgabe
stellt worden war. Schacht's Arbeit erhielt den Preis und erschien 1850 als
bständige Schrift unter dem Titel: „Entwickelungsgeschichte des Pflanzenembryon,"
gleitet von 26, theilweise colorirten Tafeln. In demselben Jahre, bald nach
langter Promotion zum Dr. phil., verließ S. Jena, um nach Berlin überzu-
deln. Hier entwickelte er eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, besonders
f seinem Lieblingsgebiete der pflanzlichen Anatomie und Physiologie und hatte
s Glück, in A. v. Humboldt einen Gönner und einflußreichen Förderer seiner
ebten zu finden. Diesem Umstande ist es wol auch zuzuschreiben, daß ihn
e Berliner Akademie der Wissenschaften beauftragte, genauere Studien über
natomie und Physiologie der Waldbäume zu machen, zu welchem Zwecke er
h 3 Sommer hindurch in Thüringen aufhielt. Gegen Ende 1853 habilitirte
h S. in Berlin als Privatdocent. Seine rastlose wissenschaftliche Thätigkeit
lte jedoch seine Gesundheit geschädigt, so daß er sich genöthigt sah, auf 2 Jahre
ch Madeira zu gehen, wozu ihm seitens der Akademie und der Regierung eine
terielle Unterstützung gewährt wurde. Den Aufenthalt hierselbst nutzte S. zu
lassenden Studien aus, als deren Frucht eine Schilderung der Vegetation
deiras und der Canarischen Inseln 1859 erschien. Im folgenden Jahre er-
lt er, als Nachfolger von Treviranus, einen Ruf nach Bonn als Professor
d Director des botanischen Gartens. Leider sollte er sich der ihm nun endlich
worbenen sicheren und auskömmlichen Lebensstellung nicht lange erfreuen.
stlose Thätigkeit und die äußeren Mühen des Lebens hatten seinen Körper
rüttet und 4 Jahre nach Uebernahme der Professur erlag er, kurz nach Voll-
dung seines fünfzigsten Lebensjahres einem plötzlichen Lungenschlage. Mit dem
n ihm für seine Preisschrift gewählten Motto: „Nur Beharrung führt zum
el, nur die Fülle führt zur Klarheit," war auch das Princip des ganzen ar-
itreichen Lebens dieses Forschers gegeben.

Mit dieser erwähnten preisgekrönten Schrift: „Die Entwickelungsgeschichte
s Pflanzenembryon" vom Jahre 1850 vertritt S. ganz entschieden den Stand-
nkt der Schleiden'schen Lehre von der Befruchtung, wonach der Pollenschlauch
ktenogamer Pflanzen, in den Embryosack der Samenknospe eingedrungen,
bst zum Embryo auswachsen sollte, womit die Existenz der Keimbläschen im
mbryosack, als der schon vor dem Eindringen des Pollenschlauches vorhandenen
undlage für den späteren Embryo geleugnet, und somit auch für die höheren
ewächse ein im Grunde nur ungeschlechtlicher Entwickelungsgang angenommen
rde. Diese schon 1837 von Schleiden veröffentlichte Theorie war zur Zeit,
s Schacht's Arbeit erschien, bereits hinlänglich widerlegt worden; trotzdem
chte letzterer die seiner Schrift mitgegebenen zahlreichen Abbildungen ganz im
inne dieser unrichtigen Lehre zu deuten, und wenn das Niederländische Institut
e Arbeit dennoch mit dem Preise krönte, so beweist dies nur, wie tiefe Wurzeln
r Schleiden'sche Ansicht in der botanischen Welt gefaßt hatte. Einen dauern-
n Einfluß gewann dagegen Schacht's zweite größere Publication, das zuerst
51 erschienene Buch: „Das Mikroskop und seine Anwendung, insbesondere
r Pflanzenanatomie und Physiologie." In demselben beabsichtigte der Ver-
sser, dem Anfänger eine Anleitung für mikroskopische botanische Untersuchungen
geben und hat seinen Zweck durch den reichen Inhalt seiner Schrift auch
ßer erreicht. Sie verbreitet sich nicht nur über die optischen und mechanischen

Theile des Mikroskops, seine Nebenapparate und die sonstigen mecha
Hülfsmittel, sondern auch sehr eingehend über die zweckmäßigsten Method
Untersuchung für alle in Betracht kommenden Pflanzentheile. Den Wer
Buches beweist schon der äußere Umstand, daß es nicht allein 3 Aufla
deutscher Sprache erlebte, sondern auch, nach dem Erscheinen der zweiten A
ins Englische und nach dem der dritten ins Französische übersetzt wurde.
gefügt sind 6 lithographirte Tafeln, die recht saubere Zeichnungen des
Oberhäuser'schen Mikroskops mit Nebenapparaten, sowie zahlreicher Prä
über Blüthenentwickelung darstellen. Der große Aufschwung, den geg
Mitte unseres Jahrhunderts die Kunst des Mikroskopirens genommen, prä
in dem Schacht'schen Buche deutlich aus, wenn auch namentlich in den
embryologischen Untersuchungen sich beziehenden Capiteln die irrthümlich
sichten des Verfassers ebenfalls wiederkehren. Als Anweisung zur pra
Benutzung des Mikroskops bei der Untersuchung technisch wichtiger Pflanz
S. 1853 eine kleine Schrift erscheinen: „Die Prüfung der im Handel v
menden Gewebe," worin auf 8 Tafeln erläuternde Abbildungen gegeben
Um die Resultate der neuen phytotomischen Forschungen auch weiteren
zugänglich zu machen, ließ S. 1852 ein Lehrbuch erscheinen unter dem
„Physiologische Botanik. Die Pflanzenzelle, der innere Bau und das Le
Gewächse". Auf den 20 beigegebenen Tafeln bringt es eine Fülle guter
nalabbildungen und auch der Inhalt des Textes bietet zahlreiche Detail
alle einschlägigen Fragen, wie auf dem Titelblatt bemerkt, auf Grund
vergleichender mikroskopisch-chemischer Untersuchungen. In den 50 Para
der 12 Abschnitte, in welche das Buch zerfällt, ist ziemlich Alles en
was nach dem damaligen Stande der Wissenschaft über die Pflanzenze
deren Weiterentwickelung bekannt war. Besonders hervorgehoben zu werd
dient, daß die Natur der Einwirkung chemischer Agentien auf pflanzliche
hier zum ersten Male im Zusammenhange erschöpfend behandelt ist.
leidet das Werk an einer meist kritiklosen Zusammenstellung der em
Resultate sowie an einer nicht genügenden Verwerthung der vorhandene
ratur. Auch in der zweiten Auflage der Arbeit, deren erster Theil 18
deren zweiter Theil 1859 erschien unter dem allgemeinen Titel: „Lehrb
Anatomie und Physiologie der Gewächse", sind die angedeuteten Uebelstän
beseitigt worden, obwol zwar Vieles im einzelnen gebessert, auch die Dar
durch Zusammenziehung des Textes weniger weitschweifig erscheint. Die
dungen sind fast sämmtlich neu. In den Rahmen der letztgenannten
Schacht's gehört auch eine 1854 publicirte Schrift: „Beiträge zur A
und Physiologie der Gewächse". Den Inhalt bilden 14 Aufsätze über
lungsgeschichtliche Verhältnisse einzelner Pflanzentheile, wie der Blüt
Cupuliferen, der Betulineen, derjenigen von Stylidium adnatum und der
zenwurzel. Es sind theils neue Beobachtungen, theils Ergänzungen ob
richtigungen früherer Untersuchungen, theils Neuabdrücke von solchen
Schlußstein seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf phytotomischem Gebiete
S. 1859 mit einem „Grundriß der Anatomie und der Physiologie der Ge
wovon 1861 auch eine Uebersetzung ins Schwedische herauskam. Die
seiner im Auftrage der Berliner Akademie unternommenen Studien über
Waldbäume legte S. in einem Buche nieder, das unter dem Titel: „Der
Studien über Bau und Leben der höheren Gewächse" 1853 im Druck
Zwar beabsichtigt das Werk in erster Linie nur, dem Forstmann einen
schaftlichen Leitfaden zu bieten, durch den er in die praktischen Fragen
Berufes mit tieferem Verständniß einzudringen vermöchte, doch erweite
Verfasser schließlich den Inhalt zu einer vollständigen Anatomie und Phy

Gewächse, insofern er an den Lebensverhältnissen der Bäume sämmtliche
ldungsvorgänge der phanerogamen Pflanzen überhaupt zu erläutern suchte.
rnnach entspricht der erste der 12 Abschnitte des Buches dem Hauptinhalte
ner „Pflanzenzelle", während die folgenden sich mit den speciellen Schilderun-
der untersuchten Bäume beschäftigen. Mit Vorliebe sind die einheimischen
delhölzer berücksichtigt und von den Laubbäumen besonders Eiche, Buche,
rke und Erle, daneben aber finden sich auch viele Beobachtungen über die
atomische Structur des Holzes, der Rinde, sowie über die Wachsthumsvor-
ige bei Linden, Platanen, Pappeln, Weiden, Rüstern, dem Weinstock und den
fsbäumen. Das reiche Material, das S. über die anatomische Beschaffenheit
Holz- und Rindenkörpers gesammelt, ist am Schluß des Werkes in einem
hange übersichtlich zusammengestellt, versehen mit einem analytischen Schlüssel
hufs Bestimmung der Baumarten aus dem mikroskopischen Befunde des Holz-
pers. Die 3 letzten Abschnitte handeln von der Physiologie der Bäume und
rer landwirthschaftlichen Bedeutung. Sechs Tafeln begleiten das Werk, davon
n Farbendruck, während zahlreiche Holzschnitte zur Erläuterung des Textes
nen. 1860 erschien eine zweite, umgearbeitete Auflage und 1862 eine von
Norren verfaßte französische Uebersetzung unter dem Titel: „Les arbres".
n interessantes Buch veröffentlichte S. 1859 als Folge seines auf der Insel
adeira genommenen Aufenthaltes: „Madeira und Tenerifa mit ihrer Vege-
tion". In lebendiger Anschaulichkeit bringt es, auf Grund selbständiger Be-
bachtungen eine Schilderung der Vegetation Madeiras und der canarischen
seln, sowol bezüglich der heimischen Flora, wie der angebauten Gewächse und
thält neben vielen bekannten, auch eine Reihe neuer, für den Botaniker, wie
n Culturhistoriker werthvoller Thatsachen. Dem Anhange, der eine kurze
ifschilderung enthält, folgen 6 lithographirte Tafeln mit Abbildungen typischer
flanzenformen, zum Theil mit landschaftlicher Staffage, sowie 10 Holzschnitte
t Ansichten und einzelnen besonders hervorragenden Gewächsen. Erwähnt zu
rden verdient, daß Schacht's Umkehr von der Schleiden'schen Befruchtungs-
re in die Zeit seines Aufenthaltes auf Madeira fällt und veranlaßt wurde
rch seine Studien über die Befruchtung von Gladiolus segetum, worüber er
den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Mai 1856
chtet. Bezüglich der canarischen Inseln, die S. nur vorübergehend besuchte,
t Dr. Karl Bolle einige Anmerkungen zugefügt. Das Buch ist als Bericht
das preußische Ministerium für Landwirthschaft verfaßt. Ein Bericht an das
ndesökonomiecollegium erschien 1856 über die Kartoffelpflanze und deren
ankheiten, worüber er schon 10 Jahre früher eine mit seinem Freunde Jansen
meinsam verfaßte Abhandlung publicirt hatte. Dieser Bericht umfaßt 40
liofeiten und 10 theilweise colorirte Tafeln. Neben diesen in nur kurzen
ischenräumen veröffentlichten größeren Arbeiten schrieb S. auch noch zahlreiche
ffätze für Zeitschriften, so für die Linnaea, Flora, das Journal de Pharmacie
für Caspar's Wochenschrift zur Botan. Zeitung. Eine nach der Zeit ge-
nete Zusammenstellung derselben findet sich im 5. Bande des Catalogue of
ent. pap. vom Jahre 1871 (p. 433 und 34).

Eine solche Fülle litterarischen Schaffens während einer nicht ganz 20 Jahre
fassenden schriftstellerischen Thätigkeit konnte nur der nie rastenden Natur
chacht's möglich werden. Freilich sind nicht alle seine Arbeiten von gleichem
rthe, manche vielleicht durch das zähe Festhalten an widerlegten Theorien der
twickelung der wissenschaftlichen Botanik hinderlich gewesen, das Verdienst darf
jedoch für sich in Anspruch nehmen, daß er, abgesehen von der Bereicherung
r Wissenschaft durch einzelne seiner Entdeckungen, wie beispielsweise durch die
htige Deutung der Entwickelungsgeschichte der gehöften Tüpfel, es im hohen

Grade verstanden hat, durch seine Schriften anregend auf den jüngere wuchs in der Botanik zu wirken und derselben Kräfte zuzuführen, wel um die Mitte unseres Jahrhunderts entstandenen Impulse folgten und d bau der Botanik zu einer wahrhaft inductiven Wissenschaft ermöglichten.

Biographie von Joh. Grönland in Bull. soc. bot. 1864. — thes. lit. bot. — Sachs, Gesch. d. Botanik. E. Wunschm

Schacht: Theodor S., s. am Schlusse des Bandes.

Schachten: Dietrich v. S., ein hessischer Edelmann, später B Grebenstein bei Kassel, begleitete 1491 den Landgrafen Wilhelm den auf dessen Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande und beschrieb dieselbe, wa lich mit Benutzung von Aufzeichnungen, die er während der Reise gemac Wie er im Eingange seines Werkes sagt, hat er dasselbe nicht „in hoffa sich „zu ruhmb", sondern „zu einer gedechtnis und kurzweil" für sein verfaßt. In der anspruchslosen Darstellung werden die Erlebnisse mühsamen Fahrt, die Sehenswürdigkeiten der besuchten Städte, die und Sitten der Bewohner u. a. m. treffend geschildert. Die Freude seinem Herrn erwiesenen Ehren und das Staunen des biederen Edelman die prächtigen Geschenke, die gegeben und empfangen wurden, spiegelt s weniger klar in seinem Berichte wieder als die Andacht der Pilger an d gen Stätten und die Besorgniß, welche die mannichfachen Gefahren in de der Reisenden hervorriefen. — Die Arbeit des S. liefert nicht nur einen gen Beitrag zur Geschichte deutscher Jerusalemfahrten, sondern verdient a halb Beachtung, weil in derselben der Sinn für historiographische E wie er in Hessen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in gesteigerte vorhanden war, einen deutlichen Ausdruck findet.

Die Reisebeschreibung ist neuerdings vollständig abgedruckt bei richt und H. Meisner, Deutsche Pilgerfahrten nach dem heil. Lande ff. Vgl. Joh. Rohen, Hess. Chron. Kap. 62 (bei Senckenberg, Sel et hist. tom. V, 473 ff.) und Rommel, Gesch. von Hessen III, 1 S.

J. P

Schack: Benedict S., (eigentlich Cziak) Schullehrersohn, 1758 in Mirowitz in Böhmen, † am 11. December 1826 in Münch rühmter Tenorist und beachtenswerther Componist, und, was hier nicht werden darf, durch Jahre einer der vertrautesten und treuesten Freun zart's. — Nichts ist interessanter, aber auch betrübender, als die Leichensteine zu mustern, welche seitwärts von dem großen Heerwege de auf dem nur die außerordentlichsten Erscheinungen und glänzendsten Ra zu behaupten vermögen, in bescheidener Verborgenheit, leider meist g Vergessenheit verfallend, ein stilles Plätzchen gefunden haben. Wie viel ragendes Talent, wie viel seltenes Geschick, und wie viel unverdientes Un sein finden wir da! Zuletzt kann uns nur der Gedanke trösten, daß j ernst und redlich gestrebt und nach seinem Vermögen das Beste gegeben ha konnte, sein Scherflein beitrug, den Wunderbau der Kunst zu förde denen, die während ihres Lebens als ausübende, wie productive Künstle liches leisteten, zählt auch S. — Sein Vater, durch 53 Jahre in seine amte thätig, gab ihm den ersten Schul- und Musikunterricht. Schon a jähriger Knabe vermochte er jedes Gesangstück prima vista zu singen. I frühe äußernde Talent bewog den Vater, einem benachbarten Collegen guter Organist und gewandter Contrapunktist war, die weitere Ausbildu Sohnes zu übertragen. Dann kam derselbe 1769 als Singknabe zu den auf den heiligen Berg, einen berühmten böhmischen Wallfahrtsort, und er durch 4 Jahre hier auch die untern Schulen frequentirt, 1773 als

nkirche zu Prag. Seine wissenschaftlichen Studien unterbrach er nie; n nach zwei weitern Jahren seine Stimme mutirte, so benutzte er die , sich beim Capellmeister Anton Laube in der Composition weiter zu ehrstimmige Arien und Serenaden, deren er viele setzte, wurden bei- nommen. Ende 1775 machte er sich per pedes nach Wien auf den dort Aufnahme im Seminar und wußte sich bald die Gunst des Uni- sitätsdirectors und die des vorzüglichen Hofcapellsängers Joseph v. Friberth, i. Ersterer vollendete seine theoretische Ausbildung, letzterer wurde, nach- stimme sich in einen schönen Tenor umgewandelt hatte, sein Gesanglehrer. allen seinen Mitschülern durch seine musikalische Befähigung aus- veranstaltete er nun mit ihnen allwöchentliche Concerte, denen oft aydn, der sich sehr wohlwollend für ihn interessirte, beiwohnte. Er ieser Zeit neben anderem zwei Operetten, mehrere Sinfonien und für ten in Graz drei Oratorien. Als er nach 5 Jahren seine philo- Studien vollendet hatte, widmete er sich der Medicin, da er aber un- (Juli 1780) einen Ruf vom Fürsten Heinrich von Carolath nach Regbz. Liegnitz), als Capellmeister erhielt, folgte er demselben. Be- ch zahlreiche Concerte für Blasinstrumente, die er auf dessen Wunsch erwarb er sich seines Fürsten Wohlwollen, der ihn auch nicht entlassen de, hätte ihn nicht eine große Ueberschwemmung der Oder, die alle ngen furchtbar verwüstete, gezwungen, seine ganze Capelle aufzulösen. e, 1784, hatte S. mit der fürstlichen Sängerin Weinhold eine glück- ingegangen. Fast unmittelbar darauf bekam er seinen Abschied und ich glücklich schätzen, von dem Theaterdirector Bondini einen Engage- g nach Prag zu erhalten. Dort angekommen, hörte er mit Schrecken, sein beabsichtigtes Unternehmen aufgegeben hatte und nach Italien war. Aller Mittel baar, entschloß sich S. eigene und fremde Werke und einen kleinen Hausirhandel mit Musikalien in böhmischen löstern und Dörfern zu beginnen. Nach zweijähriger Nothzeit traf er Budweis mit dem bekannten Theaterimpressario J. Schickaneder zu- r ihn veranlaßte, gegen eine Wochengage von 18 Gulden, sich seiner anzuschließen. So kam er nach Salzburg, wo er als Nardone in „La Frascatana“ erstmalig die Bühne betrat. Er sang diese und an- n mit außerordentlichem Beifalle, so daß der Capellmeister Leopold ie der Vicecapellmeister Michael Haydn ihn durch gütiges Entgegen- szeichneten und in jeder Weise zu fördern suchten. Zugleich mit ihm berühmte Orgelspieler Franz Tayber, nachmals Hoforganist in 6—1810) und Franz Gerl, später Capellmeister in Brünn, bei r engagirt. Dieser unternehmende, dichtende, componirende, spielende e Theaterdirector pflegte in der Regel für sein Theater die Operntexte chreiben, jene componirten sie, meist in Gemeinschaft. So entstanden äter in Wien (bis 1796) die Opern: „Der Luftballon“, „Lorenz und „Der Mundkoch“, „Der Krautschneider“, „Der Stein der Weisen“, rote“, „Das Schlaraffenland“, „Die Wiener Zeitung“, „Una cosa Theil, „Die Zaubertrommel“, „Die beiden Antons“, (dieses bekannteste k's erschien, von Reese arrangirt, im Clavierauszuge), „Die beiden An- heil oder der Name thut nichts zur Sache“. (Noch gab man in der heile der beiden Antons, aber es ist sehr fraglich, ob an diesen elenden S. Antheil hatte.) „Frage und Antwort oder Ein altes Weib kann stiften“, „Die Zaubertrommel oder die Schellenkappe“ u. s. w. alzburg, Regensburg und Wien, auch in Dresden oft und mit großem geführten Werke, waren zunächst nur für die Schickaneder'sche Gesell-

schaft bestimmt und berechnet, und sind daher an andern Bühnen weni
kannt geworden. Von Salzburg zog Schikaneder nach Regensburg. Hie
ponirte S. eine Messe und eine Litanei, die in Gegenwart des Fürsten von
und Taxis, von dessen Hofcapelle bei den Augustinern mit glänzendem
zu Gehör gebracht wurde. In dieser Zeit entstand auch eine italienisch
den berühmten Bassisten Fischer geschriebene Concertarie, ein Paradestück
Künstlers. Als 1788 das Regensburger Theater aufgelöst wurde, nahm
Engagement am Theater an der Wien an, das damals der bekannte
spieler und Schriftsteller, Johann Friedel, leitete. Der strebsame S. sah
in eine ganz neue Welt versetzt und fand jetzt erst, nachdem er die großen
virtuosen der italienischen Oper, Mandini, Bandini, Mombelli und Maffoli
die ihm bisher mangelnde Gelegenheit, sich als Sänger ganz zu vervollkom
Namentlich den letztgenannten vortrefflichen Künstler nahm er sich zum
und es gelang ihm, dessen Art und Manier so täuschend nachzuahmen, da
ihn nur den deutschen Maffoli nannte, und dieser, als er ihn einst selbst
nicht umhin konnte, seinem Spiel und Gesang Beifall zu klatschen. Jed
mit Empfehlungen vom Papa versehen, machte er nun auch die Bekanntschaft
Mozart's und bald schlossen sich beide in herzlicher Freundschaft einander a
kam der Unsterbliche zu S., um ihn zum Spaziergang abzuholen und w
sich dieser ankleidete, pflegte sich jener an dessen Schreibtisch zu setzen u
gonnene Manuscripte fortzusetzen oder hier und da ein Stück in seine Sin
hineinzucomponiren. Manche Partituren Schack's dürften also Mozartsche
graphen und Tonsätze enthalten, die jedoch mit den betreffenden Opernpar
leider alle verschollen und vergessen sind. Durch Mozart lernte S. auch
del'sche und Bach'sche Werke und manches gute Buch kennen. Für ihn
die Taminopartie in der Zauberflöte geschrieben, die er allein in Wien
sang. Infolge des intimen Verkehrs, der zwischen beiden Männern b
wußte S. eine Menge Züge von seinem Freunde zu erzählen, die dessen
und häusliches Leben zu schildern und seine gutmüthige Seele zu charakte
vermochten. Da sie momentan nie aufgezeichnet wurden, S. merkwürdiger
in übertriebener Aengstlichkeit, auch nie zu bewegen war, seine Erinnerung
Mozart niederzuschreiben, so ist eine Lücke, die nur er in dessen Leben ganz
ausfüllen können, leider offen geblieben. In der letzten Krankheit des M
war er ein täglicher Besucher in dessen Hause. Mozart schrieb an seinem Re
und war im Geiste unausgesetzt mit diesem seinen Schwanengesang beschä
suchte auch die Vollendung des Werkes mit ängstlicher Hast zu fördern,
ihm bekanntlich nicht mehr gelingen sollte. Während er noch daran arb
pflegte er jede vollendete Nummer gleich singen zu lassen und dazu se
er es vermochte die Begleitung auf dem Clavier zu spielen. Noch am
vor seinem Tode, (Nachmittag 2 Uhr) ließ er sich die Partitur auf sein
legen, selbst mit seiner Tenorstimme, die im Sprechen fein, im Affect aber
tig und laut war, den Alt singend. S. übernahm wie immer den Ba
Schwager Hofer den Tenor, Freund Gerl den Baß. Nach den ersten
des Lacrimosa begann Mozart heftig zu weinen und die Partitur bei Se
legen. Als ihn Süßmayer, der dann das Requiem vollendete, am Abe
suchte, unterhielt sich der Meister noch lebhaft mit ihm über dasselbe un
noch in seinen letzten Phantasien schien es ihn zu beschäftigen. Früh
(5. December) ging der Göttliche in das Reich ewiger Harmonieen ü
1793 verließ S., überdrüssig der durch Schikaneder's angezettelte und s
ernde Liebeleien in der Gesellschaft hervorgerufenen Uneinigkeit, Wien und
nach Graz über, wo man ihn bald seiner Kunst und Talente wegen
schätzte, daß er hoffte, für immer dort bleiben zu können. Nach drei

ebten unvergeßlichen Jahren ließ er sich aber doch durch vortheilhafte Zu-
n des Hofmusik- und Theaterintendanten J. Grafen von Seeau in München
in der Hoffnung, an der Hofbühne lebenslängliche Anstellung zu finden,
gen, (1796) dorthin zu gehen. Allein Ehrgeiz, Theuerung, Kriegslasten
ten alsbald seine Sparpfennige auf und der Herr Graf bot ihm nur eine Gage
700 fl. In seinem Unmuth nahm S. nun einen Ruf nach Frankfurt a. M.
aber als dies die Kurfürstin Marie Leopoldine hörte, versagte sie ihm den
chied. Er erzielte Gehaltserhöhung und wurde nun auch als Hofsänger an-
llt. S. besaß eine sehr schöne, metallreiche, biegsame, echte Tenorstimme,
einen auf vollkommene Kunsteinsicht gegründeten hinreißenden Vortrag; mit
schwersten Passagen schien er nur zu spielen und seine Declamation war
llos. Aber er war nur ein sehr mittelmäßiger Schauspieler. Hier in
nchen war er der einzige Tenorist. Durch Jahre mußte er allwöchent-
eine neue Oper studiren. Diese große geistige Anstrengung und daneben
Hof- und Privatmusiken schwächten ihm Gedächtniß und Brust derart,
er endlich größere Solopartien nicht mehr übernehmen konnte. Er sah sich
gezwungen, 1805 um seine Pensionirung nachzusuchen. Fortan beschäftigte
ch nur mehr mit Kirchenmusik; er componirte 6 Messen, 2 Requiem, Gra-
ien und Offertorien, eine Messe für 4 Männerstimmen mit Orgel, 2 Trauer-
aten, viele mehrstimmige Lieder und arrangirte die Charwochenlamentationen
nd 4 stimmig. — Schack's Tochter Antonie, später an den beim k. General-
missariat in Augsburg angestellten Secretär, M. Stiewel, vermählt, geboren
4 in Carolath, war Schülerin ihres Vaters, sang schon 1793 Kinder-, nament-
Knabenrollen und trat 1800 als Hofschauspielerin und Sängerin in München
en Verband des k. Hoftheaters.

Schletterer.

Schack: Hans Wilhelm v. S., preußischer General der Infanterie, ward
Sohn des damaligen Majors im Cadettencorps v. S., seit 1798 Gouverneur
Prinzen Wilhelm, Bruders König Friedrich Wilhelm III., am 25. October
1 zu Berlin geboren und im Cadettencorps erzogen. Beim Ausbruche des
ges vom Jahre 1806 ward er, obgleich seit 1804, nach dem üblichen Brauche,
Fähnrich beim Infanterieregiment Prinz von Oranien in den Listen geführt,
zu schwächlich erachtet, um am Feldzuge theil zu nehmen; als es sich aber
die Cadetten darum handelte, ob sie in die Gewalt der Franzosen fallen oder
Armee abgehen sollten, gehörte er zu denen, welche mit Sack und Pack aus-
n und glücklich nach Königsberg gelangten. Hier wurde er am 22. December
6 zum Fähnrich beim Ostpreußischen Reservebataillon ernannt. Da er in-
n wenig Aussicht hatte mit diesem vor den Feind zu kommen, erwirkte er
Versetzung zu der neugebildeten Schill'schen Infanterie, bei welcher er am
April 1807 zum Secondlieutenant ernannt wurde. Mit dieser nahm er an
Vertheidigung von Colberg theil. Mit dem aus jener Truppe hervorge-
genen leichten Infanteriebataillone Schill kam er in das Leibregiment und
diesem am 10. December 1808 nach Berlin. Hier ward er in den nächsten
ren in die neue Kriegskunst eingeführt. Am 2. April 1812 zog er als
ondlieutenant im Füsilierbataillon jenes Regiments von neuem in den Krieg,
chst im Vereine mit den Franzosen gegen Rußland, wo er sich zwei Wunden
den Orden pour le mérite holte. Der letztere wurde ihm am 18. October
2 auf Vorschlag York's „für sein besonders tapferes Verhalten bei Garossen-
am 1. jenes Monats und überhaupt bei den Vorfällen vom 26. Septem-
bis zu letzterem Tage" verliehen. Auf dem Rückzuge gerieth er für kurze
in Gefangenschaft; nach der Capitulation von Tauroggen wurde er zum
lichen General Graf Wittgenstein commandirt und insonderheit dem General

d'Auvray beigegeben, bei welchem er während der Feldzüge von 1813 und 181 blieb. In dieser Stellung wurde er auch zu militärisch-diplomatischen Sendu gen gebraucht, so zu Thielmann nach Torgau, als es sich um dessen bald darau allerdings ohne seine Truppen, erfolgten Uebertritt zu den Verbündeten handelt Nach Friedensschluß ward er als Stabscapitän, nachdem er am 19. Juli 181 mit dem Füsilierbataillon des Leib- zu dem neu gebildeten 2. Garderegiment z Fuß übergetreten war, in die Adjutantur versetzt und dem General v. Hake z getheilt, welcher die norddeutschen Bundestruppen befehligte. Als der Krieg w 1815 in Aussicht stand, bat er um Versetzung zur Feldarmee, kam als Adjut zur 13. Division und focht mit dieser bei Belle-Alliance. Am 24. April 181 kehrte er als Compagniechef, zuerst beim 34., dann beim 35. Infanterieregiment in den Frontdienst zurück. Ein Zweikampf, welchen er bei letzterem Regime zu bestehen hatte, brachte ihn auf die Festung, aber schon nach acht Woche entlassen ward er mit vordatirtem Patent zum 20. Regiment versetzt. In de folgenden Friedenszeit langsam aufgestiegen, erhielt er als Oberst, nachdem e vorher ein Landwehrregiment befehligt hatte, 1841 das Commando des 12. 1844 das des 32. Regiments, zu dessen Chef er später, am 20. September 184 ernannt wurde; am 22. März 1845 erhielt er das Commando der 8. Infan teriebrigade zu Erfurt, am 27. März 1847 ward er Generalmajor. Das Jah 1848 brachte ihm zunächst eine Sendung nach Süddeutschland, von wo er übe Zustände und Stimmungen zu berichten hatte, dann die Verwendung al Militärcommissar im Regierungsbezirk Merseburg, dem Fürstenthum Sachse Altenburg und den reußischen Landen, wo er, nachdem er die Stockmann'sch Freischaaren bei Bibra zersprengt hatte, die Ruhe aufrecht erhielt. 1849 wa er an der Spitze einer combinirten Division im Armeecorps des General Fe v. d. Groeben unter dem Prinzen von Preußen (später Kaiser Wilhelm I.) a der Niederwerfung des Aufstandes in Baden theil, war dann Oberbefehlsha der Truppen in Frankfurt und ward am 12. October jenes Jahres „im Vertrau auf seine Umsicht und Festigkeit", wie die Cabinetsordre sagte, zum Comma danten von Mainz ernannt, ein Posten, welchen er, unter einem österreichisch Gouverneur stehend, in der schwierigen Zeit, in welcher der Krieg zwischen de beiden deutschen Großmächten fast unvermeidlich schien, zu vollständiger Zufri denheit aller Betheiligten innehatte. Die Anerkennung des eigenen Kriegsher sprach sich in Schack's am 19. August 1851 außer der Reihe erfolgter Beförderu zum Generallieutenant aus; am 4. November des nämlichen Jahres folgte d Ernennung zum Commandeur der 15. Division in Köln, am 3. Juli 1858 z zum commandirenden General des 4. Armeecorps in Magdeburg, am 31. M 1859 ward er General der Infanterie. Als 1856 Krieg mit der Schweiz i Aussicht stand, war ihm bereits die Führung eines Armeecorps zugedacht g wesen. S. fühlte bald, daß seine Kräfte für die von ihm zu verlangend Dienste im Felde nicht mehr ausreichen würden; schon Ende 1860 hatte er u seinen Abschied gebeten und später mehrfach gemeldet, daß er nicht kriegstüch sei; er war aber immer bedeutet, im Dienst zu bleiben. Als 1866 mobil g macht wurde, mußte er zurückbleiben; sein Corps marschirte ohne ihn. A 8. Juli ward er zum Generalgouverneur des Königreichs Sachsen ernannt; na seinem Tode sprach König Johann der Wittwe seine Anerkennung über die Ar und Weise aus, wie er dieses Amt wahrgenommen hatte. S. starb am 2 September 1866 zu Magdeburg.

Geschichte des königlich preußischen Leib-Grenadier-Regiments (1. Brand denburgisches) Nr. 8 von Major Lichtenstein (1859—1882), Berlin 188 Anlage I, S. 453.

B. Poten.

ack: Johann S., Juriſt, † 1714, aus Wollin, ward, 1693 promo-
raordinarius der Rechte zu Greifswald und 1704 Alexander Carock's
er in der ordentlichen Profeſſur, in welchem Amte er Vorleſungen über
tutionen und Pandekten, ſowie über die Carolina und Stryk's Lehns-
t. Unter ſeinen zahlreichen in Dähnert's Catalog der Univerſitätsbiblio-
eichneten Schriften, von denen einige ſich auf das Staatsrecht u. a.
Frieden von Ryswick (1705) beziehen, verdienen beſonders hervorge-
werden: „Connexio institutionum juris“ (1700) und „De venditione
ae“ (1710). Am 15. Auguſt 1712 lud S. den Czar Peter d. Gr. zu
ſputation ein, welcher dieſer bei ſeiner Anweſenheit in Greifswald zur
Nordiſchen Krieges beizuwohnen wünſchte. Nach einer alten Tradition
Tod durch die während dieſer Zeit erlittenen Anſtrengungen und Sorgen
ranlaßt worden ſein. Sein Bild iſt in der Univerſität aufgeſtellt.
oſegarten, Geſchichte der Univerſität Greifswald II, 271 u. 279.

Häckermann.

ack: Wilhelm Karl v. S., preußiſcher Generalmajor, wurde im
1786 geboren. Die Dienſtpapiere nennen Magdeburg als ſeine Heimath.
ter, damals Compagniechef im Berliner Cadettencorps, ward 1793
deur des neuerrichteten Cadettenhauſes zu Kaliſch und 1798 Gouver-
Prinzen Wilhelm von Preußen (Bruder König Friedrich Wilhelm III.).
am 29. November 1796 aus Kaliſch in das Berliner Cadettenhaus
dieſem am 28. März 1802 als Fähnrich zu dem in Stettin garniſo-
Infanterieregiment von Owſtien Nr. 7; am 2. Mai 1805 wurde er
n Secondlieutenant. Als ſolcher nahm er am Kriege von 1806/7 theil;
ndigung deſſelben kam er wie ſein Bruder Hans (S. 489) zum Infanterie-
Schill und mit dieſem zum Leibregiment. Am 2. Nov. 1811 ward er
des General v. Yorck, bald darauf Capitän und Anfang 1812 in den
tab verſetzt. Als Generalſtabscapitän machte er unter Yorck den Feldzug
nd mit; für Auszeichnung im Gefecht bei Garoſſenkrug (1. Octbr. 1812)
den Orden pour le Mérite. Daß Major v. Seydlitz, der vertraute und
flußreiche Adjutant des General Yorck, Schack's Schwager (Gemahl ſeiner
r) war, bereitete letzterem von vornherein eine günſtigere Aufnahme als
ten in des Generals Umgebung berufenen Perſönlichkeiten zu theil wurde.
ertigte dieſen Vorzug durch ſein Verhalten und durch ſeine Leiſtungen, ſo
k ihn bereits mit beſonderen Aufträgen beehrte. Als des Letztern Stellung
onald ſchwierig wurde und er gebeten hatte, den Befehl der preußiſchen
einſtweilen niederlegen zu dürfen, ſandte er S. nach Berlin, um ſeine
gehender zu begründen. S. blieb damals, anſcheinend durch Krankheit
längere Zeit in Berlin. Am 30. November 1812 angekommen, reiſte
m 5. Januar 1813 wieder ab, um aus Yorck's Hauptquartier ſofort
zurückzukehren. Dieſes Mal hatte er über den Stand der Dinge in Oſt-
Bericht zu erſtatten. Am 6. Februar wurde er aus Berlin zum Kaiſer
er geſchickt, um Kneſebeck's Sendung vorzubereiten. Als zum Feldzuge
res 1813 Yorck's Hauptquartier zu deſſen großem Aerger und Verdruß
uſammengeſetzt wurde, war S. der einzige von denen, auf die er Werth
elcher ihm belaſſen wurde. Es knüpfte das Band zwiſchen Beiden um
S. verblieb die ganze Zeit des Krieges hindurch bei Yorck; zuletzt,
ntini am 23. Februar 1814 verwundet war, als Chef des General-
Seit dem 25. Juni 1813 war er Major, ſeit dem 31. Mai 1814
utenant. Mit ſeinem General verließ er am 8. Juli 1814 zu Arlon
ee, als dieſem das Generalcommando in Schleſien übertragen war. Auf
chreiſe blieb er in Berlin zurück und bald meldete er von dort an Yorck,

daß er zum Adjutanten des Kronprinzen ernannt sei und nicht nach Schlesien kommen werde. Das nahm Yorck gewaltig übel. Er empfand es als eine Rücksichtslosigkeit und Kränkung. „Sie haben Unrecht gethan", schrieb er ihm, „indem Sie eine andere Anstellung in einem Zeitpunkt annahmen, wo Sie wußten, daß ich Niemand von meiner früheren Umgebung um mich habe"; er bekannte, daß er ihn „in Verdacht einer feinen Politique habe; Eitelkeit sei der Beweggrund seines Handelns". Er hatte in mancher Hinsicht nicht Unrecht. S. gesteht, „daß er den Posten in Berlin dem Zusammenleben mit dem mürrischen, mißtrauischen, mit aller Welt verfeindeten Yorck, trotz der Verehrung, welche er ihm zolle, und der Dankbarkeit, welche er ihm schuldig sei" vorzöge. Auch die Aussichten bei einem neuen Kriege, welche er in seiner gegenwärtigen Stellung hätte, seien ihm lieber, als die, welche bei Yorck seiner warteten. Sie blieben aber gute Freunde und S. arbeitete nach dem Kriege das Tagebuch des Yorck'schen Corps aus den Feldzügen von 1813/14 aus, wie Seydlitz das von 1812 verfaßte; das S.'sche ist indessen bis jetzt ungedruckt geblieben. Als der Kronprinz das Commando des 2. Armeecorps übernommen hatte, ward S., der am 3. Octbr. 1815 zum Oberst befördert war, sein Generalstabschef und am 30. März 1823 Generalmajor; aber zunehmende Kränklichkeit nöthigte ihn 1824 zurückzutreten. Schon Ende 1823 hatten die Aerzte erklärt, daß sein Leiden unheilbar sei; eine Krankheit, welche aus dem Jahre 1812 stammte, drohte seinem Leben ein Ende zu machen. Vergebens suchte er im Süden Heilung. Er erblindete, mußte 1829 den Abschied nehmen und starb am 6. December 1831 zu Berlin. S. war, wie erwähnt, einer von den Wenigen, welche Yorck nahe standen und welche der „Essigblicker" seines Vertrauens würdigte. Yorck's Biograph Droysen (s. unten II, 154) schreibt, als er erwähnt, daß der General durch die Zusammensetzung seines Hauptquartiers für den Krieg von 1813 schwer verletzt worden sei: „Vor allem es blieb S., des treuen Seydlitz Schwager, bald die Seele des Hauptquartiers und der Liebling Yorck's. In der vollen Kraft der Jahre, voll edlem Ehrgeiz, geschaffen für die großen Geschäfte, wuchs er mit der Größe der Aufgabe; in seiner Art war von Kleinlichem, Mißmüthigem, Unsicherem keine Spur; mit Vorliebe alles Detail umfassend, war er stets auf das Ganze gewandt und dessen gewiß; das Verworrenste wurde vor seinem Blicke klar, einfach zum Zwecke geordnet, und erläuternd oder anweisend wußte er mit schlichten Worten zu überzeugen; in plötzlicher Entschließung traf er sofort das Rechte, das Entscheidende, und er führte es mit solcher Sicherheit und Freudigkeit hinaus, daß das Gelingen sich von selbst zu verstehen schien. In ihm und Graf Brandenburg sah Yorck die künftigen Feldherren Preußens."

Archiv der Geheimen Kriegs-Kanzlei zu Berlin. — Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von J. G. Droysen, Berlin 1851—52, II, 154; III, 414, 449, 454 ff.

B. Poten.

Schad: Christian Konrad S., deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts, wurde am 1. Juli 1821 auf der Mainmühle zu Schweinfurt in Unterfranken geboren, studirte 1841—43 in Erlangen, bis 1845 in Leipzig Philologie und widmete sich dann besonders der Germanistik. Er hat das Verdienst, zwei werthvolle deutsche Litteraturdenkmale in Leipzig aufgefunden zu haben: Fischart's „Jesuiterhütlein" von 1593, welches er Leipzig 1845 mit Anmerkungen herausgab, und Goethe's „Neue Lieder", Leipzig bei Breitkopf 1769. Im J. 1846 ward er Professor an der neuerrichteten Lateinschule zu Kitzingen und starb dort frühzeitig an der Lungenschwindsucht am 1. Juni 1871. Seine ersten Dichtungen veröffentlichte er unter dem Namen „Raimund von Franken" in Zeitschriften; eine vollständige Sammlung derselben ist nicht erschienen, nur „Stu-

denlieder" (mit Musik von Zöllner) 1861, „Zum deutschen Fürstentag" 1863, „Wittwenlieder" 1862, „Shakespearesonette. Vom Klingenwald" 1864, „Die Braut der Hochalpen" 1864, „Thränen aus Villa Malta" 1865, „Klänge vom Main" 1870. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe des „Deutschen Musenalmanachs" (Nürnberg 1850 und 1852, Selbstverlag 1853 bis 1859), der ihn in ununterbrochenen Verkehr mit den bedeutendsten Dichtern Deutschlands brachte, darunter auch mit seinem Schweinfurter Heimathsgenossen Friedrich Rückert, der ihn jedoch nicht sonderlich schätzte. Auch gab er mit Ignaz Hub das „Freiligrath-Album" Leipzig 1868 heraus.

Boxberger.

Schad: Joh. Bapt. S., geboren 1758 in Mürsbach (zwischen Coburg und Bamberg) als Sohn armer, streng katholischer Eltern. Der Vater gab dem dornbaren Sinn des Knaben früh eine Richtung ins Mystische und erweckte bei ihm den heftigsten Haß gegen Andersgläubige, den, als vermeintlich göttliche Pflicht, der Knabe anfangs nur schwer seinem natürlichen Wohlwollen abkämpfen konnte. S. erzählt selbst, daß er infolge davon noch später, als er längst den Protestantismus hatte schätzen lernen, den Namen „Luther" oder „Lutheraner" nie ohne Abscheu habe nennen hören können. Früh für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er mit noch nicht 10 Jahren im Benedictinerkloster Banz als Chorknabe untergebracht. Mit 14 Jahren begann er seine Studien in Bamberg unter Leitung von Jesuiten und deren Schülern. Sie wußten in dem begabten Zögling alle aufsteigende Neigung zu weltlichem Berufe zu ersticken und in ihm eine heiße Sehnsucht nach dem klösterlichen Stand zu entzünden. So trat er mit 20 Jahren als Noviz in das Kloster Banz. Bald sollte er hier die schwersten Enttäuschungen erfahren. An Stelle der geträumten Heiligkeit glaubte er hier, wie er in seiner nach dem Uebertritt zum Protestantismus geschriebenen Lebensgeschichte sehr drastisch und mit der, Renegaten eigenthümlichen, Animosität schildert, nur Heuchelei, Gewissenszwang, todten, verdummenden Formencult zu sehen. In qualvollen Gewissenskämpfen suchte sein anfangs so frommer und gläubiger Sinn die Bedenken, die gegen Lehre und Wandel der Brüder in ihm aufstiegen, niederzuzwingen. Da es ihm als Sünde hingestellt wurde, das von kirchlicher Autorität Decretirte auch nur zu prüfen, unterwarf er sich wegen der immer wiederkehrenden Zweifel der peinlichsten Buße. Aber er fand in dem mönchischen Mysticismus keine Ruhe. Endlich erlöste ihn aus einem an Verzweiflung grenzenden Zustande die Lectüre philosophischer Werke. Ließen schon die Popularphilosophen ihn zu der bis dahin für Teufelseingebung gehaltenen Stimme der Kritik Vertrauen gewinnen, so brachte vollends Kant Licht in seine Geistesnacht. Um 1788 hatte er innerlich die Fesseln des Mönchthums abgestreift und ist ein leidenschaftlicher Gegner des Klosterwesens geworden. In Volksschriften und dann in einer Apologie, als Antwort gegen die Angriffe, die er wegen seiner an Ketzerei streifenden Ansichten erfuhr, gab er seiner Ueberzeugung muthvollen Ausdruck. Schützte ihn auch die Gunst einiger Kirchenfürsten vor einem eigentlichen Proceß, so war er von nun an in Banz demüthigendster, seiner Angabe nach sogar unmenschlich roher, Behandlung ausgesetzt, um so mehr als seine innere Gesinnung sich in kleinen Verstößen gegen die Ordensregeln und in Auslassungen, welche seine Ordensbrüder reizen mußten, kundgab. Trotz fortwährender Reibereien blieb er noch ein Jahrzehnt im Kloster, schriftstellerischen Arbeiten hingegeben. Endlich drängte die Sorge für seine persönliche Sicherheit ihn dazu, den längst gehegten Wunsch, sich auch äußerlich dem Mönchsleben zu entziehen, zur Ausführung zu bringen. Als er nämlich als der anonyme Verfasser der Schrift: „Ueber Leben und Schicksale des ehrwürdigen Vater Sincerus", einer unbarmherzigen Satire auf das

Klosterleben, erkannt wurde, erhob sich ein solcher Sturm gegen ihn, daß er Einkerkerung und schlimmste Ahndung befürchten mußte. Mit größter Mühe gelang es ihm, Nachts aus dem Kloster zu entfliehen. Er fand ein vorläufiges Unterkommen in Ebersdorf, wo ihn aber die Furcht vor den Verfolgern nicht ließ. Als sicherstes Mittel, deren Rache zu entgehen, entschloß er sich zum Uebertritt zum Protestantismus, dessen Lehre er auch besser mit seinen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen wußte. Gleich wie einst Reinhold, der Kantianer, wurde er aus einem entsprungenen Mönch ein Professor der Philosophie. In letzterer bekannte er sich zu der Wendung, die Fichte dem Kantianismus gegeben hatte. Mit einer gemeinfaßlichen Darstellung von Fichte's System führte er sich bei diesem in Jena ein. Nach Fichte's Entfernung ließ er sich hier als Privatdocent nieder und lehrte, seit 1802 als Professor, dessen System mit vielem Erfolg. Später hat er sich mehr der Schelling'schen Lehre zugewandt. Seine materiell gebesserte Lage gestattete ihm eine Koburgerin, welche schon im Kloster seine Neigung besessen hatte, zu ehelichen. 1804 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor nach der russischen Universität Charkow. Hier ging er nach dem Tode der ersten Frau eine zweite, nicht glückliche Ehe ein. 1816 wurde er plötzlich auf Grund anstößiger Stellen in seinen Schriften aus Rußland ausgewiesen. Ueber die Grenze transportirt, kehrte er auf Umwegen nach Jena zurück. Von nun an ging es bergab mit ihm. Mittelbar hatte die Ausweisung, mit durch die Schuld der Frau, seinen völligen materiellen Ruin zur Folge. Armuth, eine schlechte Frau und die in Rußland angenommene Gewohnheit unmäßigen Genusses geistiger Getränke arbeiteten zusammen an Schadaeus körperlichem und gesellschaftlichen Verfall. Er führte in Jena ein Leben fast wie ein griechischer Cyniker, welches der 1834 eintretende Tod beendete.

Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir außer der eigenen „Lebensgeschichte" (neue Aufl. 1828), in der er an den Bericht seiner Erlebnisse eine leidenschaftliche Bekämpfung des Katholicismus und insbesondere des Mönchthums knüpft: „Gemeinfaßl. Darstellung des Fichte'schen Systems" u. s. w. 1800, „Geist der Philosophie unserer Zeit" 1800 und aus der schellingianisirenden Periode „System der Natur- und Transcendental-Philosophie" 1803.

S. außer der erwähnten eigenen Lebensgeschichte: Die gegen letztere gerichtete Erklärung des Klosters Banz in den „Theolog. Nachr." Rintel 1803 V—VI, 57—66 und Neuer Nekrolog d. Deutschen Jhrgg. XII 183[illegible]

Liepmann.

Schadaeus: Abraham S., oder Schade, aus Senftenberg gebürtig, studirte um 1564 in Leipzig Philologie und wurde 1573 Conrector an der Thomasschule daselbst, 1588 am 4. März erhält er an der Fürstenschule zu Meißen das Schulamt als dritter College. Ein eifriger Anhänger der Calvin'schen Glaubenslehre, wird er am 26. Juni 1592 entlassen, der Rath der Stadt Meißen aber wählt ihn in recht oppositioneller Weise zum Schulrector der Stadtschule. Doch trotz diesem Hinterhalt, den er an den Räthen der Stadt fand, mußte er doch auch hier bald die Stadt verlassen und trat er am 8. November 1598 das Rectorat in Schneeberg an, gab dasselbe aber 1601 wieder auf und taucht erst einige Jahre später als dritter College der Stadtschule in Bautzen auf. Gegen 1610 finden wir ihn in Speier, wo er das großartige Musikfammelwerk: „Promptuarii musici, sacras harmonias sive Motetas [illegible] 7. & 8. Vocum, e diversis, iisque clarissimis hujus et superioris aetatis autoribus, antehac nunquam in Germania editis . . . Argentinae, typis Carol. Kl[illegible] sumptibus P. Ledertz" in 4 umfangreichen Theilen zu 8 Stimmbüchern herausgiebt. Diese vier Teile umfassen 436 Motetten von 114 Componisten: Italiener, Deutsche, Niederländer und Franzosen. Wenn die Anpreisung auf dem Titel

„noch niemals in Deutschland herausgegeben" auch nicht wörtlich zu nehmen ist, so enthält das Werk immerhin eine werthvolle Zusammenstellung der besten damaligen Compositionen und macht uns mit manchem Componisten bekannt, dessen Werke heute von großer Seltenheit sind. (Eine ausführliche Beschreibung desselben findet man S. 251 in meiner Bibliographie, Berlin 1877.) Der 1. bis 3. Theil erschien von 1611 bis 1613. Die Herausgabe des 4. Theiles verzögerte sich bis 1617 und wurde durch den Organisten Caspar Vincentius in Worms besorgt, dem S. das Manuscript übergeben hatte, da er sich selbst schon wieder auf der Flucht befand. Vincentius macht uns im Vorworte damit bekannt, sagt aber nur „aus gewissen Ursachen", die wir eben nur in der streitigen Glaubenslehre zu suchen haben. Vincentius sagt, er sei nach der Oberlausitz gegangen, das ist nicht richtig, denn von 1613 bis 1614 ist er in Torgau am Gymnasium Cantor (s. Taubert, Gesch. d. Pflege der Musik in Torgau, Schulprogramm von 1868 S. 17). Am 26. März 1614 ist S. aber schon wieder in Bautzen oder „Budissin", wie im berliner Exemplare des Promptuarii Nr. 109 gezeichnet ist. Dasselbe Datum finden wir auch in einem berliner Manuscript, Mus. Z. 42, auf dem Titelblatt. In Bautzen hatte man ihn zum Rector gewählt, er legte aber das Amt am 6. August 1617 nieder und verschwindet dann spurlos.

Versuch einer vollst. Gesch. der churfächs. Fürsten- und Landesschule zu Meißen von J. A. Müller, Leipzig, Crusius 1787, 2 Bände. — Schulprogramm von 1849 der Grimmaer Landesschule.

Rob. Eitner.

Schadaeus: Osias S., oder Schad, elsässischer Theologe. Geboren zu Straßburg 1586, Sohn des als Hebraist verdienten Münsterpredigers Elias S. († 1593), ward er 1606 Dr. phil. und zugleich Pfarrverweser in Niederhausbergen, dann Pfarrer in Hürtigheim und Handschuchsheim, 1608 in Schäftolsheim, 1609 in Düttlenheim; 1613 Diaconus zu Alt-St. Peter in Straßburg, 1622 Pfarrer zu St. Nicolai ebenda. Er starb bereits 1626. Seine Schriften verrathen fleißiges Quellenstudium: „Summum Argentoratensium templum d. i. Ausführliche und Eigendtliche Beschreibung des ... Münsters zu Straßburg", 1617; eine Uebersetzung und Fortsetzung der Geschichtsbücher des Sleidanus, 2 Bde. in Fol. 1621; eine Chronik von Straßburg bis 1500 nebst einer kleinen Kirchenchronik 1515—1621; beide nie gedruckt und jetzt nicht mehr vorhanden; ebenso wie die Collectaneen von Specklin, um deren Erhaltung sich S. verdient gemacht hatte. Außer anderen Gelegenheitsschriften betheiligte sich S. auch an den Streitigkeiten, welche durch die Jesuiten in Molsheim gegen die Straßburger Feier des Reformationsjubiläums 1617 erregt worden waren; er schrieb „Gebürliche Abfertigung des unverschampten Molßheimischen Zundelmans" und „Straßburgisches Fastnacht-Küchlein", beide Straßburg 1619.

Todesanzeige des Rectors von Straßburg (1626). — Adam Walther Strobel, Gesch. der Kirche zum Alten St. Peter, Str. 1824.

Martin.

Schaden: Johann Nepomuk Adolf v. S. wurde am 18. Mai 1791 zu Oberdorf im Algau (Baiern) geboren und war ein Sohn des kurfürstlich-trierschen und fürstbischöflich-augsburgischen Hofraths und Pflegeverwalters v. S. Er verlor seine Eltern sehr frühe durch den Tod, besuchte das Gymnasium zu Dillingen a. d. Donau und trat bereits 1806 als Freiwilliger in die bairische Artillerie, in welcher er bis zum Stückjunker vorrückte. Im J. 1808 wurde er zum Lieutenant im damaligen 5. Jägerbataillon Taxis befördert. Während eines Nachtgefechts bei Neumarkt a. d. Rott (1809) erlitt er durch viele Pferdetritte so arge Verletzungen, daß er auf längere Zeit die Sprache verlor und fast wäh-

rend zweier Jahre stets Blut auswarf. Er trat deshalb nach erfolgter Genesung bei der damaligen königlichen Ministerialsection der Stiftungen und Communen zu München in den Civildienst, bestand auch die vorgeschriebene Concursprüfung, wurde aber später als Inspectionsofficier und Adjutant im kgl. Cadettencorps verwendet und dann als Platzadjutant in Lindau und Kempten angestellt. Im J. 1815 befand er sich als Adjutant des Hauptreserveparkes bei der activen bairischen Armee in Frankreich, trat aber nach Beendigung des Krieges mit dem Charakter eines Oberlieutenants aus dem activen Heere, um sich ganz dem Dienste der Musen zu weihen. Er hospitirte hierauf kurze Zeit an der Leipziger Hochschule, länger an jener zu Berlin und hielt sich in den Jahren 1821 bis 1822 abwechselnd in Dresden, Prag und Wien auf, nahm aber dann seinen dauernden Aufenthalt in München, wo er vorübergehend im Civilstaatsdienste Verwendung fand, sonst aber als Schriftsteller thätig war. Er starb daselbst am 30. Mai 1840. — Schaden's schriftstellerische Thätigkeit war eine fruchtbare und vielseitige, wenngleich keine wirkungsvolle. Er debütirte mit dramatischen Arbeiten; aber keine derselben (Theodor Körner's Tod, 1817 — Schill oder die Bestürmung Stralsunds, 1818 — Aurelius Kommodus und die Königin von Saba, 1823 — Das Requiem oder Mozarts Tod, 1823 — Die beiden Dorotheen, 1824) hat den Weg über die Bühne gefunden, und seine beiden Parodien Grillparzer'scher Stücke (Die Ahnfrau, 1819 — Die moderne Sappho, 1819) scheinen auch gar nicht darauf berechnet gewesen zu sein, denn sie enthalten nichts als eine Anhäufung von Unflätereien und Gemeinheiten. Auf dem Gebiete des Romans hatte sich S. den bekannten Schriftsteller Julius v. Voß zum Vorbilde genommen, mit ihm auch mehrere Arbeiten gemeinschaftlich verfaßt; da er ihm dessen seinem Vorbilde an Talent weit nachstand, so erwecken seine Romane einen nur noch kläglicheren Eindruck. Gleichwohl fanden dieselben in gewissen Kreisen immer noch ihre Leser, ja es trat sogar der Fall ein, daß andere Schriftsteller ihre Werke seinem Namen unterschoben, so daß sich S. zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt sah, er habe an den in Glogau, Gera und Leipzig unter seinem Namen erschienenen Werken nicht den geringsten Antheil. Schließlich warf sich S. auf die Abfassung von Handbüchern für Reisende, von topographischen, statistischen, historischen Werken, deren Aufzählung, wie die seiner Romane uns erspart bleiben kann.

Selbstbericht in Schaden's „Gelehrtes München im Jahre 1834" S. 100 ff.

Franz Brümmer.

Schadow: Friedrich Gottlieb S., Architekt, nicht verwandt mit der Familie des Bildhauers Johann Gottfried S., ist am 28. Juli 1761 in Berlin geboren. Hier genoß er seine künstlerische Ausbildung. In der Baukunst unterrichtete ihn Friedr. Wilh. v. Erdmannsdorf und der Architekt Krüger, ein Gehülfe v. Knobelsdorff's. Seinen Wirkungskreis fand er zunächst in Potsdam, wo er um 1795 zum Hofbauinspector und 1805 zum Ober-Hofbauamts-Assessor ernannt wurde. In seinem am 2. Mai 1797 dort geborenen Sohne Albert Dietrich erzog er sich den Erben seiner Kunst. Er siedelte 1811 nach Berlin über, wurde am 10. Juli 1819 Mitglied der königl. Akademie der Künste, dann königl. Hof-Baurath und Director der königl. Schloß-Baucommission. Ueber seine architektonische Thätigkeit im einzelnen ist Näheres nicht bekannt. Er starb am 22. October 1831 zu Berlin.

Vgl. Nagler's Neues allgemeines Künstlerlexikon. 1845. XV. Bd. — Acten der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

v. Donop.

Schadow: Albert Dietrich S., Architekt, ist der Sohn des Hofbaurath
iedrich Gottlieb S. und dessen Gattin Charlotte geb. Schielkert, geboren am
Mai 1797 zu Potsdam. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis
12, darnach die Akademie der Künste in Berlin, wo ihm Joh. Erdmann
ummel und Joh. Gottfried Niedlich Unterricht ertheilten. In den Feldzügen
n 1813—16 diente er als Freiwilliger und nahm als Officier seinen Abschied,
r seine künstlerischen Studien fortzusetzen. Nach einem längeren Aufenthalt in
ddeutschland und in Oberitalien bestand er im J. 1822 die Feldmesserprüfung
d hatte das Glück, bis 1826 unter Schinkel's Anleitung, insbesondere als Con-
cteur beim Bau des neuen Schloßpavillons zu Charlottenburg beschäftigt zu sein.
reiht sich dem Kreise der preußischen Architekten an, welche in der Schule
es Meisters gebildet, ihre Kräfte der vom Könige Friedrich Wilhelm IV.
geregten Bauthätigkeit widmeten. Ohne die hervorragende Bedeutung seiner
itgenossen Persius, Stüler und Strack zu erzielen, hat S. neben diesen durch
iegene Leistungen eine achtungswerthe Stellung sich in der Baugeschichte erworben.
1826 zum Hofbauconducteur ernannt, wurde er im folgenden Jahre nach
legung der Baumeisterprüfung Hofbauinspector und war alsdann in Potsdam
tig bei den Neubauten auf der Pfaueninsel, namentlich des Palmenhauses
h Schinkel's Entwürfen (1831). — Nachdem er die Pläne zu der gemeinsam
Stüler erbauten St. Petri- und Paulskirche zu Nikolskoë bei Potsdam ent-
rfen hatte (Architektonisches Album, Heft IV), war es ihm vergönnt, die Zeit
n September 1838 bis Juli 1839 zum Aufenthalte in Italien zu verwenden.
Sinne seines Lehrers Schinkel lieferte er einen Beitrag zur architektonischen
rschönerung Potsdams durch den im J. 1841 ausgeführten Umbau eines
eren Hauses zur Villa der Fürstin Liegnitz, dicht am Eingange von Sanssouci
legen, ein Werk von edler Gliederung, das seinen Namen in weitere Kreise trug.
Seine Hauptthätigkeit entwickelte er seit 1843 als Baumeister des Berliner
chlosses, in dessen Festräumen unter seiner Leitung umfassende Aenderungen
troffen wurden. Im J. 1844 erbaute er die Terrasse an der Lustgartenseite
t den stattlichen Gruppen der Rossebändiger des Baron v. Clodt. In Ge-
ellschaft mit Stüler und Wäsemann bewirkte S. in den Jahren 1845—53
n Ausbau des Weißen Saales und nach einem Entwurfe Schinkel's den
oppelbau der reich ausgestatteten Schloßcapelle über dem großen, triumph-
gnartig gestalteten Hauptportal an der Schloßfreiheit, wodurch dem Königs-
losse die wirkungsvolle Krönung verliehen ward. Außer dieser amtlichen
ätigkeit hat S. noch zahlreiche Entwürfe und Pläne für Privatbauten ge-
fert und auch als Zeichner sich bewährt. Im J. 1847 zum Hofbaurath er-
annt, gehörte er seit 1849 der Akademie der Künste an, wurde 1854 Mitglied
r technischen Baudeputation und 1859 Oberhofbaurath. Seiner verdienstvollen
ätigkeit, die auch dem Architektenvereine vielfach von Nutzen gewesen, wurde
den letzten Jahren seines Lebens durch Erblindung ein Ziel gesetzt. Er starb
Berlin am 5. September 1869 und wurde auf dem Dorotheenstädtischen
irchhofe vor dem Oranienburger Thore beigesetzt. — Mit der Familie des Bild-
uers Johann Gottfried S. steht er in keiner verwandtschaftlichen Beziehung.

Vgl. die autobiographische Skizze (bis 1849) in den Akten der königl. Akademie der Künste zu Berlin. — Nagler's Neues allgemeines Künstlerlexikon. München 1845. XV. Bd. — Erbkam's Zeitschrift für Bauwesen, Jahrg. XI. — Deutsche Bauzeitung. Berlin, 3. Jahrg. 1869, Nr. 39. — Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart von Dr. Alfred Woltmann. Berlin 1872. — Berlin und seine Bauten. Herausg. vom Architekten-Verein, Berlin 1877. — Allgemeines Künstlerlexikon von A. Seubert. 2. Aufl., 2. Bd. Stuttgart 1879.

v. Donop.

Schadow: Johann Gottfried S., Bildhauer von hervorragend
geschichtlicher Bedeutung. Als nach dem ruhmvollen Auftreten Schlüter's,
Architektur und Plastik in Berlin eine neue Blüthe verdankten, die künstler
Bestrebungen sich gelockert hatten, war S. einer der Ersten, welche durch die
kehr zur Natur und den antiken Vorbildern der deutschen Kunst eine glän
Entwicklung verhießen. Das Andenken des Meisters ist, von trefflichen
beiten abgesehen, bisher noch durch keine erschöpfende Monographie gewü

Gottfried S. ist aus dem Handwerkerstande hervorgegangen und wurd
20. Mai 1764 in Berlin als der älteste Sohn des Schneidermeisters Ha
geboren, der nach Abschluß des Hubertsburger Friedens aus dem benach
Zossen nach Berlin übergesiedelt war. Seiner aufgeweckten Mutter, die au
Lande geboren, ihre Erziehung im Hause eines Oheims in Berlin genossen
verdankte der Knabe die ersten gemüthsbestimmenden und geistigen Anreg
Früh erwachte in ihm Lust und Talent zum Zeichnen. Der Erwerbsfle
Vaters ermöglichte eine angemessene Ausbildung seiner vier Kinder, do
Verzicht auf den als Luxus angesehenen Zeichenunterricht. Das Glück
rechtzeitig für die Ausfüllung dieser Lücke. Selvino, ein Gehülfe des H
hauers Jean Pierre Antoine Tassaert (1729—1788), der durch Friedrich
nach Berlin berufen war, wurde dem jungen S. im Zeichnen behülflich
dadurch seine beim Vater S. gemachten Kleiderschulden zu tilgen.
Godecharles, ein zweiter Gehülfe des Meisters, führten den vielversprec
Knaben in das Haus Tassaert's ein. Frau Marie T., geb. de Mora
Paris, (nicht Félicité Henriette T., die als Pastellmalerin bekannt gew
älteste Tochter Tassaert's) hieß den jungen S. als Genossen ihrer Kinde
er in der Uebung der deutschen Sprache fördern sollte, willkommen. Er
erlernte damals spielend die französische Sprache, deren Kenntniß in den
ricianischen Tagen als Zeichen höherer Bildung galt und gewann die Zu
seiner Wohlthäterin in dem Maaße, daß sie ihn im Zeichnen unt
Kupferstiche nach Rubens und Boucher, den die Lehrerin als den g
Künstler aller Zeiten pries, waren die Vorlagen, nach welchen er übe
und Tag eifrig zeichnete. Als S. auch in der Werkstatt Tassaert's h
wurde und die Arbeiten näher zu beobachten Gelegenheit fand, entsch
sich, die Ausübung der Bildhauerkunst als seinen Lebensberuf zu wähle
trat im J. 1776 als Schüler jenes Meisters ein. Tassaert war ein ange
Vertreter der damals vorherrschenden französischen Kunst, der die Gra
Formgebung höher stellte, als die einfache und natürliche Schönheit der
Andererseits erwarb er sich durch wegweisende Lehre und Beispiel auf d
biete der Porträtplastik um die fernere Entwicklung ein nicht zu unterschä
Verdienst. In seinen Marmorstandbildern von Friedrich's Feldherren
und Keith (die Originalwerke im Kadettenhause zu Lichterfelde, von Kiß
gebildete Broncestatuen auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin) suchte er
monumentalem Sinne das Charakteristische der Erscheinung zu wahren u
durch, wenn auch unbewußt, dem Rococo entgegen zu arbeiten. Er mach
bereits mit bestem Erfolg den Versuch, seine Helden in ihrer vollen Je
darzustellen, so daß S. mit Vertrauen seiner Kunstrichtung sich ans
konnte. Des feineren Geschmacks zwar und der freieren Behandlung,
dieser später in seinen Werken bethätigte, entbehrte Tassaert. Für d
wicklung des Schülers war indeß die Lehrzeit bei diesem tüchtigen
von entscheidender Bedeutung, denn das Handwerkliche seiner Kunst erle
auf das gründlichste. Es war nach eigner Aussage seine tägliche Aufgabe,
Gips zu zeichnen, Thon zu kneten, zu bossiren, Formen in Gips auszu
zu repariren, in Marmor zu ebauchiren, zu schleifen u. s. w." Daneben

emsig die Zeichnenstudien auf der vom Maler Le Sueur geleiteten Akademie
während dieser Lehrzeit der im Bau begriffene Thurm der deutschen
ried'armenmarktkirche am 28. Juli 1781 einstürzte, veranlaßte Taffaert seinen
üller zu einer Zeichnung nach jener Ruine (in der Nationalgalerie), die er
seine erste Leistung vor der Oeffentlichkeit ausdrücklich erwähnt. Durch Fleiß
Gelehrigkeit erwarb er sich die volle Anerkennung seines Lehrers, so daß
er dem 19jährigen Jünglinge nach Godecharles' Abgange eine Jahrespension
300 Thalern erwirkte. Die Fürsprache seines Wohlthäters ermöglichte S.
Gunsten seiner weiteren geistigen Ausbildung den Zutritt in einige der ange-
ensten Häuser Berlins, so beim Hofmaler Frisch und beim Hofrath Dr.
arcus Herz, dessen geistvolle Frau Henriette geb. Lemos in einer vortrefflichen
ste im J. 1783 von ihm modellirt wurde. Aus diesen frühen Tagen stammen
kleinen Porträts von Taffaert und Selvino im sogen. Schadow-Album
genthum der Frau Eugenie Schadow in Berlin), welche die auf
ere Nachbildung der Natur gerichtete Veranlagung des jugendlichen Künstlers
ugen. Den Wunsch Taffaert's, ihn als Schwiegersohn an sein Haus zu
eln, durchkreuzte S. dadurch, daß er sich im J. 1785 mit Marianne Devidels,
schönen Tochter eines wohlhabenden Hofjuweliers in Wien, verlobte und
er Verzichtleistung auf alle günstigen Aussichten in der Heimath, mit ihr
Berlin nach dem Süden entfloh und in Triest unter nachträglicher Geneh-
igung der Eltern im Alter von 21 Jahren den Ehebund schloß. Indem der
chwiegervater die Mittel zu einer mehrjährigen Studienreise (im Mai 1785)
ch Italien bewilligte, trat für S. eine überaus glückliche Wendung in seinem
nstlerleben ein.

Er reifte in dieser Zeit zum selbständigen Künstler heran. Bereits in
enz glaubte er durch den Anblick der Werke Michelangelo's und Giovanni da
logna's einen befreienden Einfluß auf sich zu verspüren. Vollends öffneten ihm
Rom die Antike und Renaissance die Augen. Vorübergehend schloß er sich
Trippel an, während der Umgang mit Canova ihm lehrreicher schien. Mit
ermüdlicher Beharrlichkeit studirte er die Gipsabdrücke in der französischen
ademie und die antiken Bildwerke in den Sammlungen des Vaticans und
apitols. Die römische Porträtbildnerei und namentlich die Reliefplastik mit
rem geschichtlich realen Charakter waren für ihn von gleicher Bedeutung,
wie das lebende Modell. Die zahlreichen Zeichnungen aus seinen italie-
chen Lehrjahren nach der Natur, nach Statuen, Reliefs und Gemälden
großen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, u. a. die aus dem Gedächt-
gezeichnete „Kreuzigung" nach Daniel da Volterra, sowie eigene Compo-
tionsentwürfe nach classischen Motiven beweisen die Schärfe seines Künstler-
ges und die Sicherheit der Hand. Dabei schützte ihn sein selbständiges, auto-
matisches Verfahren beim Naturstudium vor jeder äußerlichen Nachahmung der
Antike, vor dem leeren Idealismus. Die Reinheit und Vollkommenheit der
Kunst galt in seinem Auge nur als läuterndes Mittel und Correctiv. Von
seinen Arbeiten aus diesen Jahren ist eine Copie der bekannten Gruppe von
Amor und Psyche und der Flora, beide im Capitolinischen Museum, zu er-
wähnen. Im Concorso di Balestra, benannt nach dem Stifter des Preises, dem
Marchese di Balestra, errang er am 18. October 1786 den ersten Preis durch
ein in Thon gebrannte, halblebensgroße Gruppe „die Befreiung der Andromeda
durch Perseus" (in der Academia di S. Luca in Rom, kleine Originalskizze in
der Akademie der Künste zu Berlin), welche 1834 zu Ehren des Meisters als
Basrelief gegossen ist. — Noch in Rom traf ihn die Kunde von dem Ab-
leben des großen Friedrich, der zu Lebzeiten die Errichtung seines Denkmals
befohlen hatte. S. faßte sofort diese Aufgabe in's Auge und sandte für die ka-

demische Kunstausstellung im J. 1787 zwei Entwürfe ein. Die in Gemeinschaft mit dem damals in Rom verweilenden Architekten Hans Christian Genelli entworfene Zeichnung stellt den König in halbaufgerichteter Stellung auf einem Sarkophag ruhend dar, um welchen die neun trauernden Musen sitzen. Für die zweite in Wachs modellirte Skizze der Reiterstatue des Monarchen hatte S. das römische Costüm gewählt und für die Anlage des Ganzen das Studium der Marc-Aurel-Statue auf dem Capitol verwerthet. — Im übrigen bildet Schadow's Römerfahrt, wie H. Grimm treffend bemerkt, „gleichsam den Abschluß seiner Entwicklung im Weltverkehr".

In die Heimath zurückgekehrt, wo er bis in sein hohes Greisenalter arbeitete, freudig wirkte, wurde der erst 24jährige Künstler am 26. Jan. 1788 zum ordentlichen Mitgliede und als einer der damaligen vier Rectoren der Akademie der Künste gewählt und in demselben Jahre zum Hofbildhauer und Vorsteher der königl. Bildhauerwerkstatt als Nachfolger seines am 21. Januar d. J. verstorbenen Lehrers ernannt. Die bedeutenderen Arbeiten Schadow's, welche seine Stellung in der Geschichte der Plastik kennzeichnen, fallen zum großen Theil in die beiden nächsten Jahrzehnte seines Lebens. Man wird stets rühmend von ihm auszusagen haben, daß er für die Wiedergabe der Naturwirklichkeit ein scharfes Auge und verständnißvollen, frischen Sinn behielt, sowie eine auf Sicherheit beruhende Meisterschaft in der Ausführung seiner Werke. In ähnlichem beschränkterem Sinne hatte sein älterer Zeitgenosse, der Kupferstecher und Zeichner D. Chodowiecki gewirkt, dem er zweifellos manches zu danken haben mag. Auch Schadow's künstlerisches Naturell war im allgemeinen schlicht und einfach. Die Wurzeln seiner Kraft lagen nicht in der Phantasie oder schöpferischen Productivität, sondern in der glücklichen Handhabe seiner Technik. Die Composition zu vielen Werken hatte er den Vorarbeiten oder Anregungen Anderer zu danken. Die Anschauungen seiner Zeit, unter denen er aufgewachsen, die Einflüsse, welche für seine Entwicklung und seinen Bildungsgang von vornherein maßgebend waren, bestimmten die Grenzen seines künstlerischen Schaffens. S. gehörte zu den Naturen, die man nach Fontane's Deutung „als doppelköpfig als eine Verquickung von Derbheit und Schönheit, von Gamasche und Tapferkeit, von preußischem Militarismus und classischem Idealismus ansehen kann. Die Seele griechisch, der Geist altenfritzig, der Charakter märkisch u. s. w." Es gelang ihm nicht, diese Gegensätze zum Ausgleich zu bringen. Er war durchaus ein Künstler der Uebergangszeit, welcher unbefangen die verschiedenen Kunststile ohne Rücksicht auf ihre Gebundenheit an bestimmte Zeiten nebeneinander zur Anwendung brachte. Je nach Auftrag oder Einsicht arbeitete er bald im ideal-classischen Stile, bald im modern-realistischen oder vermischte beide mit dem Zopf. Hieraus mag sich zum Theil die stabile Weise seines Schaffens erklären. Störend wirkte auf seine Entwicklung vor allem der Niedergang Preußens. Erst als die Künste des Friedens neu erwachten, da trat Rauch auf mit höheren Zielen.

Die ersten Werke, welche S. bald nach seiner Berufung 1788 vollendete, lassen naturgemäß eine Nachwirkung der italienischen Studien am deutlichsten erkennen. Man gewahrt den läuternden und beruhigenden Einfluß der Antike, doch Empfindung und Behandlung athmen noch stark den Geist des Rococo. So bei den fünf figürlichen Modellen zu einem Tafelaufsatze, welchen die königliche Porcellanmanufactur nach Zeichnungen des Architekten Hans Christian Genelli ausführen ließ: Jupiter als Beherrscher der durch Neptun, Vulkan, Cybele und Iris dargestellten Elemente. — Einige Gipsreliefs im Paroleſaale des königlichen Schlosses zu Berlin mit römischen Fahnenträgern und Siegesgöttinnen als Medaillons über den Thüren daselbst reihen sich an. — Die in Marmor ausgeführte, auf kreisförmiger Plinthe stehende anmuthige Statuettengruppe „Frau

aft und Liebe" (im Besitze der Erben E. Bendemann's in Düsseldorf) war ur-
ünglich als Tafelaufsatz bestimmt. — In demselben Jahre lieferte S. das Modell
der großen Sandsteingruppe „Herkules, der den Centauren Eurytion erschlägt"
die von Langhans erbaute, vor kurzem beseitigte Herkulesbrücke in Berlin.
f Veranlassung des Architekten legte er der Composition einen Kupferstich
ch der Gruppe des Giovanni da Bologna zu Grunde.

In dem kurzen Zeitraum von drei Jahren (1789—1791) stellte S. auf
fehl des Königs Friedrich Wilhelm II. das Marmordenkmal seines im neunten
ensjahre entschlafenen Sohnes, des Grafen Alexander von der Mark in der
rotheenstädtischen Kirche her. Die leitenden Ideen zu diesem Werke hatte
Galeriedirector Puhlmann in Potsdam gegeben, doch verwarf S. den Auf-
nach der hergebrachten malerischen Auffassung und erhob sein Werk durch
Ruhe plastischer Anschauung zu einem monumentalen Kunstwerke ersten
ages, das seinen Ruhm begründet hat. In der Rundbogennische des oberen
iles einer einfachen, architektonisch gegliederten Wand, die mit einem flachen
bel gekrönt ist, vereinigte er zu einer geschlossenen plastischen Gruppe die
uren der drei Parzen, zu welchen er sein Studium der Sibyllen Michel-
elo's verwerthete. Freistehend tritt unten der Sarkophag vor, auf welchem
Todesschlummer hingestreckt, nur leicht mit der Tunika bekleidet, der Knabe
mit seinen Waffen, ein rührendes Abbild jugendlicher Schönheit, in der
feinere künstlerische Empfindung des vorigen Jahrhunderts nachklingt. Das
nlich untergeordnete Relief an der vorderen Langseite des Sarkophags zeigt
Anschluß an die Abschiedsscenen auf römischen Darstellungen die vorge-
ebene Composition, wie Saturn den sich sträubenden Knaben der Minerva
eißt. Der Genius des Todes mit der gesenkten Fackel steht an der rechten
malseite des Sarkophags, links sein Zwillingsbruder, der Genius des Schlafes
ine Ara gelehnt. Eine sorgfältige Zeichnung auf Pergament von S., nach
her H. Sintzenich 1793 ein Schabblatt gestochen, befindet sich in der National-
ie. Die Sculpturen des Denkmals sind in Gips abgeformt worden. —
nach modellirte S. die Reliefs über den Thüren im gelben Pfeilersaale des
iner Schlosses und zwar nach Angaben des Architekten v. Erdmannsdorf
lebhaft bewegten, auf malerische Wirkung abzielenden Darstellungen aus
Leben Alexander's des Großen, welche im Stile der späteren griechisch-
ischen Sculptur die Beziehungen des Helden zu den Künsten verdeutlichen.
Für die auf blauem Grunde ausgeführten Reliefs im ovalen Saale des
losses zeichnete er im Einvernehmen mit dem leitenden Baumeister Langhans
Entwürfe, Motive aus der Vermählung Amor's mit Psyche und aus
Triumphzug des Bacchus und der Ariadne. — Für den Schmuck des
rmorpalais zu Potsdam lieferte S. eine Reihe von Compositionen, zum
il ähnlichen mythologischen Inhalts (in der Akademie der Künste zu Berlin).
Noch dem Jahre 1791 gehören sieben, nach antiken Motiven componirte
ief in ovalen Medaillons an, welche für die 1870 niedergelegte Villa der
fin Lichtenau zu Charlottenburg zum Gedächtniß des frühverstorbenen Grafen
der Mark in Gips ausgeführt waren. Die länglichen Reliefs stellen Glaube,
e und Hoffnung dar, die hohen dagegen den Todesengel mit dem Kinde
orschwebend, den guten Hirten mit dem Lamm, die Ewigkeit und die
tterliebe. —

Inzwischen war die Frage nach der Herstellung eines würdigen Denkmals
edrich's des Großen in Anregung gebracht, welches auf Wunsch des Königs
Reiterstatue im römischen Costüme ausgeführt werden sollte. S. entwarf
in Wachs bossirte Skizze mit einem stattlichen Apparate mythologischer
allegorischer Figuren am Piedestal. Doch ungeachtet der zahlreichen

malerischen, architektonischen und plastischen Entwürfe auf der akademische Kunstausstellung von 1791 kam es zu keiner Entscheidung. S. erhielt wenigstens den Erfolg, daß er beauftragt wurde, in Kopenhagen und Stockholm mit der Technik des Broncegusses, die seit einem Jahrhundert in Preußen nicht gepflegt war, sich vertraut zu machen. Die mit Gefährnissen verbundene Reise, worüber einige gemüthvolle Briefe des Künstlers an seine Mutter Auskunft geben, währte vom August 1791 bis in den Januar 17[9]2 und ging über Stockholm nach Petersburg, von dort zurück nach der schwedischen Hauptstadt und endlich nach Kopenhagen. Das wichtigste Ergebniß der Reise lag darin, daß S. durch die Anschauung moderner Denkmäler von L'Archevêque Sergel und Saly, bei welchen die zeitgeschichtlichen Trachten mit dem Charakter und der Persönlichkeit der dargestellten Männer in vollem Einklang standen, über das Wesen und die Anforderungen des historischen Denkmals klar wurde und in seinen auf Naturwirklichkeit gerichteten Bestrebungen sich bestärkt fühlte. Er brachte auch eine Fülle der verschiedenartigsten Naturstudien und Aufnahmen nach hervorragenden Kunstwerken mit heimwärts. Doch der eigentliche Zweck der Reise blieb unerfüllt. Bezüglich der Technik des Erzgusses sah sich S. auf Paris als den einzigen Ort für das erwünschte Studium hingewiesen, das aber infolge der Schreckenszeit und des mit Frankreich ausgebrochenen Krieges unterbleiben mußte. Das Denkmalproject wurde abermals vertagt. Nach seiner nordischen Reise hat S. während seines langen Lebens auf Ausflüge in Norddeutschland sich beschränkt. Der originelle Märker saß am liebsten daheim in Berlin. —

Was der Hauptstadt nicht so bald gelingen sollte, verwirklichte zuerst die Provinzialhauptstadt Stettin, indem die pommerschen Stände 1793 die Statue Friedrich's des Großen von S. in Stettin errichten ließen (das Marmorstandbild im Ständehause, die broncene Nachbildung auf dem Königsplatze zu Stettin). Er stellte den Monarchen in seiner Zeittracht dar, glaubte aber zur nähern Charakteristik und mit Rücksicht auf die Monumentalgröße des über die Schultern geworfenen Hermelinmantels und des Commandostabes, den die Rechte deutsam auf die Gesetzesbücher stützt, nicht entrathen zu können. Der Künstler selbst war von seiner Arbeit nicht ganz befriedigt, doch ist sie ebenso durch die Natürlichkeit der Haltung wie durch monumentale Würde ausgezeichnet. — Frei von jeder allegorischen Zuthat entstand fast gleichzeitig (1794) das populäre Standbild des Husarengenerals v. Zieten. Das Marmororiginal steht im Cadettenhause zu Lichterfelde bei Berlin, den Wilhelmsplatz schmückt eine Nachbildung in Bronce. Die vortreffliche Charakteristik des Kopfes und das Zeitcostüm rufen unleugbar den Eindruck wirklichkeitsgetreuer Darstellung hervor. Achtet man indeß mit H. Grimm auf die elegisch sinnende Haltung, so wird man sofort an die antikisirende Art erinnert, die nach dem Vorgange französischer Meister des 18. Jahrhunderts Idealfiguren in moderner Gewandung liebte. Der enge Zusammenhang von Schadow's Kunst mit der seiner Jugendzeit, namentlich mit Chodowiecki's Darstellungen aus Friedricianischer Zeit, erhellt recht deutlich aus der Betrachtung der realistischen Reliefs am Zietendenkmal, welche bei ungebunden malerischer Absicht wieder Genrebildern gleichen (Tuschzeichnung und kleines, nicht ausgeführtes Modell in der Nationalgalerie). — Das künstlerische Gegenstück ist die Statue des Fürsten Leopold von Dessau, mit welcher S. bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. beauftragt wurde. Im J. 1800 im Lustgarten beim Schlosse aufgestellt, dann 1828 auf den Wilhelmsplatz übergeführt, fand die Marmorstatue später ebenfalls im Cadettenhause zu Lichterfelde Aufnahme und wurde auf dem Wilhelmsplatze durch eine Broncecopie ersetzt. S. schuf sein Werk

erk, wie jenes Zietendenkmal, nach mehrfach entworfenen Modellstudien. Es
t ein Charakterbild des alten Dessauer in seiner natürlich wahren Erscheinung,
r energische Feldherr und Zuchtmeister aus Friedrich's Zeit. (Kleine Gips-
odelle in der Nationalgalerie und in der Akademie der Künste.) Von der
bensvollen Studie zum Kopf findet sich ein Gipsabguß im Schlosse Monbijou
Berlin.

Der Antike näherte sich S., als er die Bekrönungsgruppe des Branden-
rger Thores modellirte. Da man von einer Verwendung des Erzgusses
s Unkenntniß der Technik Abstand nehmen mußte, wurde das bei Beginn
s Langhans'schen Baues (1789) entworfene Viergespann vergrößert von
n Gebrüdern Wohler in ein Eichenholzmodell übertragen und hiernach von
ary in Kupferblech getrieben. In gleicher Weise ließ S. seine Victoria (1794)
rch den Klempnermeister Gerike in Potsdam ausführen. Ursprünglich dem
iergarten zugekehrt, wurde die Gruppe im J. 1806 auf Napoleon's Befehl
n Denon nach Paris geschleppt, alsdann nach ihrer Rückkehr der Stadt zu-
wendet. Auf dem das Kreuz umschließenden Kranze breitet jetzt ein Adler
ne Schwingen aus. Vorzüglich im Umriß der Silhouette und wohlberechnet
f die Ansicht aus der Entfernung ist die Gruppe von einer Strenge und Ein-
chheit, die dem Charakter der Architektur sich passend anschmiegt. — Als
enbürtiges Werk steht die Statue des Mars in einer Seitennische des Branden-
rger Thores, welche nach Schadow's kleinerem Modell (im Besitze der Frau
ugenie Schadow in Berlin) in Sandstein ausgeführt ist. Die Wachsamkeit
s kampfbereiten jugendlichen Kriegsgottes spricht sich lebendig in der be-
egten Haltung der Glieder aus. — Engen Anschluß an antike Vorbilder lassen
ner die 16 Sandsteinmetopen an der Thiergartenseite des Brandenburger
hores erkennen, welche von S. gleichzeitig mit der Victoria modellirt, in freier
nbildung classischer Motive den Kampf der Centauren mit den Lapithen ver-
schaulichen.

Daß ihm die Darstellung liebreizender, naiver Anmuth und Schönheit in
hem Grade erreichbar war, bewies S. (1795—1797) durch eines seiner Haupt-
rke, die Marmorgruppe der Kronprinzessin Louise und ihrer Schwester, der
rinzessin Louis (im königl. Schlosse zu Berlin). Ein Jahr zuvor hatte er
e Büsten Beider modellirt (in Babelsberg und im Hohenzollern-Museum),
elche dem Minister v. Heinitz die Veranlassung zum Auftrage der Doppelstatue
ben. Die wohlabgerundete Genregruppe der beiden in frischer Jugend
lühenden Gestalten ist ein tiefempfundenes Abbild innigster Schwesterliebe.
as malerisch und reich drapirte Costüm der Zeit harmonirt mit der Ideal-
llung, welche der antikisirenden Grazie der früheren Kunstperiode nahe
mmt. S. hatte nach seinen eigenen Worten in stiller Begeisterung an dem
odelle gearbeitet (das Originalgipsmodell in der Nationalgalerie). Eine kleine
achbildung in Biscuit ließ die königliche Porcellanmanufactur 1796 unter
s Künstlers Mitwirkung anfertigen. — Hier ist auch eine der schönsten Zeich-
ungen Schadow's, das Profilbildniß der Königin Luise mit der Unterschrift
La Regina 1802 d'al vero a Potsdam" zu erwähnen. — Später verherrlichte
das Andenken der Königin durch eine Apotheose. Das im J. 1811 entstan-
ne Relief, von Feilner in Thon gebrannt, ist im sogenannten Königsstuhle der
irche zu Paretz als Wanddecoration verwendet. Die Inschrift: „Hohen Zieritz
n 19. Juli 1810 vertauschte Sie die irdische Krone mit der himmlischen, um-
den von Hoffnung, Liebe, Glaube und Treue und in tiefe Trauer versanken
Brennus und Borussia", auf Wunsch des ersten Bestellers Pilegard in Frank-
rt a. O. angebracht, gibt die Erklärung der Darstellung. Unten sieht man
n Todesengel seine Fackel zur Erde senken. Brennus ist als Ahnherr des

brandenburgischen Hauses aufgefaßt. Den Federumriß der im allgemeine friedigenden Composition besitzt die Akademie der Künste. — Schwer das Mißgeschick beklagt haben, als späterhin der Auftrag zum Grabdenk Königin Luise nicht ihm, sondern Rauch ertheilt wurde.

Gleichzeitig mit der Marmorgruppe der beiden Schwestern hatte Angabe des Oberbaudirectors Langhans die Arbeiten am Monument des v. Tauentzien in Breslau in Angriff genommen. Bellona, halb aufgerich dem Sarkophag ruhend, ist in Sandstein ausgeführt; die beiden verwitterte ralistischen Marmorreliefs an den Langseiten des Postaments stellen mäßiger Auffassung einen siegreichen Ausfall des Generals aus Breslau die Uebergabe der Festung Schweidnitz an die Preußen dar.

Als wiederum die Frage des Friedrich-Denkmals in den Vordergru beschickte S. die akademische Kunstausstellung von 1797 mit nicht wen sieben Entwürfen, von welchen zwei aus Zeichnungen, die übrigen nur der Beschreibung des Verzeichnisses ersichtlich sind. Um der traditionell fassung zu genügen, an der Friedrich Wilhelm II. mit Beharrlichkeit hatte S. bei einigen Entwürfen das antike Costüm gewählt. Charakteris die Lösung der Aufgabe im idealisirenden Zopfstil und voll sprühenden ist ein aquarellirter Entwurf, auf welchen Falconet's Reiterdenkmal Pet Großen eingewirkt haben mag (in der Akademie der Künste). Der K dem Marschallstabe in der Rechten ist in römischer Imperatorentracht d auf feurig einhersprengendem Rosse, vor ihm her eilt die Siegesgöttin Lorbeer und den errungenen Kränzen. Der Marmorboden der Reiterstat auf vier dorischen Säulen, innerhalb deren Borussia am flammenden A Schlesien und Westpreußen den Eid der Treue entgegennimmt. Vor den entbietet Minerva den Mars zum Kampfe, während an der Rückseite auf den eroberten Waffen verweilt und in die Lyra greift. — Ein and biger Entwurf gab seiner eigenen künstlerischen Ueberzeugung, seinem E gegen die antikisirende Behandlung Ausdruck. Er vergegenwärtigt de ruhig zu Pferde in seiner schlichten, alltäglichen Erscheinung, in der b Uniform mit dem dreieckigen Hute auf dem Haupte, so wie ihn das sehen, ganz der alte Fritz. Diese Auffassung einer vollkommen wahrheit Darstellung theilte auch Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise. drängten die politischen Zustände weitere Verhandlungen zurück und der unglücklichen Franzosenzeit konnte das Unternehmen vollends nicht gelangen. — Noch einmal modellirte S. im J. 1816 die Statue F des Großen in halber Lebensgröße mit seinen beiden Windspielen, wi der Terrasse von Sanssouci spazieren geht, den gallonirten Hut auf de und mit dem Stocke in der Hand. Rauch bezeichnete diese kleine Bro (in Sanssouci) als ein „naiv wahres und treffliches Werk", dem beson intimere Charakter nachzurühmen ist. — Als in späteren Jahren die E eines Friedrich-Denkmals mit besserem Erfolge als zuvor geplant wur es naturgemäß, daß die große und herrliche Aufgabe nicht dem al gealterten S., sondern der mächtig aufstrebenden Kraft seines Schüler zufiel.

Derartige Enttäuschungen vermochten indeß niemals, den Muth z künstlerischen Schaffen abzuschwächen. Bis weit in das dritte Zehent de hunderts war er als Bildhauer unaufhörlich thätig. — Eine besonder von Arbeiten sind seine zahlreichen Grabmonumente mit allegorisch-symb Gestalten oder mit Aschenkrügen, Urnen und ähnlichem Schmuck. Wä figürlichen Bestandtheile dieser in der Mehrzahl von Privaten bestellte mäler in der Stellung und Gewandung antike Art zeigen, ruft die Co

d Verbindung mit dem allegorischen Element wiederum vielfach die Erinnerung den Zopfstil wach. — Hierher gehört der in der Akademie der Künste auf- wahrte, 1797 gezeichnete Entwurf Schadow's zu einem Reliefdenkmal des inzen Louis von Preußen, dessen Ausführung unterblieben ist. Die trauernde ittwe kniet neben ihren Kindern und faltet, dem der Erde entschwebenden tten nachblickend, ihre Hände zum Gebet. — Das Marmorrelief für den mmercienrath Schütze in der Kirche zu Schöneiche entstand im folgenden hr. An einer Urne, welche mit dem Medaillonbildniß des Entschlafenen ge- mückt ist, steht die Hoffnung, Embleme des Handels und Ackerbaues liegen Sockel. — Dann lieferte S. das Monument für den Rector Darjes und en Gattin auf dem Anger, dem ehemaligen Friedhofe zu Frankfurt a. O., ches neben dem Grabe des Dichters E. v. Kleist sich erhebt. Auf rundem lamente steht die Gewandfigur der Wissenschaft, während die Mutterliebe zur te eines erhöht aufgestellten Aschenkruges sitzt, welcher die Medaillonporträts Abgeschiedenen trägt. — In der Grabcapelle zu Boitzenburg befindet sich das rmordenkmal des Staatsministers Grafen v. Arnim in lebensgroßen Figuren. Wittwe sitzt als römische Matrone mit einem Myrthenkranze in der Hand en der Urne, die sie umfaßt hält. Als Sinnbild ehelicher Treue verweilt Hund zu den Füßen. — Das Marmordenkmal für den Reichsgrafen Lieven in Curland aus dem Jahre 1803 besteht aus einer von einer Ara tragenen Urne mit den Reliefs des Todesgenius und der sich aufwärts schwin- den Psyche. — Ferner sei das Denkmal der Familie v. Grünfeld auf dem e Lehnhaus in Schlesien erwähnt (1805). Es ist ein freistehender Denkstein den Reliefs der „Religion" und des „Todesengels", neben welchem das rochene Wappenschild der ausgestorbenen Adelsfamilie liegt. — Nach Art römischer Kunst ist das Hochrelief (1801) ausgeführt, welches den Fürsten hohenlohe-Oehringen und dessen Gemahlin darstellt. Die Halbfiguren beider ten reichen einander die Hand. — Eigenartig ist das im J. 1803 vom fen Hochberg seiner verstorbenen Schwester der Gräfin Rohnstöck im Schlosse stenstein in Schlesien geweihte Denkmal. Die Gesichtszüge der Büste sind einem Schleier umflort, zu ihrer Seite stehen die allegorischen Gestalten der entia mit dem Lamm (Gipsmodell in der Nationalgalerie) und der empor- enden Religion mit gefalteten Händen. — Man begnügte sich auch mit chen, nur plastisch verzierten Urnen, wie beim Denkmal für den Schauspieler f auf dem alten Jerusalemer Kirchhof vor dem Halleschen Thore zu Berlin, Marmorvase mit der Maske des Lust- und Trauerspiels.

Während der Ausführung solcher Brodarbeiten reizte ihn wiederholt die künst- che Nachbildung der unverhüllten Natur. So entstand „aus innerem Behagen häuslichem Glück" 1797 die geraume Zeit hindurch fälschlich „la nymphe naeis de Thorwaldsen" bezeichnete liegende Figur, ein aus üppigem Traume chendes Weib in Lebensgröße. „Man wird auch hierbei", bemerkt S. selbst- ußt, „unter dem Einflusse der Natur, nicht wie Thorwaldsen in einer Imi- on des Idealstils der Antike verbleiben, sondern seine Originalität darbieten." aus carrarischem Marmor hergestellte Figur gelangte durch den General Rapp J. 1810 nach Straßburg und gerieth später unter jener falschen Benennung die Sammlung des Banquiers Aguado nach Paris, wo sie der Maler Wach 5 als Schadow's Arbeit erkannte.

Das Princip möglichst getreuer Nachbildung der natürlichen Erscheinung förderte S. in einem kleinen Meisterwerke, Natura, einer nackten, mit der auerkrone geschmückten Figur, welche die Hände an die Brüste legt (kleines chsmodell in der Nationalgalerie). — Außer fünf kleinen Modellen ist noch Hochrelief in Marmor daselbst zu erwähnen: Amor bekränzt steht schlum-

mernd mit rückwärts geneigtem Kopfe an einem Baumstamme, auf welchem linke Arm mit dem Köcher ruht, während die rechte Hand herabhängend Bogen hält. Bei Werken dieser Art scheint die Absicht des Künstlers we dem idealen Gehalte, als der treuen Nachbildung schöner Naturformen geg zu haben.

Die Sicherheit, mit der S. das Charakteristische erfaßte und überzeu zum Ausdruck brachte, spricht vor allem aus seinen naturalistischen Po büsten. Während seiner im wesentlichen nur zwei Jahrzehnte umf den Thätigkeit als Bildhauer hat er gegen 100 Büsten gearbeitet, die hie zum Theil nach ihrem künstlerischen Werthe und der historischen Bedeutun Persönlichkeiten genannt werden können. In erster Linie galt seine Kunst Mitgliedern des preußischen Königshauses. — Der lebensgroße Studie Friedrich d. Gr. ohne Hut aus dem Jahre 1792 ist nur im Gipsabguß vo den. Von den übrigen Darstellungen desselben kommt die Alabasterbüste 1804, die Marmorbüste mit dem Lorbeerkranze von 1810 und eine Bronc von 1820 in Betracht. — In chronologischer Ordnung sind an Porträt von Mitgliedern des königl. Hauses zu nennen: 1793. König Friedrich helm II. Zwei Marmorbüsten. — 1794. Friedrich Wilhelm III. als prinz in Uniform (königl. Schloß). — Kronprinzessin Louise von Preußen langem Haar und schmaler Binde unter dem Kinn, nach dem Leben mod (Gipsabguß im Schlosse Monbijou, Berlin). — Gleichzeitig mit Letzterer dellirt: Prinzessin Ludwig von Preußen („feu mon visage"). — 1797. Ludwig von Preußen, der zweite Sohn Friedrich Wilhelm's II. Gips. 1798. König Friedrich Wilhelm III. und Königin Louise. Marmorbüste. 1799. Königin Louise mit Krause und Medaillonkette um den Hals. abguß (im Schloß Monbijou und im Schadowhause). — Prinzessin Wilhel von Oranien, nachmalige Königin der Niederlande. — 1802. König Fri Wilhelm III. und Königin Louise. Marmorbüste. — 1804. Königin L Marmor unter Lebensgröße. — 1800. 1803 und 1806. König Fri Wilhelm III., drei Marmorbüsten, die letzte unter Lebensgröße. — 1811. nigin Louise. Marmorbüste, war im Besitze des Generals Rapp. — Prinz Ferdinand, Bruder Friedrich d. Gr. Gips. — 1814. König Fri Wilhelm III., in Lebensgröße mit freiem Hals und Nacken. Mehrfach w holt, ein Mal für Danzig. — Derf. Zwei Colossalbüsten mit und ohne beerkranz. Marmorbüsten (Abguß der ersteren im Schloß Monbijou). — Prinz Wilhelm, Bruder Friedrich Wilhelm III. Colossale Marmorbüste (P besitz). — Prinz August Wilhelm, ältester Bruder Friedrich d. Gr. Mar büste (im Haag).

Von Büsten anderer hervorragender Persönlichkeiten sind nach der ihrer Entstehung hauptsächlich zu erwähnen: 1794. Gräfin Lichtenau, geb. Marmorbüste (im Besitz von W. Robert-Tornow in Berlin). — 1798. rich Nicolai, ursprünglich als Büste, dann in einen Hermenkopf umgeä Thonbüste in der Universitätsbibliothek zu Halle a. S. — 1800. Fürst L Radzivill. Marmorbüste. — 1802. Staatsminister v. Heinitz, Curato Akademie der Künste. (Gipsabgüsse im Schloß Monbijou und in der Aka der Künste.) — Architekt Fr. Gilly. Marmorbüste (Akademie der Künste). Gymnasialdirector Meierotto. Marmorbüste (Joachimsthal'sches Gymnasium Berlin). — Karl Fasch, Gründer der Singakademie zu Berlin. Marmor daselbst. — Frau Händel-Schütz, Schauspielerin als Galathea im Momen Erwachens (Gipsabguß im Schloß Monbijou, Berlin). — Der Dichter v. ckingk. Gipsbüste, später 1817 auch in Bronce gegossen. — Wieland, nach Leben modellirt und in Marmor ausgeführt für das Haus Pearson in Bir

ine Zeichnungen in der Nationalgallerie). — 1803. Präsident Joh. Aug. Beyer. Marmorbüste. — Staatsminister v. Hertzberg. Marmorbüste (Kgl. ademie der Wissenschaften, Berlin). — Iffland, Gipsbüste. — Die Schau- elerin Fleck. Gipsbüste. — Im Auftrage des Kronprinzen Ludwig von iern arbeitete S. in den Jahren 1807—1812 für die damals noch zu er- htende Walhalla bei Regensburg die folgenden Büsten in carrarischem armor: Friedrich d. Gr. mit Lorbeerkranz (Gipsabguß im Schloß Monbijou), rl d. Gr., Otto d. Gr., Heinrich der Vogler, Konrad der Salier, Heinrich Löwe, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Feldmarschall Graf Ernst d. Lippe, Graf Christian zu Stolberg, Copernikus, O. v. Guerike, A. v. Hal- , Leibnitz, Klopstock, Wieland, Joh. v. Müller. — 1811. Fürst Michael dzwill. Thonbüste. — 1812. Generalchirurg Görcke (Gipsbüste im Königl. iedrich-Wilhelms-Institut, Berlin). — Dr. Hufeland. Gipsbüste. — 1814. aatskanzler Fürst Hardenberg. Kolossale Marmorbüste (Privatbesitz). — pellmeister Righini (im Haag). — Joh. Gottl. Fichte. Thon. Nach dem de 1814 modellirt. — 1815. Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Gipsbüste, ch dem Tode. — 1816. W. v. Goethe, Marmorbüste, mit dem Stern des lkenordens (Nationalgallerie). Hier sei auch ein Metallabguß der dem Leben nommenen Maske Goethe's erwähnt (Eigenthum von Dr. H. Müller, Ber-), sowie die seltene Schaumünze mit dem nach rechts gewendeten Kopfe und nschrift Johann Wolfgang de Goethe aetatis suae LXVI anno. Kehrseite t linkshin aufsteigendem Pegasus und griechischer Inschrift. — 1817. Bischof . Sack. Gips- und Metallabguß. — General Graf v. Nostitz. Gipsbüste. 1820. Haendel. Kolossale Gipsbüste im Concertsaale des kgl. Schauspiel- uses zu Berlin. — Capellmeister K. Fasch. Gipsbüste ebenda. — 1822. de, Astronom. Marmorbüste (Sternwarte zu Berlin). — 1824. Seb. Bach. loſſale Gipsbüste im Concertsaale des Kgl. Schauspielhauses. — Graun. sgl. — Naumann, Componist. Desgl. — Lessing. Desgl. — 1827. E. Bach. sgl. — G. Benda, Componist. Desgl.

Daneben entstanden noch viele Büsten von Personen rein privaten Cha- ters. Besonderer Liebreiz ist seinen weiblichen Bildnissen eigen, in welchen gefällige Anmuth im Sinne des Rococo mit überraschendem Feingefühl für natürliche Leben verbindet. Als Meisterwerk sei hier die anziehende Mar- rbüste der kleinen Julie Mölter (im Besitz des Geh. Rath Dr. Roedenbeck Halle a. S.) erwähnt, ca. 1793 entstanden, welche durch eine Handzeichnung hadow's nach dem Leben bestätigt ist. — Als S. die Büste der schönen hauspielerin Friederike Unger modellirt hatte, wünschte die Dargestellte die gänzung der Arme und so entstand eine Halbfigur (1797), „gleichsam in er Attitüde", wie S. sagt, „als lehnte sie sich auf eine Brüstung und blickte ndlich umher in eine schöne Gegend". Nach einigen Jahren (1802) vervoll- ndigte der Meister die Halbfigur zu einer schön gewandeten Statue der Hoff- ng (Gips im Schloß Monbijou, Berlin).

Einheitlich und von gleichmäßigem Streben nach treuer Wiedergabe des türlichen Lebens beherrscht erscheint die Wirksamkeit Schadow's in der Por- itplastik, wandelbar dagegen unter Anlehnung an vorhandene Werke in der liefbildnerei. Für die Darstellung moderner Gegenstände war ihm mit Be- tung der perspectivischen Gesetze die rein bildmäßige, malerische Wirkung er- inscht; bei antiken Motiven befolgte er den griechischen Reliefstil oder den in besten römischen Zeit üblichen. Die Compositionen sind entweder selbständige nstwerke oder solche, mit welchen er die Postamente seiner Denkmäler, die Fa- den von Bauwerken oder Innenräume decorirte.

Außer den bereits genannten Arbeiten sind zwei Stuckreliefs im S
früher gräflich Schwerin'schen Palais in der Wilhelmstraße zu Berlin
Jahre 1800 hervorzuheben mit der Darstellung einer Bacchusfeier. —
befriedigend sind die beiden Arbeiten für den königl. Marstall in der Breit
nach Motiven auf antiken Vasenbildern ein Wagenrennen mit einem Un
dernd und wie Victoria dem Sieger eines Wettrennens den Kranz spend
Modelle in der Nationalgallerie). — In der Durcharbeitung der Details
entbehren diese wie auch die an der Kaserne der reitenden Artillerie (
straße 118—120, Berlin) angebrachten drei Reliefs Schadow's mit Sc
dem modernen Soldatenleben völlig des alten strengen und gese
Stils. — Noch im Jahre 1800 entstand das Gipsrelief für die chirurg
pinière im Hause des Generalchirurgen Görcke zu Berlin, welches s
Hörsaal des Friedrich Wilhelms-Institutes Aufnahme gefunden hat.
Fuß hohe Fries, welcher eine Schmalseite des Saales einnimmt, stellt in
Idealkostüm Kampfscenen und die Hülfe des Arztes dar. Das unter sch
Beistande Schadow's von seinem Schüler Rauch in starkem Hochrelief ge
Werk zeigt sorgfältiges Naturstudium, doch in der Bewegung der
noch Befangenheit. — Ein Meisterwerk der Reliefsculptur im antik cl
Stil ist der in Sandstein ausgeführte Reliefsfries, welcher seit 18
Façade der von Gentz errichteten alten Münze und Bauakademie schm
mit einigen Zusätzen Anderer an das neue Münzgebäude zu Berlin üb
worden ist. Schadow's Antheil beschränkt sich auf die um Cybele, Di
Ephesus, Ceres und Neptun gruppirten Figuren, deren Composition vo
dem Lehrer Schinkel's, herrührt. — Vorzüglich in der Composition u
bildern römischer Reliefplastik aus guter Zeit nachgeschaffen sind ferner
1805—1808 entstandenen Portalreliefs an der Façade des Schadow-H
Berlin, in welcher er unter Rauch's Beihülfe die antike Kunstgeschich
Töpfer Dibutades (bis zu den Zeiten Alexander's des Großen und di
Kunst von den Medicäern bis auf Papst Julius II. in gedrängtem
darstellte. — Im Hausflur daselbst befindet sich noch eine Reihe vor
weiblicher Actfiguren und ein Gipsabguß des Parzenreliefs, welches 1
das Grabmal des Grafen v. Blumenthal wiederholt wurde (Entwurf un
relief in der Akademie der Künste). — Die Zeichnungen zu den 1809
übertragenen vier Reliefs, welche die von den Vertretern der verschiedenen
dem damaligen Könige von Westfalen dargebrachten Huldigungen vor
führen, weisen in der Anwendung *eines* Planes auf antike Muster hin
Unruhe in der Bewegung und den Gebrauch gegensätzlicher Gewandung i
die einheitliche Wirkung gestört (Zeichnungen in der Akademie der Künst
Dem Jahre 1812 gehört ein bunt bemaltes Relief nach Schinkel's Z
an, das den Sündenfall und das verlorene Paradies veranschaulicht (b
Gipsmodell des Sündenfalls in der Nationalgalerie). — Auch die zehn
gegossenen Relief-Victorien am Fries der Wache beim Zeughause sind
nach einem Entwurfe Schinkel's im Jahre 1817 modellirt. — Zum Sch
das figurenreiche in Thon modellirte Relief in der Akademie der Künste „
als Befreier Athens vom Minotaurus" erwähnt, welches mit Benutzung
S. gezeichneten Umrisse Dähling grau in grau gemalt hat.

S. beschloß seine plastische Thätigkeit mit zwei monumentalen Stand
Zur künstlerischen Verherrlichung der Helden in den Freiheitskriegen
durch seine Blücherstatue bei, die er unter Beirath Goethe's im Jahr
auszuführen hatte. Auf Grund des im Goethe-Archiv befindlichen M
hat H. Grimm die Beziehungen Schadow's zu Goethe in früheren Tage
neue geprüft und über den zeitweiligen, mißglückten Antagonismus des A

gegen den Dichter ein klärendes und endgültiges Urtheil gesprochen. H. Grimm hat auch das Maaß der Mitwirkung Goethe's an Schadow's Blücherstatue festgestellt, deren von S. gewähltes Phantasiecostüm und Mischung realistisch-allegorischer Reliefs eine bedenkliche Unentschiedenheit des Stils bewirkt haben. Das Bild steht nach Goethe's Worten „wie auf dem Scheidepunkte älterer und neuerer Zeit, auf der Grenze einer gewissen conventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunst, selbst wider Willen, an eine oft beschwerliche Wahrhaftigkeit bindet." Von Lequine gegossen und von Cauë ciselirt wurde das Denkmal im August 1819 zu Rostock errichtet (kl. Wachsskizze von 1816 in der Nationalgalerie).

Sein künstlerisches Princip verwirklichte S. wiederum vollgültig in dem charaktervollen Standbilde Luther's zu Wittenberg (enthüllt am 31. October 1821), seinem letzten Meisterwerke. Der Reformator steht im faltenreichen Priestertalar voll Hoheit und persönlicher Würde unter einem gothischen Baldachin, für den Schinkel die Zeichnung gemacht hatte. Am Granitsockel sind drei Kernsprüche Luther's und eine Votivtafel angebracht. Er hält dem Beschauer die aufgeschlagene Bibel entgegen, auf welche er mit der Rechten hinweist. Wie S. selbst sich seiner Enthaltsamkeit bezüglich der Composition des Standbildes rühmte, ebenso bewunderte Rauch den Muth seines Lehrers, das Ganze so sehr einfach genommen zu haben. Von den Vorarbeiten zu dieser Statue ist eine lebensgroße Gipsbüste Luther's und ein in Wachs bossirter Entwurf, sowie eine große Zeichnung (ein Exemplar im Thorwaldsen-Museum zu Kopenhagen) zu einer figurenreichen Reliefcomposition zu erwähnen, das am Postament Verwendung finden sollte, aber bei Ausführung des Denkmals verworfen wurde. Broncirte Abgüsse des Gipsmodells „Luther schlägt seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg" in halber Lebensgröße befinden sich im Schloß Monbijou und in der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin. Außerdem ist eine Colossalbüste Luther's von 1808 und eine Marmorbüste in Lebensgröße (1822) vorhanden. Als Gegenstück ließ König Friedrich Wilhelm III. von S. auch die Büste Melanchthon's modelliren und schenkte beide, in Bronze gegossen, der Mansfelder Litterarischen Gesellschaft in Eisleben, welche das Lutherdenkmal in's Leben gerufen hatte. — Als letzte Marmorarbeit Schadow's aus dem Jahre 1826 ist ein nacktes „ruhendes Mädchen" (Nationalgalerie) zu bezeichnen, das ausgestreckt auf der linken Seite ruhend aufschaut. Die Statuette ist nicht, wie Rosenberg vermuthet, identisch mit der sogenannten nymphe Salmacis.

Mit dem Jahre 1828 betrachtete S. selbst seine Wirksamkeit als Bildhauer als abgeschlossen. Er legte den Meißel aus der Hand. Sein vorurtheilsfreier Blick verhehlte ihm nicht, daß er als der gealterte Märker aus der Friedericianischen Zeit, deren künstlerische Empfindungsweise noch in der Mehrzahl seiner Werke nachklingt, der schöpferischen Kraft seines großen Schülers Rauch, dem er die Wege geebnet hatte, Raum schaffen müsse. Doch wie in der Kunst reichten sich beide Künstler auch im Leben die Hände. Sie wurden sogar verwandtschaftlich durch die Verheirathung von Schadow's jüngstem Sohne Felix mit Rauch's Enkelin, Eugenie d'Alton, mit einander verbunden.

Verzichtete S. auf weitere Beschäftigung als Bildhauer, so blieb doch seine Schaffenslust als Zeichner noch viele Jahre lang regsam, bis in seinem höchsten Lebensalter die vom grauen Staar geblendeten Augen den Dienst versagten. Die Akademie der Künste in Berlin besitzt allein ca. 1060 Zeichnungen, welche aus dem Nachlasse des Meisters stammen, die Nationalgalerie 35 Blatt, dazu kommen manche vorzügliche Porträts bei den Nachkommen oder in sonstigem Privatbesitz.

Aus allen diesen Arbeiten spricht Schadow's außerordentliche Begabung, die individuelle Erscheinung, das Charakteristische scharf und naturgetreu wiederzugeben. Er zeichnet leicht und gewandt, correct und sauber mit unfehlbarer Treffsicherheit und erreicht mit den einfachsten Mitteln oft eine überraschende Wirkung. Er ist als Zeichner den besten seiner Zeitgenossen, auch den Franzosen, ebenbürtig.

Die große Zahl der vorhandenen Zeichnungen gestattet hier nur die Erwähnung einer bescheidenen Auslese. Es finden sich Kreide- und Bleistiftzeichnungen nach antiken Bildwerken, wie nach dem Leben, Entwürfe zu seinen plastischen Arbeiten in Kreide, Röthel und Aquarell, Studien nach dem Nackten, nach dem Gewand und den Einzelgliedern des menschlichen Körpers. Der Vielseitigkeit dieser Darstellungen entspricht eine mannichfaltige zeichnerische Technik. — Von selbständigen Compositionen sei nur genannt „Der Tod des Sokrates im Gefängniß" (Tuschzeichnung in der Nationalgalerie), „Der Apostel Paulus vor Festus", „Der Raub der Sabinerinnen", „Diana und Aktäon" u. a. — Die unvollkommenen Stiche eines alten Quartbandes, erfunden und gezeichnet von J. F. v. Göz, gestochen von Brichet (im Besitz der Frau E. Schadow zu Berlin), begleitete S. mit zahlreichen kritischen Randglossen und veränderten, berichtigenden Compositionen. — Ein von 1798 datirtes Skizzenbuch enthält interessante Zeichnungen von Schauspielercostümen, theatralischen Stellungen und Rollencharakteristiken aus Leipzig. — Von einem späteren Ausfluge nach Hamburg und Lübeck brachte er eine Folge von Zeichnungen zurück, welche in feinsten Strichlagen Senatoren in ihrer Amtstracht und allerlei Volkstypen darstellen. — In der Akademie der Künste werden auch Studienblätter zu Darstellungen von Ballettänzen, ausgeführt von dem Tänzerpaare Vigano, gleichsam Momentaufnahmen, bewahrt, welche S. als Umrißradirungen 1796 veröffentlichte. — Für den Vorhang des im Jahre 1817 abgebrannten Schauspielhauses zeichnete er im Jahre 1807 die schwebenden Gestalten des Dramas, des Lustspiels und des Tanzes, sowie die farbigen Colossalköpfe dieser Figuren mit besonderer Rücksicht auf Theaterbeleuchtung. — Mit Hingebung und Eifer arbeitete S. vor allem die Porträts seiner lieben Berliner Zeitgenossen aus, bald in großen und kräftigen Zügen hingeschrieben, bald auf das feinste wie Stichvorlagen behandelt, immer lebensvoll und wahr, wie man glauben muß, von frappirender Aehnlichkeit. — Wohl der früheren Zeit gehört eine sorgfältige, weiß gehöhte Tuschzeichnung (in der Nationalgalerie) mit 11 gedrängten Kopfstudien auf dunklem Grunde an, darunter die Porträts der Königin Louise und des Königs Friedrich Wilhelm III. — Ungewöhnlich fein modellirt ist das Brustbildniß einer alten Frau Voitus (Bleistiftzeichnung in der Nationalgalerie) mit Hals- und Mützenkrause. — Von echt weiblicher Anmuth sind die Porträts der spanischen Tänzerin Frau Hieronyma Scholz, der Händel-Schütz und der Unger, der Profilkopf der Schauspielerin Frau Fleck-Schröck und die Bildnisse der Schwestern Schlegel, von welchen das der zehnjährigen Tochter des Münzdirectors Schlegel, der späteren Generalin v. Paulsdorf ideale Schönheit athmet. — Rauch's Porträt zeichnete er im Jahre 1812 kurz vor dessen Abreise nach Rom, ein Meisterblatt, gestochen von E. Mandel. — Aus Gruppen von Freunden und Verwandten entstanden ansprechende Genrebilder, in welchen die altväterliche Zeit mit ihrer Steifheit, Biederkeit und Schlichtheit sich trefflich wiederspiegelt. — Als sein Sohn Wilhelm im Jahre 1826 nach Düsseldorf übersiedelte, versäumte der Vater nicht, die scheidende Familie als Erinnerungsblatt für sich zu zeichnen. — Das Gemälde desselben Sohnes „Die sieben klugen und sieben thörichten Jungfrauen" gab er sich die Mühe, sorgfältig mit Blei zu copiren. — Ein ausgezeichnetes Selbstporträt des Künstlers in Kreide (Achteck), Brustbild

en face, aus seinem mittleren Lebensalter, mit etwas verdrossener Miene, befindet sich in der Nationalgalerie.

S. übte auch mit Geschick die Kunst des Radirens, aus der wir nur sein geistreiches, aus menschlichen Gestalten zusammengesetztes Alphabet und die Darstellungen des Tänzerpaares Vigano herausheben, ebenso häufig zeichnete er auf Stein. Friedländer's treffliches Verzeichniß der Radirungen und Lithographieen entbehrt noch der Vollständigkeit. Die Laune seines derben Humors, der ungeschminkte Berliner Witz entlud sich mitunter in einer Fülle von Caricaturen, von welchen die auf Napoleon und die große Armee gemünzten als die schärfsten und ergötzlichsten genannt sein mögen.

Im Jahre 1805 als Vicedirector der königl. Akademie der Künste und im Februar 1816 zum Director ernannt, entfaltete S. eine erfolgreiche Lehrthätigkeit, in der ihm seit 1839 Tieck als Hülfskraft zur Seite stand. Bei tiefgehender Kenntniß aller menschlichen Bildungen und Meister in der Technik war er, mit seltenem Lehrtalent begabt, wie Wenige seines Gleichen für den Unterricht berufen, den er in seiner kernigen und humoristischen Weise bisweilen auch im Volksdialecte ertheilte. Der Nachwelt erscheint er als originelle Charakterfigur des alten Berlin, dem er mit Leib und Seele angehörte, ein Freund der Biederkeit und des gesunden Menschenverstandes.

Es ist bezeichnend für die Vielseitigkeit Schadow's, daß er auch für die Wissenschaft den lebhaftesten Sinn bethätigte und auf Grund exacter, nüchterner Untersuchungen einige namhafte Werke herausgab. So erschien im J. 1830 die „Lehre von den Knochen und Muskeln, von den Verhältnissen des menschlichen Körpers, und von den Verkürzungen. In 30 Tafeln. Berlin." Eine Frucht langwieriger Vorstudien und Beobachtungen war das noch heute als werthvoll zu bezeichnende Werk „Polyclet oder von den Maaßen des Menschen nach dem Geschlecht und Alter, mit Angabe der wirklichen Naturgröße nach dem Rheinländischen Zollstocke, und Abhandlung von dem Unterschiede der Gesichtszüge und Kopfbildung der Völker des Erdbodens. Berlin 1834. Dazu Atlas in Großfolio von 29 nicht numerirten Tafeln mit Inhaltsverzeichniß." Als Ergänzung folgte dazu im nächsten Jahre das Werk „Nationalphysiognomien oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des Kopfes, in Umrissen dargestellt auf 29 Tafeln, als Fortsetzung des Polyclet oder Lehre von den Verhältnissen des menschlichen Körpers. Berlin 1835." Die Studien zu beiden Bilderwerken befinden sich im Nachlaß Schadow's in der Akademie der Künste. — Unablässig beschäftigte ihn auch in den späteren Lebensjahren das Studium der Kunstdenkmäler alter und neuer Zeit. Sein kunstgeschichtliches Interesse bezeugt namentlich das Werk „Wittenberg Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, mit historischen und artistischen Erläuterungen, herausgegeben von Johann Gottfried Schadow, Wittenberg 1825" (Text von Stiedemann und Fr. Förster).

Von untergeordneter Bedeutung sind Schadow's schriftstellerische Leistungen, welche Friedländer S. 154—157 verzeichnet. Die unter dem Titel „Kunst-Werke und Kunst-Ansichten" 1849 veröffentlichten Aufzeichnungen, Erinnerungen seit den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen enthalten einige für die Geschichte des Berliner Kunst- und Culturlebens brauchbare Mittheilungen, entbehren aber der Zuverlässigkeit und geordneten Folge.

Es war ihm ein langes Leben beschieden, dem Glück und Anerkennung nicht gefehlt hat. Daneben traf ihn auch manches schwere Leid. Im J. 1815 starb seine Frau, 1822 verlor er seinen hochbegabten Sohn, den Bildhauer Rudolf Schadow in Rom und 1832 auch seine zweite Gattin, von der ihm zwei Kinder Felix und Lyda, die Gattin E. Bendemann's, als Stützen seines Alters

blieben. — Kurz bevor sein Lebensabend durch ein Augenleiden sehr
wurde, modellirte er noch eine kleine Arbeit für die königl. Porzellanman
die Weinsbergerin, welche ihren Mann auf dem Rücken trägt.

Am 26. Januar 1838 war es ihm vergönnt, unter allgemeiner Hu
seine 50jährige Mitgliedschaft der Akademie zu feiern. Er war Ehrendo
Berliner philosophischen Facultät, Mitglied fast aller Akademieen, Ri
Ordens pour le mérite und besaß zahlreiche andere Ehrenzeichen.

Im Alter von 86 Jahren erkrankte er an einem Lungenleiden u
zu Berlin am 28. Januar 1850. Sein Grab auf dem alten Dorothe
schen Friedhofe vor dem ehemaligen Oranienburger Thore zwischen der
stätten seiner beiden Gattinnen ist durch seine Porträtstatuette mit Zir
Meißel von H. Kähler gekennzeichnet.

Die Bildnisse Schadow's, Büsten, Gemälde u. s. w. sind von Frie
S. 158—161 genannt. Die Nationalgalerie besitzt ein am 19. Decemb
nach dem Leben gezeichnetes vorzügliches Bildniß von Theodor Neu und
E. Mandel nach J. Hübner's Oelgemälde (1832) ausgeführte Stecherze

Vgl. Erläuterungen der Abbildungen von den Bildhauerarbei
Johann Gottfried Schadow und seines Sohnes Ridolfo Schadow.
1849. — Neues Allgem. Künstlerlexikon von G. K. Nagler. 1
1845. 15. Bd. — Dr. G. Schadow, Vortrag bei der am 27. Februa
stattgefundenen Gedächtnißfeier (Abdruck aus dem Preuß. Staats
Nr. 67). Berlin 1850. — Johann Gottfried Schadow und seine
von Fr. Eggers. Deutsches Kunstblatt 1850. Nr. 11—13. — D
derne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben. Novelle vo
helm v. Schadow. Berlin 1854. — Gottfried Schadow, Aufsätze und
nebst einem Verzeichniß seiner Werke. Zur hundertjährigen Feier sei
burt — 20. Mai 1764 — herausgegeben von Dr. Julius Frie
Düsseldorf 1864. — Nachtrag: Gottfried Schadow über einige in de
pyläen abgedruckte Sätze Goethe's, die Ausübung der Kunst in Ber
treffend. Düsseldorf 1864. — Deutsche Kunststudien von Hermann
Hannover 1868. „Gottfried Schadow's Polyklet". S. 207. — W.
Die moderne Berliner Plastik. Westermann's deutsche Monatshefte
Kunsthistorische Studien 1869. S. 463 ff. — Christian Daniel Ra
Friedrich und Karl Eggers. 4 Bde. Berlin 1873—1887. — G
der deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow von H
Riegel. 1. Theil. Hannover 1876. S. 200—220. — Johann G
Schadow und Christian Daniel Rauch von K. Eggers in „Kunst und
ler des 19. Jahrhunderts". Leipzig 1882. — Wanderungen durch di
Brandenburg von Theodor Fontane. 4. Theil. S. 336. Berlin 18
Zeitschrift für bildende Kunst, herausgeg. von C. v. Lützow. Leipzig
1887. — Gedenkblatt von Jean Pierre Antoine Tassaert von Karl
Berlin 1884. — Geschichte der neueren deutschen Kunst von Franz v.
2. Aufl. 1. und 2. Bd. Leipzig 1884. — Handzeichnungen von G
Schadow, herausgegeben von der königl. Akademie der Künste zu
Text von E. Dobbert. Vierzig Tafeln. Farbenlichtdruck von Albert
Berlin 1886. — Gottfried Schadow. Vortrag gehalten am Jahres
Architektenvereins zu Berlin am 13. März 1887 von Eduard T
Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Bauwesen. Berlin 1887. —
und der Bildhauer Gottfried Schadow von Herman Grimm, in der
jahrschrift für Litteraturgeschichte. Weimar 1888. — Aus den letzt
Jahren. Fünfzehn Essays von Herman Grimm. S. 150 ff. G
1890. — Geschichte der modernen Kunst von Adolf Rosenberg.
Band. S. 403—408. Berlin 1890.

L. Dor

w: Karl Zeno Rudolf S., Bildhauer, ist der älteste Sohn Johann chadow's, geboren am 9. Juli 1786 zu Rom. In der väterlichen t Berlin bereitete er sich mit seinem Jugendgenossen Karl Wichmann ischen Berufe vor und widmete sich gleichzeitig eifrig der Musik. lschen Ausstellungen in den Jahren 1802—10 brachten eine stattliche darbeiten von ihm, darunter Copieen der Flora vom Capitol, des Belvedere (Gips), ein Basrelief „Socrates und Alcibiades in Unter- Theodota" nach Xenophon, Electra und Orestes, ferner eine Gruppe em Thon darstellend, wie Julius Mansuetus unwissentlich von en Sohne ermordet wird (nach Tacitus hist. III, c. 25), Paris und h Ilias, Gesg. III) und mehrere Büsten. Der Lehrzeit Schadow's ein broncirtes Gypsrelief „Motiv aus der Sintflut" (Nationalgalerie) em nach Anweisung des Vaters ein gründliches Naturstudium an-

1810 wurde ihm eine Pension zu künstlerischen Studienzwecken in iesen, wo er mit seinem Bruder Wilhelm und K. Wichmann am 1811 eintraf. Er übernahm hier das Atelier Rauch's, der nach kkehrte; später theilten sie es mit einander oder Tieck trat an Rauch's sein erstes selbständiges, durch anmuthige Haltung ausgezeichnetes ad ein über das Urtheil nachsinnender Paris. Die überwältigenden ter und neuer Kunst, namentlich die Größe Canova's und Thor- länzendes Schaffen wirkten eher nachtheilig als ermunternd auf ihn vachten bange Zweifel an der eigenen Begabung in ihm und seiner ächlichen Natur drohte die Schwermuth. Den von Heimweh ge- n veranlaßte der Vater selbst zur Rückkehr nach Berlin. Doch der iner neuen Statue des Paris (später, 1820 von Lequine gegossen ice ciselirt) mit den Arbeiten anderer Künstler machte alle Pläne echsels zu nichte und erfüllte ihn auf's neue mit Selbstvertrauen cht. Mit festen Entschlüssen reiste er am 4. Januar 1812 über München in Rauch's Begleitung nach Rom zurück und begann ar- r als je zuvor seine Künstlerlaufbahn mit gutem Erfolg.

dem bestimmenden Einflusse Thorwaldsen's, als dessen Schüler er in inne gelten darf, wandte sein außerordentliches Talent sich dem zu, wodurch er in Gegensatz zur realistischen Richtung und Lehre s trat. Sein Religionswechsel blieb auf seine künstlerische Thätig- heblichen Einfluß. Am glücklichsten gelang ihm das plastische Genre- arstellung anmuthiger Jugendgestalten, deren Bewegungsmotive er aldsen's Art der Zufälligkeit des Lebens ablauschte. Seine beiden rholten Marmorfiguren, die „Sandalenbinderin" (1814, im Besitz n Kaisers, zweites Exemplar in der Glyptothek zu München) und rin" (1816), mit allen Reizen der Unschuld und naiven Einfalt ge- gründeten seinen Ruhm. — Seiner Neigung für das praxitelische entsprach namentlich sein krönender Amor und die tanzende Bacchan- en ist eine Gruppe von Tänzerinnen, die Statue der Diana und h wiederholte Standbild „Mädchen mit der Taube" zu erwähnen. zelt sind seine religiösen Figuren, ein „Johannes der Täufer" und au mit dem Jesuskinde".

dlich thätig lieferte Rudolf S. vorzügliche Basreliefs für die Ruhe- lutter des österreichischen Generals Koller und für das Grabmal des n Landsdown; derselben Richtung gehören zwei durch Lebendigkeit Stellungen bemerkenswerthe Marmorreliefs für den Herzog von

Devonshire an mit der Darstellung der Dioskuren Castor und Pollux, ungezügelten Rossen die Töchter des Leukippus, Phoebe und Hilatra und wie im Kampfe mit den beraubten Verlobten Castor fällt.

Im J. 1818 wurde ihm auf Cornelius' Wunsch eine Professur Düsseldorfer Akademie, wo man die Errichtung einer Bildhauerschule beab angetragen. S. lehnte ab und verblieb in Rom. Nur einmal noch sich am Schlusse des Jahres 1819 zum Besuche seines Vaters nach Ber kehrte er bald nach Rom zurück, wo er gelegentlich unter Rauch's Mi Ankäufe für das Berliner Museum vermittelte. — Von seinen Büsten des Componisten Händel für die Walhalla bei Regensburg zu erwäh welcher ihm die 1815 von seinem Vater modellirte Gesichtsmaske dien sodann die in der Glyptothek zu München aufgestellte Büste der schön zerin Victoria Caldoni aus Albano (vgl. A. Kestner, römische Studien 1850, S. 81 ff.), im J. 1820 in der Villa Malta, dem damaligen schen Gesandtschaftshause, nach dem Leben modellirt. — Hier sei a Discus werfende Knabe" erwähnt, der im Schwung der Bewegung charakterisirt ist. — In seinem letzten, nur modellirten Hauptwerke, lebensgroßen Gruppe „Achilleus vertheidigt die sterbende Penthesilea" ein Pathos in der Darstellung des Helden an, das seiner lyrisch g Empfindungsweise im allgemeinen wenig entsprach. Achilleus ist in Aufregung und Anspannung dargestellt, Penthesilea im Moment des s Lebens zusammenbrechend. Am 6. Juli 1821 meldet Rauch, daß Kön rich Wilhelm III. die Ausführung der Gruppe in Marmor dem Künst tragen habe. Doch blieb diese Arbeit, wie auch die Ausführung einer Bacchantin unerledigt.

Infolge einer Brustentzündung wurde er seiner ruhmvollen Lau Rom am 31. Januar 1822 im Alter von nur 36 Jahren entrissen 1. Februar desselben Jahres in der Kirche St. Andrea delle Fratte, Angelika Kauffmann, Maler Müller und Zoëga ruhen, feierlich nach kat Ritus beigesetzt.

Sein Vetter, der Bildhauer Emil Wolff trat die Erbschaft seiner schen Wirksamkeit an, indem er unter Thorwaldsen's Aufsicht die „Achilleus und Penthesilea" in Marmor übertrug (im königlichen S Berlin). Auf Wunsch der Angehörigen Schadow's schmückte Wolff stätte mit der Porträtbüste des Verstorbenen und einem sinnigen Mar den Künstler darstellend, der von einem Engel dem Heilande zugefü während auf der anderen Seite der Ruhm ihm den Lorbeerkranz re Akademie der Künste in Berlin ehrte das Andenken des so früh ent Künstlers im J. 1824 durch eine Ausstellung von Zeichnungen na Werken. Ein gutes Porträt Rudolf Schadow's, in der Familie g Ridolfo genannt, enthält ein in der Nationalgalerie befindliches Gruppe Thorwaldsen, Rudolf und Wilhelm S. darstellend, von Letzterem gema

Vergl. Kunstblatt 1821, Nr. 1 u. 2. — Nagler's neues a Künstlerlexikon, München 1845, XV. Bd. — Erläuterungen der Ab von den Bildhauerarbeiten des Johann Gottfried Schadow und seine Ridolfo Schadow. Berlin 1849, nebst Bilderheft. — W. v. Schad moderne Vasari. Berlin 1854. — E. Förster, Gesch. der deutsch 4. Thl. Leipzig 1860. — Christian Daniel Rauch von Friedrich Eggers. 1. und 2. Bd. Berlin 1873—78. — H. Riegel, Gesch deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow. 1. Thl. 1876. — Allgemeines Künstlerlexikon von A. Seubert. 2. Aufl. 1879. — Franz v. Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst.

2. Bd. Leipzig 1884. — Briefe aus Italien von Julius Schnorr v. Carolsfeld, geschrieben in den Jahren 1817 bis 1827. Gotha 1886. — Geschichte der modernen Kunst von Adolf Rosenberg, 2. Bd. Leipzig 1887.

v. Donop.

Schadow: Friedrich Wilhelm v. S.-Godenhaus, Historien- und Porträtmaler, wurde zu Berlin am 6. September 1789 als zweiter Sohn des Bildhauers Joh. Gottfr. S. geboren. Er wuchs mit seinem um drei Jahre älteren Bruder Rudolf im elterlichen Hause auf und wurde von seinem Vater in Jugend auf zu künstlerischen Bestrebungen angehalten. Dann besuchte er die Berliner Akademie und erhielt den ersten Unterricht im Malen durch den Hofmaler Friedr. Georg Weitsch. Fast ein Jahr lang copirte er alte Bilder in der königlichen Sammlung zu Potsdam und erwarb sich durch diese Studien eine gediegene Vorbildung. In den für sein Vaterland unglücklichen Jahren 1806—7 diente er als Soldat. Nachdem sich der junge Künstler durch einige Bildnisse in seiner Heimath vortheilhaft bekannt gemacht hatte, wanderte er im Jahre 1810 mit seinem Bruder nach Rom. Hier schloß er sich den sogenannten Nazarenern an und trat unter dem Einflusse Overbeck's 1814 zum Katholicismus über, zur Zeit als der Vater, der stets eine deutsche, protestantische Gesinnung bewahrte, das Lutherdenkmal für Wittenberg ausführte. — In Gemeinschaft mit Cornelius, Overbeck und Ph. Veit übernahm S. im J. 1816 die Ausschmückung eines Zimmers der Casa Bartholdy zu Rom und malte dort drei Fresken mit den Darstellungen der „Klage Jakobs" und „Joseph's Traumdeutung im Gefängniß", welche vor kurzem mit den übrigen fünf Bildern des Cyclus in die Nationalgalerie in Berlin übertragen worden sind. Dem letzten Cyclo hatte S. durch ein bereits 1812 begonnenes Oelbild vorgearbeitet. Die Schwierigkeiten der ungewohnten Freskotechnik legten dem Künstler unliebsamen Zwang auf. Bei aller Tüchtigkeit der Arbeit, die sich sowol im Naturstudium wie im Hinblick auf Luftperspective zeigt, blieb er an Ursprünglichkeit und Befähigung zur monumentalen Darstellungsweise gegen Cornelius und Overbeck zurück. Auf unmittelbare Nachbildung der Wirklichkeit gerichtet, neigte sein Naturell zur Entschiedenheit der Oelmalerei zu, um der lebensvollen Erscheinung durch farbensattere Technik näher zu kommen. Indem er aber die rein formelle Ausbildung des Malers höher schätzte als die schöpferische Thätigkeit, entfremdete er sich bald seinen damaligen Mitarbeitern in den Fresken und fühlte sich desto lebhafter von G. Schick angezogen. Durch die Schwächen seiner eigenen Neigung und zum Theil auch durch die Erkenntniß der fehlenden coloristischen Kraft seiner deutschen Landsleute bestimmt, ging er in seinem Schaffen vorzugsweise vom Modell aus; die Antike und Renaissance dienten ihm zwar ebenfalls als gleichwerthige Vorbilder, doch nur im formalen Sinne.

Am tüchtigsten erwies sich S. während dieser Periode in der Bildnißmalerei, während seine Versuche, aus eigener Phantasie zu schaffen, nur Unbedeutendes zu Tage förderten. Als Studie malte er den Kopf eines Mönches von Calmaldoli jugendlicher Blüthe, ferner das Bildniß einer schönen Römerin für den Kronprinzen Ludwig von Baiern und einige Porträts von Mitgliedern der Familie W. Humboldt's. Ein größeres Gemälde, in welchem er Thorwaldsen, seinen Bruder Rudolf und sich selbst zu einer Gruppe von Halbfiguren vereinigte, befindet sich seit 1882 in der Nationalgalerie zu Berlin. Die Brüder S. feiern vor dem Bilde unter den Augen Thorwaldsen's den Bund der Malerei und Plastik.

Als Anhänger streng religiöser Richtung behandelte er mit Vorliebe solche Stoffe, welche der heiligen Geschichte oder kirchlichen Legende angehören. Hierher gehört die im Auftrage des Kronprinzen Ludwig von Baiern gemalte

„Heilige Familie" in der neuen Pinakothek zu München, später wiederh
den König von Preußen. Schadow's Gemälde dieser Gattung, zumeist
klänge älterer Meisterwerke, entbehren nicht selten der einfachen, naiven
dung, die aus sich selbst zu schaffen pflegt. Die fehlende Originalität wir
die freie Benutzung der Vorbilder nicht genügend ersetzt.

Die Brüder kehrten im J. 1819 nach Deutschland zurück, um i
Rostock erkrankten Vater zu besuchen. Darnach ließ sich Wilhelm S. in
nieder, wo er zum Professor und Mitglied der Akademie der Künste
wurde. Er übernahm die Leitung eines vom Staate dotirten, unabh
Ateliers, in welchem sich bald mehrere strebsame Schüler, die er an sich z
verstand, einfanden. Vermöge seiner geschickten Technik und mit Hülfe se
sellschaftlichen Beziehungen gewann er bald einen bedeutenden Ruf als
Im J. 1823 begründete S. seine Häuslichkeit und heirathete eine Toch
Dr. Groschke, Leibarztes des letzten Herzogs von Kurland. Seine künst
Thätigkeit trat in der Folge an Bedeutung hinter seiner umfangreiche
thätigkeit zurück.

Von den Werken aus der Zeit dieses Berliner Aufenthaltes ist zunä
unter Schinkel's Beirath 1820 entstandene Deckengemälde, ein Bacchan
das Proscenium im neuerbauten Schauspielhause daselbst hervorzuheben,
jene Tage vorzügliche coloristische Leistung. Nicht geringeren Beifall fan
Altarbilder Schadow's, wie „die Anbetung der Hirten" (1824) für die G
kirche zu Potsdam, „Christus mit der Siegesfahne zwischen zwei Evang
in der Kirche zu Schulpforta und einige Madonnenbilder. In einem
Familiengemälde porträtirte er damals die Prinzessin Wilhelm von Preu
ihren Kindern. Kurz vor seinem Abschiede von Berlin stellte S. sein Bil
freigeborene Poesie" (1825) aus, eine von der Erde aufwärts schwebe
flügelte Jungfrau darstellend.

Die erfolgreiche Lehrthätigkeit des Meisters bewirkte, daß ihn die pr
Regierung nach Cornelius' Abgang als Director der Akademie nach Di
berief, wo er am 30. November 1826 sein Amt antrat, begleitet von ein
lichen Anzahl von Schülern, wie J. Hübner, Th. Hildebrandt, K. St
Mücke, Chr. Köhler und K. Fr. Lessing, welchen sich in Kürze einige ältere
dorfer Schüler, wie Joh. W. Schirmer anschlossen.

In der anmuthig kleinen Gartenstadt am Rhein erblühte damals ei
Leben. Dichter und Schriftsteller, wie Immermann und Schnaase gewan
die junge Künstlerschaar fördernden Einfluß. S. selbst begünstigte die
und Theilnahme seiner Schüler an dramatischen Dichtungen und Darste
während Felix Mendelssohn-Bartholdy das Interesse für die Musik belebt
Errungenschaft auf den einzelnen Kunstgebieten wurde zum Gemeingut.
dem Schutze des leutseligen Prinzen Friedrich gewann die Kunst in Di
ein populäres Ansehen. Die jungen Künstler richteten sich behaglich zu
samer Thätigkeit in dem zur Akademie umgestalteten alten Schlosse ein,
S. erfrischend und anregend auf die jugendlichen Kräfte einzuwirken sucht
vorhandenen Räume der Akademie erwiesen sich für den steigenden Zudr
Schülern als unzureichend. — Die Früchte aus dieser Blüthezeit der
dorfer Schule traten bald zu Tage. Auf der Berliner Ausstellung des
1828 fanden die Bilder der neuen Richtung eine enthusiastische Aufnahm
lyrisch-romantische Zug dieser Erstlingswerke erinnerte vielfach an den
der Lieblingsdichter und begegnete zugleich der harmlos gemüthlichen
dungsweise jener Zeit, welche die sentimentalen Gestalten, Ritter und Ed
Elfen und Nixen, Mönche und Nonnen u. s. w. mit leidenschaftlicher Z
grüßte. Dieses Wohlgefallen an romantischen Stoffen wurde zum Th

den Stillstand im politischen Leben und durch den Blick auf die sagenge-
kten Ufer des Rheins genährt. Die Gunst des Publicums blieb den
dorfern eine Zeit lang gewahrt und die Mitglieder des preußischen Königs-
, ferner Graf Athanasius Raczynski, Consul Wagner und andere Kunst-
e ließen es nicht an wirkungsvoller Theilnahme fehlen.
lm der wachsenden Production noch günstigere Absatzquellen zu erschließen,
sen Kortüm, der Curator Fallenstein und Immermann auf Mosler's An-
, die Satzungen des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen, der
1829 unter dem Protectorate des Prinzen Friedrich von Preußen in's
trat. Die Mitglieder brachten durch jährliche Beiträge einen Fonds zum
f von Kunstwerken zusammen, welche zum Theil unter die Mitglieder
st wurden. Ein Fünftel der gesammten Jahresbeiträge diente zur Be-
g von Kunstwerken für öffentliche Zwecke. S. nahm sich des Kunstvereins
nergie an und betrieb die Verwendung der Mittel auch für monumentale
und zur Pflege der Kupferstecherkunst.
Im J. 1830 unternahm er mit seiner Familie und den älteren Schülern
r, Hildebrandt, Sohn und Bendemann eine Reise nach Italien. Nach
eimkehr entwarf er auf Grund seiner reichen Erfahrung die Vorschläge zu
Reorganisation des akademischen Unterrichtes. Der von ihm entwickelte
an, wie er in dem Buche von R. Wiegmann „die Königliche Akademie
sseldorf und die Düsseldorfer Künstler" (Düsseldorf 1856) S. 30 ff. dar-
ist, wurde vom Ministerium 1831 als neues Reglement angenommen.
esentliche Aenderung bestand in der Errichtung von Ateliers für Schüler,
ihre Befähigung zur Ausführung eigener Compositionen erwiesen hatten.
r begründete S. neben diesen Ateliers, welche er selbst leitete, noch eine
rclasse, in welche nur die talentvollsten jungen Künstler aufgenommen
n, um die Lehren der neuen Schule praktisch zu verwerthen und den übri-
chülern als Vorbilder zu dienen. Diese Einrichtung und die Verbindung
teliers mit der Akademie bewährte sich und wurde mehrfach nachgeahmt.
Durch Schadow's organisatorische Gewandtheit und dadurch, daß er eine
ang der Individualität der Schüler freien Spielraum ließ, vor allem die
che Ausbildung in der Oelmalerei und die formale Abrundung der Com-
n betonte, wurde die Möglichkeit erzielt, daß später die Arbeiten der
r und Franzosen mit ihrem gereifteren Formensinn und Colorit ihren
ß um so leichter geltend machen konnten.
Wie Immermann berichtet, wurde S. allmählich zum Nachtheil seiner Wirk-
im Ganzen starrer, schärfer und einseitiger. Er war mit Eifer bemüht,
ndere zu seinem Gesinnungswandel zu bekehren. Aus den interessanten
, welche Fellner mitgetheilt, erhellt zur Genüge, mit welcher Klarheit
ilde Immermann die Schwächen Schadow's beurtheilte. Es blieb nicht
aß dieser den sich steigernden pietistischen Zug seines Wesens auch der
Schule, an deren Spitze er stand, einzuimpfen bemüht war. Er hatte
n Jahre 1836 manche Angriffe und Beschuldigungen wegen confessioneller
zigkeit zu erdulden. Die Einseitigkeit und ermüdende Einförmigkeit in der
der Stoffe wie in der malerischen Vortragsweise seiner Schule hatte zur
daß selbst ein unbefangener Geist wie Immermann, nachdem er seine frühere
tische Richtung abgestreift hatte, mit strengem Urtheil über die charakteristi-
Fehler und Schwächen der Düsseldorfer Schule nicht länger zurückhielt.
en Düsseldorfern", sagt er, „vermißt man die geniale Sicherheit, das à
der alten Meister, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Ge-
. . . Ihr Wahrzeichen ist es, daß das Weiche, Ferne, Musikalische, Con-
tive, Subjective vor dem Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vor-

waltet. Es sieht aus dieser Zeit wiederum ein Zopf heraus, nur ein verm… merer und poetischer zusammengeflochtener, als die alten, pudrigen. Es fehlt die letzte Weihe, die naive Ursprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt oder kurz abschneidet." Die begeisterte Anerkennung, welche die Düsseldorfer Schule anfänglich in Berlin gefunden, schlug nun in das Gegentheil bitt… tiger Satiren und Schmähungen um. Die älteren Schüler traten dem Meister ebenbürtig, ja einige als überlegenere Kräfte zur Seite und verdrängten ihn, zumal sich bei der veränderten Stimmung des Lehrers manche Meinungsver… schiedenheiten einstellten, vermöge ihrer frisch und natürlich aufstrebenden Kraft aus der Werthschätzung weiterer Kreise. Er selbst aber konnte andererseits eine Genugthuung darin erblicken, daß seine ehemaligen Schüler vielfach mit Auszeichnung berufen wurden.

In den eigenen Arbeiten, die S. in Düsseldorf schuf, vermißt man durchaus den wahrhaft productiven Künstler. Regel und Folgerichtigkeit galten dem Eclectiker als leitende Principien, welche den zahmen Flug der Phantasie niederhielten. Seine Arbeiten tragen durchgehends das Gepräge eines empfindsamen Gemüths und einer von Sentimentalität angehauchten Weichheit. Nicht poetische Empfindung und schöpferischer Geist, sondern der durch das Studium alter Meister geläuterte Geschmack und die wählerische Reflection waren die Quellen, aus der seine Kunst ihre Nahrung sog.

Das erste, in der neuen rheinischen Heimath geschaffene Bild war „Christus unter den Pharisäern" (1827) für den Baron v. Ampach, jetzt im Dom zu Naumburg. — Dann folgte als Illustration zu Wilhelm Meister's Lehrjahren von Goethe „Mignon in die Saiten greifend", (1828, in der Sammlung d. Speck-Sternburg, in anderer Haltung wiederholt für Michael Beer, gest. v. Selb, lith. v. Senefelder). — Eine Caritas, Mutter mit ihren Kindern (1828) in lebensgroßen Figuren malte S. für den Rheinisch-Westfälischen Kunstverein (jetzt im Museum zu Antwerpen, lith. von Sonderland). — Zu den besten Arbeiten des Künstlers gehören „Die vier Evangelisten" (1829), überlebensgroße Einzelfiguren für die neue Werder'sche Kirche in Berlin, voll Kraft und schlichter Würde in Haltung und Ausdruck. Der Karton befindet sich in der königlichen Kunstakademie in Düsseldorf. — Während seines zweiten Aufenthaltes in Rom 1832 malte S. das in der Nationalgalerie zu Berlin befindliche weibliche Porträt (Nr. 287), vermuthlich auch das Brustbild eines bärtigen Templers in Ordensmantel (in der Gräflich Raczynski'schen Sammlung daselbst). — Nach der Rückkehr aus Italien entstanden die Bilder: „Christus am Oelberge, die schlafenden Jünger weckend", in der Marktkirche zu Hannover (1832), „Christus mit den beiden Jüngern zu Emaus" (1833, Holzschnitt von Slader in Graf Raczynski's Geschichte der neueren deutschen Kunst I, 145), „Der Gang nach Emaus" in lebensgroßen Halbfiguren (1834, in der Nationalgalerie), „Die Himmelskönigin" (1834) für die Klosterkirche der barmherzigen Schwestern zu Coblenz (gest. von Ruschewey) und die „Pieta" (1836), großes Altargemälde in der Pfarrkirche zu Dülmen (gest. von Hoffmann als Vereinsblatt des Düsseldorfer Kunstvereins).

Durch eine langwierige Krankheit wurde S. in seiner künstlerischen Thätigkeit unterbrochen. Nach glücklich überstandener Operation begab er sich, zum er durch Anfeindungen in seinem sonst günstig gestalteten Leben sich gestört sah, zur Erholung im Herbste 1839 durch das südliche Frankreich nach Italien. In Rom malte er „die himmlische und irdische Liebe" (1840), besuchte alsdann Neapel und kehrte im October d. J. nach Düsseldorf zurück. — Das erst nach dieser dritten italienischen Reise vollendete Werk war ein schon in Rom begonnenes Doppelbild „Pietas und Vanitas" (1842, Eigenthum des Grafen

nberg). Dann folgten: „Die Tochter der Herodias mit dem Haupte
nis des Täufers“ (1842, in der gräflich Raczynski'schen Galerie zu Berlin),
robearbeit der bereits von A. Dräger in Anwendung gebrachten sogenannten
anischen Manier der Untermalung. — Als hervorragende Leistung Schadow's,
ebenso sehr mit seinen Schwächen wie Vorzügen behaftet, gilt „Das Gleich-
von den klugen und thörichten Jungfrauen“ (Carton und Oelskizze 1837—
ann bis 1843 ausgeführt für das Städel'sche Kunstinstitut in Frankfurt a. M.,
von J. Keller für den Atlas zu Ath. Raczynski's Geschichte der neueren
hen Kunst). — Erwähnenswerth sind ferner die Bilder: „Die heilige
frau als Fürbitterin“ (1844), Altarbild für die Klosterkirche auf der Brede
Brakel in Westfalen, „Die Parabel vom verlorenen Schafe und guten
n“ (1845) für den damaligen Kronprinzen von Rußland, „Die Himmelfahrt
ie“ (1845), Altarbild für die Dominicanerkirche zu Aachen, jetzt im Suer-
-Museum daselbst, endlich „Christus an der Säule“ (1845) und „Die hei-
edwig“ (1846).

Zu den späteren Werken Schadow's gehört das große symbolisirende Ge-
„Der Brunnen des Lebens“ (1848, Eigenthum des deutschen Kaisers), das
hrhaften Zug seiner Kunst wiederum stark betont. — Als das Haupt- und
zwerk seines Lebens betrachtete S. die drei figurenreichen Darstellungen
dies, Fegefeuer und Hölle“ mit Predellen nach Dante, vom Könige von
en erworben und nach dem Tode des Künstlers im Justizpalast zu Düssel-
ufgestellt. Während der Ausführung dieser Bilder erblindete der Meister,
n aber glücklich sein Augenlicht wieder und vollendete sie im Jahre 1854.
bleibenden Werth behalten Schadow's Porträts, die auch von seinen Zeit-
n am meisten bewundert wurden, namentlich die durch tiefere Auffassung
eichneten Bildnisse von K. Immermann und F. Mendelssohn-Bartholdy.
größere Composition, die seine eigenen Kinder in einer Landschaft spielend
lt, befindet sich im Besitz der Hinterbliebenen des Künstlers. Das Porträt
schönen Tochter Sophie malte S. zu wiederholten Malen.

Am 30. November 1851 feierte er sein 25jähriges Jubiläum als Director
unstakademie. Als die Leiden des herannahenden Alters sich drückender bei
eltend machten, gab er die Leitung der Anstalt im J. 1859 auf, ohne je-
einer Thätigkeit zu entsagen. In den durch Krankheit getrübten Zeiten
er von jeher Trost und Erquickung in schriftstellerischen Versuchen.

Die leitenden Grundsätze seines Lehrsystems hatte S. bereits in früheren
n unter dem Titel „Gedanken über eine folgerichtige Ausbildung des
s“ (1828) und in dem Aufsatze „Von dem echten Geiste der Kunstbeurthei-
(1829) veröffentlicht (vgl. Geschichte der neueren deutschen Kunst von Ath.
Raczynski I, 319—330, 331—334). — Von seinen übrigen litterarischen
en, denen keine erhebliche Bedeutung beizumessen ist, sei der Vortrag „Ueber
influß des Christenthums auf die bildende Kunst“ erwähnt. (Vorlesung
0. September 1842 vor der Generalversammlung des Congrès scientifique
raßburg, Düsseldorf 1842.) — Am ausführlichsten hat S. seine Ansichten
Urtheile niedergelegt in dem Buche „Der moderne Vasari. Erinnerungen
dem Künstlerleben, Novelle. Berlin 1854“. Der Hauptinhalt besteht
iner Reihe von Betrachtungen über die epochemachenden Künstler der Neu-
— S. war ordentliches Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin und
mitglied der Akademieen zu Dresden und Antwerpen. Die philosophische
tät der Universität zu Bonn verlieh ihm 1842 den Doctortitel honoris

König Friedrich Wilhelm III. erhob ihn in den preußischen Adelstand
r Befugniß, den Namen seines Rittergutes Godenhaus seinem Familien-
beizufügen. — Am 24. December 1857 lähmte ihn ein Schlaganfall.

Die Leitung der Kunstakademie zu Düsseldorf übernahm sein Schüler und Schwiegersohn Ed. Bendemann. Der Tod erlöste den Meister von seinen Leiden am 19. März 1862 zu Düsseldorf, wo seinem Andenken im J. 1869 ein Denkmal in Gestalt einer Büste errichtet ist. — Es giebt Bildnisse des verdienstvollen Meisters von J. Hübner aus dem Jahre 1831, gest. von J. Keller, Holzschnitt nach J. Hübner von Fedor Reusche (1853), in kleinerem Maßstabe als Titelbild zum Buche „Der moderne Vasari", ferner von Ed. Bendemann, Original in der Kunstakademie zu Düsseldorf und eine Zeichnung „Cornelius und W. v. Schadow" von W. v. Kaulbach in der gräflich Raczynski'schen Sammlung zu Berlin. — Die Tochter Schadow's, Sophie Hasenclever in Düsseldorf hat sich als talentvolle Uebersetzerin von Michelangelo's Sonetten und Dante's Göttlicher Komödie bekannt gemacht. Von ihr sind noch Mittheilungen aus den Tagebüchern ihres Vaters zu erwarten.

Vgl. Geschichte der neueren deutschen Kunst von Athanasius Graf Raczynski, 1. Bd., Berlin 1836. — Gesammelte Werke von K. Gutzkow, 9. Bd. Oeffentliche Charaktere. Wilhelm Schadow. Jena 1837. S. 242—255. — Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich von Uechtritz, 2 Bde. Düsseldorf 1839—40. — Neues allgemeines Künstler-Lexikon, bearbeitet von G. K. Nagler. 15. Bd. München 1845. — Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig 1854. — Die Königliche Kunst-Akademie zu Düsseldorf und die Düsseldorfer Künstler von R. Wiegmann. Düsseldorf 1856. — Geschichte der deutschen Kunst, von Ernst Förster, 4. u. 5. Thl. Leipzig 1860. — Dr. Friedrich Wilhelm v. Schadow-Godenhaus. Nekrolog. Abdruck aus dem Corresp.-Blatt des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen in Düsseldorf (von R. Wiegmann. 1862). — Das Leben der Maler nach älteren und neueren Kunstschriftstellern von Adolf Stern und Andreas Oppermann, vom 16.—19. Jahrhundert. Leipzig 1864. S. 466—475. — Schadow und seine Schule, von Julius Hübner. Festrede. Bonn 1869. — Geschichte der neueren deutschen Kunst von Franz v. Reber, 2. Aufl., 1—2. Bd. Leipzig 1884. — Die Kunst des 19. Jahrhunderts, von Anton Springer, 2. Aufl. Leipzig 1884. — Düsseldorf und seine Kunstakademie vor fünfzig Jahren. Erinnerungen von H. Rustige. Kölnische Zeitung 14.—29. December 1885. — Geschichte der modernen Kunst, von Adolf Rosenberg, 2. Bd. Die deutsche Kunst 1795—1848. Leipzig 1887. S. 243 ff., 357 ff. — Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Wien 1887. Heft VI. — Geschichte einer deutschen Musterbühne. Karl Immermann's Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf, v. Richard Fellner. Stuttgart 1888. S. 47—112. v. Donop.

Schadow: Felix S., Porträt- und Genremaler, der jüngste Sohn des Bildhauers Johann Gottfried S. aus dessen zweiter Ehe, Stiefbruder von Rudolf und Wilhelm S., ist am 21. Juni 1819 zu Berlin geboren. Unter künstlerischen Eindrücken in seinem Elternhause aufgewachsen, hegte er frühzeitig den Wunsch, Maler zu werden. Julius Hübner, der damals in Berlin verweilte, ertheilte ihm im Winter von 1838 auf 1839 den ersten Unterricht. Zu Anfang der vierziger Jahre begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Dresden, wo ihn namentlich sein Schwager, der Historienmaler Ed. Bendemann durch die auf stilvollen und anmuthigen malerischen Vortrag gerichtete Lehrweise beeinflußt hat. Dort malte er einige Bildnisse und kleine Compositionen, darunter „Die Vermählung des jungen Tobias mit der Sarah" (1842).

Als Cornelius nach Berlin berufen war und dieser die Ausführung der Schinkel's Entwürfen für die Vorhalle des Alten Museums im wesentlichen

eitung Karl Stürmer's übertragen hatte, betheiligte sich Felix S. mit anderen üngeren Kräften aus der Schule Daege's, Wach's, Hensel's und Klöber's an er Herstellung der Cartons und der Ausführung der Fresken. — Von Staf-eleigemälden, die er in der damals üblichen glatten Behandlung anfertigte, ist ein „Christus bei Maria und Martha" (1844, im Schlosse Bellevue bei Ber-in) hervorzuheben, ferner einige Genrebilder: ein Mädchen, das sich zum Bade ntkleidet, Blumen ordnet oder bei der Toilette beschäftigt ist. Mit Vorliebe andte er sich dem Porträtfache zu. Die akademischen Ausstellungen der Jahre 848—1856 brachten neue Gruppen- und Einzelbildnisse von seiner Hand, da-nter die der Maler Steffeck und Karl Becker, der Söhne des Herrn v. Decker it einem Jagdhunde und einiger Damen.

Am 22. Februar 1851 vermählte sich S. mit Rauch's Enkelin, Eugenie lton, einer gefeierten Schönheit. Im Mai 1854 war es ihm vergönnt, mit n Altmeister der Plastik, dessen Lebensabend durch das Glück des jungen ares erheitert wurde, nach Italien zu reisen. Zur Feier des 79jährigen Ge-tstages Rauch's malte Felix S. im Jahre 1856 in dem neu eingerichteten rtensalon seines vom Vater ererbten Wohnhauses in der Schadowstraße 10 11 nach Ed. Bendemann's Entwürfen einen jetzt verblichenen kleinen Fries mit rstellungen aus der künstlerischen Lebensgeschichte seines Vaters und zeitgenös-hen Künstlerporträts. — Im Jahre 1858 vollendete er die Bilder „Die mückung der Braut" (Nr. 1264 in der Gemäldegallerie zu Schwerin) und e Rückkehr vom Markte". Als seine letzten Gemälde von 1860 sind zu nen: „Auf dem Spaziergange" und ein Motiv aus dem Lustspiel „Donna ana", welches der damalige Kronprinz von Preußen von der akademischen nstausstellung kaufte.

In den Armen seines jungen Freundes Felix S. ist Rauch am 3. Decem-1857 zu Dresden entschlafen. Sein eigenes Lebensglück war nur von kurzer uer und demzufolge ist auch das Gesammtergebniß seines künstlerischen Schaf-, bei mangelnder Spannkraft, ohne nachhaltige Bedeutung geblieben. Ein eres und langwieriges Leiden brachte ihn im Frühjahr 1860 auf das Kran-lager. Er starb zu Berlin am 25. Juni 1861. —

Vgl. die Verzeichnisse der akademischen Ausstellungen zu Berlin von 1839—1861. Berlin. — Beschreibendes Verzeichniß der Werke neuerer Meister in der Großherzoglichen Gemäldegallerie zu Schwerin. Schwerin 1884. S. 63—64. — Christian Daniel Rauch von Friedrich und Karl Eggers. 3. u. 4. Bd. Berlin 1886—1887. v. Donop.

Schaefer: Arnold Dietrich S., geboren am 16. October 1819 in hausen bei Bremen, † am 19. November 1883 in Bonn, einer der hervor-ndsten Forscher, Geschichtschreiber und Lehrer unserer Zeit. S. besuchte 1833 die Gelehrtenschule in Bremen, die er Herbst 1838 verließ, um sich Leipzig dem Studium der Philologie und Geschichte zu widmen. Von Lehrern der Hochschule gewannen Gottfried Hermann und Moritz Haupt n entscheidenden Einfluß auf den jungen Mann. Eben wollte er seine cht sich für das Althochdeutsche zu habilitiren ausführen, als ihn günstiges Anerbieten des Geh. Schulrath Blochmann veranlaßte, nach sden überzusiedeln, um an dem mit dem Vitzthum'schen Gymnasium ver-gten Erziehungshause als Lehrer der Geschichte, Litteratur und alten Sprachen e praktische Thätigkeit als Schulmann zu beginnen. Aus der Dresdener Zeit men die Abhandlung „de libro vitarum X oratorum" (1844), eine Reihe ulärer Aufsätze in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und die Geschichts-llen zum Auswendiglernen. Letzteres Büchlein, das beweist, wie S. die dische Verwerthung seines reichen Wissens verstanden hat, ist zuerst 1847 und

in 17. Auflage 1888 von dem Herausgeber herabgeführt bis auf die Ge
erschienen.

Am 15. October 1851 wurde S. an die königlich sächsische Landesf
Grimma berufen; in dem freundlichen Orte fand er Zeit zu umfassender
schaftlicher Thätigkeit. Hier wurden die beiden ersten Bände des Werk
mosthenes und seine Zeit" 1856 abgeschlossen. Sie waren die Frucht
zehnjährigen Arbeit. Die gewaltige Persönlichkeit des attischen Redner
schon den Primaner gefesselt. Bei seinem Abgang von der Schule
über die Rede „De corona" und auf der Universität waren die attischen
seine Lieblingsautoren. In diesem Werke hat sich S. ein glänzendes
ausgebreiteter Gelehrsamkeit, eindringender Gründlichkeit, seltenen Sch
gesetzt. Mit der vollkommensten Beherrschung des urkundlichen und sch
rischen Materials, mit umfassendem Verständniß des griechischen Staa
verbindet sich eine warme Begeisterung für die sittliche und geistige G
Demosthenes. S. hatte die Freude, eine zweite Auflage des großen Wer
zubereiten, bei der er aber fast nur an denjenigen Stellen, wo neues
vorlag, zu ändern brauchte. Nach seinem Tode hat Professor M. Hoffm
einer der schwierigen Aufgabe entsprechenden Sorgfalt und Sachkenntniß
vision zum Abschluß gebracht.

Am 30. November 1857 wurde S. als ordentlicher Professor der G
an die Universität Greifswald berufen und damit der langgehegte Wunsch
preußischen Staatsdienst zu treten erfüllt. In Greifswald nahm S.
rüstigen Kraft des blühenden Mannes sein Amt wahr und entfaltete
seitige Thätigkeit. Seine Vorlesungen umfaßten das ganze Gebiet der G
wie sich auch die Uebungen des historischen Seminars, dem er 1863 ein
Gestaltung gab, theils an die alte, theils an die mittelalterliche Gesch
schlossen. Von dem Ernste und der Gewissenhaftigkeit, mit der er an
sung der Quellen herantrat, legen die Abhandlung „De ephoris Lacedae
(1863) und die „Disputatio de rerum post bellum Persicum usque ad t
foedus in Graecia gestarum temporibus" (1865) und die Studie „U
Fürstentag zu Tribur" im 8. Bande der Historischen Zeitschrift beredt
niß ab.

Als Giesebrecht 1863 nach München übersiedelte, erging an S.
diesen in Königsberg zu ersetzen. Aber freundschaftliche Beziehungen zu
und jüngeren Collegen, namentlich zu E. Baumstark, A. Michaelis, P
G. Schoemann und H. Usener hatten ihm den Aufenthalt in Greifs
werth gemacht, daß er die Uebernahme der Königsberger Professur ablel

Nur widerstrebend folgte er dem Rufe, der ihn zwei Jahre spä
Bonn führte, wo er fortan bis zu seinem Tode das Lehramt der G
wahrnahm. Wenn er auch nicht ausdrücklich als Professor für die
schichte berufen war, so wurde er doch durch die Verhältnisse gezwunge
Thätigkeit in erster Linie der alten Geschichte bis zum Untergange des
schen Reiches zu widmen. Die Bedeutung des Studiums der alten G
für die Gegenwart war das Thema der Rede, mit welcher er am 18.
1871 die Verwaltung des Rectorats der Rheinischen Friedrich-Wilhel
versität antrat. Zu den Vorlesungen, die wie in Greifswald so in B
Vorliebe gehört wurden, zählte die Quellenkunde der griechischen und
Geschichte. „Diesen Vorlesungen zur Unterlage zu dienen und den Zuhö
wichtigsten Nachweisungen an die Hand zu geben" ist der Abriß der
kunde (1867 erschien der 1. Theil, 1881 der 2. Theil) bestimmt. In
anspruchslosen Form ist das Buch besonders geeignet, den Studenten
Studium der alten Geschichte einzuführen. Der Citatenschatz ist mit A

schränkt, weil S. kein bibliographisches Handbuch schreiben wollte; aber Schriften, welche einschlagende Fragen wirklich gefördert haben, dürften nicht leicht übergangen sein. Auch die Testimonia machen keinen Anspruch auf unbedingte Vollständigkeit, geben aber von dem noch Vorhandenen das Bedeutendste. Mit seinem Urtheil ist der Verfasser sehr sparsam, nur hier und da läßt er zur Klärung einer Controverse bestimmte Bemerkungen einfließen. Die nach seinem Tode von Heinrich Nissen besorgten Ausgaben haben nach den Notizen im Handexemplare des Verfassers nicht unwesentliche Erweiterungen erfahren.

Schon in Greifswald hatte S. eingehende Studien auf dem Gebiete der preußischen Geschichte gemacht und von dort aus in den Universitätsferien wiederholt Berlin und London besucht, um im preußischen Staatsarchiv und im britischen Museum archivalische Forschungen anzustellen. Die Frucht dieser anstrengenden Studien ist die „Geschichte des siebenjährigen Krieges". Der erste bis auf die Schlacht bei Leuthen reichende Band ist 1867 bei W. Hertz erschienen, der Schlußband 1874. Darin werden eine Reihe neuer Thatsachen und auf Grund der thatsächlichen Vorgänge mit strengster Objectivität die Motive der handelnden Personen festgestellt. „Die Darstellung", so äußerte sich ein befreundeter Recensent, „ist so knapp und gedrängt, daß man nur in wenig Büchern gleichen Umfangs soviel neue Belehrung finden dürfte. Man kann wohl sagen, daß spätere Forschung werde zwar die Details vermehren und näher begründen aber die gewonnenen Hauptresultate niemals umstoßen können. Der Beweis, daß der siebenjährige Krieg ein Act der Nothwehr des bedrängten Preußen gegen eine machtvolle Coalition war, braucht nach diesem Buche fürder nicht mehr erbracht zu werden." Auch Geoffroy in der „académie des sciences morales et politiques" spendet wie der Geschichte des Demosthenes so dem zweiten Hauptwerke Schaefer's das höchste Lob. „M. Schaefer n'a jamais été mêlé, que nous sachions, aux querelles politiques; ces deux ouvrages d'une science grave et sincère temoignent d'une vie toute devouée à l'étude".

Nach Vollendung des Schlußbandes des siebenjähriges Krieges trat S. eine größere Reise an, die ihn auf den Schauplatz der alten Geschichte nach Griechenland, Kleinasien, Syrien führte; im Frühling 1875 weilte er in Rom und kehrte voll großer Eindrücke nach Bonn zurück, um mit frischem Eifer seine Lehrthätigkeit wiederaufzunehmen. Dieser Thätigkeit zu Liebe lehnte er im April desselben Jahres den Antrag, an die Spitze der preußischen Staatsarchive zu treten, ab. Es war für den selbstlosen Mann eben ein Bedürfniß, zu lehren und in lebendigem Verkehre mit der Jugend zu stehen. Die Ferien der folgenden Jahre wurden zu kleineren und größeren Reisen benutzt. Im Frühjahre 1879 wohnte er dem fünfzigsten Stiftungsfeste des archäologischen Instituts in Rom bei, 1880 besuchte er Olympia und den übrigen Peloponnes. In Athen, wo er mehrere Wochen weilte, beutete er die neuen inschriftlichen Funde für die neue Ausgabe des Demosthenes aus. Die Entwicklung des griechischen Volkes verfolgte S. mit gespannter Aufmerksamkeit und aus eigener Anschauung brachte er die Ueberzeugung heim, daß das Land eine große Zukunft habe. Im folgenden Jahre durchreiste er Spanien bis nach Carthagena, von wo er einen Abstecher nach Algier machte, überall auf den Spuren großer Ereignisse der Geschichte, immer bemüht, seine Anschauung von dem staatlichen Leben der Culturvölker lebendiger zu gestalten. Auf der Heimfahrt wurde er infolge ungünstiger Witterung von einem starken Anfall von Gelenkrheumatismus heimgesucht, von dessen Nachwehen er in Gastein, Baden-Baden und auf der Insel Wight Heilung suchte und anscheinend fand. Trotz seiner erschütterten Gesundheit war er rastlos mit der Lösung wissenschaftlicher Aufgaben beschäftigt: die Revision der neuen Auflagen der Quellenkunde, die Neubearbeitung des „Demosthenes", die

Leitung der Publicationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskund
ihn zum Vorsitzenden des Gelehrtenausschusses gewählt hatte, nahmen den
müdlichen Forscher neben seinen amtlichen Obliegenheiten in Anspruch.
welcher Gewissenhaftigkeit er diesen lebte, bekundet die Thatsache, daß er
Collegienhefte alle paar Jahre nach dem Stande der Forschung sorgfältig
arbeitete und sich für jede Stunde Vorlesung oder Seminar Stunden lang
bereitete.

Wie schon bemerkt, hatte S. das Bedürfniß zu lehren, und er verstand die
Kunst wie wenige. Ja, all sein Streben und Forschen hatte in erster Linie
Zweck Schätze zu finden, die er für die studirende Jugend fruchtbar mac
könnte. Dabei verlor er niemals aus den Augen, daß die Mehrzahl seiner
hörer im Colleg und Seminar praktische Schulmänner zu werden berufen wa
und dementsprechend verirrte sich seine Untersuchung nie auf abgelegene Gebi
sondern faßte stets die kritische Erforschung von ganzen Perioden epochemachen
Bedeutung ins Auge. In seinem Vortrag suchte er mit der Darstellung
Verlaufs der entscheidenden Ereignisse eine lehrreiche Erörterung der wichtig
Controversen zu verbinden. Peinliche Sorgfalt und erschöpfende Vollständig
in der Sammlung des Materials, kritische Prüfung und Sichtung der Quell
strenge Gerechtigkeit und Objectivität des Urtheils waren Forderungen, die
als Postulate der historischen Forschung auch seinen Schülern zur zweiten Na
zu machen suchte. Daß seine Bemühungen vom schönsten Erfolge gekr
waren und er das Glück genoß, das nur wenigen akademischen Lehrern beschie
ist, eine Schule herangebildet zu haben, mit vielen ehemaligen Schülern dauer
in Verkehr zu stehen und ihnen ein treuer Berather und väterlicher Freund zu s
das zeigte sich bei seinem 60. Geburtstage, an dem ihm etwa 50 Schüler, P
fessoren und Gymnasiallehrer, in prächtigem Album ihre Photographien
ehrten. Es zeigte sich bei Gelegenheit des 25jährigen Jubiläums (1882) sei
akademischen Wirksamkeit, bei dem ihm als Ausdruck der dankbaren Gesinnu
aller Schüler eine umfangreiche Festschrift „Historische Untersuchungen" überre
wurde, zu welcher 19 frühere Mitglieder der Seminarien von Greifswald
Bonn philologische, staatsrechtliche und historische Beiträge geliefert hatten.

Einem so erfolgreichen Wirken fehlte es auch nicht an äußerer Anerkennun
längst correspondirendes Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften
der Göttinger Societät, der archäologischen Institute in Athen und Rom wur
er 1881 zum Geheimen Regierungsrath ernannt. Nach einer Reise, die ihn
seiner Gemahlin, Eugenie geb. Großmann, von Baden-Baden und Gastein üb
Biarritz nach San Sebastian führte, sichtlich erfrischt, nahm er seine gewohnt
Arbeiten im Herbst 1883 wieder auf. Mitten aus seinen Arbeiten — er hat
sich den Tag über mit Demosthenes beschäftigt — wurde er durch einen schme
losen, infolge Schlagflusses eingetretenen Tod am 19. November seiner Gemahli
seinen Freunden und Schülern entrissen.

J. Asbach

Schäfer: Gottfried Heinrich S., Philologe 1764—1840. Er wur
in Leipzig am 27. September 1764 geboren und erhielt dort, schon früh a
eigenen Erwerb angewiesen, seine Schul- und Universitätsbildung. Seine St
dien wendeten sich anfangs den allerverschiedensten Gegenständen zu; er hat
Theologie, Rechtswissenschaft und Medicin sich vertieft und ist in allen die
Fächern schriftstellerisch thätig gewesen, namentlich auch durch massenha
Uebersetzen — besonders medicinischer Werke — aus fremden Sprachen.
Zufall führte ihn der Philologie zu, in der er nun mit unermüdlichem E
eine wahrhaft staunenswerthe Gelehrsamkeit sich erwarb. Zum Verkehr mit M
schen an sich wenig beanlagt, durch mancherlei schwere Heimsuchungen verstim

verbittert, wurde er das Musterbild eines einseitigen Buch- und Stuben-
ehrten; seine rastlose Thätigkeit mußte er fast ausschließlich buchhändlerischen
narbeiten widmen, wie der Herausgabe von Texten — namentlich der grie-
schen Prosaiker — für die Tauchnitz'sche und Weigel'sche Sammlung der Clas-
er. Auch durch Correcturen fremder wissenschaftlicher Arbeiten, denen seine
rbesserungen vielfach zu Gute kamen, erwarb er seinen Unterhalt; von dieser
l von Arbeiten war die verdienstlichste die Mitarbeit an der 1815—1828 er-
ienenen neuen Ausgabe von Stephanus' „Thesaurus linguae graecae". — Erst
06 habilitirte er sich als Privatdocent mit einer Habilitationsschrift „Melete-
ta critica in Dionysii arte rhetorica", wurde auch 1808 auf G. Hermann's
wendung außerordentlicher Professor und erhielt eine Collegiatur im größeren
stencollegium; der Erfolg seiner Lehrthätigkeit blieb aber gering. 1818 ver-
ffte ihm Hermann die Stelle des Universitätsbibliothekars, die er bis 1833
hatte. Leicht verletzt und zu Mißdeutungen geneigt kam er auch mit Her-
n selbst in eine lang dauernde heftige Fehde, welche zeitweilig auch weitere
se in Bewegung setzte, schließlich aber ohne Ergebniß verlief. — S. starb in
ig am 12. März 1840. — Von seinen überaus zahlreichen und wegen der
ach angewendeten Anonymität gar nicht mehr vollständig nachzuweisenden
nschaftlichen Arbeiten sind außer den Ausgaben der griechischen Schriftsteller
ennen seine Ausgabe der Briefe des Plinius und des Tibull, Catull und
ertz; seine bedeutendste Arbeit ist der „Apparatus criticus et exegeticus ad
osthenem", 1824—1827, 5 Bände (der 6. — 1833 — enthält die „In-
s" von Ed. Seiler); verdienstlich sind auch seine Ausgaben der Schrift des
onysius von Halikarnaß „de compositione verborum", 1808, und des Gre-
us von Korinth über die Dialecte der griechischen Sprache, 1811. Von
vielen Textausgaben der Tauchnitz'schen und Teubner'schen Sammlung ent-
wol jede eine Anzahl werthvoller Textverbesserungen — am meisten die
bändige Teubner'sche Ausgabe der „vitae parallelae" des Plutarch, 1825—30
aber keine eine gleichmäßige, nach festen kritischen Grundsätzen durchgeführte
revision. Er fand nach seinem eigenen Worte — im Sophokles — bei
r Ausgabe auch nur die Zeit, seine eigenen Adversarien zu benutzen, weil
es schnelleren Erwerbes wegen Alles aus dem Kopfe schreiben mußte
sow).

Bursian, Gesch. d. class. Philologie, S. 707—709. — H. Koechly, Gott-
ied Hermann, 1874, S. 59; die ausführliche Darstellung des Streites
vischen Schäfer und Hermann daselbst S. 215—220. — Schäfer's Briefe
n Ch. G. Schütz in dessen Biographie, 1834, I, S. 407—418. — Fr.
assow's Leben, von Wachler, 1839, S. 146 f. — Verzeichniß der größeren
hilologischen Arbeiten Schäfer's, wenn auch unvollständig, bei Pökel, philol.
chriftsteller-Lexikon 1882, S. 240.

R. Hoche.

Schäfer: Heinrich S., Historiker, geboren am 25. April 1794 in
itz, als der Sohn des dortigen Lehrers und Cantors Schäfer, war anfänglich
den Verwaltungsdienst bestimmt, beabsichtigte dann sich der Musik zu wid-
, bezog dann aber nach dreijähriger Vorbildung am Gymnasium zu Hers-
am 18. October 1813 die Universität Gießen, um Theologie zu studiren.
Abschluß seiner Studien war er einige Jahre hindurch Hauslehrer in der
milie des Oberforstmeisters v. Prettlack in Darmstadt; im J. 1821 wurde er
er dortigen Hofbibliothek, in der er seit 1819 beschäftigt gewesen war, als
etär angestellt und an derselben Anstalt in der Folge zum Bibliothekar be-
rt. Seine amtlichen Arbeiten gaben seiner Vorliebe für litterarische und
chtliche Studien erneute Anregung; zugleich ergab sich ihm in Darmstadt

Gelegenheit, drei Winterhalbjahre hindurch Vorträge über allgemeine
an der dortigen Militärbildungsanstalt zu halten. In die Zeit seines
städter Aufenthaltes fällt seine Betheiligung an der Herausgabe des
Worsleyanum" (einer Sammlung von antiken Basreliefs, Büsten, Sta
Gemmen nebst Ansichten aus der Levante, herausgeg. von H. W. Eber
H. S., Darmstadt 1825—1829); auch zu den „Ethnographischen D
von Spanien" (Lief. 1—5, Catalonien, gestochen von H. W. Eberhard
stadt 1828) schrieb S. den Text und veranstaltete eine Uebersetzung von
pere's Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls d
schen Monarchie (2 Theile, Darmstadt 1829). Im J. 1833 erfolgte
Berufung als ordentlicher Professor der Geschichte nach Gießen, in
Stellung er bis zu seinem Tode blieb. Im gleichen Jahre erschienen in
und 5 des von Schlosser und Bercht herausgegebenen Archivs für Gesch
Litteratur seine „Geschichtliche Darstellung des Finanz- und Steuerw
Spanien vor und während der Regierung der katholischen Könige"
„Historische Uebersicht der portugiesischen Gesetzsammlungen". Durch
Grimm, mit dem er in Darmstadt bekannt geworden, war S. mittler
Bearbeitung der spanisch-portugiesischen Geschichte in größerem Umfang
und den Herausgebern der Europäischen Staatengeschichte als Mitarbe
pfohlen worden. Von seiner „Geschichte von Portugal" erschienen di
ersten Bände in den Jahren 1836 und 1839, die Bände 3—5 in den
1850—1854. In die Zwischenzeit fällt die Herausgabe des zweiten
der „Geschichte von Spanien" (1844), deren ersten Band F. W. Le
arbeitet hatte; mit dem 1861 erschienenen dritten Band, welcher die
Aragoniens bis zum Jahre 1276 behandelt, bricht Schäfer's Darstell
spanischen Geschichte ab. Von der Geschichte Portugals, dem Hauptwe
fer's, erschien eine französische Uebersetzung; seitens des portugiesischen H
Herculano (Historia de Portugal I, 487) wurde das Werk bezeichnet
melhor livro que contecemos relativo a historia de Portugal". Von
Arbeiten sind nur noch Schäfer's Beiträge zu W. A. Schmidt's Zeitsc
Geschichtswissenschaft (I, 1844, S. 460 ff.; IV, 1845, S. 293 ff.) g
mit portugiesischer Geschichte sich beschäftigend, zu erwähnen. Im
übernahm S. neben seiner Professur auch die zeitraubende Direction
versitätsbibliothek zu Gießen; im gleichen Jahre bekleidete er das Rect
entwickelte in seiner Rectoratsrede seine Auffassungen „Ueber die heutig
gaben der Geschichtschreibung", als welche er namentlich die gleichheitl
rücksichtigung der verschiedenartigen, in ihrem Innersten aber zusammenh
Lebensäußerungen der Völker, wie sie in Sprache, Wissenschaft, Kunst,
Recht, Staat und Wirthschaftsleben zu Tage treten, bezeichnete. S. s
2. Juli 1869.

H. E. Scriba, Biograph.-litterar. Lexikon der Schriftsteller des
Hessen; Abth. I (1831), S. 341. — J. J. Döllinger in den Sitzungt
der k. baier. Akademie der Wissensch. zu München; Jahrg. 1870,
S. 427 (wieder abgedruckt in J. J. Döllingers Akademischen Vortr
166 ff.).

Herman Ha

Schäfer: Johann Nepomuk S., katholischer Theologe, geb.
Osterburken im Badischen, † 1796 zu Mainz. Er trat in die Gesellschaft
begab sich nach der Aufhebung derselben 1773 in das Priesterseminar zu
studirte an der dortigen Universität Theologie, wurde 1777 Licentiat und
und nach einigem Dienste in der Seelsorge 1783 zum Professor der neutes
Exegese an der Universität zu Mainz ernannt, 1784 Doctor der Theol

erhielt 1785 zugleich ein Kanonikat zu Fritzlar. Er schrieb: „Ichnographia hermeneutices", 1784, und „Institutiones scripturisticae", 2 Theile, 1790. 91.

Vgl. Mainzer Monatschrift von geistl. Sachen Jahrg. 1, I, 199, II, 1152; Jahrg. 3, II, 840; Jahrg. 6, I, 70 f. — K. G. Bockenheimer, Die Restauration der Mainzer Hochschule im J. 1784. Mainz 1884, S. 25.

Otto Schmid.

Schäfer: Karl Wilhelm S., Historiker, geb. zu Leipzig am 25. August 1807, † zu Dresden, wo er Custos des Alterthumsmuseums gewesen war, am 6. December 1869. Seine Schriften gehören fast ausschließlich der Dresdener Local- und der sächsischen Specialgeschichte an: „Anton, erster constitutioneller König von Sachsen", 1836; „Friedrich August II., König von Sachsen", 1854; „Der Montag von Kiliani vor vierhundert Jahren", 1855; „Friedrich II. und Kunz v. Kaufungen", 1855; „Sachsenchronik für Vergangenheit und Gegenwart", Serie 1, 2, Heft 1—3, 1853 ff.; „Die katholische Hofkirche zu Dresden", 1851; „Chronik der Dresdner Elbbrücke", 1848. Ferner: „Deutsche Städtewahrzeichen", 1858.

Flathe.

Schäfer: Melchior S., Pastor in Görlitz, geboren am 28. October 1682, † am 9. Juli 1738. S. wurde als Sohn des Bürgermeisters Melchior Schäfer am 28. October 1682 zu Lauban geboren, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erzogen und im J. 1703 auf die Universität Leipzig geschickt, wo er Theologie und Philosophie studirte und einer unter der Leitung des Professors Günther stehenden Predigergesellschaft angehörte. Schon in Leipzig wurde er auf die Beschäftigung mit Spener's Schriften geführt und durch sie für die Sache des Pietismus gewonnen. Nachdem er am 4. Februar 1706 auf Grund einer Disputation „De phantasia ejusque affectibus cum applicatione ad fanaticos" zum Magister der Philosophie promovirt worden war und mehrere vergebliche Versuche, eine Predigerstelle zu erhalten, gemacht hatte, kehrte er im J. 1708 in sein Vaterhaus nach Lauban zurück, um schon im nächsten Jahre als Pfarrer nach Holzkirch berufen zu werden. Hier gewann der wegen seiner Hinneigung zum Pietismus bekannt gewordene Pfarrer zu Niederwiese, Johann Christoph Schwedler, großen Einfluß auf ihn. Am 2. Februar 1712 trat S. das Amt eines Predigers an der Dreifaltigkeitskirche in Görlitz an, das er bis an sein Ende inne hatte. Da ihm die hergebrachten Gottesdienste nicht genügten, hielt er seit dem November 1713 noch besondere Erbauungsstunden und Kindergottesdienste ab. In seinen Predigten verrieth er eine entschiedene pietistische Gesinnung, die sich in der Geringachtung des confessionellen Moments und in der Theilnahme für die Zinzendorfischen Unternehmungen in Herrnhut zeigte. So führte S. z. B. das Herrnhutsche Gesangbuch in seiner Gemeinde ein und veranstaltete besondere private Zusammenkünfte der Erweckten. Mit Zinzendorf selbst stand er in einem überaus freundschaftlichen Verhältniß. Gemeinsam mit dem Pastor Johann Andreas Rothe in Berthelsdorf und dem Baron Friedrich v. Wattewille gehörte er dem von Zinzendorf im J. 1723 errichteten Specialbund der vier Brüder an, aus deren „Conferenzen" später die gleichbenannte Einrichtung der Brüdergemeine zur Veranstaltung gemeinschaftlicher Ueberlegungen hervorging. Diese nahen Beziehungen Schäfer's zu Zinzendorf und seine pietistische Haltung erregten jedoch bei einem Theil seiner Gemeinde und bei dem Oberconsistorium in Dresden Anstoß. Er wurde durch landesherrliches Rescript vom 18. August 1727 nach Dresden vorgefordert und mußte, nach Görlitz heimgekehrt, eine ihm vorgeschriebene Erklärung auf der Kanzel verlesen, in welcher er seine bisherigen Darlegungen und gelegentliche scharfe Ausdrücke, welche die orthodoxe Partei in seiner Gemeinde verletzt hatten, als Mißverständnisse feierlich zurücknahm.

Zu diesen Angriffen der strengen Lutheraner gesellte sich im J. 1729 noch des Jesuiten Karl Xaver Regent, welcher S. in seiner „Unparteyische Nach von der in Lausitz überhandnehmenden . . . Secte der sogenannten Schäferi und Zinzendorfianer" (Breslau 1729, 8°) beschuldigte, daß seine Lehren unevan lisch und der Augsburgischen Confession zuwider wären. S. suchte diese Ank in dem sogenannten Marchenschen Zeugniß (Herrnhut 1730, 8°) zu widerle mußte aber auf einen erneuerten Angriff Regent's hin noch einmal die Feder einer scharfen Abfertigung des jesuitischen Gegners ergreifen. Durch die Pol gegen Regent fühlte sich jedoch auch ein gewisser Georg Bernhard Schul Oberamtsadvocat und Senator in Görlitz, verletzt, weil S. nach seiner Mein Lutheraner und Papisten über einen Leisten geschlagen und sich der bitter Heftigkeit gegen erstere schuldig gemacht hatte. Er glaubte ihm daher „wohlmeynenden Erinnerungen" (o. O. 1730, 8°) entgegentreten zu müssen, denen er ihm vorwarf, daß er sich in seinen Predigten nicht an die ihm Dresden gegebenen Weisungen halte, ohne gehörige Vorbereitung die Kanzel trete und dem Spiritismus und Religionsindifferentismus zugethan sei. wenig Werth diese Streitschrift Schultes' besitzt, so zeigt sie doch, wie sch S. seine Amtsführung von Seiten der Orthodoxen gemacht wurde. Er rieb unter solchen Kämpfen vorzeitig auf und starb, nachdem er längere Zeit gekrä hatte, plötzlich am 9. Juli 1738 an einem Schlagfluß. Seine Wittwe sie nach Herrnhut über. — Bei der Unzulänglichkeit der zur Verfügung stehen Hülfsmittel ist es, ohne eingehendere Nachforschungen anzustellen, nicht mög ein sicheres Urtheil über Schäfer's Charakter und Bedeutung zu gewin Jedesfalls steht so viel fest, daß er ein treuer Bundesgenosse Zinzendorf's seiner Sache war, und daß seine Person mit in erster Linie in Betracht ziehen sein wird, wenn die Ausbreitung des Pietismus in der Lausitz ein zum Gegenstand geschichtlicher Untersuchung gemacht werden wird.

Vgl. Karl Gottlob Dietmann, Die gesamte der ungeänderten Au Confession zugethane Priesterschaft in dem Marggrafthum Oberlausitz. Lau und Leipzig o. J. S. 270—283. — Aug. Gottlieb Spangenberg, L des Grafen Zinzendorf, S. 244 fg. — Neue Lausitzische Monatsschrift. 1 II. 26—39. — Gottlieb Friedrich Otto, Lexikon der Oberlausitzer Sch steller. III. Görlitz 1803. S. 131—134.

H. A. Lie

Schäffer: August S., Musiker und Tonsetzer, wurde am 25. Au 1814 zu Rheinsberg geboren, starb am 7. August 1879 in Berlin. Er z schon in frühester Jugend Anlagen zur Musik und erhielt infolge dessen Potsdam, wo er 1824—1832 das Gymnasium besuchte, neben dem Unter in den wissenschaftlichen Fächern auch solchen im Violin- und Clavierspiel i in der Theorie der Musik. Letzteren ertheilten ihm der Organist Böttcher der Musikdirector Joh. Ch. Schärtlich. In Berlin, wohin er sich 1833 wa fand er Förderung durch Felix Mendelssohn-Bartholdy und beendete seine S dien am königl. Institut für Kirchenmusik und bei Heinrich Birnbach. I 1839 trat er mit seinem ersten größeren Werk, der dreiactigen Oper „Emma Falkenstein" auf, die im Königstädter Theater Glück machte. Ihr ließ er fol „Die Hirtin von Piemont, kom. Oper in 1 Act nach dem Französischen Genée" (Berlin, königl. Opernhaus 23. September 1841); „Eben recht, Oper in 1 Act von C. Blum" (Berlin, königl. Opernhaus 28. Februar 18 „Die schöne Gascognerin, kom. Oper in 2 Acten von Gerber" (Friedrich-W helmstädt. Theater, 19. Februar 1852); „Junger Zunder, alter Plunder, sangspoſſe, 1853"; „Muttersegen, Schauspiel mit Gesang. 1854"; „Jose cardo oder die Spanier in Portugal, kom. Oper in 3 Acten von Grünba

annover, 3. März 1857); „Noch ein Täßchen, Genrebild mit Gesang in 1 Act
Rudolph" (Wallner-Theater 14. September 1859); „Junker Habakuk, kom.
er in 3 Acten von Rudolf Löwenstein" (Friedrich Wilhelmstädt. Theater
Februar 1861). Neben diesen dramatischen Werken, von denen sich keines
der Bühne zu behaupten vermochte, schrieb S., der seinen Wohnsitz dauernd
Berlin nahm, eine Unzahl kleinerer Compositionen, namentlich Lieder und
ränge. Ledebur (Tonkünstlerlexikon Berlins), der ein ausführliches Ver-
chniß derselben gibt, führt im J. 1861 schon 93 opera an. Besonders be-
mt und beliebt wurden seine heiteren Gesänge, komischen Duette und Männer-
rtette, die während der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre Lieblingsstücke
deutschen Liedertafeln waren. Stücke wie: „Der Guckkastenmann", „Der
Fritz auf Sanssouci", „Das Polkaständchen", „Herzgalopp", „Der feine
lhelm", „Vater Striegelack", „Der sanfte Heinrich", „Das Lied von der Po-
i" haben die Runde durch ganz Deutschland gemacht und lange Zeit den
ännergesangvereinen zur Erheiterung gedient. Der derb-komische Charakter,
alltägliche Empfindungsweise und die leichte Ausführbarkeit dieser Gesänge
ßten sie um so sicherer zu den bevorzugten Leibstücken der niederen musikali-
n Kreise machen, als die Armuth der Erfindung durch einen wohlklingenden
stimmigen Satz artig verhüllt war. Aehnlicher Art sind die komischen Duette
Männer- und Frauenstimmen, mit denen S. den Schatz bürgerlicher Haus-
sik bereichert hat: „Die beiden Gevatterinnen", „Frau Directorin und Frau
spectorin", „Der goldene Hochzeitsmorgen", „Die kluge Hausfrau", „Die Wit-
ung oder der Amtmann und der Schulze", „Die Dienstboten" u. a. m.
öllige Situationen des täglichen Lebens sind in diesen für die Polterabend-
timmung geschaffenen musikalischen Genrestückchen mit wenig Witz und viel Be-
gen ausgemalt. Auch in seinen einstimmigen Liedern, deren Charakter schon
ch die Titel: „Das Schinkenlied", „Das Pfäfflein", „Junggesellenlied", „Der
neider von Kyritz", „Das Schleppenkleid", „Der Pfarrer von Ohnewitz"
zgl. gekennzeichnet wird, erhebt sich S. selten über den Ton der philisterhaften
üthlichkeit und wo er ernstere Stoffe ergreift wie z. B.: „Drei Heldenlieder
Th. Fontane" verfällt er dem volksthümlichen Bänkelsang oder wie in
en Liebesliedern einer schwächlichen und mit den billigsten Kunstmitteln wir-
rn Empfindsamkeit. Von seinen wenigen Instrumentalcompositionen ist nichts
nders hervorzuheben; sie gehören der Gattung niederer Unterhaltungsmusik
und sind zumeist auf den clavierklimpernden Dilettantismus berechnet. S.
delt als Vocalcomponist in den Pfaden Albert Lortzing's, allein er reicht
t mit seinen besten Stücken nur an die schwächsten Schöpfungen seines Vor-
s hinan.

Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins. Berlin 1861. S. 494 ff.

Heinrich Welti.

Schäffer: Eugen Eduard S., Kupferstecher und Lithograph, war geboren
30. März 1802 zu Frankfurt a. M. als Sohn eines Gastwirths. Im
1818 kam er als Schüler in das Städel'sche Kunstinstitut und wurde dem
richt des Kupferstechers Johann Konrad Ulmer zugewiesen. Im Mai
ging er nach München auf die Akademie, studirte dann 1824—1826 in
eldorf unter Cornelius; 1825 entstand hier sein Stich zu Dante's Paradies
demselben. Im Frühjahr 1826 wandte sich S. mit Cornelius nach Mün-
zurück. Der Künstler scheint damals die Wiedergabe der Cornelius'schen
ons zur Glyptothek geplant zu haben, vollendet wurde jedoch bloß die Unter-
(1826—1828). In Schäffer's Auftrag stach Merz noch in die Umrah-
g der Platte das Schwanthaler'sche Relief „Zeus kämpft gegen die Titanen".

Die „Nacht" wurde von Merz fertig gestochen, der „Olymp" blieb in
fängen stecken. Zu jener Zeit entstanden auch die drei Umrißstiche Pel
Thetis und dann, je zwei auf einem Blatte, Vermählung und Entführ
Helena, das Urtheil des Paris und die Opferung der Iphigenia, alle n
nelius. Im J. 1828 waren das Bildniß des Buchhändlers Campe i
berg und zum Dürerfeste die Dürerstatue nach K. Eberhard entstanden.
1831 fertigte S. in 3 Blättern den Conturstich „Die sieben Freuden
nach Memling. Trotz dieser erfolgreichen Thätigkeit siedelte der Künstl
nach seiner Vaterstadt über, er mag sich nach einer Veränderung seine
gigen Stellung von Cornelius gesehnt haben. In Frankfurt machte
1833 zum Lehrer der Kupferstecherkunst am Städel'schen Institute. I
standen u. A. „Romeo und Julia" nach Cornelius (1835—1836, M
Kunstvereinsblatt für 1837), die Verbrecher und Iphigenia nach Kaulb
„Euphrosyne" nach Steinle, „Die Einführung des Christenthums u
Germanen" nach Veit (1841), „Germania und Italia" nach Veit
„Die hl. Genovefa" nach Steinbrück (1839, Düsseldorfer Kunstverei
„Der Erlkönig" nach B. Neher (1840, Leipziger Kunstvereinsblatt).
1844 ging S. nach Italien und hielt sich besonders in Florenz auf, w
„Madonna della Sedia" nach Rafael zeichnete. Im Winter 1845 kehrte
der Mainstadt zurück und lieferte einen Stich nach dem wunderbaren
der durch zarte und liebevolle Behandlung sich hervorthat. Vollendet
Platte bereits 1849, doch erschien sie im Abdrucke erst 1851. Im Aug
reiste der Künstler abermals nach Italien und hielt sich hauptsächlich
auf, doch wurden auch Venedig, Bologna, Neapel, Florenz und andere
sucht. Nach seiner Rückkunft aus Welschland verweilte er mehrere J
München. Da er seinen Urlaub weit überschritten hatte, wurde er als
am Städel'schen Kunstinstitut gestrichen. Im October 1856 kam S. wie
Frankfurt zurück. Hier wurde im Herbst die Madonna del Granduca n
fael fertig, ein vorzügliches Blatt, obwol der Künstler selbst später nicht
wissen wollte. Für die Arundel Society lieferte er noch verschiedene d
schen Fresken Fiesole's aus dem Leben der Heiligen Stephanus und L
und nach Giotto's Fresken zu Padua die Grablegung Christi und die G
des Lazarus. Andere angefangene Arbeiten wie die irdische und himmli
nach Tizian und die Poesie nach Rafael wurden nicht fertig; überhau
man an S. in den letzten Lebensjahren eine eigenthümliche Wandelbar
Unstetigkeit in seinen Entschlüssen. Am 24. November 1870 traf ihn
Atelier ein Schlaganfall und am 7. Januar 1871 erlöste ihn der T
hatte unleugbar ein anempfindendes Talent für die verschiedenen Meist
halb ihm die Weisen von Cornelius und Steinle ebenso gut gelange
von Rafael.

Vgl. F. Metz im Beiblatt zu Lützow's Zeitschrift für bildend
VI, 1871, S. 153, 172, 181, 197.

Wilh. Schm

Schäffer: Gottlieb August (Herrich)-S. war der Sohn des M
raths Dr. Herrich und nahm erst später auf Wunsch seines Großvater
v. Schäffer den Namen Herrich-Schäffer an. Er wurde am 17. Decemb
zu Regensburg geboren. Von Jugend auf zeigte er große Neigung
namentlich Schmetterlinge zu sammeln und zu beobachten. Entscheiden
fluß auf diese Neigung hatte ohne Zweifel der Umstand, daß ihm die
lungen und Schriften des auf dem Gebiete der Entomologie hoch verdie
perintendenten J. Chr. Schäffer, seines Urgroßonkels, zur Verfügung
sowie die Bekanntschaft mit dem Forstmeister C. L. Koch. 1818 bezog

Universität Würzburg. Obgleich er sich hier dem Studium der Medicin widmete, trieb er doch seine entomologischen Studien eifrig fort und wählte 1821 zu seiner Doctordissertation ein Thema aus diesem Gebiete: „De generatione insectorum partibusque ei inservientibus". Nachdem S. mehrere Jahre die Stelle eines Gerichtsarztes in Vohenstrauß in der Oberpfalz bekleidet hatte, wurde er zum Nachfolger seines in den Ruhestand getretenen Vaters nach Regensburg berufen. Neben seinen amtlichen Functionen als Landgerichtsarzt und seiner bald sehr bedeutenden Praxis widmete er sich mit regem Eifer seinem Lieblingsstudium. Zunächst unternahm er es, die Fauna insectorum germ. von Panzer, von welcher bei Panzer's Tode nur noch das 110. Heft von dem Maler Geyer in Regensburg erschienen war, zu vollenden. Da er keinen geeigneten Kupferstecher finden konnte, lernte er selbst das Kupferstechen, und so war es ihm möglich bis zum Jahre 1844 Heft 111—190 mit 1920 Kupfertafeln erscheinen zu lassen. Ebenso beendigte S. nach Dr. Hahn's Tode dessen Werk über die wanzenartigen Insecten. Sein Hauptwerk war jedoch: „Systematische Beschreibung der Schmetterlinge von Europa", 6 Bände mit 36 schwarzen und 636 colorirten Kupfertafeln, 1843 bis 1855. Gestützt auf ein reiches Material, welches er theils selbst gesammelt, theils durch Ankauf werthvoller Sammlungen sich verschaffte, hat er darin ein umfassendes wissenschaftliches System aufgestellt. Dieses Werk ist eine der bedeutendsten Erscheinungen in der entomologischen Litteratur und bildet für die Systematik der Schmetterlinge den Grundstein, auf welchen die neuere Zeit weiter aufbaute. Als Nachtrag dazu erschien: „Neue Schmetterlinge aus Europa und den angrenzenden Ländern", 1859—1860, sowie: „Sammlung neuer oder wenig bekannter außereuropäischer Schmetterlinge", 1850—1869. Im J. 1846 leitete S. den zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg und führte bis zu seinem Tode die Direction desselben, mit der er nach Professor Fürnrohr's Tode die der königlichen botanischen Gesellschaft verband. Zahlreiche kleinere Abhandlungen, welche in dem von ihm redigirten Correspondenzblatte, sowie in Germar's Zeitschrift für Entomologie, der Stettiner entomologischen Zeitung u. s. w. erschienen, geben im Verein mit dem oben citirten Werke Zeugniß für seine staunenswerthe Arbeitskraft. Zahlreiche entomologische Vereine ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Kurz nach seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum, welcher Veranlassung ihm der Titel Medicinalrath verliehen wurde, traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholen konnte. S. starb am 5. April 1874.

W. Heß.

Schäffer: Heinrich S., Tenorist, geboren in Kassel am 20. Februar 1798, † in Hamburg am 28. November 1874. Er war in Magdeburg, Braunschweig und Hamburg engagirt. Hier zog er sich nach seiner Verheirathung 1838 von der Bühne zurück und war nur noch als Componist thätig. Im genannten Jahre wurde in Hamburg die Cantate „Lob der Einigkeit" von ihm aufgeführt. Veröffentlicht hat er zwei Sammlungen 5- und 6stimmiger Männerchöre. Andere seiner Werke, darunter Sinfonien, Quartette u. dergl. blieben Manuscript.

Schletterer.

Schäffer: Jacob Christian S., geboren zu Querfurt in Thüringen am 1. Mai 1718, † als Superintendent in Regensburg am 5. Januar 1790, war auf verschiedenen Gebieten litterarisch thätig und hat auch einige botanische Werke hinterlassen. Nach einer unter drückendem Mangel verflossenen Jugendzeit absolvirte S. seine Studien in Halle und erhielt 1741 eine Predigerstelle in Regensburg, aus welcher er 1779 zu dem Range eines Superintendenten der evangelischen Gemeinde aufrückte. Die Universität Wittenberg hatte ihm 1760 die

Magisterwürde und Tübingen 1763 das theologische Doctordiplom verlie
große Reihe von Schäffer's Schriften, unter denen sich selbst solche über
fabrikation, Wasch- und Sägemaschinen finden, ist veröffentlicht in Meusel
Lexicon (Bd. XII, 1812). Von seinen botanischen Werken ist das wichti
in 4 Bänden 1762—64 erschienene Illustration der in Baiern und d
wachsenden Schwämme: „Fungorum qui in Bavaria et Palatinatu circa Rat
nascuntur icones", worin auf 330 colorirten Tafeln sich für damalige Z
gute Abbildungen finden, bei denen neben der habituellen Darstellung a
fach schon die Sporen gezeichnet sind. Einen Commentar zu dem W
1800 Heinrich Persoon heraus, welcher durch genauere systematische Be
der abgebildeten Pflanzen die Benutzung des Werkes behufs Bestimm
Schwämme erleichtern sollte. Kleinere Arbeiten über dieselbe Pflanzenab
gingen dem Buche voraus. So erschienen 1759: „Vorläufige Beoba
der Schwämme um Regensburg"; 1760: „Der Gichtschwamm mi
schleimigem Hute"; 1761: „Icones et descriptio fungorum quorundan
larium". Die übrigen botanischen Arbeiten Schäffer's sind hauptsäch
stimmungstabellen zum praktischen Gebrauch, wobei die Pflanzen nach
Merkmalen geordnet sind.

Meusel, Biogr. Lexicon, Bd. XII. E. Wunschm

Schaeffer: Jacob Christian Gottlieb v. S., Arzt, ist a
von Johann Gottlieb S. am 7. Januar 1752 geboren. Er studirte s
in Altdorf und Straßburg, wo er 1774 mit der Dissertation „De m
die Doctorwürde erlangte. Hierauf ließ er sich in Regensburg nieder, p
daselbst unter Leitung seines Vaters und wurde 1787 zum Leibarzt des
von Thurn und Taxis ernannt. Als solcher war er Reisebegleiter zwei
desselben durch England, Frankreich und Italien während der Jahre 17
1788. Eine Beschreibung seiner Reiseerlebnisse lieferte S. in 2 Bänden
burg 1794). Nach seiner Rückkehr setzte er seine Praxis in Regensbu
wo er namentlich ein sehr gesuchter und beliebter Kinderarzt war. Zugl
er in hervorragendem Maße schriftstellerisch thätig. U. a. publicirte
der genannten Reisebeschreibung noch: „Medicinische Ortsbeschreibung d
Regensburg" (Regensburg 1787); „Beschreibung und Heilart der gewö
Kinderkrankheiten" (Ebd. 1792, 2. Aufl. 1803); „Die in den Mona
vember und December 1793 in und um Regensburg herrschenden Ner
vorzüglich zur Beruhigung seiner Landsleute beschrieben" (Ebd. 1794);
heitsgeschichte des verewigten Prinzen Georg von Thurn und Ta
(Ebd. 1795); „Die Zeit- und Volkskrankheiten in den Jahren 1806 u.
(Ebd. 1808, und fortgesetzt in Hufeland's Journal bis zum Jahre 1821
eine ganze Reihe von Abhandlungen in der früher in Jena, später in
schienenen allgemeinen Litteraturzeitung und der Salzburger med.-chir
Zeitung. Am 25. Juli 1824 beging S. unter großen, von allen Se
dargebrachten Ovationen sein 50jähriges Doctorjubiläum. Sein Tod
am 3. April 1826. — Ein Schwiegersohn von S. war Elias v. Sieb
fessor der Geburtshülfe zu Berlin.

Vgl. Seitz in Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte ꝛc., herausgeg
A. Hirsch V, 201.

Schäffer: Johann Wilhelm S., landgräflich fürstenbergischer
zu Mößkirch, componirte die Gesänge in dem Buche: „Chorus Marian
Marianischer Reyen: Das ist Allerhand newe Frewd, Lob, und Lieb-G
einer Gott-liebenden Seele, zu, und von der allerglorwürdigsten, niemal

lobten Mütterlichen Jungfrawen und Jungfräwlichen Mutter Gottes Maria ꝛc. it Schönen, lieb- und annehmlichen, auß sonderem Fleiß newauffgesetzten lodien und Rittornellen à 2. V. V. (Violinis) geziehret. Gedruckt zu Vber- gen, Bey- vnd in Verlag Johann Georg Salomon. Anno 1694."

Wilh. Bäumker.

Schaeffer: Johann Gottlieb S., Arzt und Naturforscher, geboren am . September 1720 zu Querfurt in Sachsen, war ein jüngerer Bruder des ch als Naturforscher, namentlich Entomolog, berühmt gewordenen Geistlichen rch Christian S. Er widmete sich zunächst von seinem 14. Lebensjahre an Apotheker-Laufbahn in Schmölln, fungirte als solcher seit 1741 in Regens- g, bereitete sich jedoch hier privatim noch weiter zum Studium der Medicin und begann dieses 1744 mit Hülfe einer ihm von seinem Bruder bewilligten terstützung in Altdorf. Hier konnte er bereits 1745 mit der Abhandlung e caussis, cur alimenta et medicamenta alium saepe effectum edant in ho- nibus sanis quam aegrotis" die Doctorwürde erlangen. Darauf ließ er sich ch erlangter Licenz in Regensburg als Arzt nieder, wurde 1749 Leiter des tholischen Krankenhauses, sowie Stadtphysicus daselbst und machte sich um das entliche Wohl der Stadt dadurch noch besonders verdient, daß er 1763 als Erste in Regensburg die Inoculation der Blattern einführte. S. erlangte olge dessen eine große Praxis, wurde zum Hofrath, Leibarzt des Fürsten von rn und Taxis und des Bischofs von Regensburg ernannt und verblieb in sen Stellungen bis zu seinem am 1. Februar 1795 erfolgten Tode. S. war ht bloß ein tüchtiger Praktiker, sondern auch ein ausgezeichneter Forscher. war Mitglied der kaiserl. Leopold.-Carolinischen Akademie der Naturforscher, deren Verhandlungen er mehrere wichtige Beiträge lieferte. Von seinen selbst- ndig erschienenen Schriften nennen wir: „Die Kraft und Wirkung der Elec- tität in dem menschlichen Körper und dessen Krankheiten, besonders bei ge- mten Gliedern u. s. w." (Regensburg 1752; 2. Aufl. unter dem Titel: lektrische Medicin u. s. w.", Ebd. 1766); „Der Gebrauch und Nutzen des bakrauchelystiers, nebst einer dazu bequemen Maschine" (Ebd. 1757; 3. Aufl. 1772); „Geschichte des grauen Staares und der neuen Operation, solchen ch Herausnehmung der Krystallinse zu heilen" (Ebd. 1765 mit einem Kupfer). genanntes Werk handelt von der bekannten Daviel'schen Methode der Staar- ration.

Vgl. Biogr. Lexicon ꝛc. herausgegeb. von A. Hirsch V, 201.

Pagel.

Schaeffer: Johann Ulrich Gottlob v. S., Arzt, geboren zu Regens- g am 20. September 1753 als Sohn des Hofraths und Stadtphysicus ann Gottlieb S. und als jüngerer Bruder des Geh. Raths und Leibarztes b Christian Gottlieb S., besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog Frühjahr 1773 die Universität Erlangen zum Studium der Medicin, wo er . 1775 mit der Abhandlung: „Fetus cum matre per nervos commercium" Doctorwürde erlangte, ging darauf zu seiner weiteren Ausbildung nach ßburg, wo er ein Jahr lang seine Studien fortsetzte, bereiste 1776 die weiz und ließ sich noch in demselben Jahre in seiner Vaterstadt nieder. Schon folgenden Jahre siedelte er nach Wallerstein als Fürstlich Oettingen- allerstein'scher Hofmedicus über, wurde hier 1778 zum Hofrath und Leibarzt annt, gab jedoch 1786 diese Aemter auf und kehrte wiederum nach Regens- g zurück, wo er eine ausgezeichnete Praxis erlangte, auch unermüdlich schrift- erisch thätig war, 1825 sein 50jähriges Doctorjubiläum feierte und am August 1829 starb. S. war ein außerordentlich gelehrter Arzt. Ein voll- diges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften, von denen die meisten im Sinne

der neuropathologischen Doctrin des Schotten William Cullen (einer Com
der Lehre Hoffmann's vom Tonus mit der Haller'schen Irritabilität),
sind, deren Anhänger S. war, gibt das medic. Schriftstellerlexicon von
(XVII, 79; XXXII, 128), auf das wir hiermit verweisen müssen.

Vgl. noch Biogr. Lexicon ꝛc. herausgegeb. von A. Hirsch V, 20

Schäffer: Karl Friedrich Ludwig S., geboren am 12. S
1746 zu Oppeln, Sohn des Oberconsistorial- und Oberamtsregierungs
Martin S.; † als Justizcommissionsrath in Breslau am 6. April 1
Obschon Jurist, erwies er sich doch als bedeutendes musikalisches Talent.
im 12. Jahre erregte er durch sein vorzügliches Clavierspiel die Aufmer
der Kenner. Der Neigung zu der von ihm so sehr geliebten Kunst
trotz schwerer körperlicher Leiden und einer großen Ueberladung von
geschäften bis an sein Ende getreu. In Halle, wo er 1768—70
dirigirte er bereits die Liebhaberconcerte, in denen er stets als Pianist
1770 ging er nach Leipzig, des Umganges mit Wieland, Kästner,
Gleim und Weiße sich erfreuend. In Frankfurt a. O., wohin er als
tator bei der Breslauer Oberamtsregierung kam, dann beim Accise- u
gerichte in Breslau, dann weiter als Advocat bei der fürstlich anhalt
plessischen Regierung, wie seit 1789 als Justizcommissar, seit 1797 al
licher Notar beim oberschlesischen Departement, setzte er seine musikalischen
— auch theoretisch hatte er sich auf alle Weise zu vervollkommnen ge
eifrig fort. Namentlich fand sein Geschick, ein gegebenes Thema auf dem
frei zu variiren, bewundernde Anerkennung. In seinem Hause fanden
lich zwei gut besetzte Orchesterconcerte statt, wobei er die erste Violine
Auch als Componist verdient er Beachtung, denn seine Werke zeichnen si
reinen Satz und Gedankenreichthum aus. Er componirte die Opern „Wal
Gertraud" und „Der Orkan". Erstere, von Michaelis gedichtet, kam 17
1800 auf dem Hoftheater in Pleß zu sehr beifälliger Aufführung. Zu
verfaßte er selbst den Text, ebenso zu einem „Requiem oder Totenf
Andenken an verblichene Freunde" für zwei Chöre und großes Orchest
geschätztesten Composition. Außerdem schrieb er zwischen 1790 und 18
große Clavierconcerte mit Orchester, mehrere dreistimmige Serenaden,
Lieder, Tänze und andere kleinere Piecen, heute allerdings alle versch
vergessen.

Schlett

Schäffer: Konrad Rudolf Freiherr v. S., großherzoglich
Generallieutenant und Präsident des Kriegsministeriums, am 14. Octob
zu Hagen-Ohsen bei Hameln als der Sohn eines hannoverschen
capitäns geboren, trat 1784 als Cadet beim 10. Regiment Prinz von
Dragoner in den Dienst seines Heimathlandes, machte als Adjutant des
ments die Feldzüge von 1793—95 gegen die Franzosen in den Nied
mit und war in den Friedensjahren eifrig und mit großem Erfolge bem
Mängel seiner Jugendbildung durch Selbststudium auszugleichen, verli
im J. 1800 den hannoverschen Dienst, um als Capitän in einem
seiner Kameraden, dem späteren österreichischen Generalmajor v. Sch
richteten kurmainzischen Jägercorps am Kriege gegen Frankreich Theil zu
Als Scheither nach dem Frieden von Lüneville das Corps verließ, e
den Befehl desselben; als dasselbe darauf, nachdem ein Theil der kurm
Lande an das Haus Nassau gefallen war, in den Dienst des letz
nommen wurde, ward S. am 2. December 1802 vom Fürsten Karl
als nassauischer Major und Bataillonscommandeur bestätigt; am 28. M

wurde er nassauischer Oberst und Brigadier, sowie Vicepräsident und erstes Mit-
lied der Militärdeputation. Das nahe Freundschaftsverhältniß, in welches er
zu Herzog Friedrich August trat, machte seine Stellung zu einer doppelt ein-
flußreichen. Der Beitritt zum Rheinbunde legte dem Lande große militärische
Opfer auf. S. wurde am 17. September 1806 zum Oberst und Commandeur
der sämmtlichen nassauischen Truppen ernannt und rückte mit dem marschfähigen
Theile derselben zum Feldzuge gegen die Schweden in Pommern ab, wo sie sich
die Anerkennung ihrer französischen Vorgesetzten verdienten. Nach der Rückkehr
wurde er am 1. Jan. 1808 Brigadegeneral. In dieser Eigenschaft ging er, als
auf Napoleon's Geheiß die Rheinbundstruppen den Franzosen im Kampfe gegen
die Spanier beistehen mußten, nach der pyrenäischen Halbinsel, wo er an den
Feldzügen der Jahre 1808 und 1809 und namentlich an den Kämpfen von
Reza de Ybor, Medellin, Talavera de la Reyna und Almonacid theilnahm.
Anfang 1810 wurde er zurückgerufen, weil die heimathlichen Militärverhältnisse
den Fürsten seine Anwesenheit wünschenswerth erscheinen ließen. Er fand hier
doch manches zu seinen Ungunsten verändert, verschiedentliche Mißhelligkeiten
mit einflußreichen und maßgebenden Persönlichkeiten riefen den Wunsch in ihm
wach, den nassauischen Dienst zu verlassen. Er dachte daran in das französische
Heer zu treten, wo man ihn gern aufgenommen hätte, als Großherzog Karl
von Baden, welcher von den Unterhandlungen gehört hatte, ihm Dienste anbot.
Am 1. Mai 1813 ward er zum badischen Generalmajor der Infanterie ernannt
und übernahm die Leitung des Kriegsministeriums, welche bis dahin ein Civilist
geführt hatte. Zunächst aber wurde er in Napoleon's Hauptquartier entsandt,
um die Interessen Badens und insbesondere die der bei der französischen Armee
getheilten badischen Truppen zu vertreten. Auf diese Weise wohnte er den
Kriegsereignissen, welche der Beendigung des Waffenstillstandes folgten, bis zur
Schlacht bei Dresden in der Umgebung des Kaisers bei; nach der Schlacht wurde
er mit der Siegesbotschaft nach Karlsruhe entsendet und, als er von da auf
den Kriegsschauplatz zurückkehrte, am 19. October in Leipzig gefangen genommen,
vom König von Preußen aber entlassen, um dem Großherzoge von der Gefangen-
nahme der badischen Truppen zu berichten und Befehle für deren ferneres Ver-
halten einzuholen. Von diesem wurde er sehr bald wieder mit Aufträgen in
das Hauptquartier der Verbündeten nach Frankfurt a. M. gesandt, um den
Eintritt Badens zu der Sache derselben vorzubereiten. Als derselbe vollzogen
war, blieb S. bis Mitte Januar als badischer Militärbevollmächtigter im Haupt-
quartier. Im Februar konnten die neugebildeten Truppen zur Theilnahme an
den Feindseligkeiten auf den Kriegsschauplatz abrücken, S. sollte die Cavallerie-
brigade befehligen; da aber der Großherzog selbst dem Feldzuge beiwohnen
wollte, mußte S. denselben in der Umgebung seines Fürsten mitmachen. Am
1. Januar 1814 zum Generallieutenant der Cavallerie und Präsidenten des
Kriegsministeriums ernannt, ließ er sich nach der Rückkehr angelegen sein, die
Truppen möglichst rasch, aber unter verständiger Schonung der Kräfte des Landes,
auf einen Fuß zu setzen, welcher sie befähigte, den von ihm vorausgesehenen neuen
kriegerischen Anforderungen zu entsprechen. Als diese 1815 an das Großherzog-
thum herantraten, erhielt er den Oberbefehl des 18 000 Mann starken badischen
Bundesarmeecorps, welches im Verbande des zweiten deutschen Armeecorps unter
Sr. k. k. General der Cavallerie, Prinz von Hohenzollern, an der Belagerung
und Einnahme von Straßburg theil nahm. Nach der Heimkehr übernahm S.
von neuem den Vorsitz im Kriegsministerium, welchen er fortan 18 Jahre lang
mit großer Ausdauer und gutem Erfolge geführt hat. Seine Aufgabe war eine
um so schwierigere, als die dem Großherzogthume gegebene Verfassung den Ständen
große Macht einräumte, welche diese mit Vorliebe zum Angriff auf die dem

sehr fortgeschrittenen Liberalismus wenig zusagenden Heereseinrichtu
nutzten. Aber auch die ärgste Opposition konnte gegen Schäffer's Ve
nichts einwenden und alle politischen Parteien zollten seiner Person
und Anerkennung. „S. mit seiner einnehmenden Persönlichkeit und seine
norddeutschen Dialekt vertheidigte mit Erfolg und Würde die Rechte d
in den Kammern und war im Cabinet wie in der Armee an seinen
heißt es in v. Andlaw, Tagebuch, Frankfurt 1862, I, 115. 1817
mit Geschick eine Sendung erledigt, deren Zweck war, die Stimme de
in Deutschlands inneren Angelegenheiten höchst einflußreichen Zaren
Grenzstreitigkeit mit Baiern für Baden zu gewinnen. Im J. 1833
Generals Gesundheit schwankend geworden; Großherzog Ludwig entnah
die Veranlassung, ihn am 4. December seiner Dienstgeschäfte zu enth
ihn in den Ruhestand zu versetzen. S. zog sich auf seinen Landsitz H
bei Baden zurück und starb am 15. Januar 1838 in letzterer Stadt.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn C. R. v. S
von Hofrath Dr. Georg Muhl, Pforzheim 1840 (enthalten u. a. f
zeichnungen aus dem Feldzuge in Spanien).

B. 2

Schäffer: Martin S., Oberappellationsrath und juristischer Sch
geboren zu Gießen am 9. April 1803, † zu Darmstadt am 27. J
S., der Sohn eines von Baiern nach Hessen gezogenen Militärchirur
im Alter von 17½ Jahren (1820) auf die Landesuniversität Gießen,
bei den Professoren v. Arens, v. Löhr, Marezoll, Stickel und v. Lind
stische Vorlesungen, um sich für seinen künftigen Beruf auszubilden. J
1823 trat er als Hofgerichtssecretariatsaccessist in die Praxis und wu
zum Landgerichtsassessor in Alsfeld ernannt. Dort verheirathete er
Marianne Beck, der Tochter eines Fabrikanten, und gingen aus diese
Töchter hervor, von denen drei die Eltern überlebten. Im Decem
wurde er als Rath an das Hofgericht in Gießen berufen, wo er gegen
— bis zu seiner im August 1860 erfolgten Beförderung zum Mitglied
tribunals in Darmstadt — thätig war. In der Zwischenzeit — u
nachten 1855 — erhielt er von der Juristenfacultät der Gießener
in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen das Diplom eine
utriusque juris honoris causa, nachdem er drei Jahre früher (1852) i
mit Dr. E. Seitz und Dr. E. Hoffmann, zweien Mitgliedern des Da
Hofgerichtes, das „Archiv für praktische Rechtswissenschaft aus dem G
Civilrechts, des Civilprozesses und des Criminalrechts ꝛc. ꝛc." gegrün
dessen Redacteur und eifriger Mitarbeiter S. wurde, und bis an sein
blieb. Leider war ihm als Rath des obersten Tribunals eine nur kur
keit gegönnt; gegen Ostern 1861 stellte sich bereits ein unheilbares
ein, das ihn Mitte Mai ans Krankenlager fesselte, und ihn am 27. J
— schon 11 Monate nach seiner Beförderung — hinwegraffte. —
Verlässigkeit im Privatleben mit den Grundzügen seines öffentlichen
vollsten Einklange stand, war nicht bloß ein ausgezeichneter Praktiker,
auch ein gediegener juristischer Schriftsteller; doch begann er seine li
Thätigkeit erst spät, nachdem er sich zuerst durch reichhaltige Erfahru
sichere praktische Grundlage erworben hatte. . . . . Abgesehen von e
stellung der politischen Untersuchungen im Großherzogthum Hessen
Anfange der dreißiger Jahre, in denen S. bei dem Hofgerichte Gießen
Referate betraut war, trat er zuerst im 5. Bande der Linde'schen Zeit
Civilrecht (Neue Folge, 1848) als Schriftsteller auf; und lieferte seitdem
lich in dieser Fachschrift, dann in dem Archive für die civilistische Praxis,

chtssaale und anderen Zeitschriften verschiedene Aufsätze und Abhandlungen. — Schäffer's litterarische Wirksamkeit erfuhr eine sachgemäße Steigerung, als er im März 1852, wie schon erwähnt, das „Archiv für praktische Rechtswissenschaft" gründete, als dessen hauptsächlichste Aufgabe er in der Vorerinnerung (Band I, S. I—VIII, Darmstadt im März 1852) die Mittheilung bezeichnete von Abhandlungen über Rechtsmaterien des Civilprozeß- und Strafrechts auf Grundlage wirklicher verhandelter Rechtsfälle nebst theoretischen Excursen gemeinrechtlichen Inhaltes. Das Archiv brachte daher neben Aufsätzen letzterer Kategorie hauptsächlich die Rechtsübung des Darmstädter Obertribunales zur Anschauung; galt deß nicht allein im Großherzogthume, sondern auch in weiteren juristischen reisen als eine geschätzte Zeitschrift; denn S. war als Redacteur unabläßig emüht, durch gediegene Mittheilungen seinem Journale eine geachtete Stellung u verschaffen und zu erhalten.

Nekrolog im Archiv für praktische Rechtswissenschaft IX, 497 u. 498. — Beilage zur Allg. Zeitung vom 29. Juli 1861 (Nr. 240, S. 3429).

Eisenhart.

Schäffer: Wilhelm Friedrich S., evangelischer Theolog, geboren am 0. November 1750 zu Grabow (Rgbz. Magdeburg), ein Sohn des dortigen Pfarrers, verlor seine Mutter gleich nach der Geburt und verdankte seine Erziehung weniger seinem vielbeschäftigten Vater, als seinen zwei ledigen Schwestern nd dem Pädagogium des Halle'schen Waisenhauses, in welches er schon in üher Jugend eintrat. Nach der Confirmation wurde er der Schule des Klosters ergen bei Magdeburg zu weiterer Ausbildung übergeben und kehrte dann nach alle zurück, um an der Hochschule, zugleich eigener Wahl und dem Wunsche ines Vaters folgend, wie seine vier älteren Brüder sich auf die geistliche Laufahn vorzubereiten. Bald nach seinem Abgange von Halle, wo er neben den fachissenschaftlichen auch philosophische Studien betrieben hatte, fand er eine Anstellung s Schulrector und Prediger an der Stadtkirche in Möckern bei Magdeburg, rheirathete sich 1775 mit der Tochter des Stadtcantors Hölzer in Burg und lgte 1777 einem Rufe als Prediger an die Johanniskirche in Magdeburg. ier rückte er während eines mehr als zwölfjährigen Wirkens bis zur ersten telle vor und erwarb sich zudem durch schriftstellerische Thätigkeit einen gelehrten amen. Dadurch auf ihn aufmerksam geworden, schlug ihn der Generalsuperintendent J. Chr. Fr. Löffler in Gotha (s. A. D. B. XIX, 106 f.) nach dem bleben des Oberhofpredigers und Consistorialrathes Chr. Wilh. Bause († am 0. April 1789) neben mehreren Anderen für dessen Beamtungen vor und ogte dann im Auftrage Herzog Ernst's II. bei ihm an, ob er einem etwa an n ergehenden Rufe zu folgen geneigt sei. Schäffer's offene Antwort, daß er h von seiner Gemeinde, deren Liebe und Achtung er besitze, nur ungern trennen nd als schlichter und gerader Mann kaum an einen Hof passen würde, nahm n Herzog sogleich für ihn ein, sodaß er ihn als Bause's Nachfolger zu sich rief. 1790 trat er in sein neues Amt ein, entsprach aber bei aller theologischen Gelehrsamkeit doch als Kanzelredner den gehegten Erwartungen nicht anz, weshalb denn auch abfällige Urtheile über ihn laut wurden, denen Ernst II. it den Worten begegnete: „Ich schätze den Mann, denn er glaubt, was er hrt." (Die von A. Beck — s. u. — überlieferte Fassung: „Ich habe einen chäfer haben wollen und dafür ein Lamm bekommen" ist wenig verbürgt.) n Gotha vermählte er sich wieder, da inzwischen seine erste Gattin gestorben ar, mit deren Schwester, einer Pfarrerswittwe, und nahm die Kinder der rigen Ehe in sein Haus auf, um an ihnen Vaterstelle zu vertreten. Auch nst erlebte er mancherlei ihn berührenden Wechsel der Zeit: den Tod seines

Gönners Ernst II. (1804), dem er eine Gedächtnißrede hielt, die Napoleon'schen Kriege von 1806—13, das unerwartete Hinscheiden Herzog August's (1822), welchem er in den letzten Stunden das Abendmahl reichte, das Erlöschen der gothaischen Hauptlinie mit Friedrich IV. (1825) und den Anfall des Herzogthums an Sachsen-Koburg (1826). Zuerst einer freieren theologischen Richtung huldigend, allmählich aber mehr strenggläubigen Ansichten zugeneigt, beharrte er fest bei dem, was ihm als Pflicht und Recht erschien, ohne dabei aber die von der Klugheit vorgeschriebenen Grenzen immer einzuhalten. Mit Löffler hatte er anfangs in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt; nachher war infolge theologischer Meinungsverschiedenheit und collegialer Mißverständnisse zwischen beiden eine Entfremdung eingetreten. Als nun nach dessen plötzlichem Tode (4. Febr. 1816) K. G. Bretschneider als Generalsuperintendent von Annaberg nach Gotha kam und S. diesen am 13. October des gleichen Jahres seiner neuen Gemeinde vorstellte, gedachte er jenes Zwistes in nachtheiliger Weise und sprach überdies die Erwartung aus, daß Bretschneider anderen Sinnes sein und in seinen Ansichten mit ihm übereinstimmen werde. Diese öffentliche Aeußerung mißbilligte der letztere am folgenden Tage bei seiner Einführung und Verpflichtung im Oberconsistorium, und die Bevölkerung der Stadt ergriff entschieden Partei für den Verstorbenen, so daß sich ein unerquicklicher Streit in gegenseitigen Flugschriften erhob, an welchem auch Friedrich Jacobs maßvoll theilnahm, und der zur Folge hatte, daß die zahlreichen Verehrer Löffler's ein schon vorher geplantes Denkmal desselben nunmehr ausführen und im Hofe des „Klosters" (Schulgebäudes) aufstellen ließen. — S. starb, über 80 Jahre alt, am 4. Januar 1831. Außer einzelnen Kanzelreden und mehreren auf jenen Handel bezüglichen Streitschriften hat er, theilweise ohne seinen Namen, im Druck erscheinen lassen: „Passionspredigten, nebst einer Auferstehungspredigt" (1784); „Revision der Streitsache des Hrn. Pastors Sturm mit dem Hrn. Pastor Goeze in Hamburg über die Gewohnheit, Missethäter zur Todesstrafe vorbereiten zu lassen" (1785); „Ueber Katholicismus, Vernunftreligion und vernünftiges Christenthum" (2 Thle. 1788—89); „Versuch, den Streit über Katholicismus und Proselytenmachen beizulegen" (2 Stücke, 1789—90); „Inconsequenzen und auffallende Widersprüche in der Kantischen Philosophie, besonders in der Kritik der reinen Vernunft" (1792); „Ueber des Herrn Professors Fichte Appellation an das Publikum, die Ihm beigemessenen atheistischen Grundsätze betreffend" (1799); „Apologie des Eides. Ein Seitenstück zu der Härter'schen Schrift: Ueber die Abschaffung aller Eidschwüre vor Gericht" (1809); „Apologie der Offenbarung und ihrer Unentbehrlichkeit" (1815) und „Neue Untersuchung über das Erlösungswerk Jesu und insonderheit über die Lehre von einer stellvertretenden Genugthuung und von der Erbsünde" (1817). Außerdem war er Mitarbeiter an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" und deren Fortsetzung, der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" (Bd. 87 bis zum Schlusse, 1787—1806), für die er gut geschriebene Beurtheilungen theologischer, homiletischer und philosophischer Werke lieferte.

Neuer Kirchen- und Kezzeralmanach auf das Jahr 1797, Deutschland (Schleswig) 1797, S. 187 f. — Meusel, G. T. — Der neue Thüringer Bothe, 1. Jahrg. 1831, Nr. 23, 30 u. 37. — Neuer Nekrolog, 9. Jahrg. 1831, 1. Thl. (1833), S. 42—46. — H. Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands, 3. Bd. (1833), S. 728—730. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Gotha 1854, S. 140. — Vgl. auch: Fr. Jacobs, Vermischte Schriften, 7. Bd.: Personalien, Leipzig 1840 (Einzelausgabe: 1848), S. 160—163. — K. G. Bretschneider, Aus meinem Leben, Selbstbiographie, 2. Ausg., Gotha 1852, S. 96 f. — H. A. O. Reichard

751—1828). Seine Selbstbiographie überarb. u. hrsg. von Herm. Uhde. tuttgart 1877, S. 505.

A. Schumann.

Schäffer: Friedrich Ferdinand Wilhelm Freiherr v. S.-nstein, großherzoglich hessischer General der Infanterie, am 9. December) zu Bettenhausen bei Kassel als Sohn des nachmaligen Generals Johann g Freiherrn v. S.-B. (s. d.) geboren, stand vom 15. December 1804 bis October 1806 als Junker und Fähnrich in dem zur westfälischen Brigade renden preußischen Füsilierbataillon v. Ernest, ward am 25. Februar 1807 ndlieutenant im großherzoglich hessischen Gardefüsilierbataillon, nahm im n Jahre am Kriege gegen Preußen, 1809—10 als Adjutant seines Vaters den Feldzügen in Spanien und 1813—15 als Hauptmann zuerst auf fran-cher, dann auf deutscher Seite an den Befreiungskriegen theil, gehörte in darauf folgenden Friedensjahren auch der Reiterei und dem Generalstabe ward zu auswärtigen Sendungen verwandt und wurde am 23. October 1847 Generalmajor Generaladjutant des Großherzogs. Als 1849 der badische tand ausgebrochen war, erhielt er den Oberbefehl der in der südwestlichen des Großherzogthums zusammengezogenen hessischen Armeedivision. In der t vom 28./29. Mai nahm eine Abtheilung derselben unter seiner persön-n Führung das von feindlichen Truppen unter dem sogenannten Oberst ler besetzte Worms. Beim Einmarsch nach Baden und den hier vorfallenden pfen befehligte er das Gros des Neckarcorps unter General v. Peucker. In nächstfolgenden Jahren wurden die militärischen Verhältnisse des Groß-gthums einer gründlichen Umgestaltung unterworfen; in Beziehung auf Aus-ung, Bewaffnung und Ausrüstung wurden große Fortschritte gemacht. An vorgenommenen Veränderungen hatte S., welchem am 14. Juni 1849 die ung des Kriegsministeriums und des Generalcommandos übertragen wurde, orragenden Antheil; am 1. October d. J. wurde er zum Kriegsminister zum Commandeur der Armeedivision ernannt, am 27. April 1859 aber, als die hessischen Truppen die Theilnahme am Kriege Oesterreichs gegen Frank-vorbereitet wurde, von dem Commando der Armeedivision entbunden und folgenden Tage zum Generalinspecteur der letzteren ernannt. Er starb am December 1861 zu Darmstadt.

Registratur der Großherzoglichen General-Adjutantur zu Darmstadt.

B. Poten.

Schäffer: Johann Georg Freiherr v. S.-Bernstein, großherzog-hessischer Generallieutenant, am 31. Mai 1757 zu Rotenburg an der Fulda ren, trat, nachdem er eine gute Erziehung genossen hatte, 1775 in das gräflich hessen-casselsche Jägercorps, mit welchem er im folgenden Jahre in ischem Solde nach Nordamerika eingeschifft wurde; am 12. December dieses res ward er zum Secondlieutenant befördert. Der Anerkennung der Dienste, he er dort, namentlich als Adjutant des Jägercorps geleistet hatte, verdankte daß er nach der Rückkehr, wo die Truppen sehr vermindert wurden, in der ver-benden Jägercompagnie Anstellung fand. Aus dem hessen-casselschen Dienste ging nachdem Unterhandlungen, welche ihn dem dänischen Heere zuführen sollten, sich hlagen hatten, 1790 in hessen-darmstädtische; der soeben zur Regierung ge-gte Landgraf Ludwig IX. ließ sich angelegen sein tüchtige Officiere zu ge-nen, mit deren Hülfe er seine Truppen umgestaltete. Er trat zunächst als itän in das neu errichtete leichte Infanteriebataillon, erhielt aber 1793 aus aß des Krieges gegen Frankreich den Auftrag, aus gelernten Jägern ein jägercorps zu bilden, mit welchem er am Feldzuge in der Pfalz und seit Herbste jenes Jahres in den Niederlanden Theil nahm. Bei Landau em-

pfing er die einzige Wunde in seinem Leben, in den Niederlanden befehligte er verschiedentlich gemischte Abtheilungen, deren Führung ihm großes Lob eintrug. Namentlich bewährte er sich im Winter 1793/94 als Commandant einer ausgedehnten Vorpostenstellung an der Lys als umsichtig und wachsam und in einem unglücklichen Gefechte bei Boxtel am 14. September 1794 durch kaltblütige Tapferkeit. Als 1796 hessische Truppen in englischem Solde an das adriatische Meer rückten, um in Triest nach Gibraltar eingeschifft zu werden, führte Oberst v. S. das 1. Leibgrenadierbataillon dahin; die Seefahrt unterblieb indessen und die Truppen kehrten Ende 1797 nach einem längeren Aufenthalte in Kroatien heim. Die darauffolgende Friedenszeit benutzte S. eifrigst, die Ausbildung der ihm unterstellten Truppen zu fördern; Dienstvorschriften, welche er damals ausgearbeitet hat, zeugen von seiner Sachkenntniß und allgemeinen Bildung. Mehrfach wurde er mit besonderen Aufträgen und mit Sendungen in das Ausland betraut. Als durch die in Deutschland vorgenommenen Gebietsveränderungen im J. 1802 das Herzogthum Westfalen an Hessen-Darmstadt gefallen war, erhielt S. den Oberbefehl der zur Besitzergreifung entsendeten Truppen; am 31. Mai 1803 wurde er zum Commandeur der dort stehenden Brigade Erbprinz ernannt, welche er mit schwerem Herzen 1806 als Bundesgenosse Frankreichs in das Feld führte. Dieselbe leistete vor Graudenz und vor Stralsund gute Dienste. Während der ersteren Belagerung lud ihn der Commandant der Weichselfeste, der alte Courbiere, zu einer Zusammenkunft ein, um das Vergnügen der Bekanntschaft mit einem so tüchtigen Gegner zu genießen. Seit dem 14. November 1806 war S. Generalmajor. Nachdem der nunmehrige Großherzog 1808 dem Kaiser Napoleon gegen die Spanier Heeresfolge hatte leisten müssen, entsandte er Anfang 1809 den General v. S. ebendahin, um das Commando seiner dortigen Truppen zu führen; derselbe hatte diesen vor allen Dingen eine bessere Behandlung seitens der Franzosen zu erwirken. S. übernahm das Commando einer Brigade der deutschen (3.) Division unter General Leval, welcher ihm das Verdienst der glücklichen Entscheidung des ersten Kampfes, an dem er Theil hatte, zuschrieb; es war das Gefecht von Meza de Ybor am 17. März. Schäffer's Namensvetter, der General Konrad v. Schäffer, nimmt jene Ehre freilich in seinen Denkwürdigkeiten (S. 534) für die von ihm selbst befehligten Nassauer in Anspruch. Am 28. Juli focht er mit großer Auszeichnung in der verlorenen Schlacht bei Talavera de la Reyna, Mitte September übernahm er das Commando der deutschen Division; den Ruhm, welchen diese in der Schlacht bei Ocaña am 19. November erwarb, haben die französischen Berichte umsonst zu verdunkeln gesucht. Mißmuth über die bestehenden Verhältnisse und Gesundheitsrücksichten veranlaßten S. schon 1809 um seine Abberufung zu bitten. Mitte 1810 kehrte er auf seinen Posten in Westfalen zurück, welchen er inne hatte, als 1813 die Verbündeten dort einrückten. Der Großherzog berief ihn nun behufs Aufstellung eines freiwilligen Jägercorps und Einrichtung der allgemeinen Landesbewaffnung nach Darmstadt. Als er diese Aufträge erledigt hatte, kehrte er 1814 nach Westfalen zurück. 1816 übergab er die Provinz an Preußen. 1815 hatte ihn der Auftrag, einen Hülfsgeldervertrag mit England zu schließen, zu Wellington's Hauptquartier nach Paris geführt; die Ereignisse überholten indes das Zustandekommen. 1816 mit der Ordnung der Landesbewaffnung auf dem linken Rheinufer betraut, nahm er seinen Wohnsitz zu Worms, wo er am 7. September 1838 gestorben ist. Im ausübenden Dienste nicht weiter verwandt, genoß er die seltene Ehre, in den Listen der activen Generale bis zu seinem Tode fortgeführt und am 11. April 1830 zum zweiten Inhaber des Leibregiments (jetzt Nr. 117) ernannt zu werden. Er hatte 1787 den Reichsadel erworben und war 1813 in den Freiherrenstand erhoben worden.

Mittheilungen der Großherzoglichen General-Adjutantur. — Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1839, Nr. 1. — Geschichte des 4. Großherzoglich Hessischen Infanterie-Regiments Nr. 118 von Hauptmann Keim, Berlin 1879.

B. Poten.

Schaffgotsch: Christoph Leopold, Freiherr v. S., geboren am 8. April 23 zu Trachenberg, † am 30. Juni 1703 zu Breslau, ein Sohn des zu gensburg enthaupteten Hans Ulrich S., wurde nach seinem Uebertritt zur alten rche von den Jesuiten zu Olmütz erzogen und trat am 5. August 1641 wieder den Besitz der bei der Verhaftung seines Vaters vom kaiserlichen Fiscus ein- zogenen Herrschaft Greiffenstein. Nachdem er seine Studien in Ingolstadt be- det, begab er sich in kaiserliche Kriegsdienste und zeichnete sich 1647 in Eger s, „wo er als einziger kaiserlicher Hauptmann die Kapitulation mit den chweden nicht unterzeichnen wollte". Im J. 1649 ernannte ihn Ferdinand III. m ersten Oberamtsrath in Schlesien, am 9. November führte ihn sein Oheim eorg Rudolf v. Liegnitz in sein Amt ein, im folgenden Jahre erhielt er die errschaft Kynast zurück, und 1651 übertrug ihm der Kaiser das von seiner amilie seit alten Zeiten innegehabte Erbhofmeister- und Erbhofrichteramt in n Fürstenthümern Schweidnitz-Jauer. 1654 nahm er im Auftrage des Kaisers e Huldigung für den Fürsten von Auersberg in dem diesem verliehenen Fürsten- ume Münsterberg vor, 1662 erhielt er das ungarische Indigenat und Baronat, 65 ward er Präsident der schlesischen Kammer und Landeshauptmann von chweidnitz-Jauer, 1672 Oberlandeshauptmann von Schlesien. Viermal, 1667, 68, „wobei er den Michael Wisnowiesky auf den Thron befördert", 1670 und 74 ging er als kaiserlicher Gesandter nach Polen. Beim Aussterben der iasten übernahm er die Fürstenthümer Brieg, Liegnitz und Wohlau für den aiser, wurde 1683 dem Polenkönige Johann Sobiesky als kaiserlicher Bevoll- ächtigter entgegengeschickt und wohnte dem Entsatze von Wien bei. 1694 legte m Kaiser Leopold zu Wien in schmeichelhaftester Weise persönlich den Orden s goldenen Vließes an. Er war geistig regsam und nicht ohne Sinn für ge- einnützige Interessen; von ihm rührt der 1668 begonnene Bau der Capelle f der Schneekoppe her. Papst Innocenz XI. schätzte ihn hoch, und er stand t den Cardinälen Spada, Barberini, Santa-Croce u. a. in lebhaftem Brief- chsel. Von 1656—1693 war er mit Agnes Freiin v. Rackwitz, einer ver- ittweten Gräfin Promnitz, vermählt.

Nach Thomas (Hans Ulrich Schaffgotsch, Hirschberg 1829) und nach An- gaben des Warmbrunner Archivs.

J. Krebs.

Schaffgotsch: Hans Ulrich, Freiherr von S., geboren am 28. August 95 auf dem Schlosse Greiffenstein in Schlesien, erbte nach dem 1601 erfolg- n Tode seines Vaters Christoph und eines Verwandten Adam von Schaffgotsch e großen Güter Greiffenberg, Greiffenstein, Kynast, Giersdorf, Schmiedeberg u. am Iser- und Riesengebirge, sowie die freie Standesherrschaft Trachenberg- ausnitz in Niederschlesien. Nach sorgfältiger Vorbereitung bezog er die Uni- rsitäten Tübingen, Altdorf, Leipzig und bereiste von 1611—1614 Italien, panien, Frankreich, England und die Niederlande Nach seiner Rückkehr über- hm er die selbständige Verwaltung seines umfangreichen Besitzes. Am An- nge des 30jährigen Krieges wurde er seitens der schlesischen Stände mehrfach Gesandtschaften nach Prag verwandt, gehörte 1619 zu der Zahl der schlesi- n Defensoren und war bei der Krönung des Winterkönigs zugegen. Am . October 1620 vermählte er sich mit der um zwei Jahre älteren Barbara gnes v. Brieg, einer Schwester der Piastenherzöge Johann Christian und Georg dolf. Nach der Schlacht am weißen Berge übernahm er das Oberstenamt

im dritten Kreise, leistete am 3. November 1621 auf der königlichen Burg zu Breslau vor Kurfürst Johann Georg von Sachsen den neuen Treueid für Kaiser Ferdinand II. und warb 1626 bei dem Einbruche der dänisch-mansfeldischen Völker in Schlesien auf Befehl des Kaisers ein Regiment Arkebusiere. Im Herbst dieses Jahres focht er mit Pechmann und Dohna gegen die weimarschen Truppen in Oberschlesien und machte 1627 an der Seite des Herzogs von Friedland, zu dem er als Grenznachbar schon früh in nähere Beziehungen trat, den kurzen und glücklichen Sommerfeldzug gegen die Dänen mit. Bei den anläßlich der Krönung Ferdinand's III. zum böhmischen Könige in Prag veranstalteten Festlichkeiten war er zugegen, betheiligte sich (23. November) bei dem großen Turniere und wurde am 4. December 1627 daselbst vom Kaiser „mit dem Ehrenworte Semperfrei und dem Prädicate Hochwohlgeboren" ausgezeichnet. Im J. 1630 errichtete er nach der Landung Gustav Adolf's abermals ein Regiment Arkebusiere für die unter Tiefenbach in Schlesien stehenden Kaiserlichen. Nicht lange darauf, am 24. Juli 1631, starb seine Gemahlin Barbara Agnes, und da seine Stiefschwester Anna Ursula v. Hohenzollern sich seiner noch im jugendlichen Alter befindlichen fünf Kinder treulich annahm, warb er zu seinen Reitern noch ein Fußregiment unter dem Herzoge von Friedland, der ihn am 8. April 1632 zum Generalwachtmeister ernannte. Im Verlaufe des während der Jahre 1632 und 1633 in Schlesien geführten Krieges zeichnete er sich besonders in den beiden Treffen bei Steinau aus; an der am 11. October 1633 erfolgten Einschließung und Gefangennahme des Grafen Heinrich Matthias v. Thurn in den Steinauer Schanzen hatte er den Hauptantheil. Auch bemühte er sich in den genannten Jahren mit Eifer, wenn auch vergeblich, seine Schwäger, die Piastenherzöge, auf die kaiserliche Seite zu ziehen. Nach Waldstein's Abzuge aus Schlesien erhielt er den Oberbefehl über die in der Provinz zurückgebliebenen kaiserlichen Truppen und versuchte nun die noch von den Schweden und Sachsen besetzt gehaltenen fünf schlesischen Städte in seine Gewalt zu bringen. Dies gelang ihm aber nur mit Liegnitz und Ohlau. Die Stadt Breslau zwang er durch eine für ihren Handel sehr lästige Einschließung zu dem Vertrage vom 11. November 1633, worin sie der schwedisch-sächsischen Besatzung auf dem Dome weitere Unterstützung an Munition und Proviant zu versagen gelobte. Ein von ihm am 25. November unternommener Angriff auf die Dominsel hatte keinen Erfolg. Gegen Ende des Jahres 1633, um die Zeit, wo Graf Gallas und Rudolf Colloredo in Glogau eintraf und das Obercommando in Schlesien übernahm, erhielt S. in Ohlau plötzlich den Befehl, vor dem General in Pilsen zu erscheinen. Da er damals noch mit den Breslauern in Unterhandlung stand, so nahm er an, die Vorladung beziehe sich auf seine Tractaten mit der Stadt. Unverzüglich reiste er ab und erreichte schon am 4. Januar 1634 Pilsen. Ilow theilte ihm am folgenden Tage Ilow den Grund der Verstimmung des Generals gegen den Wiener Hof und Waldstein's Absicht das Commando niederzulegen mit und forderte den Freiherrn auf, mit den übrigen Officieren den Feldherrn um Aenderung seines Entschlusses zu bitten; auch schlug er schon jetzt eine schriftliche Verwahrung der sämmtlichen höheren Officiere gegen die Questenberg'sche Instruction wegen der Quartiere vor. Der durch diese Eröffnungen bestürzt gewordene S. äußerte sein Bedenken über letzteren Vorschlag, der ihm als Verstoß gegen die militärische Disciplin vorkam, und machte seine weiteren Entschließungen von einer Rücksprache mit den übrigen Officieren abhängig. Gleich darauf wurde der Freiherr zu einer längeren Besprechung mit dem General befohlen, in der die 19 Punkte des bekannten Memorials „Statum Silesiae betreffend" zwischen beiden Männern berathen wurden. Ein Theil dieser Punkte war rein militärischer Natur, und S. that einfach seine Pflicht als Soldat, wenn er als

Untergebener und als mit den Verhältnissen Schlesiens vertraut seinem Feldherrn dabei mit Rath an die Hand ging. Andere Theile des Memorials enthielten dagegen unzweifelhafte Eingriffe des Generals in die Rechte des Landesherrn. Der durch das Vertrauen des allmächtigen Herzogs von Friedland berauschte, in politischen Dingen ganz unerfahrene S. erkannte dies entweder nicht, oder er nahm die Vorschläge seines Generals, von denen er recht wohl wußte, daß sie bei der Eigenart der schlesischen Verfassung ganz unausführbar waren, ohne Widerspruch entgegen, weil ihm der Muth fehlte, dem gewaltigen Mann seine Gedanken darüber offen zu enthüllen. Damit betrat er die abschüssige Bahn, die ihn dann rasch dem Ende seiner Laufbahn zuführte. Ungewandt und wie immer das Herz auf der Lippe tragend, zeigte sich der Freiherr ferner auf einem zwischen dem 6. und 12. Januar abgehaltenen Gastmahle bei Trzka; seine daselbst gethanen Aeußerungen hat der bekannte Croatenführer Isolano später als Belastungsmaterial gegen S. dem Hofe kundgegeben. Seine anfänglichen Bedenken gegen eine schriftliche Verwahrung der höheren Officiere ließ er nach der Besprechung mit den mittlerweile in Pilsen eingetroffenen höheren Befehlshabern bald fallen. Nach dem Gastmahl der Generale hatte der Freiherr eine dritte Audienz bei dem Herzoge. Derselbe befahl ihm seinen Rückweg nach Schlesien über Glogau zu nehmen, dem dort befindlichen Generallieutenant Gallas Ordre zur Abreise nach Pilsen zu überbringen und an seiner Stelle, wie schon im October 1633, den Oberbefehl in Schlesien zu übernehmen. Gleichzeitig gab ihm der ohne Wissen des Freiherrn zum Feldmarschall ernannte Piccolomini ein Schreiben an Gallas mit, einen wahren Uriasbrief, den er bei Kenntniß seines Inhalts wohl kaum befördert haben würde. Bei seiner Ankunft in Glogau, wo die Generale Gallas, Colloredo, Hatzfeldt und Götz gleichsam im Mittelpunkte der militärischen Gegenverschwörung weilten, wurde S. arg enttäuscht. Nachdem er seinen Auftrag bestellt, eröffnete ihm Gallas, daß nach dem vom Freiherrn abgelieferten Briefe Piccolomini's nicht S., sondern der gleichfalls ohne Wissen des Freiherrn zum Feldmarschall beförderte Colloredo das Commando in Schlesien übernehmen werde. S. war im ersten Augenblicke ganz starr vor Staunen und brauchte einige Zeit, bis er dies „verstanden". Dann zeigte er sich jedoch bereit, zurückzutreten und sich nach seinem alten Quartier Ohlau zu begeben, wenn ihn Gallas bei dem Feldherrn entschuldigen und ihm weitere Verhaltungsmaßregeln aus Pilsen zusenden wolle. Ein Versuch des Freiherrn, die wahre Gesinnung des Generallieutenants zu erkunden, schlug fehl. Gallas blieb diplomatisch verschlossen, bestärkte S. nur in dessen Entschlusse, den Pilsener Revers nicht von den kaiserlichen Officieren in Schlesien unterschreiben zu lassen, und hat später ebenfalls einige Aeußerungen, zu denen sich S. bei ihrem Gespräche hinreißen ließ, den Proceßacten gegen den Freiherrn überliefert. Am 25. Januar traf Hans Ulrich wieder in Ohlau ein und sah, vereinsamt und unfähig sich der großen Autorität seines Feldherrn zu entziehen, dem weiteren Verlaufe der Ereignisse mit Bangen entgegen. Denn seine Lage war durch den Ende Januar erfolgten Abfall der Stadt Breslau vom Novembervertrage und ihren neuen Bund mit den Schweden erheblich erschwert worden, und alle seine Handlungen wurden von Colloredo, Hatzfeldt und Götz aufmerksam überwacht. In dieser schlimmen Lage ging ihm nun plötzlich aus Pilsen die Weisung zu „allen seinen Commandanten und Officieren zu befehlen, keine Ordre vom kaiserlichen Hofe anzunehmen oder einer solchen zu parieren". Damit war er vor die Entscheidung gestellt: entweder für oder wider den Kaiser! Als politisch unerfahrener Schlesier, der weder für Ferdinand II. noch für Waldstein besondere Sympathien empfand, entschied er sich für das Gefährlichste, was er in seiner Stellung thun konnte; um es mit keinem von beiden zu verderben, wählte er einen

Mittelweg. Er beschloß, in der Meinung, „daß alle Generalspersonen dem Friedländer hielten", als scheinbar treuer Diener des Herzogs diesen Buchstaben und Schreiben, so Ihrer Majestät nit schaden mögen, zu tiren und bei guter Hoffnung zu erhalten" und in Wahrheit doch nichts den Kaiser vorzunehmen. Infolgedessen berichtete er auf Trzka's fleißig nach Pilsen und stellte sich dort als treuesten Parteigänger des länders hin; daher galt er daselbst als unbedingt zuverlässig, wurde auch zum Feldmarschall befördert, noch zum zweiten Male nach Pilsen bes Was er aber von Ohlau an Trzka meldete, war nach seinen eigenen nur „der Schein der Wahrheit", er schrieb, „was da nit geschehen, n schehen können oder doch Ihrer Majestät nicht schädlich sein mögen". unbedachten Entschlusse entsprach dann sein Handeln völlig. Er führte d von Pilsen zugehenden Befehle entweder garnicht oder, wenn es zur Abw Verdachtes nicht anders ging, in lauer und schwächlicher Weise aus. De sener Schluß legte er seinen Officieren nicht zur Unterschrift vor, aber dies im tiefsten Geheimniß und gewann somit keinen Zeugen für diese im der kaiserlichen Partei verdienstvolle That. Auf die von Trzka erhaltene richt, daß Colloredo nach Pilsen berufen worden sei, bemächtigte sich sei Befürchtung, derselbe könne die Wahrheit über sein doppeltes Spiel an de bringen. „Um mit der Vorklag' gegen Colloredo bei Zeiten einzukom schrieb er in letzter Stunde, als anderwärts die Würfel schon gefallen den bekannten Ziffernbrief vom 23. Februar, worin er seine Ergebenheit den Herzog in übertriebenster Weise betheuert. Schon zwei Tage vorher be Hatzfeldt und Colloredo, der insgeheim einen Theil der Obersten des Fr schon vorher gewonnen hatte, über die gegen S. zu ergreifenden Maß Am 24. Februar wurde er zu Ohlau durch den von Colloredo gesandten mann d'Espaigne vom Aldringenschen Regiment auf kaiserlichen Befehl ve und nach Beschlagnahme seiner Papiere (darunter befanden sich die Geg für seinen Schriftwechsel mit Trzka und das sogenannte Memorial) am den Tage nach der Festung Glatz geführt. In dieser Stadt blieb er ein Wochen zuerst in milder, dann, nachdem die Nachricht von dem zu Tropp folgten Aufstande des Oberstlieutenants Freiberg und des Schaffgotsch'schen Fe ments eingetroffen war, in strengerer Haft. Die spätere Untersuchung seine völlige Unschuld an den Troppauer Vorgängen. Auf sein Ansuchen S. in der zweiten Hälfte des April 1634 nach Wien gebracht, wo er ei faches Verhör zu bestehen hatte. Schon jetzt machte man ihm hauptsächl Abfassung des Memorials zum Vorwurf und verfügte die Vornahme der gegen ihn, doch ohne sie vorläufig in Anwendung zu bringen. Im Jun fand seine Ueberführung zu den übrigen Gefangenen nach Pilsen, bei Einfalle in Böhmen am 20. Juli die Abreise sämmtlicher Angeklagte Budweis statt; am 18. Februar 1635 trafen sie in Regensburg, dem S endlich zusammengetretenen Kriegsgerichts ein. Um Mitte März wurd Sitzungen desselben eröffnet, und schon am 31. März verurtheilte es S., mündlich und in einer 75 Seiten langen Eingabe schriftlich vor dem G hofe verantwortet hatte, zum Tode. In seiner Vertheidigungsschrift find der Satz: „Ihro Majestät müßten Ihr und denen, so Ihr gerathen berg Gewalt dem Friedländer zu geben, die Schuld beimessen und nit einem Diener, so Sie unter seine Gewalt gegeben." Ferdinand II. ließ das durch eine besonders dazu gebildete Civilcommission und den Hofkriegsrath holt prüfen und durch beide noch besondere Gutachten darüber ausarbeit S. der scharfen Frage zu unterwerfen sei. Beide Behörden bejahten Civilcommissare mit der Begründung, daß S. durch seine Verurtheilun

„als ein Straſknecht; nit anders als ein Cadaver mortuum, wie die Jura
" anzuſehen ſei; der Hofkriegsrath mit den Worten: S. ſei der Mitwiſſen-
am Verrathe des Friedländers bereits überwieſen, laut des bei ihm gefun-
Memorials habe er den Statum politicum in Schleſien invertiren, Ihrer
eſtät Dero hohe Regalien entziehen wollen und ſich alſo gleichſam als einen
tor dieſes gefährlichen Tradiments erzeigt. Im Widerſpruche damit gab
der unter dem Vorſitz des gegen S. beſonders eingenommenen Grafen Hein-
Schlick tagende Hofkriegsrath die Weiſung, der Scharfrichter möge von
Feldprofoßen beſonders inſtruirt werden, damit die vielen ſtarken Präſumpti-
in der Anklage durch die Thätigkeit des Henkers und ein umfaſſenderes
ändniß des S. beſſer erläutert würden. Die am 4. Juni im Regensburger
haufe vorgenommene, in elfmaliger Anwendung der Wippe beſtehende drei-
dige Folterung brachte im ganzen keine neuen Belaſtungsmomente zu Tage
befreite dadurch auch die übrigen Angeklagten von der gegen ſie angeordne-
Tortur. Der S., ſchreibt der Vorſitzende des Kriegsgerichts am 12. Juni,
in der Tortur nichts bekannt, derowegen die anderen nicht zu der Tortur
nnt worden, weil von dem S. nichts zu bringen geweſen. Trotzdem be-
gte der Kaiſer am 5. Juli das Todesurtheil, das am Morgen des 23. Juli
5 in Regensburg mit dem Schwerte an ihm vollzogen wurde. S. ſtarb
dig und gefaßt. Er iſt mit der Ueberzeugung in den Tod gegangen, daß er
Verbrechen gegen den Kaiſer begangen, daß er unter dem Zwange der Ver-
niſſe gegen den Herzog von Friedland im weſentlichen nicht anders habe
deln können, weil er vom Kaiſer zum Gehorſam gegen den General verpflich-
und durch keinen kaiſerlichen Befehl von dieſem Gehorſam entbunden worden
Seine Beſitzungen am Gebirge und die Standesherrſchaft Trachenberg
den ſchon im April 1634 vom Kaiſer eingezogen; die letztere verlieh Ferdi-
d II. am 10. Auguſt 1641 an den Grafen Melchior v. Hatzfeldt. Die
ter am Rieſengebirge erhielten die Söhne Hans Ulrich's, nachdem ſie um die
te des Jahres 1636 katholiſch geworden waren, 1641 und 1650 zurück.

Nach meiner im Druck befindlichen, bei W. G. Korn, Breslau 1890, er-
ſcheinenden Lebensbeſchreibung des Freiherrn, die ſich auf das Warmbrunner
nd das fürſtlich Hatzfeldt'ſche, die beiden Breslauer und verſchiedene Wiener
chive ſtützt.

J. Krebs.

Schaffgotſch: Philipp Gotthard Graf v. S., Fürſtbiſchof von
eslau, geboren zu Warmbrunn am 3. Juli 1716, † am 5. Januar 1795
Schloß Johannesberg, Sohn des Reichsgrafen Hans Anton, Erbherrn auf
aft und Greiffenſtein, kaiſerlichen Oberamtsdirectors in Schleſien. Als jün-
Sohn für den geiſtlichen Stand beſtimmt, ward er zu Rom von den Je-
n erzogen, empfing ſchon mit 15 Jahren die niederen Weihen und, nachdem
738 in Wien zum Prieſter geweiht worden, ein Kanonikat zu Olmütz und
auch von ſeinem Gönner, dem Fürſtbiſchof Cardinal Graf Sinzendorf ein
tes zu Breslau, zu denen dann die Gunſt König Friedrich's noch ein drittes
nominelles an dem ſäculariſirten Stifte von Halberſtadt gefügt hat. Nicht
l geiſtliche als geſellſchaftliche glänzende Eigenſchaften, vor allem ein mun-
Sinn und eine geiſtſprühende, allerdings zur Spötterei hinneigende Rede-
zeichneten ihn aus und gewannen ihm die Huld des Cardinals Sinzendorf,
ihn auch 1740 zu dem Conclave nach Rom mitnahm. Als dann Breslau
ganz Schleſien preußiſch wurden, war S. das einzige Mitglied des Bres-
Domcapitels, welches ſich nach dem Vorbilde des Cardinalbiſchofs ent-
den auf die Seite des jungen Herrſchers ſtellte. Deſſen Gunſt vermochte er auch

bald, vermöge seiner geistvollen Unterhaltungsgabe, deren Aeußerungen al
nicht selten die Grenze dessen, was für einen katholischen Geistlichen als
angesehen werden kann, überschritten, in hohem Maße zu erlangen. Dem
erschien die etwas leichtfertige Art des jungen Domherrn nur als löblich
heit von Vorurtheilen, und wenn Schaffgotsch's Collegen im Capitel
wegen seines Eintritts in den Freimaurerorden als dem Banne verfallen
so nahm das der König, der ja bekanntlich selbst Freimaurer war, in
Grade übel, und auch das etwas lockere Leben des Domherrn war er ge
dessen Jugend zu Gute zu halten. Dagegen sahen die fast durchgäng
reichisch gesinnten Herren vom Domcapitel die Gunst, in welcher ihr
College bei dem Könige stand, mit Mißgunst an, meinten, diese Gunst
Preisgebung kirchlicher Interessen erkauft und ließen Berichte in diese
nach Rom gelangen, ohne daß die Versuche des Cardinals zu entschuld
zu begütigen großen Erfolg hatten, schon weil ja der Cardinal, was da
um die Gunst des protestantischen Königs anbetraf, gleichen Verdächtigun
gesetzt war. Dagegen ließ ein Aufenthalt von S. am Berliner Ho
Wende des Jahres 1742 seine Gunst bei dem Könige in solchem Maß
daß der Letztere sich entschloß, dem Grafen die Nachfolge auf dem
Bischofsstuhl beim Tode des kränklichen Cardinals Sinzendorf durch
nennung zum Coadjutor schon jetzt zu sichern, ein Plan, den er selbst da
aufgeben oder auch nur vertagen mochte, als sich herausstellte, daß er
selben durchführen zu können, den bisher so eifrig verfolgten Gedanken
richtung eines Generalvicariats für alle preußischen Staaten als höchster
für die Angelegenheiten der katholischen Kirche, würde fallen lassen
Allerdings blieb die Schwierigkeit, den Papst zu vermögen, den bei der
von S. nothwendigen Dispens zu gewähren. Hinter diesen Dispens ko
die von den Feinden des Grafen fleißig genährte Abneigung des Papst
den königlichen Günstling bequem verstecken, und dieser Letztere gab dur
sonnenheiten und einen wenig erbaulichen Lebenswandel seinen Gegner
neue Waffen in die Hand. Der Cardinal, der nur schwer dahin hatte
werden können, sich einen Coadjutor gefallen zu lassen, in welchem er nichts
ihm selbst gesetzten „Praeceptor" erblickte, kam endlich darauf, dem G
höhere kirchliche Würde dadurch zuzuwenden, daß er demselben 1743 d
eines Abtes in dem angesehenen und wohlhabenden Sandstifte zu Bre
schaffte, was auch nur durch eine starke Pression auf die Conventualen,
geistliche und weltliche Gewalten zusammenwirkten, möglich ward. Ab
der König noch Graf S. dachten daran, dies etwa als Abfindung a
wollen und nun auf den Plan der Coadjutorie zu verzichten, wenn
als zweckmäßig erscheinen konnte, der neuen Würde aus der Stiftskasse
gemessenes Einkommen zu sichern. Um den Widerstand des Papstes
zu machen, wußte endlich selbst der Cardinal keinen andern Rath, als daß der
Nominationsrecht für die geistlichen Beneficien in demselben Maße in
nähme, wie dies andere Souveräne und auch seine Vorgänger, die Kö
Böhmen bezüglich der Wahl der Breslauer Bischöfe fast regelmäßig geü
Kraft dieses Nominationsrechtes ward 1744 Graf S. zum Coadjutor
succedendi, und gleichzeitig zum Fürsten ernannt, ohne daß den D
deren Wahlrecht als mit der Souveränität des Königs unvereinbar erkl
ein Widerspruch gestattet worden wäre, und ohne daß das Ausbleiben
lichen Bestätigung eine Berücksichtigung gefunden hätte.

Als aber nun S. sein Ziel erreicht hatte, gab er sich große Mü
bisherigen Gegner zu versöhnen. Er zeigte ein lebhafteres Interesse für
Dinge, erwies sich freigebig für fromme Zwecke, benutzte die Gunst de
um Vortheile für das Bisthum und das Domcapitel zu erlangen, dess

gstens' insoweit, daß öffentliches Aergerniß vermieden wurde und
mit Gunstbezeugungen auch gegenüber seinen bisherigen Feinden

n am 28. September 1747 der Cardinal Sinzendorf starb, nahm
König unverzüglich zum Bischof ernannt hatte, nur die vorläufige
es Bisthums an, um, wie er dem Papste schrieb, schlimmere Nach-
e Kirche zu verhüten, überließ aber sonst demüthig dem Papste
ung. Als dieser nun zur Untersuchung der Sache einen Nuntius
sandte, kamen demselben von allen Seiten günstige Urtheile über
n Coadjutor zu, und selbst das Domcapitel, welches anfänglich nur
nd unter starker Pression der Regierung in einem demselben geneig-
richtet hatte, verwandte sich schließlich ernstlich für seine Bestätigung
der Hoffnung, damit für künftige Fälle sich eine Anerkennung
echtes zu sichern. Wirklich hat der König nach dieser Seite hin
gemacht, allerdings unter Vorbehalt seines Rechtes, nur eine der
ne Persönlichkeit auf den bischöflichen Stuhl gelangen zu lassen.
. März 1748 hat dann der Papst, obwol der Wiener Hof sich be-
Person Schaffgotsch's abgeneigt zeigte, den Letzteren als Bischof
präconisirt, ohne dabei, wie es z. B. bei den von dem Könige
h ausgehenden Bischofsernennungen zu geschehen pflegte, der Nomi-
den Landesherrn zu gedenken.

Friedrich hatte die erfolgte Aussöhnung seines Schützlings mit den
walten gern gesehen, ja sogar gefördert, und der Regierungsantritt
schofs schien eine Zeit erwünschtesten Einvernehmens zwischen den
d geistlichen Gewalten heraufzubringen zu sollen. Allerdings ver-
ig ein schärferes Geltendmachen der kirchlichen Ansprüche von einem
einem Vorleben, wie es S. hatte, mit weniger Geduld, als er es
m Anderen gegenüber gethan hätte; aber im ganzen bewahrte er
eine Gunst, und in dessen beständigen Reibungen mit dem unruhi-
iganten, aber preußenfreundlich gesinnten Propste Bastiani, suchte
wol dabei manche Unregelmäßigkeiten von S. in der Verwaltung
s ans Licht kamen, mit vorsichtiger Vermittelung die Würde des
ahren, ja noch 1755 ließ er bei einem Conflicte des Letzteren mit
en Minister v. Massow den Letzteren fallen, der seine Entlassung
Bischof setzte die Ernennung seines Bruders Wenceslaus zum General-
und als 1756 der große Krieg ausbrach, stellte sich S. in seinen
auf die preußische Seite mit größerer Entschiedenheit, als streng
on einem Kirchenfürsten, dessen Sprengel auch über österreichische
streckte, hätte verlangt werden können. Er versicherte dem Könige,
sterreichische Sclaverei bis zum letzten Augenblicke seines Lebens ver-
de.

e Schlacht bei Kolin scheint den Bischof nachdenklich gemacht zu
ls dann im Laufe des Sommers 1757 immer neue Unfälle den
, berichtete der schlesische Minister v. Schlabrendorf dem Letzteren
über den Bischof, welcher der steigenden Entmuthigung der Einwoh-
ffentlich Vorschub leiste und selbst mit den Oesterreichern Anknüpfun-
e er denn sogar sich gerühmt habe, der Wiener Hof werde ihn mit
n aufnehmen, weil man wisse, daß er als vertrauter Günstling des
je Heimlichkeiten von diesem zu erfahren Gelegenheit gehabt. Ob-
König daran zweifelte, daß der Bischof nach allem, was voran-
leicht seinen Frieden mit dem Wiener Hof werde machen können;
er sich doch, in scharfem Tone, fast drohend, am 12. September

1757 an den Bischof zu schreiben, worauf dann dieser gar nicht antworte
er gleich nicht unterließ, zu dem Siege von Roßbach seinen Glückwu
zusprechen.

Als dann am 24. November 1757 die Oesterreicher Breslau ei
erhielt der Bischof von der Kaiserin, die ihm noch immer höchlich u
die Weisung, sich nach seinem auf österreichischem Gebiete gelegenen
Johannesberg zu begeben und dort während der Dauer des Krieges zu
Die Reise dahin trat S. am 5. December, dem Tage der Schlacht bei
an, begab sich aber, ohne der durch diese letztere herbeigeführten gänzli
gestaltung der Lage irgendwie Rechnung zu tragen, von Johannesberg n
mährischen Kloster. Dieser Schritt ward nun von König Friedrich
Desertion, als ein Uebergehen in das Lager des Feindes angesehen. E
den Bischof für einen Verräther, legte Beschlag auf alle Einkünfte des B
welches letztere er sequestriren ließ, und verbot auch den schlesischen G
von S. ferner Befehle anzunehmen; als Generalvicare fungirten D
des Domcapitels, vornehmlich der Canonicus v. Frankenberg, die Sp
besorgte der Weihbischof.

Nach dem Frieden 1763 bat S. den König demüthig unter eid
gebenheitsversicherungen um Wiedereinsetzung in das Bisthum, und au
Clemens XIII. verwandte sich für ihn, während man von Wien aus
Frage, ob man hier die Restitution des Bischofs verlange, verneinend
tete und ihn nur der Gnade des Königs empfahl. Dieser ließ zwar die a
Amnestie auch für S. gelten, so daß derselbe zurückkehren durfte, ließ i
den Schwarzen Adlerorden absordern, wies ihm Oppeln zu ausschl
Wohnsitz an und nöthigte ihn, dem Weihbischofe v. Strachwitz so u
Vollmachten zu ertheilen, daß dieser thatsächlich als der eigentliche
Bisthums anzusehen war. Versuchen des Bischofs, allmählich wieder ein
Wirksamkeit zu erlangen trat der schlesische Minister v. Schlabrendorf
seliger Wachsamkeit entgegen. Dessen alte Abneigung gegen S. war du
Bestechungsversuch desselben nur noch verschärft worden, und er beantr
und fort die strengsten Maßregeln gegen ihn, auf welche der König ei
doch Bedenken trug. Wohl aber wurde S. mit Strafen bedroht, wen
nicht in seinen Schranken halte. Diese mißlichen Verhältnisse und an
Geldverlegenheiten, denen abzuhelfen sich das Domcapitel einmal herbe
dadurch aber den Zorn des Königs in hohem Maße erregt hatte, bew
am 4. April 1766 nach seinem jenseits der Grenze gelegenen Schlosse J
berg zu entweichen, worauf denn jeder Verkehr der schlesischen Geistlich
des Domcapitels mit S. streng untersagt, das Bisthum wieder u
quester gestellt und die bischöflichen Verrichtungen ganz in die Hände d
bischofs v. Strachwitz gelegt wurden, welches letztere auch der Papst d
nennung desselben zum apostolischen Vicar sanctionirte. In Johannes
dann S. bis an sein Lebensende geweilt und ohne jeden weiteren Ei
den preußischen Antheil des Bisthums den österreichischen verwaltet,
größere Anzahl von Kirchen geweiht und 1771 das Generalvicariat zu
errichtet. Auf dem Schlosse Johannesberg ist er am 5. Januar 1795 g

Max Lehmann, Preußen und die kath. Kirche (Publicationen
königl. preußischen Staatsarchiven Bd. 10, 13, 18). — Theiner, Jus
kath. Kirche in Schlesien 1740—1756, 2 Bde., Regensburg 1852. —
die erste Flucht und Verbannung des Fürstbischofs von Breslau Ph.
von Schaffgotsch 1757—63, Zeitschrift für preußische Geschichte, J
von S. 117 an. — Stettiner, Friedrich d. Gr. und Graf Schaffgotsch
gramm des städtischen Realgymnasiums zu Königsberg i. Pr. 1889.

Großh

Schaffner: Martin S., Maler in Ulm, geboren in der zweiten Hälfte 15., † gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts (um 1540?). Sein Geburts- sein Todesjahr sind so wenig bekannt, wie sein Heimaths- und Sterbeort; wissen nur, daß er in den Jahren 1508—1539 in den öffentlichen Büchern Ulm vorkommt und sich auf seinen Bildern als M. Z. V., Maler zu Ulm, eichnet. Ob S., wie der nicht immer zuverlässige Haßler einst Passavant getheilt zu haben scheint (s. Kunstblatt 1846, S. 178, Anm. 1), nach Ulmer unden durch Heirath einer jüngeren Tochter von Hans Schüchlin ein hwager von Barth. Zeitblom wurde, müssen wir dahingestellt sein lassen. ch kann man nach seinen Werken mit Grund vermuthen, daß er durch hüchlin's Werkstatt gegangen; auch ist nicht wohl zu leugnen, daß Zeitblom n älterer Mitgeselle?) von Einfluß auf seine Kunstweise gewesen ist. Die sdehnung seiner Wanderschaft auf Italien, insbesondere auf Venedig gilt ch seinen Arbeiten für sicher. S. war der erste unter den uns durch erhaltene rke bekannten Ulmer Meistern, der sich ganz in den Geist und die Formen Renaissance einlebte, wenn er auch in seinen Architecturen da und dort noch thische Motive beibehielt. Er gewinnt die Gunst des Beschauers, zumal wenn ser unmittelbar von Meistern der gothischen Zeit weg an ihn herantritt, durch behagliche Leichtigkeit der Technik, welche sonst nicht eigentlich schwäbisch ist: dann erfreut man sich an der reichen Erfindung und coloristisch glänzenden sstattung des architectonischen Beiwerkes; aber auch die anmuthigen Frauen- d kräftigen Männergestalten des Meisters ziehen um so mehr an, als sich in ren Physiognomieen das freiere Wesen einer neuen Zeit unverkennbar aus- richt. S. hat deshalb beim Wiedererwachen des Interesses für altdeutsche unst sofort eine große Popularität errungen. Die Kenner sind aber jetzt darin nig, daß sein künstlerisches Temperament dem von Schüchlin und Zeitblom cht gleich steht. Er sieht oberflächlicher, empfindet derber und schafft hand- erksmäßiger als diese beiden. Zumal an Zeitblom's edles Stilgefühl reicht er eit nicht hin, namentlich nicht in der Farbe, wo er mit seiner Neigung zum unten und Prächtigen ganz der richtige Ulmer ist, während Zeitblom mit dem rhaltenen Feuer und der strengen Harmonie seines Colorits in uns schon den weifel erweckt hat, ob er überhaupt in Ulm geboren ist. Von Schaffner's Werken sind nur noch Kirchenbilder und einige Bildnisse vorhanden. Bei seiner ewandten Zeichnertechnik liegt die Vermuthung nahe, daß er auch für den olzschnitt gearbeitet habe; einen Beweis dafür wüßte ich aber noch nicht zu ieren. Als seine besten Werke gelten mit Recht die Altarbilder im Ulmer Münster (1521) und die aus dem Kloster Wettenhausen in Baiern stammenden Orgelthürbilder in der Münchener Pinakothek (1524). Unter den Bildnissen dürfte das des Patriciers Ytel Besserer (1516) im Münster zu Ulm voranzu- stellen sein. Weitere Arbeiten von S. finden sich in vielen Galerien und Samm- lungen, z. B. in Sigmaringen, Stuttgart (Staatsgalerie und Staatssammlung aterländischer Kunst- und Alterthumsdenkmale), Ulm (Sammlung des Alter- thumsvereins), Augsburg, Schleißheim, Nürnberg (Germanisches Museum und Moritz-Capelle) und Karlsruhe. Wir können dieselben, sowie auch einige, welche ch noch in württembergischen Kirchen befinden, hier nicht einzeln aufzählen, zu- al da noch mancherlei Unsicherheit in der Bestimmung herrscht.

Vgl. die Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben von 1843—1875 (Reg.). — Weyermann, Neue hist. biogr. artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern aus Ulm, S. 462 ff. — Grüneisen und Mauch, Ulms Kunstleben im Mittelalter, S. 53 ff. — Haßler, Ulms Kunstgeschichte im Mittelalter, S. 119 (in Heideloff, Die Kunst des Mittelalters in Schwaben). — Passavant im Kunstblatt 1846,

S. 181. — Woltmann und Wörmann, Geschichte der Malerei, II, 453 f. — Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei, S. 434 ff.

Wintterlin.

Schaffrinsky: G. S., geboren etwa 1765, † am 30. Mai 1843 in Berlin. S. war erst Mechaniker, wurde dann Director der Aichungscommission in Berlin und erhielt den Titel Oberbergrath. S. hat verschiedene Verbesserungen an physikalischen Instrumenten, z. B. an dem Weber'schen Monochorde, an den Schalenaufhängungen seiner Waagen, an Barometern u. s. w. angegeben. Am meisten ist er jedoch durch seine Betheiligung an den Arbeiten der Commission bekannt geworden, welche mit der Ausführung des am 16. Mai 1816 in Preußen erlassenen Gesetzes über die Regelung des preußischen Maaßsystems beauftragt wurde. Diese Commission bestand aus zwei Mitgliedern der Akademie, P. Erman und Eytelwein und drei Commissaren der Regierung, Crelle, Pistor und S. Die Arbeiten derselben bestanden theils in der Vergleichung der preußischen mit neufranzösischen Maaßen, theils in der Herstellung der Normalmaaße für Preußen. Die äußerst sorgfältigen Vergleichungen erfolgten 1) für die Längenmaaße zwischen einem von Pistor verfertigten Eisenstabe von drei rhein. Fuß Länge mit einer Platincopie des Meters; 2) für die Gewichte zwischen einem von S. verfertigten Normalpfunde aus Messing mit einer Platincopie des Kilogramms. Für die bei den Untersuchungen benutzten Thermometer war von S. ein eigenes Correctionsverfahren angewendet worden. Auf diese vorzüglich durchgeführten Maaßbestimmungen ist bei späteren wichtigen Untersuchungen, namentlich auch bei der Bessel'schen Vergleichung des rhein. Fußes mit der Pendellänge stets Bezug genommen.

Abh. der Berliner Akademie vom Jahre 1825. — Poggendorff, biogr.-litt. Handw., II, 770.

K.

Schaffshausen: Johann Diedrich S., ein verdienstvoller Staatsmann Hamburgs, geboren 1643, † 1697. — Er gehörte einem, seit 1547 hier seßhaft gewordenen Geschlechte an, aus welchem vor wie nach ihm Mitglieder im Senat gesessen haben. Sein Großvater Konrad Schaffshausen war nach der Insel Oesel an der livländischen Küste verschlagen, wo er als Bürgermeister zu Arrendburg wirkte und starb. Dessen Sohn, Nicolaus, kehrte nach Deutschland zurück und zwar nach Lauenburg, wo er als Dr. iur., Comes Palatinus, herzoglicher Canzler und Geh. Rath in hohen Gnaden stand, bis er nach Hamburg zog, wo er starb. Einer seiner Söhne war obengedachter Joh. Diedrich S. (auch Joh. Theodorus genannt, wie man damals diesen deutschen Taufnamen latinisirte), geboren am 26. März 1643. Er studirte die Rechtswissenschaft in Helmstädt und Basel, wo er 1667 Doctor wurde und sodann auf zweijähriger Reise Italien, Frankreich und die Niederlande besuchte. Nach Hamburg heimgekehrt wurde er 1677 zum Senator erwählt, in welcher Eigenschaft er sofort den schwierigen Amtmanns-(Gouverneurs-)Posten zu Ritzebüttel übernahm, sehr bald darauf aber vom Senat zu einer noch wichtigeren Mission ausersehen wurde. Mit dem Senator Meurer Lt., dem späteren Bürgermeister, ging er nach Nimwegen, um am dortigen Friedenscongreß die hamburgischen und hanseatischen Handelsinteressen zur Geltung zu bringen, was mit dem kräftigen Beistand des kaiserlichen wie des vermittelnden englischen Gesandten den hamburgischen, lübeckschen und bremischen Deputirten wohl gelang, deren ebenso geschickte wie unermüdliche Thätigkeit allgemeine Anerkennung fand. Die errungenen Vortheile erhielten Ausdruck in einem der Artikel des Friedensvertrages. — Im J. 1[illegible] wurde S. mit einem Collegen an den kaiserlichen Hof zu Wien geschickt, um die damaligen unseligen inneren und äußeren Zwistigkeiten ins richtige Licht zu stellen. Hier geschah es, daß die hamburgischen Gesandten durch den [illegible]

hen Gesandten v. Mahrenholtz auf offener Straße gröblichst beleidigt wur- wofür sie indessen eine gebührende Satisfaction durch den Kaiser und meh- Reichsfürsten erhielten. Bei diesem Aufenthalt in Wien entdeckte und b S. eine vorzügliche Handschrift des arabischen Textes des Koran, den in Hamburg der gelehrte Pastor Hinckelmann herausgab (1694), die erste kte Ausgabe, da eine ältere in Italien gedruckte Edition vom Papste unter- wurde. Nach einigen ferneren Gesandtschaften wurde S. im J. 1690 zum rmeister erwählt. Die ihm aufgebürdete Naivität: daß er für diese Wahl lbst in Vorschlag gebracht habe, ist eine unwahre, übrigens auch von dem en Bürgermeister Wiese erzählte Anecdote (s. Hamb. Geschichten u. Denk- gkeiten Nr. 37, I). Es war ihm nicht beschieden, ruhige, friedliche Zeiten r Vaterstadt zu erleben, denn fortdauernd trübten heftige bürgerliche Dif- en sein amtliches Wirken. Im J. 1696 ernannte ihn der Graf Christian elm zu Schwarzburg, als Inhaber der sogen. großen Comitive, zum kaiserl. und Pfalzgrafen. Er starb am 10. November 1697, nach der Aufzeich- eines Zeitgenossen „von allen einsichtsvollen und besseren Bürgern sehr be- rt wegen seiner sonderbaren Meriten und Qualitäten".

Edzardi, curriculum vitae J. D. Schaffhausens, in Fabricii Hamb. Me- rien, I, 343. — Langermann, Hamb. Münz- und Medaillen-Vergnügen, 69. — Buek, die hamb. Bürgermeister, S. 138—149.

Beneke.

Schaffshausen: Paul S., Philologe, Theologe und Philosoph des 18. hunderts. Er wurde in Hamburg als der Sohn des Protonotarius Dr. aus Lucas S., des ältesten Sohnes des Bürgermeisters Dr. Johann Died- S. (s. den vorstehenden Artikel), am 5. August 1712 geboren, erhielt seine ng zuerst durch Privatunterricht, dann auf dem Johanneum und seit 1731 em akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte alsdann von an in Leipzig, zunächst besonders Theologie. Einige kleinere Arbeiten hirco Azazel eiusque ritibus et mysteriis" 1736; „de historia Artemonis rtemonitarum" 1737 u. a.) machten ihn früh bekannt; 1738 wurde er ster mit der „Dissertatio philologica de vera notione vocabuli *κοινωνία*", hielt dann zwei Jahre lang Vorlesungen über griechische Sprache und theo- he Fächer. Da Aussichten auf eine Professur in Leipzig sich ihm nicht eröff- kehrte er nach Hamburg zurück und lebte hier mehrere Jahre ganz seinen en; 1741 erschien u. A. seine Abhandlung über die Lysias-Ausgabe von r (auch abgedruckt in den „Exercitat. societ. latinae Jenensis"). Am August 1745 wurde er zum Professor der Logik, Metaphysik und Beredt- it am hamburgischen akademischen Gymnasium erwählt; in diesem Amte er am 15. Februar 1761. Von seinen späteren wissenschaftlichen Arbeiten ine Ausgabe der Bibliographia antiquaria von J. A. Fabricius, 1760, zu n.

H. S. Reimarus, Memoria Pauli Schaffshausen, 1761. — Vollständiges hriftenverzeichniß im Hamburger Schriftsteller-Lexikon, VI, 479—481.

R. Hoche.

Schagen: Gilles (Egidius) van S., geb. in Alkmaar 1616, war ein ler von S. van Ravestein und P. Verbeek. Später machte er Reisen, nach Deutschland und Polen, wo er, dem König Stanislaus vorgestellt, Bildniß 1638 malte. Neid trieb ihn von hier weg; er begab sich Paris, wo er Bilder des Michael Angelo und Rubens copirte. Später te er sich nach England und hier entstand sein Hauptbild: das Seegefecht, m Admiral Tromp die spanische Flotte überwand. Er besaß ein natür- Colorit und war auch in der Pinselführung glücklich. Als er schließlich

in seine Vaterstadt zurückkehrte, wurde er zum Stadtbaumeister erna
starb daselbst im J. 1668. Aeltere Schriftsteller melden, daß S. auch
nach Ostade gestochen habe. Hier muß eine doppelte Verwechslung v
Nicht nach Bildern Ostade's sind die erwähnten Blätter, sondern nach
welche Jan de Visscher nach Ostade gestochen hat; diese aber, es sind in
fünf Blätter, sind nicht von Gilles, sondern wie es auf den betreffenden
steht, von Gerrit van Schagen.

s. Immerzeel. — Wessely, Jan de Visscher.

We

Schagen: Gerrit van S., Kupferstecher aus Alkmaar, den man
Sohn des Vorigen hält, von dem man aber sonst nichts weiß, als daß
rere Blätter mit Rauchern und Trinkern nach Ostade, eine Landschaft
nach Berghem radirt habe. Er dürfte in der zweiten Hälfte des 1
hunderts gelebt haben (s. vor. Art.).

s. Houbraken. Schouburgh. Kramm. Immerzeel.

We

Schaidenreißer: Simon S., auch Minervius genannt, ersch
das Jahr 1532 als öffentlicher Lehrer der Dichtkunst in München
vermuthlich Vorstand der sogenannten Poetenschule daselbst. Sein
Markus Tatius nennt ihn um diese Zeit publicum poëtices ac rei li
apud Monachienses professorem, und schickt ihm seine Dichtungen „Pro
mata" zur Correctur. Im J. 1535 stand S. in dem unmittelbaren
des Rathes der Stadt München, wie aus dem Titel hervorgeht, den
Ueberschrift eines Gedichtes an den jungen Herzog Albrecht (V.) sich s
legt: M. Simon Minervius, ab archivis senatus Monacensis. Ob S.
Jahren (1535 und 1536) wirklich Stadtschreiber zu München gewesen,
in neuester Zeit von berufener Seite bezweifelt. Den bestimmtesten
hierüber gewährt des genannten Tatius Vorrede zu seinem verdeutschte
dorus Vergilius aus dem Jahre 1536, dem Rathe der Stadt Mün
widmet, wo er den zierlichsten Lateiner M. S. Minervius, „alda bei
Stattschreiber" zum Beweise anführt, daß kaum eine Stadt werde gefun
den, darin die Diener, und sonderlich die gelehrten, zu weiteren Ehren
durch eine Obrigkeit so treulich gefürdert werden. Vom Jahre 1538
war S. Stadtunterrichter zu München, propraetor Monacensis, und unt
als solcher 1567 das Heirathsinstrument Herzog Wilhelm's V. — S.
ein bleibendes Andenken in der Geschichte der Litteratur als erster
Uebersetzer der Odyssee. Seine Arbeit trägt den Titel: Odyssea / das
aller zierlichsten vnd / lustigsten vier vnd / zwaintzig bücher des eltisten
reichesten Vatters aller Poeten Homeri / von der zehen järigen irrfart
weisen Kriechischen Fürstens Ulyssis / beschriben / vnnd erst / durch Ma
mon Schaidenreisser / genannt Mineruium / diser / zeit der Fürstlich
München stattschreiber / mit fleyß zu Teutsch / tranßferiert / mit argumen
kurtzen scholijs erkläret / auch / mit beschreibung des lebens Homeri geme
vnlustig zu lesen. / . . . Alexander Weissenhorn, Augustae Vindelicor
cudebat. Anno 1537. Die Uebersetzung ist in Prosa gehalten, nur hie
sind deutsche Reime mit eingewoben. Die naive Sprache hat einen eig
lichen Reiz. Im J. 1570 erschien zu Frankfurt bei Hieronymus Fey
allerdings mit ziemlich verändertem Titel eine neue Auflage des Buches.
als Cicero-Uebersetzer hat sich S. versucht. Ein sehr selten gewordenes,
herrührendes Werklein, das den bedeutendsten Litteraturkennern unbekann
ist betitelt: Paradoxa. / das seind wunderbarliche vnd in / dem gemain
oder verstand vnglaubliche sprüch / durch den aller redsprechsten Hoch

ın vnd Philoſo- / phum / Marcum Tullium Ciceronem / in latein diſputirt geſchrieben / jetzo in teutſche ſprach tranßferiert / . . . 1538. Getruckt in kayſerlichen ſtat Augspurg / durch Alexander Weiſſenhorn. Die Schrift iſt berühmten Feldhauptmann und Pfleger in Tölz Kaſpar Winzerer, des s Gevatter, zugeeignet. Innige Freundſchaft verband S. mit dem er- ten Poeten Markus Tatius, den er in einem Gedichte einlädt, wenn er ugsburg nach München komme, möge er bei boiſchem Weine und hellem nfeuer mit ihm den Abend verbringen. Nicht minder herzlich waren ſeine ungen zu dem fürſtlichen Secretäre und Rathe Andreas Perneder, deſſen aß zum Theil in ſeine Hand gelangte (A. D. B. XXV, 385).

Jahrbuch der Münchener Geſchichte I. 1887. S. 511 ff. — Kobolt, Ge- tenlexikon.

Gg. Weſtermayer.

Schaitberger: Joſeph S. (oder Scheitberger), Salzburger Exulant angeliſcher Erbauungsſchriftſteller, geboren am 19. März 1658 zu Dürn- ei Hallein im Salzkammergut, † am 2. October 1733 zu Nürnberg. — Eltern waren der Bauer und Bergmann Johann S. und Magdalena geb. r aus Berchtesgaden, beide der evangeliſchen Religion zugethan, die ſchon zehnten Jahrhundert im Salzburgiſchen Eingang gefunden und unter den wohnern fortwährend viele heimliche Freunde hatte. Von ſeinem Bruder, chulmeiſter in Dürnberg war, im Leſen und Schreiben unterrichtet, wid- r ſich dem Beruf eines Bergmanns, verheirathete ſich im 25. Lebensjahre largarethe geb. Kämmel aus Berchtesgaden, beſchäftigte ſich aber neben Berufsarbeit fortwährend eifrig mit Leſen der hl. Schrift, der lutheriſchen oſtille und anderer evangeliſchen Erbauungsſchriften. Als 1686 unter dem chof Maximilian Gandolf im Tefferecker Thal eine Religionsverfolgung die dortigen heimlichen Proteſtanten ausbrach, wurde auch S. mit anderen Glaubensgenoſſen verhaftet, in Ketten nach Hallein gebracht, von da an ofgericht in Salzburg ausgeliefert und in 50tägiger harter Gefangenſchaft n, während welcher Zeit zwei Kapuziner vergebliche Verſuche machten, ihn miſchen Kirche zurückzuführen. Darauf wurde er wieder entlaſſen mit der e, ſein Glaubensbekenntniß ſchriftlich abzufaſſen und dem Erzbiſchof von irg vorzulegen. Er bekannte ſich offen und frei zur Lehre Luther's und ugsburgiſchen Confeſſion und richtete an den Erzbiſchof die Bitte, man ihn und ſeine Glaubensgenoſſen bei ihrem Gottesdienſt ungeſtört belaſſen hnen ihre geraubten Kinder zurückgeben. Statt deſſen wurde er ſeiner beit entlaſſen, ſeiner Güter beraubt, zu vierzehntägiger Strafarbeit bei und Brod verurtheilt und zuletzt, weil er ſeinen evangeliſchen Glauben bſchwören wollte, mit anderen evangeliſchen Tefferecken, über 1000 an ihl, mit Zurückbehaltung ihrer Güter und Kinder aus dem Lande gejagt. d eine Zufluchtsſtätte in Nürnberg, wo er freundlich aufgenommen wurde s an ſein Lebensende verblieb, als Tagelöhner, Holzarbeiter und Drat- ſeinen Unterhalt ſich verdienend. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau 7) trat er in eine zweite Ehe mit Katharina Prachenberger aus Berchtes- die ihm vier Söhne gebar, aber ſchon 1698 ſtarb. Zweimal wagte er mlich und mit Lebensgefahr wieder in ſeine Heimath zurückzukehren, theils ine dort zurückgebliebenen Glaubensgenoſſen im Glauben und Geduld zu theils um ſeine Kinder heraus zu holen. Nur eine ſeiner Töchter reiſte ater nach, in der Abſicht, ihn für die römiſche Kirche zu gewinnen. Aber gentheil geſchah: ſie überzeugte ſich von der Wahrheit des evangeliſchen ens und entſchloß ſich, bei ihrem Vater zu bleiben, wo ſie kümmerlich mit n ſich nährte. S. ſelbſt wurde zuletzt, als er alt und arbeitsunfähig ge-

worden, vom Nürnberger Rath in das sogenannte „Mäntel'sche Stift der [illegible] Brüder", eine sonst nur für Nürnberger Bürger bestimmte Versorgungsanstalt aufgenommen, erhielt auch Geldunterstützungen von auswärtigen Freunden, die ihn wegen seiner einfältigen Frömmigkeit und seines standhaften Bekenntnisses der evangelischen Wahrheit hoch schätzten; so von dem Augsburger Prediger und Senior Samuel Urlsperger, sowie dem Memminger Prediger J. G. Schelhorn, der im December 1732 eine milde Beisteuer für ihn sammelte und ihn damit kurz vor seinem seligen Ende erquickte. Noch kurz vor seinem Tode begrüßte er in Nürnberg die neuen Salzburger Emigranten, die 1731 durch Erzbischof Firmian aus ihrer Heimath vertrieben, wiederum in Deutschland eine Zufluchtsstätte suchten.

Bald nach seiner Ankunft in Nürnberg hatte S., auf Veranlassung eines dortigen Predigers Ungelenk, angefangen, eine Reihe von evangelischen Tractaten zu schreiben, theils zu seiner eigenen Erbauung, theils zur Belehrung und Stärkung seiner in der Salzburgischen Heimath zurückgebliebenen Glaubensgenossen. Er ließ sie zuerst einzeln als Flugschriften drucken (Schwabach 1688 ff.) und suchte sie in vielen tausend Exemplaren besonders unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Zuletzt gab er sie (1710 zu Schwabach und Nürnberg) in einer Gesammtausgabe heraus unter dem Titel: „Neuvermehrter evangelischer Sendbrief, darinnen 24 nützliche Bücher enthalten, geschrieben an die Landsleute in Salzburg und andere gute Freunde, darin dieselben zu christlicher Beständigkeit in der evangelischen Glaubenslehre Augsburgischer Confession in ihrem Gewissen aufgemuntert werden". Dieser „Sendbrief" wurde neben Luther's und Spangenberg's Postillen und Arnd's wahrem Christenthum das liebste Erbauungsbuch der evangelischen Salzburger wie der im J. 1837 aus ihrer tirolischen Heimath ausgewanderten Zillerthaler, und ist später z. B. Nürnberg 1732 u. ö., und bis in die neueste Zeit wiederholt gedruckt und als Erbauungsbuch auch in weiteren Kreisen verbreitet worden: noch 1889 erschien davon eine sog. Jubelausgabe mit einem kurzen Lebenslauf und Bildniß des Verfassers (Reutlingen, Baur, 608 S. 8). Es stehen darin: 1) Schaitberger's Sendbrief an seine hinterlassenen Landsleute mit dem früher von ihm verfaßten Glaubensbekenntniß, 2) ein Bericht von der Salzburger Reformation, 3) Religionsgespräch, 4) Tractat vom Jüngling und alten Mann, 5) Christenspiegel, 6) güldene Nährkunst der Kinder Gottes, 7) Todesgedanken, 8) Sterbekunst, 9) Sterbetrost, 10) Buchschallende Gerichtsposaune, 11) Schreiben an seine Kinder im Salzburgischen, 12) an seine Brüder, 13) evangelische Christenpflicht, 14) Gespräch vom wahren und falschen Christenthum, 15) Tractat von der Vollkommenheit, 16) Trostschrift für geängstete und angefochtene Seelen, 17) Bericht von der Religion, 18) Religionsfragen, 19) Reisegespräch, 20) Tractat von der Kindertaufe, 21) von englischen Erscheinungen, 22) Bußwerke, 23) Antwort auf den Brief eines Pseudodemiten, 24) von der Gewißheit des Glaubens und wahren Erkenntniß Christi. Auch einige geistliche Lieder wurden von ihm verfaßt, von denen zwei in den Anhang des Coburgischen Gesangbuchs aufgenommen sind (1717): „Du Spiegel aller Tugend" und „Jesu meine Lieb' und Leben". Das bekannteste seiner Lieder aber ist sein Salzburgisches Exulantenlied, welches die ganze Noth, aber auch den evangelischen Trost jener Glaubenszeugen in einfachen, ergreifenden Worten wiederspiegelt. Anfang und Schluß dieses „Salzburgischen Exulantenliedes" lauten im ursprünglichen Text (nach einem Drucke von 1732) wie folgt:

„I bin ein armer Exulant, A so thu i mi schreiba. Ma thuat mi aus dem Vaterland Um Gottes Wort vertreiba. — Das waß i wol, Herr Jesu Christ, Es is Dir a so ganga. Itzt will i Dein Nachfolger sein, Herr, Machs na dei'm Verlanga. — — Mein Gott, führ mich in ana Stadt, Wo i dein Wo

i will i Di früh und ſpat In meinem Herzel loba. Sol i in
l Noch länger in Armuth leba: So hoff i do, Gott wird mir
lohnung geba".
uel Urlſperger, Joſeph Schaitberger, 1732. — J. G. Schel-
ie religionis evangelicae in provincia Salisburgensi ortu etc.,
— Derſ., Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhiſtorie I, 494 ff. —
giſches Gelehrten-Lexicon III, 481 ff. — Hirſching-Erneſti,
, 227 ff. — Zedler, Univerſal-Lexicon XXXIV, 815 ff. —
Lebensbeſchreibung der Liederdichter III, 29 ff. — Erdmann,
urger" in der Real-Encyclopädie für proteſt. Theologie und
29 flg. (2. Aufl.), 1884. — Panſe, Geſchichte der Auswande-
eliſchen Salzburger, Leipzig 1827.

Wagenmann.

olfrid S., ein geſchätzter Bildniß- und Genremaler, geboren
J. 1643. Da ſein Vater Rector der lateiniſchen Schule war,
Sohn ſtudiren, der ſchon manche Fortſchritte in der Schule
s ihn lebhafte Neigung zur Kunſt dem Studium entfremdete.
Schüler von J. Hoogſtraten, durch deſſen Vermittelung ihm
dunkel bekannt wurde, was auf ſeine fernere Kunſt einen nach-
übte. Später wurde er ein Schüler des Gerard Dou, durch
einer ſorgfältigen, bis ins kleinſte durchgeführten Ausarbeitung
gt wurde. Er hielt ſich auch mehrere Jahre in England auf,
hr geſchätzt und theuer bezahlt wurden, ſo daß er, wie Hou-
ie Früchte ſeines Fleißes ſchon bei Lebzeiten erntete, was nur
S. wählte mit Vorliebe nur ſolche Vorwürfe, die ihm ein
cher Beleuchtung erlaubten. Houbraken rühmt ſein Bild der
i, da er von der Magd angeſprochen wurde, er ſagt: die Keck-
die ihm mit einer Kerze unter die Augen leuchtet und die Be-
legenheit des Petrus waren deutlich in den Geſichtszügen wahr-
Bild befindet ſich jetzt in der Lichtenſtein-Galerie in Wien.
teffecte, Darſtellungen des Feuers, zu denen er zuweilen einen
lte, waren unübertroffen. In England befinden ſich noch viele
unter das Bildniß des Königs Wilhelm III. Auch das Bild-
und deſſen Frau hat er ausgeführt. Smith beſchreibt 107
aber das Verzeichniß iſt weder genau noch vollſtändig. In
hek) ſieht man einen jungen Mann, der einem lachenden Mädchen
gen will, dann eine reuige Magdalena (welchen Gegenſtand
wiederholte) und die fünf klugen und fünf thörichten Jung-
München aus Düſſeldorf kamen, wo ſie der Künſtler für den
m Wilhelm gemalt hatte. Im Belvedere zu Wien iſt ein
brennende Kerze in die Laterne ſteckt, in Dresden ein anderes,
das Licht hält, um deſſen Güte zu erproben. In Braun-
lter Philoſoph, dann zwei köſtliche Pendants: ein Jüngling
den Finger in den Mund und ein Mädchen, das in das
. Des Meiſters Bildniß hat J. Smith geſchabt, der außer-
desſelben ausführte. Ueberhaupt haben viele und gute Kupfer-
gearbeitet, wie Mac Ardell, Earlom, Gole, Val. Green,
, Wille u. a. m. Dem Meiſter ſelbſt werden einige Radi-
iſſen zugeſchrieben, die ſelten ſind. S. ſtarb im Haag am
06.
aken. Immerzeel. Smith.

Weſſely.

Schall: Adam Johann S., Astronom und Orientalist, geboren zu a. Rh. 1591, † zu Peking am 15. August 1666. Das Leben des junge gehört erst von dem Momente der Geschichte an, da er, ein Zwanzigjähriger den Orden Jesu eintrat. Als solcher machte er den von der „Ratio" v schriebenen Studiengang durch, beschäftigte sich eingehend mit mathemati Studien und begleitete 1620 die Patres Trigault und Rho auf ihrer Miss reise nach China. Dieses Land sollte er nicht wieder verlassen. Bekann wußten die klugen Jesuiten dadurch sich Eingang in dem sonst gegen fremde flüsse so ablehnend sich verhaltenden Lande zu verschaffen, daß sie sich des darniederliegenden Kalenderwesens annahmen; S. that sich bei dieser Gele heit besonders hervor und wurde deshalb von Suntschi, dem ersten Kaiser Mandschudynastie, zum Hofastronomen und zum Vorstande der mathematis Lehranstalt erwählt, an welcher vierhundert chinesische Jünglinge für staatl Stellungen herangebildet werden sollten. Allmählich stieg S. zu den höch Ehrenstellen empor, und nach dem sehr verständigen Gebrauche des Reiches Mitte, nicht in absteigender sondern in aufsteigender Linie den persönlichen A zu verleihen, wurden auch die Ahnen Thang-jo-wangs — so, oder auch Tao hieß S. bei seinen neuen Volksgenossen — geadelt. Davon handelt ein heute u in der Bibliothek des Prager Jesuitencollegiums aufbewahrtes Büchlein folgendem Titel: „Libellus continens encomia et titulos, quos Imperator Si sis P. Joanni Adamo Schall S. J. Coloniensi, ejus parentibus et avis in ter scilicet generationem contulit, Anno Imperii suo VIII ob restauratam ab eo apud Sinas Astronomiam, editis Sinice libris". In der erwähnten Stell verblieb S. dreiundzwanzig Jahre und arbeitete während dieser Zeit in a strengtester Weise daran, seine Wissenschaft in China einzubürgern. Man s daß er hundertundfünfzig selbständige Schriften über Mathematik und Astron verfaßt habe, allein selbst wenn diese Zahl, wie Abel Remusat behauptet, a viel zu groß sein sollte, so bleibt immer noch genug übrig, denn das, was von Schall's Arbeiten allein im Besitze der vaticanischen Bibliothek zu Rom findet, erfüllt allein noch vierzehn große Quartbände. Diese Arbeiten größtentheils elementare Lehrbücher für den Gebrauch seiner Zöglinge, a sind der Finsternißberechnung, der Construction der trigonometrischen und netentafeln und hauptsächlich auch der Vermessungskunde gewidmet. Dar konnte S., einflußreich wie er war, auch viel für die Ausbreitung des E liums in China thun, er übersetzte christliche Erbauungsbücher und unterh einen regen Briefwechsel mit den europäischen Freunden des Missionswe Diese Correspondenz lieferte wesentlich das Material für die folgenden Darstellungen: Narratio historica de initiis et progressu missionis S. J. Sinenses (Wien 1665); Historica relatio de ortu ac progressibus fidei in Chinensi (Regensburg 1671). Den Prinzen Kanghi, der als zweiter Mandh kaiser eine neue Epoche des inneren Glückes sowol wie der politischen Ma faltung für China anbahnte, unterrichtete S., und seiner Einwirkung war es wiß in erster Linie zuzuschreiben, daß Kanghi so viel Toleranz gegen das stenthum an den Tag legte. Plötzlich aber nahm die Herrlichkeit Schall's der derselbe, wie zugestanden werden muß, stets nur zu Gunsten höherer interessen Gebrauch machte, ein jähes Ende. Suntschi verstarb, ehe sein großjährig geworden war, und während des Interregnums beherrschten intriguen das Feld, die es 1664 dahin zu bringen wußten, daß S. seiner ämter entsetzt, gefänglich eingezogen und sogar zu dem furchtbaren Tode Stücke geschnitten zu werden, verurtheilt wurde. Dieser Justizmord kam dings nicht zur Ausführung, vielmehr wurden die Machthaber durch ein beben und das Erscheinen eines Kometen von der Vollstreckung des Urth

gehalten, allein auf das Befinden des Greises hatten alle diese Aufregungen derart eingewirkt, daß er bald nach seiner Freilassung einer Krankheit zum fiel. Sein Andenken wurde von Kanghi glänzend rehabilitirt, und der S. gestreute Same ging unter den Händen anderer europäischer Sendlinge er von jenem selbst gebildeten Schüler dergestalt auf, daß auf chinesischem die Sternkunde eine, wenn auch nur vorübergehende Blüthe erlebte.

Zedler, Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, 34. Band, pzig-Halle, 1742, Sp. 831 ff. — Backer, Bibliothèque des écrivains de compagnie de Jésus, tome III. Löwen-Lyon, 1876, Sp. 588 ff. — Mannsegg, Geschichte der chinesischen Mission unter der Leitung des Pater am Johann Schall, Wien 1845. — Verbiest, Liber organicus astronomiae ropaeae apud Sinas restauratae sub imperatore Sinico-Tartarico Camhy ellato. Dillingen 1687.

Günther.

Schall: Karl S., geboren am 24. Februar 1780 zu Breslau als Sohn eines gebildeten und begüterten Kaufmanns, sollte nach dem che seines Vaters sich gleichfalls dem Handelsstande widmen, folgte indessen seiner Neigung zu den schönen Wissenschaften, die mit einem heiteren genuß, der allerfrivolsten Modelust und doch auch wieder mit ernsten en Hand in Hand ging. Er war reich, unabhängig, dichtete, schrieb, reiste. vollendeter Gentleman in der Unterhaltung, mehr hervorlockend als domi-, entwickelte er ästhetische, gelehrte, theatralische und politische Kenntnisse, ihm einen höheren Rang anwiesen als seine Schriften und Dichtungen, er nicht den leichten und zugleich gehaltenen Ton zu geben gewußt, welcher seine mündliche Rede charakterisirte. Einer seiner Biographen nannte ihn großen Freudenmarschall, Breslau's Sir John, der geliebt, gelacht, gegessen elitten hat; denn wohl selten hat ein Schriftsteller das Leben in so vollem e ergriffen und aus dem Becher der Lust mit so tiefen Zügen getrunken, ., aber auch wohl selten einer so viel Heiterkeit und Frohsinn um sich ver- als er. Mit Rücksicht darauf charakterisirt R. Gottschall den dramati- Dichter S. als den „Breslauer Eßkünstler mit gesunder Laune, welcher mit kreisten Hemdärmeln mit dem großen Löffel in die dampfende Suppen- des geselligen Lebens greift und einige Brocken köstlichen Humors hervor-

Schall's Lustspiele gehören allerdings nur zu dem Mittelmäßigen, zeich- ich aber durch großen Reichthum an heiteren und wahrhaft komischen llen und durch gewandten Dialog aus und wurden deshalb in Berlin oft und aufgeführt, sogar noch nach des Dichters Tode. Ein Theil derselben er- als „Lustspiele. Erste Sammlung" (1817. N. A. 1823) und zwar r Glück als Verstand" — „Das Heiligthum" — „Der Kuß und die ige" — „Theatersucht" — „Trau, schau, wem?" — „Die unterbrochene partie". Einige andere dramatische Arbeiten („Das Kinderspiel" — ne Wahl") sind im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" abgedruckt und drei Lustspiele („Das Sonett" 1811 — „Der Knopf am Flausrock" 1832 Schwert und Spindel" 1833) sind nur aufgeführt worden, ohne in den andel zu gelangen. S. war übrigens auch noch in anderer Weise schrift- sch thätig. Als er einen bedeutenden Theil seines Reichthums eingebüßt gründete er die „Neue Breslauer Zeitung", welche sich unter seiner oberen bis zu seinem Tode des besten Gedeihens erfreute. Mit Holtei und Barth gab S. „Deutsche Blätter für Poesie, Litteratur, Kunst und Thea- heraus (1823), und im Vereine mit Max Habicht und Fr. H. v. d. Hagen er eine Uebersetzung der arabischen Erzählungen „Tausend und eine Nacht"), die zu den besseren Verdeutschungen gezählt wird. Gegen das Ende

seines Lebens brachte S. einige Jahre in Berlin zu und schien nicht üb
zu haben, sich dort dauernd niederzulassen; doch kehrte er wieder nach
zurück, und hier ist er am 18. August 1833 gestorben.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1833, S. 562.

Franz Brümm

Schaller: Anton S., Historienmaler, geboren zu Wien, Sohn ein
Waldmünchen (in Baiern) stammenden Weißdrehers an der k. k. Porzellan
factur in Wien, war anfangs zum Hafnerhandwerk bestimmt, machte sich
schon in der Schule bemerklich, kam dann als Lehrling in dieselbe Anstal
welcher sein Vater bedienstet war, wo der Maler Schulz das Talent des K
durch Unterricht im Zeichnen und Malen förderte und an den Director
Anstalt, Niedermayer empfahl, welcher sich seines Pfleglings auch in erfreu
Weise annahm. Bei einer Preisconcurrenz aus einer Scene der „Iphi
that sich S. hervor, so daß ihm Niedermayer die Ausführung mehrerer
scher Gemälde auf Porzellanplatten für hohe Herren, wie den Herzo
Sachsen-Teschen und andere Fürsten übertrug. Nebenbei zeichnete S. m
wissenhafter Genauigkeit nach antiken Vorbildern und nach der Natur, s
mit ebenso großem Eifer Anatomie und erlangte infolge dieser seiner
nisse die Professur der Anatomie und Elementarzeichnung an der k. k. Ak
Seither widmete er seine Thätigkeit dem Unterricht und der Oelmalerei und
eine Menge Bilder theils mit religiösen, theils antiken oder historischen S
Nagler erwähnt eine „Himmelfahrt Mariä", einen „heiligen Stephanus" (
den „Andrioclus in der Wüste", eine vielgerühmte halb lebensgroße „Ve
einen „Amor", die „Grazien, welche einen Eros in einem Rosenkörbch
decken" u. s. w. Auch verfaßte der vielseitig gebildete und seines liebens
gen Charakters wegen allgemein geachtete Künstler einige Abhandlungen
die Kunst, ebenso eine immer noch ungedruckte Autobiographie. S. war
glied der Akademie und Corrector an der Schule des historischen Elem
zeichnens. Er starb 1844 im 72. Jahre.

Vgl. Nagler 1845, XV, 138. — Wurzbach 1875, XXIX, 92.

Hyac. Holla

Schaller: Eduard S., Historienmaler, geboren 1802 in Wien (So
Historienmalers Anton S. und älterer Bruder des Bildhauers Ludwig S.),
zunächst von seinem Vater und dann an der k. k. Akademie seine Ausbil
wo er mit Leopold Schulz und Heinrich Schwemminger innige Freund
schloß; dazu gesellten sich auch Adam Brenner und Gebhard Flatz (ge
19. Mai 1881 zu Bregenz). Mittellos übernahm S. eine Stelle als Z
lehrer im Hause des Fürsten von Auersperg zu Moor; hier blieb ih
seinen Studien noch reichliche Muße, so daß ein größeres Bild „Christu
den Jüngern zu Emmaus" daselbst vollendet und 1826 in Wien ausg
werden konnte. Von Ungarn begleitete S. die fürstliche Familie nach
(1828); hier zeichnete unser Maler viele Porträts und begann dann 18
Leopold Pollak die langersehnte Reise nach Italien. In Rom entstand
vielen fleißigen Studien ein Carton („Abraham's Begegnung mit den Enge
nach Neapel begleitete ihn Leopold Schulz, welcher vor ihm den Süden
sucht hatte und nun einer ehrenvollen Einladung nach München folgte.
wendete sich gleichfalls nach der baierischen Kunststadt und blieb daselbst
October 1832 bis zum Sommer 1836. Hier componirte S. die Zeichn
„die Gesetzgebung auf dem Sinai" und „der heilige Laurentius unter den Ar
malte ein Oelbild (Kreuzigung) und begann den Carton zur „Wilden J
welche jedoch erst in Wien als Oelbild zur Ausführung gelangte. D
malte S. die „drei Engel von Abraham bewirthet", einen „Richard L

Blondel auf Dürenstein", die Historie wie „der Graf von Habsburg einem ester sein Pferd anbietet", eine kleine Scene aus Manzoni's „Verlobten" und Altarbilder (Madonna, heilige Anna und der heilige Wenzel) für den Für- v. Schwarzenberg. Im Auftrage des Kaisers Ferdinand schuf S. ein Altar- älde für die Missionskirche zu Sind in Aegypten. Andere Oelbilder waren nig Enzio im Kerker", wie „Leopold der Erlauchte dem auf der Jagd von m Bären bedrohten Kaiser Otto III. einen Jagdspeer reicht" u. s. w. Leider S. nicht die verdiente Beachtung oder gebührende Stellung in Oesterreich, nur Führich beiläufige Anerkennung erhielt, während Moriz v. Schwind und ard Steinle die Heimath verlassen mußten. S. blieb immer im Bann einer hränkten Thätigkeit, ohne daß ihm Gelegenheit wurde, die ganze Spannkraft seines nens zu entwickeln. Zuletzt begann S. einen Carton zu Grimm's Märchen den „Schwanenbrüdern", untermalte das Haupt- (Mittel-) Bild und colo- e mit größter Sorgfalt die Randarabesken, starb aber am 2. Februar 1848 h zweimonatlicher Krankheit im Hause seines Freundes Leopold Schulz.

Vgl. Raczynski 1840. II, 243 und 614. — Nagler 1845. XV, 142. — Nekrolog im Stuttgarter Kunstblatt. Nr. 26 vom 27. Mai 1848, S. 103. — Wurzbach 1875. XXIX, 94.

Hyac. Holland.

Schaller: Ernst Johannes S., Historien- und Thiermaler, der Sohn s Beamten, ist im J. 1841 zu Wasungen an der Werra in Thüringen ge- en. In Meiningen erzogen, genoß er seine erste künstlerische Ausbildung in imar bei dem durch sein Odysseewerk bekannten Friedrich Preller. Auf Aus- gen in die Umgegenden seiner Heimath und auf Reisen in Tirol und Baiern lte er vorwiegend Landschaftsstudien und erwarb sich zugleich eine tüchtige rbildung für die Thiermalerei, wozu ihn angeborenes Talent und ein auf ftige Lebenswahrheit gerichtetes Streben besonders befähigten. Er entsagte sen Darstellungsgebieten, als er von München, wo er einen längeren Aufent- lt genommen, nach Weimar zurückgekehrt war und in vertrauten Verkehr mit onaventura Genelli trat. Der geniale Meister erweckte in ihm den Sinn für numentale Compositionen und den durch die Antike vorgezeichneten Idealis- s in der Kunst. Mit Genelli hat S. in seinen Werken die sinnlich blühende hönheit der menschlichen Erscheinung gemein und die rhythmische Gliederung Raumflächen.

Um sein vielseitiges Talent, seine technischen Kenntnisse und Erfahrungen verwerthen, begab sich S. im Herbste 1867 nach Berlin, wo bei dem raschen achsthum an öffentlichen und Privatbauten die Vorliebe für die künstlerische sstattung der Räume sich gesteigert und ausgebreitet hatte. Er fand hier lreiche Aufträge, die auf seine poetische Erfindungsgabe anregend wirkten und n schnellfertiges Gestaltungsvermögen in den Dienst der decorativen Malerei lten. Was er thatkräftig auf diesem Gebiete geschaffen, ist von außerordent- er Schönheit und der Wiederschein eines heiteren und sinnreichen Phantasie- ens. — Als eine seiner ersten Arbeiten malte er, wohl unter dem nachwir- den Einflusse Genelli's, im Musiksaale des von Orth erbauten, damaligen rousberg'schen Palais in der Wilhelmstraße, einen schön bewegten Bacchuszug.

Bald nahm auch die technische Hochschule und das in jener Zeit gegründete tsche Gewerbemuseum, aus welchem später das Kunstgewerbemuseum hervor- g, seine Thätigkeit als Lehrer in Anspruch. Indem er die Schüler bei seinen enen Arbeiten als Gehilfen heranzog, sorgte er zugleich für tüchtigen Nach- che. In seinem Freunde und Collegen Moriz Meurer fand sodann S. den gnetsten Künstler für den rein ornamentalen Theil der Arbeiten, während er st das Figürliche übernahm. Mit vereinten Kräften führten nun Beide die

decorativen und halb ornamentalen Malereien auf den Wänden des T
hauses im Handelsministerium zu Berlin, Voßstraße, aus, schmückten die A
der Capelle der Centralkadettenanstalt zu Lichterfelde und die Saaldecke im
waltungsgebäude der Hamburger Bahn in Berlin. Später trennte sich S
Meurer und malte selbständig mit seinen Schülern vier große figurenreiche C
die Gaben der Elemente zum kostbaren Schmuck des Lebens darstellend, im
der Goldschmiedearbeiter des Berliner Kunstgewerbemuseums sowie die reic
Decorationen im Grand-Hotel am Alexanderplatze. Bei allen diesen Schö
gen hielt Schaller's rüstige Arbeitskraft gleichen Schritt mit der Regsa
seiner Phantasie.

Das Hauptwerk seines Lebens, in welchem er seine Begabung für
monumentale Malerei großen Stils leuchten ließ, sind die 1879—80 in Ke
farben auf die Mauerwand ausgeführten Gemälde zur Prometheussage im S
sischen Provinzialmuseum zu Breslau, von sorgfältiger Durchführung und
Gesammtton einheitlich und zu ruhiger Harmonie gestimmt. Seine Gest
sind weniger individualisirte als typische Erscheinungen, angepaßt dem m
mentalen Charakter des Ganzen, das man als den Höhepunkt seines künst
schen Schaffens bezeichnen darf. Zur Feier des Einzuges Kaiser Wilhelm
nach dessen Genesung im December 1878 malte S. für die Ausschmückung
Pariser Platzes mächtige Velarien, die man als Meisterwerke allgemein be
derte. — Die symbolischen Wand- und Deckengemälde im Concertsaale des
Gewandhauses zu Leipzig (1884—85) und die für das Schloß Hummel
bei Altenburg waren im wesentlichen seine letzten bedeutenderen Werke.

In seinen späteren Lebensjahren suchte S. an verschiedenen Orten verg
Heilung von einem schweren Magenleiden; er verlor allmählich seine Sch
lust und Widerstandskraft, damit auch seine sonst so heitere Lebensansch
und die in gesunden Jahren so fesselnde Schönheit seiner Erscheinung.
zweifelnd griff er zum Morphium, dessen Genuß sein Leiden scheinbar für
Augenblick milderte, doch seine Gesundheit völlig vernichtete. Er starb
25. Juni 1887 zu Coburg.

Vgl. Vossische Zeitung, 6. Juli 1887. — Kunstchronik Nr. 40, 188

v. Dono

Schaller: Gottfried Jakob S., elsässischer Dichter. Geboren zu
modern bei Buchsweiler, seit 1785 Pfarrer zu Pfaffenhofen, starb er 1831.
„Vermischten Gedichte", deren I. (und einziger) Band zu Kehl 1789 er
zeigen Beziehungen zu den pfälzischen, hessischen und markgräflich brandenb
schen Höfen; sie sind der Königin von Preußen gewidmet. Auch die „Pr
gegen den bürgerlichen Aufruhr in einem Kriege", Str. 1789, vertritt man
sche Grundsätze. Dagegen besingt er in einer alcäischen Ode 1790 „die G
der Freiheitsmärtyrer Frankreichs", und dichtet „Festgesänge der Franken
Tempelgebrauch" 1795, „Gesänge auf alle Dekaden und Volksfeste der Fra
1798. Gegen den Vorwurf, der Propaganda für den Vernunftcultus allzu
nachgegeben zu haben, weiß er sich in einer „Vertheidigungsrede" 1795 gr
zu rechtfertigen. Er dichtete „Marceaus Totenfeier, Wechselgesang"
„Hoches Totenfeier, ein Bardengesang" 1797, ferner „Schauenburg, ein Bar
1799, „Elegia ad heroa Bonaparte" 1799, welche er auch ins Deutsche, F
zösische, Hebräische übersetzen ließ; „Poetischer Aufruf an Frankreichs Ko
ktyonen zum Frieden" 1800, „Friedensgesänge" 1801; und noch die Juli
lution begrüßte er durch einen „Hochgesang auf das Huldigungsfest Lu
Philipp's I., Königs der Franken" 1830. Begleitete so seine Muse g
lich die politischen Wandlungen Frankreichs, so spricht sie confessi
Ansichten aus in der „Elegie an Blessig's Grabe" 1816, „Gesänge auf de

tionsfest" 1817, „Reformationsgesänge auf die Feier des Augsburgischen ensbekenntnisses" 1830. Schon aus dieser Aufzählung wird das leichte l des Dichters ersichtlich sein. Er benutzte die verschiedensten Muster: lock, Uz, Wieland, Schubart, Langbein. Noch größere Belesenheit, die sich auf die Philosophie der Romantiker erstreckt und gegen Fichte und F. el dienen muß, zeigt Schaller's Hauptwerk, „Die Stuziade oder der Per- krieg", 3 Bände, 1802—8. Auf Blumauer's Spur wandelnd, flicht er e Mythologie, rabbinische Gelehrsamkeit und Beziehungen auf die politische litterarische Gegenwart zu einem dünnfädigen Epos zusammen, dessen Einzel- n nur stellenweise witzig, durchgängig aber frivol zu nennen sind.

Martin.

Schaller: Jakob S., Philosoph, geboren am 25. Februar 1604 zu Heili- ein im Elsaß, als Sohn des dortigen Pfarrers Wolfgang S., welcher später traßburg Münsterprediger und Senior des Kirchenconventes wurde. Er be- seit 1611 in Straßburg das Gymnasium, studirte daselbst Philosophie, nachdem er den Grad eines Magisters der Philosophie erlangt hatte, auch logie. Seit 1626 besuchte er verschiedene deutsche und schweizerische Uni- äten, hielt sich bei der Gelegenheit 2 Jahre in Jena auf, woselbst er zu nn Gerhard in ein sehr nahes Verhältniß trat. In das Elsaß zurückge- wurde S. 1633 Professor der praktischen Philosophie in Straßburg, 1634 st Dr. der Theologie, 1637 Canonicus des Thomascapitels, 1666 Decan, Propst desselben. S. war 4 Male, 1636, 1646, 1656, 1666 Rector der rsität. Er starb am 24. Juni 1676. S. hat eine sehr große Zahl von tationen philosophischen, theologischen und kirchenrechtlichen Inhaltes ver- wie z. B.: „An papa habeat potestatem indirectam in temporalibus?"); „An retentio vel abdicatio bonorum temporalium quicquam faciat ad dinem?" (1645); „De superstitione" (1661); „Parallelismus assumtionis enae ex Plutarchi Romulo et assumtionis B. Virginis" (1664); „De esu m" (1665); „De talionis jure" (1673); „De invito per ignorantiam"). Die Titel der übrigen Disputationen Schaller's finden sich verzeichnet cher. Einige Notizen über ihn enthält die, im Archiv des Thomascapi- t Straßburg befindliche Einladung des Rectors der Straßburger Univer- Johann Rudolf Salzmann, zu Schaller's Beerdigung am 26. Juni 1676. Vgl. Jak. Christ. Beck und Aug. Joh. Buxtorff, Supplement zu dem elischen allgemeinen historischen Lexikon (2. Thl. 1744).

Zoepffel.

Schaller: Johann Nep. S., Bildhauer, geboren am 30. März 1777 zu der jüngere Bruder des vorgenannten Anton S., sollte anfänglich Uhr- werden. Er kam dann in die Bossirabtheilung der k. k. Porzellanfabrik, nach vielen Schwierigkeiten an die Akademie, wo ihn Professor Caucig sein Protectorat nahm. Zu Schaller's ersten Arbeiten gehörte auch die ensgroße Figur eines sich den Pfeil aus dem Fuße ziehenden „Philoktet", essliche Leistung, wodurch neben Caucig's Empfehlung, der Hofrath Graf l der väterliche Gönner und Freund Schaller's wurde. Dieser schlug den Künstler vor zu einem Staatsstipendium für Rom, dessen Realisirung noch einige Jahre auf sich warten ließ. Frühzeitig machte S. mehrere tbüsten, darunter 1809 eine des Andreas Hofer (in Marmor 1809). In davon erging an S. der Auftrag für das Piedestal zu Kiesling's „Venus- morgruppe" (im Belvedere) ein Marmorbasrelief auszuführen, vorstellend, von Diomed verwundete Venus zu Mars kommt. Dieses Relief erregte merksamkeit des Fürsten Metternich, welcher dem Künstler die längst ver-

sprochene Pensionärstelle in Rom genehmigte (1812), wo S. an zehn Jahre verweilte. Auch erhielt derselbe als besondere Anerkennung die Bewilligung, ein größeres Werk, die Gruppe wie Bellerophon die Chimära erlegt, für den Saal des Glashauses im Kaisergarten, auf Kosten des Staates in Marmor auszuführen. In Rom fertigte S. einen schönen „Genius des Todes" am Grabe der Baronin von Pillersdorf für Hietzing, einen „Amor", welcher den Pfeil aus dem Köcher nimmt, die anmuthige Figur einer dem Bade entsteigenden „Venus" und die Colossalbüste des Fürsten Karl von Schwarzenberg, diese für „Baierns kronenwürdigen Prinzen" Ludwig, welcher damals schon an seine „Walhalla" dachte und später noch ein gleich großes Werk, die Büste des Grafen Friedrich v. Trautmannsdorf, bei S. bestellte. Nach seiner Rückkehr aus Italien erhielt S. 1829 die eben erledigte Professur der Bildhauerei an der Wiener Akademie und später die Ernennung als Rath an derselben. Mehrere Akademien ertheilten ihm Ehrenrechte. S. schuf das Modell der Madonna für die Säule im Burgglacis und die Büsten des Grafen Anton v. Apponyi und des Dichters und Erzbischofs Ladislaus Pyrker. Ein Werk, welches Schaller's Namen weit über die Grenzen Tirols populär machte und ebenso zum Ruhm des dargestellten Helden beitrug, war jene für die Hofkirche zu Innsbruck in der Zeit von 1831—1833 gearbeitete Marmorstatue Andreas Hofer's. Sie mag — bei aller Anerkennung für den Verfertiger und für den großen treuen Vertheidiger seiner Berge, doch als ein Beweis dienen, daß, wie Ernst Förster richtig bemerkt, dem Künstler „das Geheimniß verborgen blieb, dem Marmor Leben einzuhauchen, oder überhaupt nur dem Leben seine Formen und Bewegungen abzulernen" — ein Vorwurf welcher übrigens fast allen Leistungen der damaligen Wiener Plastik anhaftet, da die Bildhauerkunst, nachdem die Malerei längst den akademischen Canon abgeworfen und überwunden hatte, immerdar noch im Bann des ledernen Herkommens verblieb. Schaller's „Hofer" ist das Prototyp jener Staatsomnipotenz, welche die Grenze des jeweilig erlaubten Patriotismus in lendenlahmster Form vorschreibt und officiell gestattet. Andere Leistungen Schaller's waren die Modellstatue zur „heiligen Margaretha" auf dem Brunnen des gleichnamigen Vorstadtgrundes (1836), die Statue des Kaiser Franz I. für das in „Composition-Metall" gegossene Denkmal der Stadt Stanislawow in Galizien (1837) — colossale knieende Cherubim (in Holzsculptur) für die Dominicanerkirche in — zwei kleinere für die Kirche zu Altmannsdorf (1838); die Gruppe der Donau bona und des Danubius (im Maschinengebäude der Kaiser-Ferdinand-Wasserleitung), das Modell einer Brunnennymphe (1842), die Statuette des Dr. Raimund und jene des Marschall Marmont. In die letztere Zeit gehört eine unvollendete Venus in Carraramarmor. Daran reihen sich mehrere colossale Büsten des Kaiser Franz I., des Fürsten Metternich, Grafen Kinsky, Hofrath Hammer-Purgstall, Director Rebell u. s. w. S. starb nach kurzer Krankheit am 16. Februar 1842, noch in derselben Stunde, in welcher er selbst und dessen Umgebung seiner Genesung gewiß zu sein wähnte. „Wie der Künstler durch Werk, Lehre und Rath sich die allgemeine Hochachtung erworben hatte, gewann er auch die Herzen Aller durch seine edle Persönlichkeit, in welcher Ernst und Milde, Würde und Ruhe, gegenseitig sich durchdringend, einten".

Vgl. Nekrolog in Nr. 61 im Kunstblatt (Stuttgart) vom 2. August 18[illegible] — Nagler, 1845. XV, 136. — E. Förster, Geschichte der deutschen K[illegible] 1860. V, 516. — Wurzbach 1875. XXIX, 98 ff.

Hyac. Holland

Schaller: Julius S., geboren 1810 zu Magdeburg, Sohn eines d[illegible]gen Predigers. Nachdem er das Domgymnasium absolvirt hatte, bezog [illegible] 1819 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, widmete sich aber [illegible]

ter dem Einfluß des Hegelianers Rosenkranz, gänzlich der Philosophie. Er bilitirte sich in Halle 1834, wurde dort nach vier Jahren außerordentlicher 1861 ordentlicher Professor. Von einer ihn 1867 befallenden Gemüthsnkheit erlöste ihn 1868 der in Folge von Lungenentzündung eintretende Tod. seinen älteren Werken vertrat er die strengere Richtung der Hegel'schen hule, den Standpunkt der sogenannten „Rechten". Er vertheidigte die Hegele Lehre, die er theistisch faßte gegen die zahlreichen Angriffe, welche dieselbe d nach des Meisters Tode erfuhr, insbesondere gegen die Einwürfe des jünen Fichte, in der Schrift: „Die Philosophie unserer Zeit, zur Apologie und läuterung des Hegel'schen Systems" 1837. Dem Strauß'schen „Leben Jesu" t er mit dem Buch: „Der historische Christus in der Philosophie" 1838 gegen. Indeß machte er darin schon Strauß einige Zugeständnisse, so daß n ihn danach zum „Centrum" der Schule rechnete. In den nächstfolgen Schriften: „Geschichte der Naturphilosophie von Baco v. Verulam bis auf sere Zeit" (1841 und 46), „Vorlesungen über Schleiermacher" 1844 entfernte sich mehr und mehr vom Hegel'schen Standpunkte, der in den letzten Arbeiten um noch bemerkbar ist. Gegen L. Feuerbach polemisirt er in der Schrift: Darstellung und Kritik der Philosophie L. Feuerbach's" 1847, indem er zu gen versucht, daß Feuerbach's Principien zur gänzlichen Vernichtung aller Moral hinleiten. Von Bedeutung sind seine Angriffe auf den Materialismus dem Werke: „Leib und Seele. Zur Aufklärung über Köhlerglauben und issenschaft" 1855 (mit Bezug auf den Streit zwischen Vogt und Wagner). ußerdem schrieb er „Briefe über Humboldt's Kosmos" 1850, „Die Phrenologie" s. w. 1851 und „Psychologie" Bd. I, 1860. Mit Giebel zusammen gab er naturwissenschaftliche Zeitschrift „Weltall" heraus.

S. a. Philos. Monatshefte I, 1868, 51 f.: Nachruf von Bergmann.

Liepmann.

Schaller: Ludwig S., Bildhauer, geb. zu Wien am 13. October 1804 Sohn des erstgenannten Malers Anton S. und jüngerer Bruder des Historienalers Eduard S.), wurde trotz seiner frühzeitigen Begeisterung für die Kunst, r Wissenschaft und zum geistlichen Stand bestimmt und trat deshalb, 18 Jahre t, in das Piaristenkloster, welches er aber auf den Rath von einigen einsichtigen eistlichen bald mit der k. k. Akademie vertauschte und seinem Genius folgend, elbst zu zeichnen und zu modelliren begann. Nachdem S. bei Professor Kähßmann ch in der Holzsculptur sich geübt hatte, nahm ihn sein Oheim Johann Nepouk S. in sein Atelier. Bei einer akademischen Concurrenz mit einer Perseusatue erhielt der junge S. den Preis. Da in Wien wenig Aussicht auf größere eschäftigung war, begab sich S. fast gleichzeitig mit seinem treuen Freunde oriz v. Schwind im J. 1828 nach München und versuchte sein Glück erst bei ohannes Leeb, dann bei Joh. Ernst Mayer und schließlich bei Ludwig Schwanaler. Mit den beiden Letztgenannten nahm S. Theil an der ebenso sinnigen t reich ornamentirten Ausschmückung (mit Basreliefs) der Plafonds in den den ersten Sälen der alten Pinakothek. Von besonderer Schönheit waren vier, ein Sternbild darstellende Rund-Reliefs (die Jungfrau mit dem Sirius, der sperus, der Morgenstern und die Locken der Berenike), welche auf der Kunstausstellung 1832 erschienen und später in das neue Akademiegebäude zu arlsruhe gelangten. In ähnlicher Weise schmückte S. im Neuen Königsbau München mehrere Gemächer, darunter auch das Bibliothekzimmer der Königin herese (eine vorzügliche Büste derselben hatte S. schon früher gefertigt) mit n, die Baukunst, Malerei, Plastik und Naturwissenschaft vorstellenden Basliefs. Auch entstanden einige Statuen in Gyps, z. B. eine Psyche (1832), ebe, Euridice und Hygiea (deren Rechte die Schlange, die auf einen Baum-

ſtamm gelehnte Linke aber eine Schale hält), ein ſitzender Chriſtus (18
die geiſtreiche Statuette Shakeſpeare's (1836), welche in ihrer nonchala
nehmen Haltung ein glänzendes Zeugniß für die Auffaſſungsweiſe und
Bildung des Künſtlers gab. Aufgemuntert durch den wohlverdienten
begann S. einen ganzen Cyclus von ſolchen (meiſt 50—55 Centim.
Statuetten: Calderon, Taſſo, Arioſto, Petrarca, Dante, Hans Sachs, Jea
Leſſing, Wieland, Herder, Schiller, Goethe u. ſ. w., unter welchen insbeſon
ſchuſternde Meiſterſänger durch heitere Charakteriſtik hervorragt. Auch
ihm viele Porträtbüſten, von Eduard Duller (1830), Karl Spindler
v. Olivier, Julius Schnorr und vielen Anderen. Für die neue Akad
Karlsruhe componirte S. einen langen, die olympiſchen Spiele (nach
vorſtellenden Fries. Seinen Genius bewährte S. in glücklichſter Weiſe
neuen Muſeumgebäude zu Peſth: In der Mitte des Giebelfeldes thr
Lorbeer austheilende Pannonia, zu ihrer Rechten ſteht im Geleite des
die Kunſt, während die Donau als Eckbild dieſen Flügel abſchließt; ih
über nimmt die Theiß die gleiche Stelle ein, während das Alterthum
Fama der Mittelfigur ſich nähern. In den Niſchen repräſentiren ſechs
Figuren die Architektur, Malerei, Sculptur, Natur- und Bibliothek-Wiſ
und Numismatik. Ein dreifach abgetheilter Fries mit ſieben Fuß hohen
ſchildert die Kunſtepochen Ungarns: Da iſt der heilige Stephan dargeſtellt,
von byzantiniſchen Baumeiſtern die Kathedrale von Stuhlweißenburg erbau
Die mittlere Abtheilung ſchildert das Zeitalter des Königs Corvinus;
Könige erſcheinen die Baumeiſter mit den Modellen der Rieſentreppe zu
und des ſilbernen Daches, während die Bildhauer mit der Ausführun
koloſſalen Madonna und eines Capitäls beſchäftigt ſind; vor der Königin
ſteht der weiſe Aeneas Sylvius, der einen jungen Italiener vorſtellt,
einen Baum im Topfe trägt, wodurch die neuflorirende Gartenkunſt an
wird; den Abſchluß bildet der Maler mit ſeinen das Bildniß des Königs
den Schülern. Die dritte und ſinnigſte Abtheilung iſt der Neuzeit gr
Kaiſer Ferdinand und der Palatin von Ungarn mit einem Gefolge der
des Reiches empfangen die Huldigung der modernen Kunſt: Es erſche
Architekt Pollak mit dem Modell des Muſeums, hinter ihm der Erb
Peſther Kettenbrücke, dann der Architekt Hild mit dem Modell des D
Erlau, der Bildhauer Ferenczy mit einer Chriſtusſtatue und der Graf
mit ſeiner Geſchichte von Ungarn, in welche der Bildhauer S. verſtändn
blickt. Der Giebel wurde durch den Bildhauer Rafaele Monti modell
bei Förſter in Wien in Zink gegoſſen. Als dann 1839 das Preisp
für das Kaiſer-Franz-Denkmal ausgeſchrieben wurde, bewarb ſich auch
ſtellte den Kaiſer dar in römiſcher Toga ſitzend und ſein Volk ſegnend
Piedeſtal ſollen die vier Tugenden Fides, Pax, Lex und Justitia als funda
regnorum den Wahlſpruch des Kaiſers verſinnlichen, welcher hier vom
Nähr- und Lehrſtand umgeben abermals angebracht iſt. S. erhielt den
und die Ausführung, welche jedoch ſpäter wieder zurückgenommen wurde,
das wenig gelungene Project Marcheſi's zur Geltung gelangte. S. erhi
Beſtellungen zu Grabdenkmälern z. B. für den Grafen Leopold v.
(Kreishauptmann in Salzburg) und die Gattin des Kaufmann Müller zu
gart. Für König Ludwig's Ruhmeshalle zu München lieferte S. die
Büſten von Veit Stoß, Hans Burckmair, Peter Canſius, Franz
v. Mercy, Joachim Sandrart, Hans Karl Graf v. Thüngen, Balthaſ
mann, Chriſtoph Johann Gatterer und Lorenz v. Weſtenrieder und für die
der Glyptothek die Standbilder des Prometheus und Phidias. Auch die

Torenſten im Giebelfelde deſſelben Baues war Schaller's Werk. Viele andere ieſporträts für Baron Cotta, Freiherr v. Reiſchach u. ſ. w. kommen hier t in Betracht. Sein Hauptwerk bleibt außer der Statue des Großherzogs wig in Darmſtadt, das Herder-Standbild für Weimar. Der Dichter erſcheint in der Tracht ſeiner Zeit, welche durch einen idealen Mantelwurf freilich as maleriſch gehoben wird, doch fehlt nicht der für Herder ſo charakteriſtiſche enſtreif und der freilich nicht gerade zur Schau getragene, doch auch nicht eugnete Zopf. Milder Ernſt überdeckt das Antlitz, deſſen Züge nach Jage-n's trefflicher Zeichnung und einer Büſte Friedrich Tieck's modellirt wurden. t der Linken eine Schriftrolle haltend, legt er die Rechte wie zur Betheuerung s Herz, als derjenigen Quelle, aus welcher das Beſte gefloſſen iſt, was er cht, geſchrieben und gethan. In der ganzen Stellung und Haltung iſt rde und Freiheit, Sicherheit und Beſcheidenheit und viele natürliche Anmuth. . gibt den Prieſter, Dichter, Denker, Forſcher, Geſchäftsmann und Familien-r" (vgl. Nr. 49 Kunſtblatt vom 5. October 1848 S. 196, wo auch der, die hüllung und die damit verbundenen Feſte ſchildernden Nr. 42 vom Jahre 1850 eine ildung dieſer Statue beigegeben iſt). Der Künſtler erhielt durch den Groß-og den Hausorden vom Falken erſter Claſſe und von der Stadt Weimar das enbürgerrecht. Das war für lange Zeit der letzte Sonnenblick. Denn trotz r bisherigen Leiſtungen gelangte an ihn kein weiterer, ſein ganzes, echt künſt-ches Können und Schaffen in Anſpruch nehmender Auftrag. Außer den mit phäen in den Dreieckfeldern des Siegesthores ſchwebenden Victorien iſt keine ere erhebliche Beſtellung aus ſeiner ſpäteren Lebenszeit kundbar geworden. e köſtliche, theilweiſe in den Bereich des Kunſthandwerks überführende öpfung war ſein als Kamin-Verzierung gedachtes Relief auf Shakeſpeare: den Hexenkeſſel aus Macbeth, der wohl dem im Kamin brennenden Feuer iebe in die Mitte geſetzt iſt, ſammeln ſich die Repräſentanten der hiſtoriſchen, iſchen, komiſchen und phantaſtiſchen Muſe des nordiſchen Zauberers, lauter dergeſtalten, die eine als Falſtaff, die andere mit dem Eſelskopf von Zettel Weber, die dritte mit König Heinrich's Waffen und die vierte mit dem che der Lady Macbeth (Kunſtblatt 1849 S. 46). Sein Lebensabend verlief nlich vereinſamt. S. war erſt in ſpäteren Jahren zur Ehe geſchritten und e das Unglück, ſeiner Gattin in's Grab zu ſchauen. Krankheiten und körper-e Gebrechen ſtellten ſich ein. Der Tod ſchloß am 29. April 1865 ſein müdes en. Sein Nachlaß wurde nach der häufig üblichen Unſitte möglichſt ſchnell rödelt und zerſtreut.

Vgl. Nagler 1845. XV, 139. — Kunſtvereinsbericht f. 1865, S. 53. — Wurzbach 1875. XXIX, 102 ff.

Hyac. Holland.

Schallern: Gottlieb Adam Johann Ritter und Edler v. S., t, iſt am 15. Februar 1766 zu Thierſtein, Landgericht Selb im Obermain-le, geboren. Er erlangte ſeine ärztliche Ausbildung ſeit 1786 in Erlangen, er 1790 mit der Diſſ. „De Chelidonii majoris virtute medica novis obser-ionibus firmata" zum Dr. med. promovirte. Nachdem er hierauf eine wiſſen-ſtliche Reiſe durch Oberdeutſchland, die Schweiz und die rheiniſchen Bäder nacht und kurze Zeit in Wunſiedel als Arzt praktizirt hatte, folgte er 1792 der Neugeſtaltung des Medicinalweſens in den fränkiſchen Fürſtenthümern bach und Baireuth einem Rufe der preußiſchen Regierung nach Baireuth und t als Medicinal-Aſſeſſor. 1796 wurde er zum Medicinalrath befördert, 1798 elt er das Phyſikat des Bezirks Baireuth und 1807 wurde er mit dem Amte Hebammenlehrer betraut. Auch hatte er zur Ausbildung des wundärztlichen ſonals chirurgiſche Vorträge zu halten. Beim Uebergang von Baireuth an

Baiern wurde S. 1811 als Kreismedicinalrath bei dem Generalcomm und 1817 bei der Kreisregierung angestellt, wo er bis zu seinem am 12. 1827 erfolgten Tode eine verdienstvolle Thätigkeit entfaltete. S. war ein t Praktiker und ein großer Naturfreund. In seinen Mußestunden beschäft sich mit Vorliebe mit Gartenbau und Landwirthschaft. Um Baireuth hat in mehr als einer Beziehung verdient gemacht. Infolge seiner lebhaft mühungen erhielt die Stadt ihre erste Badeanstalt; ferner wirkte er au führung und Popularisirung der Kuhpockenimpfung hin. Dann entfaltete e und 1797 gelegentlich einer heftig grassirenden Epidemie von Rinderpe außerordentlich rührige und erfolgreiche Thätigkeit zur Bekämpfung de Er schrieb zu diesem Zwecke auch zwei kleine, im Sinne der Brown'sch regungstheorie gehaltene Abhandlungen: „Deutliche Anweisung, die B (Löserdürre) zu erkennen und zu heilen" (1797) und „Versuch über die stärkende Curmethode gegen die Viehpest" (Huseland's Journal 1797). sind erwähnenswerth Schaller's aufopferungsvolle Bemühungen während 1804 herrschenden Ruhrepidemie, sowie seine angestrengten und erstau Leistungen während der französischen Occupation (1806—1810) und w der schweren Kriegstyphus-Epidemie von 1814.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. V, 203.

Pa

Schalling: Martin S., M., Theologe. Sein aus Ortenberg in hessen stammender gleichnamiger Vater, ein Freund und Mitarbeiter B findet sich 1537 als Diaconus an Jung St. Peter in Straßburg, 154 Pfarrer zu Wolfach im Kinzigthal. Graf Wilhelm v. Fürstenberg hatte s von Straßburg erbeten, ihn zum Superattendenten bestellt und ihm nebst C. 1546 die jährliche Visitation seiner Kirchen übertragen. Am 1. September fordert der katholische Graf Friedrich von den Geistlichen dieser Herrschaf Erklärung bezüglich des Interims; S. erbietet sich zum Gehorsam, sowe Gewissen nicht beschwert werde; er will andere Geistliche nicht hindern die zu halten, er selbst könne es aber nicht; so lange er den Kirchen dieser schaft vorstehe, wolle er bis zu einem freien allgemeinen Concil nicht geg Interim predigen, aber die reine Lehre des heiligen Evangeliums wie bis friedliebenden Worten führen und die heiligen Sacramente austheilen. auf Lebenszeit berufen worden war, sagte ihm der Graf persönliche Sic zu; im Januar 1549 erhielten die anderen evangelischen Prediger ihre Entl doch durften sie eine Zeit lang noch geistliche Verrichtungen vornehmen, Graf keine Priester für die entschieden evangelisch gesinnten Unterthanen beko konnte. (Msc. von Vierordt, cod. Heidelb. 362c, 17, nach Mittheilung dem Archiv zu Donaueschingen.) S. wurde noch in demselben Jahre Diac Dr. Marbach an St. Nicolai in Straßburg, kam aber schon im folgenden als Pfarrer nach Weitersweiler, einem zur Herrschaft Fleckenstein gehörige gelegenen Vogesendorf, und half in dieser Herrschaft die Reformation ein (Röhrich, Gesch. d. Reformat. im Elsaß II, 260. Corp. Reff. XLIV, 407. starb schon nach zwei Jahren, am 27. Februar 1552, angeblich in Ha (G. A. Will, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon 3. Th. 1757, S. 484 f.).

Martin S., der Sohn, ist geboren zu Straßburg am 21. April 153 besuchte auch, unterstützt von Graf Wilhelm von Fürstenberg, das Gym daselbst 1546 (Vierordt l. c.); der bekannte Peter Marthr Vermigli wa erster theologischer Lehrer (Corp. Reff. l. c. p. 649). 1550 begab sich S Wittenberg. Sein Vater, dem er nebst Melanchthon am meisten in der Th zu verdanken bekennt, schrieb für ihn bei seinem Weggang eine Schrift üb

endmahlslehre und ermahnte ihn, sich vor den Secten, besonders dem Zwing-
anismus, zu hüten. Der Sohn veröffentlichte später diese Schrift: „Martini
challingii parentis. De praesentia corporis et sanguinis Christi in Eucharistia
stitutionum libri tres. Witebergae M. D. LXXVI." S. wurde in Wittenberg
agister, hielt Vorlesungen und kam, erst 22 Jahre alt, 1554 als Diaconus
ach Regensburg, wo damals Nicol. Gallus, ein Anhänger des Flacius, Superin-
ndent war; S. sah sich gedrungen, gegen ihn in der Predigt aufzutreten. Zeugniß
on seiner friedliebenden Gesinnung gibt der Briefwechsel mit Calvin 1557 (Corp.
eff. l. c. p. 407, 428, 596, 649). Die Hoffnung, durch Annahme der Augs-
urgischen Confession den Streit zu schlichten, war eine vergebliche; Calvin unter-
chrieb sie auch, aber die Correspondenz stellte den Dissensus heraus. Doch gab
. die wichtige, auch spätere Schritte erhellende Erklärung, er liebe Calvin, lese
eine Schriften, billige das Richtige in ihnen und verdamme auch die reformirten
irchen nicht, obwohl er ihrer Lehre über die Gegenwart Christi nicht zustimme.

Melanchthon nennt in einem Briefe an Herzog Wolfgang von Zweibrücken,
en damaligen Statthalter der Oberpfalz, unsern S. einen frommen und treuen
rediger (Corp. Reff. l. c. p. 407 not.), und es scheint, daß dies den Rath der
tadt Amberg bewog, ihn als Diaconus zu berufen. Aber es warteten dort
einer schwere Kämpfe. Als Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz dem reformirten
Bekenntniß auch in der Oberpfalz Geltung zu verschaffen suchte, setzte ihm die
Bevölkerung, unterstützt von seinem eigenen, lutherisch gesinnten Sohne Ludwig,
hartnäckigen Widerstand entgegen. Nachdem der erste Versuch 1563 mißlungen
war, machte er 1566 einen zweiten, indem er Olevian mitnahm. Er ermahnte
ie Prediger, sich des Schmähens und Verdammens der Reformirten zu enthalten
und „abergläubische Ceremonien" abzustellen. Aber vergeblich. Als der Kurfürst
mit Gewalt drohte, erklärten die Bürger von Amberg, Leib und Leben für ihre
Prediger zu wagen (vgl. L. Häusser, Gesch. d. Rhein. Pfalz. 2. Aufl. 2. Bd.
S. 39 ff. — H. Heppe, Gesch. d. deutschen Protestantismus. 2. Bd. S. 153. —
K. Sudhoff, Olevianus und Ursinus, S. 306 ff.). S. wandte sich 1567 um
Rath nach Wittenberg; die dortigen Theologen billigen sein Verhalten und rathen,
bei weiterem Drängen sich zu berufen auf die 1566 zu Augsburg in Aussicht
gestellte Synode, bis zu welcher man die Sache verschieben wolle (J. Chr. Olearius,
Evangel. Lieder-Schatz 1707. 3. Th. S. 6 f.) Indessen ließ sich der Kurfürst
nicht aufhalten; er entfernte die Hauptgegner aus Amberg.

S. kam nun (vielleicht 1568, das Jahr ist uns nicht bekannt) als Pfarrer
n das Städtchen Vilseck. Aber es ist bezeichnend, daß er, der von den Calvinisten
vertriebene Lutheraner, bei Herausgabe der oben erwähnten Schrift seines Vaters,
in der Vorrede dem Kurprinzen Ludwig, seinem Beschützer, zuruft: Sei eingedenk
Luther's, Melanchthon's, Butzer's und aller derer, welche Dir das Wort Gottes
gesagt haben. Die Vorrede ist datirt vom 21. September 1576 (die Matthei
apostoli); fünf Wochen später, am 26. October, starb Friedrich III., und nun trat
ein Umschwung zu Gunsten der Lutheraner ein. Ludwig VI. berief S. wieder nach
Amberg, und zwar als Superintendenten für die Oberpfalz und Hofprediger; auch
bediente er sich seiner bei den Aenderungen in Heidelberg, als er dort den Re-
formirten die Kirchen zum Heiligen Geist und zu St. Peter entzog. Viel wichtiger
war der Antheil Schalling's an den Verhandlungen über die Concordienformel.
Im Auftrage des Kurfürsten ging er im October 1578 mit zwei anderen Theo-
logen und einem Beamten zu einer Zusammenkunft nach Schmalkalden und
erstattete dort Vortrag über die Desiderien seines Kurfürsten. Derselbe sei im
Fundament der Lehre mit dem Entwurf der Concordie einverstanden, wünsche
aber einige Aenderungen: er war nicht einverstanden, daß man bei der Lehrnorm
die „erste und ungeänderte" Augsburgische Confession setzte und dadurch die

2. Ausgabe verdächtigte; daß man den Namen „Synergisten" nannte,
die Lehre abzulehnen; daß man die Gegenwart des Leibes Christi a
anderes gründe (Ubiquität), als auf die Einsetzungsworte Christi; daß m
lich der Gegenlehren den Ausdruck „wir verdammen" gebrauche, denn es
sich unter den „Verführten" viele fromme Herzen, die man schonen m
man dürfe der Papisten greuliche Verfolgungen nicht stärken; daß man
der Person Christi Redensarten gebrauche wie: Christi Menschheit ist a
allmächtig. Es lag den Führern viel daran, den Kurfürsten von der
gewinnen: und doch waren hier Dinge verlangt, die im Grund eine b
Aenderung erfordert hätten. Man machte daher Scheinconcessionen:
cordie blieb wie sie war, und die Wünsche des Kurfürsten — oder w
sagen Schalling's — kamen in die Vorrede (vgl. die Verhandlungen be
Pfältz. Kirchenhistorie 1721, S. 319—348, nach Hutterus, Concordia
cap. XXI, p. 656 sqq.), wie dort auch „die nützlichen Schriften" Mela
u. A., wofern sie mit der Norm der Concordie übereinstimmten, erwähn
Nennt doch der Generalsuperintendent Peter Patiens zu Heidelberg u
den ergebensten Anhänger Melanchthon's und den größten Gegner de
nismus (Struve l. c. S. 349). Eine Nachricht sagt, die Verfasser der
hätten dafür in dem Anhang bei Erwähnung der „Etlichen", welche
daß man von der Art und Weise der alten, reinen Kirche abgewichen
S. hinweisen wollen (vgl. Zeltner, Vitae theologorum Altorph. 1722
not. x). Vor dem schmalkadischen Convent hatte S. dem Kurfürsten
die Concordie zu unterschreiben und sich nicht von den andern eva
Ständen zu trennen. Der Kurfürst hatte zwar noch immer einige
die aber Jacob Andreä 1579 bei seiner persönlichen Anwesenheit zers
daß die Unterschrift erfolgte. Die Unterschrift der Geistlichkeit sollte
dem Druck erfolgen; nun aber arbeitete S., der sich in seinen Erwartu
täuscht sah, entgegen, um die Unterschrift zu hindern (vgl. die beiden B
Patiens bei Struve a. a. O. S. 318 und 349). Er verweigerte w
für seine Person die Unterschrift und zog sich dadurch nicht blos die
des Kurfürsten zu, sondern einen 2½jährigen Hausarrest; im März 158
er endlich seines Amtes förmlich entsetzt. S. begab sich zuerst nach A
der gleichfalls entsetzte Heidelberger Professor Edo Hilderich Aufnahme
hatte, und wurde „wegen seiner besonderen Gelahrtheit und Frömmigkei
als Pfarrer an die Frauenkirche in Nürnberg berufen. Diese Stadt ha
falls die Concordienformel nicht angenommen, sondern die mehr verm
sog. „Normalschriften" aufgestellt. S. unterschrieb sie nach einigen
und trat in mehrfachen Streitigkeiten gegen Calvinisten und Concord
sie auf. Er hat „allezeit die Mittelstraße zwischen denen, die die
völlig angenommen oder gänzlich verworfen haben" gehalten (vgl. Will
S. 484 f., Zeltner l. c.). Auch sonst war er außer seinen Predigte
bei Prüfungen, Gutachten (z. B. über Zauberei und Hexerei) u. dg
1605 betheiligte er sich an einem Colloquium, wurde dann aber blind
seine Predigerstelle nieder. Am 29. December 1608 starb er. „Er
wunderlicher Mann, der eine sonderliche, seltsame Weise, schnorrige u
hafte Rede an ihm hatte, der mit wenig Worten viel verabfaßte" (
a. a. O., ergänzt und fortgesetzt von Chr. Novitsch, 4. Supplbd. 1808,
wo zugleich eine ziemlich ausführliche Biographie Schalling's steht).
der Dichter des bekannten Kirchenliedes „Herzlich lieb hab ich Dich,
zuerst 1571 in Nürnberg erschienen in: Kurtze vnd sonderliche Reise
etlicher Fürsten ꝛc. Componirt durch Matthiam Gastritz (vgl. Ph. Wa
Bibliographie zur Gesch. d. deutsch. Kirchenlieds, 1855, S. 368. De

che Kirchenlied von der älteſten Zeit ꝛc. 4. Bd., 1871, S. 788. f. W. Fiſcher, Kirchenlieder-Lexicon, 1878, 1. Hälfte, S. 289. Olearius . O.). In manchen Geſangbüchern findet ſich auch noch ein vierter Vers: : Gricht, Herr Chriſte, ſteh ich hie", der aber nicht von S. herſtammt. Das : der Abfaſſung läßt ſich nicht feſtſtellen. E. E. Koch (Geſchichte des Kirchen- und Kirchengeſangs, 2. Bd., 3. Aufl. 1867, wo ſich auch eine ausführliche raphie Schalling's findet, S. 282 ff.) nimmt 1567 an und überſchreibt das : Gebet zu Chriſto, des Herzens Troſt im Leben und im Sterben. Fiſcher . O. nennt es ein Lied von unübertroffener Innigkeit und Herzlichkeit. ert ſagt über die 2. Strophe (Oden und geiſtliche Lieder. Neue Ausgabe. in. Weidmann'ſche Buchhandlung. Vorrede S. VII): „Sie hat viel es nach unſerer itzigen Mundart und uns ungewöhnliche Verſetzungen; und och, wer kann ſie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie ſeine Seele von t und Demut durchdrungen iſt, ſingen oder leſen? Sie iſt mehr wert, als e Bände neuer Lieder, die kein anderes Verdienſt haben, als daß ſie rein u. ſ. w.

Weitere Litteratur: J. B. Bezzel, Fragmente zur Lebensgeſchichte M. Mar- n Schallings. Nürnberg 1785. — Serpilius, Diptycha Reginoburgensia 716 (beide Schriften blieben mir unbekannt). — Medicus, Geſch. der evang. irche im Königr. Bayern. Erlangen 1863. — Einige kurze, aber falſche otizen bei Iſelin, Hiſtoriſches Lexicon, Supplem. II, 931.

Joh. Schneider.

Schambach: Georg S., Germaniſt. Er wurde am 9. Januar 1811 in tingen geboren. Wie der andere Grubenhagen'ſche Forſcher Georg Schulze wie der 1889 verſtorbene Wilhelm Müller, der Mitherausgeber des Benecke'ſchen terbuches, ſo wurde er ein Schüler Jacob Grimm's. Wie Georg Schulze r den Bergleuten des Oberharzes, ſo ſtellte S. unter den Bauern von Oſte- bis Göttingen Forſchungen an. Zwar empfand er es gewiß bitter, daß er t wie Wilhelm Müller an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt lehren konnte. h verſtand er ſeine Stellung als Rector des Progymnaſiums (jetzigen Real- ymnaſiums) zu Einbeck in eigenthümlicher Weiſe auszubeuten und ſogar für genußreich zu machen. Bei gewiſſenhafter Amtsführung befand er ſich doch immer wohlſten, wenn er zu den Bauern als Forſcher auf's Land ging. Zwar wurde nicht überall freundlich empfangen und mancher Bauer meinte offenbar: De iftgelehrten sint de ärgesten weltverkërten. Aber die Worte jenes Alten, cher ſagte: En jeder blive bi siner moimen spräke, ſchrieb er ſich ſo tief in's . daß er im Volke ſelbſt die „stolte spräke", d. h. die Sprache der Stolzen, Städter, wie die hochdeutſche Sprache noch jetzt in Hannover manchem Bauern eint, ganz vermied. 1851 gab er in einer gut lesbaren Abhandlungsform us „Die plattdeutſchen Sprichwörter in den Fürſtenthümern Göttingen und benhagen". Nicht eine zweite Auflage, ſondern eine Fortſetzung, eine zweite mlung erſchien in Göttingen alphabetiſch geordnet unter dem Titel „Nieder- ſche Sprichwörter". Vergleicht man dieſe Sprichwörterſammlungen mit den lich in dem Artikel Reſe (ſ. A. D. B. XXVIII, 241) von mir erwähnten, rſtaunt man über die Fülle des Volksthümlichen und Charakteriſtiſchen in beiden kleinen Sammlungen von S. Oft liegt das Poetiſche bei den benhagen'ſchen Bauern im Ausdrucke. Sagt der Gebildete: „Kleine Kinder en kleine, große Kinder große Sorgen", ſo heißt es bei S. ſehr ſchön: „Kleine ler drücket den schât (Schoß), grote Kinder drücket dat harte (Herz)" dann allerdings auch ins Hochdeutſche überging: Kleine Kinder drücken die rze, große das Herze). So ziemlich fein gedacht, wenn auch vielleicht aber- biſch, iſt das Sprichwort bei Schambach: „De dridde âder sleit nân pâen"

(Paten). Auf das verschwundene Recht der Erstgeburt weist vielleicht kritisierend hin: De büer het man Ein kind. Gegen das Altentheil protestiert: Ek teie mek nich êer ût ar bet dat ek nâ bedde gâe. 18 schien in Hannover Schambach's Hauptarbeit: „Wörterbuch der niederdeu Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen". Bei den 18 Göttingen erschienenen „Niedersächsischen Sagen und Märchen" von S Müller, durch welche Schambach's Name fast allein in weiteren Kreisen b wurde, war S. mehr als Sammler und Müller allein für die Erläute thätig. S. starb zu Einbeck am 15. April 1879.

H. Pröhle, Märchenstrauß (Berlin 1882), wo sich in der Vorrede nicht bekannte Nachrichten über mehrere Sagensammler finden.

H. Prö

Schamberg: Johann Christian S., Arzt und Naturforscher. 21. April 1667 in Leipzig geboren. Er studirte anfangs eine Zeit la Bergwissenschaften in Freiberg, darauf in Altdorf und Leyden Medicin mit Erfolge, daß er bei seiner Rückkehr nach Leipzig am 5. October 1689 d vermuthlich mit der Abhandlung „De gustu ex recentiorum philosophorum thesi", die Doctorwürde erlangen konnte. Darauf setzte er seine Studie und beschäftigte sich ganz besonders mit Geburtshülfe, prakt. Medicin und wissenschaftlichen Arbeiten. 1693 wurde er zum Assessor der medicinischen Fa zu Leipzig ernannt. Später erhielt er hier successive die Lehrstühle der T Physiologie und Anatomie. Seinen Bemühungen verdankte Leipzig das anatomische Amphitheater. Er starb als Rector der Universität am 4. 1706. S. war auch ein tüchtiger Chemiker. Seine Veröffentlichungen beschr sich auf einige wenige, kleinere Dissertationen und akademische Gelegen Abhandlungen.

Vergl. Eloy, Dictionnaire hist. de la méd. IV, 200. — Poggen Biogr.-litterar. Handwörterbuch u. s. w. II, 773. — Winter, im Biogr. L hervorr. Aerzte u. s. w., herausgegeb. von A. Hirsch, V, 204.

Pa

Schambogen: Johann Christof S., Jurist, geboren zu Glatz (N lausitz) im J. 1636, † zu Prag 1696. Er hatte zu Prag die Rechte s sich daselbst praktisch beschäftigt, am 15. November 1668 in feierlicher S tion die Würde eines Dr. utr. iuris erlangt, wurde vier Tage später 19. als ordentlicher Professor der Rechte installirt für die Institutionen, bek von 1681—1684 die Professur der Pandekten, hierauf die des Codex und 1686 in die erste des kanonischen Rechts vor. Das Decanat der Facultät er in den Jahren 1686, 1687, 1690, 1691, 1694, 1695, das Rector Universität zweimal in dem auf die juristische Facultät fallenden Turnus 22. November 1687 und 1692 bis zum 12. Januar 1689, 22. März bis 15. August 1693. Für die Geschichte der Universität ist interessant, unter seinen Zuhörern 4 Markgrafen, 2 Landgrafen, 316 Grafen, 41 herrn, 375 Ritter aufgezählt werden. Schriften (sämmtlich in Pra druckt): „Praelectiones publicae in D. Imp. Just. Institutiones cet." 1676 in Prag, bis 1774 die Elementa von Heineccius an ihre Stelle traten Vorlesebuch gebraucht; „Dis- et Concordantia canonum et legum", 1685, „Lectiones publicae s. tractatus iurid., in quo quaestiones ad duas ca Qui testamentum facere possunt, et Quemadmodum testamenta fiant, tam civ. quam can. spectantur", eod. 4°; „Diss. jur.-can.-polit. de iurisdi iudiciis et appellationibus", 1686. 4°; „Theses iur. can.-civ. de iurejura 1687, 4°; „Diss. iur. can.-civ.-feudales de contractibus", 1689. 4°; „ tombe s. centum diss. can.-civiles", 1690, Fol.; Medulla mediae

st. 50 canonico- et politico-civiles", 1690. Fol.; „Disp. iur. miscellaneae exaginta tres quaest. can.-civ. publicae et militares", 1691, Fol., u. a. meisten sind für das Doctorat benutzt, zweifelsohne aber von S. gemacht der damaligen Sitte.

G. A. Schnabel, Gesch. d. jurist. Fac. zu Prag I, 57, 80, 86, 95, 103; I, 78. — Meine Gesch. III 1, S. 147 f.

v. Schulte.

Schamel: Joh. Martin S. (Schamelius), geb. am 5. Juni 1668 Meuselwitz im Altenburgischen als Sohn des dortigen Pfarrers. 5jährig er zu seinem mütterlichen Großvater dem Rathsherrn Moßdorf nach Naumg, um da die Schule zu besuchen. Schon in dem Kinde entwickelte sich die gung Predigten zu hören, aufzuschreiben und wieder vorzutragen. 1686 be- er die Universität Leipzig, wo er 1689 Magister wurde und Vorlesungen halten begann. Seit 1691 wirkte er aber an verschiedenen Orten als Hauser und wandte sich während dieser Zeit der Richtung August Hermann ancke's zu, der er früher in Leipzig schroff entgegen getreten war. Er ging 1702 nach Halle, um sein Studium nochmals aufzunehmen und die Ver- er dieser Richtung zu hören, namentlich Francke selbst und Freylinghausen, 08 ward er Diakonus und 1708 Oberpfarrer und zugleich Scholarch in umburg und blieb hier trotz verschiedener sehr ehrenvoller Berufungen bis zu em am 27. März 1742 erfolgten Tode. — Seine sehr zahlreichen Schriften, che in der unten zu erwähnenden Biographie seines Schwiegersohnes und da- bei Jöcher verzeichnet stehen, bestehen zur größeren Hälfte in homiletischen, etischen und katechetischen Arbeiten, von denen heute kaum noch etwas Betung hat; andere gehören der Kirchengeschichte an, namentlich seine Beibungen der ehemaligen Klöster zu Naumburg, Roßleben, Memleben, Saal- Oldesleben, Gosegk u. s. w. Diese sind später in lateinischer Uebersetzung Thuringia sacra einverleibt. Ferner seine Geschichte der Naumburger Geten unter dem Titel: „Numburgum literatum", 2 Theile. Das wichtigste dienst aber hat er sich als Hymnologe erworben durch sein „Naumburgisches angbuch" 1712—1714, in vierter Auflage 1720 unter dem Titel „Naumgisches glossirtes Gesangbuch nebst einer kurzgefaßten Geschichte der Hymnorum". Den in diesen Gesangbüchern gegebenen sehr dankenswerthen wissenstlichen Apparat vermehrte er später zu einem eigenen Werke: „Evangelischer ercommentarius", 2 Theile, 1724. Es enthält 638 Lieder mit einem rischen Verzeichniß der Verfasser und brauchbaren Anmerkungen zu dem In- der Lieder. Von seinen eigenen, etwas nüchternen fünf Liedern (sie finden sämmtlich in der 4. Auflage seines Gesangbuchs) hat sich nur eines „Ich e Gott in Ewigkeit" im Kirchengesang bis heute erhalten. — Eine Biohie Schamel's hat 1743 sein Schwiegersohn Joh. Christian Stemler verfaßt.

Jöcher. — Koch, Kirchenlied [2] V, 526 f.

v. L.

Schannat: Johann Friedrich S., Geschichtschreiber, geboren am August 1683 zu Luxemburg, als Sohn eines fränkischen Arztes, der sich niedergelassen hatte, † zu Heidelberg am 6. März 1739. Er machte zu en das Rechtsstudium durch, war bereits mit 22 Jahren Advocat in Mecheln, loß dann aber, ermuthigt durch den Erfolg seiner ersten Schrift, sich ganz rischen Studien zu widmen und, um dieses besser zu können, Geistlicher zu den. Nachdem er Priester geworden, erhielt er vom Fürstabt von Fulda Auftrag, die Geschichte des Stifts zu schreiben, wurde dann fürstlicher storiograph und Bibliothekar in Fulda. Nach dem Tode des Abts gab ihm Fürsterzbischof von Trier und der Fürstbischof von Worms einen gleichen

Auftrag. Im J. 1735 sandte der Erzbischof von Prag (Graf von
scheid) ihn nach Rom, um für seine Concilienſammlung und ſonſtigen
Material zu ſammeln. Auf der Rückreiſe hielt er ſich in Heidelberg
ihn der Tod hinwegraffte. Schriften: „Histoire du comte de Mansfeld-
burg 1707, 12°; „Vindemiae literariae h. e. veterum monumentorum
maniam sacram praecipue spectantium collectio.“ 2 vol. Fulda 1723, 2
„Sammlung alter hiſtoriſcher Schriften und Dokumente das allgemeine
betr.“, 1. Theil, Frankfurt 1727, 4°; „Corpus Traditionum Fuldensium
1724, Fol.; „Dioecesis Fuldensis cum annexa sua Hierarchia“ cet. Franc
1727, Fol.; „Fuldiſcher Lehn-Hof sive de Clientela Fuldensi beneficiar
et equestri tractatus historico-iuridicus“, ib. 1726, Fol.; „Historia Fu
Lips. 1729, Fol.; „Historia episcopatus Wormatiensis“, Francof. 173
„Vindiciae Archivi Fuldensis“, Frankfurt 1729, Fol. (gegen die Ang
J. C. v. Eckardt und J. G. Eſtor); „Histoire abrégée de la maison Pal
1740. Aus ſeinen Papieren iſt die Sammlung der deutſchen Synoden
Germaniae, quae Joann. Frid. Schannat primo collegit, dein Jos. H
auxit continuavit“, Col. Agripp. 1759—1763 u. ſ. w. veröffentlicht
ſtützt ſich auf dieſelben das Werk „Eiflia illustrata“.

Calmet, Bibl. Lorraine, col. 872 ff. — Jöcher. — Biogr. universell
Barre de Beaumarchais in der angeführten Schrift Hist. abregée de l
Palat.

v. Sch

Schanza: Wenzel S., kathol. Theologe, geboren zu Brünn in
1744, † zu Wien am 27. Sept. 1787. Er trat nach vollendeten Stud
erzbiſchöfliche Prieſterſeminar zu Wien ein, wurde 1767 zum Prieſter
wirkte einige Zeit in der Seelſorge, wurde am 7. Sept. 1774 zum
der Moraltheologie an der damaligen Univerſität Olmütz ernannt;
lang war er auch Studienpräfect des dortigen Klerikalſeminars; 1779
Rector der Univerſität. Im J. 1784 wurde er zum Profeſſor der Moral
an der Univerſität zu Wien ernannt. Er ſchrieb: „De Theologia mor
tiones in usum suorum auditorum“, 2 Bände, 1780, 2. Aufl. 1786;
logia moralis“, 2 Bände, 1784; „Moralis christiana in systema reduct
s. scripturae, tradit. et decretis a suprema potestate latis illustrata“,
1785—1788. Dieſes Werk wurde auch nach Schanza's Tode noch
J. 1791 zu Wien als Lehrbuch benutzt.

Vgl. Hurter, Nomenclat. III, 176. — Mittheilungen aus den
der theol. Facultäten zu Wien und Olmütz.

Otto Sch

Schaper: Dietrich (Theodoricus) S., † 1466, Propſt des
tinerinnenkloſters Lüne bei Lüneburg, war die Seele des Widerſtandes
Pleter- (d. h. plärrenden, zeternden) Prälaten (praelati rusticales) g
Maßregeln des Lüneburger Rathes, welche die geſammten Stadtſchulden
Sülzbegüterten abzuwälzen bezweckten. Dieſe, die „Pfannenherren“, wa
zugsweiſe auswärtige Stifter, Klöſter, Kirchen und Stiftungen, von de
erſteren allein 50, dazu 57 Adelsgeſchlechter. Der Widerſtand führte
ſog. Prälatenkriege, auf welchen in Art. Springintgut näher einzugehen
Schaper's Gegnern wird angegeben, er ſei ein armer Schüler, doch
St. Johannis in Lüneburg, geweſen und danke alle Beförderung dem
Das kann nicht ganz richtig ſein, da 1450 ſeine Schweſter Gertrud in
Patricier- und Adelstöchter vorbehaltenen Kloſter Lüne als Nonne genan
Jedenfalls hat ihn, der bis dahin Scolarius war, der Rath von Lüneb
vor 1436 als ſeinen Secretarius und Protonotarius, d. h. Stadtſchre

hivar, angenommen, und durch seinen Einfluß auf die Lüner Nonnen, deren
went durch Prior Johann Weigergang 1373 vom Papst Gregor XI. das
ht erlangt hatte, seinen Prior selbst zu wählen, nach dem Tode des Konrad
rstede (1433—1440) diese bewogen, den äußerst brauchbaren und gewandten
ann zum Prior anzunehmen, zumal er seit 1436 dort schon eine Vicarei be-
. Hatte der Rath gemeint, nun in seinem früheren Beamten ein willfähriges,
seinen ewigen Streitigkeiten mit der Geistlichkeit gut zu verwendendes Werk-
g zu gewinnen, so hatte er sich vollständig geirrt und von dessen zäher, ja
lsstarriger Energie und seiner agitatorischen Gabe keine Ahnung gehabt. Zu-
chst errang S. sich die feste Zuneigung der Domina und des Conventes; er
ß eine schöne Orgel bauen; gelobt wird der Aufschwung, den er in die Vieh-
cht der Klostergüter brachte; vor allen Dingen aber stand das Kloster hinter
n, als er seit 1445 sich unbeugsam der Forderung des Rathes auf die Ab-
tung der Hälfte der gesammten Sülzeinkünfte der Prälatur zur Abtragung
unerschwinglich gewordenen Stadtschulden widersetzte. Seine Kenntniß der
ten von der Sülze und dem Verfahren des Rathes, welche auch ganz ab-
derliche Behauptungen wahr erscheinen ließ, gab ihm eine ebenso gefährliche
affe in die Hand, wie sein Wissen von der Stimmung der niedern Bürger-
aft gegen die Sülzjunkeraristokratie und dem Mißvergnügen eines Theiles der
teren gegen die im Amte befindlichen Genossen. Eine Gesellschaft Unzufriedener
ßte er um sich zu sammeln, darunter seinen Bruder Ulrich, den herzoglichen
lzzollerheber Hanz Dalenborch, den herzoglichen Stadtvogt Nienborch und
hrere aus den angesehensten Geschlechtern, die nun höhnend nach ihrem Ver-
mmlungsorte „Gardenbröder" (Gartenbrüder, mit dem zweideutigen Begriffe
ardende" oder Bettelbrüder) genannt wurden. Der Rath suchte den gefährlichen
ann unschädlich zu machen; sein Aufwand gab den Anlaß zu einer Bezichtigung
gen Unterschleifs beim Bischofe Johann III. von Verden (s. A. D. B. XIV, 434).
sollte 16000 rheinische Gulden Klostergelder für sich und die Seinen ver-
ucht haben. Johann beauftragte den Propst Leonhard Lange zu St. Jo-
nis in Lüneburg mit der Untersuchung, und dieser verurtheilte jenen zur Ent-
ung und beauftragte Lüder Leerten mit der Verwaltung, bis der Bischof einen
en Propst ernannt habe. Der Convent erkannte aber weder das Urtheil noch
Provisorium an, indem er sich nicht mit Unrecht auf das Privileg von 1373
ief. Auf Anrufen Lange's schritt nun der Rath zur Execution, 1450, die
nnen aber verschlossen das Kloster; der Rath ließ dann mit Gewalt einsteigen,
S. entkam in einem Mistwagen. Schon vorher war ihm das Betreten
Stadt verboten gewesen, auch Ulrich Schaper und andere Gartenbrüder
rden nun ausgewiesen. Jetzt trat die wilde, ja dämonische Energie des schwer
ränkten Dietrich erst recht hervor; die Nonnen hielten fest zu ihm, er kam
tzentlich wieder nach Lüne, reiste aber sonst von Prälatur zu Prälatur und
chte eine feste Verbindung gegen den Lüneburger Rath zu Stande, an deren
pitze die Domcapitel von Hamburg, Lübeck und St. Blasii zu Braunschweig
ühen, und der sich alle bisher Schwankenden anschlossen. In Lüneburg selbst
ühen alle Hebel gegen die Stadtaristokratie in Bewegung gesetzt. Alle Ver-
che des Raths 1451 und 1452 zu einer Einwilligung der Prälaten zu ge-
ingen, scheiterten in Lüneburg und Mölln an dem Einspruche von S., trotz
Vermittelungsversuches des Cardinallegaten Konrad de Monte Policiano
d der Mühen des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein und der Räthe von
mburg und Lübeck. Der Rath von Lüneburg drohte mit Gewalt, dafür
tte aber S. in Rom durch eine Klage der Prälaten und durch eine eigene,
gen der Vertreibung aus Lüne, Vorsorge getroffen. In beiden erreichte er
n Theil durch die Sorglosigkeit oder Widerwilligkeit des Patriciates ein ob-

siegendes Urtheil. Der intrudierte Propst Leerten fiel in den Bann u
verjagt, und auch über Lüneburg wurde 1453 der Bann verhängt,
Appellation in Rom mit allen Mitteln, ja mit Ueberfall und Hausfrie
vorgegangen, dann das Urtheil vom Papste Nicolaus V. bestätigt.
Curie war in Aufregung; S. hatte mit seiner Partei verstanden, ihr
noch nachwirkende Meinung beizubringen, der Versuch gegen die Sülz
Prälaten sei der Anfang einer angestrebten Beraubung der Kirche: man
in Rom eine Art Hussiten-Bewegung. Auch Kaiser Friedrich III. dr
mit der Acht, der Papst verlangte „Herausgabe des Raubes", die Appell
Lüneburger Abgesandten Albrecht von der Mölen (s. A. D. B. XXII,
ein künftiges allgemeines Concil machte die Sache noch schlimmer. Vermi
scheiterten; mit S. selber sich auseinander zu setzen und ihn zu versöhne
der Rath sich nicht überwinden. Als es nun endlich im September
Execution des Bannes und Ende October und im November zum Auf
dem in den Hansestädten üblichen Verlauf kam, war S. eine Zeit l
der Lage, vom Papst Calixt III. wurde eine Bestätigung aller Maßrege
den alten Rath am 1. Juni 1455 erwirkt. Aber im Sommer 1456
allmählich durch den Unwillen der besitzenden Bürger und die Noth
laten, die alles zu verlieren fürchteten, zum Umschwung. Durch ganz
land hin wurden die Folgen der Wirren gespürt und mit Unwillen
Da über Lüneburg die Handelsstraße von Lübeck und Hamburg nach de
ging und umgekehrt, war durch die Sperrung in Folge des Bannes
Verkehr lahm gelegt, selbst der Geld- und Wechselverkehr bedroht.
der revolutionäre neue Rath die Stadt den Lüneburger Herzogen in
spielen wollte, kam es zum Gegenaufstand der besitzenden Classen,
19. November 1456 den alten Rath wieder einsetzte. Am 24. December
nun auch der Kaiser den Markgrafen Albrecht von Brandenburg als
zum Austrag der Sache, dessen Bevollmächtigte im Mai 1457 den
werfenden schwere Vermögensbußen auferlegten und sie darnach der
wiesen, die übrigen aber dem heimlichen Verfahren überantworteten.
sich damals nach Lüne zurückgezogen zu haben. Sein Bruder und de
Dalenborch verfielen dem peinlichen Verfahren, sie mußten die Rache
reichen Patriciates, das seine eigenen hartbetheiligten Mitglieder schon
1458 wurden sie auf dem Markte neben dem „Kaak" (Schandpfahl) e
ihre Leiber auf dem Armsünderkirchhof zu St. Gertrud begraben. Je
Bischof Johann von Verden auch gegen S. ein, setzte ihn abermals
ernannte den frühern Sachwalter des alten Raths zu Lüneburg beim
Hofe, Nikolaus Grawerock 1458 zum Prior. Auch dieser mußte er
thätig eingesetzt werden, S. „wurde eines Abends aus dem Kloster ge
die Prioriſſa Susanne Münters aber stellte ihm einen Wagen zur F
Adendorf auf der Straße nach Lauenburg. Die Klosterlegende hat
daß S., als seine Schwester Gertrud von ihm Abschied nehmen wollte,
„in heiligem Eifer" verhindert habe, damit sie nicht um seinetwillen
liche Stillschweigen breche. Es bleibt aber fraglich, ob sich diese Tradi
auf 1450 beziehe. S. lebte bis 1466 in Braunschweig; die Nonn
warfen sich aber auch dem neuen Propste nicht, erst 1472 wurde Gra
Papst Sixtus IV. bestätigt. Auch die Prälaten fügten sich erst 1462
lich alle, der Streit lebte aber in anderen Formen bis 1466 wieder
Lüneburger Rath hatte endlich den vollständigen Sieg davon getragen,
noch die Päpste Pius II. und Paul II., König Christian I. von
die Bischöfe von Brandenburg und Halberstadt und der Erzbischof vo
burg in die Sache hineingezogen waren. Die Lüneburger Chroniken de

aberts haben alle, selbst die demokratische Hamelmann's, mit Nachdruck den ann verurtheilt, der soviel Unheil über ihre Stadt gebracht hatte.

Vergl. die Bruchstücke aus Hamelmann bei Staphorst, Hamburg. Kirchen-gesch. I, 4, S. 881 ff. — Dr. Francke, Der Lüneburgische sog. Prälatenkrieg (Jahrb. des Museumsvereins für d. Fürstenth. Lüneburg, 1882/83, S. 1—49). — Die Lüner Nachrichten bei Müller in Ann. der Braunschw.-Lüneburg. Chur-lande (1793) VII, 4, S. 645 ff. — S. unten den Art. Springintgut.

Krause.

Schaper: Johann Ernst S., † am 11. Januar 1721 als Senior der iversität zu Rostock, war am 26. April 1668 zu Küstrin als Sohn des ndikus der neumärkischen Städte geboren, studirte in Frankfurt a. O., reiste rch Deutschland und Holland und promovirte 1689 in Frankfurt als Dr. med. ch in demselben Jahre wurde er Leibarzt bei dem Administrator von Merse-rg, Christian I., Herzog zu Sachsen, und blieb in dieser Stellung auch bei ristian II. Im December 1691 berief Herzog Gustav Adolf von Mecklen-rg-Güstrow ihn als ordentlichen Professor der Medicin nach Rostock, wo er 16. Juni 1692 eingeführt wurde und neben der Medicin mit Vorliebe Ex-imentalphysik las. Wegen neuer Instrumente dazu machte er 1698 selbst Reise nach Holland; 1701 ernannte ihn die Societät der Wissenschaften in rlin zum Mitgliede. Aerztlichen Beirath hatte er gelegentlich dem Herzoge stav Adolf, dem königlichen Hofe zu Berlin und dem zeitweilig in Stralsund aufhaltenden polnischen Könige Stanislaus zu leisten. 1705 wurde er erster barzt des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin neben seiner ofessur, und erhielt 1710 den Titel Hofrath mit der Verpflichtung, in jedem ühjahr und Herbst zum Herzog zu kommen und mit dessen übrigen Leibärzten er dessen Gesundheitszustand zu berathen. Er bekam dafür freie Reise und köstigung nebst einer festen Vergütung von 500 Reichsthalern für das Jahr. 13 übernahm ihn Herzog Karl Leopold bei der Thronbesteigung in seinen enst, und hier wußte S., den seine Gegner als „einen aufgeblasenen Mann" ilderten, während des Haders des Herzogs mit der Stadt Rostock, als jener, Rath und Bürgerschaft besser zu zwingen, seine Residenz in Rostock hielt, ihm unentbehrlich zu machen, vermuthlich durch die übliche Einbläserei gegen auf ihre Privilegien sich steifende Stadt. Als die verrufene Gewaltherrschaft Herzogs begann, wurde S., ohne irgend etwas von der Verwaltung zu ver-gen, 1715 zum wirklichen Regierungsrathe mit 1000 Rthlr. Gehalt (neben er Professur) und 1718 sogar zum wirklichen Geheimrathe ernannt. Er ist en v. Petkum (s. A. D. B. XXV, 515), Schöpfer, Luben v. Wulfen und edemann Mitträger der zum Theil aberwitzigen, zum Theil gehässigen Maß-geln dieser Regierung. Als die Ritterschaft und die Stadt Rostock endlich e kaiserliche Execution herbeigeführt, und die kaiserliche Commission, welche Landesregierung zeitweilig übernehmen sollte, 1719 in Rostock erschien, und Herzog nun im Mai zunächst nach Pommern floh, wurde S. mit den deren Geheimräthen in Ungnaden von ihm entlassen. Im November trat er auf seine Professur wieder an, die er bis zu seinem Tode beibehielt. Seine chriften zählt Blanck auf.

Die älteren Quellen bei Jöcher, IV, S. 209 f. und Krey, Andenken an die Rostock'schen Gelehrten IV, S. 55. — E. J. F. Mantzel der Aeltere, Mecklenb. Bibliotheque, Andre Ordn., 1729. — Auf archiv. Nachrichten fußen Lisch, Mecklenb. Jahrbb. 13, S. 220 f. und Blanck, Die mecklenb. Aerzte, S. 45 f. (wo S. 46, Z. 1 oben, 1689 zu lesen).

Krause.

Schaper: Karl Julius Heinrich S., Philologe und Schulm
19. Jahrhunderts. Er wurde in Elbing als Sohn eines dortigen A
15. März 1828 geboren, kam schon mit 7½ Jahren auf das vater
Gymnasium, welches er 16jährig 1844 verließ, und studirte dann in H
von 1846 an in Berlin, vornehmlich unter Boeckh's Leitung. Philologi
Verwundung, welche er hier bei zufälligem Ueberschreiten der Straße am A
18. März 1848 erhielt, unterbrach zeitweilig seine Studien; nachdem er
dann noch ein Jahr lang in Berlin fortgesetzt hatte, ging er Neujahr 1
Königsberg, hörte hier noch Lobeck und Lehrs, dem er besonders nahe
legte dann die Prüfung pro facultate docendi ab, wurde auch auf Gru
Dissertation „De duobus primis hexametri latini ordinibus" zum Do
movirt. (Die Fortsetzung „De hexametri latini tertio ordine" erschien er
Nachdem er dann das Probejahr am Gymnasium in Danzig, wo sein V
mals Medicinalrath an der Regierung war, abgelegt und gleichzeitig d
Militärpflicht genügt hatte, wurde er von 1851—1853 als wissensc
Hilfslehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg beschäftigt, d
Gymnasium zu Tilsit überwiesen, wo er auch nach einiger Zeit fest
wurde. Schon damals wurde dem jungen, hervorragend tüchtige
vorzugsweise der Unterricht in den obersten Klassen, namentlich der
in einer Prima übertragen. 1858 wurde er als ordentlicher Lehrer an
städtische Gymnasium in Königsberg, 1861 als erster Oberlehrer an d
nasium in Insterburg berufen, Michaelis 1864 zum Director des köni
nasiums in Lyck ernannt. Die reichen Erfolge seiner Wirksamkeit
verschiedenen Aemtern lenkten die Aufmerksamkeit der Schulverwaltung
als es sich im Sommer 1868 um die Besetzung des Directorates am
Wilhelms-Gymnasium in Posen handelte; er übernahm die Leitung dies
unter besonders schwierigen örtlichen Verhältnissen stehenden Anstalt i
des genannten Jahres. Auch hier war aber seines Bleibens nicht; b
Juli 1872 wurde er in das Directorat des königl. Joachimsthal'schen Gy
in Berlin berufen. Die ihm hier zufallende Arbeit war von besonderer
keit, indem es sich nicht bloß um die Leitung eines eigenartigen, u
großen Alumnat verbundenen Gymnasiums handelte, sondern S. auch die
gestellt wurde, die Verlegung der Anstalt in ein neu zu erbauendes
außerhalb der Stadt vorzubereiten und zu leiten. Sein ausgezeichn
waltungsgeschick hat ihn diesen schwierigen Auftrag in glücklichster W
lassen: die ihm zustehende maßgebende Mitwirkung bei der bauliche
gab ihm die Möglichkeit, die räumliche Veränderung zu einer durch
Umgestaltung und Erweiterung der Anstalt zu benutzen. Es war der
seines Lebens, als am 22. October 1880 Kaiser Wilhelm I. das Joa
besuchte und ihm persönlich Seinen Dank und Seine Anerkennung für
Stiftung der Hohenzollern Geleistete aussprach. — S. starb an einem
am 6. October 1886. — Seine wissenschaftliche Thätigkeit hat sich vo
auf die Gedichte des Vergilius bezogen; außer einer größeren Zahl von
lungen und Aufsätzen, die er in Zeitschriften und Schulprogrammen
lichte, erwarben ihm namentlich die Neubearbeitungen von Ladewig's
die er seit 1874 besorgte, Anerkennung.

Scholz, Gedächtnisrede auf K. S. 1886. — P. Stengel, Ne
Schapers in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen, 1887,
S. 309—326. R.

Schappeler: Christoph S. (auch Sertorius von sertum
Schapel, vergl. Walther v. d. Vogelweide II, 12 genannt), nimmt in
formationsgeschichte von Oberdeutschland eine hervorragende Stelle ein

nniger Beziehung zu dem berühmten Bauernprogramm des Jahres 1525, 12 Artikeln. Mit Ausnahme davon, daß er im J. 1472 in St. Gallen ren worden ist, wird nichts aus seiner Jugendzeit berichtet: über seine Stu- macht er selbst gelegentlich nur die wegwerfende Bemerkung, daß auch er den hohen Schulen nichts als „den Narristotelem und Meister von hohen nnen, Petrum Lombardum, gelernt, und die heilige Schrift niemalen gelesen ". Uebrigens errang er sich frühzeitig den Doctortitel der Theologie und Licentiat der Rechte. Nachdem er zehn Jahre lang als Lehrer an der nschule seiner Vaterstadt gewirkt hatte, wurde er 1513 als Hauptprediger die Böhlin'sche Prädicatur an der Martinskirche zu Memmingen berufen. mingen war damals eine reiche und belebte Reichsstadt, in welcher Handel Wandel blühte und das Regiment in den Händen einer beschränkten Anzahl familien trotz der Wahl sich forterbte, was manche Unzuträglichkeit im ge hatte und zuweilen Unzufriedenheit in den unteren Schichten der Be- ung hervorrief. Auch in kirchlicher Beziehung sah es, wie anderwärts, besonders gut aus: nach den Klagen des Rathes bekümmerte sich sogar der pfarrer von St. Martin mehr um die Einkünfte, als die Pflichten seines , vor ansteckenden Krankheiten flüchtete er sich aus der Stadt, die Seel- vernachlässigte er in empörender Weise. S. faßte sein Amt, das er hier , mit allem Ernste auf und verband mit einer kernigen, volksthümlichen samkeit, mit der Kunst „eines hellen verstandlichen Gesprächs und gnaden- Unterweisens" nach dem Zeugniß des Rathes einen „frommen, ehrbaren, en und bescheidenen Wandel". Es kam ihm nicht darauf an zu gefallen, n ohne Ansehen der Person der Wahrheit Zeugniß zu geben und den länden auf den Leib zu rücken. Er hielt es den höheren Ständen vor, sich nicht nach Christenpflicht der Armen annähmen, daß man die letz- überall drücke, ja selbst vor Gericht mit zweierlei Maß messe und anderes. indruck seiner Rede erkennt man aus dem Umstande, daß der Rath in en, von S. besprochenen Fällen sich rechtfertigte oder wo man befunden, r uns die Wahrheit gesagt, dann wir strafen nit", ihn „freundlich" um ung ersuchte. Nur in einem Punkte mußte S. zu schweigen geloben: er nämlich zuweilen auch durchblicken lassen, daß die Gewalt und Macht des nur auf dem Auftrag der Gemeinde beruhe; daß die Gemeinde über dem stehe und ihr die höchste Autorität zukomme. „Er wöll's der Gemeinde ", hatte er mehrfach auf der Kanzel geäußert; diese echt demokratische durfte er nicht mehr vortragen.

rühzeitig, aber nicht ohne schweren inneren Kampf, trat er in dem aus- enen kirchlichen Streit ohngefähr seit 1520 auf die Seite der Reformation ar im Sinne Zwingli's, seines Freundes, der ihn am liebsten an seine gerufen hätte, wenn nicht der Memminger Rath sich dem widersetzt hätte. tellung, welche S. einnahm, kennzeichnet sich am besten dadurch, daß er Hand der Bibel, deren Lectüre er dringend empfahl, die kirchlichen Ein- gen und Personen einer einschneidenden und fortgesetzten Kritik unterzog. kühnen Tadel spendete in kurzem der größte Theil der Bürgerschaft ihren , während andrerseits dadurch der Widerspruch der altgläubigen Partei, en Spitze Jakob Megerich, Hauptprediger an der Frauenkirche, stand, im Umfange hervorgerufen wurde. Der Rath, dem letzterer zumuthete, für rtei zu nehmen, beschloß aber, „Jedermann thun zu lassen, was er wolle". war genug gesagt. S. ging, unterstützt von seinen Anhängern, seine wobei ihn ein zweimaliger Aufenthalt in der Schweiz während des Jahres erst recht vorwärts trieb. Bei dem ersten hielt er Streitpredigten in

Zürich, verkehrte mit Hubmair und Zwingli und forderte vergebens den
prediger Wendeli von St. Gallen zu einer Disputation heraus; bei seiner
Anwesenheit in der Schweiz führte er sogar in der zweiten Züricher Disp
neben Dr. Jakob von Watt und Hofmeister den Vorsitz. In Memming
es unterdessen und nachher oft ziemlich tumultuarisch her. Der bedeutend
den Anhängern Schappeler's war der Kürschnermeister Sebastian Lotzer,
Wort und Schrift für die neue Lehre und seinen Freund kämpfte. E
in den Jahren 1525 und 1524 fünf Schriften, die von Einsicht, Gew
und Schriftkenntniß ein beredtes Zeugniß ablegen. Es genügt hier nur
erste derselben unter dem Titel: „Ein heilsame Ermahnung an die Inw
Horw, das sy bestendig beleiben an dem hailigen Wort Gottes ꝛc." zu v
in welcher der bezeichnende Satz vorkommt: „Demnach, lieben Brüder, w
mein Rath: welcher zwen Röck hat, er verkaufte den ain und keufte
Testament", eine Aufforderung, die gerade in Schwaben auf einen so fru
Boden fiel, daß auf dem Wege eigenen Bibelstudiums schlichte Bür
Bauern sich ein selbständiges Urtheil bildeten und sogar als Laienpred
Predigtstuhl mit Erfolg bestiegen (s. unten Lit.)

In Memmingen selbst spitzten sich die Dinge immer mehr zu. D
cesanbischof forderte den Ra'h auf, dem Unwesen zu steuern und S. vo
immer heftigeren Controverspredigten abzuhalten; aber dieser that nicht
daß er zur Ruhe eindringlich ermahnte und dem drängenden Oberhirte
über den angegriffenen S. ernstlich vertheidigte: man möchte wohl leid
„andere Priester höheren und niedern Standes sich seines Wesens auch
hätten". Allein der Bischof wollte Gehorsam von S.; sein Predigen
größere Sünde, schrieb er zurück, als ein unsittlicher Wandel; denn dur
verführe er viele zum Abfall. Wenn der Rath nicht im Stande sei,
rühreriſchen Geister zu bändigen, so werde er mit Hülfe des schwäbischen
die Ungehorsamen zur Pflicht zurückzuführen sich genöthigt sehen. Bald
27. Februar 1524, sprach er dann über den ungehorsamen S. den Ba
die Excommunication aus, wodurch nur das Eine erreicht wurde, daß
hänger der neuen Lehre die Autorität des Bischofs laut verhöhnten.
dann aber auch bei dem schwäbischen Bund eine Anklage gegen Me
einreichte, beschleunigte er nur die Entscheidung der Stadt für die Refo
Der excommunicirte S. ließ sich nicht irre machen. Am 7. Decemb
theilte er zum ersten Male öffentlich das Abendmahl unter beiderlei G
aus, führte bei der Taufe die deutsche Sprache ein und schlug „samtli
dischen Brauch mit dem Wort Gottes darvor zu Hausen". Der Ra
wollte durch das beliebte Mittel einer öffentlichen Disputation beiden
Gelegenheit geben, die Wahrheit ihrer Sache zu beweisen; wer von ih
Gegner überwinde, war im Recht. Die Disputation fand am 2. Janu
auf dem Rathhaus statt. Zunächst ließ S. sein Bekenntniß verlesen,
sieben Artikeln bestand. Im ersten derselben verwarf er die Ohrenbei
im zweiten die Anrufung der Mutter Gottes und der Heiligen. Im
leugnete er entschieden, daß die heilige Schrift alten und neuen Testame
schreibe, den Zehnten nach göttlichem Rechte zu geben. Im vierten b
er, daß das Nachtmahl, die Messe, ein Opfer sei; dasselbe sei vielmehr
stiftet zum Gedächtniß der sichern Verheißung der Sündenvergebung. D
feuer verwirft er im fünften als schriftwidrig. Im sechsten fordert er d
theilung des Abendmahls unter beiden Gestalten und im siebenten lehr
allgemeine Priesterthum. Fünf Tage lang dauerte die Disputation, zu
die Vertreter des alten Glaubens nur widerwillig verstanden hatten; sie
auch im Kampfe wenig glücklich gewesen zu sein, denn, so wird ihn

Vogt, sie wußten „nichts Gegründetes oder Ansehnliches aus heiliger Schrift gegen vorzubringen und stellten alles Gott und einem ehrbaren Rath anheim". Der Doctor überwand sie alle allein mit h. göttlicher Schrift." Auch nach Meinung des Raths hatte S. den Sieg davon getragen, und deshalb legte er erstere jetzt selbst Hand an das Werk, indem er den Geistlichen zu heirathen stattete und die Mönche und Nonnen nicht am Austritt aus ihren Klöstern hinderte. Die Priester mußten von nun an Steuern wie die Bürger zahlen d wurden wie diese dem weltlichen Gerichte unterstellt. Endlich wurde in er Form die Messe abgeschafft. So wurde die Reformation in Memmingen geführt und damit das Ziel erreicht, auf das S. seit mehreren Jahren unverkt losſteuerte. Aber nicht bloß innerhalb der Stadt übte S. großen Einfluß , auch in weitere Kreise drang sein Wort, auf welches die Bauernschaft der liegenden Dörfer, die theils unter dem Rath standen, theils andern Herrschaften unterthan waren, begierig horchte, besonders weil er kurz und bündig Recht des Zehnten angriff und verurtheilte. Damit nahm er Stellung zu brennenden socialen Frage der Zeit, zur Bauernfrage.

Die Lösung dieser schwierigen Frage schien ihm nur auf Grund des göttlichen Rechtes möglich: weder das neue Testament noch das Gesetz schriebe vor, Zehnten nach göttlichem Rechte zu geben. Er trug furchtlos diese folgenerre Meinung vor, weil er sie für wahr hielt, nicht um die Bauern aufzuen. Wenn trotzdem gerade auf seine Autorität hin die Bauern unruhig wur, so flößte ihm diese Erscheinung solche Sorgen ein, daß er wiederholt vor fahr in seinen Predigten mit allem Ernste warnte und sich von jeder Berühng mit der in Bewegung gerathenden Bauernschaft ferne hielt. Trotzdem gilt ihn alsbald der schwäbische Bund einen Hauptanführer der Bauern und htem hat man ihn von Anfang an bis auf den heutigen Tag für den Verer des zweifellos in Memmingen entstandenen Bauernprogramms, der zwölf tikel, gehalten.

In der That kommen bei der Frage nach dem Verfasser der zwölf Artikel noch die beiden, S. und sein Freund und Anhänger, der schon angeführte chner Sebastian Lotzer, in Betracht. Ohne viel Bedenken müßte man die torschaft Schappeler's annehmen, wenn dieser nicht selbst diese auf das bestimmteste in Abrede gestellt hätte, und zwar zu einer Zeit, wo ihm, der in der weiz sich aufhielt, aus dem offenen Zugeständniß keinerlei Gefahr mehr entstehen konnte, abgesehen davon, daß Schappeler's Charakter die Annahme einer solchen bestimmten Unwahrheit nicht gestattet. Und dennoch tragen die Artikel den Stempel seines Geistes an der Stirn. Diese Thatsache schließt nun nicht aus, daß sie sein geistesverwandter Freund Sebastian Lotzer verfaßt haben kann. Die Frage ist nur die, ob letzterer die Eigenschaften besaß, ein solches wohl durchnetes und in seiner Art vorzügliches Schriftstück in der vorliegenden Form herabfassen und auf welchem Wege er zu diesem Auftrage kam. Zunächst steht es jetzt über allen Zweifel erhaben, daß die zwölf Artikel aus jenen 25 Artikeln herausgewachsen sind, in welchen die Memminger Bauernschaft in einer einwöchentlichen Berathung vom 23. Februar bis 3. März 1525 ihre Beschwerden dem Rath wenn auch in einer ihrem Bildungsgrade angemessenen, der Wahrheit so entsprechenden Form darlegte, daß der Rath sich von dem Rechte der Beschwerden überzeugen ließ und den Vorstellungen vollständig nachkam. Dieser Erfolg im Kleinen, gegründet auf eine greifbare Basis, mußte die großen schwäbischen Bauernhaufen der Allgäuer, Bodensee und Baltringer recht ermuthigen, nicht nur in dem vorurtheilsfreien Memmingen zu ihrer Lage gewidmeten Besprechung zusammenzukommen, sondern auch auf Grund jener Eingabe, die ja nur den localen Bedürfnissen angepaßt war, den

bäurischen Forderungen eine principielle, allgemeinere Fassung zu geben. war ja der weitschauende und bewunderungswürdige Standpunkt des in mingen am 6., 15., 20. und 30. März tagenden Bauernparlamentes, da die principiellen und allgemein gültigen Gesichtspunkte fand, in denen di sche Bauernschaft ihre hauptsächlichen Forderungen als ausgesprochen gründet erachtete. Für die nicht nachweisbare Entstehung der zwölf artikel, die aus den Berathungen des Bauernparlamentes als klares Pr hervorgingen, ist es bei der Sachlage ziemlich gleichgültig, ob man sie a lage oder als Ergebniß der Tagung ansieht. Ihre formelle Gestaltung beiden Fällen auf einen verantwortlichen Urheber hin, der das Gesch Redaction nach seinem geistigen Vermögen besorgte. Die Fähigkeit daz in vollem Maße Sebastian Lotzer. Gerade wenn man die von ihm ausgeg Schriften auf ihren litterarischen Werth sowohl nach der formellen, a der materiellen Seite prüft, wird man erkennen, daß dem scheinbar e Bürgersmann selbst nicht einmal die genaueste Bibelkenntniß, wovon die glossen zu den zwölf Artikeln zeugen, irgendwie abging. Es ist eben denken, daß der tägliche Umgang mit S. und das unablässige Studin feuereifrigen Mannes, wie es Lotzer war, bei welchem von Haus aus ein Anlage zur litterarischen Production sich vorfand, die Befähigung für die fassung eines soviel Aufsehen erregenden Programmes ohne Schwierigkeit rufen mußte oder wenigstens konnte. Untersuchungen über Lotzer's litt Thätigkeit, von verschiedenen Seiten unabhängig geführt, haben wenigste indirecte Resultat zu Tage gefördert, mit welchem die Wissenschaft sich scheinlich begnügen lassen muß. Als ein Zeugniß der Anerkennung, w litterarische Befähigung Lotzer's sich errungen hat, darf die Thatsache i geführt werden, daß er vom Baltringer Haufen zum Feldschreiber an wurde, eine Stellung, in der er auch seinen Tod gefunden zu haben verschlungen von den Wogen des alsbald anbrechenden Bauernkrieges.

Ist unsere feste Ueberzeugung von der Autorschaft Lotzer's in B auf die zwölf Artikel richtig, so ergibt sich der Antheil Schappeler's vo der im letzten Grunde doch als der intellectuelle Vater derselben in Ans nehmen ist. Mit dieser Aufstellung verträgt sich ebensowohl die Abl Schappeler's, als die Anschuldigung seiner Gegner, die ihn einstimmi tigten, die zwölf Artikel verabfaßt zu haben. Der schwäbische Bund d. h. die Mehrheit desselben, welche unter dem Einflusse des bairischen Dr. Leonhard v. Eck stand, machte S. für das Programm voll und g antwortlich. S. mußte das büßen. Er wurde als Hauptverführer, Me als die Brutstätte, von der alle Büberei gekommen, verschrieen. Eine b Abtheilung warf der Bund deshalb in die Reichsstadt, um das verh auszunehmen und vor allem den Rädelsführer gefangen zu nehmen. G äußersten Gefahr wich S., was ihm mit Unrecht als Feigheit ausgeleg ist. Warum hätte er sich nutzlos den Henkersknechten des schwäbischen opfern sollen? S. entwich in die Schweiz, nach St. Gallen. In Me behielt eine Zeitlang die Reaction die Oberhand; aber sie war nicht im den Samen, der ausgestreut war, auszujäten. Im J. 1528 ordnete au der Rathes hin Ambrosius Blaurer das städtische Kirchenwesen im r rischen Sinne. Aber weder des letzteren Fürsprache, noch die Best Schappeler's, noch seine eigenen Bitten vermochten seine Wiedereinsetzun Amt zu bewirken. S. blieb ein Verbannter, Jahre lang hielt er sich Vaterstadt St. Gallen auf, zeitweilig als Prediger am St. Katharin dann am Dom, zuweilen auch ohne Amt. Die Memminger machten 15 letzten, vergeblichen Versuch, seine Zurückberufung zu erlangen. Jedoch

s nicht und verstand sich nur dazu, dem Vertriebenen, und zwar erst eine Bücher herauszugeben und ihm eine Entschädigung von 100 fl. aus- len. S. bekleidete später noch eine Zeitlang das Predigtamt zu Linsi- den Freiämtern, von dem er, ohne daß wir den Grund wissen, suspendirt Als Prediger bei St. Mang in St. Gallen, seiner Vaterstadt, starb er August 1551.

Cornelius, Studien zur Geschichte des Bauernkriegs. — Rohling, Die sstadt Memmingen in der Zeit der evangelischen Volksbewegung. — , Memmingen im Reformationszeitalter. — Baumann, Die oberschwä- n Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel; derſ., Quellen und zum Bauernkrieg. — A. Stern, Ueber die zwölf Artikel der Bauern. ogt, Die Correspondenz des schwäbischen Bundeshauptmanns U. Artzt; Die bairische Politik im Bauernkrieg. — Radlkofer, J. Eberlin von burg. — Vogt, Zwei oberdeutsche Laienprediger, Zeitschrift für kirchliches und Wissen. — Bossert, Rottenburg am Neckar und die Herrschaft berg im Reformationszeitalter, Blätter für Würtembergische Kirchen- hte.

Wilhelm Vogt.

ard: Simon S., Beisitzer des Reichskammergerichts, juristischer und r Schriftsteller, geboren 1535 in Neu-Haldensleben, † am 28. Juni Speyer. S. betrieb neben juristischen Studien geschichtliche und philo- war auf diesen Gebieten auch schriftstellerisch thätig und zählte zu den n Mitgliedern des Reichskammergerichts, dem er durch einen frühen Tod wurde. Schard's Vater, Joachim, lebte in Neuhaldensleben als Caplan inct seines Schwagers, des lutherischen pastor primarius Thomas Moller, g seine beiden Söhne, Simon und Joachim, in beschränkten Verhält- d streng protestantischer Zucht. Ersterer wurde 1549 in Leipzig unter torate des Joachim v. Kneitlingen als akademischer Bürger aufgenommen, über den Verlauf seiner Studien nichts näheres bekannt. Im Winter reiste er Italien, hielt sich längere Zeit in Padua und Rom auf, ver- t Antonius Augustinus, Sambucus, Serlekus und anderen Gelehrten, und die dortigen Bibliotheken behufs Herausgabe des Quellenwerkes „Eusta- Im folgenden Jahre (1561) erschien während eines Baseler Aufenthalts das dem Bürgermeister Hainzel zu Augsburg gewidmete Werk unter el: „De varia temporum in jure civili observatione Eustathii olim inopolitani antecessoris Libellus etc. etc. opera et stadio Simonis J. C.“ Basil. 1561. 8°. S. gibt neben dem griechischen Texte eine latei- ebersetzung mit Anmerkungen und Verweisungen auf die von Eustathios Gesetze. Doch wird die lateinische Uebertragung als ungenau getadelt rschien des Cujas' Ausgabe nach anderen Quellen). Wenige Jahre urde S. Rath bei dem Herzog Wolfgang von Zweibrücken (1532—69), durch in nähere Beziehung zu namhaften politischen Persönlichkeiten, mit mehreren Gelehrten in dauernden, befreundeten Verkehr, so mit Fichard, Jacob Sturm, Ursinus, dem kaiserl. Leibarzt Crato v. Craffts- d dem Bibliophilen Thomas Rhediger. . . . 1565 finden wir ihn zu Basel tor S. Schardius J. C. Saxo immatriculirt; ob er dortselbst den Doctor- orden, ist unbekannt. Eine Einladung des Herzogs von Mecklenburg, Dienste zu treten, lehnte S. ab, wurde dagegen bei der 1566 erfolgten ung der Beisitzer des Reichskammergerichts auf Präsentation des ober- n Collegiums am 2. October genannten Jahres Mitglied dieses Ge- s, nachdem er zur Förderung der Sache bereits im Juli nach Speyer n war. S. zählt zu den verdienten Rechtsgelehrten, welche mit Eisner,

Sleidanus, Johann Fischart u. A. am Aufschwunge der historisch-germa
Studien regsten Antheil nahmen. Neben seinen Berufsarbeiten setzte
seine geschichtlichen Studien und Sammlungen zur Zeitgeschichte fort
seiner Hauptwerke, die „Scriptores rerum Germanicarum“ war bereits
Presse, als er am 28. Juni 1573, erst 38 Jahr alt, nach kurzem Kra
in Speyer verschied. Einige Zeit früher hatte ihm der Kaiser die Pf
würde verliehen. Die Wittwe, welcher als Rücklaß lediglich die
werthvolle Bücherſammlung ihres Mannes zufiel, fand Aufnahme
Schwager, D. Raphael Sailer, Syndicus zu Worms, der früher (1
Assessor des Reichskammergerichts war, und durch seine „Selectae
camerales“ (3 Vol. Francof. 1572, 73. fol.), (eine Urtheilsammlung
Stiftungszeit bis 1573) einen Namen in der kammergerichtlichen Litt
worben hat. Neun Jahre nach Schard's Tode erschien aus den hint
Papieren: „Lexicon juridicum“. (Basil. 1582. fol.); ein umfang- un
reiches Realwörterbuch, dem hauptsächlich Spiegel's Lexicon juris civilis
1546) zu Grunde liegt, bereichert mit Zusätzen aus den Schriften vo
dorp, Prätejus, Brissonius ꝛc., sowie mit den Ergebnissen eigener Studi
erschien zu Köln in Folio eine neue von R. v. Kamphausen besorgte
Es wurde bereits hervorgehoben, daß sich unser Gelehrter mit Vor
Studium der deutschen Geschichte widmete, um — wie er bemerkte —
Dank dem Vaterlande abzutragen und zu zeigen, was deutscher Geist
wenn er sich mit Beharrlichkeit auf ein Ziel richte“. 1566 veröffent
„Germanicarum rerum quatuor celebriores vetustioresque Chron
(Francof. fol.) S. befand sich damals in Speyer; von dort aus (
ist auch die Widmung an den Herzog von Mecklenburg, der ihn eini
früher in seine Dienste nehmen wollte. — Im gleichen Jahre (1566)
„De imperiali jurisdictione, autoritate et praeeminentia Imperii atqu
Regni syntagma tractatuum,“ Basil. 1566 (2. Aufl. Argent. 1609,
Sammelwerk mit Streitschriften zu Gunsten des Kaisers wider päpst
sprüche seit Heinrich IV.; unter diesen auch des Laur. Valla Abhandl
die Constantinische Schenkung. Das Werk ist Kaiser Maximilian II. z
und wird in der Epistola dedicatoria de dato Basel, 20. März
Standpunkt des Verfassers näher dargelegt. Am Ende findet sich ei
den Kurfürsten gewidmetes Schriftstück: „De principum, quibus elec
ratoris in Germania commendata est“, welches 1608 zu Straßburg
gelegt wurde, und entgegen dem papistisch gesinnten Augustiner
Panvinus die Ansicht verficht, daß die Kurfürsten von Otto II. mit Zu
des Papstes Gregor V. eingesetzt seien; während in neuerer Zeit di
Geltung gewinnt, daß dieselben und ihr Wahlrecht auf allmählicher
licher Entwicklung beruhen. — Endlich ist noch anzuführen das „I
opus in quatuor tomos divisum“, Basil. 1574 (später Scriptores rerum
nicarum betitelt). Da während dessen Drucklegung S. — wie oben
mit Tod abging, wurde dessen Vollendung von des Verfassers Colle
Reichskammergerichte — Nikolaus Cisner aus Mosbach — besorgt
Schriften Dritter begegnen wir Originalaufzeichnungen Schard's
namentlich über die schottischen, niederländischen und französischen
Diese Aufzeichnungen bieten hohes Interesse, zumal unser Gelehrter
seiner Stellung am pfälzisch-zweibrückischen Hofe Kunde erhielt, und d
selbst in mehrere politische Angelegenheiten verwickelt war. Eine zw
zu Gießen in vier Foliobänden aufgelegte Ausgabe führt den Titel: „
redivivus — sive scriptores rerum Germanicarum“. — Hinsichtlich de

Werke Schard's siehe Stintzing's Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, B. I, S. 511 u. 512.

Jöcher. — Stintzing a. a. O. S. 508—512 und die daselbst S. 508, Note 1 citirten.

Eisenhart.

Scharenhorst: Gustav Karl v. S. (auch Scharnhorst), Rechtsgelehrter; geboren 1672 zu Bremen, † am 4. October 1737, ist bekannt durch seine Arbeiten zu den seiner Zeit hochgeschätzten Decisionen des Mävius. Um die Zeit, als S. auf der Universität Jena studirte, veröffentlichte Professor Zaunschlisser zu Marburg 1688 eine polemische Schrift gegen jene Decisionen: letztere Schrift veranlaßte eine von S. verfaßte, unter Lyncker's Vorsitz in Jena vertheidigte Dissertation („Experimentum conciliationis ἐναντιοφανῶν in Decisiones Mevianis." Jenae 1694, 4°), worin eine Widerlegung Zaunschlisser's versucht wird. Letzterer entgegnete hierauf und S., welcher auf Grund gedachter Dissertation 1694 Doctor beider Rechte geworden war, antwortete mit einer „Conciliatio Decisionum Mevianarum apparenter contrariarum etc." Hamb. 1699, 4°, worin das gesammte Streitmaterial in ruhiger, streng sachlicher Behandlung zusammengefaßt ist. Christ. Leonhard Leucht hat diese Antwort Scharenhorst's unter dem Titel: „Disquisitiones circa Decisionum Mevianarum pugnare visa cum conciliationem, opera Zaunschlifferi et Scharenhorstii" als drittes Stück seinem Supplementum Codicis Meviani einverleibt, welches Supplement den vollständigen dritten Band der 1703 mit dem Titel: „Codex Mev. tribus tomis comprehensus" (Aug. Vind. Dil. & Francof.) veranstalteten 5. Auflage der Mävius-Decisionen bildet. Außerdem wissen wir von S. nur, daß er um die Zeit, als seine „Conciliatio" erschien (Hamburg 1699), Syndicus der Stadt Werden a. d. Ruhr war, daß er sodann königl. großbritannischer und kurbraunschweigischer Kanzleidirector und Justizrath in Stade wurde, und daß er am 9. October 1737 im 66. Lebensjahre mit Tod abging.

Jöcher, Gel.-Lex., Thl. IV, s. v. Scharnhorst. — Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft, 2. Abthl. S. 121—124.

Eisenhart.

Scharfenberg: Albrecht v. S., Name eines mittelalterlichen Dichters aus fränkischem ritterlichen Geschlecht, von dessen näheren Lebensverhältnissen wir nicht die geringste Kenntniß haben; ja es ist bis in die jüngste Zeit hinein zweifelhaft gewesen, welche Dichtungen ihm zuzuweisen sind. Der erste Band der v. d. Hagen'schen Minnesinger bietet unter Nr. 68 zwei Lieder eines Herrn „von Scharpfenberg". Das erste enthält ein Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter: diese lobt im fröhlichen Maien zum Tanz, jene warnt vor dem Trug der Männer, die Junge aber schlägt die Ermahnungen in den Wind und springt davon; in einem anderen klagen zwei von ihren Liebhabern verlassene Mädchen einander ihr Leid und verbannen eine Dritte, die sich freudig ihres treuen Buhlen rühmt, aus ihrer Gesellschaft. Allein Weiteres läßt sich über diesen Herrn v. Scharfenberg nicht feststellen. In jedem Falle scheint er nicht identisch zu sein mit jenem Albrecht v. Scharfenberg, den wir nunmehr als den Verfasser dreier epischer Dichtungen anzusehen haben. Der Name Albrecht v. Scharfenberg wird uns nämlich von Ulrich Füetrer als der eines epischen Dichters bezeugt: er nennt ihn ausdrücklich als Autor der Quellen seines „Merlin" und seines „Seifrid von Ardemont" und hat für ihn Worte hoher Anerkennung; ihm gebührt aber auch, was man schon seit langem, früher freilich ohne zureichende Begründung, angenommen, nach dem durch materielle Erwägungen gestützten Zeugnisse Füetrer's die Autorschaft des sogenannten „Jüngeren Titurel". Die Blüthezeit der dichterischen Thätigkeit Scharfenberg's fällt, wie aus einigen historischen Hinweisen

des Jüngeren Titurel hervorgeht, in das dritte Viertel des 13. Jahrhunder
er hat offenbar zu dem Hofe Ludwig's des Strengen, Pfalzgrafen und Herz
in Oberbaiern, in Beziehungen gestanden: denn er erwähnt im Jüngeren Tit
mehrfach den Fürsten, für den er sein Werk verfaßt hat; auch hat S. Boiss
auf zwei den Decken der Heidelberger Papierhandschrift 141 aufgeklebten Blätt
23 zum Theil verstümmelte Strophen aufgefunden, welche, von derselben H
wie der Codex geschrieben, eine Widmung des Werkes an den Herzog darstell
Für die Entstehungszeit der drei genannten Werke Albrecht's läßt sich aus inne
Gründen die Reihenfolge vermuthen: Seifrid von Ardemont, Titurel, Merli
Seifrid und Merlin sind uns nur in der Fassung erhalten, wie sie Ulrich Füet
in seiner encyclopädischen Sammlung der mittelalterlichen Ritterromane übe
liefert hat, also in einer verkürzenden, auszugartigen Umarbeitung mit nivellir
dem Stil. Der Seifrid mag eine Jugendarbeit sein, da er seinem Wesen na
erheblich von den beiden anderen Dichtungen absticht; er beruht auf des Dichte
eigener Erfindung, die allerdings keine freie und originale ist, da sie durchau
bereits vorhandene, aus der höfischen und Spielmannsdichtung geschöpfte Moti
verwerthet; das Ganze ist eine Häufung der üblichen ritterlichen Kämpfe un
Abenteuer, in deren Mittelpunkt eine Liebesaffäre steht. Den Merlin hat Albrec
mit großer Treue nach dem französischen Prosaroman gearbeitet; nur in wenig
Einzelheiten finden sich Abweichungen; eingeschaltet ist ein Abriß der Geschich
von Joseph von Arimathia und der Begründung der Tafelrunde, für welche d
Grand Saint Gral zur Quelle gedient hat; Albrecht's Dichtung ist, soweit un
bekannt, die erste und einzige mittelhochdeutsche Bearbeitung der Merlinsage ge
wesen. Zwischen dem Merlin und dem ihm zeitlich voraufgehenden Titurel be
steht eine engere Verwandtschaft in Stoff und Ton. Verräth doch Albrecht sch
im Titurel Bekanntschaft mit den Sagen von Artus' Eltern und von Joseph vo
Arimathia; nur behandelt er jene hier nach der Darstellung Gottfried's von Mon
mouth in der Historia regum Britanniae. Der Jüngere Titurel, Albrecht's ei
zige in ihrer originalen oder doch in annähernd originaler Gestalt auf un
gekommene Dichtung, ist wohl als sein Hauptwerk zu betrachten. Wenigstn
scheint er in der Schätzung der mittelalterlichen Deutschen eine sehr hohe Stel
eingenommen zu haben: dafür spricht die ungewöhnlich große Zahl der Hss
schriften, die uns noch theils vollständig, theils fragmentarisch erhalten sin
Jacob Pütrich v. Reichertshausen rühmt den Titurel in seinem Ehrenbrief 140
als das vornehmste deutsche Gedicht. Allerdings ist Pütrich der Meinung, de
Wolfram v. Eschenbach, unbestritten die erste Autorität unter allen deutsch
Meistern, der Verfasser des Titurel gewesen ist: er hat sich, wie wahrscheinlich
die große Menge, durch ein Versteckspiel Albrecht's täuschen lassen, der sich in
Gedichte häufig „Wolfram" oder „v. Blienvelden" nennt, wenn er auch an ei
deren Stellen die Maske abwirft und Albrecht als seinen Namen angiebt. Je
J. 1477 ist ein Druck des Werks veranstaltet worden. F. Zarncke hat sich d
mühevollen Aufgabe unterzogen, in die wüste Masse der Manuscripte, welch
untereinander theilweise sehr starke Verschiedenheiten aufweisen, Ordnung z
bringen; er hat drei Ueberlieferungsgruppen ausgesondert. Doch bleiben immer
hin noch viele Unklarheiten bestehen, besonders über die Frage einer spätern
Ueberarbeitung einzelner Partien; erst eine sorgfältige kritische Ausgabe könn
hier Licht verschaffen. — Der Jüngere Titurel ist eine Dichtung von gr
Ausdehnung; der von K. A. Hahn besorgte Abdruck der Heidelberger Pergam
handschrift 383 zählt 6207, der alte Druck sogar 6422 Strophen. Das Mer
ist die in den ersten beiden Langzeilen mit Binnenreimen versehene Strophe d
Wolfram'schen Titurelbruchstücke, die nunmehr siebenzeilig ist und — bei
wenige Ausnahmen, die fast sämmtlich ihre besondere Begründung haben

chweg klingende Reime aufweist. Das schwierige Versmaaß hat auf die rache des Dichters einen verhängnißvollen Einfluß ausgeübt; sie wird mit- er geschraubt bis zur Dunkelheit, und die Syntax zeigt allerhand Eigenthüm- leiten, wie namentlich eine Vorliebe für Participialconstructionen. Den Haupt- l des Inhalts bildet die Erzählung von Sigune und Schionatulander, deren länge dem Dichter bereits in Wolfram's Titurelbruchstücken vorlagen. Diese chstücke hat er auch einfach in seinen Text herübergenommen, vielleicht sogar e die Binnenreime einzuführen: einige Umstände scheinen darauf hinzudeuten, erst ein späterer Ueberarbeiter sich daran gemacht hat, die Reime anzuflicken. Jüngeren Titurel stecken auch sonst noch echte Wolframische Bestandtheile, n Ausscheidung zuerst K. Bartsch versucht hat. Durch diese Verarbeitung lfram'scher Stücke ist Albrecht jedesfalls auf den Gedanken gebracht worden, selbst für Wolfram auszugeben. Die Geschichte Sigunens und Schionatu- der's nun wird mit einer Menge anderer Ereignisse umkleidet, die sie fast er- ken. Einen sehr breiten Raum nimmt die Schilderung von Sarrazenen- pfen ein, welche genau dem von Wolfram im Willehalm aufgestellten Muster en. Die Einleitung bildet eine Genealogie der Gralkönige bis auf Anfortas. in jene Haupthandlung sind mancherlei Geschichten von Artus, Parzival Lohengrin verwoben. Albrecht besitzt eine für seine Zeit außerordentliche lenheit. In der heimischen Litteratur ist er völlig zu Hause; er kennt die che Dichtung, an der er auch gelegentlich Kritik übt, ebenso gut wie die elmannspoesie und die Volksepik. Er verfügt aber auch über gelehrte Bil- und prunkt gern mit seiner Gelehrsamkeit. Wie er im Merlin eine fran- che Quelle benützt, so ist er auch der lateinischen Sprache mächtig, wodurch B. in den Stand gesetzt ist, die Historia des Gottfried v. Monmouth, die ist des Albertus Magnus De lapidibus nominatis und am Schluß in einem ltsamen Abschnitt den Brief des Priesters Johannes an den byzantinischen r Emanuel zu verwerthen. Mit den historischen Ereignissen scheint er gleich- vertraut zu sein. Insbesondere stehen ihm auch theologische Kenntnisse zu te, wie er sich denn überall als ein Mann von strengster, fast fanatischer tgläubigkeit erweist. Das dichterische Verdienst des Jüngeren Titurel ist nicht hoch anzuschlagen: es mangelt Albrecht an jeglicher Phantasie. Wo er gegebenen Stoff verarbeitet, greift er schon vorher von Anderen verwendete ve auf. Sein Vorbild ist Wolfram; da er aber der schöpferischen poetischen entbehrt, läuft sein Verfahren auf eine äußerliche Nachahmung hinaus, e die Bestrebungen des Meisters breit tritt und verflacht. Das oberste mal von Albrecht's Darstellung ist eine geradezu unerträgliche Weitschwei- l. Jede Kleinigkeit wird mit behäbiger Wichtigthuerei behandelt und bis inzelnste ausgemalt. Mit besonderer Vorliebe ergeht sich Albrecht in sym- renden Ausdeutungen, moralisirenden Betrachtungen und stark ans abge- kte streifenden Spitzfindigkeiten. So wird der an sich recht dürftige Stoff ner Dichtung von übermäßigem Umfang auseinanderzogen. Gleichwohl ist Jüngere Titurel merkwürdig, schon weil er uns sonst nicht erhaltene Wol- ische Stücke überliefert hat. Er enthält ferner eine Reihe von Anspielungen Einzelheiten, welche ihm für uns ein nicht geringes litterarhistorisches In- verleihen. Berühmt ist die ausführliche Beschreibung des wunderbaren empels. Auch läßt sich aus der ungemeinen Beliebtheit, deren das Werk rfreute, ein Rückschluß auf die ästhetischen Bedürfnisse seiner Verehrer en.

Charakteristiken des Jüngeren Titurel in den verschiedenen deutschen teraturgeschichten. — K. A. Hahn, Der Jüngere Titurel. Abdruck der idelberger Handschrift 383. Quedlinburg und Leipzig 1842. — F. Zarncke,

Der Graltempel. Vorstudie zu einer Ausgabe des Jüngeren Titurel. 1876. — S. Boisserée in den Abhandlungen der philosophisch-philolo Classe der königl. bair. Akademie der Wissenschaften, I, 384 ff. — Der Priester Johannes. Leipzig, I 1879; II 1876. — K. Bartsch, mania XIII, 1 ff. — Spiller, Zeitschrift für deutsches Alterthum 158 ff. — Hamburger, Zeitschrift für deutsche Philologie XXI, 404 f

Paul Hamburg

Scharff: Benjamin S. wurde in Nordhausen am 6. Juni 16 boren. Nachdem er in Jena Medicin studirt hatte, wurde er 1670 im von 19 Jahren Stadt- und Amtsphysicus zu Weißensee und 1674 für Leibarzt und Stadtphysicus zu Sondershausen. Im J. 1687 folgte er Rufe als Rector an der Schule zu Mühlhausen, kehrte aber schon nac Jahren in seine frühere Stellung zurück. S. starb am ersten Pfingsttage Außer verschiedenen Abhandlungen in den Miscellanea academiae naturae osorum schrieb er: Gründliche Erinnerung von Erkennung, Bewahrung un lung der Pest" 1681, von welchem Werke zwölf Auflagen erschienen, un schiedene andere medicinische Abhandlungen, namentlich „Tractatum p medico-chemicum de natura venenorum in genere".

W. H

Scharff: Gottfried Balthasar S., lutherischer Theolog, Lieder und Erbauungsschriftsteller des 18. Jahrhunderts, geboren am 19. März in Liegnitz, † am 9. August 1744 in Schweidnitz. — Er stammte aus österreichischen Adelsgeschlecht. Nachdem er seinen Vater Johann Friedri welcher Rechtspraktikant und Beisitzer des Schöppenstuhls in Liegnitz gewese frühe verloren, besuchte er erst die Stadtschule seiner Vaterstadt, später das nasium Elisabethanum in Breslau, studirte in Leipzig und Wittenberg mit und gutem Erfolg, wurde 1699 Magister, 1700 Pfarrer zu Gölschau in sien, 1708 nach dem Altranstädter Tractat Diaconus an der evangelischen heitskirche zu Schweidnitz, im October 1737 aber, nach dem Tode seines Co des bekannten geistlichen Liederdichters Benjamin Schmolck, dessen Nachfolg Pastor primarius. Nach der preußischen Eroberung Schlesiens 1742 wur Kirchen- und Schulinspector des Fürstenthums Münsterberg und des Sc nitzer Kreises, in welcher Eigenschaft er verschiedene neugebaute evangelische chen einweihte, Prediger einführte und heilsame Einrichtungen im Kirchen Schulwesen traf. Daneben entfaltete er eine rege und vielseitige litter Thätigkeit, sammelte eine zahlreiche und kostbare Bibliothek, führte einen breiteten Briefwechsel, machte Reisen, lieferte Beiträge zu allerlei Sammelw besaß eine nachdrückliche und eindringende Beredtsamkeit, gute Kenntnisse Geschichte seines Vaterlandes und poetische Begabung, die er auch als ge Liederdichter und Liedersammler (insbesondere durch Herausgabe des Schwei Kirchen- und Hausgesangbuches 1727) bethätigte. Seine Schriften (deren führliches Verzeichniß bei Jöcher, Moser, Hirsching u. s. w.) zeigen einen von vielseitiger Gelehrsamkeit und freimüthigem Urtheil, der aber „in de denen Stücken seine eigenen Gedanken hat". Aus der großen Zahl der sind bemerkenswerth einige antipietistische Schriften z. B. „Disputatio de siasmo" 1699; „Neue Frucht des pietistischen Geistes" (unter dem Namen lieb) 1702 und 1705; „Ueber die Andacht der betenden Kinder in Schl 1708; „Supplementum historiae litis Arndianae" 1727; ferner Schriften lichen Inhaltes z. B. „Die Weise wohl zu sterben" 1712; „Die verkehrte der Gottlosen in 32 Wochenpredigten" 1717—22 und öfter; „Gottselige wenbibliothek oder geistliches Hand- und Gebetbuch der Fürstin Elisabet Henneberg, nebst Anhang" 1724 u. 44; Litterarhistorisches und Bibliogra

z. B. Lebensbeschreibungen von A. Moiban und Joh. Gigas, Beiträge zur schlesischen Hymnologie („De hymnorum auctoribus Silesiacis in Miscell. Lips. t. IX), „Almosenbibliothek d. h. Nachricht von Schriften, die von Almosen handeln" 1724. Verschiedene ältere Schriften gab er mit Vorworten neu heraus z. B. „Lucas Osiander's Anweisung zum rechten Studium"; „Michael Herman's heilsame Lehre vom wahren Christenthum" ꝛc. Beiträge lieferte er zu den Miscellanea Lipsiensia, zu den „Unschuldigen Nachrichten", deren vieljähriger Mitarbeiter er war, zu „Coler's theologischer Bibliothek", und in die von ihm selbst herausgegebenen „Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens".

Vgl. über ihn M. Gottlob Klugens Hymnopoeographia Silesiaca oder Historische Lebensbeschreibung der Schlesischen Liederdichter, Breslau 1751, S. 117 ff. — J. J. Moser's Lexikon jetzt lebender lutherischer und reformirter Theologen, 1740, S. 928 ff. — Acta hist. eccl. I, 112 ff. — Jöcher, Gel.-Lex. IV, 221. — Hirsching-Ernesti, Handbuch X, S. 253 ff.

Wagenmann.

Scharff: Johann S., lutherischer Theolog und Philosoph des 17. Jahrhunderts, geboren am 13. (18.) Juni 1595 zu Croppenstedt im Fürstenthum Halberstadt (jetzt Kreis Oschersleben, Provinz Sachsen), † am 7. Januar 1660 zu Wittenberg. — Sein gleichnamiger Vater war Rechtsanwalt, seine Mutter eine geb. Vogler. Früh verwaist fand er Aufnahme bei Verwandten, erhielt seine Vorbildung auf den Schulen zu Halberstadt, Berlin, Brandenburg, Brieg und studirte 1617 ff. in Wittenberg Philosophie und Theologie. Nachdem er 1620 die Magisterwürde sich erworben, hielt er Privatvorlesungen und Disputationen, wurde 1624 Facultätsassessor, 1627 außerordentlicher Professor in der philosophischen Facultät, las über Logik, Metaphysik und andere Disciplinen, für die er vielgebrauchte Lehrbücher herausgab, hielt gleichzeitig auch theologische Vorlesungen, wurde 1635 Licentiat der Theologie, 1638 Professor der praktischen Philosophie, 1640 Doctor der Theologie und außerordentlicher Professor derselben, 1649 ordentlicher Professor und (nachdem seine drei Collegen W. Leyser, J. Martini und P. Röber schnell nacheinander gestorben waren) Senior der theologischen Facultät und Propst an der Stiftskirche zu Wittenberg. Wiederholt bekleidete er das Decanat der philosophischen und theologischen Facultät, dreimal war er Rector der Universität, dreimal war er verheirathet mit Euphrosyne Clara geb. Prätorius, mit Anna Katharina geb. Pelshofer, mit Anna geb. Hille, verwittw. Bonner. Er hinterließ zwei Kinder: eine Tochter Anna Sabina, Gattin des Theologen J. A. Quenstedt, und einen Sohn Johann Friedrich, der später gleichfalls Professor in Wittenberg wurde. In den letzten Jahren seines Lebens wurde er so leidend, daß er einen Gehülfen für sein geistliches Amt annehmen und zuletzt jeder Thätigkeit entsagen mußte. Vor seinem Tod stiftete er noch Stipendien für arme Studirende der Theologie und für die Sänger der Stiftskirche. Seine Freunde rühmen seine Gelehrsamkeit, seine theologischen und menschlichen Tugenden. Die Gegner (insbesondere Georg Calixt und Joachim Jungius) urtheilen ziemlich geringschätzig über ihn und bedauern das Loos einer Jugend, quae tali magistro erudienda committitur. Von seinen Schriften genossen die philosophischen Compendien der Logik, Metaphysik, Physik, Politik ꝛc. (besonders seine in 6 Auflagen erschienene Metaphysik u. d. T. „Metaphysica exemplaris", Wittenberg 1623 u. ö., seine „Institutiones logicae", Wittenberg 1632, seine „Pneumatica s. scientia spirituum naturalis", Wittenberg 1656 ꝛc.), längere Zeit ein gewisses Ansehen und waren an vielen Schulen eingeführt, besonders weil sie eigens für den Gebrauch der Theologen eingerichtet und auf die lutherische Dogmatik zugeschnitten waren. Als Theolog betheiligte er sich, in Gemeinschaft mit seinen Wittenberger Collegen, besonders

mit Abraham Calov, an den mancherlei Kämpfen der damaligen lutherischen Streittheologie, am Kampf gegen die Calviniſten (Collegia Anti Calviniana), am Kampf mit G. Calixt und dem Helmſtedter Synkretismus (ſo gleich in dem Antrittsprogramm zu ſeiner theologiſchen Profeſſur im J. 1649, in ſeiner „Responsio Calixto reddita“ 1649, einer „Protestatio adv. atrocia Calixti scandala“ 1659 u. ſ. w.), ſowie an dem 1637 ausgebrochenen Streit über die Gräcität des neuen Teſtaments zwiſchen den ſogenannten Puriſten und Hebraiſten. Als er ſeinen Gegner, den Hamburger Schulrector Joachim Jungius (ſ. A. D. B. XIV, 724) in einer heftigen Streitſchrift („Apologia adversus rhapsodias Jungii et Calixti“ 1655) der Verachtung des göttlichen Wortes und Gotteslästerung beſchuldigt hatte, erklärten zur Erwiderung Jungius und ſeine Schüler S. für einen „unverſchämten Verleumder und verlogenen Sykophanten“ und verhöhnten ihn in ſatiriſchen Schriften und Spottverſen wegen ſeiner ſtumpfen Logik („Scharfius interdum Stumpfius esse solet“), wegen ſeines ſchülerhaften Lateins und ſeiner zelotiſchen Verketzerungsſucht.

Ein Verzeichniß ſeiner Schriften und weitere Nachrichten über ſein Leben ſiehe bei Witten, Memoria theologorum, S. 360 ff. — Zedler, Univerſal-Lexikon XXXIV, 932 ff. — Jöcher, Gel.-Lexikon IV, 222. Außerdem vgl. Henke, Georg Calixt II, 2, 45 ff. — Frank, Geſch. der prot. Theologie I, 343; II, 9. — Guhrauer, J. Jungius und ſein Zeitalter, 1850, S. 112. — Jungius' Briefwechſel, herausg. von Avé-Lallemant, S. 199, 223, 411.

Wagenmann.

Scharff: Johann Georg S. (Scharf und Scharffe) wurde am 5. Januar 1661 zu Kelbra im Stolbergiſchen als Sohn des dortigen Bürgermeiſters geboren, er wurde 1688 Paſtor in Anleben und 1698 am 31. Juli vom Grafen Chriſtoph Ludwig zu Stolberg zum Paſtor prim., Inſpector und Aſſeſſor des Gemeinſchaftsconſiſtorii berufen, ſtarb am 18. März 1724 in ſeiner Vaterſtadt und iſt am 25. März in der von ihm geſtifteten Gottesackerkirche vor dem Altar begraben. Dieſelbe, auch das Jeſushaus genannt, iſt größtentheils von milden Gaben erbaut, die der Mann zum Theil von der Königin von Polen, aus Hamburg, Nordhauſen, Nürnberg zuſammengebettelt hat. Sie war noch nicht vollendet, als der treue Stifter ſtarb. Sein edeldenkender Sohn, der Sachſen-Weißenfelſiſche Witthumsrath Heinrich Chriſtoph S. zu Schloß Treyburg bei Langenſalza ſtiftete zum Andenken des Verſtorbenen ein Legat, wovon arme Wittwen und Hoſpitaliten unterſtützt werden. Am 18. März, dem Sterbetag des Erbauers, wird eine Predigt in der Hoſpitalkirche gehalten. — S. hat eine ziemlich große Zahl geiſtlicher Lieder veröffentlicht, nämlich 8 Paſſions- und Jeſuslieder in ſeinem „Passionarium“ 1719, 38 „Trauer-, Troſt-, Klag- und Freudenlieder“ 1719 und 89 Lieder als „Andächtiger Nachhall auf den Stolbergiſchen Liederſchall“ 1711. Das bekannteſte Lied darunter iſt: „Ich weiß wohl, daß ich ſterben muß“.

Kirchenbücher zu Kelbra und Anleben. — Koch, Geſchichte des Kirchenliedes[3] V, 491.

Pfizner.

Scharnhorst: Gerhard Johann David (v.) S., preußiſcher Generallieutenant, der Waffenſchmied der Befreiung Preußens vom Joche der Fremdherrſchaft, wurde am 12. November 1755 auf dem Freigute zu Bordenau, einem unweit der Stadt Hannover an der Leine gelegenen Calenbergiſchen Dorfe geboren. Seine Eltern waren einfache Landleute, der Vater hatte als hannoverſcher Dragonerunterofficier gedient. Scharnhorſt's erſte Jugend verfloß in dürftlichen Verhältniſſen; ſein Schulunterricht war ſehr mangelhaft; Selbſtbelehrung ergänzte ſchon früh die Lücken desſelben. Durch den Ausgang, welchen

ngwieriger Rechtsstreit nahm, wurde Scharnhorst's Vater Besitzer des genannten
eigutes; er kam dadurch in eine bessere Lage und konnte bald darauf für seinen
ohn um die Aufnahme in die unsern von Bordenau im Steinhuder Meere auf
r Feste Wilhelmstein vom Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe errichtete
iegsschule nachsuchen. Eine wissenschaftliche Prüfung, welche der Graf mit
m anstellte, verlief günstig und am 29. April 1773 unterzeichnete der junge
die Urkunde, durch welche er sich auf zehn Jahre für den Dienst des Grafen
rpflichtete. Unmittelbar darauf erfolgte sein Eintritt in die vortrefflich einge-
htete und geleitete Schule, in welcher er bald durch Lernbegier und Fortschritte
h auszeichnete. 1775 wurde er Conducteur (Stufe zwischen Unterofficier und
fficier). Ueber seine erste militärische Dienstzeit und die ihm ertheilten Zeug-
se berichtet ein Aufsatz im Militärwochenblatt, Berlin 1886, Nr. 101. Der
n 10. September 1777 erfolgte Tod des Grafen machte der Schule ein Ende.
suchte und fand Unterkommen in hannoverschen Diensten. Der Chef des 8.
ragonerregiments, General v. Estorff, hatte in seiner Stabsgarnison Nordheim
ne Schule für die Officiere und Officieranwärter seines Regiments errichtet
gl. Schlözer, Staatsanzeigen, Göttingen, März 1786, III, 32. Heft). Um
als Lehrer bei derselben zu verwenden, nahm er ihn als Fähnrich in das
giment auf. Sein Patent als Titularfähnrich ist vom 28. Juli 1778 datirt.
o wurde S. ein Reiterofficier und keineswegs einer, der seinen Kameraden nur
s Schulmeister gegenüber gestanden hätte. Dabei arbeitete er an seiner eigenen
rtbildung, unternahm seinen ersten litterarischen Versuch, indem er in Schlö-
r's Staatsanzeigen einen Aufsatz „Von den Militäranstalten des verstorbenen
gierenden Grafen von Schaumburg-Lippe" schrieb (auch abgedruckt in „Denk-
ürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe", Hannover 1782,
rfaßt von Scharnhorst's späterem Schwager Schmalz) und erfand ein Mikro-
terfernrohr. Im Herbst 1783 ging er aus diesem engeren Wirkungskreise in
nen größeren an der zu Hannover neuerrichteten Artillerieschule über, nachdem
im Juli dieses Jahres als dritter Fähnrich zur Artillerie versetzt worden war.
ie Zwischenzeit benutzte er, um auf einer Reise durch Deutschland die militä-
chen Einrichtungen verschiedener Staaten und namentlich seiner neuen Waffe
nnen zu lernen. „Einige Nachrichten von der k. österreichischen und k. preu-
chen Artillerie, von dem Artilleriefähndrich G. Scharnhorst auf einer Reise im
ommer 1783 gesammelt", erstatteten Bericht über dieselbe. An der Artillerie-
ule, an welcher er als zweiter Lehrer angestellt war und von deren Verhält-
ssen ein von ihm verfaßter Aufsatz in Schlözer's Staatsanzeigen vom Januar
86 Kenntniß gibt, entfaltete er eine umfassende Wirksamkeit. Er war bald die
ele der Anstalt; für die Verbesserung der Einrichtungen derselben war er un-
tässig bemüht. Für ihre Zwecke schrieb er sein „Handbuch für Officiere in
n anwendbaren Theilen der Kriegswissenschaften", welches seit 1787 in Han-
ver erschien und mehrfach aufgelegt ist. Es war auf sechs Theile berechnet,
n denen aber nur drei (Artillerie, Verschanzungskunst, Tactik) herausgekommen
d; einen vierten fügte J. G. v. Hoyer als „Strategie" bei einer 1815 ver-
stalteten Neuauflage hinzu; S. hatte statt desselben einige der von Friedrich
m Großen herausgegebenen bezw. demselben zugeschriebenen Vorschriften ver-
entlicht. Die beiden letzten Theile, welche kriegsgeschichtlichen Inhaltes sein
llten, blieben ungeschrieben. Auch sonst war er litterarisch thätig. Seit 1782
b er eine Zeitschrift „Militärbibliothek" (1782—1785), dann „Bibliothek für
fficiere" (1785—1788) heraus, seit 1792 „Neues militärisches Journal",
t 1797 auch „Militärische Denkwürdigkeiten unserer Zeiten" genannt, welche
t 1805 eingingen. 1792 erschien ferner die erste Auflage seines „Militärisches
schenbuch für den Gebrauch im Felde". Den Antrieb zur Schriftstellerei gab

ihm nicht nur der innere Drang; auch äußere Verhältnisse drücken ihm die Fed in die Hand; seit dem 2. April 1784 Titulär-, bald nachher wirklicher Lieutenan hatte er als solcher ein Einkommen von monatlich 34 Thaler und 11 Pfenni dazu kamen freilich eine Zulage von der Schule und einige Bezüge aus Bord nau, wo die Erbtheilung viele Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten bereitet aber auch die Bedürfnisse des einfachen Mannes waren größer geworden, den seit dem 24. April 1785 war er mit Clara Schmalz, der Tochter eines Kanzliste zu Hannover und Schwester des bekannten Staatsrechtslehrers Theodor Schma verheirathet, welcher letztere 1810 der erste Rector der neuerrichteten Universität zu Berlin wurde, und der Zuwachs der Familie erforderte vermehrte Mittel.

Der Kampf gegen die französische Republik machte Scharnhorst's Friedens thätigkeit ein Ende. Der Kurfürst von Hannover stellte in seiner Eigenschaft al König von England sich selbst ein Auxiliarcorps und im März 1793 marschirt S. als Artilleriecapitän, ohne jedoch bereits eine Batterie zu befehligen, in eng lischem Solde nach den Niederlanden. Der Ausmarsch ward ihm schwer. Oft hatte er den Krieg herbeigesehnt; als derselbe vor der Thür stand, fühlte er, daß seine Natur zu weich angelegt sei für die Schrecken, welche er ihm bringen würde Aber weder seine Verstandes- noch seine Gemüths- und Charaktereigenschaften litten darunter. Im Treffen bei Famars kam er am 23. Mai zum ersten Mal ins Gefecht; dann wohnte er der Belagerung und der Einnahme von Valen ciennes bei. Aber bald nahm der Krieg einen unglücklichen Verlauf; die blutigen Kämpfe bei Hondschoote vom 5. bis 8. September brachten den hannoverschen Truppen eine Niederlage. Daß sie nicht schlimmere Folgen hatte als einen geregelten Rückzug, war besonders Scharnhorst's artilleristischen Maßregeln zu danken. Bald darauf erhielt er das Commando einer Batterie geschwinder (d. h. reitender) Artillerie. Jede ihm werdende Muße benutzte er zur Schriftstellerei, deren Gegenstand hauptsächlich die eigene und des Gegners Kriegführung waren. Die Kriegsergebnisse der Zeit bilden den Hauptinhalt des „Neuen militärischen Journals".

Den Feldzug des Jahres 1794 eröffnete S. mit einer Waffenthat, deren Werth allein hingereicht hätte, seinem Namen für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Kriegsgeschichte zu sichern. Es war die Selbstbefreiung der Garnison von Menin in der Nacht zum 30. April, das Durchschlagen der Besatzung durch die erdrückende Uebermacht der die in schlechtem Vertheidigungszustande befindliche Festung einschließenden Franzosen. Das Thatsächliche der Vorgänge hat S. in einer Schrift „Die Vertheidigung der Stadt Menin und die Selbstbefreiung der Garnison unter dem Generalmajor v. Hammerstein", Hannover 1803, Neuauflage 1856 (Abdruck aus dem Neuen militärischen Journal) geschildert. Der Oberbefehlshaber, General v. Hammerstein, räumt ihm größtentheils das Hauptverdienst um das Gelingen des Unternehmens ein. „Seiner Anordnung allein verdanke ich den langen Aufenthalt während dem Bombardement und den glücklichen Ausgang des Plans mich durchzuschlagen", berichtete dieser. Die „besondere Gnade", welche S. „wenn je einem eine Belohnung für etwas Außerordentliches geworden, jetzt in größtem Maaße verdiene", ward diesem am 27. Juni durch Ernennung zum Major und zweiten Aide-Generalquartiermeister zu Theil. Schon vorher aber hatte er als Generalstabsofficier Verwendung gefunden. Zunächst behielt ihn Hammerstein bei sich, welcher ihn während der Schlacht bei Tourcoing (17. und 18. Mai) an Clerfayt überlassen mußte, dann berief ihn Wallmoden zu sich, welcher den Oberbefehl der Hannoveraner übernommen hatte. Mit Widerstreben sah Hammerstein ihn scheiden; er war ihm „fast unentbehrlich"; das Zeugniß, welches er ihm auf den Weg gab, lautete „daß er Scharnhorst's Talente, Thätigkeit und Gegenwart des Geistes, so wie beim Kugelregen Stich halten, nicht genugsam rühmen könne". Als dieser

ptquartier Wallmoden's ankam, handelte es sich nur noch um den Rückzug verbündeten Truppen, welcher, ohne daß entscheidende Schläge gefallen wären, r und immer weiter fortgesetzt wurde, bis die Hannoveraner sich im Fe- 1795 wieder auf heimischem Boden fanden. Militärisches Ungeschick und ische Zerfahrenheit waren Schuld am unglücklichen Verlaufe des Krieges, em der am 5. April 1795 zwischen Preußen und Frankreich zu Basel ab- loffene Friede ein Ende machte. Eine der Festsetzungen desselben war die ellung einer Abgrenzungslinie, welche den dahinter liegenden deutschen ten Neutralität zugestand. Dieses Verhältniß hielt das Hauptquartier noch re Zeit in Osnabrück und später in Diepholz fest, im November war S. r in Hannover. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten seine Ansichten text und gefestigt; er fuhr fort denselben in zahlreichen, theils in seiner hrift gedruckten, theils nur handschriftlich vorhandenen Aufsätzen Ausdruck eben; manches der Samenkörner, welche er ausstreute, ist auf dankbaren n gefallen und hat in Hannover oder in Scharnhorst's zweitem Vater- Preußen Frucht getragen. Letztere Macht versuchte bald, ihn in ihre ste zu ziehen. Im Mai 1796 wurden die Truppen, denen der Schutz in Basel vereinbarten Abgrenzungslinie anvertraut war, aus Besorgniß, die Franzosen die Neutralität nicht achten würden, verstärkt; Han- stellte dazu 15000 Mann unter Wallmoden, welchem S. als General- iermeister zur Seite stand. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braun- ig führte von Minden aus den Oberbefehl. Dieses Verhältniß brachte S. elfache Beziehungen zu preußischen Officieren und Beamten, unter denen moden's Schwiegersohn Stein war, und bereits am 18. Januar 1797 ein Versuch gemacht, ihn in preußische Dienste herüberzuziehen. Einen nach Dänemark hatte er bereits früher abgelehnt; auch nach Baden zu gehen er verschmäht. Es wurde ihm in Preußen eine Majorsstelle mit einem mmen von 3000 Thaler in Aussicht gestellt, während er in Hannover mehr als 1000 Thaler hatte und schlechter bezahlt war, als alle ihm im e Gleichstehenden. Durch ein Oberstlieutenantspatent und eine Zulage von Thaler ließ er sich halten; mehr vermochte sein Gönner Wallmoden, dem nsse seiner Gegner und Neider gegenüber, nicht für ihn zu erlangen. Oberst- nant Lecoq (s. d.), der Generalquartiermeister des Herzogs von Braun- ig, verlor indessen den Gedanken, S. für Preußen zu gewinnen, nicht den Augen und im J. 1801 erfolgte dessen Uebertritt unter den von ihm ten Bedingungen: Beibehalt seiner Anciennetät, eine Pension von 1000 r, wovon im Falle seines Todes die Hälfte seiner Familie verbleiben solle, as jüngste Kind 25 Jahre alt sein würde, und Verleihung des erblichen . Letztere erfolgte am 14. December 1802. Unter dem 19. Mai 1801 er vom König-Kurfürsten in dürren Worten „die nachgesuchte Dimission"; s am 1. d. M. war die Cabinetsordre König Friedrich Wilhelm's III. er- n, durch welche er zum Oberstlieutenant „beim Feldartilleriecorps" ernannt ; er war dem in Berlin garnisonirenden 3. Artillerieregiment zugetheilt n. Am 8. empfing ihn zum ersten Male der König.

In der Hauptstadt hatte er sich eines durchweg freundlichen Empfanges zu erfreuen. Sein Aeußeres hatte wenig Bestechendes, sein Auftreten nichts risch Strammes; man betrachtete ihn als einen Gelehrten und sah ihn die Achsel an; doch war ihm der König von vornherein gewogen und auch Louis Ferdinand würdigte ihn seines Vertrauens. Außerhalb seines Wir- kreises bei der Truppe hatte er Gutachten über Heereseinrichtungen abzu- , die Aufsicht der in Berlin bestehenden höheren militärischen Bildungs- lten zu führen und an der Akademie für junge Officiere vorzutragen. Auf

den letzteren Gebieten entfaltete er bald eine große und reformatorische Thätigkeit. Daneben arbeitete er an einem Handbuche der Artillerie und gab, außer seinem Militärischen Journal, mit dem ihm befreundeten Professor Stützer einen „Militärischen Kalender" heraus. In den von ihm gehaltenen Vorlesungen entwickelte er eine Lehrthätigkeit, deren Bedeutung durch die Persönlichkeiten seiner Schüler gekennzeichnet wird; der größte darunter war Clausewitz; auch wurde er der Begründer der noch gegenwärtig bestehenden militärischen Gesellschaft. Bei der Neugestaltung des Generalstabes wurde er am 26. März 1804 zum Generalquartiermeisterlieutenant ernannt und an die Spitze der dritten Brigade gestellt, welche den westlichen Kriegsschauplatz zu bearbeiten hatte. Die Mobilmachung vom Herbst 1805 unterbrach die Friedensbeschäftigungen; S. wurde dem Herzog von Braunschweig zugetheilt und hatte an der preußischen Besitzergreifung seines Heimathlandes Hannover Theil zu nehmen; schweren Herzens stieß er das zum Kampfe gegen die Franzosen mit Freuden halbgezückte Schwert in die Scheide zurück. Die Zeit bis zum Ausbruch des Krieges verlebte er meist in Hannover, mit der Nutzbarmachung der Kräfte des Landes für die eigenen Zwecke und mit Sorge für allgemeine Verbesserung der Heereseinrichtungen beschäftigt, deren Schäden das Vorjahr gezeigt hatte. Bei Beginn des Feldzuges von 1806 ward er dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers, des Herzog von Braunschweig, zugetheilt; am 22. September traf er in Naumburg ein, um an die Spitze des Generalstabes desselben zu treten. Es gelang ihm nicht, den schwachen und schwankenden Herzog zu entschlossenem und zielbewußtem Handeln zu bestimmen. Seine Rathschläge wurden nur theilweise befolgt, seine Pläne nur zur Hälfte ausgeführt. Am Tage der Schlacht bei Auerstädt (14. October) war er auf den linken Flügel der Schlachtlinie entsandt worden, um den Gang der Ereignisse zu verfolgen; als der hier befehligende General Graf Schmettau bald darauf tödlich verwundet war, fiel ihm die Leitung des Gefechtes zu. Die Cavallerie hatte einen Erfolg zu verzeichnen; S. wollte denselben weiter verfolgen, aber die dazu nöthige Reitermasse war nicht zur Stelle. Darüber ging die Schlacht verloren. Einer der letzten unter denen, die mit ihm gefochten hatten, zu Fuß, die Flinte in der Hand, verließ S. die Walstatt. Er hatte dort eine nicht allzuschwere Verwundung davongetragen. Auf dem Rückzuge traf er am 17. in Nordhausen mit Blücher zusammen, welchen er bestimmte, mit seiner Heeresabtheilung die Deckung des Artillerietrosses zu übernehmen. Glücklich brachten sie denselben westlich um den Harz herum, in vorläufige Sicherheit. Am 24. überschritten sie, da ihnen die Verbindung mit Magdeburg abgeschnitten war, bei Sandau die Elbe. Am Abend dieses Tages hatte Blücher, von S. begleitet, zu Neustadt an der Dosse eine Zusammenkunft mit dem neuen Oberbefehlshaber, Fürst Hohenlohe. Blücher übernahm hier die Aufgabe, mit der Nachhut des geschlagenen Heeres den Abzug desselben an die Oder zu decken. Hohenlohe's Capitulation bei Prenzlau (28. October) machte es ihm unmöglich, dieses Marschziel zu erreichen, Blücher mußte nach Norden ausbiegen; fechtend erreichte er mit Aufbietung aller Kräfte am 5. November Lübeck. Hier hoffte er auf die Möglichkeit, seewärts zu entkommen. Aber am 6. ging Lübeck verloren, am 7. mußte er zu Ratkau capituliren. S. ward in Lübeck gefangen genommen, aber schon am 9. ausgewechselt. Er ging zu Blücher nach Hamburg und von hier nach Ostpreußen, wo, mit Hülfe der Russen, der Kampf von neuem aufgenommen werden sollte. Er wünschte denselben im Felde mitzumachen und wurde dem General v. L'Estocq beigegeben, welcher die preußischen Truppen, die dürftigen Ueberbleibsel des mächtigen Heeres, 15 000 Mann, befehligte; „als ein Assistent desselben" hieß es in der ihm ertheilten Weisung. Es war eine schwierige Stellung, denn L'Estocq war ein altersschwacher Mann, welcher von unfähigen

maßenden Adjutanten beherrscht wurde. S. traute sich nicht die Kraft
ch kräftiges Dringen auf die Beseitigung des seiner Aufgabe nicht mehr
enen Führers die Leitung in geeignetere Hände zu bringen, und so nah-
Dinge häufig einen anderen Verlauf, als er gewünscht. Mitte Januar
im Feldlager ein; Bennigsen, der russische Feldherr, hatte soeben die
er französischen Winterquartiere durch einen Angriff unterbrochen, und
n eilte herbei, ihm die Vortheile, welche er über die Marschälle davon-
hatte, wieder zu entreißen. Bei Preußisch-Eylau kam es am 8. Fe-
ur Schlacht. Daß sie nicht verloren ging, war S. persönlich zu danken,
an der Spitze von 5000 Preußen herbeieilte und gerade rechtzeitig ankam, um
die Siegespalme, welche dieser schon in Händen zu haben vermeinte, zu
n. Noch in der Nacht aber trat Bennigsen den Rückzug von der stand-
haupteten Walstatt an und die Preußen mußten ihm folgen. S. em-
en Orden pour le mérite. Seine Ansichten über Kriegführung hatten
lärung und Läuterung erfahren; immer deutlicher erkannte er, daß der
der Feldschlacht das Wesentliche in derselben, die Vernichtung des
en Heeresorganismus das Entscheidende sei und daher das Endziel jeg-
trebens, den Kernpunkt aller Anordnungen, bilden müsse. Im Innern des
uartiers spitzten sich die Gegensätze derart zu, daß Scharnhorst endlich
nbeil, am 7. Juni) dem König über L'Estocq's Unfähigkeit reinen Wein
kte; der Gang der Ereignisse verhinderte aber, daß daraus eine Einwir-
uf das Ergebniß des Feldzuges hervorgegangen wäre; die Schlacht bei
nd (14. Juni) hatte die Entscheidung gebracht und der am 9. Juli zu
eschlossene Friede besiegelte das Waffenunglück. Der in das königliche
uartier berufene S. war der Meinung, daß man den Widerstand nicht
ufgeben sollen; er hätte gewünscht, die Truppen nach Pommern versetzt
t.

mittelbar darauf begann der Wiederaufbau des zerstörten Heerwesens,
f ganz veränderten Grundlagen, eine Arbeit, wie sie großartiger und er-
er nie geleistet ist, und um so schwieriger, als die Kräfte des verstüm-
Reiches, der Druck, welchen der Sieger ausübte, die Macht der Gewohn-
die gefährdeten Sonderinteressen der eigenen Landsleute schier unüber-
e Hindernisse in den Weg legten. Daß Alles zu glücklichem Ende
wurde, war zumeist Scharnhorst's Verdienst. Er war es in der That,
Waffen schmiedete, durch welche der Weltbezwinger Napoleon überwun-
rde, und der die noch gegenwärtig bestehenden Grundeinrichtungen des
hen, zum alldeutschen erweiterten Heerwesens schuf. Einen Ruf nach
zu kommen lehnte er ab und übernahm den Vorsitz der vom Könige
n „Militärreorganisations-Commission". Am 17. Juli war er zum Ge-
jor befördert worden. Von den Mitgliedern der Commission waren
ach (nicht der Capitulant von Prenzlau), Lottum und Bronikowski un-
de Leute, welche mehr oder weniger dem Alten anhingen; ihnen stand
arnhorst's Seite zunächst nur Gneisenau gegenüber, bis ihnen der dreißig-
Major Grolman zugesellt wurde; jene anderen drei erhielten dagegen
rmehrung ihres Einflusses durch den Zugang Borstell's, welche um so
der war, als er seine Gesinnungsgenossen an Geist weit überragte; doch
r bald S. weichen, welcher austreten zu wollen erklärte, wenn Borstell's
ge angenommen würden. An des letzteren Stelle trat Graf Götzen, der
n standhaft vertheidigt und wie ein Herrscher dort gewaltet hatte, und
wski ward durch Boyen ersetzt; beide gingen mit S. Hand in Hand.
h gewichtigerer Bundesgenosse aber erwuchs ihm in Stein, welcher von

neuem die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen hatte. Derselbe tr
falls als Mitglied ein und vor allem bewirkte er, daß S. im Juni 1
vortragenden Generaladjutanten ernannt wurde. So hatte dieser das
Königs. Die Ergebnisse der Berathungen und Vorschläge der Commissi
tiefeinschneidend. Sie schufen ein ganz anderes Heer. Die allgemei
pflicht gelangte freilich noch nicht zur Einführung; sie anzuordnen
Gesetz vom 3. September 1814 vorbehalten, aber die Militärpflicht w
ausgedehnt, die Zahl der Befreiungen beschränkt und die ausländische
ganz abgeschafft. Nicht Stand und Geburt sollten in Zukunft Anspruc
Führerstellen gewähren; dieselben waren einem jeden zugänglich, der
thigen Fähigkeiten und die erforderliche Bildung besaß und den Besitz
Bestehen von Prüfungen nachwies. Die Heeresverwaltung wurde gän
gestaltet und ein neues Wirthschaftssystem eingeführt, welches das
Interesse der höheren Officiere an den Einnahmen und Ausgaben besei
Troß wurde beschränkt; die Armee ward anders gegliedert und eine verän
Forderungen der Neuzeit entsprechende Fechtart eingeführt. Es wurde
sorgt, daß neben dem stehenden Heere ein starker Rückhalt an ausgebilt
daten zu Gebote stand, um jenes im Bedarfsfalle ergänzen und verf
können. Der Gedanke an diesen Bedarfsfall stand überall in vorderst
denn auf den Krieg waren die Augen Scharnhorst's und seiner Ge
genossen unablässig gerichtet und gern hätten sie alle sich schon an den
betheiligt, welche Oesterreichs Erhebung im Frühjahr 1809 herbeiführte
nicht geschah, war der Wille des Königs. Wol mit Recht hielt diese
noch nicht für gekommen. Als der Krieg unglücklich verlaufen war,
mit dem Könige aus Königsberg endlich nach Berlin zurück. Am 23.
1809 erfolgte der Einzug. Anfang des Jahres war S. mit dem
paare in Rußland gewesen. Am 17. August 1808 hatte ihm der
Amtshauptmannschaft Rügenwalde verliehen, welche jährlich 500 Thal
Bei der am 25. December 1808 erfolgten Neugestaltung des Kriegsmi
war er an die Spitze der wichtigsten unter den Abtheilungen desselben
gemeinen Kriegsdepartements, getreten; Kriegsminister war er nicht
Im folgenden Jahre trat er von diesem Posten, wenigstens äußerlich
Wie schon früher Stein, war er dem Kaiser Napoleon hochgradig verd
worden. Am 7. Juni 1810 wurde die von ihm selbst erbetene Entla
Könige genehmigt; durch einen aus Potsdam vom 6. d. M. datirten
befehl war aber bestimmt worden, daß S., soweit es insgeheim gesche
auch ferner der Leitung aller wichtigen Geschäfte seines bisherigen Die
sich unterziehen solle. Nur Hardenberg, Boyen und Scharnhorst's
Oberst v. Hake, wurden eingeweiht. Nach außen war S. nur Chef de
quartiermeisterstabes und des Ingenieurcorps. Es blieb ihm die Le
Generalstabes, die Aufsicht über die Kriegsschulen, über Waffen und
und die Prüfung aller neuen Erfindungen im Waffen- und Befestigu
Seinen Lieblingsschüler Caufewitz nahm er in die neue Stellung herü
Verhältniß zu Hake war schwierig; einen guten Rückhalt im Kriegsm
hatte er an Boyen. Er verstand sich dazu, seine ganze Stellung in
Napoleon bestimmten Denkschrift zu rechtfertigen; sie erfüllte ihren Zw
sie bewirkte, daß er unbehelligt blieb und daß auch die französische
vom 26. September 1810, laut welcher alle Ausländer den preußisch
verlassen sollten, auf ihn nicht angewendet wurde. Die Verhandlung
der Wehreinrichtungen gingen fort; S. wünschte allgemeine Verpflicht
Unterthanen zum Heeresdienste, ohne Stellvertretung; er wollte damit
richtung verbunden haben, wie sie gegenwärtig in den Einjährig-Fr

ht; er drang aber nicht durch. So kam das Jahr 1811 heran. Der g zwischen Frankreich und Rußland kam in immer sicherere Aussicht; es delte sich für Preußen darum Stellung zu nehmen. S. war für engen Anuß an Rußland, aber ohne Erfolg. Hardenberg's Rath wog schwerer beim nige. Der Staatskanzler glaubte nicht an Napoleon's feindliche Gesinnungen n Preußen. Erst in der Mitte des Sommers überzeugte er sich davon. t erhielt S. den Auftrag, eine Verständigung mit dem Czaren über gemeine Schritte herbeizuführen. Im Herbst begab er sich zu diesem Ende nach sland; er reiste über Dollstädt, ein kürzlich von ihm erworbenes Gut, bei ing gelegen. Am 24. September war er in Petersburg. Anfang November te er, den Entwurf zu einem mit dem Czaren abzuschließenden Bündnißvertrage der Tasche, nach Berlin zurück; Hardenberg war für den Vollzug desselben onnen, aber der König, von der französisch gesinnten Seite seiner Umgebung timmt, entschied sich für das Zusammengehen mit Frankreich, welches Preußen letzterer Zeit etwas mehr Entgegenkommen gezeigt hatte. Nur eine Hoffnung b S. und seinen Gesinnungsgenossen. Wenn Oesterreich sich bereit erklärte, einsam mit Rußland und Preußen in den Kampf einzutreten, wollte der ig sich dazu verstehen, Partei gegen Frankreich zu nehmen. S. übernahm Sicherheit darüber zu verschaffen. Seine Hoffnung war gering und die Stei- ng derselben, welche er während seines Aufenthaltes in Wien vertrauensselig Metternich's leere Worte gründete, erwies sich als grundlos. Seine Sendung hlte vollständig ihren Zweck. Am 24. Januar 1812 kehrte er nach Berlin k, am 24. Februar schloß Krusemark zu Paris das Bündniß, welches Preu- Theilnahme am bevorstehenden Kriege gegen Rußland verbürgte; am März vollzog der König den Vertrag. S. schwankte, ob er den preußischen st aufgeben, ob er nach England oder nach Rußland gehen, ob er bleiben . Endlich entschied er sich für das letztere, doch verließ er am 26. März n mit unbestimmtem Urlaub und nahm seinen Aufenthalt in Breslau. Es ihm nur die Aufsicht über die Kriegsschulen, über die Waffen und in be- nktem Umfange über die Festungen belassen; das Verhältniß zu Hake hatte König beseitigt, ohne S. darüber eine Mittheilung zu machen. Er begann r schriftstellerisch thätig zu sein, schrieb an der Fortsetzung seines Hand- s für die Artillerie, trug sich mit dem Gedanken, einen Leitfaden der Kriegs- nschaften für die Kriegsschulen zu verfassen, arbeitete an einer kleinen Schrift er die Wirkung des Feuergewehrs", welche 1813 in Berlin im Druck er- , und hielt Vorlesungen über den Gegenstand der letzteren Arbeit. Trotz- fürchtete er dem Nichtsthun zu erliegen, als um die Wende der Jahre und 1813 das Gottesurtheil, das auf dem Rückzuge von Moskau nach n zur Vollstreckung kam, Arbeit in Fülle brachte.

S. hätte gern sofort losgeschlagen: aber sehr allmählich begannen seine und Gesinnungsgenossen Rathschläge Einfluß zu üben auf das aller Welt und selbst mißtrauende Gemüth des Königs. Als es soweit gekommen war, n die Anordnungen und Maßregeln, welche dem großen Werke dienen n, einander rasch, sie wurden alle im Geiste Scharnhorst's und unter seiner nlichen Theilnahme getroffen. Am 25. Januar war der König, am 26. Staatskanzler Hardenberg in Breslau eingetroffen, am 28. erhielten der r, S. und Hake den Auftrag, schleunigst für die Vermehrung der Streit- Sorge zu tragen, worauf die Verstärkung des Heeres, die Errichtung der frei- gen Jägerdetachements, die Aufhebung der bestehenden Befreiungen vom Kriegs- , die Verordnungen über Landwehr und Landsturm folgten. In Kalisch, wohin m 27. Februar von Breslau aus abreiste, stellte er mit dem Czaren die

Grundzüge der beabsichtigten Kriegführung fest. Auch die Frage des Ob
wurde hier erledigt. Hochherzig auf jede Berücksichtigung seiner Person
tend, obgleich er, wie er einmal schrieb, „sein Leben für das Commando
Schlachttages gegeben hätte", bewirkte er, daß der Oberbefehl dem Russen
das Commando des südlichen Flügelcorps Blücher zufiel, dem er selbst
des Generalstabes zur Seite trat. Am 11. März war er von neuem, o
Namen nach, Generalquartiermeister des preußischen Heeres geworden. A
lichen Tage ward er zum Generallieutenant ernannt. Am 28. folgte
vorangegangenen Schlesischen Heere nach Dresden und verlebte, nachdem
fang April in Belzig mit dem Führer des anderen in vorderster Li
Fechten berufenen Heerhaufens, des russischen, dem Grafen Wittgenstei
abredungen getroffen hatte, den Rest des Monats in Sachsen im Blü
Hauptquartiere. In dieser Zeit kam in ihm der Gedanke eines kühn
griffsplanes zur Reife, aber die russischen Bedenken vereitelten die Au
und an Stelle desselben traten die Vorwärtsbewegungen, welche am 2.
Schlacht von Groß-Görschen führten. Sie brachte eine Niederlage, a
ehrenvolle, und ihm selbst eine Wunde. Er empfing sie am Abend zu
und 7 Uhr, als der Kampf um die Dörfer hin und her wogte; eine K
ihn in den Fuß. Der Rückzug ging auf Dresden, S. machte denselb
Seine Wunde war nicht allzu gefährlich, vorausgesetzt daß er sich Ruhe
statt dessen aber unterzog er sich dem Versuche, Oesterreich zu den Ver
herüberzuziehen. Am 8. Mai abgereist, erhielt er am 20. in Jetzelsd
ersten Station in Niederösterreich, durch Metternich die höfliche Weisu
Prag umzukehren, wo er Schwarzenberg und Radetzky zu Besprechung
finden würde. Am 31. traf er dort ein. Geistige und körperliche Un
schlimmerten seine Wunde; am 28. Juni erlag er derselben.

Seine Gattin war bereits am 12. Januar 1803 gestorben. I
letzten Lebensjahren hatte er daran gedacht, ihr in einem jungen Mäd
zu Breslau lebenden Friederike Hensel eine Nachfolgerin zu geben; die
an sie beschäftigten ihn in seiner Todesstunde. Er hinterließ drei Kind
Tochter Julie, welche sich am 10. November 1809 auf Schloß Finken
einem seiner Schüler, dem Graf Friedrich Dohna, zuletzt commandirendem
des 1. Armeecorps, vermählte, und zwei Söhne Wilhelm (s. d.) und
Beide, Officiere in der englisch-deutschen Legion, waren, um an dem Be
kriege in den Reihen des preußischen Heeres theilzunehmen, 1813 nach
land zurückgekehrt.

M. Lehmann (s. unten) kennzeichnet S. in dem „Handwörterbuch
sammten Militärwissenschaften", herausgegeben von B. Poten, Bielefeld und
1880, VIII, 297, folgendermaßen: „S. war eine von jenen Naturen
Aeußeres die innewohnende Fülle des Geistes und Tiefe der Seele mehr
als kundgibt. Er hatte weiche, fast bequeme Formen; glänzte keineswe
Schlagfertigkeit und Witz; handhabte die Feder nur langsam und un
er verrieth auf den ersten Blick keine außergewöhnlichen Gaben: aber e
dringender Verstand, ein eiserner Fleiß, eine seltene Fähigkeit Mensche
kennen, zu behandeln und zu bilden, eine unwiderstehliche Gabe Ver
erwecken, ein zäher Wille, ein von Menschenfurcht gänzlich freier Muth
diesen Plebejer unter die Führer eines Staates, welcher nicht der seine
war, unter die Rathgeber eines schwer zu behandelnden Monarchen,
Bahnbrecher neuer Ideen, unter die Wohlthäter der Menschheit."

C. v. Clausewitz, Ueber das Leben und den Charakter des Genera
Hamburg 1832. — H. v. Boyen, Beiträge zur Kenntniß des Gener
Berlin 1833. — Lebensbeschreibungen von: Premierlieutnant Schwede

Rector Klippel, Leipzig 1869, 3 Bände; Professor M. Lehmann, 1886—88, 2 Bände; — Derselbe, Stein, Scharnhorst und Schön, 1877. B. Poten.

nhorst: Wilhelm v. S., preußischer General der Infanterie, der hn des Generals Gerhard v. S., am 16. Februar 1786 zu Hannover ıd nach seines Vaters Uebertritt in den preußischen Dienst auf dem n zum Grauen Kloster zu Berlin unterrichtet, studirte die Rechte und Zeit der Kriegsjahre 1806 und 1807 auf Universitäten zu, entschloß Soldat zu werden, trat 1808 beim Brandenburgischen Husarenregiment auch bei der Artillerie Dienst, verließ aber 1809 die Reihen des Heeres und ging nach England, wo die Kameraden seines Vaters nnoverschen Zeit in der englisch-deutschen Legion den Unterdrückern ds gegenüberstanden. Er wurde am 21. November 1809 zum Second- in der Artillerie dieses Corps ernannt und nahm mit dieser, zu Anfang 1811 in Lissabon eingetroffen, unter den Befehlen des späteren Sir Julius Hartmann (s. A. D. B. X, 688) bis Anfang 1813 an fen auf der Pyrenäischen Halbinsel theil, focht in der Schlacht bei 16. Mai 1811) und bei Salamanca, wo er durch eine am 20. Juli ltene Verwundung die Sehkraft eines seiner Augen verlor, und nahm lagerungen von Ciudad-Rodrigo und von Badajoz theil. Er erwarb en Ruf eines tüchtigen und einsichtigen Officiers. Als der Befreiungs- Deutschland anfing, begab er sich auf den Wunsch seines Vaters und migung des Herzogs von Wellington, ohne aus der Legion auszu- ach dem dortigen Kriegsschauplatze, traf kurz vor der Schlacht von chen (2. Mai 1813) beim preußischen Heere ein und wurde dem Stabe zugetheilt, welchem er bis zum Friedensschlusse angehörte. Auch hier sich durch Umsicht, Zuverlässigkeit und ruhige Entschlossenheit viel- lichst aus. Dann kehrte er zu seinen Waffengefährten der Legion, wischen nach den Niederlanden gekommen war, zurück; bei Wieder- er Feindseligkeiten im J. 1815 aber sandte ihn Wellington in das tier von Blücher, „auf daß er mit seinen Landsleuten kämpfe". Als 16 die Legion aufgelöst war, trat S. in preußische Dienste, kam zum be, zuerst nach Coblenz, dann nach Berlin und verheirathete sich im 18 mit der Tochter Gneisenau's, Agnes, welche ihm 1822 durch den fen ward. Er diente dann abwechselnd im Generalstabe und in der zweimal war ihm noch vergönnt, an kriegerischen Ereignissen theil zu Zuerst 1831, wo er mit Erlaubniß König Friedrich Wilhelm's III. Niederlanden ging und in der Umgebung des Prinzen Friedrich von n dem Feldzuge gegen die Belgier theil nahm; dann 1849, wo er gegen die badischen Aufständischen die Artillerie befehligte. Dort amentlich in dem Treffen bei Hasselt (6. August 1831) ein; hier onders vor Rastatt thätig. 1850 nahm er aus Gesundheitsrücksichten ed, verlegte seinen Wohnsitz von Coblenz, wo er zuletzt als Artillerie- in Garnison gestanden hatte, nach Berlin und starb infolge eines lles am 13. Juni 1854 im Bade Ems. Mit dem überlebenden en Söhne erlosch der Mannesstamm seines Geschlechts. General von seinem Aufenthalte im Auslande und aus seiner Dienstzeit in eine große Vorliebe für die englischen Verhältnisse und Eigenthüm- n die Heimath zurückgebracht, wodurch er in mannichfachen Gegensatz herrschenden Anschauungen und zu seinen Kameraden gerieth; letztere n zu geringen Werth, welchen er auf äußere Formen legte und die welche er gegen schriftliche Dienstarbeiten äußerte. England sah er

noch einmal wieder, als ihn König Friedrich Wilhelm IV. 1852 zur B
des Herzogs v. Wellington dorthin sandte. S. hinterließ eine bedeuten
kartensammlung, welche in den Besitz des preußischen Großen Gene
überging.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges,
5. Heft, Berlin 1854.

B. P

Scharold: Karl Gottfried S., geboren am 26. Juni 1769
Sohn eines Bäckers zu Schlüsselfeld im heutigen Oberfranken (Baiern),
seine Gymnasialstudien wahrscheinlich im J. 1781/82, widmete sich
und 1787/88 der Philosophie und studirte darauf die Rechte. Nach Ab
dieser hielt er sich als juris practicus an der Amtskellerei zu Schlüssel
wurde im J. 1795 von dem Comes Palatinus Reichsgrafen von Eyb
Notar und am 31. Mai 1796 vom Würzburger Fürstbischof Georg K
herrn v. Fechenbach zum Regierungskanzlisten ernannt und von demsl
27. August 1797 zum geheimen Regierungskanzlisten befördert. R
Uebergang Würzburgs an Baiern finden wir S. vom 9. September
1. Februar 1806 als zweiten Secretär bei der kurfürstl. bairischen
direction. In der darauffolgenden großherzoglichen Zeit ward er am
1806 mit dem Charakter eines Rathes zum Secretär im dirigirenden
Ministerialdepartement (Staatsrath) ernannt und erhielt am 2. Juni
Rang und Charakter eines Legationsrathes. Als Würzburg am 28. J
zum zweiten Male bairisch geworden, wurde der geheime Staatsrath d
herzogs aufgelöst und dessen sämmtliche Beamte — so auch S. — auß
gestellt. Später wurde S. vorübergehend als Secretär bei dem
commissariate des Untermainkreises verwendet. Zwei Versuche, die er am
1819 und am 16. Januar 1822 machte, um die ihm weit mehr
Stelle als zweiter Archivar des k. b. Provinzialarchivs in Würzburg zu
mißlangen; er erreichte nur, daß er vom Jahre 1819 ab dazu verwende
die Archivalien des aufgelösten Domcapitels in der Neubaukirche und
desselben, welche in der alten domcapitelschen Registratur in schlimm
fassung lagerten, zu sichten und zu ordnen. Am 7. Februar 1826 w
noch im Besitze der vollen ungebrochenen Arbeitskraft, plötzlich für imm
Ruhestand versetzt. Es war dies wohl nicht ganz ohne die Schuld S
erfolgt, wie es sich bei einem Manne begreift, der sich nie in die
Verhältnisse finden konnte und der durch manche Erfahrungen verbi
enttäuscht Wort und That nicht immer bedächtig abzuwägen verstand.
schon früh als Redacteur verschiedener Zeitschriften, z. B. des Würzb
telligenzblattes, der Teutonia, des Allgemeinen Conversations- und
Blattes und des Postboten aus Franken, litterarisch thätig gewesen.
einer Reihe selbständiger Publicationen auf verschiedenen Gebieten war
als Beamter hervorgetreten. So veröffentlichte er 1805, Würzburg bei
„Würzburg und die umliegende Gegend . . ."; 1806: „Allegorien
schriften bei der am 4. Mai in der Stadt Würzburg stattgehabten Bele
1818—20: „Beiträge zur ältern und neuern Chronik von Würzburg",
Heft 1, 2 u. 3; 1819 in Würzburg bei Bonitas: „Handbuch für de
mainkreis des Königreichs Bayern . . . ."; 1821: „Briefe aus Würzb
die wunderbaren Heilungen des Herrn Fürsten Alexander von Ho
(vier Lieferungen); 1821, Würzburg bei Sartorius: „Lebensbeschrei
Bauersmannes Martin Michel zu Unterwittighausen, welcher verschieden
heiten durch Gebet heilet"; 1822, Würzburg bei Bonitas: „Alexand

n Hohenlohe und Waldenburg-Schillingsfürst . . ."; 1822 bei J. St. Richter: Kunst-Chronik aller Gewerbe und Handwerke in Würzburg", I. Bd., 1. Heft; 24 in Würzburg bei Bonitas: „Martin Luthers Reformation in nächster ziehung auf das damalige Bisthum Würzburg . . .". — Scharold's für Wissenschaft fruchtbringendste Thätigkeit fällt aber in die Zeit nach seiner len Pensionirung im J. 1826. In den Jahren 1832—46 war S. die ele des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Seiner fenschaftlichen Begabung, seiner Energie und nimmermüden Mitarbeit war es danken, daß unter seiner Redaction in den genannten Jahren die Publica- nen des unterfränkischen Geschichtsvereins im sog. „Archive" an Werth und deutsamkeit die Veröffentlichungen fast aller Schwestervereine weit überragten. größere und kleinere Beiträge hat S. selbst für das Archiv geliefert. Selbe im „Register zu den 16 ersten Bänden des Archives des historischen Ver- von Unterfranken und Aschaffenburg" (Würzburg 1864), S. 35—38 im elnen aufgeführt. Sie erschließen ein reiches, bis dahin unbenütztes archi- sches Material und beziehen sich auf die politische, auf die Cultur- und ltgeschichte Würzburgs in verschiedenen Zeiten. Im 7. und 8. Bande des ives hat S. auch seine reifste Arbeit, die heute noch unübertroffen ist und l für immer ihren Werth behalten wird, veröffentlicht, die „Geschichte der gl. schwedischen und herzogl. sachsen-weimarischen Zwischenregierung in Würz- " (als selbständiges Buch im J. 1844 in Würzburg bei Voigt & Mocker ienen). Sonst sind an Arbeiten Scharold's noch zu nennen, 1835: „Ge- hte und Beschreibung der Marienkapelle auf dem St. Nikolausberg bei rzburg"; 1836 Würzburg bei Ettlinger: „Würzburg und seine Umgebungen"; 7 in der Walz'schen Buch- und Verlagsdruckerei: „Erinnerungen an Julius er von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken." Unvollendet durch Scharold's plötzlichen Tod blieb ein lang vorbereitetes k, das er mit dem Regierungssecretär Gessert zu publiciren gedachte: ein kon der Würzburger Künstler. S. starb auf einer Reise nach Kitzingen vom lagfluß getroffen am 21. Juni 1847. Mit ihm war ein hochbegabter, nschaftlich durch und durch gebildeter, um die Geschichte Würzburgs hervor- agend verdienter Mann aus dem Leben geschieden. Ihn hatte am 16. Febr. 4 die philosophische Facultät der Universität Erlangen mit dem Diplom Ehrendoctors, hatten im Laufe der Jahre 15 historische Vereine des In- Auslandes mit Zuerkennung der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet.

Siebzehnter Jahresbericht des historischen Vereins von Unterfranken und schaffenburg für das Jahr 1846—47. Erstattet . . . . . von . . . . r. Ignaz Denzinger; einzelne Notizen aus Akten des königl. Kreisarchives Würzburg.

August Schäffler.

Scharpff: Franz Anton v. S., katholischer Theologe. Geboren zu bach am 20. Juni 1809, fand er in Ellwangen, wohin sein Vater als Be- er übersiedelte, seine eigentliche Vaterstadt; hier besuchte er das Gymnasium, tte in Tübingen Philosophie und Theologie, wurde 1833 in Rottenburg Priester geweiht, war von 1834 an in Ellwangen und Rottweil als Gym- allehrer thätig und folgte 1843 einem Ruf als Professor der Kirchengeschichte Gießen. Nach der durch die kirchlichen Verhältnisse im Bisthum Mainz eigeführten Auflösung der katholisch-theologischen Facultät in Gießen ent- ß sich S. zur Rückkehr in die Heimathdiöcese nach Württemberg, und nach- ein Versuch des Bischofs von Rottenburg, ihn für eine Geschichtsprofessur er Universität Tübingen zu empfehlen, gescheitert war, trat er in die Seel-

sorge über und wirkte als Pfarrer zu Mengen seit 1852, sodann zu Rendi a. D. seit 1861, wurde aber 1862 zum Domcapitular in Rottenburg ern wo er am 5. Februar 1879 starb.

Seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnete S. mit einer Studie über „ kirchliche und litterarische Wirken des Nikolaus von Cusa" in der Tüb. Qua schrift 1837, und von da an wurde der Cusaner sozusagen das wissenschaft Problem seines Lebens, ohne daß es doch zu einer abschließenden und erschö den Darstellung gekommen wäre. Es erschien „Nikolaus von Cusa, der Kard bischof. I. Thl. Das kirchliche Wirken des N. v. C.", Mainz 1843; Bischofs und Kardinals N. von Cusa wichtigste Schriften in deutscher Ü setzung", Freiburg 1862; „Nikolaus von Cusa als Reformator in Kirche, und Philosophie des 15. Jahrh.", Tübingen 1871. Die weiteren Schrifte mit Ausnahme eines Gymnasialprogramms „Darstellung der politischen religiösen Ansichten des Tacitus", Rottweil 1843 — sind vornehmlich der örterung von kirchlich-politischen Zeitfragen gewidmet; „Der Katholicismus die Denkgläubigen, mit Rücksicht auf zwei Schriften des Großherzoglichen gerichtsraths Dr. Kraft ‚Der Staat und die Ultramontanen'", und „Eine a Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse", Tübingen 1845; „Vorlesu über die neueste Kirchengeschichte", 2 Hefte, Freiburg 1850 und 1852; Entstehung des Kirchenstaats, geschichtlich pragmatisch dargestellt", Fre 1860. — Unter dem Namen Vincentius Sincerus veröffentlichte S. Ausbruch des Culturkampfes und nach Veröffentlichung der Maigesetze in Pr „Ehrerbietige Vorstellung und Bitte an den hochwürdigsten Episkopat in Pre Ein Wort zur Verständigung", München 1874. Diese Schrift, die übr nicht bloß an die Bischöfe, sondern auch an den Kaiser und an Fürst Bis adressirt war und alsbald nach ihrem Erscheinen auf den Index kam, Zeugniß davon, daß ihr Verfasser eher alles denn ein Politiker war, wo glauben konnte, daß in der ersten Glühhitze des zwischen zwei Weltmächten brannten Kampfes ein so naiv ausgesprochener Vermittlungsvorschlag Ans finden würde; sein Bekenntniß zu einer Politik der Versöhnung zwischen und Kirche auf dem Standpunkte der Achtung der gegenseitigen Rechte und sprüche ist wenigstens durch den späteren Ausgang des Kampfes nicht ga gelehnt worden. Von sonstigen litterarischen Arbeiten sind noch zu ne „Handbuch der christlichen Religion", Gießen 1847; „Der katholische G nebst den Grundzügen einer Geschichte und Theorie der Offenbarung", G 2. Aufl. 1853. Endlich verfaßte S. nach schwerer Heimsuchung und lä unfreiwilliger Muße als letzte Frucht seines vielseitig angeregten geistig giösen Sinnes ein „Katholisches Gebet- und Betrachtungsbuch", Freiburg Kleinere Arbeiten erschienen in Zeitschriften und im Freiburger Kirchenl von W. u. W.

Linsenma

Scharpffenecker: Andreas S. veröffentlichte 1544 (o. O.) als e lischer Caplan zu Windsbach bei Heilbronn einen „kurzen Auszug" aus Ackermann's Schauspiel vom verlorenen Sohn (1536). Von seiner Be hat er mehr als die Hälfte gestrichen, indem er vier Nebenrollen ganz be und nur hie und da einige Flickverse hinzufügte, um die entstandenen Lü verdecken. Auf den Namen eines Dichters darf S. also keinen Anspruch er Ein erweiterter Abdruck des Stückes erschien noch 1612 zu Erfurt.

Holstein, Das Drama vom verlorenen Sohn, 1880, S. 28. — Sp Der verlorene Sohn im Drama, 1888, S. 56 f.

J. Bol

Scharrer: Johannes S., 1785—1844. Das Leben und Wirken dieses
naligen Kaufmannes und zweiten Bürgermeisters der Stadt Nürnberg ver-
t es in mehr als einer Beziehung in dem Gedächtniß kommender Geschlechter
llen zu werden, zumal seine vielumfassende Thätigkeit, der seine zweite Vater-
nicht nur ihre noch blühenden Schulen und verschiedene andere wohlthätige
nützliche Anstalten, ganz Deutschland aber die Anregung und Durchführung
ersten mit Dampf betriebenen Eisenbahn, sowie die eifrigste Förderung der
chtung des deutschen Zollvereins verdankt, Gelegenheit gibt in Erinnerung
ringen, wie schwierig es vor einem halben Jahrhundert noch war, das Be-
niß nach besserer Einsicht in alles was materielle Production fördert, durch
chtung technischer Schulen zu befriedigen und die Hindernisse zu überwinden,
e der Ordnung eines den Verkehr erleichternden Zollwesens und der Ein-
ung von Eisenbahnen mit Dampfbetrieb selbst dann noch entgegenstanden,
die ewig denkwürdigen Probefahrten auf der Liverpool-Manchester-Bahn
9) bereits stattgefunden und die von G. Stephenson gebauten Locomotiven
alle anderen am Wettkampfe betheiligten Dampfwagen den Sieg errungen
n.

Johannes S., geboren am 30. Mai 1785 in dem ehemals nürnbergischen
städtchen Hersbruck, war der Sohn ehrsamer Bürgersleute. Sein Vater
nn Georg stammte aus einer seit mehr als zwei Jahrhunderten in Hohen-
seßhaften Bauernfamilie und betrieb das Gewerbe eines Metzgers und Bier-
ers, seine Mutter Anna Sibylla war eine geborene Sörgel aus Hersbruck.
die Eltern schon frühzeitig an dem Knaben einen lebhaften Geist und rasche
affung beobachteten, so wollten sie neben guter Erziehung, die sie selbst be-
n, auch den Unterricht ihres Sohnes über die Elemente hinaus erstrecken
schickten ihn deshalb in die Lateinschule zu Hersbruck, deren drei Classen er
bestem Erfolge besuchte. Ein vorherrschender Drang nach praktischer Thätig-
bestimmte jedoch den jungen S. dem eigentlichen Studium zu entsagen und
n Nürnberger Geschäftshaus als Lehrling einzutreten. Sein musterhafter
und die in dreijähriger Lehrzeit erworbene Gewandtheit führten ihn in den
st eines anderen Hauses, wo er bis 1809 fortfuhr, alle seine freien Stunden
ernste Sprach- und Fachstudien zu verwenden und so den Grund zu der
ffenden Bildung zu legen, welche später den gereiften Mann in seiner öffent-
Wirksamkeit so sicher auszeichnete. Es hieß etwas, mit einem Alter von
ehn Jahren in einem angesehenen Nürnberger Handelshause die französische,
sche, italienische und spanische Correspondenz zu übernehmen, die er sechs
e lang fortführen sollte.

Im J. 1809 gründete S. mit seinem Schwager Johann Sigmund Am-
r ein eigenes Geschäft, in welches nach des letzteren frühem Tode Johann
tian Merck eintrat, das aber von 1819 bis 1826 von Johannes S. allein
unter eigenem Namen fortgeführt wurde. Die rastlose Thätigkeit und die
bung des Chef erwarben dem Geschäfte nach wenig Jahren Achtung im In-
Auslande, und auf solcher Grundlage mußte dasselbe sich zur Blüthe er-
, umsomehr als der glückliche Kaufmann in den glücklichsten Ehe- und
lienverhältnissen immer Erholung und Kraft zu neuem Anlaufe fand.

Mit der Verleihung einer Verfassung war für Baiern eine neue Aera er-
worden, die nicht blos dem Verwachsen der verschiedenen Provinzen zu
lebendigen Ganzen, sondern auch der Entwickelung städtischen Gemeinsinns
lich werden mußte. Die Zurückgabe der Selbstverwaltung an die Städte
städtische Collegien, die mit ausgedehnten Befugnissen für ihre Gemeinden
deren Haushalt zu sorgen hatten. S., der seit 1818 für die königliche Re-
g wiederholt in öconomischen und commerciellen Fragen thätig war, wurde

sofort von seinen Mitbürgern zum Magistratsrath gewählt, und fünf Jahre später als zweiter Bürgermeister an die Spitze der städtischen Verwaltung berufen. Mit jugendlichem Feuer übernahm er die Pflichten des neuen Amtes, und sein nächstes Ziel war: Umgestaltung des absoluten Systems in ein Communalsystem, Verbesserung der umfassenden Verwaltung der Stiftungen für Cultus, Unterricht und Wohlthätigkeit, sowie Ordnung des städtischen Haushalts. Ein Getreidemagazin, eine Sparkasse und andere nützliche Anstalten rief er ins Leben. Den Gedanken, welchen König Ludwig I. in einem Handschreiben vom 24. März 1827 an den Regierungspräsidenten v. Mieg angeregt hatte, Deutschlands größtem Künstler Albrecht Dürer ein Standbild in Erz zu errichten, dem Rauch in Berlin modelliren und Stiglmaier in München gießen sollte, ergriff S. mit der ihm eigenen Energie, aber der Heimath treu und die Gelegenheit zu einem greifbaren Beweis, daß auch jetzt noch Kunst und Kunstfertigkeit in Nürnberg nicht erloschen sei, mit männlicher Entschiedenheit festhaltend, wußte er entgegen der königlichen Bestimmung, durchzusetzen, daß dem heimischen Erzgießer Burgschmiet der Guß des Denkmals übertragen wurde. In der Einladungsschrift zur Feier der Grundsteinlegung am 7. April 1828 erinnerte S. an Nürnbergs Blüthezeit in den Jahren 1480—1530; die Enthüllung des Denkmals selbst aber hat die Wahl Burgschmiet's glänzend gerechtfertigt.

So sehr sich S. als Verwalter der Unterrichtsstiftungen um die Volksschulen, die damals noch unter zünftigen Schreib- und Rechenmeistern seufzten, um die Reorganisation des Gymnasiums, wofür er wenigstens die administrative Unterlage beschaffte, um die Errichtung einer höheren Töchterschule und um die Umgestaltung der Bürgerschule verdient machte: mir muß es genügen hieran erinnert zu haben, um auf sein Eingreifen in die Entwickelung der technischen Lehranstalten näher eingehen zu können.

Als S. vor mehr als sechszig Jahren die Gründung neuer technischer Schulen ins Auge faßte, ging er von der Ansicht aus, daß Gewerbe und Industrie wieder in lebendige Beziehung zur Kunst und den mächtig fortschreitenden Naturwissenschaften gebracht werden müßten, wenn Nürnberg zu neuem Aufschwunge gelangen solle. Gewerbsgeschichtliche Studien hatten ihn gelehrt, daß Nürnbergs Glanzperiode bald nach Erfindung des Buchdruckes begann und mit dem Wiederaufblühen der altclassischen Litteratur und Kunst sich entwickelte. Er wußte, daß damals keine scharfe Grenze den Künstler und Handwerker schied, daß unter der Obhut und Pflege des Senats die mathematischen Wissenschaften einen freien Wohnsitz in Nürnberg gefunden und den wohlthätigsten Einfluß auf die Werkstätten geübt hatten. Denn unter Johannes Regiomontanus' und Bernhard Walter's Mitwirkung wurden mathematische und astronomische Instrumente für ganz Europa gefertigt, zwanzig Werkstätten arbeiteten im J. 1504 ausschließlich, um der portugiesischen und spanischen Schifffahrt Compasse zu liefern. Johann Schoner hatte um die nämliche Zeit eine mathematische Schule mit besonderer Rücksicht auf die Gewerbe gegründet, und selbst Albrecht Dürer schrieb und wirkte in diesem Sinne. Einer Fülle von tüchtigen Gewerbsmeistern, Künstlern und gelehrten Männern verdankte fast zwei Jahrhunderte lang Nürnberg seinen Ruhm und seine Größe; erst mit der Verödung durch den dreißigjährigen Krieg erlosch der alte Geist und die Gewerbe verkümmerten ohne den belebenden Hauch genialer Köpfe, wenn auch althergebrachte und vererbte Fertigkeit sie noch den Markt in der Fremde zu behaupten wußte.

Für Hebung der Gewerbe und Hervorrufung neuer Industriezweige sah demnach S. kein anderes Mittel, als durch tüchtigen Unterricht im Zeichnen zur Vervollkommnung der Handarbeit hinzuwirken und in mechanischen Werkstätten und chemischen Laboratorien, den Hauptattributen einer Industrieschule,

er Auffassung, Anleitung zu praktischer Verwendung mathematischer und
urwissenschaftlicher Gesetze zu geben. Er stand auch mit dieser Absicht
in, denn schon 1792 hatte sich in Nürnberg eine „Gesellschaft zur Beförderung
rländischer Industrie" gebildet, welche, ähnlicher Anschauung huldigend, eine
ntagsschule für Zeichnen ins Leben rief, um in Lehrlingen, Gesellen und
stern den Sinn für bessere Form gewerblicher Erzeugnisse zu wecken und
haupt seinere Geschmacksbildung anzubahnen. So nützlich auch diese Sonn-
schule sich erwies, die fortwährenden Kriegsstürme ließen sie so wenig wie die
mmte Industrie zu entsprechender Entwickelung gelangen, und bis der Friede
war auch die Ueberzeugung durchgedrungen, daß Zeichnen und Handfertig-
allein nicht ausreichen, den Bedürfnissen einer neuen Zeit gerecht zu werden.
Industriegesellschaft selbst faßte den Plan „eine polytechnische Schule" zu
den, S. brachte den gleichen Gedanken bei den städtischen Behörden in An-
g, und ein Ausschuß von Mitgliedern des Magistrats, der Gemeindebevoll-
tigten und der Industriegesellschaft, unter dem Vorsitze des Bürgermeisters
er, trat zu vorläufigen Berathungen zusammen. Aber Verschiedenheiten der
hten, administrative und finanzielle Schwierigkeiten zogen die Verhandlun-
zwei Jahren lang hin, bis S. in der Plenarsitzung des Magistrats und
Gemeindebevollmächtigten vom 23. Januar 1822 seine Ideen über das
ect darlegte und den Beschluß herbeiführte, daß dieselben durch eine be-
re Commission von je zwei Mitgliedern der städtischen Behörden und der
striegesellschaft zu einem vollständigen Plan für die Errichtung einer städti-
technischen Schule zu verarbeiten seien. Als Zweck des neuen Instituts
e bezeichnet, die für Kunst und Gewerbe bestimmten Knaben hierauf vor-
eiten, und Gesellen und Meistern Gelegenheit zu geben, ihren Geschmack
bilden und auswärtige Erfindungen durch Beschreibung und Anschauung
n zu lernen. Die Commission bestand außer dem vorsitzenden ersten Bürger-
er Binder aus den Magistratsräthen S. und Campe, den Gemeindebevoll-
tigten Klett und Zahn, und den beiden Directoren der Industriegesellschaft
v. Soden und Kaufmann Huber. Nach mehreren Sitzungen empfahl sie
wenigen Abänderungen Scharrer's Plan den städtischen Behörden zur Annahme.
Am 24. Juli 1822 erstattete der Magistrat Bericht an die Königliche
regierung, worin er hervorhob, daß die Stadt sich nicht zu entschließen ver-
te, „eine von ihren Bedürfnissen nicht geforderte und viel Geld in Anspruch
mende Einrichtung zu treffen, die von der schwindelnden Höhe, auf die man
vielleicht augenblicklich zu stellen im Stande wäre, plötzlich wieder in ihr
ls zusammenfallen könnte". Nachdem noch ein Bedenken über die Aufbrin-
g der Mittel gehoben war, erfolgte endlich die Genehmigung des Plans am
October 1822 und am 2. Januar 1823 fand die feierliche Eröffnung der
n städtischen „polytechnischen Schule" statt, in Anwesenheit des Königlichen
rungspräsidenten des Rezatkreises, Grafen v. Drechsel.

Die neue Anstalt zählte vier Classen: die beiden unteren für Volksschüler
chen zwölf und vierzehn Jahren, die dritte für Lehrlinge, die vierte für
llen und Meister. Ein ungewöhnlicher Zudrang gab zwar gutes Zeugniß
dem empfänglichen Sinn der Gewerbtreibenden, bereitete aber auch die größten
wierigkeiten für den Unterricht, der, ohne auf die erforderlichen Vorkenntnisse
n zu können, den Umständen sich anbequemen und nothwendig eine unmittel-
praktische Richtung nehmen mußte. Gegner, welche Neuerungen nie fehlen,
rkten bald die schwachen Seiten und arbeiteten einer weiteren Entwickelung
Anstalt entgegen. S., nun zweiter Bürgermeister, verschloß sich nicht gegen
Mängel seines Organisationswerks, aber er wollte ihretwegen das kaum Ge-
nene nicht wieder in Frage stellen, sondern an der Hand der Erfahrung

stufenweise zum Besseren fortschreiten. Nach seinen „Grundlinien zum
einer technischen Anstalt in Nürnberg", die er den städtischen Behörden
zur Berathung vorlegte, sollten in erster Linie Handwerker und Fabrikant
für den Handel arbeiten, in der Zeichen-, Bossir-, Modellir- und Baukun
wie in Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie auf praktischem Wege
geführt werden, als es Erleichterung der Production, Verbesserung und
lung der Fabrikate und Manufacturen erfordern, dann aber sollte die
als Werkstätte dienen nicht nur zur Erzeugung von Werkzeugen und Ma
die der einzelne Handwerker nicht verfertigen kann, sondern auch Muste
Modelle neuer Fabrikationsgegenstände liefern, die mit der Zeit in be
Werkstätten verpflanzt werden könnten. Scharrer's Vorschlag wurde ver
weil die zünftigen Gewerbe in seiner mechanischen Werkstätte eine Beein
gung erblickten.

Die bereits bestehende Anstalt gewann unterdessen, Dank Scharre
mühungen, an System, Ordnung und Ansehen. Andere Magistrate erba
von Nürnberg Mittheilungen über die dortigen Einrichtungen, um ähnlic
stitute zu gründen, und die königliche Kreisregierung, welche der Entw
der Nürnberger Schule mit lebhafter Theilnahme folgte, sprach die Er
aus, daß die Gemeindebevollmächtigten sich zu den wiederholten Forderun
Magistrats endlich so stellen würden, wie es das Wohl der Stadt und
dingungen forderten, unter denen ein Staatsbeitrag bereits zugesichert w
das bisher benutzte Augustinerkloster für den starken Besuch nicht mehr au
entschlossen sich die Stadtbehörden zur Erwerbung eines anderen Gebäud
bewilligten die Mittel zur Einrichtung eines chemischen Laboratoriu
Gründung einer mechanischen Werkstätte aber scheiterte an dem hart
Widerstande der Gemeindebevollmächtigten, die erst später zur Einrichtun
Erzgießerei unter der Bedingung sich verstanden, daß allem Mißbrau
Nachtheil des Gewerbes durch strenge Aufsicht vorgebeugt werde.

Die Nürnberger polytechnische Schule war bisher nur aus Gemeind
unterhalten worden und unterlag zwar der Staatsaufsicht insofern, als
Gemeindesäckel nicht wenig belastete, empfand aber diese Aufsicht fühlbar
dem das Ministerium des Innern auf eine bestimmte Zeit einen jährlic
schuß von siebentausend Gulden bewilligt hatte. Als die Staatsregieru
derte, daß bei Berathung eines neuen Lehrplans für die Nürnberger Leh
das Programm der Münchener polytechnischen Centralschule zu Grunde
werde, erhob der Magistrat unter Scharrer's Führung Widerspruch: Nü
Tendenz sei eine andere, auf praktische Ziele gerichtete, die Münchener
verschaffe dem künftigen Gewerbtreibenden nur die erforderliche allgemei
dung. Der Widerspruch fand indessen wenig Beachtung, die königliche
regierung bestand auf der Uebernahme mehrerer Bestimmungen des Münchene
plans in den Nürnberger, und genehmigte den letzteren erst, als ihre Fo
erfüllt war, im Februar 1829. War das Ziel der Gesammt-Lehranstal
das gleiche geblieben, einen unverkennbaren Vortheil brachte die Neuerung
lich organische Weiterbildung des Bestehenden und eine Vorbereitung
Letztere zerfiel in eine Zeichenschule und eine mathematische Schule, jede
Jahrescursen mit wöchentlich nur zehnstündigem Unterrichte. Da in d
Classe der Vorbereitungsschule Knaben von 12 und 13 Jahren aus der
schule aufgenommen wurden, ohne dieser entzogen zu werden, und da
dritte Classe Zöglinge der Werkstätten traten, die ihre Lehrlingseigenschaf
noch in der vierten behielten: so erklärte sich leicht die geringe Stund
Der Unterricht selbst umfaßte an der Zeichenschule alle Arten des fre

ren Zeichnens und an der mathematischen die Elementarmathematik und das Zeichnen.

Die eigentliche polytechnische Schule zerfiel nach dem neuen Lehrplan in e bildende und eine mathematisch-technologische Klasse. Die erstere erstreckte auf künstlerisches Zeichnen, Plastik und Architektur in drei Jahrescursen zu chschnittlich 15 Wochenstunden; die mathematisch-technologische Classe zählte Jahrescurse und als Lehrgegenstände: darstellende Geometrie, höhere Mathe- ik, Physik, Chemie, Mechanik und Maschinenlehre, Ornamenten-, Bau- und schinenzeichnen. Als Lehrer wirkten der rühmlich bekannte Professor v. Staudt Mathematik, Professor C. G. Kuppler für darstellende Geometrie, Mechanik Maschinenlehre, Professor Fr. Engelhart für Chemie und Physik, Professor Heideloff für Ornamenten-, Figuren- und Bauzeichnen, Lehrer J. Burg- iet für Plastik und Erzguß. Die Verwaltung war von den städtischen Be- en einer Commission übertragen, die aus dem Königlichen Stadtcommissar, beiden Bürgermeistern, je zwei Mitgliedern des Magistrats und der Ge- debevollmächtigten und den beiden Directoren der Industriegesellschaft be- d. Dem zweiten Bürgermeister S. und zwei von den Lehrern aus ihrer te gewählten Inspectoren, den Professoren v. Staudt und Kuppler, wurde Direction der Anstalt in der Art übertragen, daß S. die Oberleitung, Pro- v. Staudt die Ueberwachung der Disciplin und des wissenschaftlichen Unter- s, Professor Kuppler die Beihilfe in der Führung des Haushalts und der tstättenverwaltung zu besorgen hatte.

Am 26. Mai 1829, dem elften Jahrestage der Verkündigung der baieri- n Verfassungsurkunde, fand in der Aula des neuen Gebäudes im Peunthofe Eröffnung der erweiterten technischen Lehranstalt statt. In Gegenwart des iglichen Regierungspräsidenten des Rezatkreises verbreitete sich S. über die gaben der neuen Schulen und erläuterte zugleich, warum die technischen In- te anderer Länder nicht als Muster für die umgestaltete heimische Lehranstalt en konnten. Strengwissenschaftlicher Unterricht führe die Jugend, welche auf erblichem Felde schaffen solle, zu sehr in das Gebiet der reinen Speculation entfremde sie der Praxis der Werkstätte, wo Wissen und Können vereint en müssen, um Brauchbares für das Leben zu liefern. Nürnbergs frühere the bestätige dieses, und der Gegenwart eröffne sich nur auf der gleichen ndlage und bei kluger Benützung alles dessen, was inzwischen an Wissen- ft und Erfahrung gewonnen wurde und täglich gewonnen wird, eine glück- eißende Zukunft.

Es war dieses einer der letzten öffentlichen Acte des zweiten Bürgermeisters dessen Amtszeit als solcher im October des nämlichen Jahres ablief. Seine sachen Verdienste um die Stadt ließen eine Wiederwahl erwarten, aber seine waltung hatte ihm manchen Gegner im Gemeindecollegium zugezogen: Nicht geschickte Finanzmann, welcher die städtischen Einnahmen durch weise An- ungen und scharfe Controlen zu steigern wußte, sondern die Verwendung der er und die Begünstigung der polytechnischen Schule erregten Anstoß. Ob- in der sechsjährigen Amtsperiode Scharrer's die Summe aller Einnahmen der Gesammtausgaben um mehr als fünfzehntausend Gulden übertraf, so n doch das mit den Einnahmen gleichen Schritt haltende Wachsen der lichen Ausgaben der Kurzsichtigkeit Einzelner und ihrem Anhange ein so be- liches Ding, daß weder die Bemühungen der Einsichtsvolleren, noch die e Anerkennung, welche die Königliche Kreisregierung dem zweiten Bürger- er Nürnbergs aussprach, eine ruhigere und gerechtere Auffassung der Sache einzuführen vermochten. War doch der Vortheil, den die Gemeinde gerade solcher Verwendung ihrer Gelder zog, handgreiflich, und die Erwägung be-

ruhigend genug, daß für alle Ausgaben die Zustimmung der städtischen Be
erholt worden war, und daß nur da, wo gar keine oder eine höchst zwei
Vorschrift bestand, der Magistrat und sein zweiter Bürgermeister sich ih
fugnisse nicht durch Gemeindebevollmächtigte verkümmern ließen, welche
Schulorganisationen zu Preisfragen machen wollten! S. unterlag am 2
und schied am 17. October aus dem Bürgermeisteramte und der damit ve
nen Direction der polytechnischen Schule. Seine Gegner im Gemeindeco
hielten es, obgleich Sieger, für nöthig, ihre Handlungsweise in einer Flu
öffentlich zu rechtfertigen, sie brachten jedoch nur die bekannten und den
wähnten Klagen vor, deren Widerlegung, wenn sie überhaupt geboten w
abgetretenen Bürgermeister in seiner Erwiderung leicht fiel: „In den
aller Verständigen war er schon längst gerechtfertigt" — schrieb am 7. Mär
der damalige Regierungsdirector und spätere Regierungspräsident und g
Minister, Ignaz v. Rudhart, an einen Freund in Nürnberg — „seine
dung war nichts als eine Folge jener Umtriebe, die in repräsentativen Körper
zu vermeiden sind. Aber selbst die Angriffe haben Gelegenheit gegeben, d
waltung des herrlichen Nürnberg unter seinem Bürgermeisterthum gegen
Widerspruch klar zu legen. Solche herrliche Thätigkeit dieses mit Und
lohnten Mannes! Zu seiner republikanischen Zeit ist Nürnberg nie so
kanisch regiert worden, wie unter diesem „Meister aller Bürger", d
Perikles große Wirksamkeit wie ein Ideal vorgeschwebt haben muß. Ich
den Vortrefflichen an mein Herz drücken und ihm zurufen: Bald kom
Zeit, wo der Neid der allgemeinen Anerkennung weicht."

Bei Scharrer's Rücktritt von der Direction der polytechnischen Sch
die Frage aufgeworfen worden, ob die Leitung dieser Anstalt nicht besser
Hand zu legen sei, welche die Förderung des Gewerbefleißes unverrückt i
behaltend, nicht nur auf die Lehrer, wenn einzelne zu sehr ihren eigen
schauungen folgen sollten, mit einer gerne anerkannten Autorität einwirke
dern überhaupt die Wahrung aller Interessen und eine gleichmäßige Hand
der gesammten Disciplin verbürgen würde. Da Niemand hierfür geeign
schien, als der bisherige Referent und Dirigent, so stellte der Oberbürge
Binder in einer Magistratssitzung am 8. Januar 1830 den wohlbegr
Antrag auf Scharrer's Ernennung zum Director der polytechnischen Sch
sicherte jedoch bei der Abstimmung nur der Stichentscheid des Vorsitzen
Annahme des Antrages. Die Königliche Regierung ordnete auf den
eingesandten Bericht die Auflösung der bisherigen dirigirenden Commiss
bis zum Eintreffen höchster Entschließung die Bildung einer neuen an,
der Stadtcommissär Faber als Vorsitzender, dann der erste Bürgermeister
der „wohlverdiente und seiner Kenntniß der Gewerbsbedürfnisse wegen un
liche" bisherige zweite Bürgermeister S., sowie zwei um die Stadt und
stalt verdiente Männer, der Kaufmann A. J. Cramer und der Arzt Dr.
als Beisitzende angehören sollten. Die Inspection und das Referat
Schule wurden S. zugewiesen. Am 27. Juni fiel die höchste Entscheid
bestätigte im wesentlichen die von der Kreisregierung getroffene Zusamme
der neuen Commission, ernannte S. zum Director der technischen Lehranst
bewilligte ihm, der bisher seine Verwaltung als Officialsache betrachte
einen jährlichen Gehalt von eintausend Gulden.

Scharrer's neue Stellung blieb unverändert und gestattete ihm förder
bessernd, wenn auch fortwährend kämpfend, für seine Lieblingsschulen zu
bis im Herbst 1833 auf Grund allerhöchster Verordnung im ganzen Kön
mit einem Male über zwanzig Gewerbschulen, darunter acht Kreisanstalt
geführt und die drei in München, Augsburg und Nürnberg bestehenden

Schulen umgestaltet wurden. Die genannte königliche Verordnung
vollständigen Gewerbschulen mit drei Jahrescursen im Range den
, die polytechnischen Schulen den Lyceen gleich, und nannte sie sogar
Gymnasien" und „technische Lyceen". Die näheren Bestimmungen
ugeschaffenen Schulen erfolgten zunächst nur in speciellen Weisungen
lisirten Entschließungen, und fanden erst in der Vollzugsinstruction
ril 1836 ihren endgiltigen Ausdruck. Es waren, um diese Instruction
, im October 1835 die Referenten der Kreisregierungen, die Vorstände
Zeichenlehrer aller damals bestehenden technischen Schulen und Schul-
arien nach München einberufen worden — eine berathende Versamm-
fast sechszig Köpfen, darunter auch Johannes S. und Karl Heideloff
berg. Was von einer so vielköpfigen Commission, deren Leitung über-
sachverständige war, zu erwarten stand, trat ein: die Instruction ent-
Brauchbares, kam deshalb nur in äußerlichen Dingen zur Ausfüh-
ließ in allen wesentlichen Fragen den verschiedensten Auffassungen

der Königlichen Verordnung vom 16. Februar 1833 waren Scharrer's
htungen in Nürnberg wesentlich geändert worden: Die gesammten
Lehranstalten bestanden dort vom Jahre 1835/36 ab noch in der
mentarzeichnungsschule", die in zwei Jahrescursen und sechs Abthei-
hüler des zweiten und dritten Cursus der Volksschule in einigen Nach-
nd Abendstunden unterrichtete; in der ehemaligen „Handwerkerschule"
blehrlinge, die an Sonntag-Vormittagstunden im Zeichnen, Bossiren,
, Gradiren, Holzschneiden, und an einigen Werktagsnachmittagen An-
Formen, Gießen, Ciseliren und Metalltreiben erhielten; dann in der
nen „Kreisgewerbschule" mit Mathematik, Naturwissenschaften und
ls Hauptlehrgegenständen und den sogenannten Realien, Deutsch, Ge-
ographie und Französisch; endlich in der nunmehr drei Curse um-
„Polytechnischen Schule", an welcher höhere Mathematik mit dar-
Geometrie, Physik, Chemie, Mechanik, Linear- und Ornamentenzeichnen
in gleichem Umfange getrieben wurden, wie gegenwärtig an den techni-
schulen. Allgemein bildende Fächer waren an der polytechnischen
ht vertreten, Privatcurse der französischen und englischen Sprache
och gehalten werden. Die Betheiligung an den Arbeiten der mecha-
rkstätte blieb freigestellt, und das chemische Laboratorium diente nur
uchungen des Professors und zur Herstellung der Präparate für dessen
n.

. 1839 legte S. freiwillig die Direction der technischen Lehranstalten
t ohne die allerhöchste Anerkennung seiner Aufopferung und wirksamen
ng empfangen zu haben. Sein Amtsnachfolger wurde der berühmte
eorg Simon Ohm, der schon seit sechs Jahren als Professor und an
nach Erlangen berufenen Dr. v. Staudt als wissenschaftlicher Inspec-
ten war.

rt Scharrer's Wirken im Bürgermeisteramte und auf dem Felde der
dankbares Andenken, so verdienen seine ausdauernden Bemühungen
ng eines nationalen Verkehrswesens noch weit mehr hervorgehoben
ame neben einem Friedrich List für alle Zeit genannt zu werden.
eutsche Bundesacte vom Jahre 1815 hatte ein nationales Handels-
Aussicht gestellt, aber statt einer Verminderung der im Uebermaße
n Zollinien wollte jeder der 38 Bundesstaaten zur Mehrung seiner
sein eigenes Handels- und Zollgebiet mit seinem eigenen Maß und
frecht erhalten. Die Adern, welche Deutschland frisches Blut und

Leben allein zuführen konnten, waren unterbunden und der tiefgesunkene S
stand mahnte dringend zur Abhülfe. Gelegentlich der Frühjahrsmesse 181
einigten sich zu Frankfurt a. M. eine Anzahl Kaufleute, um in einer Pe
dem Bundestag den Ernst der Lage vorzustellen. Es traf sich glücklich,
Professor List um die nämliche Zeit dort weilte und, um die Redaction e
der Denkschrift eine eindringliche und den nationalen Gesichtspunkt schar
tonende Fassung gab. Aber List rieth zugleich den petitionirenden Kaufl
zu einem dauernden Verein zusammenzutreten, um durch Abgeordnete und
kundige Federn auf die deutschen Regierungen und die öffentliche Meinung
klärend einzuwirken und in jährlichen Zusammenkünften am Orte des Bu
tages neue Schritte zu besprechen und auszuführen. Sein Gedanke fand
hasten Anklang und Unterstützung, namentlich durch den Kaufmann Bauer
Nürnberg, der mit einem Opfer von mehr als zehntausend Gulden in
stadt, Stuttgart und München Agenten zu diesem Zwecke unterhielt. De
schluß des Zollvertrags zwischen Baiern und Württemberg im Januar
die Zolleinigung zwischen Hessen und Preußen im Februar des nämlichen J
und die Gründung des deutschen Zollvereins im Jahr 1833 darf man
als wesentliche Folge der Wirksamkeit jenes deutschen Handels- und Ge
vereins ansehen, obgleich derselbe über dem Streite, ob Freihandel oder
zölle, zu zerfallen drohte.

Auch S. war unter den Streitern. Er hatte seit 1818 Adam Smit
die einschlägige Litteratur studirt und erbot sich sogar 1827 der Cotta'schen
in Stuttgart eine deutsche Uebersetzung des englischen Werkes mit den Not
französischen Uebersetzers Marquis Garnier zu liefern und seine eigenen auf
jährige Erfahrungen gestützten Abhandlungen über wichtige Fragen der Na
ökonomie anzuschließen. Das auf fünf Bände berechnete Werk sollte für
stian Garve's nicht mehr genügende Uebersetzungen aus den Jahren 179
1799 allen denjenigen dienen, die, an der Gesetzgebung und Verwaltun
theiligt, in staatswirthschaftlichen Fragen mitzusprechen hatten. Leider
blieb die Ausführung, doch ist die vortreffliche Einleitung — eine Ueberfi
von den Regierungen befolgten wirthschaftlichen Systeme und eine summ
Darstellung der Lehre Smith's im Vergleich zu jener der Oekonomisten —
im Manuscripte vorhanden.

Als Anhänger Smith's huldigte S. natürlich dem Freihandel, aber
tische Erfahrungen auf verschiedenen Gebieten mäßigten seine Ansichten u
wollte nicht Handelsfreiheit um jeden Preis. Wie er dachte, geht aus
„Bemerkungen über den deutschen Zollverein und die Wirkung hoher Zö
nationalökonomischer Hinsicht", welche er gelegentlich der 1828 in der
schen Ständekammer gepflogenen Verhandlungen über Zollfragen veröffent
unzweifelhaft hervor. Er bekennt sich hier zu den staatswirthschaftlichen G
sätzen über Zollgesetze und Zölle, die kurz vorher in der badischen Stän
sammlung als diejenigen der Großherzoglichen Regierung vom Finanzm
v. Böckh mit den Worten bezeichnet worden waren:

„Bei Festsetzung des Eingangszolls sind die Interessen des Staatsschatz
aller Steuerpflichtigen, welche den Zollausfall auf andere Weise ersetzen m
die Interessen der Landwirthschaft, des Gewerbfleißes, des Handels und der
sumenten zu berücksichtigen. Diese Interessen vereinigen sich nur in m
Zöllen, die keine Production stören, keine auf Kosten anderer künstlich
Höhe treiben, welche die Consumtion nicht vermindern, den Handel nicht
trächtigen, die sich ohne drückende Maßregeln, ohne ein Heer von Zolli
und Aufsehern erheben lassen, und die keinen Reiz zum Einschwärzen ha
der nicht durch mäßige Geldstrafen in Schranken gehalten werden könnte."

Zur Zeit, als S. seine Bemerkungen schrieb, sahen noch viele Regie-
n in hohen Zöllen das Hauptförderungsmittel der Industrie und stützten
auf das Beispiel Englands, Frankreichs, Oesterreichs und Preußens, wo
dem Schutze hoher Zölle eine colossale Industrie entweder schon bestand
sich zu entwickeln begann. Der Einfluß der geographischen Lage und der
ischen Verfassungen fand dabei eben so wenig Beachtung, als man über-
klare Vorstellungen besaß von den Wirkungen übertrieben gesteigerter In-
een auf das Gesammtbefinden der Bevölkerung. Da sich auch die baieri-
Regierung im December 1826 für hohe Zölle entschieden hatte, hielt es S.
ine nützliche Arbeit, den Einfluß der Zollsysteme auf die Vertheilung des
nalreichthums unter alle Classen von Staatsangehörigen gemeinfaßlich an
n Fällen zu erörtern, welche den Zollverhältnissen Englands und Frank-
entnommen waren.

Er wählte aus dem französischen Zolltarif das Eisen, nach dem Brode den
igsten Artikel für Gewährung von Arbeit und Erzeugung von Wohlstand.
der großen Revolution wurden in Frankreich etwa 2 Millionen Centner
erzeugt und 400000 Centner aus Spanien und Deutschland, namentlich
aus Schweden eingeführt. Das schwedische Eisen zahlte damals, wie schon
rt Jahre vorher, nur zehn Centimes Eingangszoll für den Centner, ohne
die Eisenwerkbesitzer im mindesten Klage erhoben hätten. Mit der Revo-
n trat in diesen gewohnten Verhältnissen eine Aenderung ein: der Ein-
zoll für fremdes Eisen wurde im J. 1791 auf 1, 1806 auf 2, 1814 auf
1822 auf 45 Frank erhöht, so daß nach und nach die Einfuhr ausländi-
Eisens auf 80000 Centner herabsank, die inländische Production auf 3
onen Centner stieg, die Holz- und Kohlenpreise um das Dreifache und die
des Stabeisens um das Doppelte (von 30 auf 65 Frank) sich vermehrten.
der Gesammtproductionswerth auf zehn Classen von Berechtigten vertheilt,
gibt sich, daß auf die bei der Eisenproduction beschäftigten Arbeiter
in Sechstel, auf die Eigenthümer oder Pächter der Eisenwerke ebenfalls ein
tel, auf die capitalvorschießenden Creditinstitute ein Sechszehntel des Pro-
onswerthes traf. Demnach zogen weder die Arbeiter noch die Eisenwerkbe-
welche nicht zugleich über Bergwerke und Wälder verfügten, größeren Nutzen,
der Kapitalist höhere Zinsen, als unter den früheren Verhältnissen; nur
Besitzer von Bergwerken und Waldungen hatten gewonnen, denn auf sie
l der dritte Theil des Gesammtproductionswerths.

In ähnlicher Weise analysirte S. die Wirkungen der englischen Kornbill,
e fremdes Getreide in England zu hohen Zöllen nur dann zuließ, wenn die
e eine bedeutende Höhe erreicht hatten. Die Folgen zeigten sich bald in
solchen Steigen nicht nur der Getreidepreise, sondern aller Lebensbedürf-
so daß Tagelöhner und Fabrikarbeiter selbst bei erhöhtem Lohne nicht be-
konnten und schließlich der Almosencasse zur Last fielen.

S. hatte durch diese kleine Schrift die Aufmerksamkeit der baierischen
tsregierung wiederholt auf sich gelenkt, und er wurde deshalb auch von ihr
vom Bundestag in Frankfurt angeregten Münzfrage, betreffend die Ein-
ng eines gleichen Münzfußes in Süd- und Mitteldeutschland, zu Rathe ge-
. Insbesondere hatten er und die Handelsgremien von Nürnberg und
burg Gutachten darüber zu erstatten, ob der Conventionsfuß festgehalten
der Kronenthalerfuß für die genannte Staatengruppe zum allgemeinen
fuß erhoben werden solle. Die von S. am 16. Januar 1829 abgegebene
chrift behandelte die vorliegende Frage am gründlichsten und klarsten, und
mmte mit ihr das später erstattete Gutachten der verordneten Vorsteher der

Kaufmannschaft zu Nürnberg in allen wesentlichen Punkten überein, nur darin, daß unter den damaligen Zeit- und Handelsverhältnissen jede Abänderung im Münzwesen höchst bedenklich, eine Abwürdigung oder auch nur eine Herabsetzung der Kronenthaler von der gültigen Tarifirung völlig unnöthig, dagegen die Fortdauer des Kronenthalerfußes neben dem Vierundzwanzig-Guldenfuße unschädlich und selbst nützlich sein würde.

Als S. am 2. März 1832 vom Staatsministerium des Innern zu München den schon erwähnten Auftrag erhielt, von den Berliner technischen Schulen insbesondere von der preußischen Centralanstalt für polytechnischen Unterricht, derwerbeinstitute genaue Einsicht zu nehmen und darüber ausführlich zu berichten, er auch zugleich angewiesen, dem damals in Berlin bei den Zollvereinsverhandlungen thätigen baierischen Bevollmächtigten in allen technischen Fragen rathend zur Seite zu stehen, was auch während eines zweimonatlichen Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt aufs gewissenhafteste geschah. Unmittelbar nach der Abgabe seines Berichtes über die Sendung nach Berlin, im Sommer 1832, faßte S. den Plan zu einer Verbindung von Nürnberg und Fürth durch eine Locomotiveisenbahn.

Die geringe Entfernung und der bedeutende Personen- und Güterverkehr zwischen beiden Städten, die nur sehr geringe Bau- und Betriebskosten erheischten, den günstigen Terrainverhältnisse, eine genaue Kenntniß der bei der Liverpool-Manchesterbahn gewonnenen Erfahrungen, endlich der schmeichelnde Gedanke, Deutschland die erste Dampfeisenbahn gegeben zu haben, erleichterten es Scharrer mit überzeugender Beredtsamkeit nicht wenig, die beiden Oberbürgermeister und mehrere unternehmende Kaufleute von Nürnberg und Fürth für seinen Plan und zur Uebernahme der Kosten der Vorarbeiten zu gewinnen. Schon am 13. Mai 1833 erging die „Einladung zur Gründung einer Gesellschaft für die Errichtung einer Eisenbahn mit Dampfkraft zwischen Nürnberg und Fürth", welche den Actionären auf Grund zuverlässiger statistischer und technischer Erhebungen eine Rente von 12 1/2 vom Hundert in Aussicht stellte und nicht versäumte, alle auch nur irgend wirksamen Motive zu Gunsten des Unternehmens aufzuzählen. Siebenhundert Actien waren in kurzer Zeit gezeichnet und am 18. November desselben Jahres constituirte sich im Saale des Nürnberger Rathhauses die „Ludwigs-Eisenbahngesellschaft". Ein aus sieben Mitgliedern bestehendes Directorium wurde gewählt, das seinerseits den Kaufmann und Abgeordneten Platner zum Vorstand und Kassier, unseren S. zum stellvertretenden Director und den Buchhalter Mainberger zum Schriftführer ernannte.

Das Directorium wollte anfangs einem von R. Stephenson empfohlenen englischen Ingenieur den Bahnbau übertragen, kam aber von diesem Gedanken ab, als es sich einer Forderung von siebentausend Gulden Jahresgehalt für den Ingenieur und einer weiteren von dreitausendfünfhundert Gulden für einen Dolmetscher gegenübersah. Glücklicherweise fand sich eine einheimische technische Kraft. Der Director der Ludwigs-Eisenbahngesellschaft war während seines Aufenthaltes in München mit dem Königlichen Bezirksingenieur Denis bekannt geworden, der eben von einer Studienreise in England und Nordamerika zurückkehrt, sich bereit erklärte, den definitiven Bauplan und Kostenanschlag für die Nürnberg-Fürther Bahn aufzustellen und später die Bauausführung selbst zu übernehmen. Denis begann die Projectirungsarbeiten im Juli 1834, und mit solchem Eifer und Geschick wirkten er und S. zusammen, daß die Eröffnung der nahezu eine Meile langen Strecke auf den 7. December 1835 festgesetzt werden konnte. In der Tags vorher abgehaltenen Generalversammlung wurde Rechnung über die Bau- und Einrichtungskosten abgelegt und über den jährlichen Betriebsaufwand berathen. Der Kostenanschlag, den Denis [illegible]

angenommenen 132000 fl. auf 150000 Gulden mit Genehmigung der Ge-
schaft erhöht hatte, war um 26000 fl. überschritten worden, wovon jedoch
4000 fl. auf den Bahnbau, die übrigen 22000 fl. auf Grunderwerbungen
Ankauf von Locomotiven, Personenwagen und Pferden trafen. Alle Ueber-
eitungen wurden auf Scharrer's Erläuterungen hin von der Generalversamm-
g bereitwillig gutgeheißen und durch Vermehrung der Actien zu decken be-
ssen. Doch sollte auch hier der kurzsichtige Krittler nicht fehlen.

Der königliche Landrichter M. S. Wellmer in Fürth hatte nämlich wenige
ge vorher eine Flugschrift betitelt „Bericht an die Actionäre und das Pub-
m über die Ludwigseisenbahn-Angelegenheit" verbreiten lassen, zunächst um seine
mme gegen eine ausschließliche oder vorherrschende Anwendung des Dampfes
Motor der Bahnzüge zu erheben, dann aber auch, um sich gegen S. zu
nden, in dessen Kopfe allein solche Gedanken entspringen könnten, wie über-
pt die genialischen Uebergriffe eines solchen Kaufmanns Besorgniß erregen
ßten, wenn seinem Enthusiasmus die Geldmittel der Gesellschaft, sein Ver-
nd und seine Ehrliebe keine Zügel anlegen würden. So sehr war Wellmer
n der Schädlichkeit der Dampfkraft als Bewegungsmittel überzeugt, daß er
Falle ihrer Anwendung seine Actien sofort verkaufen wollte und denjenigen
übervortheilt hielt, der ihm fünfzig vom Hundert dafür zahlen würde. S.
ßt und ein Actionär, der Advocat Toussaint, fertigten in vorzüglichen Reden
ellmer's Angriffe gebührend ab, die Generalversammlung erklärte einstimmig
Einverständniß mit dem Verfahren des Directoriums und mit Wellmer's
stritt aus demselben.

Am 7. December 1835 wurde die Bahn feierlich eröffnet, und nach ein-
rigem mit Dampf- und Pferdekraft wechselnden Betrieb konnte die General-
sammlung am 12. December 1836 eine zwanzigprocentige Dividende für jede
ie festsetzen, 7 1/2 vom Hundert mehr, als die Einladung von 1833 in Aus-
t gestellt und Wellmer sich hatte träumen lassen, der übrigens klug genug
, seine Actien zu behalten.

Die nämliche Generalversammlung hatte vorschriftsgemäß ein neues Direc-
um zu wählen; dieses blieb bis auf Wellmer das alte, und es ernannte am
December Johannes S. zum Director der Ludwigs-Eisenbahngesellschaft.
mit gelangte S. zu einem Jahresgehalte von 1200 Gulden, eine bescheidene,
fast antike Anerkennung gegenüber den Beträgen, mit welchen Verwaltungs-
e moderner Eisenbahngesellschaften sich ihren Geschäftseifer zum Voraus be-
len ließen. In ehrenvollster Weise wurde S. von drei zu drei Jahren als
ector neu bestätigt, und unter seiner Verwaltung sank selbst nach Abzug eines
t unbedeutenden Betrags zum Reservefonds die jährliche Dividende nie unter
zehn vom Hundert, sowie sie auch heute noch, trotz der concurrirenden Staats-
n, eine beträchtliche Höhe hat.

Der rastlosen Thätigkeit Scharrer's stand in seinen letzten Jahren nicht
r die gleiche körperliche Rüstigkeit zur Seite. Fand er auch im Schooße
r zärtlichen Familie die liebevollste Pflege, als ihn schweres Leiden auf das
nkenbett warf, hofften auch seine Freunde immer noch, daß der nahende
hling und der Gebrauch eines Heilbads Besserung bringen werde, umsonst —
rlag einem wiederholten Nervenschlag am 30. März 1844. Daß der Ver-
eines Mannes, den ganz Nürnberg kannte und die Besten mit ihrer Hoch-
ung und ihrer Freundschaft ehrten, in allen Schichten der Bevölkerung unge-
heilte Theilnahme erregte, bedarf keiner Ausführung. Hunderte von achtbaren
gern geleiteten den Geschiedenen von seiner Gartenwohnung zur letzten Ruhe-
r im Johanniskirchhof, und tiefempfundene Worte zweier Redner erinnerten
Grabe nochmals an den Freund, an den Mitbürger an und das edle Herz, das

so lebendig für das Wohl des Einzelnen, der Gemeinde und des Vate
geschlagen hatte.

Johannes S. war eine stattliche imposante Persönlichkeit. Seine le
leicht erregbare Natur wurde durch einen scharfen Verstand, dem keine E
erfahrung verloren ging, in Schranken gehalten und vor allzu kühnem
bewahrt. Ein Meister der Rede und des geschriebenen Worts, gewann er
und Leser jederzeit für seine Sache, die freilich auch jederzeit die gute
Sein Wirken umfaßte nicht blos den Kreis der Familie und der Gemeinde
dern das ganze deutsche Vaterland, dessen Ohnmacht er sah und das er
stens auf dem Felde der materiellen Arbeit heben wollte. Er ging mit
rich List den gleichen Weg, wenn es sich um Zollverein und Locomotivb
handelte, und war nur in der Bemessung der Zölle auf fremde Prod
anderer Ansicht: niederste Eingangszölle, meinte er, würden die vaterlä
Industrie spornen, ohne die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu überl
Die mächtige Entwickelung deutscher Arbeit und der wachsende Volkswoh
welchen die Zollvereinsperiode von 1833 bis 1870 bei einer zwar lan
aber stetigen Ermäßigung der Einfuhrzölle zur Folge hatte, scheinen Sch
Ansicht als die richtigere zu bestätigen. Seit 1823 vom kaufmännischen
abgetreten und durch die Vorliebe, welche er erst seinen Lehranstalten, da
großen Fragen der Industrie und der Eisenbahnen zuwandte, dem alten
entfremdet, lebte S. im glücklichsten Familienkreise, aufgesucht von beden
Männern des In- und Auslandes, und in staats- und volkswirthscha
Fragen zu Rathe gezogen. Er hat nicht immer Anerkennung geerntet
sie allein ist auch nicht der süße Preis männlichen Strebens: das sittliche
zu erfüllen, weil es Gesetz ist, war Scharrer's und bleibt der Menschheit
Endziel.

Vgl. des unterzeichneten Verfassers Rede: Johannes Scharrer und
Bedeutung für die Entwickelung der technischen Schulen und der Eisenb
München 1881.

Bauernfe

Scharschmidt: Karl S., geboren zu Krimmitschau am 22. No
1645 als der Sohn des dortigen Stadtschreibers, studirte zu Jena, Leipz
Wittenberg Jurisprudenz, übernahm demnächst die Leitung der Studi
Barons (später Grafen) Julius Heinrich v. Friesen (s. A. D. B. VII
erwarb den Grad eines Licentiatus iuris in Jena, wo er eine Zeit lan
Erfolg Vorlesungen gehalten haben soll, und starb am 9. Mai 1717 in D
Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich theils auf historisch-tagespoliti
theils auf rechtswissenschaftlichem Gebiet. In ersterer Beziehung mögen
seinen zahlreichen Schriften hier erwähnt werden: „Europäischer Staat
Kriegssaal dieser hundertjährigen Zeit" (1681); „Zeitleufftiges Kriegsspiel
licher Potentaten" (1685); „Neu eröffnetes Staatszimmer" (1685); „
Unruhe ruhige Staatsprognosticon, darinnen mit mehrern enthalten, w
gegenwärtig- und zukünfftigen Zeiten alle Kayserthum und Königreiche in
zu hoffen . . . haben" (1688 pseudonym unter dem Namen Boccalino di
u. a. m. Auf juristischem Gebiet hat er sich besonders — freilich nicht
seinem Vortheil — bekannt gemacht durch eine gegen Pufendorf ger
„Disquisitio de republica monstrosa contra Monzambanum eiusque
die 1677 zuerst erschienen sein soll, mir aber nur in einem Abdruck
bekannt geworden ist. Pufendorf beantwortete die schwülstige und hochtr
aber nicht sehr geistvolle Schrift in den Addenda zur Dissertatio de re
irregulari, S. 553; als S. abermals in der — mir nicht zugänglich
— „Defensio disquisitionis de republica monstrosa" seinen Standpunkt

t er in der pseudonymen Schrift: Io. Roletti Palatini Scharschmidius va- is (Stralsund 1678) entweder von Pufendorf selbst oder von einem seiner nde ebenso derb wie gründlich abgefertigt.

Vgl. Neue Zeitung von gelehrten Sachen. Jahrg. 1717, S. 852 f.

Breßlau.

Scharschmid: Matthäus S., lutherischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts, n Jahren 1548—1603 als Vicar an dem 1542 durch Amsdorf reformirten flichen Stifte zu Zeitz nachweisbar. Von den drei mittelmäßigen Stücken, r im Februar und April 1589 zu Eisleben drucken ließ, behandelt das „Kurtz- z Spiel von einem Bepstischen Pfaffen im Land zu Francken" einen schon von Hans Sachs zu einem Meisterliede vom Pfarrer im Federsaß verarbeiteten ank nach der prosaischen Erzählung in Val. Schumann's Nachtbüchlein 9. II, 125 b; abgedruckt in Goedeke's Schwänken Nr. 183). Der Streich, die Winzersfrau in Sommerhausen dem buhlerischen Pfaffen spielt, paßte fflich für ein lustiges Fastnachtsspiel im Stile des Hans Sachs; aber S. sich durch die pedantische Einfügung eines böswilligen, aber unschädlichen ls und eines breiten, ganz überflüssigen Schlusses, der an Wickram's Roll- nbüchlein Nr. 20 anklingt, die beste Wirkung verdorben. — Den Stoff andern beiden Schauspiele entlehnt er der Bibel, indem er auf weltliche rhaltungsbücher wie Schimpf und Ernst, den Eulenspiegel und den Roll- n verächtlich herabsieht. Die „Tragoedia von den sieben Martyrern und Mutter" (nach 2. Macc. 7), die man mit den Dramatisirungen der gleich- en Legende von der christlichen Heldenmutter Felicitas durch Steffan, Caussinus, hius zusammenhalten kann, soll Standhaftigkeit in Glaubensverfolgungen n. Mit Luther's Worten sendet Salomona Daniel, ihren jüngsten und letzten , in den Tod: „Sie nemen vns nur diesen Leib; Drümb sing, mein Sohn: fahrn dahin! Sie haben des keinen gewin, Das Reich Gottes muß vns bleibn." Aber der bunte Wirrwarr des Inhalts zeigt, daß der Verfasser verstand aus der vorliegenden Erzählung eine einheitliche Handlung zu n: die Heldenfamilie erscheint nur im 4. Acte, vorher und nachher allerlei änge aus der Geschichte der Juden unter Antiochus. Auch die „Comoedia des Königschen Son, der kranck lag zu Capernaum" (nach Joh. 4) ist durch Aufnahme andrer Wunderthaten Jesu, vor allem aber durch breite, in scher Absicht eingefügte Schilderungen des betrügerischen Streberthums am der schlechten Kinderzucht, des Aberglaubens angeschwellt. Die dramatische hinerie wird, wie oft im protestantischen Drama dieser Zeit, durch einen lstiftenden Teufel in Bewegung gesetzt. Auch andere Zwischenactselemente en hier wie in der Tragoedia auf; die gelehrten Prahlereien des Doctors, sammt dem Apotheker zum kranken Knaben berufen wird und ihm ein tier" verordnet, die in den Kristall sehende Zauberin, bäurische Völlerei Leichtgläubigkeit gegenüber dem Theriakkrämer, der von seinem bösen Weibe gelte Mann, der im Wirtshause Trost sucht, Strafpredigten auf die welsche ertracht, Totengräber und Kirchner auf den Tod des Knaben wartend. trotzdem, und obgleich S. manche Kunstmittel, wie die Versbrechung, volks- liche Sprichwörter und Flüche verwendet und Hinrichtungen, Schlachten, derthaten hinter die Scene verlegt, zeigt er doch nirgends wirkliches Talent; handlung mangelt Einheit, der Darstellung Anschaulichkeit und Zusammen- die Sprache bleibt überall trocken, die Satire matt und unlebendig.

Holstein, Matthäus Scharschmid. Zeitschrift für deutsche Philologie VIII, 423—436 (1886).

J. Bolte.

Schärtlich: Johann Christian S., Musiktheoretiker und T
wurde geboren am 25. März 1789 zu Dresden, † am 29. Septemb
zu Potsdam. Obwohl er sehr ärmlichen Verhältnissen entstammte, m
sein Vater, ein Holzmacher, doch möglich, daß der Sohn erst die R
und später auch das Schullehrerseminar zu Dresden besuchen konnte.
ward er bereits Baccalaureus und vierter Schulcollege zu Neustadt a.
und in dieser Stellung begann er erst sich mit dem Studium der Musi
fassen. Er erlernte die Anfangsgründe des Orgel- und Violinspie
brachte es bald soweit, daß ihm 1811 der Gesangsunterricht am S
erziehungsinstitute zu Annaberg übertragen werden konnte. Hier fördert
durch Selbstunterricht in der Theorie der Art, daß er mit einigen kleine
positionsversuchen hervortreten konnte und daß man ihn 1816 zum Mu
an das Seminar zu Potsdam berief. Diesem Amte stand er vierzig J
Ehren und viel Erfolg vor und machte sich daneben als Hoforganist
1826 auch noch als Leiter der Potsdamer Liedertafel sowie als St
märkischen Lehrergesangvereines (1833) um die Hebung des musikalischer
verdient. Sein beharrliches Wirken wurde 1844 durch die Verleihung d
eines k. Musikdirectors öffentlich anerkannt. Seine Werke, zumeist Ges
den vierstimmigen Männerchor, sowie seine theoretischen Schulbücher sind vo
verzeichnet bei Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins (Berlin 1861) S. 4
Heinrich W

Scharz: Oddo S., Benedictiner, Kanonist, geboren am 11. Nov.
Scharnstein in Oberösterreich, † zu Kemmaten in Oberösterreich am 16.
1749. Nachdem er die philosophischen Studien in Graz durchgemach
trat er im J. 1709 in das Benedictinerstift zu Kremsmünster in Ober
ein, nahm bei der Ablegung des Ordensgelübdes den Namen Oddo, u
er als Schriftsteller erscheint, statt der Taufnamen Johann Jakob an,
zu Salzburg Theologie und Jurisprudenz, disputirte am 22. Juli 1
dem canonischen Rechte, lehrte von 1718—1723 am Gymnasium seine
in Kremsmünster, erlangte 1733 die juristische Doctorwürde in Salzb
im selben Jahre die Professur des Kirchenrechts und den Charakter a
licher Rath. In dieser Stellung blieb er bis 1741, in welchem Jahre
Kränklichkeit zu lehren aufhörte, aber zum zweiten Male das Rectorat ü
und bis 1744 führte, wo er dasselbe niederlegte und die Ordenspf
Kemmaten übernahm. Er war schon 1732 päpstlicher Notar geworde
mit Böckh als Abgeordneter der Universität Salzburg zur feierlichen E
der vom Fürstabt Adolf von Dalberg gegründeten Universität zu Fu
September 1734) gesandt — die neue Universität ernannte ihn zum
länglichen Beisitzer der juristischen Facultät; als Rector hatte er ins
neuen Studienplans in Salzburg die Experimentalphysik in den Lehr
philosophischen Facultät aufgenommen und die Geheimeraths würde
Schriften: „Norma legalis sive liber I. decretalium Gregorii IX. P.
in collegiis tum publicis, tum privatis methodice compositus et a fa
jusdam doctoris acatholici calumniis vindicatus cet.", Sal. 1737. Sie
dem Cand. H. Z. Tautphäus, Kanonicus bei St. Martin in Münster al
tation am 17. Juli 1737 benutzt. Eine durch ihren maßlosen Ton
ragende, J. H. Böhmer bekämpfende Erörterung. „Tract. iurid. ad lib
decret. Greg. IX. clericorum in communi, et praelatorum ac capitul
specie, obligationes et iura", ib. eod.

Siebenkees, Jur. Mag. I, 517. — v. Wurzbach XXVI, 121, w
angegeben sind. — Meine Gesch. III, 1, S. 173.

v. Sch

Schaten: Nicolaus Sch., Historiker. Geb. am 6. Mai 1608 im Dorfe Heck Rieborg im Münsterlande, zu Münster gebildet, trat er 1627 in den Jesuiten- n, wirkte seit 1638 am Gymnasium zu Münster und folgte weiterhin einem des Fürstbischofs Franz Wilhelm von Osnabrück, wo er u. a. das Archiv ete. Nach dem Tode desselben kehrte S. nach Münster zurück und wurde dem Fürstbischof Bernhard von Galen zum Historiographen ernannt. Diese lung wollte ihm jedoch in Anbetracht der hier waltenden besonderen Umstände recht behagen und es war für ihn wie eine erwünschte Befreiung, als ihn stbischof Ferdinand von Fürstenberg (s. A. D. B. VI, 702 ff.) an seine Seite Paderborn berief. Hier gab er sich dem Wunsche des Fürstbischofs gemäß ausschließlich geschichtlichen Arbeiten hin, erlebte aber die Veröffentlichung lben nicht mehr, † am 24. August 1676. Als Geschichtschreiber hat sich in rühmliches Andenken erworben. Als Historiograph des Hochstifts Münster er glaubwürdigen Berichten zu Folge eine urkundliche Geschichte desselben nnen, die aber, soweit er sie vollendet, niemals an die Oeffentlichkeit ge- ist. In Paderborn hat er unter dem Schutze Ferdinand's von Fürsten- eine „Historia Westphaliae“ und die „Annales Paderbornenses“ abgefaßt. er nach Paderborn kam, fand er für diese Aufgabe allerdings schon vieles earbeitet und Materialien gesammelt, aber die Hauptsache mußte doch erst ehen. Das größere Verdienst pflegt mit Recht den Annales Paderb. zu- nt zu werden, weil sie auf urkundlicher Grundlage aufgebaut sind, was bei listoria Westph., die mit Karl d. Gr. abschließt, der Natur der Sache nach fast ausgeschlossen blieb. S. versteht gut zu erzählen, noch wichtiger aber ist, er sich als einen scharfsinnigen Forscher und seinen kritischen Kopf bewährt, aß wenige der zeitgenössischen Historiker es hierin mit ihm aufnehmen können. Historia Westph. ist 1690 zu Münster, die Annales Paderb. (Bd. 1 und den Jahren 1693—1694) im Druck erschienen, der 3. Band rührt nicht S. her.

Vgl. Micus in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der Monumenta Paderb. 15—57. — Ludwig in der Germania Princeps. — J. G. ab Eckhart, ommentarii R. Franciae Orient. I. Bd., praefatio f. 3. — Waitz, Jahr- cher des d. Reichs unter K. Heinrich, 2. Aufl., S. 288, Anm. 3. — Ad. Grahns, Zur Ehrenrettung des Jesuiten Nic. Schaten, Paderborn 1880.

Wegele.

Schatz: Wilhelm S., vielseitig gebildeter Gelehrter. Er war geboren Sohn eines Cantors in dem Städtchen Wanzleben zwischen Magdeburg Halberstadt am 13. Januar 1802. Von 1814—1820 besuchte er das gymnasium zu Halberstadt und studirte dann bis 1823 in Halle Philosophie classische Philologie. An beiden Orten waren Rudolf Hobohm (ein späterer rbeiter der Hell'schen Abendzeitung) und Junghann (als Pastor emeritus Drakenstedt, wo der Herausgeber von Luther's Werken — Knake — sein folger ist, jetzt in Berlin) seine näheren Freunde. S. bestand in Halle vor philosophischen Facultät das Doctorexamen mit der vielleicht ungedruckt ebenen Dissertation „De auguribus Romanorum“. Im Juli 1824 folgte inem Rufe an das Kloster Unserer lieben Frauen in Magdeburg. Ostern wurde er an das Domgymnasium in Halberstadt versetzt. Der Director dor Schmid (s. d.) nannte ihn bei seinem Tode einen geschickten, anregen- und für einige Fächer, namentlich für das Französische und die Natur- nschaft, schwer zu ersetzenden Lehrer. Schon 1839 konnte er seine „Flora erstadensis excursoria“ herausgeben, zu welcher er das Material auf seinen tlichen, ja täglichen Ausflügen in dem Vierecke zwischen dem Harze, dem ersleber Bruche, der Bode und der Ilse gesammelt hatte. In demselben

Jahre gab er auch heraus: „Incerti auctoris saeculi XIII. chronicon H
stadense“. Auch diese Publication war für den damaligen Augenblick g
gewählt, wenn sie jetzt auch durch Schmidt und Könnecke längst überho
1851 erschien von S. „Der Kaland, ein Gedicht des 13. Jahrhunderts
Pfaffen Konemann, Priester zu Dingelstedt am Huy“ (s. A. D. B. XVI.
und 1854 noch „Flora von Halberstadt oder die Phanerogamen des Bode
Ilsegebietes mit besonderer Berücksichtigung der Flora von Magdeburg“.
die Litteraturgeschichte griff er 1840 ein durch Aufdeckung des Plagiates
Bokelmann, der Wackernagel's Abhandlung über die Lenore abgeschrieben
S. wurde von Bokelmann und seinem Rechtsanwalt Kieselbach wegen Beleid
verklagt, aber durch eine Caricatur von Wenig gerächt. Auf dieser wusch
mann sich die Hände in einem Kieselbache. Die Unterschrift lautete:

Wer sich mit Tinte hat beschmutzt
Und fremdes Eigenthum benutzt,
Dickfellig ist, dabei recht zach,
Den reiniget kein Kieselbach.

1845 wurde S. Professor. Als sich beim Beginn des Alters starke A
von Gicht bei ihm einstellten, überwand er die Schmerzen durch die Lebh
leit, mit welcher er unterrichtete, als er sich schon ins Gymnasium führen
mußte. Am 29. Mai 1867 starb er. Er soll sich zuerst von seiner
verabschiedet und dann eingeschlossen haben, um den Tod zu erwarten.
1. Juni 1867 wurde er in früher Morgenstunde begraben, wobei der S
intendent Schollmeyer am Grabe sprach.

Jahresbericht über das k. Domgymnasium zu Halberstadt währen
Schuljahrs 1867/68, S. 14. (Zu der Schrift von Schatz über das Kal
gedicht ist das Vorwort der „Chronik von Hornhausen“ von H. A. Pröh
vergleichen, wo ein mündliches Urtheil über das Gedicht von W. Grimm
geführt wird). — Mündliche Mittheilungen vom Maler Jordan in Balle

H. Pröh

Schatzmann: Rudolf S., Theolog und schweizerischer Landwirth, g
am 5. Juni 1822 zu Saanen, wo sein Vater Helfer war, studirte Theo
bekleidete 1846 den Vicariatsposten in Bremgarten bei Bern und folgte
einem Rufe als Prediger nach Guttannen am Grimselpasse, wo er mit
Theil seines Gehaltes auf eine Almandsömmerung angewiesen war. Das
die nächste Ursache, daß er sich praktische und theoretische Kenntnisse der
und Milchwirtschaft aneignete. 1850 wurde er nach Frutigen versetzt, wo
Neigung zur Landwirthschaft ein noch größeres Feld fand, da zu der Pfar
13 Juchart fruchtbares Pfründland gehörten, welche er selbst bebaute.
siedelte er nach Bezien über, und dieses war entscheidend für sein we
Wirken. Er trat nämlich in Bern in nähere Verbindung mit dem Pr
der Naturwissenschaften Dr. Schild, von dem 1863 die Anregung zur Grü
eines alpwirthschaftlichen Vereins in Olten ausging. S. wurde Vicepräsiden
Vereins, 1866 Präsident desselben. Schon 1865 hatte er sein geistliches
aufgegeben und widmete sich fortan ganz dem Berufe eines Lehrers der
wirthschaft, und zwar zunächst als Director der Thurgau'schen landwirthsch
lichen Schule in Kreuzlingen. Als dieselbe im J. 1869 einging, übern
S. die Direction des Lehrerseminars in Chur, an welchem der landwirthscha
Unterricht eingeführt wurde. An die Stelle der Jahresberichte traten die v
herausgegebenen „Alpwirthschaftlichen Monatsblätter“, 1866—1878. Unter
Leitung fand 1866 in Bern die erste allgemeine schweizerische Molkereiausste
statt, welche dem Auslande als Vorbild diente. Er wandte fortan dem Mol
wesen seine ganze Aufmerksamkeit zu und unternahm zu diesem Behufe

land, Dänemark und Schweden, wo er dieses Gebiet eingehend studirte, auch im Auftrage des Bundesrathes verschiedene Molkereiausstellungen schland, Frankreich, Italien und Oesterreich. 1873 gründete und leitete schweizerische Milchversuchsstation in Thun, welche 1875 nach Lausanne wurde. Vielfache Anfeindungen waren die Ursache, daß sich S. von einer Gründung zurückzog und sich wieder ausschließlich der Pflege der hschaft und dem Molkereiwesen widmete. † am 15. Juni 1886 in e; schrieb: „Schweizerische Landwirthschaft" 1859; „Schweizerische Alpen- aft", 1860—1865; „Die Milchwirthschaft im Canton Bern", 1861; lutterfabrikation", 1868; „Die Weide- und Milchwirthschaft", 1870; ng zur Sennerei", 1873; „Immerwährende Grünfütterung", 1883; chen von Grünfutter", 1884; „Käsereibüchlein", 1885.

Löbe.

haub: Franz v. S., Astronom, geboren am 23. April 1817 zu Groß- bart in Niederösterreich, † am 28. April 1871 zu Triest. In der lichen Dorfschule nothdürftig vorgebildet, wurde S. mit elf Jahren nach fandt, um im Gymnasium der Josephstadt sich den Studien zu widmen, r Anfang wurde ihm schwer, und nur der privaten Nachhülfe des Pfarrers eburtsortes war es zu danken, daß das Talent des Knaben sich allen gkeiten zum trotz dennoch Bahn brach. Eben derselbe Geistliche griff iter noch ein, als der Vater Schaub's dessen gelehrten Bildungsgang und ihn dem väterlichen Gewerbe zugeführt sehen wollte. Im J. 1833 as damals sechsclassige Gymnasium absolvirt und die Universität be- S. machte daselbst erst die vorgeschriebenen propaedeutischen Jahrescurse d theilte alsdann seine Zeit zwischen medicinischen und mathematischen Letztere gewannen bald die Oberhand, und S. wurde schon 1840 und 1843 Adjunct an der Sternwarte, als welcher er auch die Vor- über Astronomie zu „suppliren" gehalten war. Gleichzeitig ertheilte en jungen Edelleuten Unterricht in den exacten Wissenschaften. Die n" des Wiener Observatoriums, die bisher nur in längeren Pausen er- waren, wurden von S. dergestalt gefördert, daß sein Name neben dem ctors, des eigentlichen Herausgebers, auf dem Titelblatte genannt wurde. er sich auch noch durch Beobachtung einiger Sonnenfinsternisse bekannt und die k. k. Akademie für Handel und Nautik in Triest einer gründ- nspection unterzogen hatte, wurde er 1850 Professor der nautischen nie an dieser Anstalt sowie an dem in die gleiche Stadt verlegten Kriegs- ollegium. Im nämlichen Jahre holte sich S. in München die philo- Doctorwürde. Sieben Jahre später wurde S. zum Director der Marine- te ernannt, und nunmehr trat er eine große wissenschaftliche Reise an. b sich zunächst nach dem Orient, den er schon früher, in Gemeinschaft em Schüler, dem Fürsten Pálffy, bereist hatte, und machte dort um- magnetische Beobachtungen, hierauf besuchte er Frankreich, Belgien und , überall Erfahrungen über die Einrichtung hydrographischer Institute d. Mit der Schaffung eines solchen wurde der Heimgekehrte von der ischen Regierung betraut; es trat 1860 ins Leben, und S. übernahm rection, um mit ihr bald nachher auch die der Marineakademie zu ver- 1867 wurde er Schulrath für das specielle Ressort der nautischen Lehr- und 1871 erhielt er mit dem Orden der eisernen Krone den erblichen nur wenige Wochen vor seinem frühen, nach langen und schmerzvollen rfolgten Tode.

igen in den Veröffentlichungen der Wiener Sternwarte abgedruckten ließ S. sein sehr geschätztes „Kompendium der ebenen und sphä-

rischen Trigonometrie" nachfolgen, welches 1849 zu Wien erschien und
ins italienische übersetzt wurde. In seiner Art bahnbrechend war alsdann
„Leitfaden der nautischen Astronomie" (Triest 1853), der ebenfalls in
einer italienischen und einer holländischen Bearbeitung theilhaftig ge
ist. Ein von den Seeleuten hochgeachtetes Werk, „Nautische Tafeln",
1853 auf Anordnung und Kosten des edlen und unglücklichen Erz
Maximilian heraus, den S. in das Studium der Navigationskunde ein
hatte. Später redigirte S. den „Almanach der österreichischen Kriegsmarine"
publicirte darin eine Reihe meteorologischer und astronomischer Abhandlu
Ein großes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er als einer der ersten de
schreibenden Nautiker die Nothwendigkeit rechnerischer Ausgleichung der vo
Schiffseisenmassen auf die Kompaßnadel ausgeübten, störenden Anziehungs
vorhob und eine diesen Gegenstand erörternde Schrift der beiden Engl
Smith und Evans in unsere Sprache übertrug (Wien 1864). Als die k. k.
demie der Wissenschaften ihre Commission zur Durchforschung des adria
Meeres in physikalischer Beziehung einsetzte, wurde auch S. zu deren Mi
ernannt und organisirte als solches hauptsächlich den Fluthbeobachtungs
mittelst selbstregistrirender Pegel; auch den Erdmagnetismus verlor er
niemals aus dem Auge, wie seine „Magnet. Beobachtungen im Mittelm
(Triest 1858) beweisen. Den im Hafen von Triest ankernden Schiffen,
der Stadt selbst erwies er sich als deren langjähriger Mitarbeiter sich
durch Einrichtung einer „Station für Bestimmung und Verkündigung der Ma
zeit". Eben sollte S. als österreichischer Berichterstatter zur maritimen Aus
nach Neapel abgehen, als der Tod seinem rastlosen Wirken ein Ziel setzte.

Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie, VI, 23
Archiv der Mathematik und Physik, 53. Theil, Litterarischer Bericht N
Günth

Schaub: Johann Christian Friedrich S., Philologe und Schu
1786—1855. Er wurde in der kleinen Stadt Lindow in der Mark, w
Vater Bürgermeister war, am 21. September 1786 geboren, erhielt den
Unterricht in der Heimath und dann auf dem k. Joachimsthal'schen Gym
in Berlin unter dem Rector Snethlage. Nach bestandener Abgangsprüfung
er zunächst noch ein halbes Jahr auf der Schule, um frei von allen Ex
nöthen sich noch ganz ungestört dem Lieblingsstudium, dem Griechischen, z
zu können; 1806 ging er sodann zum Studium der Theologie und Phi
nach Frankfurt a. d. O. und hörte hier besonders David Schulz und
Gottlob Schneider (Saxo). Sein Hauptinteresse war auch in Frankfurt
Griechischen, insbesondere der Grammatik und Lexikographie dieser Spra
gewendet; eine größere Anzahl der neuen Ergebnisse seiner Studien für
Franz Passow in sein berühmtes Lexikon aufgenommen worden. Nach
einige Zeit Hauslehrer in Löwenberg in der Mark gewesen war, wurde S.
Lehrer und Alumnatsinspector an der „Vereinigten Friedrichsschule" in Be
aus der bald darauf das „Friedrichs-Gymnasium" erwuchs, und blieb an
Anstalt bis 1826. Der Aufenthalt in Breslau führte ihn in lebendigen
schaftlichen Verkehr mit Wachler, Steffens, Passow, Manso und anderen bed
Gelehrten; sein Hauptinteresse richtete sich aber doch mehr und mehr a
Schule und den Unterricht. Sein hervorragendes Lehrgeschick und die A
er Fragen der Schulpraxis auch wissenschaftlich behandelte („Beleuchtu
Klagen der neueren Zeit über den gegenwärtigen Zustand der gelehrten Sch
„Versuch zur Beantwortung der Frage: Durch welche Mittel die Gym
außer der wissenschaftlichen Reife auch die sittliche zu begründen im Stand
oder: Wie läßt sich die Bildung der Willenskraft auf den Gymnasien begrün

erkten bald die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf ihn. Nachdem er vom Ministerium bereits früher durch den Professortitel ausgezeichnet worden war, wurde er 1826 zum Director des Gymnasiums in Danzig ernannt. Auch hier wußte er durch klare Einsicht in die Bedürfnisse des höheren Schulwesens, durch die Kraft seiner Leitung und die Tüchtigkeit im Verwaltungswesen allgemeine Hochachtung zu erwerben, so daß er bereits 1833 zum Regierungs- und Provinzialschulrath in Königsberg ernannt wurde. 1838 wurde er — von der philosophischen Facultät der Königsberger Universität durch Verleihung der Doctorwürde geehrt — in das Provinzialschulcollegium in Magdeburg versetzt und hat dann 17 Jahre lang das höhere Schulwesen der Provinz Sachsen mit „hoher Einsicht, Kraft und großem Erfolge" geleitet. Er starb am 12. September 1855 in Magdeburg, wo ihm, „dem Hochverehrten" auch die dankbaren Gymnasiallehrer der Provinz Sachsen ein Marmorkreuz als sichtbares Zeichen ihrer Pietät auf dem Grabe errichtet haben. — Schaub's litterarische Wirksamkeit war nicht sehr umfassend und bezog sich ausschließlich auf Gegenstände der Schulpraxis (Abhandlungen über den „Religionsunterricht auf Gymnasien", über „Das höhere Sprachstudium", „Die Muttersprache als Unterrichtsgegenstand" u. a.); Eckstein hat seine gesammelten Schriften 1858 herausgegeben.

F. A. Eckstein's Biographie vor den „Gesammelten Schriften"; daselbst auch die Gedächtnißrede von Karl Steinhart und ein lateinisches Gedicht von Propst Müller. — Sr. (Schoeler), Nekrolog Schaub's im Philologus X, 325—330. — Ueber Schaub's Bedeutung für das Gymnasialwesen handelt eingehend der Aufsatz von Deinhardt in Schmid's Encyklopädie des Erziehungswesens (1886) VII, 909—913.

R. Hoche.

Schaubach: Johann Konrad S., Astronom, geboren am 20. Januar 1764 zu Meiningen, † ebenda am 10. December 1849. S. besuchte die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, studirte seit 1783 in Göttingen, wo zumal Heyne und Kästner mächtig auf ihn einwirkten, und bekleidete von 1789—91 eine Collaboratorstelle am Pädagogium in Ilfeld. Im genannten Jahre kehrte er nach Meiningen zurück und war daselbst volle dreißig Jahre als Inspector des herzoglichen Lyceums thätig, daneben wurde er 1806 zum Ephorus und Assessor, 1816 zum Rathe am Consistorium ernannt. Als dann das Lyceum zu einem wirklichen Gymnasium erhoben worden war, wurde S. 1821 dessen erster Director. 1835 trat er in den Ruhestand, um sich gänzlich seinen gelehrten Arbeiten widmen zu können, doch hörte freilich Schaubach's Productivität im höheren Alter gänzlich auf. Von seinen Arbeiten sind zwei Kategorien zu unterscheiden. Die erste derselben trägt einen mathematisch-geographischen Charakter, und es sind derselben, abgesehen von einem Aufsatze in Bode's Astronomischem Jahrbuche für 1802 über correspondirende Sonnenhöhen, zwei besonders erschienene Schriften zuzuzählen: „Ueber die geographische Lage von Meiningen", ebenda 1806; „Breiten- und Höhenbestimmungen einiger Oerter um Meiningen", daselbst 1807. — Ungleich wichtiger und von fundamentaler Bedeutung ist, was S. für die Erforschung der älteren Astronomie geleistet hat. Schon die erst erschienenen Monographien („Ueber die Katasterismen des Eratosthenes", 1791; „Ueber die Meinungen der Alten von unserem Sonnensystem", 1796; „Ueber die Sphäre der Alten", 1797) mußten zu den besten Hoffnungen berechtigen, und diese wurden vollauf erfüllt in dem rasch nachfolgenden systematischen Werke („Geschichte der griechischen Astronomie bis auf Eratosthenes", Göttingen 1802), welches an Quellenkenntniß und Vertiefung in den Geist der Antike Montucla, Bailly und Delambre weit übertrifft und noch heute einen trefflichen Rathgeber darstellt. 1797 veröffentlichte ferner S. einen interessanten Aufsatz über die in

der Litteratur verzeichneten „Auf- und Untergänge des Siebengestirns" in Rupert-Schlichthorst's Magazin für Philologen und dann wandte er sich mit besonderem Eifer dem Aratus zu. Ihm sind zwei Meininger Programmabhandlungen aus Schaubach's Feder gewidmet: „Programma de Arati Solensis interpretibus Romanis, Cicerone, Caesare Germanico, Rufo Festo Avieno", 1807; „Novae Editionis Areateorum Ciceronis, Germanici Caesaris, R. F. Avieni specimen", 1814. Auch das letzte, was S. drucken ließ, dient zur Commentirung dieses astronomischen Mythographen (Bode's Astron. Jahrb. f. 1826). Als Vorläufer der späteren glänzenden Arbeiten Schiaparellis erscheint uns S. in seiner Studie „Ueber die Vorstellungen der Alten von der Bewegung der Erde" (v. Zach's Monatliche Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, 1811). Allein nicht nur den Griechen und Römern war sein rastloser Fleiß gewidmet, sondern auch über den fernen Osten erstreckte sich derselbe, und so verdanken wir ihm auch eine Reihe gelehrter Untersuchungen über indische Astronomie und Chronologie, welche theils in den Kommentaren der Göttinger Societät (1809 und 1813), teils in der schon erwähnten Zeitschrift v. Zach's (1811 und 1812) abgedruckt wurden. Man hat das Recht, S. als den Vater der echten Geschichte der antiken Sternkunde zu bezeichnen.

Meusel, Gelehrtes Teutschland. — Neuer Nekrolog d. Deutschen XXVII, 986. — Einladungsschreiben zur Feier des Henfling'schen Gedächtnißtages, Meiningen 1880. — Poggendorff, Biograph.-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften II, 775, Leipzig 1862.

Günther.

Schauberg: Gereon Arnold S., Buchdrucker zu Köln, hatte daselbst zu Anfang des 18. Jahrhunderts (um 1720) eine Druckerei errichtet und dieselbe im J. 1735 mit der 1626 von Bertram Hilden begründeten Hilden'schen Buchdruckerei in Köln vereinigt. Die aus seiner Presse hervorgegangenen Verlagsartikel wurden hauptsächlich in Köln selbst und auf den Jahrmärkten der Umgegend abgesetzt, weshalb S. dieselben auch nicht auf die Frankfurter Büchermesse brachte, wodurch sich auch das völlige Fehlen seiner Firma in den Meßkatalogen erklärt. Neben den für eigenen Verlag hergestellten Werken gingen aus seiner Officin auch zwei periodische Erscheinungen, die lateinische Zeitung „Ordinaria relatio diaria" und die „Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung" hervor. Die älteste Kölner Zeitung, von welcher noch Nummern vorhanden sind, stammt aus dem Jahre 1651 und führt den Titel: „Ordinarie Wochentliche Dienstags-Postzeitungen". Der Drucker derselben, Kaspar Kempen, gab sich 1653 alle Mühe, sein Blatt öfter als ein Mal in der Woche erscheinen lassen zu dürfen, allein der Rath gab ihm die Erlaubniß nicht. Erst als Kempen im folgenden Jahre beim Kaiser um ein Privileg einkam, auch Freitags eine Zeitung herausgeben zu dürfen, gestattete dieser ihm den Druck der „Freitägigen extraordinaren Postzeitung". Der Rath war darüber ärgerlich und es gab darum in der Folge öfter Zwistigkeiten zwischen diesem und Kempen, sowie auch dessen Wittwe. Letztere heirathete später einen Joh. Bernh. Pfeiffer aus Bacharach, der den beiden nun an ihn übergegangenen Blättern bis 1717 noch eine „Sambstägige Cöllnische Zeitung", eine mittwöchige unter dem Titel „Mercurius", eine italienische und eine französische Zeitung anreihte. Der Absatz derselben war aber ein sehr geringer, so wurden z. B. 1717 von den beiden, Dienstags- und Freitags-Postzeitungen nur 200 Exemplare abgesetzt. Nachdem das kaiserliche Reichsoberpostamt das Verlagsrecht derselben übernommen hatte, kam das Blatt vom 1. Januar 1763 an unter dem Titel: „Kayserl. Reichs Ober Post Amts Zeitung zu Cölln" vier Mal wöchentlich heraus. Der Redacteur dieses Blattes, aus dem später die heute noch erscheinende „Kölnische Zeitung" hervorgegangen ist

Postbeamte Johann A. Otten, ließ dasselbe bei S. und später bei dessen
en drucken. Nach dem Tode Schauberg's war die Druckerei an seine Tochter
othea übergegangen, welche das Geschäft unter der Firma Schauberg's Erben
Gemeinschaft mit ihrem Gatten, dem 1781 verstorbenen Professor Dr. med.
nn, bis zu ihrem am 24. October 1789 erfolgten Tode fortführte. Die
ein kam hierauf in den Besitz der Kinder des in Düsseldorf verstorbenen
ars Gereon Kaspar Schauberg, des Bruders von Gereon Arnold S.,
welchen dieselbe am 10. Juni 1805 nun an Marcus Theodor Du Mont
A. D. B. V, 464) für die Summe von 1400 Reichsthalern verkauft wurde,
schließlich der „Kölner Zeitung". Als im J. 1792 die Franzosen Köln be-
hatten, ließ Otten seine Zeitung noch einige kurze Zeit hindurch als „Post-
ts-Zeitung" erscheinen, trat dieselbe dann aber an einen Franz Köntgen ab,
dem der Titel in „Kölner Zeitung" geändert wurde, der dieselbe aber auch
er bei S. drucken ließ. Am 9. Juni 1802 wurde diese Kölnische Zeitung,
nur einige Mal wöchentlich ausgegeben wurde und nur 250 Abonnenten
lte, Eigenthum der Firma Schauberg's Erben, „wogegen Köntgen eine Rente
monatlich zwei Kronenthalern erhielt; steige die Zahl der Abonnenten auf
, so sollte monatlich ein halber Thaler zugelegt werden", von welchen sie nach
Jahren mit der Druckerei an Du Mont verkauft wurde, der sich am
Auguſt 1805 mit Katharina S. vermählte und mit derselben die noch heute
ehende Firma „M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung" am 1. April
8 begründete.

Vgl. „Kölnische Zeitung" 1861, Nr. vom 7. März. — Neuer Nekrolog,
X. Jahrg. — Ennen, Zeitbilder aus der neueren Geschichte Kölns, 1857. —
Du Mont, Die Familien Du Mont und Schauberg in Köln, 1868. — Ge-
hichte der Kölnischen Zeitung und ihrer Druckerei, 1880. — Ennen, Die
eitungspresse in Köln, 1881.

J. Braun.

Schauer: Johann S. (auch Froschauer genannt), ein sogenannter
nderndes" Buchdrucker, erscheint zum ersten Male zu Greiz im Voigtlande,
er um 1465 das Werk „Joannis de Turrecremata expositio brevis et utilis
r toto psalterio. Cracis impressa" (nach Bernhart's Angabe in Aretin's
rägen V, 49) gedruckt haben soll. Bandtke, Falkenstein und Zapf allerdings
ben, daß dieses schöne, mit gothischer Schrift gedruckte Werk in Krakau er-
nen ist, und zwar halten die beiden ersteren es für einen Druck Haller's,
rer für ein Product der Presse Günther Zainer's. In München war S.
derjenige Drucker, welcher Gutenbergs Kunst in der Hauptstadt Baierns zur
führung brachte, von 1482—94 thätig. Sein erstes Werk ist vom 28. Juni
2 datirt; noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wußte man nichts hiervon.
1794 der zweite Band von Panzer's Annales typographici erschien, galt
erster Druck das undatirte Werk Paul Wann's „Quadragesimale", in dem
annes Schopser als Drucker angegeben ist. Nun druckte aber J. Schopser
1498 zu Augsburg, und sein erstes mit Jahreszahl versehenes Buch,
hes in München erschien, war eine lateinische Rede des Angelis Fundius,
t von 1500. Im günstigsten Falle könnte also der von Panzer er-
nte Münchener Erstlingsdruck, das Quadragesimale Wann's, erst im Jahre
9 gedruckt sein. Es war dem fleißigen Incunabelforscher J. B. Bern-
(† am 20. Juni 1821) vorbehalten, Münchens ersten, und dazu genau
rten Druck aufzufinden. Im Kloster Tegernsee fand er unter den mannich-
n deutschen Uebersetzungen der so vielfach verbreiteten „Mirabilia urbis
ae", welches Buch S. nach Falkenstein's Angabe im J. 1482 neben der

deutschen „Das geist- und weltliche Rom" betitelten Ausgabe auch in latein Sprache, und zwar mit Lettern Günther Zainer's gedruckt hat, ein kleines O bändchen, welches auf der Rückseite des ersten Blattes beginnt: „Item i püchlein stet geschriben, wie Rom gepaut ward vnd vo de ersten kunig vo yegliche kunig zu rome, wie sie gevieret habn" etc. Die Rückseit letzten Blattes gibt den Geburtstag der Buchdruckerkunst in München in Schlußschrift folgendermaßen an: „Also hat diss púchlin ain end. Jhesu Maria unsern Kumer wend. Gedruckt vnd volendet von Hans Schawe Minchen. Anno Domini M.cccc. Lxxxij, iar an Sant Peter vnd Sant P abent". Demnach ist also das Buch am 28. Juni 1482 erschienen und nicht Schopfer, sondern Schauer der erste Drucker Münchens. Seine O befand sich in der Rosenstraße Nr. 10, an welchem Hause im J. 1882 gele lich der 400jährigen Jubiläumsfeier eine Gedenktafel angebracht wurde. kostbare, bis jetzt noch in keinem zweiten Exemplar bekannte Druck kam i 1803 aus der Bibliothek des Klosters Tegernsee in die damalige königl. bibliothek.

Aus welchem Grunde S. die Stadt München verlassen hat, ist bekannt, man weiß nur, daß daselbst nach 1494 ein Druckwerk von ihm mehr erschienen ist, während in dem gleichen Jahre in Augsburg ein Dr Johann S. erscheint, der daselbst bis 1520 seine Kunst ausübte. Er n sich daselbst zuweilen auch Froschauer, weshalb Falkenstein annimmt, daß Drucker nicht mit einander identisch seien. Da aber Zapf und in neuester Klemm und Kapp beide Namen als einen Drucker bezeichnend acceptirt h so stehe auch ich nicht an, den Augsburger Typographen für denselben anzu von dem München seinen Erstlingsdruck erhalten hat. Obgleich Panzer in s Annalen fünf Augsburger Drucke des S. aus den Jahren 1481—90 auf welche er sämmtlich nach einem Katalog des österreichischen Klosters Lili citirt, so bleibt es doch mehr als zweifelhaft, daß diese Drucke wirklich exi da kein Bibliograph, wie auch Panzer selbst nicht, eines dieser Werke zu G bekommen hat. Von den wenigen bekannten Drucken aus seiner Augsb Presse seien erwähnt; „Titulus in libellum sancti Methodij martyris et ep Partinensis ecclesie prouincie grecorz continens in se revelationes" etc. Diese lateinische Ausgabe der „Offenbarungen" des Methodius enthält auch ausführlichen Commentar über dieselben, welchen Wolfgang Aytinger, Gle zu Augsburg verfaßte. Auch einen der ältesten deutschen Musikdrucke, das „L musicae planae", in dem aber die Noten mittelst Holzschnitten hergestellt wu druckte S. in Augsburg, bei dem 1518 auch eine von den 13 in diesem J erschienenen Ausgaben der Schrift: „Ein Sermon von Ablaß und Gnade" auskam. Das Germanische Museum in Nürnberg besitzt ein „Canzley bu Wie man eim yeden schreiben sol" aus dem Jahre 1519, das vermuthlich letzte Druck Schauer's sein dürfte. Ueber das weitere Leben desselben über seinen Tod ist nichts bekannt. Am 28. August 1520 wurde den A burger Druckern vom Rath befohlen, ohne dessen Wissen nichts zu drucken, sich mit den „irrungen die sich haben zwischen den geistlichen und doctore heiligen geschrift" befaßt. Unter den zu diesem Zwecke Vorgeladenen be sich S. noch, aus späterer Zeit ist aber nichts mehr von ihm bekannt.

Vgl. Falkenstein, Geschichte S. 160, 192, 304. — Lonk, Gesch S. 130, 396. — Kapp, Geschichte S. 175, 412. — Klemm, Ka S. 264, 265. — Archiv f. Geschichte d. deutsch. Buchhandels VI, 25 Mohr, Jubelfeste S. 96—98. — Börsenblatt 1882, Nr. 135. — Ba Ann. 123, 125, 126 u. s. w.

J. Braz

Schauer: Johann Konrad S., Botaniker, geboren am 16. Februar 1813
dem Mühlberge bei Frankfurt a. M., † am 24. October 1848 zu Eldena.
ch dem Besuche einiger Elementarschulen zuletzt vorgebildet auf dem Gym-
ium in Mainz, verließ S. dasselbe, 15 Jahre alt, um als Lehrling in den
igl. Hofgarten zu Würzburg einzutreten. Nach dreijähriger Lehrzeit verschaffte
n sein Lehrherr Anton Heller 1831 eine Gehülfenstelle am botanischen Garten
Bonn. Hier nahm sich Friedrich Nees von Esenbeck, damals zweiter Director
Gartens, Schauer's an, leitete ihn bei seiner wissenschaftlichen Fortbildung
veranlaßte seine Berufung als Obergehülfe an den botanischen Garten zu
eslau, der unter Leitung des berühmten Gottfried Nees von Esenbeck, des
ren Bruders des Bonner Professors, einer Periode großen Glanzes entgegenging.
Sommer 1832 erhielt S. ganz und gar die technische Oberleitung des Gartens
vertiefte seine fachwissenschaftliche Ausbildung durch Studien auf der Uni-
sität. Auf Grund einer Dissertation: „Ueber die Verhältnisse der Flora von
stralien", wurde S. 1835 von der philosophischen Facultät zu Erlangen zum
phil. promovirt und habilitirte sich 1841 bei der Breslauer Universität als
vatdocent. 1844 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der
anik an der Universität Greifswald und als Lehrer der Naturgeschichte an
landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, konnte sich aber seiner Stellung
4 Jahre lang erfreuen, da er, von einer Reise nach seiner Heimath im Herbste
8 eben zurückgekehrt, einer Infectionskrankheit, die seine Kinder ergriffen
e, im 36sten Lebensjahre erlag. S. hat sich besonders durch seine mono-
phischen Arbeiten über die Familien der Myrtaceen und Verbenaceen um
Botanik verdient gemacht. Die letztgenannte Familie bearbeitete er für den
andolle'schen Prodomus, in dessen XI. Bande sie sich findet, sowie für Martius':
ora brasiliensis" (Bd. IX.) Ueber die Myrtaceen erschienen mehrere Schriften.
5 kam eine kleine Abhandlung: „Die Melaleuken der deutschen Gärten"
us, abgedruckt aus der Nr. 21 des gleichen Jahrganges der Otto'schen Allg.
tenzeitung, 1841 zwei Arbeiten über die Unterabtheilung der Chamaelaucieae.
umfangreichere von beiden erschien ursprünglich im 19. Bande (Supplem. II)
Nova Acta Acad. Leop. als „Monographia Myrtacearum xerocarpicarum",
er als gesonderte Schrift, und enthält bei 120 Seiten Text auf 7 Tafeln
Abbildungen der beschriebenen Gattungen und Arten. In den Verhandlungen
elben Körperschaft vom Jahre 1845 (Bd. XX) veröffentlichte S. als Gratu-
onsschrift anläßlich der Säcularfeier der Universität Erlangen die Be-
ibungen einiger theils neuer, theils neu bereicherter Myrtaceen-Gattungen
er dem Titel „De Regelia, Beaufortia et Calothamno dissertatio gratulatoria",
bildlicher Darstellung der ersten Gattung. Zahlreiche einzelne Aufsätze
auer's, meist floristischen Inhalts, bringen die Jahrgänge 1833—1847 der
schrift der Schles. Gesellschaft, der Linnäa und Flora; auch bearbeitete er
mmen mit Bluff und Gottfr. Nees v. Esenbeck die zweite, vermehrte Auflage
ersten Section des „Compendium Florae Germaniae", zuerst 1825 von Bluff
Fingerhuth herausgegeben, und machte sich auch verdient als Uebersetzer der
anzenteratologie von Moquin-Tandon. Die reichen Erfahrungen endlich, die
durch seine gärtnerische Thätigkeit gesammelt, verwerthete er in wissenschaft-
en Vorträgen, von denen 2 im Druck erschienen sind: „Ueber die Stockfäule
Kartoffeln", gehalten im Eldenaer landwirthschaftlichen Vereine und abge-
kt in den Verhandlungen des balt. Vereins für Förderung der Landwirth-
ft 1845 und ferner: „Ueber Behandlung der Topfgewächse und über die
wendung der Erdarten für die Zwecke der Pflanzencultur", gehalten im
tenbauvereine für Neu-Vorpommern und Rügen und abgedruckt in derselben
schrift vom Jahre 1848.

Jahrbuch d. landwirthsch. Akademie zu Eldena, 1848, Bd. I. — Prit
thes. lit. bot. —

E. Wunschmann.

Schäufelin: Hans Leonhard S., Maler, gehört zu Albr. Dürer's
mittelbaren Schülern und genießt als solcher das etwas zweideutige Lob,
sei unter ihnen der „Fruchtbarste" gewesen. In der That strömen, um S.
Künstler zu würdigen, die Quellen überreich. Eine kaum übersehbare Masse
Malereien und Holzschnitten trägt die zweifellosen Merkmale seiner Hand, au
wenn das bekannte Monogramm, ein verschlungenes H und S mit einer kleine
Schaufel, abgängig wäre. Dagegen ist man über den äußern Lebensgang dies
Meisters nur mangelhaft unterrichtet. Schon Sandrart (1675) klagte, er hab
von Schäufelin's Leben so wenig Kundschaft erlangen können, daß er lieb
davon geschwiegen hätte. Das Archiv der Stadt Nördlingen, in welcher S
ein viertel Jahrhundert lang mit seiner besten Kraft thätig war und auch z
letzt seine Ruhestätte fand, liefert wenig Ausbeute. Die Einträge im Stem
buch, ein paar Notizen im Bürgerbuch und in den Stadtrechnungen: das
so ziemlich alles. Eine Familie S. ist in Nördlingen in der ersten Hälfte d
15. Jahrhunderts beglaubigt. Franz S., ein angesehener Kaufmann, vermäl
mit Elisabeth Fuchshart, hatte mehrere Söhne, von welchen der eine, Fran
um 1476 nach Nürnberg zog, glaubhaften Andeutungen zufolge, weil er s
mit seinem Bruder Hans nicht vertragen konnte. Letzterer blieb als Kaufma
in Nördlingen, und eine seiner Töchter, Barbara, heirathete später Theobal
Gerlacher, den ersten evangelischen Prediger der Stadt. Franz S. dagegen
gründete in Nürnberg ein Handelsgeschäft, und hier wurde ihm neben ander
Kindern Hans, der nachherige Maler, geboren. Nirgends freilich ist bis je
urkundlich bezeugt, daß Hans der Maler wirklich ein Sohn jenes Franz S.
wesen. Dies ist nur örtliche Tradition, nicht einmal sehr alten Datums. S
lange jedoch nichts anderes nachgewiesen ist, erscheint es unter dem entsprech
den Vorbehalt wohl statthaft, der Ueberlieferung Gehör zu schenken, für de
Richtigkeit doch starke Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen. Auch Schäufel
Geburtsjahr steht nicht fest. Bis in neuere Zeit setzte man dasselbe zu h
an; die Angaben bewegten sich meist zwischen den Jahren 1490—1494. S
sind, wenn man nicht die Frühreife eines Wunderkindes annehmen will, unbed
verwerflich, da S. nicht nur bereits 1505 oder doch sicher 1507 an größe
Holzschnittwerken mitarbeitete, sondern, wie Thausing aufzeigte, sogar schon 15
als Gehülfe Dürer's an der Ausführung des St. Veiter Altarbildes hervo
ragenden Antheil hatte. Neuestens geht man mit Schäufelin's Geburt b
1480, ja bis gegen 1476 zurück, wohl auch etwas zu weit. In der auf d
Nördlinger Rathhausbild von 1515 als Schäufelin's Selbstporträt angenomme
Figur, einer würdigen Gestalt mit ansprechender Gesichtsbildung und ruhig
offenem Künstlerauge, macht er, wie auch Muther bemerkt hat, den Eindruck e
Dreißigjährigen, eher etwas darüber als darunter. Seine Geburt fiele dem
jedenfalls vor 1490, auf keinen Fall aber früher als 1480. Ob S. zuerst
Wohlgemuth in Lehre gestanden, an dessen 1508 vollendetem Schwabacher Al
ihn Thausing betheiligt glaubt, oder ob er sogleich Dürer's „Lehrjunge" und b
auf dessen Gehülfe geworden, ist abermals ungewiß. Wenn man bemerken m
daß S. Wohlgemuth's Fleiß und Geschäftigkeit sich zum Exempel genom
und dies Beispiel ihn später zu einem etwas handwerksmäßigen Kunstbet
angeregt habe, so schließt das noch keineswegs ein, daß Wohlgemuth auch
eigentlicher Lehrer im Malen gewesen. So viel ist schwerlich anzufechten, d
S. mindestens seit Beginn des 16. Jahrhunderts in Dürer's Werkstatt erschei
Vielleicht gehörte er wirklich auch „zu Dürer's engen Hausgenossen",

kommnisse der späteren Zeit möchte man gern darauf deuten, daß die Be-
ungen zwischen Dürer und S. nicht bloß geschäftlicher, sondern wahrhaft
ndschaftlicher Natur waren. Daß Dürer später auf seiner niederländischen
e ganze Partien von Schäufelin's Holzschnitten mitführte und verbreitete, kann
ch nicht ohne weiteres als Freundschaftsbeweis gelten, weil Dürer damals
haupt viel Handel und Tausch mit Kunstsachen trieb. Als Dürer 1505
e Werkstatt auflöste, that sich S. vermuthlich als selbstständiger Meister auf,
die nächsten Jahre noch in Nürnberg; 1511 oder doch 12 begegnet er uns
Augsburg; 1513 finden wir ihn an der Grenze des Rieses, in der Kloster-
je zu Ahausen, beschäftigt; und 1515 läßt er sich für immer in Nördlingen
er. Das dortige Bürgerbuch sagt: „Hanns scheiffelin maler ward burger —
das Burgerrecht geschenkt seiner kunst halben — Actum Freitag nach As-
ionis 1515." Also hatte er Nürnberg und Augsburg, den blühenden Metro-
n deutscher Kunst in jenen Tagen, den Rücken gewandt und die kleine Stadt
zesucht. Man fühlt sich versucht, für diese nicht ganz natürlich scheinende
hl nach Gründen zu fragen und kann sich deren mancherlei denken. Viel-
t darf man in derselben doch auch ein leises Zeichen dafür erblicken, daß
r Franz S. in Nürnberg in der That der Vater des Malers war, daß also
er in Nördlingen seine nächsten Verwandten hatte, und daß die Stadt nicht
s als Stammboden seines Geschlechts im allgemeinen, sondern speciell als
urtsstadt seines Vaters ihn heimathlich anmuthete, wohl auch durch „frühere
uche bei seinen dortigen Gefreundten" ihm lieb geworden war. Hatte S.
a eine förmliche Berufung durch den Nördlinger Rath empfangen, so läge
n nur eine weitere Unterstützung der Annahme, er sei des Franz S. in
nberg Sohn gewesen. Uebrigens darf man nicht übersehen, daß auch die
chen Nördlingens damals bereits einen reichen farbenprangenden Bilderschmuck
den Tafeln des alten Herlen aufzuweisen hatten, bedeutend genug, um einen
geren Künstler für längeres Verweilen anzulocken. Um jene Zeit mag auch
Gründung seines Hausstands erfolgt sein. Herkömmlich wird Schäufelin's
frau als eine Patricierstochter, Afra Tucher aus Nürnberg, bezeichnet. Das
Tucherbuch" indessen zeigt in jener Periode weit und breit keine Afra. Das
itlitz der Judith im Nördlinger Rathhausbild von 1515, dann das Bild der
Elisabeth ebendaselbst, gelten als Conterfei der ehrsamen Malersfrau. Ist
s richtig und trügt der Gesichtsausdruck nicht, so darf man trotz Judith's
utiger Heldenthat des Glaubens sein, daß S. eine durchaus gütige und sanft-
üthige Frau hatte. Er blieb nun Nördlinger Stadtmaler bis an sein Ende
d „hat alda und dort herum wie auch zu Nürnberg seine meisten Werke ge-
ilet". Je nach Bedarf lieh er auch sehr bescheidenen Aufgaben gegen geringen
hn seine Dienste: er hat zum öftern „den Adler gestochen", das Nördlinger
adtwappen, hat die Schilde an den Thoren neu aufgefärbt, auch den
opf und die Fahne auf St. Jörgenthurm wieder schön glänzend gemacht.
ischenheraus hat ihn dann wohl einmal wieder das Heimweh nach der Stadt
nberg mit ihrem reichen und fröhlichen Kunstleben und nach dem edelsten
r Meister ergriffen, und er folgte dem Zuge. Daß er dann im Banne der
ständlichkeit Dürer's mit der Heimkehr gelegentlich etwas länger säumte, als es
r Nördlinger Stadtmaler, der überdies auch Zunftmeister geworden war, zu-
d, und daß der Nördlinger Rath ihn mit Ernst nach Hause entbieten mußte,
d man ihm gern zu Gute halten. Für seine Kunst war jedenfalls durch den
nberger Aufenthalt nichts versäumt. Wie Sighart aber zu der Mittheilung
mt, S. sei 1543 wieder dauernd nach Nürnberg übergesiedelt und dort etwa
0 gestorben, ist völlig unerfindlich. S. starb 1539 oder 1540 in Nördlingen;

dort steuert 1539 noch er selbst, 1540 bereits seine „Wittwe"; das schließt
Zweifel aus. Jüngere Aufzeichnungen des Nördlinger Archivs nennen den
1540 als Schäufelin's Sterbezeit. Seine Wittwe heirathete später den
Hans Schwarz in Oettingen; sein Sohn, der Maler Hans S. der Jüngere,
1543 nach Freiburg im Uechtland. Aus der ärmlichen Nachsteuer, die
vor ihrem Weggang zu erlegen hatten, darf man schließen, daß S. trotz
emsigen Thätigkeit keine Schätze hinterließ. Die Stätte seines Grabes ist
unbekannt. Dagegen ist das Haus, das er bewohnte, actenmäßig festge
Dasselbe lag in der Nähe des sogen. Eichbrunnens, eines kleinen Teiches.
führte zu dem curiosen Irrthum, daß Müller (die Künstler aller Zeiten)
Maler zu Nördlingen „am Eichbaum" leben, und daß Bucher (Gesch. d.
Künste) ihn in einem Orte „Eichbrunn" sterben läßt. Seit Schäufelin's
mehrfach umgebaut, ist doch jenes Haus als die Stelle, von der aus der
lose Mann die Welt mit seinen Bildern erfreute, noch heute denkwürdig
trägt seinem Gedächtniß zu Ehren seit einigen Jahren eine Erinnerungstafel.

Wir wenden uns nun Schäufelin's künstlerischem Wirken zu. Die
gespreizte localpatriotische Lobpreisung des „Apelles Nordlingensis" außer
tracht gelassen, so ist im allgemeinen das kunstgeschichtliche Urtheil über
das ihn oft ziemlich kurz angebunden als handfesten tüchtigen Handwerker
Seite schob, neuerdings um vieles freundlicher geworden. Doch laufen
Meinungen immer noch auseinander. Es wird eben darauf ankommen, w
Bilder man von ihm gesehen hat und sich maßgebend sein läßt. Denn
dings sind seine Leistungen sehr ungleich. Es ist sein Unheil, daß zwei Se
die des Künstlers und die des Handwerkers, in seiner Brust wohnen, und
die erstere nicht die Kraft gewinnt, sich zum Entscheidungskampf und
bleibenden Siege hindurchzuringen. Manchmal auf einem und demselben
mälde kann man den Kampf der beiden Naturen beobachten und dadurch
harmonischen Eindruck des Bildes empfindlich gestört sehen. Es ist überh
so, wie Janitschek sagt: S. zeigt keine folgerichtig aufsteigende Entwickl
glückliche Eingebungen, wohl auch das höhere oder mindere Ansehen des
traggebers, bestimmen häufig die Tüchtigkeit und den Werth seiner Arb
Eine gelenke Hand, große Fertigkeit im Zeichnen und Malen, sind ihm
Kosten der Gründlichkeit und Tiefe nicht selten verhängnißvoll geworden.
mag freilich auch, wie dies zeitweise bei Dürer selbst der Fall war, der K
ums Dasein ihn zu unerfreulicher Schnellarbeit gedrängt haben. Mit
besseren und edleren Werken jedoch, zu denen ganz besonders einige für
lingen gemalte Bilder gehören, schwingt er sich augenfällig über das Handw
mäßige und Hausbackene hinaus und reiht sich würdig in den Kreis ein,
sich als treue Gefolgschaft eng um den großen Nürnberger Meister schart.
bein und Friedrich Herlen, welch letzterem er namentlich in dem frischen
der Farbe nachstrebt, waren nicht ohne Einfluß auf ihn. Aber Dürer
ihm doch stets das beherrschende Vorbild. Einzelne von Schäufelin's Bi
da und dort galten lange Zeit als Arbeiten Dürer's. Man hat ihn ge
„das Echo Dürer's" genannt. Bei seiner Vielgeschäftigkeit wurde er ein
wohl zuweilen in dem üblen Sinn einer nur formellen und seelenlosen
ahmung. Aber eine ganze Reihe von Bildern hinwieder, in welchen die
folge Dürer's deutlich hervortritt, steht doch erheblich über dem Niveau
Imitation und liefert durch diejenigen Eigenschaften, die man als das eigen
„Schulgut" aus Dürer's Werkstatt bezeichnete, durch ein inniges Naturg
durch die Schlichtheit des Ausdrucks und eingehende Charakteristik den Be
daß ihr Schöpfer nicht bloß in die Manier seines Meisters sich hineingear
sondern wirklich einen Hauch seines Geistes an sich verspürt hat. Den fe

eines ursprünglichen Talentes, eine leichtflüssige Phantasie, oftmals auch seinen Sinn für Anmuth und Schönheit der Form: das erkennen ihm lich seiner bessern Werke selbst diejenigen zu, die im übrigen für die Fehler Kunst ein offenes Auge haben.

Die Erstlinge von Schäufelin's malerischer Thätigkeit hat soviel ich weiß Thausing entdeckt. Er vermuthet einerseits in dem Schwabacher Altar Wohlgemuth, der 1508 vollendet, aber sehr viel früher schon begonnen , die Mitarbeit Schäufelin's; andererseits erkannte er auf dem in St. Veit Wien befindlichen Altargemälde mit Sicherheit Schäufelin's Hand. Das , welches sehr figurenreich die „Kreuzigung Christi" darstellt, ist eines der . Werkstattbilder Dürer's, aus einer Zeit, wo diese Werkstatt noch nicht der Leuchte des Ruhms erhellt war". Den Entwurf, welchen das Museum Basel bewahrt, lieferte Dürer selbst; seine Knechte und Gesellen aber, hier allem S., führten hernach das Gemälde aus, etwas flüchtig und hand- rlich, wie auch sonst die Behandlung dieser Schulbilder zu sein pflegte; er's Idealköpfe sind verzerrt, indem ausschließlich das Charakteristische auf n der Schönheit hervorgehoben wird". — Auch andere Malereien aus fselin's früherer Periode sind künstlerisch wenig bedeutend. Aus dem Jahre befand sich vormals in der Minoritenkirche zu Regensburg auf einem Altar, m der Kaufmann Hans S. zu Nördlingen, der muthmaßliche Oheim des s, ein Heiligthum St. Annä gestiftet hatte, ein unserm Maler zugeschriebenes, seit 1846 gänzlich verschollenes Gemälde mit der „h. Anna, der Maria dem Jesuskinde", ein sogen. Selbdritt. Ein „Christus am Kreuz", zu beiden n David und Johannes der Täufer, jetzt im germanischen Museum zu berg, stammt aus dem Jahre 1508. Die fürstl. Wallerstein'schen Samm- n zu Maihingen besitzen eine Tafel von 1510 mit zwei großen Figuren Cosmas und Damian", der Aerzte „Nichtfürsgeld". Das Bild erinnert merklich an Schäufelin's Art und mag ihm selbst oder doch einem seiner er angehören. Von 1511 hat das Berliner Museum eine Darstellung des bendmahls", das in der Gruppirung der Jünger um einen runden Tisch hümlich erscheint. Janitschek stellt ferner die Möglichkeit auf, daß die Tafeln mit den „Schmerzen Mariä" in der Galerie zu Dresden frühere ten Schäufelin's sein könnten. Dagegen ist das bekannte Gemälde von in der Gallerie zu Kassel, „Christus als Gärtner", das noch von Rosen- eingehend als ein „Schäufelin" beschrieben wird, durch neuere Untersuchungen m Künstler abgesprochen und dem Niederländer Jac. Corneliſſen zuerkannt. Erfolgreicher und sehr frühzeitig schon betrat S. gleich vielen Kunstgenossen t Zeit das Feld des Holzschnitts, der damals in Deutschland sich so blühend delte, besonders seit Kaiser Max ihm seine hohen Aufträge gab; wobei es ch, wie sehr treffend bemerkt wurde, fast beschämend ist, daß der an ewigem mangel laborirende Fürst sich für den „Triumph" des Kaisers römisch- scher Nation der bescheidensten der reproducirenden Künste, des Holzschnitts, nen mußte, während in Italien hoher Adel und Geistlichkeit die Meister Kunstzweige mit den gewaltigsten Aufgaben betrauten. Zu einer unendlichen von Holzschnitten, theils von Einzelblättern, wie sie bei Bartsch, Passa- , Muther und anderen sich verzeichnet finden, theils von Illustrationen für te Druckwerke, lieferte S. die Zeichnungen. Es sind biblische Bilder, Scenen der Historie der Heiligen, aber ebenso auch Darstellungen aus dem mannig- n Bereich des alltäglichen Lebens. Die Holzschnitte selbst hat er wohl nur inzelfällen ausgeführt. Auch in diesen Zeichnungen, wie bei seinen Gemälden ist er, wie richtig behauptet wurde, glücklicher in ruhigen als in erregten en. Daß in den biblischen Bildern die Figur des Heilands gelegentlich am

übelsten wegkommt, ist nicht bloß Schäufelin's Verhängniß gewesen. Fe
jedoch offenbart sich auf diesen Blättern ein lebhaftes Gefühl für das
wahre; mit ersichtlicher Liebe und oft sehr anmuthig ist der landschaftlic
behandelt, wobei man in der reichen Verwendung von Baumwerk, in d
ist es Laubholz, den Liebhaber des deutschen Waldes erkennen darf.
hat S. schon 1505 an dem durch Ulrich Pinder veröffentlichten „Bes
Garten des Rosenkranz Mariä" mitgearbeitet. Hervorragenden Antheil
thatsächlich an der Illustration des 1507 gleichfalls von Pinder heraus
„Speculum passionis domini nostri J. Christi". Sein Name als Ho
zeichner mußte jedenfalls längst geschätzt sein, als er den Illustratoren
wurde, welche Kaiser Max für die zu seiner Verherrlichung geplante
aufrief. Zum „Weißkunig" wie zum „Triumphzug" lieferte S. nur
Blätter. Viel bedeutender war sein Antheil an „Theuerdank". Bei den
zu diesem Gedicht, welche durch den Formschneider Jost de Negker (
in Holz geschnitten wurden, treffen wir ihn 1511 und 12 in Augsbur
der ganzen Erregtheit eines von seinen Ideen erfüllten Autors begleite
Max Schritt für Schritt die textuelle wie die illustrirende Ausarbeitung
ihm inspirirten, durch Siegmund v. Dietrichstein und Marx Treytzsau
Form gebrachten und zuletzt vom Propst Melchior Pfinzing einheitlich
Werkes. Ohne Frage war auch S. nur mit voller Zustimmung des
möglicherweise auf Vorschlag Dürer's, zur Mitarbeit herangezogen.
jüngsten Erhebungen indessen wird unserm Meister bezüglich seines Ant
„Theuerdank" einige Einbuße nicht zu ersparen sein. Bis in die all
Zeit nämlich hat man ihm sämmtliche 118 Holzschnitte zugeschrieben.
aber im 8. Band des „Jahrbuchs der kunsthistorischen Sammlungen d
reichischen Kaiserhauses" (1888), einem prächtigen Facsimile der ersten
des „Theuerdank" von 1517, Simon Laschitzer sehr eingehende Unters
über das ganze Werden des Buches veröffentlicht. Diese Untersuchun
die hier nur verwiesen werden kann, sind so vorurtheilsfrei und minuti
geführt, auch mit so gewissenhafter Prüfung der Eigenart der in Frage
Zeichner, daß es schwer sein wird, stichhaltige Einwände dagegen aufzu
Das Ergebniß bezüglich der künstlerischen Ausstattung ist in Kürze fo
Von den 118 Blättern des „Theuerdank" gehören S. zunächst die 8 m
Monogramm bezeichneten Blätter, ferner 12 oder 13 weitere, die du
Charakter zweifellos auf ihn hinweisen. Die übrigen Holzschnitte rü
bei weitem kleineren Theil von Hans Burckmair und einigen Unbe
ihrem weitaus größern Theile nach von dem Meister Leonhard Beck her
L. Beck hat jedoch, so nimmt Laschitzer nahezu bestimmt an, eine gr
der von ihm auf den Holzstock gezeichneten Bilder nach Entwürfen o
lagen von Schäufelin's Hand ausgeführt. Je nach der Zahl solcher
wäre es also möglich, daß unserm Künstler auch nach diesen neuesten, ih
ungünstigen Forschungen dennoch der Löwenantheil an den Illustrat
„Theuerdank" verbliebe. — Es seien hier sogleich noch einige Werke
Jahren genannt, an deren Bilderschmuck S. mehr oder minder beth
Im J. 1512 erschien bei Hans Schönsperger in Augsburg ein „Evangel
worin mehrere große Holzschnitte das Handzeichen Schäufelin's trag
nächsten Jahre veröffentlichte Hans Ottmar ebendaselbst eine „Legen
mit einer ganzen Reihe kleiner Textholzschnitte, von denen namentlich
schaftliche Theil als vortrefflich gerühmt wird. Ebenfalls aus dem Ja
stammt ein illustrirtes deutsches „Gebetbüchlein": Via felicitatis etc.,
gabe des Druckortes. Dann folgte 1514 das „Plenarium oder Evang
gedruckt von Adam Peter v. Langendorff in Basel, mit vielen klein

ern; fünf große Blätter zeigen Schäufelin's Monogramm. An den Illu-
tionen zu dem „Leiden J. Christi" durch Wolfg. Man, Augsburg bei
Schönsperger d. j. 1515, hatten neben S. auch Burckmair und Andere
heil. Im gleichen Jahr erschien, mit Holzschnitten Schäufelin's geziert, die
istori und erbaulich Legend Katharina von Senis", gedruckt bei H. Ottmar
Augsburg.

Bei Herausgabe der letzteren Werke befand sich S. indessen nicht mehr in
sburg. Er mochte mit den Arbeiten zum „Theuerdank" wesentlich zu Ende
, als er sich 1513 nach dem Ries aufmachte. Dort vollendete er im ge-
ten Jahre das Altarbild in der alten Klosterkirche zu Ahausen, sein umfang-
ftes Gemälde. Das Werk theilt sich in sechzehn Tafeln, deren Mittelbild
„Krönung Mariä" ist, und zeigt nicht weniger als 291 Figuren, darunter
noch in jüngeren Jahren stehenden Mann mit Vollbart, der ein Täfelchen
Schäufelin's Monogramm hält und deshalb als Conterfei des Malers aus-
ben wird. Mit dem Selbstporträt auf dem Nördlinger Wandbild ist das-
schwer zu vereinigen. Einige Tafeln lassen deutlich die Mitarbeit einer
ren Hand, vielleicht eine spätere Uebermalung durch Seb. Taig, erkennen.
ganze Gemälde ist überhaupt mehr groß als schön, jetzt auch sehr restaurations-
ftig. — Mit Schäufelin's Ansiedlung in Nördlingen beginnt seine Glanz-
Zunächst schmückte er dort das Rathaus mit dem bekannten großen Bilde
„Schlacht von Bethulien", das er mit Leimfarben auf die Wand der
ndesstube" malte. Die Stadtrechnung von 1515 sagt: „Zalt Mayster
ns scheiffelin maller von der histori Judyt und Olyfernus ertötung in der
n neuen großen Stuben zu mallen 42 fl. 2 ort." Das Bild, von dem sich
eine kleine Skizze auf Leinwand im german. Museum zu Nürnberg befindet,
für Schäufelin's Weise höchst charakteristisch, insbesondere auch ein schönes
gniß seiner lebhaften Phantasie. Eine hügelige, da und dort mit Laubholz
andene, malerische Landschaft, wird bis gegen den Vordergrund von einem
ren Flusse durchschnitten, zu dessen beiden Seiten sich steile Höhen mit Felsen
Schlössern erheben, hinten überragt von fernem Hochgebirge. Rechts und
s gewahrt man ansehnliche Stadttheile. Ueber das Ganze sind dann die
michfachsten Gruppen zerstreut. Die Hauptbistorie entwickelt sich in drei
nen: von rechts zieht Judith mit ihren Mägden heran; in der Mitte des
dergrundes empfängt Holofernes, behaglich vor seinem Zelte sitzend, die
ditische Jungfrau; links geschieht die Blutthat. Im Mittelgrunde brechen
sche Heerhaufen mit wehenden Fahnen aus der Stadt und überfallen in
m Ansturm das Lager der Assyrer. Vieles Einzelne in der Darstellung er-
int meisterlich; doch ist sie allzu zerstückelt, um einen wahrhaft harmonischen
druck zu machen. Durch das ganze Bild, das sich als geschichtliche Travestie
s komisch ansieht, geht ein sehr naiver Zug. Sämmtliche Figuren, eine
re Fundgrube für das Trachtenstudium, besonders für das Kriegswesen der
dsknechte, tragen natürlich das Gewand und die Waffen des 16. Jahrhunderts.
barmherzig fahren die Kanonen auf. Ein turnierfähiger Ritter, einige Fuß-
chte, ein Pfeifer und Paukenschläger, vor allem auch der Künstler selbst, sind
gfältig behandelte, artige Gestalten; Judith und eine ihrer Begleiterinnen
halten großen Liebreiz. Dagegen hat der Künstler gegen die assyrische Zelt-
che ohne Gnade den Handwerker in seiner Brust losgelassen; das sind rohe
sellen mit plumpen, eckigen Köpfen und stieren Augen. Man sieht, der Pinsel,
sie schuf, machte kurzen Prozeß. Mag's ihnen widerfahren, diesen Heiden;
haben nichts besseres verdient um Israel. — Die „Schlacht von Bethulien"
stet nun eine Reihe sehr beachtenswerther Bilder. Noch aus dem J. 1515
mmt ein gutes Altarbild mit dem „H. Abendmahl" im Münster zu Ulm,

ebenfalls mit einer Figur, die man als Selbstporträt des Künstlers b
Ich weiß nicht, ob die für das Bild seiner Zeit in Aussicht gestellte B
von späterer Uebermalung neuerdings vollzogen wurde. Muther d
Wahrscheinlichkeit an, zwei kleine Altarflügel in Karlsruhe mit ein
stellung Christi" und einer „Kreuzigung" seien ursprünglich Theile d
Altars gewesen, und ein „Christuskopf" in der Münchener Pinakothek sei
eine Studie zu dem Ulmer Bilde; ebenso erscheine ein kleine Tafel mit
am Oelberg", gleichfalls in der Pinakothek, als Reminiscenz aus de
Abendmahl. — Aus der nächstfolgenden Zeit begegnet man namentlich
lingen mehreren hervorragenden Werken. Im J. 1516 malte S.
Epitaph des Pfarrers Emmeram Wager eine „Beweinung Christi".
klängen an Dürer sichtlich durchzogen, zeigt das Bild vor einem rom
Berggelände am See eine Gruppe von neun Personen, darunter S.
in der Ausführung der Frauenköpfe verräth sich reges Schönheitsgefühl
Empfindung. Aus den folgenden Jahren stammen noch zwei andere Epita
gleich dem vorigen im Nördlinger Rathhause aufbewahrt: ein „Abs
Herrn von seiner Mutter und den Schwestern des Lazarus" aus dem
inscenirt vor einem Hallenbau in bergiger Landschaft; dann eine
Mariä" von 1521. Vom oberen Theil des letzteren Bildes, unter We
Apostelgruppe, trifft man eine fast genaue Wiederholung in der Pina
München. Das Monogramm mit der Jahrzahl 1522 zeigt eine Tafel
„Schmerzensmann", die vormals in der Georgskirche beim Almosenka
und in den beiden unteren Ecken Gruppen von Almosenspendern und Em
vor Augen führt. Um dies Bild sowie die drei vorhin genannten v
17 und 21, namentlich in bezug auf die Zeichnung, richtig zu beurthei
man sich erinnern, daß diese Gemälde, weil für einen Platz an Säulen
von Anfang an im Halbrund gebogen waren und erst neuerdings fl
wurden. In der „Herrgottskirche" zu Nördlingen befand sich ferner ei
Gemälde aus dem J. 1518, welches das s. g. Hostienwunder, eine etwa
auf den Bau der Kirche bezügliche Legende, zum Gegenstand hatte.
man aus einer von Doppelmeyr 1827 ausgeführten Copie schließen darf,
dasselbe nach Composition und Farbe zu Schäufelin's schwächeren
schon 1827 „dem Untergang nahe", ist es seitdem räthselhafterweise
verschwunden. — Die Krone aller Nördlinger Arbeiten Schäufelin's,
überhaupt seine schönste Künstlerthat, bleibt unstreitig die vielbekannte
Zeit als ein sicherer „Dürer" betrachtete „Beweinung Christi" vom
Das Bild war von dem kaiserlichen Reichsvicekanzler Nikolaus Ziegler
geborenen Nördlinger, für den Altar seiner Familiencapelle bestellt
Dieser Ziegler war, beiläufig eingeschaltet, derselbe, von welchem die
Leipziger Stadtbibliothek bewahrte kaiserliche Vorladung Luther's nach
eigenhändig geschrieben und contrasignirt wurde. Das für ihn gema
nun ist schon so vielfach näher besprochen, daß es hier einer neuen Be
kaum bedarf. Es erscheint sowohl nach der ganzen Compositi
Golgatha und einer anmuthigen Landschaft im Hintergrunde, wie in
nung der Figuren und dem ergreifenden Schmerzensausdruck in den
endlich auch durch den leuchtenden Goldton der Farbe, als ein W
Ranges, als „eines der schönsten und feierlichsten Denkmäler der alten
Kunst". Man kann nicht davon überrascht sein, daß sich in vergangen
mehrmals fürstliche Hände verlangend darnach ausstreckten. Das Wer
in der Georgskirche. Einige ursprünglich dazu gehörende Flügelbild
Elisabeth" und „St. Barbara", sind jetzt im Rathhause aufgehäng
beiden Frauenbilder zählen neben zwei ebenda befindlichen Bischofsfig

aus" und „Simpert" (?) zu Schäufelin's ausgezeichnetsten Arbeiten dem Hauptbilde des Altarwerkes durchaus ebenbürtig; zwei eben so e edle Gestalten, die Elisabeth insbesondere, die einem am Boden armen Lazarus Wein in die Schale gießt, das Bild frommer Einfalt higer selbstloser Nächstenliebe. Für die Geschichte der Herstellung des Altarwerks ist folgendes von Bedeutung. Dürer hat auf seiner nieder- Reise öfter mit dem Vicekanzler Ziegler Verkehr gepflogen. Höchst ich doch ist dabei auch das für die Ziegler'sche Capelle geplante Werk e gekommen. Nun bemerkt Dürer in seinem Tagebuch einmal: „Hab us Ziegler geschenkt ain toden liegenden Christum". Unter Hinweis otiz, und gestützt einerseits auf den freundlichen Verkehr Dürer's mit nzler, andererseits auf das nahe Verhältniß zwischen Dürer und S., chuh (Beil. z. Allg. Zeit. vom 7. Febr. 1884) die scharfsinnige und hende Hypothese auf, der von Dürer erwähnte liegende todte Christus eziehung zu dem Altarwerk Schäufelin's stehen, sei vielleicht eine von ichnete und nachher von S. benutzte Skizze gewesen. Man hat aller- das Werk nicht mehr als eine Arbeit Dürer's gelten konnte, wenigstens ne seines directen Einflusses auf die Ausführung des Bildes fest- Nach Leitschuh's Auseinandersetzung und bei der Wahrscheinlichkeit, 5. gerade 1521 längere Zeit in Nürnberg aufhielt, entbehrt diese uf keinen Fall einer prüfungswerthen Unterlage.

felin's fleißige und kunstfertige Hand kam indessen nicht bloß der dlingen zu gute, sondern auch der Umgegend. Außer dem oben er- ltargemälde zu Ahausen von 1513 malte er später sechs Tafeln für Dorfkirche in Hohlheim: zwei größere mit den etwas hölzernen „Johannes des Täufers" und „Johannes des Evangelisten"; dann e sehr anmuthvolle Darstellungen der „Verkündigung", der „Heim- der „Geburt Christi" und der „Anbetung der drei Könige". Die eln mit der Heimsuchung und den drei Königen hat 1822 ein beim Nachbarkirche beschäftigter Beamter als „Präsent" mit hinweg- die vier übrigen wurden vor einiger Zeit der nahen Gefahr gänz- ommens durch eine etwas nothdürftige Restauration entrissen. In s früheren Nördlinger Jahren werden auch eine „Brigitta vor dem sowie zwei Darstellungen aus dem Leben des „H. Onufrius" für ihingen entstanden sein, alle drei jetzt im germanischen Museum zu ferner ein größeres Altarwerk für die Klosterkirche in Christgarten edenen Scenen aus dem Leben des Heilandes, der Maria und des etrus. Von diesem Werke, das „mehr an einen wenig begabten Wohlgemuth's als an einen Nacheiferer Dürer's" gemahnte, wanderten Stücke durch die fürstl. Wallerstein'schen Sammlungen in die Pinako- nchen, einige andere schließlich ins germanische Museum in Nürnberg. äterer Zeit, aus dem J. 1532, stammt ein anderes großes Altar- S. für die Kirche in Oberdorf bei Bopfingen anfertigte. Dasselbe enfalls aus verschiedenen Tafeln zusammen. Die mittleren Felder tigen Scenen der „Georgslegende"; unten findet sich zwischen zwei ren eine „Verkündigung"; auf den beiden Flügeln stehen in erheblich figuren „St. Katharina" und „St. Barbara". Das ganze Werk euerer Zeit aus Oberdorf entfernt, kam, so viel ich weiß, zuerst nach dann 1858 nach Beuren bei Isny.

nd S. eine so rege Thätigkeit als Maler entfaltete, hörte der arbeits- n nicht auf, fortgesetzt auch für den Holzschnitt zu sorgen. Hoch nd seine Zeichnungen zu dem „Evangelienbuch", das bei Thomas

Anshelm in Hagenau gedruckt wurde; später ist in Frankfurt unter de
„Doctrina, vita et passio J. Christi" eine neue Ausgabe davon erschien
Jahr 1517 brachte eine Reihe von Holzschnitten in Hans v. Leonrodt'
melwagen und Höllewagen"; dann treffliche Illustrationen zu „Marci
controversia de excell. instrum. dominicae passionis", herausgegeben bei
helm in Hagenau. Außerdem trifft man S. auch an den auf kaiserl
regung seit 1517 in Angriff genommenen „Oesterreich. Heiligen" bethe
Nicht bloß künstlerisch interessant ist Schäufelin's Antheilnahme an zwei
Druckwerken von 1522 und 1523. Schäufelin's Leben fällt mit den gr
wegungen des 16. Jahrhunderts zusammen. Wie von jedem namhaften
der damals lebte, so wünschte man wohl auch von ihm in Erfahrung zu
auf welcher Seite er in jenem Kampf der Geister gestanden, und ob
auf dem Felde der Kunst, so etwa auch auf religiösem Gebiet in der
seines Nürnberger Meisters geblieben sei. Bestimmte Nachrichten darüb
wir nicht, aber vielleicht doch einige leise Fingerzeige. Im J. 1522
erschien, muthmaßlich bei J. Schönsperger d. j. in Augsburg gedruckt
Illustrationen versehen, „Luther's Betbüchlein". Man muß sich da
denken, daß die Bilder, womit das Büchlein ausstaffirt wurde, nicht ohn
barung mit Luther hineinkamen. Von diesen Bildern aber nimmt
welcher im Jahrbuch der k. preuß. Kunstsammlungen (Bd. VI, 1885)
Berlin vorhandenes Prachtexemplar des „Betbüchleins" eingehend und mi
Lobpreisung der künstlerischen Beigaben bespricht, mit aller Bestimmt
daß sie von Schäufelin's Hand seien. Das Monogramm scheint sich
aus dem Aufsatze ersichtlich, allerdings nicht vorzufinden. Unumstößlich
ist die Thatsache, daß S. 1523 für den durch Schönsperger d. j.
Nachdruck der eben damals herausgekommenen Wittenberger Ausgabe des
Testaments" wenigstens einen Theil der Illustrationen, und zwar we
besseren, geliefert hat; insbesondere enthält die Offenb. Johannis sechs
Vollbilder mit seinem Monogramm. Es wäre obenhin geurtheilt, wo
aus den genannten zwei Werken sogleich einen entscheidenden Sch
Schäufelin's kirchliche Haltung machen; immerhin aber darf man au
auf zwei nach der angedeuteten Seite beachtenswerthe Erscheinungen de
legen. — Aus den dreißiger Jahren ist noch manches Werk mit Schäuf
Holzschnitten zu nennen: unter Anderm von 1533 die bei H. Steiner i
burg erschienene „Uebersetzung des Thukydides"; von 1534 die eben
Steiner gedruckte „Biblia beyd Alt und Neuen Testaments" mit eine
blatt von S.; von 1538 des Apulejus „schön lieblich Gedicht von eine
nen Esel" mit zahlreichen, zum Theil vortrefflichen Holzschnitten. Einig
mindestens lieferte dann S. noch zuletzt für des Aretinus „schöne un
Historie vom Rhömerkrieg wider die Carthaginenser", sowie für die
Jahre nach seinem Tod vollendete Ausgabe der römischen Historie des „Bo
Unter die bekanntesten Holzschnittzeichnungen Schäufelin's gehören end
Bilder aus dem „Soldatenleben", dann die namentlich für die Kost
werthvollen Darstellungen eines in unerschöpflichem Wechsel der Bewegu
präsentirenden „Zugs von Hochzeittänzern".

An Werken der Malerei zeigt sich S. in der spätern Periode seiner
jahre ärmer. Doch haben wir gerade aus seiner letzten Lebenszeit n
denkwürdige und höchst erfreuliche Zeugnisse seiner Kunst. Das Kupferstic
zu Berlin besitzt ein für den Grafen Karl Wolfgang zu Oettingen gesch
„Gebetbüchlein" von 1537—38, durchgehends illuminirt mit Randver
und Vollbildern, vielleicht ganz oder doch theilweise von Schäufelin
Leider kenne ich das Büchlein nicht aus eigener Anschauung; aber sehr

mmen, mit besonderer Wärme Janitschek, spenden ihm das Lob, daß es zu lieblichsten Gaben des Malers gehöre. Aus der classischen Mythologie und Thiersabel, von Jagd und Krieg, aus dem Leben auf der Straße und im ster entnimmt die lebhafte Phantasie des Künstlers den Stoff, den er, hier da mit satirischen Ausfällen auf das Mönchsleben, mit spielender Leichtig- für ornamentale Zier verwendet. Im J. 1538 vollendete dann S. noch letzte seine Arbeit, das schöne Gemälde „Die Anbetung des Lammes", jetzt Museum zu Stuttgart, von Heideloff in seiner „Kunst des Mittelalters in Schwaben" durch einen guten Stich wiedergegeben. Oben in der Ecke steht im mbus das Lamm auf dem Buch mit sieben Siegeln und mit der Siegesfahne, beiden Seiten der geflügelte Löwe des Marcus und der Stier des Lucas; en in zweifacher Gruppe links die Heiligen des alten Bundes, ihnen voran hannes der Täufer, neben ihm theils stehend theils knieend Abraham mit ak, Moses, David und andere; gegenüber die Schaar der Apostel, geführt Evangelisten Johannes mit dem Kelche. Das treffliche Gemälde war äufelin's Schwanenlied, ein sanft ausklingender, schon von einem Hauch der rn Welt berührter Abschluß seines Tagewerks. Im J. 1539 oder spätestens Frühjahr 1540 ist er gestorben. Ein ausnehmend fruchtbares Künstlerleben damit erloschen. Es konnte an dieser Stelle natürlich nur ein Theil von äufelin's Werken, besonders eben die beachtenswerthesten und für seine Be- eilung entscheidenden, besprochen werden. Weithin ist noch eine große Zahl rer Arbeiten, Gemälde und Holzschnitte, zerstreut. Von letzteren ganz zu eigen, so findet sich S. außer in den schon genannten Orten durch Gemälde rten in den Uffizien zu Florenz mit acht Bildern aus der Apostelgeschichte, er Stiftskirche zu Tübingen, in der Klosterkirche zu Heilsbronn, in den rien zu Prag, Wien, Schleißheim, im Städel'schen Institut zu Frankfurt, erschiedenen Sammlungen zu Karlsruhe, Freiburg, Ludwigsburg, im erz- gischen Städtchen Buchholz u. s. w. Viele Bilder außerdem sind in Privat- übergegangen. Manches läuft wol auch mit Unrecht unter seinem Namen. wäre es unter anderm von Werth, festzustellen, ob eine auf Schloß Enzens- in Tirol befindliche, sehr anschauliche und figurenreiche Darstellung eines iers wirklich von Schäufelin's Hand ist. Die mir vorliegende photographische ldung läßt diese Frage nicht überflüssig erscheinen. Man thut überhaupt bei Bestimmung von Werken, die da und dort herkömmlich S. zugerechnet en, einige Vorsicht zu üben. Die Buchstaben H und S als Monogramm keineswegs schon entscheidend. Denn es hat auch einen Hans Schäufelin jüngeren, den Sohn unseres Malers, gegeben; außerdem noch einige andere r und Zeichner mit gleichen Anfangsbuchstaben, beispielsweise Hans Schülein, Schöpfer, Hans Schwarz. — Fassen wir nun schließlich die Meinung über n Künstler nochmals in ein kurzes Wort, so steht es außer Zweifel, daß hr unterschiedlich arbeitete, deshalb auch eine verschiedene Kritik ertragen . Für manche oberflächliche, vielleicht um's tägliche Brot gemachte Schnell- t wird ihm die Nachrede, er sei ein tüchtiger hausbackener Handwerker sen, schwer zu ersparen sein. Legt man aber wie billig den Nachdruck auf stattliche Reihe seiner sorgfältigen und guten Werke, so wird er, wenn nicht eine großangelegte, hervorragend geniale Künstlernatur, doch als ein sehr er- ngsreicher und handgewandter, mit lebhaftem Sinn für Anmuth der Form einem innigen Naturgefühl begabter, auch durch seinen unverdrossenen Fleiß enstvoller und im ganzen sehr liebenswürdiger Meister stets in Ehren en. Sein Name leuchtet nicht als Stern ersten Ranges. Aber man wird im Gefolge Dürer's, wie mit Fug und Recht gesagt worden, getrost unter primis proximi einreihen dürfen.

Außer den bereits genannten Schriften und den bekannten kunstgeschichtlichen Werken von Waagen, Sighart, Kugler, Nagler, Ernst Förster, mann-Wörmann und andern sind besonders zu beachten: Sandrart, D Akademie 1675. — Doppelmeyer, Nachrichten von Nürnberger Kü 1730. — Bartsch, le Peintre-Graveur. — Heller, Zusätze zu Bartsch Passavant, le Peintre-Graveur. — Thausing, Dürer. — W. Schmi Lützow's Zeitschrift und in Zahn's Jahrb. V. — Berlepsch, im Samml Augsb. Abendzeitung 1886 und bei Lützow 1887. — Muther, in der gabe für A. Springer. — Janitschek, Geschichte der Malerei. — Neu Die drei Roritzer. — Rosenberg, in Dohme's Zeitschr. 1877.

Christian May

Schaufert: Hippolyt August S., dramatischer Dichter, geb. am 5. 1835 zu Winnweiler in der baier. Rheinpfalz, bekundete frühe schon eine bl Phantasie — S. galt damals schon als Märchenerzähler unter seinen Geschw und Gespielen — und Leselust, welche von seinem strengen Vater, seines S Gerichtsvollzieher, wenig Nahrung und reichlichen Stoff zu Ahndungen f Die Jugend des Dichters war überhaupt hart und voll herber Erfahr Unter Entbehrungen aller Art, wofür ihn nur seine geliebten Bücher entschä studirte S. seit 1847 am Gymnasium zu Speyer, während welcher Zeit fleißig gedichtet wurde; 1852 bezog der „blasse, magere und immer melanc blickende Jüngling" die Universität München als Studiosus der Rechtswissen Hier trat er in das Corps der „Nassauer". Nach Hans Hopfen's dra Schilderung „sah S. entschieden so aus, wie sich der Philister den Poete stellt: immer mit niedergeschlagenen Augen, die Mütze verschoben auf de streut herabhängenden Haaren, immer mehr stolpernd als gehend"; dessenung wieder voll heiterer Laune und zwingender Komik. S. arbeitete schon d an einem Drama „Otto III." und einem Lustspiel „Der Schmetterling". seiner Rückkehr in die Heimath 1856 begann der blutjunge Mann scho 22 Jahren die Vorbereitungspraxis für den Staatsdienst zu Zweibrücken, den Staatsconcurs mit ausgezeichneter Censur, trat in den Justizdienst, fand 1859 die erste Anstellung als Polizei-Actuar zu Waldmohr, dann als Assi Dürkheim und 1868 zu Germersheim. In dieser Zeit entstanden viele spiele und dramatische Stücke, welche von dem Dichter ebenso beharrlich verschiedensten Bühnen eingesendet wie von diesen mit dem landläufigen A des Dankes und des aufrichtigsten Bedauerns abgelehnt wurden. Darunter be sich „Assessor Lackmann's Hochzeitsreise", Paganini's Brautwerbung", „Die linger", „Der kaiserliche Commandant", „Eine Frau um eine Schnepfe" u „Verwechselten Annoncen", welche später nicht ohne Erfolg über die Bretter g Vorerst aber erhielt nur „Der Gaisbock von Lambrecht" bei seiner Aufü zu Dürkheim einen phrenetischen succès d'estime, wie überall, wo eine be und beliebte Persönlichkeit die Bühne der Provinz mit einem dramatisch zeugnisse beglückt. Vergebens bewarb sich S. im Sommer 1865 mit dre spielen um den von der Verwaltung des Actien-Theaters in München schriebenen Preis — zwei seiner Stücke wurden als preiswürdig befunden unbegreiflicherweise nie zur Aufführung gebracht. Indeß gelang ihm auf der große Wurf. Als nach Heinrich Laube's Abgang vom Wiener Burgt zur Auffrischung des Repertoire eine Preisconcurrenz ausgeschrieben wurd dabei 197 Komödien aus allen deutschen Landen einliefen, fesselte vor all „Schach dem König" betiteltes Stück die Aufmerksamkeit der Preisrichter. rieth auf alle möglichen Namen, suchte den Autor unter den ersten dramat Größen der Gegenwart und war — nachdem das Stück am 9. December mit ungetheiltem Erfolg die Probe der Bretter bestanden hatte —, nicht wenig

raſcht, als ſchließlich herauskam, der Verfaſſer ſei „Keiner vom Fach", ſondern ein in der litterariſchen Welt völlig unbekannter Polizeibeamter Schaufert zu Germersheim in der baieriſchen Rheinpfalz. Das Stück ſpielt in der Zeit König Jacob I. von England und gipfelt in dem bekannten Haß des Königs gegen das Tobakrauchen, wovon indeſſen der Monarch ſchließlich im ſtrengen Incognito ſelbſt eine Probe macht und dabei von ſeinen Widerſachern entdeckt und erkannt wird. Anfänglich erging ſich die Kritik in uneingeſchränktem Lobe über das vom Verfaſſer ſowohl wie von anderen Händen alsbald nochmals überarbeitete Luſtſpiel (vgl. z. B. Beilage 350 „Allgemeine Zeitung" vom 15. December 1868), man betonte das unverkennbare Vorbild Shakeſpeare's, aber es ſei „eine freie Nachahmung mit ſelbſtändigem Geiſt, ohne das Räuſpern und Spucken". Es machte mit gleich günſtigem Erfolge die Runde über alle größeren und kleineren Bühnen (nur den Theatern von Mannheim und Karlsruhe, welche frühere Arbeiten des Dichters, darunter vielleicht auch das in Rede ſtehende, abgelehnt hatten, verweigerte S. die Aufführung) und erſchien Wien 1869 bei Wallishauſer und ſpäter als Nr. 401 in Ph. Reclam's „Univerſal-Bibliothek" zu Leipzig im Druck. Nachdem aber die Neugierde des Publicums — wozu auch der Witz gehörte, in jeder Scene die ſämmtlichen Schauſpieler aus Tabakspfeifen allen möglichen Calibers rauchen zu ſehen — einmal geſtillt war, trat eine auch den weiteren Producten des Dichters ſchädliche Ernüchterung ein. Auch ſoll die Wiener Preſſe die Parole gegeben haben „den Dichter kalt zu ſtellen". Thatſache iſt, daß S. keinen weiteren Lorbeer in Wien errang. Denn als derſelbe, mit einem einjährigen Urlaub von ſeiner amtlichen Stellung verſehen, nach dieſer Stadt kam und das vielleicht nur zu ſchnell ausgearbeitete Schauſpiel „1683" (welches die Belagerung Wiens durch die Türken und deſſen Befreiung behandelt — ein den Wienern zu Ehren auf den Leib geſchriebenes Stück) mitbrachte, verhielt ſich das Publicum ſtill und abweiſend. S. wurde deshalb gerade kein Melancholiker und Miſanthrop — wie man unnöthigerweiſe in die Welt ſchrieb — ſondern ſetzte noch zwei weitere Luſtſpiele „Der Erbfolgekrieg" und „Rathloſe Erben" an die Reſtitution ſeines früheren Ruhmes. Wien blieb ruhig, obwohl anderswo ein erfreulicher Erfolg nicht ermangelte, welcher nun auch frühere Stücke, insbeſondere die „Verwechſelten Annoncen" wieder in Fluß brachte. Mehr Glück widerfuhr dem Trauerſpiel „Vater Brahm" (Mainz 1871), welches insbeſondere im National-Theater zu Berlin enthuſiaſtiſche Aufnahme fand, den Dichter aber ganz unverdienter Weiſe in den Ruf brachte, mit der ſocialiſtiſchen Partei zu coquettiren. Er ſelbſt äußerte ſich im Vorwort deutlich und möglichſt objectiv: „Indem ich zwei Gegenſätze der Zeit, den herzloſen tyranniſchen Capitalismus und die zügellos treibende Kraft des vierten Standes einander gegenüber ſtelle und den feindlichen Zuſammenſtoß dieſer Gegenſätze in ein Bild zu bringen verſuche, nehme ich ſelbſt weder für den einen noch für den andern Partei. Wohl aber will das Bild im Kleinen vor dem warnen, was im Großen über uns hereinbrechen müßte, falls eine Verſöhnung zwiſchen Capital und Arbeit nicht gefunden würde — und daß dieſe Verſöhnung nur gelingen kann auf Grundlage des Chriſtenthums und des chriſtlichen Staats, iſt meine innige Ueberzeugung. — Aber der Standpunkt, den ich feſthalte, hindert mich keineswegs, für das Intereſſe des vierten Standes einzutreten. Ich thue damit nicht mehr als der Samariter, da er dem unter die Räuber Gefallenen, hülflos am Wege Liegenden zu Hülfe kam. Ein ſolcher Hülfloſe iſt der vierte Stand, das Capital, gelinde geſagt, der Phariſäer, der achſelzuckend vorübergeht. — Wenn ich die Verbeſſerung des Looſes der Arbeiter zur Aufgabe des Staates rechne, ſo iſt am allerwenigſten die Partei zum Widerſpruch berechtigt, die unter Hegel's Anführung den alten Gott geſtürzt und den Staat an ſeine Stelle geſetzt hat. Kein Gott ohne Liebe, keine Liebe ohne That!"

Die Structur des Dramas verräth eine bewährte, bühnenkundige Hand; die Handlung ist mit solchem Geschick angelegt, daß sie in stetiger Steigerung sich auswächst und bis zum letzten Act in Spannung erhält. . . Im übrigen ist das Stück so aus einfachen, natürlichen Elementen der greifbaren Wirklichkeit aufgebaut, daß sie die volksthümliche Kraft des Stoffes nur erhöhen können. Dabei sind die Charaktere der Hauptfiguren bestimmt gezeichnet und in ihren Abstufungen, bei denen selbst das komische Element nicht fehlt, folgerichtig durchgeführt. Die Sprache ist Prosa, aber knapp zusammengefaßte, körnige Prosa, mit einem belebten, oft drastischen Dialog. . . Das Stück nimmt im Gebiete des Drama dieselbe Stelle ein, wie etwa Karl Hübner's Bild „die Schlesischen Weber" im Fache der Malerei. Socialistische Tendenz ist keine darin, nur kurzsichtige Angst kann dergleichen wittern. In Wien verbot jedoch die Censurbehörde die Aufführung des Stückes, welches, wie bemerkt, in Berlin keinen Anstoß erregte. Heutzutage wo Bilder mit strikenden Arbeitern in allen Kunstausstellungen unbeanstandet erscheinen und es keinem Kritiker beifällt, einen Maler deshalb politisch verdächtigen zu wollen, wäre es geradezu unmöglich einen Dichter, welcher solche Stoffe behandelt, mit dem Polizeistock zu bedrohen. Gleiches Unrecht geschah dem Poeten, als man ihn als ein Schooßkind des Ultramontanismus in Verruf brachte und der schwärzesten Tendenzen beschuldigte. S. hatte während eines späteren Aufenthaltes zu Wien (daselbst traf ihn übrigens auch das Unglück im Januar 1870 in der Bognergasse überfahren zu werden, ein Unfall, welcher ihn mehrere Wochen an das Krankenlager fesselte) den Hofrath Professor Dr. Arndts von Arnesberg, dessen Vorträge über Pandekten S. schon zu München frequentirte, als dankbarer Schüler wieder besucht, dabei dessen Stieftochter Marie, eine Enkelin des alten Joseph v. Görres kennen gelernt und im Januar 1871 einen beglückenden Ehebund geschlossen. Die Verbindung sollte nun nach einer ebenso frivolen Anklage seinen „Dichtergeist in rückschrittliche Bewegung" gebracht haben. Sein eheliches Glück blieb übrigens leider nur von kurzer Dauer; ein rasch entwickeltes, unheilbares Lungenleiden verzehrte Schaufert's Lebensrest rasch in wenigen Monaten. Im Zusammenhange mit seiner Krankheit nagte an ihm auch die poetisch-aufgeregte, fieberhafte Thätigkeit und der Gram über angebliche Zurücksetzung bei amtlichen Beförderungen. Vergeblich war der Umzug von dem ungesunden Germersheim nach Speyer, wohin den Dichter liebe Jugenderinnerungen zogen, umsonst blieb die aufopferungsvollste Pflege von Seite seiner jungen Gattin, welche ihn am 18. December 1871 durch die Geburt einer Tochter erfreute, indeß der arme Dichter schon seinem Heimgang entgegensah, welcher am 18. Mai 1872 erfolgte. Als letzte Arbeit hinterließ S. ein ziemlich weit vorgeschrittenes Fragment eines Schauspieles, „welches den alten Adel und die moderne Haute-Finance in schroffen Gegenständen vorführt und der kühnen und schwungvollen Anlage nach zu urtheilen, ein höchst glücklicher, dramatischer Wurf zu werden versprach". Seit seinem Tode ging außer dem „Erfolgekrieg" (München 1873) seltsamer Weise keines seiner Stücke mehr über die Bretter; es wäre immerhin noch der Mühe werth, mit einem oder dem anderen der bisher ungedruckt gebliebenen Lustspiele einen Versuch zu machen, da das Grab alle Parteilichkeit glättet. Aus seinem Nachlasse erschien nur noch eine schon 1859 verfaßte Novelle „Dorothea" (Regensburg 1873), welche in der Zeit des Jahres 1849 oder 1850 spielt, einen theilweise sehr crassen Stoff behandelt, trotz einzelner Mängel aber große Schönheiten in Sprache, Gedanke und Empfindung bietet und für den Entwicklungsgang des Dichters lehrreich bleibt. S. besaß ein großes instinctives Gefühl für das Dramatische, er wußte was bühnengerecht sei und „was sich gut macht", aber die Leichtigkeit seines Schaffens und sein frisch sprudelndes Pfälzerblut riß ihn zu immer neuen Stoffen; der überraschende Erfolg diente nicht dazu, sich in Handlung und Charaktere zu vertiefen

und dadurch zum durchgebildeten Kunstwerk zu gestalten, sondern verleitete ihn zu immer neuen sich überstürzenden Productionen, welche seine flüchtige Natur noch mehr verflachten. Wahren litterarischen Beirath scheint S. nie gesucht oder gefunden zu haben. Daß die Kritik in Lob und Tadel an ihm Manches verbrach ist sicher. Thatsache bleibt, daß beim Ableben des Dichters fast alle Nekrologisten in den verschiedenen Zeitungen darüber einig waren, daß sie den Dichter gegen frühere ungerechte Zumuthungen und Angriffe in Schutz zu nehmen suchten. So gesteht Bruno Meyer, der Dichter sei ungerechtfertigter Weise bald zu den Socialisten oder zu den Ultramontanen gezählt worden; „obwohl er für seine Person keine Spur leidenschaftlichen Parteieifers zeigte". Der Nekrologist in der „Leipziger Illustrirten Zeitung" betont ausdrücklich, S. habe „viele harte und ungerechte Beurtheilungen erfahren. Die schiefsten sind sicherlich diejenigen, welche sich auf seine confessionelle Stellung bezogen. Sein Gemüth war auch viel zu weich besaitet, um ihn zum Ultramontanen oder gar zum fanatischen Eiferer zu stempeln". Der Biograph in der „Allgemeinen Zeitung" äußerte, S. sei „vielfach hart und ungerecht beurtheilt worden . . aber in diesem weichen Gemüth war nicht die Spur irgend eines fanatischen Parteieifers zu finden". Und die „Neue Freie Presse", mit deren Redacteuren und Mitarbeitern S. während seiner Wiener Glanzzeit vielfachen Umgang hatte, gab dem Verstorbenen das ehrenvolle Zeugniß mit ins Grab: „Er war ein treues Herz, ein tüchtiger Charakter und besaß ein selten naives Gemüth." — Seine Wittwe heirathete im Herbst 1874 den Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Victor Fuchs in Wien.

Vgl. Nr. 148 Allgemeine Zeitung 27. Mai 1872. — Nr. 1515 Illustr. Ztg. Leipzig, 1872 (mit Porträt). — Bruno Meyer Deutsche Warte 1872, III, 62 ff. — R. v. Gottschall Unsere Zeit 1872, II, 355. — Gartenlaube 1869, XVII. Jahrgang S. 9 und 32 (mit Porträt). — Hans Hopfen, Streitfragen und Erinnerungen 1876, S. 101 ff. — Histor. Polit. Blätter 1871, S. 68, 948 ff. — Wurzbach, Biogr. Lexikon 1875, XXIX, 129 ff.

Hyac. Holland.

Schaufuß: Heinrich Gotthelf S., Maler, geb. am 21. October 1760; † am 19. Mai 1838. S. wurde am 21. October 1760 als Sohn eines Gold- und Silberarbeiters zu Chemnitz, nicht wie Füßli im Künstlerlexikon II, 1474 angibt, zu Dresden geboren. Seine Studien machte er an der Dresdner Akademie, wo er Schüler Schenau's war. Seit dem Jahre 1781 finden wir ihn als Figurenmaler an der königl. Porzellan-Manufactur in Meißen angestellt. Später wirkte er an derselben als Zeichenmeister an der Zeichenschule und erhielt schließlich den Titel eines Hofmalers. Er starb am 19. Mai 1838. Die Zahl der selbständigen Arbeiten des Malers scheint nicht groß zu sein. In den Berichten und Verzeichnissen der von der königl. sächsischen Akademie der Künste zu Dresden veranstalteten Ausstellungen werden nur folgende erwähnt: im Jahre 1784 ein „Miniatur-Porträt", das wahrscheinlich Angelica Kaufmann vorstellen sollte, und im J. 1798 „Romeo und Julie", „Polyxena am Grabe des Achilles", sowie „Orest und Pylades". Im übrigen verlegte er sich auf das Anfertigen von Copien, die er entweder mit Sepia austuschte oder auf Porzellanplatten übertrug. Am häufigsten copirte er Raphael's Sixtinische Madonna und die Engelsköpfe zu ihren Füßen, z. B. in den Jahren 1818, 1828 und 1830. Andere Meister, nach denen er arbeitete, waren Domenichino, Guido Reni, Battoni, C. Lotti, van Dyck, G. Dou und Mengs. Außer Figurenbildern brachte er gelegentlich auch „Stillleben" zur Ausstellung, so im Jahre 1811 eine „Partie todtes Wildpret nach einem unbekannten Meister". Sein Lebenslauf bewegte sich in den engsten Grenzen. „Er war", erzählt Ludwig Richter, „in seinem Leben nie weiter gekommen, als ein paar Mal

nach Dresden, und sein Erdenwandel glich der langsamen Bewegung eines Pe dikels." Trotzdem fehlte es ihm nicht an künstlerischem Selbstgefühl. Er n an Raphael Fehler entdeckt haben und zeigte sich bemüht, sie in seinen G zu verbessern.

Ludwig Richter, Lebenserinnerungen, Frankfurt a. M., 1885, S. 308
Wilhelm Loose, Lebensläufe Meißner Künstler in den Mittheilungen des Ve für Geschichte der Stadt Meißen, II, 2, Meißen 1888, S. 279—280.

H. A. Lie

Schaum: Hermann Rudolf S., einer der bedeutendsten Entomo der Neuzeit, wurde am 29. April 1819 zu Glauchau geboren. Entscheiden seine späteren Studien war der Umstand, daß S. nach dem Verluste seiner M im Alter von fünf Jahren in das Haus seines Onkels, des berühmten E mologen Germar in Halle kam. Unter der Leitung desselben begann er Insecten zu sammeln und sich mit dem Leben derselben bekannt zu machen. Vorbildung erhielt er auf dem Pädagogium zu Halle und bezog nach rühm bestandenem Maturitätsexamen 1836 die Universität Leipzig, welche er später Berlin, wo er die Entomologen Erichson und Klug kennen lernte, Wien Paris vertauschte. Zu seiner Doctor-Arbeit wählte er ein entomologisches Th „Analecta entomologica c. tab. aen." Halae 1841. Schon vor Beendigung Studien begann S. eine rege litterarische Thätigkeit zu entwickeln und veröf lichte zahlreiche Abhandlungen in verschiedenen entomologischen Zeitschriften. erwähne nur: „Kritische Revision der Lamellicornia melitophila", welche Verbindung mit Burmeister in Germar's Zeitschrift 1840 und 1841 erscl ließ; ferner: „Beiträge zur Kenntniß norddeutscher Salzkäfer" ebenfalls in mar's Zeitschrift 1843; „Observations critiques sur la famille des Coléop mélitophiles" in Ann. Soc. entom. de France 1844, 1845, 1849.

Nach bestandenem Staatsexamen ließ sich S. in Stettin als praktischer nieder und fand hier in dem Präsidenten des entomologischen Vereins, D einen eifrigen Förderer seiner entomologischen Studien. Im J. 1847 g jedoch seine Praxis wieder auf und unternahm eine Reihe von größeren R nach England, Nordamerika und Aegypten. Mit entomologischen Schätzen beladen kehrte er nach Deutschland zurück und begann nun sich ganz seinem lingsstudium zu widmen und übernahm für Troschel's Archiv für Naturge die Berichte über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entom 1848—1852, in denen er seine umfassenden Kenntnisse documentirte. Zum fessor an der Universität in Berlin ernannt, hielt S. Vorträge über Entom und medicinische Zoologie. Sein bedeutendstes Werk ist die Fortsetzung de Erichson begonnenen „Naturgeschichte der Insecten Deutschlands", von d jedoch nur den ersten Band, welcher die Laufkäfer enthält, beendigte; in Lie erschienen 1856—1860. Nach langwieriger Krankheit starb S. in Folge Schlaganfalls in Bonn am 15. September 1865.

W. H

Schaumann: Adolf Friedrich Heinrich S., Historiker, geb. am 19. Fe 1809 in Hannover, † am 10. December 1882 ebenda. Nachdem er 182 1828 in Göttingen die Rechte studirt hatte und am 11. Juli 1828 unter H Decanat Dr. juris geworden war, ließ er sich als Advocat in Hannover n Seine Vorliebe für geschichtliche Studien veranlaßte ihn, die für 1837 g Preisaufgabe der Göttinger Societät der Wissenschaften zu bearbeiten. Schrift, unter dem Titel: „Geschichte des niedersächsischen Volkes von dessen e Hervortreten auf deutschem Boden bis zum Jahre 1180" (Göttingen 183 öffentlicht, erhielt den für den sächsischen Theil der Aufgabe ausgesetzten von 500 Thalern; die andere Hälfte des Preises, für die Bearbeitung der A

hichte der slavischen Stämme im nördlichen Deutschland bestimmt, blieb un-
heilt. Dahlmann's Gutachten rühmte die Selbständigkeit der Schaumann'schen
rsuchung, ihr Streben nach lebendiger Erfassung des wirklichen Zusammen-
es, wenngleich es ihr nicht gelungen sei, einen der großen Zweifelspunkte
Themas befriedigend zu lösen. Die nachfolgende Forschung hat Grund ge-
, diesen Mangel zu bestätigen und ist durch das Buch nicht gefördert worden.
um die für 1838 gestellte Preisaufgabe der Societät bewarb sich S., doch
e nicht seine, sondern Waitz' und Hirsch's kritische Prüfung des Chronicon
bejense gekrönt. S. machte seine Arbeit, der Jacob Grimm's Bericht ge-
ten Scharfsinn und eindringende Kritik nachgerühmt hatte, unter dem Titel:
ber das Chron. Corbejense" (Göttingen 1839) bekannt. Unter Berufung auf
e beim Universitätsjubiläum gekrönte Schrift suchte S. um eine Anstellung
der Göttinger Bibliothek nach, an welcher durch den Tod von Reuß und die
ehung der Brüder Grimm große Lücken entstanden waren, und erhielt im
1838 das mit 200 Thalern besoldete Amt des fünften Secretärs. Nachdem
die philosophische Facultät die Doctorwürde honoris causa am 10. August
9 ertheilt hatte, begann er zugleich Vorlesungen über Diplomatik und Theile
deutschen Geschichte zu halten. Die Docententhätigkeit an der schwach be-
ten Universität war nicht sonderlich erfolgreich; doch meinte S., dem nach
ehnung eines Antrages des Grafen Stolberg, welcher ihn zur historischen
führung seiner Ansprüche auf das Amt Elbingerode in seine Dienste zu ziehen
chte, der Gehalt verdoppelt war, die Bibliotheksgeschäfte nicht länger fort-
n zu können, zumal er seine Vorlesungen auszudehnen und publice auch
solche Gegenstände vorzutragen beabsichtigte, in denen er zur Berichtigung
ancher im Schwange gehender verkehrter politischer Ansichten beitragen könne.
es Hindeuten auf seine correcte politische Gesinnung dem Minister gegenüber
er schon früher versucht. Im Juni 1842 zum außerordentlichen Professor
nt, erhielt er von Neujahr 1844 ab seine Entlassung aus dem Bibliothek-
. Ein Ruf der Oldenburgischen Regierung zur Uebernahme der Stelle eines
herzoglichen Bibliothekars wurde abgelehnt; als ihm aber 1846 die durch
n's Abgang erledigte Professur in Jena angetragen wurde, zog die Regierung
ihm die erbetene Entlassung zu gewähren. Seine Schrift über den zweiten
er Frieden hatte das Bedenken erregt, ob er in seiner Geschichtsbehandlung
störenden Einfluß von Parteizwecken zu vermeiden wisse; der Hauptgrund
aber wohl der, daß die Geschichte bis 1837 durch Dahlmann und Gervinus
rt, auf die Dauer nicht durch Havemann und Schaumann vertreten werden
, und der Berufung einer neuen Lehrkraft, die das Interesse für die Ge-
te wieder zu erwecken vermochte, die Ernennung Schaumann's zum Ordinarius
rlich sein würde. Bis 1851 war S. ordentlicher Professor der Geschichte und
tor des staatswissenschaftlichen Seminars in Jena; er kehrte in seine Heimath
, als ihn König Georg V. zum Archivar, Oberbibliothekar und Historio-
hen des königlichen Hauses ernannte. 1864 erhielt er den Titel eines Staats-
. Mit dem 1. October 1867 trat er wegen Kränklichkeit in den Ruhestand.
Seine Arbeiten gehören drei Gebieten der Geschichte an. Die ältesten gelten dem
chen Mittelalter, knüpfen großentheils an die Preisschrift von 1837 an und
, wie diese einen grübelnden Scharfsinn, der aber die Probleme ihrer Lösung
näher gebracht hat. Es gehören dahin: „Beiträge zur Geschichte des Gilde-
s" in der Zeitschrift des Histor. Vereins für Niedersachsen 1841; eine Ab-
ung in den Göttinger Studien von 1845, welche die Eroberung Englands als
Werk deutscher am littus Saxonicum angesessener Stämme darthun will; eine
suchung über das Wergeld der Freien nach dem sächsischen Volksrecht (Zeit-
für geschichtliche Rechtswissenschaft XI, 1842). Dieser Aufsatz brachte S.

in einen Conflict mit Jacob Grimm. Weniger durch seinen Inhalt, den in einem Nachworte als verfehlt zurückwies, als durch einen ungebührlich fall auf eine Stelle der deutschen Rechtsalterthümer, die eine „vollkomm kenntniß aller juristischen und historischen Beziehungen verrathen" sollt Gegensatz wurde verschärft, als S. in einer Besprechung von Wilhelm S System der altdeutschen Religion dessen Verhältniß zu Grimm's Mythologi allerlei Lobeserhebungen der letzteren doch dahin formulirte, daß Grimm in einer Masse von Einzelnheiten, einer Materialiensammlung bestehe, erst eine kritische Sichtung des Stoffes und Ermittlung des innern Zus hanges gelungen sei (Göttinger Gel. Anz. 1844, S. 2046). Eine öff Erklärung Jacob Grimm's vom 3. April 1845, die es zunächst mit Mül seinem Buch zu thun hatte, zieh S. der Undankbarkeit. Als S. er nie die Schuld der Dankbarkeit verletzt, Grimm nie gesehen noch mit Correspondenz gestanden zu haben, erinnerte Grimm daran, daß Dahlmann sein Gutachten auf Schaumann's Stellung, die ganze Wendung seines wesentlich eingewirkt hatten, und veröffentlichte Stellen aus Briefen, die ihn gerichtet. — Eine „Geschichte der Grafen von Valkenstein am Harze deren Ausgang im J. 1332" (Berlin 1847) wurde auf Veranlassung des thümers der Burg Valkenstein, des Grafen von der Asseburg unternommen, aber sofort eine Widerlegung durch L. v. Ledebur, die Grafen von Val und ihre Stammgenossen (Berlin 1847). Die erste von Jena aus veröffe Schrift: „Die Acten des ersten schriftlichen Processes in Deutschland nach k kanonischen Formen" (Jena 1847), ist den Urkunden des Göttinger diplom Apparats entnommen und behandelt, ohne erheblichen Aufschluß zu ge einen vor dem Halberstädter geistlichen Gericht geführten Proceß über das thum an einer Badestube. — Eine zweite Gruppe von Schaumann's S wendet sich der neueren Zeit zu, den Congressen, welche die Neuordnu politischen Verhältnisse nach dem Sturze Napoleon's I. bezweckten. Di schichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland" (Göttingen 184 werthvoll durch ihre Actenstücke, welche der Verfasser dem württembe Minister Grafen Heinrich Levin v. Wintzingerode verdankte, der nach sein abschiedung eine Zeitlang in Göttingen lebte. Der Arbeit schließen sich in Raumer's Historischem Taschenbuche veröffentlichten Aufsätze an: „G der Bildung des deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse" (1849), „D greß zu Karlsbad" (1850) und „Der Congreß zu Verona" (1855). Ein Gebiet, die Haus- und Landesgeschichte Hannover bildete Schauman schäftigung während seiner letzten zwanzig Lebensjahre ausschließlich. Das buch der Geschichte der Lande Hannover und Braunschweig" (Hannover für den populären Gebrauch bestimmt, war auf Anregung des Königs G entstanden und ist in dessen Geiste abgefaßt. Dem hochfahrenden We wird sattsam Weihrauch gestreut und zum Schluß die Perspective auf die gewinnung Braunschweigs und Hannover als den Admiralstaat Deu eröffnet. Wirklich wissenschaftlichen Werth haben eine Anzahl erst in Jahrzehnt veröffentlichter Abhandlungen: „Ueber die Erwerbung der neun die Succession in England" (Zeitschrift des historischen Vereins f. Nied 1874/75), „Sophie Dorothea, Prinzessin von Ahlden und Kurfürstin Sop Hannover" (Hannover 1879). Früchte seiner archivalischen Studien, enth wichtige Beiträge zur Aufhellung dunkler Partieen der hannoverschen Geschicht die in den Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu G (1877 Nr. 8 S. 145 ff.) publicirte Abhandlung über das Testament Herzog von Braunschweig-Lüneburg verdient diese Anerkennung; nur vergaß der Verf er ihr Resultat schon in seinem Handbuche mitgetheilt hatte und der „al

eheimniß im Dunkel der Archive verborgen gehaltene" und „hier zum erstenmal in iner Vollständigkeit mitgetheilte" Revers des Herzogs und der Kalenbergischen andschaft schon von Ludolf Hugo in der Schrift: von der Succession nach dem rimogeniturrecht S. 13 u. 14 (Hannover 1691) vollständig, nur daß die Namen r Mitglieder des landständischen Ausschusses fehlen, bekannt gemacht war. Auch r die A. D. B. hat S. eine Reihe werthvoller Artikel geschrieben, so über die er George, den Herzog Adolf von Cambridge, den Hofrichter von Berlepsch. o unbefangen das politische Urtheil über Persönlichkeiten des Fürstenhauses hier d in den anderen neuern Arbeiten lautet, man wird die Erinnerung nicht los, ß der Verfasser damit etwas spät kommt, nachdem er an seinem Theile zur örderung jener Ueberhebung mitgewirkt hat, die zum Falle führen mußte.

Göttinger Gel. Anz. 1837 S. 1689 ff., 1838 S. 2041 ff. — J. Grimm, Kl. Schriften VII, 600. — Schaumann in der Deutschen Allg. Ztg. vom 28. April 1845 Nr. 118 Inseratentheil; J. Grimm in der Augsb. Allg. Ztg. vom 8. Mai 1845 Nr. 128 Beilage. — F. Frensdorff, J. Grimm in Göttingen S. 36 u. 41. — Hannov. Courier 1882 Nr. 11 909. — Acten des Göttinger Universitäts-Curatoriums.

F. Frensdorff.

Schaumann: Johann Christian Gottl. S., geboren zu Husum in chleswig 1768, anfangs Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle, dann Privatocent an der dortigen Universität, seit 1794 ordentlicher Professor der Philoophie in Gießen, seit 1805 auch Pädagogiarch, starb 1821. Erst im Geiste er Kantischen Philosophie, später unter Anschluß an Fichte, veröffentlichte er ahlreiche Schriften über die verschiedensten Gebiete der Philosophie. U. A.: Ueber die transcendentale Aesthetik; ein kritischer Versuch" 1789; „Psyche der Unterhaltungen über die Seele", 1791. „Wissenschaftliches Naturrecht", 792. „Ideen zu einer Criminalpsychologie", 1792. „Elemente der allgemeinen ogik und kurzer Abriß der Metaphysik", 1795. „Versuch eines neuen Systems es natürlichen Rechts", 1796. „Erklärung über Fichte's Appellation und ber die Anklagen gegen die Philosophie", 1799. Auch schrieb er in Niethammer's philosophischem Journal.

Krug, Allg. Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften.

Liepmann.

Schaumberger: Heinrich S. wurde am 15. December 1843 zu Neustadt . d. Heide in Thüringen als ältester Sohn des Cantors und Präceptors Fritz S. geboren, der einige Jahre später nach Weißenbrunn versetzt wurde. Hier erlebte der Sohn seine Jugend und empfing unter dem wohlthätigen Einfluß es Vaters seine Erziehung. Da er nur von schwächlicher Körperconstitution war und schon mit dem 15. Jahre zeitweilig an Bluthusten litt, so mochte ihn der Vater nicht den Anstrengungen auf einer gelehrten Schule aussetzen und wandte daher der körperlichen Kräftigung seines Sohnes mehr Aufmerksamkeit zu als der geistigen Ausbildung desselben. Im Mai 1861 bezog S. das Seminar zu Koburg, um sich dem Berufe eines Lehrers zu widmen, und nach Absolvirung desselben erhielt er 1864 die Lehrerstelle zu Einberg bei Meiningen. Zwei Jahre später übernahm er ein Lehramt in Ahlstadt und 1869, nach dem Tode seines Vaters, dasjenige zu Weißenbrunn. Hier wandte er sich mit besonderer Energie in seinen Mußestunden schriftstellerischer Thätigkeit zu, und an dem Pfarrer Oskar Bagge, der unter dem Pseudonym Josias Nordheim als Volksschriftsteller wirkte, fand er einen Freund, der auf seine Entwickelung und Ausbildung als Volksdichter einen wesentlichen Einfluß ausübte. Im Winter 1870 erkrankte S. an einem heftigen Lungen- und Halsleiden, so daß er im

Juni 1871 den Kurort Davos in der Schweiz aufsuchen mußte, wo er
Monate weilte und nur vorübergehende Erleichterung fand. Im August
kehrte er nochmals dorthin zurück, und hier hat am 16. März 1874 der
ihn von seinen Leiden erlöst. — Schaumberger's Leben und Wirken ist ein
giltiger Beweis für die Kraft des Geistes, der sich triumphirend über die
sten Leiden des Körpers zu erheben und wahre Wunder zu vollbringen ver
denn während dreier Jahre, in denen S. mit Siechthum und dem Tode
hat er die Welt mit 9 Bänden von Schriften beschenkt, von denen einzelne
sich allein schon hingereicht hätten, seinem Namen ein bleibendes Gedächtnis
der Geschichte der Litteratur zu stiften. Es sind Dorfgeschichten und Dorfrom
Volksschriften im besten Sinne des Worts, und in ihnen stellt sich S. den Mei
dieser Gattung, einem Jer. Gotthelf, Joseph Rank, Aug. Silberstein, P
Rosegger, Zschokke, ja selbst einem B. Auerbach und F. Reuter ebenbürtig
Seite. Seine Schriften erschienen als „Gesammelte Werke" 1875—76 in Bra
schweig. Der 1. Bd. enthält eine oberfränkische Dorfgeschichte „Im Hirtenha
unstreitig die beste seiner Erzählungen. Zwar spricht aus ihr ein Realis
des Niedrigen, da S. mit schonungsloser Hand den Schleier von den Arm
verhältnissen des Dorfes hebt und zeigt, wie die Armuth auf dem Dorfe
handelt wird. Aber, wer Uebelstände beseitigen will, der darf sie eben nicht
hüllen und mit Schönpflästerchen bedecken, und nach dem Vorbilde Jer. Gotth
wollte S. auch mit diesem Buche Mittel und Wege zeigen, dem leiblichen
geistigen Elende der Armen abzuhelfen. Den 2. und 3. Bd. nehmen die „
heimer Musikantengeschichten" ein, vier kleinere Erzählungen (Umfingen —
salzene Krapfen — Glückliches Unglück — Dorfkrieg) aus dem Thüringer Le
und Musikantenleben, voll des köstlichsten Humors und herrlicher Züge
Volkslebens. Fein ausgeführt, auf etwas breiterer Basis ruhend, folgt in
Bde. ein Dorfroman „Zu spät", der besonders durch treffliche Charakterzeich
seiner Männer- uud Frauengestalten anzieht und uns aus dem eng
Rahmen der Dorfgeschichte in die große Welt, in das Auswanderertreiben
in die Wälder Nordamerikas versetzt. Der 5. bis 7. Bd. enthält Sch
berger's umfangreichste Arbeit, seinen Roman „Fritz Reinhardt. Erlebnisse
Erfahrungen eines Schullehrers". S. schrieb ihn auf dem Sterbebette, oft
den quälendsten Schmerzen: es fehlte ihm die Zeit, die Feile zur Glättung
Unebenheiten an diese Dichtung zu legen, und daher ist dieselbe trotz
Schönheiten eine weniger befriedigende Arbeit. Lieblicher klingt die ober
sche Dorfgeschichte „Vater und Sohn" im 8. Bde. der „Gesammelten W
sie hat namentlich dazu beigetragen, Schaumberger's Namen auch in geb
Leserkreisen bekannt zu machen. Der 9. Bd. enthält kleinere Arbeiten und
sätze, Gedichte und Briefe des Dichters. Was an Schaumberger's Werke
sonders hervorzuheben ist, „ist die außerordentliche Beherrschung der S
eine bewundernswürdige Diction, besonders in den Gesprächen, den Dialog
Monologen, wodurch manche Capitel sich gleichsam zu anziehenden Scenen
Drama gestalten, ferner die Anschaulichkeit seiner Sprache und die innere
heit, die allen seinen Gestalten zu einer lebensvollen Wirklichkeit verhilft.
besonders aber verrathen das tief angelegte Dichtergemüth seine vortre
Naturschilderungen und das sinnige Hereinziehen des Naturlebens in die m
tane Stimmung oder Situation, wodurch von der belebt erscheinenden
mancherlei Reflexlichter auf die Vorgänge in der Geschichte fallen. Die
dung der Fabel und die Schürzung des Knotens in seinen Erzählungen ist
einfach und ungesucht, und ebenso einfach und ungekünstelt die Auflösung
waltsame Katastrophen liebt der Dichter nicht, vielmehr weiß er auch die
schen Momente durch einen wohlthuenden Humor zu mäßigen".

eil. 93 der (Augsb.) Allg. Zeitung vom 3. April 1874. — Rheinische
r für Erziehung und Unterricht. Jahrg. 1880, S. 258 ff. — Sonn-
att der Preußischen Lehrerzeitung, Jahrg. 1882, Nr. 18; Jahrg. 1884,
–8; Jahrg. 1889, Nr. 3. — Dr. Friedrich Hofmann, Der nordfränkische
e, Gartenlaube, Jahrg. 1877.

Franz Brümmer.

aumburg: Ernst (seit 1852 „von") S., preußischer Oberst und Ge-
eiber, 1807 zu Wickrath in der Rheinprovinz geboren, 1827 Second-
t bei dem damals in Deutz in Garnison stehenden 4. Dragonerregiment,
Laufe seiner Dienstzeit, außer in der Front, als Lehrer an einer Di-
ule, in der Adjutantur und im Generalstabe verwendet und trat 1856
mandeur des 8. Ulanenregiments in Pension. Er widmete seine Muße
dem Studium der Geschichte des Niederrheins und Westfalens und ver-
e eine große Zahl von Untersuchungen über dieselbe in Zeitschriften, so
Annalen des Geschichtsvereins für den Niederrhein" (Schlacht bei Cre-
der „Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins" (Kurfürst Johann
Geschichte des Stiftes Gerresheim 2c.), der „Zeitschrift des Aachener
vereins", der „Westdeutschen Zeitschrift". Eine Reihe von Forschun-
er auch in selbständig erschienenen Schriften nieder. Es erschienen:
hof Bernhard von Galen und die Stadt Münster", Münster 1853;
schichte der Befestigung der Stadt Münster", Münster 1854; „Die Be-
der Brandenburgisch-Preußischen Herrschaft am Niederrhein oder der
evesche Erbfolgestreit", Wesel 1859. Daß er auch auf anderen Ge-
chichtlichen und namentlich kriegsgeschichtlichen Wissens zu Hause war,
e Mitarbeiterschaft an dem von dem Unterzeichneten in den Jahren
1880 herausgegebenen „Handwörterbuch der gesammten Militärwissen-
und an der Darmstädter „Allgemeinen Militärzeitung". Ferner ver-
e er ein militärisches Lebensbild seines früheren Vorgesetzten „General-
z. D. Wilhelm Freiherr v. d. Horst", Berlin 1875. Während des
on 1870/71 war er als stellvertretender Brigadecommandeur der Ca-
och einmal als Soldat thätig. Er starb am 10. October 1882 zu
. Seine Arbeiten zeichnen sich durch Gründlichkeit der Forschung und
Darstellung aus.
llgemeine Militär-Zeitung, Nr. 91, Darmstadt 15. November 1882.

B. Poten.

aumburg: Johann Gottfried S., sächsischer Rechtsgelehrter, geboren
pril 1703 in Zerbst, † am 25. Mai 1746 in Jena. S., dessen
hann Benedict in Zerbst die Stelle eines fürstlichen Rentmeisters be-
rhielt seine erste Ausbildung am akademischen Gesammtgymnasium seiner
, bezog 1719 — erst 16 Jahre alt die Universität Wittenberg, 1721
er die juristischen Studien fortsetzte; nach Vollendung derselben wurde
amals üblich, 1724 Hofgerichtsadvocat in Zerbst, 1725 Doctor juris,
fessor der Rechte an der hessischen Universität Rinteln, 1736 bekam er
Eigenschaft einen Ruf nach Jena; kurze Zeit darauf erhielt er den Titel
sisch-weimarischen Hofraths, wurde zum Beisitzer beim Hofgerichte und
enfacultät, zuletzt zum Pandectenprofessor ernannt, in welcher Eigen-
im Alter von 44 Jahren 1746 zu Jena mit Tod abging.
interließ eine größere Anzahl von Dissertationen und Programmen,
Jöcher aufgezählt sind, und schrieb ein paar geschichtliche Abhandlun-
„Historisch-politische Betrachtungen über die pohlnischen Begebenheiten",
Hauptwerk ist die „Einleitung zum sächsischen Recht", welches von
Rud. Chr. Benigsen vermehrt 1768 und 81 in neuen Auflagen er-

schien. Das aus vier Theilen bestehende Werk ist ein sehr eingehend führlich gehaltener Commentar über das sächsische Civil-, Verwaltu Staatsrecht, dazu bestimmt, Praktikern und gebildeten Laien als H Hilfsbuch zu dienen. Ein jüngerer Bruder Schaumburg's, Johann (1720—93) genoß als Superintendent der Lindauschen Diöcese und Co rath von Zerbst hohes Ansehen.

Jöcher. — Rust, Nachr. von Anhalt. Schriftst. Thl. 2, S. 2

Eiser

Schaunberg: Bernhard S. (Schaunburg), Graf von einer der sten Herrschaften Oberösterreichs, † am 8. April 1473; der IX. dieses ältester Sohn des Grafen Hanns (II) aus der Ehe desselben mit Ann des letzten Herrn von Pettau, Friedrich, welcher das Landmarscha Steiermark auf die Schaunberger vererbte (s. w. u. den Art. Ulrich 1421 urkundlich genannt, 1439 mit Agnes, Tochter Reinprecht's v. Landeshauptmannes von Oberösterreich vermählt. Er machte 1434, Verlobter, die Pilgerfahrt Herzogs Friedrich V. (nachmals Kaiser Frie ins gelobte Land mit und gab 1442 diesem Habsburger das Geleite zu in Aachen. 1447 bereits Landmarschall von Oesterreich, in solcher Kaiser Friedrich, daß dieser die Pathenstelle bei dem Sohne Schaunber rich, annahm. Dies alles verhinderte nicht den von 1451/52 sich vol Beitritt Bernhard's zum Herrenbunde gegen den genannten König als Ladislaus Posthumus'. Als einer der entschiedensten Anhänger der hebung Eiczinger's nahm Graf B. auch an der Belagerung Kaiser Frie zu Wiener-Neustadt hervorragenden Antheil. Enea Silvio Piccolo Geschichtschreiber dieser Belagerung in seiner Historia Friderici, nenn dem Sturme auf die Festungsstadt vom 28. August 1452 neben Ulrich Graf Ulrich II. v. Cilli und Graf Heinrich von Rosenberg als einen obersten und läßt den Kaiser beim Abschlusse des Vergleiches mit der zu Grafen Bernhard (als „Junggrafen", denn sein Vater Hanns star 16. November 1453) die strafenden Worte sprechen, er habe als wider den Pathen zu den Waffen gegriffen und sei der übergroßen Kaisers uneingedenk gewesen. Er war auch unter den Mitbesieglern trages. In dieser politischen Haltung folgte B. ganz der Gesinnung Hanns, welchen auch die päpstliche Bannbulle verzeichnet und zu Edelmann öffentlich einen Schelm, treulos gegen weiland König A und Verräther an Kaiser Friedrich, geschmäht haben soll. Der junge Ladislaus P. ließ es nicht an Gunstbezeugungen für Grafen B. fehl dem Tode des letzten Albrechtiners verwaltete B. (E. 1457—58) in schaft mit Ulrich Eiczinger, Grafen Michel v. Hardegg-Maidburg und v. Wallsee das Erzherzogthum Oesterreich bis zu der verhängnißvollen der habsburgischen Brüder: Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrech hielt dann zu dem letztgenannten als Inhaber Oberösterreichs. Sohn Georg und die Brüder Sigmund und Wolfgang nahmen au Belagerung des Kaisers in der Wiener Hofburg (1462) theil; B. aber schon damals in den Hintergrund des öffentlichen Lebens.

Stülz, Btr. z. Gesch. der Grafen v. Schaunberg (mit Urkunden in den Denkschriften der k. Akad. der Wissensch. hist.-philos. Cl., Bd Kurz, Oesterreich unter Kaiser Friedrich IV., 1. u. 2. Bd. — Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich III. u. Max I. 1. Bd

Ulrich (I.), † 6. März 1373, zweitgeborener Sohn des Grafen (VIII), † am 21. December 1351, aus dessen erster Ehe mit Anna Truhendingen, wahrscheinlich um 1330 geboren. Eine der frühesten ur

ähnungen von diesem Habsburger findet sich in der Straffentenz Papst
mens VI. vom 17. August 1347, in welcher Ulrich's Oheim, Leutold v.
vom Freisinger Domcapitel trotz des Vorbehaltes der Curie zum Bischofe
ählt, mit kirchlichen Strafen bedroht wird, sobald er von dem angemaßten
thume nicht abließe. Die gleiche Strafe erscheint auch seinen Verwandten,
Schaunbergern, angedroht, und unter diesen wird auch Ulrich genannt. Da
1351 — im Todesjahre seines Vaters — als „Jüngling" (juvenis) be-
hnet erscheint, so dürfen wir ihn nicht älter als 20—21 Jahre schätzen, was
Rücksicht auf das Spätere von Wichtigkeit ist. Für die Doppelstellung,
che die Grafen v. S. als Insassen des Herzogthums Oesterreich o. d. E. zu
Habsburgern und als Inhaber einer Reichsgrafschaft zu der deutschen Krone
nahmen, bieten die Urtheile vom 7. März und 25. Juli 1355 Belege. In
r verband sich Graf U. mit allen seinen Vesten dem Herzoge Albrecht II.
n Oesterreich, in dieser ließ er sich von König Karl IV. zu Regensburg als
Getreuer des heiligen Reiches" alle Rechte und Freiheiten seiner Vorfahren be-
tigen. Sicher ist es, daß der genannte Habsburger den jungen Grafen U.
mehr als einer Richtung begünstigte, um ihn fester an sich zu fesseln. So
ertrug er ihm z. B. die Vogtei aller auf dem linken Donauufer gelegenen Be-
ungen des Klosters Lilienfeld, und in noch engeren Beziehungen gewahren wir
Grafen mit Herzog Rudolf IV. (1358—65); dieser bezeichnet ihn in Ur-
den als „Oheim" und „Blutsverwandter" (consanguineus); 1361 erscheint
als Kämmerer des Herzogs. An allen Unternehmungen des Habsburgers
den wir den Grafen U. betheiligt, so an dem Friauler Feldzuge gegen den
triarchen Ludovico della Torre (1361) mit 100 Helmen und 100 Schützen,
62 (Juni) bei der Zusammenkunft Rudolf's IV. mit den Baiernherzogen,
63 im Kriege um Tirol als Vertheidiger der Stadt Schärding und 1364 im
dzuge gegen Baiern. Auch unter den Herzögen Albrecht III. und Leopold III.
b das befreundete Verhältniß aufrecht. So finden wir ihn 1368, 24. März
Rath der Herzoge mit einer Jahresbesoldung von 1000 Pfund bestellt. In
Schlußkampf der Habsburger mit Baiern um Tirol 1368—69 spielte Graf
eine Hauptrolle und war 1369 einer der beiden Schiedsmänner der Schär-
ger Friedenseinigung. Damals wurde ihm die Hauptmannschaft des Landes
. E. übertragen, und in diesem Amte begegnen wir ihm noch bis zum Jahre
72. Doch sammeln sich schon Schatten über das Verhältniß zu den Habs-
gern, welche bemüht waren, die Lehensleute und Dienstmannen der Grafen
S. enger an sich zu ziehen und auf diese Weise die Grafen selbst ihrer reichs-
mittelbaren Stellung allmählich zu entäußern, sie der eigenen Landeshoheit
er zu verbinden. Zu einem Bruche kam es bei Lebzeiten Ulrich's (I.) noch
t. Er starb im besten Mannesalter, ohne Leibeserben, als Gatte Elisabeth's,
hter des Hohenzollern Johannes, Burggrafen von Nürnberg, aus dessen Ehe
Elise Gräfin v. Henneberg. Ein Rückblick auf die Thatsache, daß Graf U.
Zeit des Ablebens Herzog Albrecht's II. († 1358) kaum das 28. Lebens-
r überschritten hatte und schwerlich älter denn um 9—10 Jahre als Herzog
olf IV. (geboren 1339) war, daß er fromme Stiftungen machte, daß ihn
Kloster Wilhering, eine Familienstiftung der Schaunberger, seinen „frei-
gen Wohlthäter und Freund" nennt — all dies, insbesondere aber der
nologische Sachverhalt machen jene Stelle in den Annalen von Matsee (M.
XI, 833) sehr unwahrscheinlich, die zu charakteristisch ist, um hier nicht ihre
führung zu finden. Der Chronist bezeichnet unseren Grafen U. als „Erzieher"
zog Rudolf's IV.; er sei der ärgste Tyrann gewesen, habe den Papst Urban V.
n „Gaisvater" und die Geistlichen „geweihte Bauern" gescholten und ketze-
e Meinungen über die Seelen der Verstorbenen gehegt. Als eine Seuche

unter seinen Pferden ausbrach, habe er geäußert, wenn auch alle dabei zu gingen, so brauche er doch nicht nach dem Beispiele des Gottessohnes ein zu besteigen, da er sich zum Reiten der Bauern bedienen könne. Er h Pfarrgeistlichkeit und das arme Volk mit allerhand neuen Giebigkeiten und den Ausspruch gethan, in seiner Grafschaft sei er Papst, König, Bisc Erzpriester zugleich. Dem Passauer Domcapitel habe er das Nikolau außerhalb der Mauer und andere Klöster und Lehensleute, Höfe, Allo Felder im Aschacherwinkel gewaltsam entzogen. Seine unsäglichen Uebe hätten auch die Rache des Himmels herausgefordert, wie sich dies an Gattin, der Gräfin von Nürnberg erwiesen, die ein Ungethüm mit vier und einem Hundskopfe geboren. Obschon Graf Ulrich an Glücksgütern gewesen, habe er doch an vielen Gebresten gelitten, und da er die Geis immer zu plagen beflissen, ihres letzten Trostes entbehrt; er sei ohne alle Reue und Abendmahlsspendung, obschon viele Geistliche bei seinem Able wesend waren, am Donnerstag nach Aschermittwoch i. J. d. H. 137 gegangen. Diese Mittheilungen über die Freigeisterei und Willkür des Ulrich lassen sich allerdings nicht unbedingt verwerfen, immerhin aber als haft kennzeichnen, was jedoch die Angabe über die Rolle desselben als Herzog Rudolf's IV. betrifft, so erscheint es schwer denkbar, daß Herzog Alb einem jungen Adeligen, der noch 1351 als „Jüngling" erwähnt erschein wichtige Amt überlassen hätte. Man glaubt daher, daß dies auf ein wechselung mit einem anderen S. (etwa Konrad) beruhe. Oder soll „paedagogus" nur ein vertrauter Rathgeber und einflußreicher Höfling sein, gewissermaßen das Vorbild des Herzogs?

Vgl. Stülz a. a. O. Vgl. f. Abhandl.: Ueber den Grafen Ulrich v. berg, den angeblichen Erzieher des Herzogs Rudolf IV. von Oesterrei f. K. österreich. Geschichtsquellen h. v. d. Wiener k. Akad. d. Wissensch (1852) S. 323—331. — Vgl. auch Kurz, Oesterreich unter Herzog R (1821) und Alf. Huber, Gesch. Herzog Rudolf's IV. von Oesterreich

Ulrich (III.), einer der fünf Söhne des Grafen Hanns oder Joha dessen Ehe mit Anna v. Pettau, jüngerer Bruder des Grafen Bernhard der drittgeborene, urk. seit 1435 angeführt, † am 27. December 14 Gegensatze zu seinem Vater und den Brüdern hielt U. mit unentwegter lichkeit zu dem Herzoge Friedrich V. von Oesterreich (Kaiser Friedrich II Geschichtsschreiber Enea Silvio sagt von ihm in einem Briefe an den hard von Passau: er sei ein über sein Alter verständiger Jüngling, des wegen seiner ausnehmenden Weisheit dem Könige Albrecht (II.) sehr wil war, und der gegenwärtig dem Könige Friedrich überaus theuer sei. (Da sich allerdings später.) Er dürfe für jedes wichtige Geschäft als woh gelten. Friedrich verwendete ihn auch damals in Gesellschaft des Graf laus Gara und des Kanzlers Kaspar Schlick bei der Unterhandlung Wojewoden Niklas Ujlaky zu Oedenburg, um diesen zur Reise nach zur Anerkennung des Königthums Ladislaus Posthumus' zu vermög Liebling seiner Mutter Anna v. Pettau erhielt er auch ihr väterliches 1449 das Landmarschallamt von Steier als erbliche Würde. Mit sein geren Bruder Sigismund gab Graf U. dem Könige Friedrich 1452 da zur Romfahrt und Kaiserkrönung und beide empfingen den Ritterschlag Tiberbrücke von der Hand des Gekrönten. Ulrich folgte auch dem Kai Wiener-Neustadt und erlebte ihm zur Seite die Belagerung durch das St in welchem wir auch seinem älteren Bruder Bernhard begegnen. Er bei der Auslieferung des kaiserlichen Mündels an die Oesterreicher a

ine Parteinahme für die Sache des genannten Habsburgers veranlaßte die ndseligkeiten des Grafen Friedrich von Cilli gegen ihn; die Burgen des afen Ulrich, Rabensberg und Leonberg wurden berannt und geschleift. Als ser Friedrich 1458 von dem Hauptmann der weiland Grafen v. Cilli, Jan owec, auf der Burg Ober-Cilli belagert wurde, führte Ulrich den Entsatz Steiermärker, Kärntner und Krainer herbei. Bald (um 1460) begegnen wir Grafen U. auch als Landeshauptmann von Krain. Damals hatte sich auch jüngerer Bruder von der Sache des Kaisers getrennt, Ulrich war es jedoch, nach dem Zeugnisse Michel Beheim's in dessen Buche von den Wienern ein sheer der Innerösterreicher dem in seiner Wiener Hofburg (1462) belagerten er zuführte, sich mit der Vorhut des Böhmenkönigs Georg an der Donau inigte und beim übereilten Sturme auf die Stadt (19. November) nahezu nglückt oder gefangen genommen wäre, wenn ihn nicht sein Hofmeister gerer und ein Wartenauer heraushieben. Auch als Geisel wurde Graf U. endet, als der Bruder und Gegner des Kaisers, Herzog Albrecht VI., sich für Besuch des Korneuburger Vergleichtages sicher stellen wollte. Friedrich III. auch sonst dem Grafen verpflichtet, wie dies beispielsweise aus der Urkunde 17. Januar 1463 hervorgeht, in welcher der Kaiser dem Grafen für die ld von 14789 Gulden und 428 Pfd. Pf., mit welcher Summe sich U. n die Söldnerführer Hinz Smikowski und Hinko Tannfeld verbürgt, die te Güns, Eggenburg und Wartenstein verpfändete. Als ein Zeichen be- erer Erkenntlichkeit erscheint die kaiserliche Urkunde vom 15. März 1464, folge Graf U. als „Rath" des Kaisers verschiedene Vorrechte auf seinen chaften erlangte. — Eine wichtige Rolle spielte Graf U. auch bei der ersten e Baumkircher's wider den Kaiser vom Jahre 1468, welche mit der „Ayni- und Puntnuß ettlicher Landsleut des Fürstenthums Steier" anhub. Graf h als Burgpfleger von Ober-Cilli und Landmarschall und Ulrich v. Graben Landesverweser der Steiermark waren rasch bei der Hand, erstickten die Ge- im Keime, machten auch etliche zu Gefangenen und bahnten so den Aus- h der Aufständischen mit dem Kaiser an. Ueber seine Thätigkeit beim en Aufstande, der eigentlichen Baumkircherfehde (1469—71), sind wir nicht r unterrichtet; überhaupt tritt er — je weiter desto weniger mit seinem en in den Vordergrund des politischen Lebens, obschon er seit dem Ableben lteren Bruders Bernhard († 8. April 1473) der Senior und das Haupt Hauses geworden. Selbstverständlich zogen ihn die weiteren Wirren, die en in Oesterreich, so z. B. die des Jörg Stein gegen den Kaiser und der des Ungarnkönigs Mathias Corvinus mit Friedrich III. in Mitleiden- . So verlor er, als der Corvine 1479/80 die Occupation Innerösterreichs an, Stadt und Schloß Friedau in Steier. Er war in kirchlichen Stiftun- freigebig und hinterließ (in zweiter Ehe) als Wittwe Margarethe, die Toch- es Kärntner Herrn Andreas v. Kreig, ferner 2 Söhne und 1 Tochter.

Stülz, a. a. O. — Kurz, Oesterreich unter Kaiser Friedrich IV. 1812, u. 2. Bd. — Bachmann, deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich III. d Max I. I. 1884. — Muchar, Gesch. d. Herzogthums Steiermark, 8. Bd. 67. — Krones, Vorarb. z. Quellenkunde u. Gesch. des mittelalterlichen ndtagswesens der Steiermark, in den Beitr. z. G. steierm. Geschichtsquellen Jahrg., 1869 u. Zur Gesch. der Steiermark vor und in den Tagen der aumkircherfehde 1457—71, Mitth. d. hist. Ver. f. Steierm., 17. Heft, 1869.

Krones.

Schaupp: Johann Christoph S., bedeutender Edelsteinschneider und ailleur, geboren am 1. September 1685 zu Biberach, dem künstlerreichen tchen in Oberschwaben, † ebendas. am 20. November 1757. Ursprünglich

seines Zeichens ein Kammacher, gab ihm dieses Gewerbe Veranlassung, sich Gravirkunst zuzuwenden und Edelsteine zu schleifen, worin er immer mehr schritte machte. Er fertigte viele sehr gelungene Graveurarbeiten und u. A. auch die Prägestempel zu vier seltenen Biberacher Reformationsmed auf das Jahr 1717 von guter Zeichnung und sehr reinem Gepräge. Hauptwerk ist aber eine Folge von erhaben in Carneol geschnittenen Bild römischer Kaiser von Julius Cäsar bis zum Untergang des occidental Kaiserthums unter Romulus Augustulus, ebenso der Regenten des Orient der byzantinischen Imperatoren von Arcadius bis auf Karl d. Gr. und v an weiter aller neurömischer Könige und Kaiser bis auf Franz I. Diese träts sind so ausgezeichnet geschnitten, daß man sie eine Zeitlang für g hielt und deshalb den Carneol anfeilte. Jede dieser 200 Cameen ist auf reinen $^3/_4$" hohen und $^1/_2$" breiten Carneol erhöht äußerst fein geschnitten viele der mit gut erhaltenen römischen Gold- und Silbermünzen verglich Köpfe enthalten das wohlgetroffene Bild des betreffenden Kaisers; rückwärts der Einfassung dieser Carneole ist der Name des Kaisers und darunter „Sch fecit" oder „S. f." gravirt. Die kostbare Sammlung kam von ihrem Bes einem reichen vormaligen Cassier des schwäbischen Kreises, Namens Hart durch Erbschaft in mehrere Hände, u. A. in die der Familie v. Neubrun 1831 an in das Eigenthum der israelitischen Handelsleute Samuel und Schwab in Ichenhausen und befindet sich dermalen im Besitz des königl. Hofmarschalls v. Baldinger in Stuttgart. — Hätte S. sich entschließen kö wie seine Landsleute, die Gebrüder Dinglinger und Lor. Natter, die engen math zu verlassen und in die weite Welt zu gehen, so wäre wohl sein wenig hinter dem der genannten Künstler zurückgestanden. So wirkte er n gekannt, bei seinem guten Gesichte noch bis in sein höheres Alter, bloß in Vaterstadt, in welcher er schon im J. 1717 in einem Alter von 32 Jahr Würde eines Senators einnahm und zu hohem Ansehen gelangte; Werke seiner kunstfertigen Hand sind indeß sehr selten daselbst anzutreffen. Sein schlecht ist jetzt in Biberach ausgestorben.

v. Raiser, Beiträge für Kunst und Alterthum im Oberdonaukreise Königreiches Baiern, Augsburg 1832 (abgedruckt in den württemb. J bücher, Jahrg. 1832, 2. Heft). — Schwäb. Mercur, Jahrg. 1862 n. Ein Bildniß von S. hat sich bis jetzt nicht auffinden lassen.

P. Be

Schauroth: Eberhard Christian Wilhelm v. S. (Schau Legationssecretär, geboren zu Stuttgart gen Schluß des 17. oder Anfang 18. Jahrhunderts, † zu Hornberg 1766. — S. machte seine Studien zu H und lebte in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts längere Zeit württembergischer Legationssecretär am Reichstage zu Regensburg. Dort e staltete er eine „Sammlung aller Conclusionen, Schreiben und anderer ü Verhandlungen des hochpreislichen Corporis Evangelicorum — vom Anfang jetzt fürwährenden hochansehnlichen Reichsconvents bis auf die gegenwär Zeiten". Das fleißig und gründlich gearbeitete Werk umfaßt 3 Foliobände denen der erste 1751 zu Regensburg, die beiden folgenden ebendort 1752 53 erschienen. — Zuletzt wurde S. adeliger württemb. Regierungsrath Oberamtmann zu Hornberg, wo er 1766 mit Tod abging.

Pütter, Lit. d. teutschen Staatsrechts. Thl. 2, S. 142. — XII, 101. 102.

Eisenhar

Schaevius: Heinrich S., Dr. med. et phil., auch gekrönter Dichter, 1624 in Kiel, studirte in Königsberg und anderwärts, und wurde um 16

r des Griechiſchen und der Poeſie am fürſtlichen Pädagogium in Stettin, er als Prorector verließ, um (11. Nov.) 1660 das Rectorat am Gymna- zu Thorn anzutreten, wo er am 7. November 1661 an der Peſt geſtorben Wegen ſeines ſcheinbar gänzlich verſchwundenen „Büchleins von den Leber- en", das er unter dem Namen Euphroſ. v. Sittenbach herausgab, und aus em Neumeiſter (A. D. B. XXV, 543) einige Proben giebt, wird er in den raturgeſchichten als Erfinder dieſer Scherzgedichte aufgeführt, aber mit Un- denn bereits 1605 hatte Joh. Sommer (Pſeudonym Huldrichus Theran-), Paſtor in Oſterweddingen bei Magdeburg, eine Epatologia Hierogliphica umica veröffentlicht. Zu dem Werke: „Der Jungfer Euphroſine von Sitten- züchtige Tiſch- und Leberreime, zu Leberſtatt druckts Georg Gözke MDCLXV", ls Anhang zu Greflinger's Complimentirbuch erſchienen, könnte S. immer- in Beziehung ſtehen, denn zur Zeit ſeiner Anſtellung in Stettin war ein g Götzke Buchdrucker des Pädagogiums daſelbſt. Seine übrigen Werke: ctatus de quinque sensibus", Stettin 1656, 12°; „Vocabularium gram- cale" 1655; „Mythologia deorum et heroum", Stargard 1660; „Sceleton raphicum", Braunſchweig 1662, Fol.; „Disputationes in Comenii Januam arum"; eine Ueberſetzung der erſten 17 Oden des 1. Buches des Horaz; Würtzii Wundarznei u. a. m. ſind wohl meiſt vergeſſen. Von ſeinen ilienverhältniſſen iſt nur bekannt, daß er einen Sohn Johann Friedrich hatte.

Jöcher (wo Verzeichniß der Schriften). — Nachrichten aus den Gymnaſial- bliotheken in Stettin und Thorn. — Gruppe, Leben und Werke deutſcher chter. Geſch. d. deutſchen Poeſie in den letzten drei Jahrh. 2. Ausgabe, d. 1.

v. Bülow.

Schäzler: Johann Lorenz Conſtantin Freiherr v. S. wurde ge- zu Regensburg am 7. Mai 1827 als Erſtgeborener des königl. bair. meyers Freiherrn Ferdinand v. Schäzler. Von früheſter Kindheit an be- te er ungewöhnliche Geiſtesanlagen; mit 10 Jahren trat er in die zweite nclaſſe des proteſtantiſchen Gymnaſiums St. Anna in ſeiner Vaterſtadt und virte hier ſeine humaniſtiſchen Studien. Nachdem er das Abiturienten- en mit Auszeichnung beſtanden, bezog er 1844 die Univerſität Erlangen nach Erſtehung der philoſophiſchen Prüfung die Univerſität München, wo er Semeſter Jurisprudenz hörte. Zur Vollendung ſeiner juriſtiſchen Studien er Herbſt 1847 nach Heidelberg, aber ſchon im März des folgenden Jahres ihn die politiſchen Stürme in die Heimath zurück. S. entſchloß ſich nun uriſtiſche Laufbahn mit der militäriſchen zu vertauſchen und trat als Junker s erſte Küraſſierregiment Prinz Karl, erhielt aber zugleich die Erlaubniß, juriſtiſche Staatsexamen abzulegen. Sechs Monate ſpäter wurde er als enant zum vierten Chevauxlegersregiment nach Augsburg verſetzt. 1850 er ſeine Entlaſſung aus dem Heere und prakticirte am Landgericht Traun- ; zugleich verfaßte er eine juriſtiſche Diſſertation, auf Grund deren er von Univerſität Erlangen zum doctor juris promovirt wurde. Nun erfolgte eine Wendung im Leben des jungen Juriſten und Officiers, S. trat, einem lange empfundenen inneren Zuge folgend, zu Brüſſel am 10. October zur katholiſchen Kirche zurück und entſchloß ſich zugleich zum Studium Theologie. Im folgenden Jahre trat er zu Löwen in die Geſellſchaft Jeſu nd ſetzte hier ſeine theologiſchen Studien fort, nach deren Vollendung er 11. September 1856 zu Lüttich die Prieſterweihe empfing. Schon im fol- n Jahre löſte er ſein Verhältniß zur Geſellſchaft Jeſu wieder und ging an Univerſität München, wo er im Mai 1859 in der Theologie promovirte. Erſtlingswerk „Die Lehre von den Sacramenten" erſchien ebendaſelbſt

1860. 1861 wirkte er als Repetent an dem Priesterseminar zu Osnabrü
aber schon 1862 nach Freiburg im Breisgau, wo er sich als Privatdocent
litirte und bis 1873 Vorlesungen über Dogmengeschichte hielt. 1863 na
Theil an der Gelehrtenversammlung zu München, wo er mit sieben a
Mitgliedern den bekannten Protest gegen Döllinger's Eröffnungsrede unt
nete. In demselben Jahre 1863 verwickelte sich S. in einen unerquic
theologischen Lehrstreit mit Professor v. Kuhn in Tübingen, den er zuerst
nym in mehreren Artikeln der „Histor-politischen Blätter" in München,
von 1865 an, in seiner Schrift: „Natur und Uebernatur. Das Dogma v
Gnade und die theologische Frage der Gegenwart. Eine Kritik der Kuhn
Theologie von C. v. S.," Mainz 1865, mit offenem Visir führte. Noch
der Streit zwischen Kuhn und Professor Clemens in Münster, oder besser, zw
der sogenannten neuscholastischen und der katholischen Tübinger Schule
ausgetragen, als ihm Schäzler's Eingreifen eine weitere Ausdehnung, aber
eine animosere Färbung gab. War ersterer Streit mehr erkenntnißtheore
Natur und bezog sich auf die Frage des Verhältnisses der Philosophie zur
logie, der Vernunft zur Offenbarung, des Wissens zum Glauben, so üb
ihn S. auf das specifische Gebiet des Uebernatürlichen, der Gnade. Hauptv
verse war: welches ist die wahre und wirkliche Lehre des hl. Thomas von
über Natur und Gnade; sodann: ist die Gnade eine Ergänzung der mensch
Natur, der natura defectuosa zur natura integra oder rationi consona u
wirkt sie eine physische Veränderung der menschlichen Seele, ein eigen
Theilhaftwerden der göttlichen Natur, wie S. will; oder aber ist sie al
Vervollkommnung der menschlichen Natur und als eine geistige Neugeburt
sehen, wie Kuhn behauptet. Ueber diese Fragen wurden mehrere, zum
recht heftige Streitschriften gewechselt (von Seite Schäzler's: „Neue Untersuch
über das Dogma von der Gnade", 1865; „Gnade und Glaube", 1867), w
beiden Theilen viel des Unangenehmen und Widerwärtigen bereitet wurde,
daß ein positives Resultat erzielt worden wäre. Die Vermuthung, S.
nicht aus eigenem freiem Antrieb den unerquicklichen Streit aufgenommen
vielmehr nur von Partei- oder Gesinnungsgenossen vorgeschoben worden,
Wahres und Falsches in sich schließen. Kuhn selbst sah den Streit als
matische Befehdung und Verdächtigung des ‚Tübinger Dogmatikers', und
als eine ruhig gehaltene, objective wissenschaftliche Controverse" an (s.
Die Lehre von der göttlichen Gnade, Tübingen 1868, Vorrede S. XI).
lich kam es auch 1869 zu einer inquisitorischen Untersuchung der Kuh
Lehre in Rom, die indes nicht zu deren Ungunsten ausfiel. Die gemach
liebsamen Erfahrungen hatten aber leider der Hand des verdienten kath
Dogmatikers die Feder entfallen lassen. Obwohl Kuhn erst am 8. Ma
starb, schrieb er doch von 1869 an, also fast volle zwanzig Jahre lan
Wort mehr über wissenschaftliche Fragen und hinterließ so sein monum
Werk: „Katholische Dogmatik", als Torso. S. aber sah sich zum Th
den eigenen Parteigenossen verlassen, von anderer Seite dagegen angefein
wohl infolge dieses Streites den Weg zu einer ordentlichen Professur
Universität versperrt. So verzehrte sich eine reich begabte und tief a
Natur in nutzlosem wissenschaftlichen Hader, während sie in anderer We
vergängliches zu schaffen befähigt gewesen wäre. 1866 hatte Erzbischof H
v. Vicari S. zum geistlichen Rath ernannt. Als 1869 das vati
Concil eröffnet wurde, berief der Secretär desselben, Bischof Feßler v
Pölten, S. als seinen Theologen nach Rom und hier veröffentlichte er no
theologische Broschüren: „Das christliche Glaubensbekenntniß" und „Die
liche Unfehlbarkeit". 1873 nahm S. bleibenden Aufenthalt in Rom und

m sechsten Centenarium des Todestages des hl. Thomas eine Schrift: „Divus homas contra liberalismum“ 1874. Im gleichen Jahre ernannte ihn Pius IX. m päpstlichen Hausprälaten und zum Consultor des Sant' Ufficio und 1876 m Consultor der Congregation degli affari esteri. Die Sehnsucht zum Or- nsleben brachte S. nochmals in nähere Beziehungen zur Gesellschaft Jesu, lein er kränkelte, infolge geistiger Ueberanstrengung und allzugroßer ascetischer trenge gegen sich selbst, bereits seit längerer Zeit, und erlag schon am 19. Sept. 80 einem Herzleiden zu Interlaken in der Schweiz. Seine Schwester Frei- n Olga v. Leonrod geb. Schäzler, ließ die irdischen Ueberreste des verlebten lehrten nach Freiburg im Breisgau verbringen und sein Grab mit einem herr- hen Monument schmücken.

Knöpfler.

Schebest: Agnese S., neben W. Schröder-Devrient die berühmteste utsche Bühnensängerin der dreißiger Jahre, wurde am 15. Februar 1813 zu en geboren. Ihr Vater, ein Böhme, den eine k. k. Ordre als Oberminen- ner nach Alessandria verschlug, wurde ihr schon 1816 durch die tödtlichen gen einer Explosion entrissen und so wuchs sie unter traurigen und ärmlichen xhältnissen auf. Auf der kleinen Festung Theresienstadt hatte man der ittwe S. und ihren beiden Kindern freie Wohnung gewährt und eine magere nsion mußte ausreichen, sie nebst der hochbetagten Großmutter zu erhalten. r Bescheidenheit und der fromme Sinn der Mutter wußten auch dieses ickſal zum Besten zu wenden. Agnese wurde eine unterste Schulbildung zu eil und ihre Stimme und musikalische Begabung fanden den ersten Pfleger Schulmeister Langer, der sie schon früh zur Mitwirkung bei festtäglichem ttesdienst heranzog. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit des in der Festung rnirten griechischen Fürsten Ypsilanti und seiner Umgebung auf die kleine nese gelenkt und seiner Anregung war es zu danken, daß man ernstlicher darauf acht wurde, das junge Talent auszubilden. Durch Vermittelung des Schul- sters wurde sie Schülerin des Dresdener Chordirectors und berühmten Ge- glehrers Johann Mitsch (1765—1845) und somit in denselben strengen erlieferungen italienischer Gesangskunst auferzogen, in denen ein Jahrzehnt her das große Genie einer Wilhelmine Schröder zur Reife gediehen war. tsch unterrichtete gründlich und sorgfältig und bereitete den wichtigen Schritt er Schülerin vor die Oeffentlichkeit langsam und weise vor, indem er sie der Schaar seiner Chorknaben und später dem Theaterchor einreihte. Erst h mehrjähriger Unterweisung, und nachdem sie von Madame Werdy (die als dame Voß unter Goethe's Weimarer Theaterleitung sich rühmlich hervorge- n) sich die Grundlehren der Schauspielkunst angeeignet hatte, durfte Agnese der Dresdener Hofbühne ihren ersten theatralischen Versuch wagen. Es war njamin“ in Méhul's „Joseph und seine Brüder“. Der Erfolg sicherte ihr bescheidene Anstellung, die den nicht genug zu schätzenden Vortheil hatte, Anfängerin eine Fortsetzung ihrer Studien bei ihren erprobten Lehrern zu dglichen. Nach dem Bedürfniß der Spielordnung und unter der Anleitung tsch's studirte Agnese nunmehr in bunter Reihe: Irma (Auber's Maurer), thе (Freischütz), Emmeline (Weigl's Schweizerfamilie), Oberpriesterin (Spon- 's Vestalin), Myrrha (Winter's Opferfest). An der Verschiedenartigkeit dieser gaben bildete sich namentlich die Darstellungskunst Agnese's bald zu be- chtlicher Höhe aus, so daß die Intendanz es wagen durfte, ihr auch im auspiel größere Rollen zu übertragen. So spielte sie denn vom Jahre 1831 neben ihren Gesangspartien auch die Rollen der Dorothea (Töpfer's Her- nn und Dorothea), Natalie (Kleist's Prinz von Homburg), Thekla (Wallen- n) u. a., fand aber bald in dieser Zersplitterung ihrer Kraft schwere Nach-

theile für die Fortentwicklung ihrer Künſtlerſchaft und namentlich
weitere Ausbildung ihrer Stimme, ſo daß ſie beſchloß, ihren Vertrag
Dresdener Bühne, wo ſie es allmählich bis zu einem Jahresgehalte vo
Thalern gebracht hatte, nicht zu erneuern. Nach einigen erfolgreichen Ga
in Berlin und Leipzig verließ ſie Frühjahr 1832 Dresden und wandte ſ
Peſt. Hier debutirte die Neunzehnjährige als „Emmeline" und als
(Oberon) mit ſolchem Erfolge, daß der Director Grimm ihr eine feſte A
mit einem Gehalt von 2000 fl. Conv.-Münze und der Einnahme v
Benefizvorſtellungen anbot. Von 1832—1836 war Agneſe S. nun
Mitglied der Peſter Oper. In dieſe Zeit fällt ihre eindringliche Bekä
mit der Kunſtart der Neu-Italiener, Bellini und Roſſini und damit
bereitung zu ihren ſpäteren und größten Triumphen. Vor ihrer Wi
des Romeo (Bellini's Romeo und Julia), den ſie allein in Peſt übe
Mal ſang, traten alle ihre übrigen Darbietungen, auch wo ſie höhere
aufgaben galten, wie Eglantine (Euryanthe), Doña Elvira (Don Juan),
Roſina (Barbier von Sevilla), in den Hintergrund. Mit der Zeit m
Agneſe wie es ſcheint, eine Art „Specialität" aus der Darſtellung ſolc
haber und Helden im Sopraniſtenton; wenigſtens erſcheinen Rollen wie
Arſace (Roſſini's Semiramis), Tancred (Roſſini), Armando (Meyerbe
ciato), Sextus (Mozart's Titus) ſehr häufig auf dem Plan ihrer ſp
Gaſtſpiele, ja ſie ſchreckte ſogar, wie aus dem „Morgenblatt" (Janua
zu erſehen iſt, vor dem bedenklichen Wageſtück nicht zurück, in Stutt
„Othello" in Roſſini's gleichnamiger Oper zu ſingen, wie ſie anderw
eigenen Ausſage nach, den Tambour in „Rataplan" (Oper von Pillw
nommen hatte. Dieſe Thatſachen ſowie die eigene Angabe Agneſe's,
unter ihren übrigen Rollen die Cherubiniſche „Medea" beſonders werth
ſei, laſſen die Eigenart der Künſtlerin mit Beſtimmtheit als eine „herv
zeichnen, was der Ausſpruch eines Breslauer Referenten, die Schröder-
ſinge eine glühende, die S. aber eine flammenwirbelnde Leidenſchaft, rg
beſtätigt. Ihre Stimme reichte vom g bis zum c‴, trug aber, da
Altpartien ſang, wol den Charakter des Mezzoſoprans; in der That
auch ihre ſeelenvollen Mitteltöne und der tiefe Glockenklang ihrer Sti
ſonders gerühmt. Schon während ihres Aufenthaltes in Peſt hatte Ag
ſchiedene Gaſtſpielreiſen, nach Wien (1834), Dresden und Graz (183
nommen und war dabei ſo gut gefahren, daß ſie nach Ablauf ihres
keine feſte Stellung mehr anzunehmen beſchloß. Der Ruf ihrer Künſ
ſicherte ihr zahlreiche Einladungen und ſo zog ſie von Stadt zu Stadt,
große Triumphe feiernd. Als die wichtigſten Ereigniſſe dieſer über v
Jahre ſich erſtreckenden Kunſtfahrten nennt ſie ſelbſt ihre Gaſtſpiele i
ruhe, Stuttgart (1837, 1838, 1842), Mainz, Wiesbaden, Kaſſel,
München, Straßburg, denen nach einem längeren, durch Krankheit
Aufenthalt in Paris (1838), wo Meyerbeer ſie für die „Valentine"
Hugenotten gewinnen wollte, und einer Erholungsreiſe nach Italien (183
Gaſtſpiele in Zürich, Weimar, Göttingen, Schwerin, Hannover, Bremen
(1840), Königsberg (wo ſie in einer zur Krönungsfeier Friedrich Wil
ſtattfindenden Aufführung von Händel's Meſſias mitwirkte), Danzig
Warſchau, Lemberg, Poſen folgten. 1842 nahm ſie in Karlsruhe
Bühne Abſchied, nachdem ſie ſich mit dem berühmten freigeiſtigen
D. Fr. Strauß verehlicht hatte. Doch das Glück dieſer Ehe, der zw
entſproßten, war nicht von langer Dauer; gegenſeitiges Mißverſtehen f
Scheidung. Agneſe S. ſtarb am 22. December 1869 zu Stuttgart. Ih
Lebensjahre widmete ſie der Heranbildung junger Sängerinnen und ſ

schen Arbeiten, namentlich der Ausarbeitung ihrer Studien über mündlichen ortrag und plastischen Ausdruck, die, unter dem Titel „Rede und Geberde" Leipzig, Amb. Abel) erschienen, leider mehr Früchte ihrer späteren autodidak- schen Vertiefung in die Kunstlehre als Ergebnisse ihrer früheren Bühnenthätigkeit thalten. Schon früher hatte sie ihr Leben in anziehender Weise beschrieben in m Buche: „Aus dem Leben einer Künstlerin". Von Agnese Schebest. Mit m Bildniß der Verfasserin. Stuttgart 1857.

Zu vergleichen: Morgenblatt 1837, 1838, 1857. — Wurzbach, Artikel Schebest.

Heinrich Welti.

Schechinger: Johann oder Hans S. (Schächinger oder Schachin- rus), in Sammelwerken des 16. Jahrhunderts auch nur J. S. gezeichnet. ir sind über diesen Componisten aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts nig benachrichtigt und es ist nicht leicht aus den im 16. Jahrhundert auf- tenden Musikern den Componisten der 13 deutschen mehrstimmigen Lieder zu zeichnen, die sich in Egenolff's, Forster's und Finck's Liedersammlungen be- den. Luscinius nennt ihn in seiner 1536 erschienenen Musurgia S. 7 „Scha- ingerus apud Patavienses" und einen Schüler Hoffheimer's. Dann führen Register der Hofcapelle in München unter Herzog Albrecht V. von Baiern n 1550—1579 einen Organisten Hans Schächinger auf, der „viel kunstreiche nstrumente" anfertigte. Daß die damaligen Organisten zugleich die besten gelbauer waren, ist eine bekannte Thatsache und fand in allen Culturländern tt. So der berühmte und gefeierte Antonio Squarcialupi in Italien und le andere. Ferner wird einem „Hans Schechinger der Elter" 1558 vom trischen Hofamte die Summe von 170 Gulden ausgezahlt und in demselben hre erhält „Hans Schechinger der Jünger" die Summe von 132 Gld. (siehe onatsh. f. Musikgesch. VIII, 75 u. 117). Daß einer dieser beiden letzteren den Componisten der deutschen Lieder zu halten sei, möchte ich bezweifeln, gleich deren Componist als Schüler Hoffheimer's jedenfalls auch Organist war d zwar um 1536 in Passau, wie uns Luscinius meldet; daß derselbe aber ch 1579 gelebt haben sollte, ist nicht gut denkbar und so müssen wir vorläufig se gleichnamigen Männer noch trennen. Fétis führt in seinem biographischen xikon einen Joh. Schechinger an, der die Kinder des Herzogs Albrecht V. von ern in der Musik unterrichtete und dafür jährlich 30 Gulden erhielt und t dem noch hinzu, daß er 1549 in Nürnberg eine Sammlung vierstimmiger tsche Lieder herausgab. Als Quelle führt er die Rechnungen der bairischen skammer an. Diese Liedersammlung, die bis heute noch nicht wieder aufge- den ist, kann allerdings nur von dem bairischen Hoforganisten herrühren.

Rob. Eitner.

Schechner: Jörg S., Nürnberger Meistersänger, über dessen bürgerlichen uf mir nichts bekannt ist; auch Schedner nennt ihn die Ueberlieferung, doch dieser Name schlechter bezeugt. Seine datirten Gedichte reichen vom 28. Fe- uar 1535 bis zum 6. September 1548; der Höhepunkt seiner Fruchtbarkeit ren die Jahre 1543 und 1544. S. begann, wie so viele, mit religiösen chtungen, deren höchster Ehrgeiz es war, möglichst wörtliche Versificationen Luther'schen Bibelübersetzung zu liefern; doch hat S. diesem Bestreben zu ebe Vers und Sprache weniger mißhandelt, als die Mehrzahl seiner Genossen. ld drängen weltliche Stoffe die engherzige Beschränkung auf die Bibel zurück; erzählt Novellen des Boccaccio, heimische Thierfabeln und Anekdoten aus der ern Geschichte, warnt vor Trunkenheit und lehrt Kindererziehung; er liebt für hre und Erzählung besonders die stilistische Form der Triaden, die seinen mit schwindenden Ausnahmen dreistrophigen Baren trefflich gemäß war. Der

meisterlichen Neigung zu technischen Spielereien hat er in einer Equivo
huldigt. Den dreißigreimigen Meisterton, durch dessen Erfindung S. nach
brauch die Meisterschaft bethätigen mußte, nannte er 'rayßige Freudweiß',
Hans Sachs hat diese Form nicht verschmäht.

Ms. germ., Berl., Fol. 23. — Dresdener Hs. M 8. — G
Schechner's sind abgedruckt von W. Grimm in der Zeitschrift f. deut.
X, 307, und in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissen
zu Berlin, 1855, S. 24. Rot

Schechner: Nanette S.-Waagen, geboren 1806, † 29. (30?)
1860 in München. Unter den großen in der ersten Hälfte unseres Jahrh
lebenden, die musikalische Welt mit dem Rufe glänzender und enthusia
der Leistungen erfüllenden Sängerinnen nimmt N. S. eine erste Stel
München, Stuttgart, Karlsruhe, Wien, Berlin, Hamburg, Leipzig,
haben ihrem Organe und ihrer Kunst mit schwärmerischer Begeisterung ge
und ihr Triumphe bereitet, wie sie nur den bewundertsten und seltensten
erscheinungen wurden. Liest man die anerkennenden Berichte musikalischer
dieser Periode, in welchen ihr vielfach vor allen ihren Colleginnen der
eingeräumt wird, dann muß man es wirklich aufs tiefste bedauern, daß
stungen ausübender Künstler so flüchtig sind und mit den Ausübenden a
immer verstummen. Ein klares Bild von dem Gesange einer Schechner,
Schröder u. s. w. wird der, der über ihn nur lesen konnte, was auch d
kundigste gleichzeitige Kritik darüber äußerte, nie erlangen können. So
stritten nun aber auch die der S. gezollte allgemeine Anerkennung war,
sprechende Urtheile finden sich insofern, als nach einigen ihr leichte Hö
perlende Coloratur versagt gewesen sein soll, während andere gerade
ihren Vortrag italienischer Partien als vollendet rühmen und ihren
Stimmumfang von c bis e bewundern. Sie mag allerdings vorzugswe
deutsche Sängerin gewesen sein. Ihre große, ergiebige Stimme von
Wohllaute, ein seelenvolles Auge und edles, maßvolles Spiel befähig
Partien ernster Gattung wie „Iphigenia in Tauris", „Julie" in der
„Fidelio", „Agathe" im Freischütz, „Lady Macbeth", „Gräfin" im
„Donna Anna" und „Donna Elvira" im Don Juan, „Servilia" und „S
im Titus, „Emmeline" in der Schweizerfamilie, „Rezia" im Oberon u.
höchstem Erfolge auszuführen und jeden Vergleich mit berühmten Zeitg
der Catalani, Malibran, Pasta, Unger, Schröder-Devrient u. s. w. sieg
bestehen. Doch hat sie, wie schon gesagt, auch Rollen wie „Amenaide"
cred), „Desdemona", „Arsace" (Semiramis), „Isabella" (L'inganno
„Ninetta" (Diebische Elster), „Sofia" (Sargino), „Anna" (Weiße
„Röschen" (Schöne Müllerin), „Aennchen" (Freischütz), „Fatime" (Obero
unvergleichlich gesungen. — Die S. entstammte, wie so viele in der
später zu großem Ansehen gelangte Personen, einer armen (Münchner)
Ersten Unterricht im Clavierspiel und Gesang erhielt sie von einem Sch
Namens Weber; dann dürfte sie der gestrengen Theaterchorsingmeisterin
Dorothea Güthe übergeben worden und hierauf in das Chorpersonal de
nischen Oper eingetreten sein. Ihre großen Anlagen und ihre bewundern
Stimme machten sich bald bemerklich, so daß sie der damalige Intend
k. italienischen Hofoper, Baron v. Priuli, dem während seiner Amtsführ
gründeten Singinstitut, dem der berühmte Ferd. Orlandi († 1840) al
vorstand, zu weiterer Ausbildung übergab. Aufs glänzendste machten
Fähigkeiten zuerst bei folgender Gelegenheit bemerklich. Die berühmte u
gefeierte Altistin Giuseppa Grassini (geboren zu Varese 1775, † zu

850), einst von Napoleon so sehr geschätzt und begünstigt, durch eine Sing-
eise ausgezeichnet, die durch Auffassung und Ausdruck von edelster Schönheit
nd tiefergreifender Wirkung war, kam zu Anfang der 20er Jahre nach Mün-
en und gastirte da in einer ihrer Glanzrollen, in der Oper „Horatier und
uriatier" von Cimarosa. Aber unterm Theaterpersonale war zur Zeit nie-
and, der ihr die Partie des „Curiatio" zu Danke hätte singen können. Nur
l. S., die sie in der Singschule entdeckt, schien ihr würdig, neben ihr aufzu-
reten. Mit großem Zagen wagte die Schülerin neben solcher Meisterin und
ar in einer Rolle zu singen, in der kurz vorher die gefeierte Marianne Sessi-
atorp (1776 in Rom geboren, 1847 in Wien gestorben) außerordentlichen
eifall gehabt hatte. Hämische Neider, an denen es jungen, vielversprechenden
alenten ja nie zu mangeln pflegt, versuchten bei dieser Veranlassung nicht ohne
rfolg, im Publicum eine der Sängerin ungünstige Stimmung zu erwecken und
als Anmaßung hinzustellen, daß sie nach solcher Vorgängerin sich unterstehen
olle, in deren Partie aufzutreten. Der Vater Nanettens war im Vorsaale
bst Ohrenzeuge, wie einige grüne Gesellen und vorlaute kunstkritische Jüng-
ge sich verabredeten, solche Verwegenheit durch Zischen und Pochen zu be-
afen. Doch kaum waren die ersten Töne des wunderbaren Organs Nanettens
hört worden, als sich der künstlich geschürte Unwille sofort in allgemeines
aunen verkehrte. Obgleich vorerst nur unvollkommen ausgebildet, überstrahlte
ch Schönheit und Fülle ihrer Stimme, Mittel und Können der bereits altern-
n Graffini derart, daß diese in Verwirrung gerieth und minder gut wie ge-
hnlich sang. Das Juwel war nun entdeckt und sofort fanden sich auch die
thigen Mittel, das seltene Metall dieser Stimme ans Licht zu fördern und
die italienische Oper, die damals in München wie anderwärts eine bevor-
gte Stellung einnahm, zu erziehen. Orlandi wandte ihr fortan besondere
ufmerksamkeit zu und unterrichtete sie im Solfeggio, während der treffliche
enor und vorzügliche Lehrer, der Singmeister der königl. Prinzessinnen in
ünchen, Domenico Ronconi († 1839) sie im Vortrage unterwies, oder, wie
an heute sagt, ihr Rollen einstudirte. Von jetzt an lesen wir öfter über ihre
flungen als Concert- und Opernsängerin. Stets fanden dieselben ver-
nte Anerkennung; mit Güte und Schonung immer aufgenommen, sang sie mit
gendem Erfolg, wußte sie in jeder neuen Rolle neue Beweise ihres Fleißes
d eifrigen Studiums zu geben. Als sie, wie einst mit der Graffini, 1825
der berühmten Mad. Henriette Clem. Méric-Lalande zusammen sang,
nzte sie auch neben dieser durch Auffassung und kräftigen Willen und er-
hte überall Hochgelungenes. Bereits 1821 war sie bei der italienischen
er für dritte Partien engagirt worden; im folgenden Jahre, 12. Juli, trat sie
malig als Servilia im „Titus" auf und sang, 28. Juli, das Aennchen im
ischütz. Am 1. October wurde sie dann für die deutsche Oper gewonnen,
blieb aber zugleich im Verbande der italienischen. Nun begegnen wir auf-
endem Schwanken in ihrem Engagement; seit 1. Juli 1824 gehörte sie
der ganz der italienischen, seit 1. Juli 1825 ganz der deutschen Oper an.
t großem Erfolge sang sie in diesem Jahre bereits den „Fidelio". Nun
chte sie auch ihre ersten Kunstreisen (nach Stuttgart und Karlsruhe), stets
wierigste Aufgaben mit Beifall und Glück, mit klangreicher Stimme und rich-
em Vortrage lösend. Im Frühjahr d. J. 1826 erlebten die sie vergötternden
ünchener erstmalig den Schmerz, sie verlieren zu müssen. Nachdem sie noch,
s man ihr übrigens vielfach sehr übel deutete, in der Posse „die 7 Mädchen
Uniform" von Angely gesungen hatte (ihre weibliche Eitelkeit mochte sich in
knappen, sie gut kleidenden Unterofficiersuniform gefallen), ging sie, 1. Mai,
ch Wien. Kommen, sehen und siegen war hier für sie Eines. Alle Journale

bewunderten die herrliche, jugendliche, am Kunsthorizonte auftauchende
nung; ihre frische, reine, kräftige Stimme zog jedermann an; ihr Vortr
lebhafteste, ungetheilte Bewunderung. Sie debutirte da „con furor
„Emmeline" im Kärnthnerthortheater. Vollendeter hatte man diese Ar
nie gehört. Durch keinen willkürlichen Vorschlag verunzierte sie ihren G
part. Ihre starke, glockenhelle, unendlich wohllautende Bruststimme erinn
die Frühlingstage der Milder. In der „Ninetta" (diebische Elster), die s
sang, gab sie einen Beweis für ihre auf italienische Schulung gründende, gl
Kunstausbildung. Neben Lablache errang sie die größten Triumphe.
Bleibens in Wien, wo man sie gerne festgehalten hätte, war jedoch nicht
Vielleicht war sie dadurch verletzt, daß man sie zu häufig in untergeo
Sphäre beschäftigte. In Berlin, wohin sie jetzt ging, wo man sie doch
kaum dem Namen nach kannte, erregten ihr schöner, metallreicher, zum
dringender Sopran, ihr inniger, tiefempfundener Vortrag, ihr natürliche
ebenfalls größte Sensation. Kaum hatte man dort je mit solch wahrh
druck, so richtiger Auffassung der Charaktere, solchem Talent zur Dar
singen gehört. N. S. war im Stande, Gluck'sche und Mozart'sche Oper
französische und neuere italienische mit gleich brillantem Erfolge zu gebe
richtigster Declamation, Accentuirung und Betonung, verband sich bei ih
tigkeit, Biegsamkeit, sieghafte Stärke und ein rührendes mezza voce
(wenn auch nicht schöne?) Gestalt verfügte über edle Bewegungen und
Haltung. Feuer der Empfindung beseelte alle ihre Darstellungen. D
mißte man einen schönen Triller, und Coloraturen führte sie, wenn au
und leicht, doch immer nur in mäßiger Bewegung aus. Auch in Berlin
sie als „Emmeline" und zwar mit gleichem, wenn nicht noch größerem Erf
in Wien. Für einen Moment können wir jetzt das Wort an den s. Z. gefü
aber sachkundigen und gründlichen Berichterstatter der Berl. Vossischen
L. Rellstab, abtreten, der sich über die Darstellung der „Emmeline" und
Rollen der S. also ausspricht: „29. Mai 1827. Den vorgestrigen Tag
wir für die Kunst einen denkwürdigen nennen. Mit dem schönen Sin
jeder bedeutenden Künstlerin hier freudig entgegenkommt, wurde Dem. S
bei ihrem Auftreten mit lebhaftem Beifalle empfangen. Ihre Leistungen
daß sie ihn verdiente. Gleich die ersten Töne ihrer herrlichen Glockenst
regten allgemeine Sensation und nie wol hat schon durch die Anfangst

junge Sängerin solche Anerkennung beim Publicum gefunden. Von
bleibt ihre Stimme an Fülle und Wohllaut sich gleich und man wird
hast, ob man die voll austönende Tiefe oder die herrlich reine Höhe
wundern soll; damit aber verbindet sie eine viel mehr zu schätzend
kommenheit: tiefes Gefühl für das, was sie singt. Schon ihre Rollenwa
daß sie sich der edelsten Gattung der Gesangskunst widmete. Obwol
kennen konnte, daß eine nicht ganz zurückzuweisende Coloraturfertigkeit
fremd ist, erschien es um so ehrenwerther, daß sie es verschmähte, durch
Glänzen das Ganze des dargestellten Charakterbildes zu stören. Sie er
auch als gute Schauspielerin, indem sie den Charakter ihrer Rollen rich
faßte und demselben einen gewissen Grad von Leidenschaftlichkeit zusetzte,
Uebergang einer Mädchenliebe in stillen Wahnsinn erklärlich machte.
haltener Schmerz, die Ausbrüche der fast zur Angst gesteigerten Leidens
gewaltsamen Anstrengungen zur Freude, alles traf das innerste Herz.
eine in so hohem Grade treffliche Leistung so allgemeinen Eindruck
Tiefste Stille herrschte während sie sang, jeder fürchtete, den kleinsten
verlieren. Bei ihrer Arie: „Ich bin ja so selig", tönte die vo

nme, das ganze Haus mit Wohllaut füllend, so rein und schön heraus, daß emeines Entzücken in stürmischem Beifall sich kundgab. N. S. wußte durch Laute mitten in die weithallenden, von frischer Bergluft durchwehten Thäler Schweiz zu versetzen, wo die Schalmeien der Hirten, von felsigen Höhen btönend, ähnliche Wirkung thun. — 2. Juni. Wie viel Interesse N. S. er Rolle der „Agathe" wachrief, ist schon daraus zu entnehmen, daß, bei merszeit, das ganze Haus dicht gefüllt war. — 25. Juni. Freitags er- n wir eine unvergeßliche Opernvorstellung. Frl. S. als „Fidelio" erfüllte höchsten Wunsch aller Freunde ihres außerordentlichen Talents, das als eine melsgabe erscheint, wie sie kaum zweimal in einem Jahrhundert ertheilt en mag. Was die herrliche Fülle der schönsten Stimme, die tiefste Seele Gesangs ausdrücken und ein edel gehaltenes Spiel vermögen, wurde ge- t. Im ersten Act sang sie wie immer außerordentlich schön; ihr Organ, in mehrstimmigen Sätzen zu schönster Gesammtwirkung den anderen Stim- sich anschmiegend, klang herrlich in den vielstimmigen Stücken, doch schien als hätten wir sie schon besser gehört. Das Adagio der großen Arie gab sie unübertrefflicher Wahrheit und Tiefe des Ausdruckes, das Allegro sehr gut, jene früher geübte hinreißende Gewalt fanden wir hier noch nicht. Das oll-Duett im 2. Act gelang nicht ganz. Aber von nun an entwickelte sich uns das erstaunenswürdigste Wunder der Kunstleistung, das wir je erlebt. Terzett drang der tiefste Ausdruck der Wehmuth mitten durch die Kraft, der sich die Heldin beherrscht, erschütternd durch. Die Worte: „Es ist ja um ihn gethan", trafen das innerste Herz. Jetzt erscheint der Mörder. enmüthiger Entschlossenheit einte sich jetzt Kraft der Verzweiflung. Wir n keinen Ausdruck für die Gewalt, mit der hier die Darstellerin ihre unbe- iblichen Mittel geltend machte. Wie Blitze schlugen ihre Töne in das ver- tene Chaos der Stimmen dieses zu höchster Leidenschaftlichkeit gesteigerten es. Nie haben wir Aehnliches gehört, nie aber auch ähnlichen Eindruck er- Auf jeder Miene las man höchste Spannung mit größtem Enthusiasmus nt. Und als nun vollends das Duett: „O namenlose Freude"! begann, riß hränenvolle Jubel der Freude desselben jedes Herz hin und es brach am uß ein Beifallssturm los, der nicht enden wollte. Dies ist die Grenze, wo ritik schweigt, wo uns die Macht des Schönen so besiegt, daß alles Urtheil roßem erhebenden Gefühl aufgeht." — Am 29. Juni sang sie neben der mten Milder die Julia in der „Vestalin". Nachdem Rellstab in warmen en der Ersteren Leistungen gewürdigt, fährt er fort: „Was aber sollen wir der ausgezeichneten Künstlerin sagen, die ihr zur Seite stand? Hier, wo nd und Adel der Gestalt, Fülle, Gewalt und Reiz der Stimme sich mit Seele und Wahrheit des Ausdruckes paarte, wie sie vielleicht noch nie bei deutschen Sängerin verbunden angetroffen wurde? Die S. wurde nach 2. und 3. Acte (damals etwas ganz Unerhörtes!) gerufen. Uebrigens sagte ier viel zu wenig. Bei dem Rufe: „Er ist frei!" erschütterte die Macht Stimme das Opernhaus so, daß die Karyatiden, die Trägerinnen der , zu erbeben schienen. Dann folgte die donnernde Explosion der Begeiste- und ein Beifall, der uns heute (1848) wie Raserei klingen würde. Von r Wundergewalt der menschlichen Stimme, von solcher Wirkung auf die , hat Niemand eine Vorstellung, der Nanette nicht bis zum Jahre 1827 t. — „Am 16. September schloß die S. mit Iphigenia, in „Iphigenia Tauris" die Reihe ihrer Gastrollen, aber so, wie vielleicht noch nie eine erin, die in Berlins Mauern gesungen. Wie der Enthusiasmus, so wuchsen Kraft, Tiefe, Innigkeit und Herrschaft der Künstlerin über ihre Mittel.

In einen Sturm des Entzückens brach das überfüllte Haus am Schl
ersten Arie aus, der zweite Act aber wurde zum höchsten Kunsttriu
Sängerin. Erschütternder Jubel erschallte, und so oft sie abging, reg
Blumen und Kränze, flatterten in zahlloser Menge Gedichte aus all
auf sie herab." Nach der Vorstellung brachte man ihr eine Nachtmusik. „
ein großartiges Ereigniß, eine Art Volksfest. Die Volksmasse drängte sich
Straße, in der ihr Gasthaus lag, daß sie völlig abgesperrt war: kein Ap
Erde konnte. Die Künstlerin mußte, vom Jubelruf gefordert, am Fen
scheinen, die Zurufe wollten nicht enden. Zwei Stunden währte das gla
Getümmel. Sturm der Begeisterung wogte durch aller Herzen! Gegen
Kunstfreunde blieben noch durch die Nacht beisammen, jedes Glas galt d
vergleichlichen. Welche Erinnerung! (Ueber die Gastspiele der S. siehe di
fachen Berichte in L. Rellstab's gesammelten Schriften XX.) Ruhmgekrönt
R. S. nach München zurück. Hier hatte die Oper durch den allzufrühe
der hochbedeutenden Clara Metzger-Vespermann (geboren in Mannheim
† 6. März 1827) unersetzlichen Verlust erlitten. Man bot alles auf,
für die Hofbühne wieder zu gewinnen und es gelang. Sie ward an St
Vespermann im Juli lebenslänglich engagirt und trat in ihre einstige S
als Hofsängerin, als welche sie nun bis 1834 fortgeführt wird, aufs ne
Aber die goldenen Hoffnungen, welche man auf diese unverhofft günstige
dung der Angelegenheit gebaut und die Freude, der man sich darüber hing
sie wieder zu besitzen, sollten sich als sehr trügerische erweisen. Nachdem
Münchenern Gelegenheit gegeben, sie in der Rolle der „Elvira" zu hören,
sie ganz den Stolz und das Feuer einer Spanierin zu entwickeln gewußt
sie zu weiteren Gastspielen anfangs September nach Berlin zurück, wo m
tröstlich war, sie s. Z. nicht festgehalten zu haben. Ende September
Spontini München. Man beeilte sich, ihn einzuladen, seine „Vestalin"
dirigiren und die bairische Hauptstadt sah jetzt dies einst hochgehaltene
einer Musteraufführung, welche den damaligen Bühnenleitern viel zu den
denn eine solche Vollendung in Auffassung, Darstellung und Ausstattung
Präcision, solches Feuer der Ausführung hatte man bisher überhaupt n
wenigsten im gemüthlichen München für möglich gehalten. Herr Ves
hatte sich beeilt, sich alsbald nach einer neuen Lebensgefährtin u
und schon nach wenigen Monaten die Sängerin Sigl, nun Sigl-Ves
geheirathet, der übrigens auch keine lange Künstlerlaufbahn beschieden w
sie mußte gleichzeitig mit der S., deren ganze Rollenlast sie oft auf lan
nehmen mußte, quiescirt werden. Sie war es auch, die bei dieser Au
die Julia sang. Man wähnte in dieser Vorstellung schon Höchstes er
haben. Da kam die S. aus Berlin zurück. In München hatte man v
dortigen Erfolgen, gerade in dieser Rolle, vieles gehört; darf es überras
man nun in den Maestro drang, seine Oper (11. October) nochmals z
ren, aber die Partie der „Vestalin" nun von der S. singen zu lassen
Strom hellklingender Töne, wie Glockentöne durchwogte, als sie ihren
begann, das Haus. Eine ernste, hohe, die Römerin verkündende Gest
vor das Publicum. Uebung, Gewandtheit, sorgfältig ihr angebildete
heit mit der Rolle belebten ihre Darstellung." Nun erst, nach dieser n
lichen Vorstellung, glaubte man den Zenith der Herrlichkeit in Wah
reicht zu haben. — Leider konnte dieser Vorstellung nur noch die des
mit der S. in der Titelrolle folgen. Bald darauf befiel sie eine langwierig
heit, die sie für Monate der Bühne entzog und ihrem Organe theilweise
bedingt siegende Kraft, durch die es sich bisher ausgezeichnet hatte, verl
Indeß war ihm der ganze rührende Reiz geblieben, ja hatte sich vielle

hm von je eigen war. Im folgenden Frühjahre, gleichsam in neuer
nd jugendlicher Leistungsfähigkeit nach langem Siechthum wieder er-
sie mit größtem Erfolge die „Agathe", „Fatime", „Emmeline", den
und „Lady Macbeth" und zwar diese schwere, mit barockem Ge-
attete Rolle, sieghaft und nie ermüdend. Als bald darauf „Don
en wurde, zeigte sie sich ganz auf dem Gipfel ihrer Kunst, sich selbst
und nichts zu wünschen übrig lassend. Schon wähnte man, daß
eit ganz gefestigt sei und man nun oft an der Macht ihres Ge-
ürde erfreuen können; aber ihr Leiden äußerte sich nun als ein pe-
rkehrendes und überfiel sie tückisch immer gerade in solchen Mo-
es für sie galt, glänzend hervorzutreten. 1829 sang sie wieder in
nd sie auch die einstige enthusiastische Aufnahme, als sie, 14. Juli,
ine" auftrat, empfing sie auch stürmischer, nicht enden wollender
ein Regen von Begrüßungsgedichten, und sagt auch Rellstab, daß
die Macht des Zufalls und der Zeit könne auf ein so kostbares
das der Menschenstimme es ist, ungünstig eingewirkt haben, eine
ewesen sei, so zeiht er sich doch später selbst einer Unwahrheit. Die
ette's, das unvergleichliche Organ, war nicht mehr dieselbe. Es
ülle, Wohllaut, Reiz, wie kein anderes, doch seine sonstige gewal-
ar gebrochen. Sie war auf ewig dahin. Wer sie jetzt hörte, hatte
, keine Ahnung von der mit nichts zu vergleichenden Tonfülle dieses
nomenalen Organs. Dennoch war es noch immer überaus herrlich,
en überstrahlend. Nanette trat noch als „Iphigenia" und „Fidelio"
eisterte Schilderungen ihrer Darstellung hervorrufend. — Mag der
ndet sein, daß die S. nach vorausgegangener langwieriger Hals-
früh ihre öffentliche Thätigkeit wieder aufgenommen hatte und da-
timme und den großen Eindruck ihrer Leistungen geschädigt habe,
verhängnißvolles leider unabwendbares Ereigniß ein, das auch so
slauf anderer Künstlerinnen unterbrochen hat, vor dem man jede
warnen möchte, gewänne in unseligen Momenten nicht das Weib
stlerin, das Herz über den Beruf die Oberhand. Man weiß übri-
glücklich meist die Künstlerinnen wählen und wie selten ein wür-
ihnen zur Seite steht. Wir wollen damit in keiner Weise über
er das beneidenswerthe Glück hatte, Nanette als Gattin heimzu-
h nur den leisesten Tadel aussprechen, aber mit den einst imponi-
ngen der Sängerin ging es nun rapid bergab. N. S. heirathete,
831, einen Lithographen und Maler, Namens Waagen, und nannte
n Schechner-Waagen. Bald klagte man in München, daß sie sich
dieses Schrittes unterwerfen und monatelangen Urlaub nehmen
zu frühe Entbindung vermehrte ihre nervöse Reizbarkeit, eine hart-
e zehrte ihre Kräfte auf. Dennoch unternahm sie eine dritte Reise
Am 21. Juni 1833 trat sie hier wieder als „Iphigenia" auf.
man diese Oper nicht mehr gehört. Mit ängstlicher Spannung
der Erscheinung der großen Sängerin. „Vorangegangene, zum
ndete Gerüchte vom Verlust ihres schönen Organs, wie die berech-
möglichen Verlust solchen Kleinods geknüpften Besorgnisse, hatten
erfüllt. Doch im Augenblicke, da sie aus dem Tempel trat, wurde
nerung an unvergeßliche Genüsse in allen Anwesenden lebendig und
eifall begrüßte ihre Wiederkehr. Früher ganz unbefangen sich ihrer
ssend, ging sie allerdings jetzt mit großer Vorsicht zu Werke. Ihre
hatten schon in der Heimath eine angreifende Krankheit überstan-
n Berlin angekommen, ward sie aufs neue von einer Halskrankheit

ergriffen, die sie zu mehrwöchentlicher Ruhe zwang. Unter solchen Umständen kann auch das mächtigste Organ nur die, wenn man so sagen darf, blaßrothe Farbe der Genesung, statt voller, frischblühender Röthe auf den Wangen tragen. Im ersten Act schien die Künstlerin sich ihrer erst gewiß werden zu wollen. Innigstes Gefühl belebte Spiel und Gesang, doch webte sie sanft dämpfende Schleierhülle über ihre Kraft. Im zweiten wuchs ihre Leistung mit dem Gefühl der Sicherheit und führte sie auf den höchsten Gipfel in der Arie: „O laß mich Tiefgebeugte weinen", die sie mit hinreißendem Schmelz des Ausdruckes und einer Stimmklarheit vortrug, die uns ganz die schönen Zeiten ihres ersten Erscheinens zurückrief. So hob sich die Darstellung fort und fort, bis sie bei den Worten: „O mein theurer Bruder", jenen vollsten Reiz der Stimme und unnachahmlichen, aus Entzücken und Rührung gemischten Ausdruck erreichte, der einst so unwiderstehlich bewegte." Die trüben Wolken gehegter Befürchtungen begannen zu schwinden; alles hoffte dies schöne Gestirn in klarstem, mildestem Glanze am heiteren Kunsthimmel noch lange strahlen zu sehen. Mit größtem Erfolge sang sie am 26. Juni den „Fidelio", dann die „Emmeline", am 18. Juli die „Gräfin" im „Figaro", am 20. die „Rezia"; doch schien noch alles nicht bei ihr völlig geordnet. Manches sonst vortrefflich Gelingende versagte, die Stimme, etwas spröde geworden, gehorsamte nicht immer. Hohe Töne erreichte sie nur mit Anstrengung. Doch waren die Mitteltöne rund und klangvoll, Spiel, Rede und Gesang in so harmonischem Verein und jeder Rolle angemessen und tief empfunden, daß der Totaleindruck stets wirksam und nachhaltig blieb. Da ward der 23. Juli ihr zum schwersten Tage ihrer Laufbahn. Sie sang, um die angesetzte Vorstellung nicht zu stören, wiederholt die „Gräfin" im „Figaro", obwol sie sich wieder unwohl und heiser fühlte. Ihre Stimme wurde immer schwächer, zuletzt war sie kaum noch vernehmbar. Angst und Thränen der gequälten Künstlerin erstickten ihren Gesang und machten auch ihre Darstellung befangen. Diese Scharte wetzte sie jedoch glänzend wieder aus, als sie auf höheren Befehl (1. September) zu ihrer Abschiedsrolle nochmals die „Iphigenia" wählte. Nach dem „Fidelio", in dem sie im entscheidenden Moment die ganze Uebermacht ihrer Kraft aufgeboten hatte, so daß deren Gewalt wie leuchtende Blitze zerschmetternd einschlugen, und es schien, als habe ein höherer Geist sie ergriffen, mahnte sie Rellstab, sich so angreifenden Rollen bis zum Vollgewinne ehemaliger Kraft nur mit größter Vorsicht zu unterziehen. Nach der „Iphigenia" geht er mit einem Gemisch künstlerischer Trauer und Freude an die Berichterstattung. Er ahnte, daß die edle Sängerin nicht mehr wiederkehren würde. Die Wundergabe dieser Stimme verblühte rasch. Noch war sie im Besitz des Kleinods, aber im unsicheren, hie und da wie ein Diamant im alten Glanze aufleuchtend, dann plötzlich erlöschend. Sie strahlte kurze Zeit. Der blendendste Meteor versank. „Eine größere Sängerin habe ich nie gehört. Sie bleibt die herrlichste Künstlerin meiner Erinnerung." R. — Nach ihrer Rückkehr nach München, wo sie leidend ankam, sang sie noch einige Male. Am 27. October erkrankte sie schwer und verlor ihre Stimme. Am 1. December 1834 war sie pensionirt. Die Königin des Gesanges, deren Namen einst bewundernd alle Lippen gerufen, deren Mitwirkung in einer Oper allein hinreichte, dieselbe zu heben, starb nach 26 in Zurückgezogenheit verbrachten Jahren fast vergessen. Der neuen Generation war sie mit ihrem Abschied von der Bühne schon entschwunden. — Eine Schwester Nanettens, Karoline, war am Königstädter Theater engagirt; als sie zum ersten Male in München in einem Concerte sang, wurde sie mit ungeheurem Beifall aufgenommen, schien sie zu großen Erwartungen zu berechtigen und erregte bei enthusiastischen Gesangsverehrern die Sehnsucht, ihr bald auf der Bühne huldigen zu können. Kunst und Ein-

reichten sich, wie man überschwenglich sagte, bei ihr die Hand. Als sie aber bald darauf (1830) mit ihrer Schwester zugleich im „Titus" auftrat (Vitellia), rieth man ihr doch wolmeinend, noch zwei Jahre zu warten, dann möge sie vielleicht solcher Aufgabe gewachsen sein. Auch Nanette entging bei dieser Gelegenheit dem Tadel nicht, da sie in dieser Vorstellung von ihrer schönen, allgemein geschätzten Gesangsweise abgegangen und sich in Coloraturen und Verzierungen verirrt hatte, die nicht von Wirkung waren. Karoline wird nach obiger kurzen Berliner Mittheilung nicht mehr genannt. Sie hat also wol die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt und dürfte bald von der Bühne wieder zurückgetreten sein. Schletterer.

Schechs: Jakob Peter S., geboren am 30. April 1607 zu Poppenreuth in Franken als Sohn des dortigen Pfarrers; verlor früh seine Eltern, erhielt aber durch wohlwollende Gönner die Mittel, um die Gymnasien zu Rothenburg a. T. und Nürnberg und 1629 die Universität Altdorf zu besuchen. Er ward 1633 Pfarrer zu Altenthann, 1634 Diakonus an der Liebfrauenkirche zu Nürnberg, 1637 Diakonus an der Lorenzer Kirche und 1649 Pfarrer in der Nürnberger Vorstadt Wöhrd. Eine schwere Krankheit machte aber schon am 16. Juli 1659 seinem Leben ein Ende. Er dichtete 1648 das weitverbreitete Kreuz- und Trostlied: „Ach Gott erhör mein Seufzen und Wehklagen".

Leichenrede von Joh. Konrad Stephani, Nürnberg 1659. — Will, Nürnberger Gelehrtenlexikon, Bd. 3. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes[3] III, 343. v. L.

Schedel: Hartmann S., † 1514, wurde nach Will's Nürnberger Gelehrtenlexikon III, 499, wo über ihn und seine Familie Nachrichten gegeben sind, zu Nürnberg am 13. Februar 1440 geboren. Früh verwaist, bezog er 1456 die Leipziger Universität, wo er 1457 Baccalaureus, 1460 Magister wurde, und sich nun dem juristischen Studium zuwandte. Aber bald zogen ihn übermächtig die neuen humanistischen Studien an, welchen er sich mit wachsendem Eifer hingab, im Verein mit einer Gesellschaft geistesverwandter Jünglinge; von ihnen wurde Peter Luder, als er 1462 nach Leipzig kam, freudig begrüßt und S. besuchte nicht nur fleißig seine Vorlesungen, sondern folgte ihm auch 1463 nach Padua. Nach Italien zogen ihn die neuen Studien, doch war das Fach, welches er nun ergriff, die Medicin. Er besuchte auf dem Wege in Augsburg seinen Oheim Hermann S., welcher in gleicher Weise in Italien humanistische Studien mit medicinischen verbunden hatte, jetzt Arzt in Augsburg war, wo er eben damals die Pest mit Erfolg bekämpfte, 1475 Physicus in Nürnberg wurde, und hier am 4. December 1485 gestorben ist. Diesem Vorbild folgte auch sein Neffe, welcher 1466 Dr. med. wurde, aber daneben seine humanistischen Studien nicht vernachlässigte und mit Durchforschung des Landes, namentlich auch in Venedig, sich eifrig beschäftigte. Im Herbst 1466 kehrte er nach Nürnberg zurück, von wo er 1468 die Reliquien in Aachen und auch Brabant und Flandern besuchte. 1470 finden wir ihn als Physicus in Nördlingen, 1475 in Amberg, endlich 1484 in Nürnberg. Hier war er in lebhaftem Verkehr mit Gelehrten und Künstlern, und wird durch seine gelehrten Kenntnisse manche Einwirkung geübt haben: 1493 erschien sein Hauptwerk, die Weltchronik, zu deren Ausschmückung mit Holzschnitten er sich mit Wolgemut und Pleidenwurff verbunden hatte; zwei Nürnberger Patricier trugen die Kosten. Diese Chronik, welche von seinen gelehrten Freunden verbessert war und 1494 auch in deutscher Uebersetzung von Simon Alt erschien, schließt sich eng an ältere Arbeiten an und hat nur für die letzten Jahrzehnte eigenen Werth; hervorzuheben ist, daß er auch litterarische Verhältnisse berücksichtigt; ihre größte Bedeutung aber liegt in der Verbreitung ge-

schichtlicher Kenntnisse in einem weiten Leserkreis. Wesentlich compilatorischer Art sind auch seine später ans Licht gezogenen Arbeiten über bairische und thüringische Geschichte. Seine hervorstechendste Eigenschaft war ein ganz unermüdlicher Sammelfleiß. Von wahrhaft staunenswerthem Umfang ist sein schon unter Albrecht V. für die Münchener Bibliothek erworbener Nachlaß und manches nicht unwichtige Stück ist nur durch seine Abschrift erhalten. Von früher Jugend bis in sein hohes Alter hat er unablässig abgeschrieben und Auszüge gemacht. Von besonderem Werthe ist sein 1504 vollendetes Sammelwerk über Italien, dessen archäologische Bedeutung von O. Jahn hervorgehoben ist. Gestorben ist er in Nürnberg am 28. November 1514.

Wattenbach, H. S. als Humanist. Forsch. XI, 349—374. S. 370, 10 ist die Jahreszahl 1468 ausgefallen. — Wegele, Gesch. d. deutschen Historiographie, S. 50—60.

Wattenbach.

Schedius: Elias S., Gelehrter des 17. Jahrhunderts. Er war als der einzige Sohn des evangelischen Rectors Georg S. (s. u.) am 12. Juni 1615 zu Kadau in Mähren geboren und ging mit dem Vater 1623 nach Mecklenburg, wo er bald in den Ruf eines Wunderkindes kam. Zwölfjährig verfaßte er griechische und lateinische Reden und Verse, trieb sechzehnjährig mit einem in Güstrow weilenden Griechen Romanus Nicephorus italienisch, später französisch und holländisch und bezog 1632 die Universität Rostock. Nachdem er im folgenden Jahre zum Poeta laureatus ernannt war, nahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Hamburger Kaufmann an. 1635 heimgekehrt, begann er historische und juristische Studien und entwarf weitaussehende Pläne zu neuen Werken. Vom 12. Juli 1639 bis zum 10. Januar 1641 weilte er an der Universität Königsberg. Er starb auf einer nach Krakau unternommenen Reise plötzlich am 2./12. März 1641 zu Warschau. — S. war offenbar ein vielseitiges Talent. Ueber seine dichterischen Leistungen zu urtheilen ist uns freilich nicht möglich, da sie ungedruckt blieben. Wir hören von 500 aus classischen und neulateinischen Dichtern übersetzten Sonetten, von Weihnachtsliedern, einer Verdeutschung des Pervigilium Veneris, einem Ariost nachgebildeten Heldengedicht in Alexandrinern, dessen Held Antyrius, der fabelhafte Feldherr Alexander's und Ahnherr der mecklenburgischen Herzöge, war (24 Gesänge), von einer Tragödie „Accipandus". In lateinischen Versen schrieb er einen „Discursus de astris" nach Arat, „Bellum Judaicum", eine „Franceis" in 12 Büchern nach dem Muster der Aeneis, „Lachrymae in honorem aeternitatis" nach Opitz u. a. Aus seiner „Urgeschichte von Mecklenburg" und seinem Fürstenspiegel „Vita Davidica s. Idea boni principis" sind später Bruchstücke veröffentlicht worden. Aus dem 5. Buche des letzteren Werkes ist das 1637 an der Güstrower Schule aufgeführte und 1645 von seinem Vater zu Rostock herausgegebene „Drama sacropoliticum Adadesaris, Adadi, Davidis et Thoi" entnommen, eine langweilige rhetorische Schulübung, welche ähnlich den Stücken des Georg S. die Geschichte der Kämpfe David's dazu benutzt, Zustände des 30jährigen Krieges zu besprechen, den Kaiser zur Duldsamkeit gegen die Protestanten zu ermahnen und die Fürsten „politische" Weisheiten zu lehren. Allgemeiner bekannt ist seine Schrift „De diis Germanis s. veteri Germanorum, Gallorum, Britannorum, Vandalorum religione syngrammata quatuor", die erst 1648 zu Amsterdam durch seinen Vater veröffentlicht, dann aber wiederholt, zuletzt 1728 durch Jarte und Fabricius, aufgelegt wurde. Durch Selden's Werk „De dis Syris" (1617) angeregt, trägt der 21jährige Verfasser mit großem Fleiß, aber, was nicht Wunder nehmen kann, ohne Kritik zusammen, was Griechen und Römer und mittelalterliche Chronisten von den Göttern der nordischen Völker, von ihren Priestern und

eiligen Bräuchen, von ihrem Heroen- und Dämonencult berichtet und gefabelt aben, und verbindet es durch oft gewagte Vermuthungen und haarsträubende tymologien. Da die Edda ihm noch verschlossen war, konnte er auch zu einer klaren Erkenntniß des germanischen Götterglaubens gelangen.

Leichenpredigt von Steph. Hane bei G. H. Goetzius, Elogia praecocium quorundum eruditorum (1709) S. 33—55. — Zedler's Universallexikon XXXIV, 1061 (1742). — R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie (1870) S. 182.

J. Bolte.

Schedius: Georg S., lutherischer Schulmann des 17. Jahrhunderts. Im . 1580 als der Enkel des kurfürstlich sächsischen Leibarztes Georg S. zu lauchau geboren, bekleidete er seit 1613 das Amt eines Schulmeisters im ährischen Städtchen Kadan. Aus Komotau, wohin er 1618 berufen wurde, ertrieben ihn im October 1622 nach dem Falle des Winterkönigs die Jesuiten. r wandte sich nach Mecklenburg und erhielt 1623 das Rectorat der Bützower chule; 1629 kam er in gleicher Eigenschaft nach Güstrow, wo er am 12. Dember 1650 starb. — Unter seinen Schriften sind außer lateinischen Leichenreden nd Gedichten („Metaphrasis poetica Jeschajahu, cap. 1—5," 1631) zu erwähnen: 1) „Viridarium philologico-historicum, III centuriae", Rostochii 1647; 2) eine handschriftliche Chronik von Güstrow; 3) mehrere Schuldramen in lateinischer Prosa: „Josephus" (1636, gedruckt Rostock 1645), „Absalon parricida, exul et redux (1636, gedr. 1645), „Absalon patrem regno excutiens" (1638), „Praetor Gibeonitarum" (1643), „Hypomnemata passionalia tribus actibus salutiferam Jesu Nazareni passionem, carmine iambico repraesentantia". Von wirklich dramatischem Charakter ist in diesen schwerfällig gelehrten Declamationsübungen nichts zu spüren; die alttestamentliche Erzählung gibt nur den Rahmen zu weitläufigen Gerichtsverhandlungen über den angeblich von Benjamin gestohlenen Becher und den Mord Amnons; jede Person redet 2—8 Seiten ciceronianisches Latein hinter einander nach dem Grundsatz: Nihil iucundius, nihil praeclabilius quam bene et ornate posse dicere; als Muster gilt dem Verfasser der Straßburger Professor Melchior Junius, ein Schüler Sturm's.

H. Witte, Diarium biographicum, 1688. — G. Ludovici, Historia rectorum, gymnasiorum scholarumque III, 412 (1711). — A. F. Fuchs, Geschichte des Güstrowschen Gymnasii (Progr. Güstrow 1801) S. 23. — Vgl. den Artikel Elias Schedius.

J. Bolte.

Scheeben: Professor Dr. Matthias Joseph S. war geboren am . März 1835 zu Meckenheim bei Bonn a. Rh. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er auf dem Jesuitengymnasium in Köln. Im Herbste 1852 egab er sich nach Rom, wo er sieben Jahre lang im Collegium Germanicum udirte. Als Professoren wirkten damals an dieser Anstalt die Jesuitenpatres errone, Ballerini, Cercia, Passaglia, Franzelin, Patrizi, Secchi, Liberatore u. a. achdem S. am 18. December 1858 die Priesterweihe empfangen, kehrte er als r. phil. et theol. in seine Heimath zurück und wirkte darauf ein Jahr als ector an dem Kloster der Salvatorschwestern in Münstereifel; zugleich ertheilte r den Religionsunterricht an dem Mädchenpensionate daselbst. Im Herbste des ahres 1860 folgte er dem Rufe des Erzbischofs Johann, Cardinal von Geissel, er ihn zum Professor der Dogmatik an dem erzbischöflichen Priesterseminar in öln ernannte. Hier wirkte er 28 Jahre lang, mit Ausnahme der Zeit, in elcher das Seminar der kirchenpolitischen Wirren wegen geschlossen war, bis r Tod ihn am 24. Juli 1888 mitten aus seiner regen Thätigkeit herisß.

Durch seine schriftstellerische Thätigkeit ist S. weit über die Grenz deutschen Vaterlandes hinaus bekannt geworden. Sein Hauptwerk „Han der katholischen Dogmatik", welches er für die Herder'sche theologische Bibli verfaßte, ist Torso geblieben. Der dritte (letzte) Band reicht nur bis z Gnadenlehre hinein. Theologische Schriften: „Marienblüthen aus dem G der heil. Väter und christlichen Dichter", Schaffhausen 1860; „Natur Gnade. Versuch einer systematisch-wissenschaftlichen Darstellung der natürli und übernatürlichen Lebensordnung im Menschen", Mainz 1861; „Quid homo sive Controversia de statu purae naturae, qua ratio simul et finis nomiae Dei erga homines supernaturalis uberrime demonstratur ex Pa praesertim sententia. Auctore Ant. Canisio S. J. Ed. IV., in Germani aucta notisque illustrata", Mainz 1862; „Die Herrlichkeiten der göttli Gnade. Nach P. Eus. Nieremberg S. J. frei bearbeitet", Freiburg 1 Letzte (4.) Aufl. 1885; „Die Mysterien des Christenthums. Wesen, Bedeu und Zusammenhang derselben, nach der in ihrem übernatürlichen Charakter gebenen Perspective dargestellt", Freiburg 1867; „Handbuch der katholi Dogmatik", I. Bd. 1875, II. Bd. 1880, III. Bd. 1887, Freiburg; „Pas blatt. Unter Mitwirkung eines Vereines von Curatgeistlichen der Erzd Köln herausgegeben", Köln 1867 ff. (22 Jahrgänge): „Goffine's Handpo mit den Festen der rheinländischen Heiligen vermehrte und verbesserte gabe" (der Holzwarth'schen Bearbeitung), Aachen 1882 (6. Aufl.), (7. Aufl.).

Streitschriften: „Der Papst und das Concil von Janus" (Sep.-A aus dem Octoberheft des „Katholik"), Mainz 1869; „Der Papst und neuesten Verläumder", Frankfurt a. M. 1869; „Neue Erwägungen üb Frage von der päpstlichen Unfehlbarkeit, aus den anerkannten historischen Döllinger's urkundlich zusammengestellt", Regensburg 1870; „Die ‚unw That' und die ‚unwiderleglichen Bemerkungen' des Herrn Prof. von Döl Ein freies Wort an die besonnenen und freisinnigen Männer Kölns und D lands", Köln 1870; „Schulte und Döllinger gegen das Concil. Kritisc leuchtung ꝛc." (Sep.-Abdruck aus den „Periodischen Blättern"), Rege 1871; „Das ökumenische Concil vom Jahre 1869. Periodische Blätt Mittheilung und Besprechung der Gegenstände, welche sich auf die neueste meine Kirchenversammlung beziehen" (gegründet von Rittler), Regensburg bis 1871. Die Fortsetzung erschien unter dem Titel: „Periodische Blät wissenschaftlichen Besprechung der großen religiösen Fragen der Gege Regensburg 1872—83; „Die Bulle Unam Sanctam und ihre neuesten (im „Katholik"), Mainz 1888.

Im J. 1864 übernahm S. auch die Redaction eines populären „Katholischer Hausfreund", Köln 1861 als Monatsblatt gegründet un Caplan Hermeling in Düren redigirt (erschien bis 1866). In den letzten seines Lebens befaßte sich der Gelehrte viel mit dem Studium des Werke harmonikale Symbolik des Alterthums" von Freiherrn A. v. Thimus, 1868 und 1876 (2 Bde.) Er beabsichtigte die in dem Werke enth Forschungen über Musik (Tonschwingungen, Tonleiter und Tongeschlechte zuziehen und mit Anmerkungen versehen herauszugeben. Die Schrift so Festgabe zur Secundiz des Papstes erscheinen, blieb aber unvollendet.

Wilh. Bäum

Scheeffer: Ludwig S., Mathematiker, geboren am 1. Juni 1 Königsberg, † am 11. Juni 1885 zu München. S. begann die Gym studien in seinem Geburtsorte, um sie später in Berlin fortzusetzen, 1876 studirte er in Heidelberg, Leipzig, Berlin Mathematik. Zweif

higung zum Universitätslehrer veranlaßten ihn, nachdem er am 1. März Grund seiner Dissertation „Ueber Bewegungen starrer Punktsysteme benen n fachen Mannigfaltigkeit" in Berlin den Doctorgrad erworben ächst die Schulcarrière einzuschlagen; er unterzog sich demzufolge auch sprüfung und leistete in dem berühmten Seminare Prof. Schellbach's jahr ab. Nunmehr aber siegte doch die ursprüngliche Neigung über gte Bedenken, und nachdem noch S. auf einer Alpenreise seine von schwankende Gesundheit gekräftigt hatte, habilitirte er sich an der München. Seine Habilitationsschrift („Ueber einige bestimmte Inte- rachtet als Funktionen eines komplexen Parameters", Berlin 1883) en ursprünglich von Hankel ausgesprochenen, jedoch noch keineswegs d realisirten Gedanken mit besserem Glücke wieder auf. Leider dauerte Docententhätigkeit nur kurze Zeit, denn wenige Wochen nach der von einer nach Italien unternommenen Reise raffte ihn ein Nerven- beg, welches sich zu seinem älteren Brustübel hinzugesellt hatte. — ffer's geringer Lebensdauer steht die rege und erfolgreiche Thätigkeit, auf wissenschaftlichem Gebiete entwickelte, in gar keinem Verhältnisse. mentaren Beweise des für die Functionentheorie fundamentalen Lehr- Laurent (Acta Mathematica, IV) ließ er gleich im nächsten Bande schrift zwei größere Abhandlungen nachfolgen; die erste derselben be- en Begriff der Rectification einer Curve, und zeigte, daß unter Um- nien denkbar sind, die thatsächlich einer Ausmessung fähig werden, das bei dieser Aufgabe im allgemeinen anzuwendende Integral einen Sinn hätte, und in dem zweiten Aufsatze findet sich ein wichtiger r Theorie der von G. Cantor betrachteten „Punktmengen". Wieder tersuchungen Scheeffer's, zu denen eine Vorlesung den Anstoß gegeben en der Lehre vom größten und kleinsten und insbesondere der Ent- der Frage, wann in der Variationsrechnung überhaupt von einem oder Minimum gesprochen werden darf. Alle Arbeiten, die S. lieferte, n einen scharfen, der Erörterung principieller Punkte mehr als jener Probleme zugewandten Geist, und man darf wohl auf ihn die in achruf an Regiomontanus vorkommenden Worte beziehen: Hätte er ebt, wir würden noch vieles von ihm gelernt haben.

Dyck, Nekrolog, Zeitschrift für Math. u. Phys., histor.-litter. Ab- 31. Bd., S. 50 ff. — G. Cantor, Nekrolog, Bibliotheca Mathe- (herausgegeb. von Eneström), 1885, S. 197 ff.

Günther.

l: Paul S., Arzt und Naturforscher, am 28. Februar 1773 in olstein) geboren, studirte zuerst in Göttingen, dann in Kopenhagen, als Schüler von Mathias Saxtorph, absolvirte hierselbst 1796 die ls Arzt, machte darauf eine längere Studienreise und erwarb nach kehr 1798 zu Kopenhagen mit der Abhandlung: „De liquore amnii teriae foetuum humanorum, cui adduntur quaedam generaliora de nii" die medicinische Doctorwürde. Er ließ sich ebendaselbst als Arzt ielt 1801 den Titel Hofmedicus, wurde 1802 zum Stadtphysicus, Professor der Geburtshülfe und Director der Gebäranstalt ernannt. her erfolgte auch die Ernennung zum Mitglied des Gesundheits- Scheel's schwächlicher Körperbau zusammen mit einer unermüdlich Thätigkeit, die er besonders als Geburtshelfer entfaltete, hatten zur S. schon im Alter von 38 Jahren, am 17. Juni 1811, starb, vorher noch einen an ihn ergangenen Ruf nach Kiel abgelehnt hatte. usbildung der von ihm gepflegten Specialdisciplin machte er sich be-

sonders durch Förderung der Lehre von der künstlichen Frühgeburt und eine deutsche Ausgabe von M. Saxtorph's, seines Lehrers „Gesammelten Sch (1803) verdient. Ferner schrieb S.: „Die Transfusion des Blutes" (hagen 1802—1803, in 2 Theilen), viele kleine Abhandlungen in dänischen medicinischen Zeitschriften und gab in Verbindung mit Pfaff und Rudolphi in Greifswald von 1799—1801 heraus: „Nordisches für Natur- und Arzneiwissenschaft", ebenso mit C. F. Degen: „Physi chemische, naturhistorische und mathematische Abhandlungen aus der Schrift der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaft übersetzt" (7 Kopenhagen 1791—1800).

Vgl. Petersen in Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte ꝛc. von A. Hirsch — Dictionnaire hist. par Dezeimeris IV, 85. — Poggendorff, Biogr. Handwörterbuch ꝛc. II, 775.

Pa

Scheele: Karl S. wurde am 31. Mai 1810 in Magdeburg als der des Pastors an St. Petri, Friedrich S. geboren, der 1819 als Oberpfarr Superintendent nach Kalbe a. d. S. versetzt wurde. Er erhielt seine bildung vorwiegend in Magdeburg, wo er das Kloster- und danach das gymnasium besuchte, und studirte seit 1829 in Halle Theologie. War besonders Tholuck, der großen Einfluß auf den jungen Studenten gewa überließ sich dieser, als er 1832 zur Fortsetzung seiner Studien nach ging, ganz der Einwirkung Schleiermacher's, dem er auch persönlich nah Nach Beendigung seiner Studien ging S. als Lehrer an die Klosterschu Magdeburg, und da ihm hier mehrere Söhne aus befreundeten Famili Pflege anvertraut wurden, so nahm er seine Schwester Marie, die nachma Marie Nathusius (s. A. D. B. XXIII, 283) bekannt gewordene Schriftst zu sich und führte mit ihr „einen genialen Haushalt". Schon 1836 wu Pfarrer in Eickendorf und Zens bei Kalbe, nach sechs Jahren in Sch a. d. Elbe und 1846 in Eggersdorf. Auf dem Bremer Kirchentage 185 S. mit Sander bekannt und auf dessen Empfehlung hin noch in de Jahre auf die vierte Pfarrstelle der lutherischen Gemeinde in Elberfeld g Trotz mancher Enttäuschungen, die er hier fand, faßte er doch Wurzel Gemeinde; aber als man sich der Hoffnung hingab, er werde in E bleiben, da wurde er 1855 abberufen, um Pfarrer an der Glauchaischen in Halle zu werden. Schon im folgenden Jahre berief ihn der M v. Raumer nach Magdeburg. Der Minister hatte die Absicht, die Gym dem Geist der Kirche näher zu bringen dadurch, daß junge Candidat Theologie für das höhere Schulamt vorbereitet würden und dann die stellen übernehmen könnten. Dazu sollte eine Anstalt errichtet werden, dem kirchlich gestifteten Gymnasium zum Kloster Unserer lieben Frau Magdeburg verbunden werden sollte, und der Dirigent jener Anstalt sol gleich Seelsorger des Gymnasiums sein und an demselben Religionsun ertheilen. In diese Stelle wurde S. mit dem Titel und Rang eines Pr berufen. Die mannichfaltige und schwere Arbeit war für den an Le Seele zarten S. die Ursache seiner sich von Jahr zu Jahr steigernden körp Hinfälligkeit. Dazu kam, daß seine kirchliche Stellung — er gehörte überzeugungstreuesten Vertretern der evangelisch-lutherischen Richtung — d Nachfolger Raumer's im Ministerium nicht das wünschenswerthe Verst fand, und so trat denn S. 1864 in den Ruhestand und siedelte nach W rode über, wo er in den folgenden Jahren noch vielfach litterarisch thätig Unter seinen theologischen Schriften sind besonders hervorzuheben „Die in Wissenschaft und ihr Erbe an die evangelische Kirche" (1867) und „Der fr

ui Preußens für Deutschland und sein neues Unionsprinzip nach Dr. Dorner" 68). Bereits 1857 war seine Abhandlung über „Plato und Johann Arnd" 1861 ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Nach Hause" erschienen. tere sind recht eigentlich eine poetische Biographie des Dichters und werden ch die Neigung gekennzeichnet, „die innersten persönlichen Heilserfahrungen besondere Funken der eigenen Geisteswelt in ein poetisches Gewand zu en". S. starb in Wernigerode am 24. März 1871.

O. Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert, S. 423 ff.

Franz Brümmer.

Schefer: Leopold S. wurde am 30. Juli 1784 zu Muskau in der rlausitz als der Sohn eines Arztes geboren. Die Eindrücke der Jugendjahre en maßgebend für seine ganze spätere Entwicklung. Sein Vater, ein ver- diger Mann und tüchtig in seinem Berufe, konnte infolge seiner angestrengten tigkeit wenig mit der Erziehung seines Sohnes sich beschäftigen, um so iger, da er bereits 1797 starb; die Bildung von Herz und Gemüth dankte umeist seiner Mutter Hanna Sophie. Den ersten Unterricht erhielt er durch rath Röhde, einen hochgebildeten Mann, der ihm zuerst die Kenntniß der ken Welt erschloß, und die Sehnsucht in ihm weckte, Italien und Griechen- aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auch der Rector der Muskauer ule, Thamm, wirkte vielseitig auf ihn ein; beiden Männern bewahrte er bis eine spätesten Jahre ein treues Gedächtniß. Auch der Verkehr im gräflich Lenberg'schen Hause, und mit seiner mütterlichen Freundin Leopoldine v. Glaser b nicht ohne Einfluß auf ihn. Im Alter von 15 Jahren besuchte er auf athen des Oberconsistorialrathes Brescius, unter dessen Obhut der sterbende ter ihn gestellt hatte, das unter der Leitung des Philologen Gedike stehende glige Gymnasium zu Bautzen, wo er vorzugsweise mit den classischen Sprachen mit Mathematik sich beschäftigte. Innige Freundschaft verband ihn hier Gräfe, dem nachmaligen berühmten Chirurgen, mit Blochmann, dem späteren ünder des nach ihm benannten Instituts in Dresden und seinem Landsmanne ust Vogel, die gleichzeitig mit ihm die Schule besuchten; der hier angestellte ktor Petri nährte seine Vorliebe für Musik. Die ersten dichterischen rsuche fallen in diese Zeit und sind uns in seinen Tagebüchern erhalten, die in Bautzen begann und in mehr als 80 Folioheften bis zu seinem Tode setzte. Am 27. März 1804 kehrte er nach Muskau zurück, um vor der nd ganz seinen Neigungen, der Musik und Dichtkunst zu leben. Lange Zeit wankte er, wie er sein künftiges Leben einrichten wolle; denn zu einem prak- hen Berufe fühlte er wenig Vorliebe. Oft bemächtigte sich seiner eine tiefe ßstimmung, aus der er sich nicht so leicht herauszureißen vermochte. Andere stände traten noch hinzu, ihn aufs tiefste zu erschüttern. Sein treuester und, Alexander Röhde, der Sohn seines ersten Lehrers, wurde als Berghaupt- nn nach Koliwan versetzt, und mußte von ihm scheiden. Traf ihn schon die nnung aufs schmerzlichste, so ergriff ihn doch noch viel tiefer die bald darauf ende Nachricht von dessen Tode. Mehrere Gedichte, die er dem Freunde mete, zeigen die innige Freundschaft, die er für ihn gehegt. Auch die Liebe achte zu dieser Zeit in ihm; Agnes, die Schwester des Grafen Herm. Pückler, te es ihm angethan; wol wußte er sich wieder geliebt, aber er erkannte doch rseits die tiefe Kluft, die beide für immer trennen mußte. Auch die tiefe De- higung Deutschlands und das immer mächtigere Anwachsen der französischen rschaft erschütterte ihn tief; und so gewaltig war seine Aufregung, daß er durch ein volles Jahr mit dem Gedanken trug, Napoleon zu ermorden und Reihe diesbezüglicher Gedanken und Pläne seinem Tagebuche anvertraute. r der tiefste Schlag traf ihn durch den Tod seiner Mutter, die am 7. No-

vember 1808 plötzlich starb. „Die Erde lockt nicht mehr", schreibt e
Sternenhimmel hat keine Bedeutung mehr; alles in der Vergangenheit Er
scheint verloren." Nur langsam vermochte er sich von diesen schweren S
zu erholen, und es war ein Glück für ihn, daß ihn Graf Pückler, der
Herrschaft übernahm, zum Generaldirector seiner Besitzungen ernannte; n
er gezwungen, mit dem angestrengtesten Fleiße der schweren Aufgabe
unterziehen, die trotz der Sparsamkeit des verstorbenen Grafen arg versch
Güter in besseren Stand zu setzen, sie vor den Verheerungen der fei
Truppen zu schützen und zugleich die Anlage eines ausgedehnten Par
Pückler plante, zu leiten. Geschäftliche Reisen nach London und Wien,
Ausflüge nach Dresden und ins Riesengebirge bildeten die einzige Unterb
der rastlosen Thätigkeit Schefer's, weckten und nährten aber zugleich
Sehnsucht in ihm, die Welt kennen zu lernen. Wenn er sich Abends mü
erschöpft zurückzog in seine stille Häuslichkeit, war Musik und Dichtkun
einzige Erholung, und neue Pläne zu einer Reise in die Welt wur
ihm wach.

Endlich sollten im J. 1816 seine lang und heiß gehegten Wünsche
füllung gehen; die Reise wurde, wie er selbst sagt, seine Lebensuniversitä
Güte des Grafen Pückler setzte S. in den Stand, auch sorgenfrei in die
zu blicken. Er wandte sich zuerst nach Wien, das ihm aus früherer Z
in lieber Erinnerung war, und blieb hier nahezu zwei Jahre. Aber nic
daß er hier den Vergnügungen der Hauptstadt sich hingab, auch ernstere
fesselten ihn an den Ort. Der Verkehr mit Heydenreich und Salieri
seine musikalische Durchbildung, die reichen Bibliotheken gaben ihm Gele
sein Wissen zu vertiefen; auch begann er hier ein emsiges Studium de
griechischen, um sich für einen Aufenthalt in Griechenland vorzubereiten.
riß er sich los und wandte seine Schritte dem Süden zu. Norditalien
wandernd durchzogen, und erst in Rom, wo er in Gesellschaft von
Cornelius und Thorwaldsen einige glückliche Monate verlebte, ein längerer
halt genommen. Von da eilte er nach Neapel, um fast ein volles J
Studium der arabischen Sprache unter Behilfe eines Scriptors der
zu widmen; dann wandte er sich von Messina aus nach Athen, besuchte
Aegina und Korinth, segelte nach Corfu und kam über Chios nach Constan
Nach einem längeren Verweilen in dieser Stadt, von der aus er auch d
Kleinasiens besuchte, kehrte er auf dem Seewege über Triest in die
zurück, die er vor vier Jahren verlassen hatte. Die Eindrücke dieser Rei
dem Wesen Schefer's das ihm eigene Gepräge verliehen, und fast al
Dichtungen späterer Zeit lassen sich auf Eindrücke dieser Jahre zurückfüh
selbst hat das oft und oft anerkannt. Und diese Reise konnte eine
tiefere Wirkung hinterlassen, als S. seit dieser Zeit Muskau eigentli
mehr verließ. Am 6. November 1821 vermählte er sich mit Johanna F
Lupke, die ihm schon seit seinen Kinderjahren befreundet war, und lebte
im Innern beglückt, in bescheidener Zurückgezogenheit, ohne wieder in
stimmtes Verhältniß zu dem 1822 in den Fürstenstand erhobenen Grafen
zu treten. Er hatte sich nach eigenen Plänen ein Häuschen gebaut, seine „
wie er es nannte, hier genoß er den Rest seines Lebens, rastlos thätig,
tigt mit der Sichtung des Materials, das auf seinen Reisen sich ihm au
hatte, und unerschöpflich producirend, bis ihn ein sanfter Tod aus de
seiner Familie — seine von ihm heißgeliebte Gemahlin hatte ihm einen
und vier Töchter geschenkt —, am 16. Februar 1862 abrief.

S. nimmt als Dichter eine ganz abgesonderte Stellung ein.
Romantikern hat er sich gebildet, Schiller und Goethe sind ihm leuchtend

eſen, aber nur gering ſind die Anklänge an ſie. Seine erſten dichte-
rſuche fallen in ſeine Knabenjahre, in die Zeit ſeines Aufenthaltes in
die erſte Sammlung ſeiner Gedichte veranſtaltete Graf Pückler im J.
ſeit dieſem Jahre iſt S. auch während ſeiner Reiſen unausgeſetzt thätig
bis in ſein ſpäteſtes Alter; aber eine Wandlung ſeines dichteriſchen
s, eine Periode der Entwicklung und der Blüthe läßt ſich bei ihm
nirgends nachweiſen. Dieſelben Eigenſchaften, die ſeine erſten Werke
iren, treffen wir auch in ſeinen letzten Werken, und die Fehler, welche
von Anfang an ihm vorwarf, hat er auch am Ende ſeines ſchöpfungs-
bens nicht abgelegt. So zeigt ſich uns S. als ein Menſch von ewigem
in ſeinen Werken, als ein ſeltenes Beiſpiel eines Charakters ohne
ig. Seine erſten Lieder ſchon ſprechen eine tiefe Sehnſucht aus, die
Länder kennen zu lernen, und die letzten ſeiner Gedichte, die den
ſtoff behandeln, kennen dieſelbe Sehnſucht, ohne errathen zu laſſen,
Dichter mit eigenem Auge alle dieſe Gegenden geſchaut. Man hat es
ch finden wollen, wie der Dichter des „Laienbrevier" in ſeinen letzten
nen „Hafis in Hellas" und einen „Koran der Liebe" habe dichten
ber man nehme die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte zur Hand, und man
n, daß ſchon hier die beiden Richtungen knapp neben einander einher-
ne ſtrenge, faſt asketiſche Denk- und Sinnesweiſe, und wiederum eine
luth in ſeinen Dithyramben, die ihm ſelbſt ſpäter zu ſinnlich erſchienen,
hme in weiteren Auflagen ſeiner Gedichte finden zu können; und das
wieder überſtrömt und umſchwebt vom Geiſte des Pantheismus, dem
Erden gleiche Bedeutung hat, vom kleinſten Staubkorn bis zum weiten
ewölbe mit ſeinen tauſenden von Sternen, ein Jacob Böhme im Ge-
Dichters. Aber was dem Lyriker verziehen werden kann, wird zum
m Novelliſten. An S. mußte es ſich rächen; ſeine Novellen und
trotz der erſtaunlichen Zahl von 72, ſind faſt ohne Ausnahme ver-
d vergeſſen. Es ſind in ihnen landſchaftliche und Naturſchilderungen
Pracht und Größe enthalten, wie die deutſche Litteratur nur wenig
hes aufzuweiſen hat, Schilderungen, in denen ſich Schefer's glühende,
e Phantaſie mit einem ſeltenen und doch ſtets treffenden Bilderreich-
einer blendenden Pracht der Sprache zu harmoniſcher Einheit ver-
nd doch können uns alle dieſe Erzählungen nicht feſſeln, weil ihnen
klung fehlt, weil die handelnden Perſonen nirgends als Individualitäten
gentreten, ſondern als farbloſe Abſtractionen.

rſte Sammlung ſeiner Gedichte, zu der S. ſelbſt ſich nicht entſchließen
chien im J. 1811, durch den Grafen Pückler beſorgt, den man lange
en eigentlichen Verfaſſer hielt. Ziemlich ſelten geworden, hat ſie bei
heinen wenig Aufſehen zu erregen vermocht und trotzdem gehören die
öffentlichten Gedichte zu dem Beſten mit, was S. geſchrieben. Die
derſelben erſchien 1828 unter dem Titel: „Kleine lyriſche Werke",
ttlich verändert. Von den 200 Gedichten der 1. Auflage nahm die
73 auf, und fügte 136 neue Gedichte nebſt dem Römiſchen Kalender
ch die 3. Auflage (1847) mit 192 Gedichten hat noch manche, wenn
ſo zahlreiche Aenderungen aufzuweiſen. Der Hauptfehler in allen
tungen beruht darin, daß S. die Form für nichts erachtet, indem er
Gedankeninhalt allein ſei maßgebend für die Beurtheilung einer
daraus entſpringt auch die weitere Eigenthümlichkeit des Dichters, ſo
möglich den Reim anzuwenden; er iſt ein entſchiedener Feind dieſes
ngels", und verdammt ihn überall; deshalb ſteht Klopſtock ſo hoch
chtung. Seine erſten Werke zeigen uns jedoch gereimte Dichtungen

noch ziemlich häufig; nur den rein didaktischen fehlt der Reim vollständi
ihnen gebührt die erste Stelle dem „Laienbrevier", das Schefer's Ruhm in
land begründet hat. Es ist ein Andachtsbuch für den Laien, vom Pa
durchweht, das in 366 Sprüchen, für jeden Tag des Jahres, die man
sten Verhältnisse des menschlichen Lebens bespricht, am liebsten und
gleich das Verhältniß des Menschen zur Welt und zur Gottheit. D
der erbaulichen Sprüche ist ein äußerst wechselnder, wie auch die Zeit
stehung eine ziemliche Spanne von Jahren umfaßt. Die ältesten er
dem Jahre 1807, die letzten dem Jahre 1822. Sie erschienen nicht
sammelt. Die 31 Sprüche des Januar erschienen zuerst in seinen kle
schen Werken (1828), die 28 Februarsprüche 1831 im Musenalma
Wendt, im darauffolgenden Jahrgange desselben Jahrbuches die 31
März. Erst 1834 erschien die erste gesammelte Ausgabe. Nun fo
„Vigilien" (1843), deren Entstehung schon um das Jahr 1836 zu
und die theilweise bereits 1839 in den „Jahreszeiten" von O. M
schienen wären, der „Weltpriester" (1846) und die „Hausreden" (1855
1862). An diese Werke schließen sich „Hafis in Hellas" (1853) und de
der Liebe" (1855), die sich wesentlich von allen übrigen Schriften Sch
heben. Erscheint er in den erstgenannten als der grübelnde Theosoph
er in diesen alle Theorien und Philosopheme vergessen und schlägt
Gegensatze zu ihnen anakreontische, erotische Töne an, wobei er manch
das Maß des Erlaubten überschreitet. Es sind zumeist Arbeiten, die
seiner Reisen entstammten, und die er geheimnißvoll in seinem Sc
verschlossen hielt, bis die Bekanntschaft mit Max Waldau ihn an jene
vergessenen Dichtungen erinnerte. Dieser, dem S. in der kurzen Zeit
kanntschaft, die durch Waldau's unvermutheten Tod einen jähen Absch
vollkommen sich anvertraute, drängte ihn zur Veröffentlichung, wozu si
schwer und dann auch nur unter der Bedingung verstand, wenn W
letzte Feile an die einzelnen Gedichte legen wolle. Selbstlos entschloß sich
zu dieser schweren Arbeit und so entstanden die beiden Werke, die zu
Theil das Eigenthum seines Freundes sind; denn nahezu alle Gedichte
reimt erschienen, haben erst durch Waldau diese Form erhalten, und sind
erst genießbar geworden; denn sie sind thatsächlich auch die besten.
fühlte in seinen letzten Jahren, wie er der Mitwelt sich entfremdet
wie gerade seine Form, seine Sucht nach „neugriechischen Wendungen
structionen", wie er behauptet, die Schuld an dem verhältnißmäßig ger
folge seiner Schriften trage; Waldau wurde ihm durch diesen Freundsch
geradezu unentbehrlich, um so mehr, als sich seine Bereitwilligkeit nicht
lyrische, sondern auch prosaische Werke Schefer's erstreckte, und er
Recensent zahlreicher deutscher Zeitungen mit den eindringlichsten W
alle neuerscheinenden Werke des Dichters aufmerksam machte. — Der
Werke Schefer's ist eine unendliche Reihe; seit dem Jahre 1827, als
Wendt ihn aufforderte, eine Novelle für das „Taschenbuch zum gesell
gnügen" zu schreiben, schrieb S. in ununterbrochener Reihefolge
70 Novellen, und noch andere haben sich handschriftlich erhalten.
an S. bewundern kann, ist seine Universalität und die Leichtigkeit, m
sich in die verschiedensten Gegenden und Jahrhunderte hineinzuleben ver
fast überall trifft er vollkommen richtig den Ton der Zeit. In
Nürnbergs während des 16. Jahrhunderts führt uns die „Künstler
„Düvecke" in die dänische Geschichte derselben Zeit, die „Gräfin Ulfeld
17. Jahrh., der „Kinderkreuzzug" schildert uns Deutschland im 13. J
„Sibille von Mantua" und „Violanta Beccaria" Italien, „Donna

inis" Südfrankreich, der „Gekreuzigte" und die „Eroberung von Constan-
pel" die Türken, der „Unsterblichkeitstrank" China, der „Waldbrand" Nord-
ika. In unnachahmlicher Schönheit weiß er uns landschaftliche Scenerien
childern, mit blendenden Farben schmückt er überall den Hintergrund seiner
hlungen aus. Um so crasser tritt uns der Mangel aller Charakteristik der
elnden Personen entgegen. Sie entwickeln sich nicht aus sich selbst, sie
eln nicht freiwillig, sondern stehen alle unter dem Zwange eines fatalisti-
Schicksals. Deshalb können sie in uns kein Interesse hervorrufen und
uns kalt, wie sie selbst auch kalt bleiben bei den schrecklichsten Schicksals-
gen, die sie treffen. Der Tod spielt bei S. eine große Rolle, aber für seine
nen hat er nichts schreckliches, sie sehen ihm lächelnd ins Angesicht und
ren kein Wort beim Verluste ihrer Theuren. Es ist ein traumhaftes, ver-
mmenes Wesen, das ihnen allen eigen ist, und in dem S. sich nahe mit
Romantikern berührt. Wie Novalis in seiner Jugend einer seiner Lieblings-
tsteller war, wie manche seiner Gedichte in den Tagebüchern auffallend an
gemahnen, so zeigt sich die Verwandtschaft auch in seinen prosaischen Schriften.
doch zeigt sich S. gern als Realisten; freilich nur vorübergehend, sprung-
Schefer's Familienleben ist ein sehr glückliches gewesen, und seine Frau
er leidenschaftlich und tief; und doch ist er nirgends im stande, in seinen
llen die Liebe von Mann und Frau von einem höheren Standpunkte aus
fassen; fast überall ist es nur die Schönheit und der Reiz der weiblichen
nen, die den Mann an das Weib fesseln, die Liebe ist ihm zumeist nur eine
nschaft der Sinne, die eben deshalb nur zu schnell verraucht und einer neuen
Platz macht; aus dieser Unbeständigkeit, dem ewigen Haschen nach einer
chselung, erwachsen dann die Conflicte seiner Erzählungen. Nur die Liebe
Mutter zum Kinde erfaßt er tief und wahr; hier findet er auch immer die
ndste Form.

Auch im Drama hat S. sich versucht; aber diese Versuche sind zugleich
unbedeutendste, was S. geschrieben; die Bühne haben sie nie gesehen. Und
lbst erkannte noch rechtzeitig sein Unvermögen in dieser Hinsicht, den
chten Weg auf die Dauer zu verfolgen. — Bedeutender ist er als Epiker.
llerdings seine Dichtung „Schneekönigs Kinder" nur ein ziemlich verun-
ter Versuch, in dieser Dichtungsart sich zu bewähren, so ist seine „Apotheose
er's" doch entschieden von weit größerer Bedeutung und enthält Stellen von
der Anmuth und Schalkhaftigkeit, die es bedauern lassen, daß nur die erste
te der Dichtung, die in 24 Gesänge getheilt war, zum Druck befördert
e, während die zweite Hälfte des Werkes Handschrift blieb; es hätte dieses
weit mehr Anspruch auf Veröffentlichung gehabt, als manche seiner oft
nießbaren Novellen. Die Beschäftigung mit diesem Werke reicht weit in
Jugendzeit zurück; 1838 lagen 14 Gesänge zum Drucke vorbereitet, 1858
wurde es wirklich gedruckt. Es sollte Homer verherrlichen. Aber wieder
uns die breite Auseinanderdehnung aller, auch der geringfügigsten Ereignisse
gen, die Ineinanderschachtelung der verschiedensten Dinge, ein Mangel an
logischen Aufeinanderfolge; es ist ein Kaleidoskop, ein buntes Farbenspiel,
welchem echt antike Auffassung mit modernen Anschauungen sich mengt;
unter Schefer's Werken nimmt es doch gewiß einen bedeutenden Rang ein.
Nach dem Tode Schefer's erschienen noch zwei Sammlungen seiner Gedichte,
seinem Nachlasse ausgelesen: „Für Haus und Herz, letzte Klänge" herausg.
Gottschall, und „Buch des Lebens", herausgeg. von Alfred Moschkau; eine
der verschiedensten Dichtungen ist handschriftlich im Besitz der Oberlaus.
Uschaft der Wissenschaften zu Görlitz.

Quellen und Litteratur: Schefer's Tagebücher im Besitz der Ob
sellschaft der Wissenschaften; sein Briefwechsel namentlich mit Lau
Waldau. — W. v. Lüdemann, Leopold Schefer's Leben und Werke i
gesammelten Schriften (nach dem von S. selbst corrigirten Exemplar
im Besitze K. Goedeke's). — Karl Siegen, Aus Leopold Schefers
in Sievers, Akademische Blätter (1884, S. 585—599, 635—67
Brenning, Biographische und litterargeschichtliche Würdigung Leopold S
gekrönte Preisschrift (Neues Lausitz. Magazin, LX, 1—199). — Woltan
Pückler-Muskau u. Leopold Schefer (Neues Lausitz. Magazin, LXII, 130–
R. Wolf

Scheffauer: Philipp Jacob (von) S., Bildhauer, geb. am 7. Ma
in Stuttgart, † daselbst am 13. November 1808, war der Sohn eines
lichen Heyducken. Mit 16 Jahren wurde er, wie damals auch andere
von Dienern des Herzogs Karl von Württemberg, in die von diesem
Solitude errichtete Militär-Pflanzschule aufgenommen und der Künstlerabt
zugewiesen. Im J. 1775 kam er mit dieser inzwischen (1773) zur
Akademie umgewandelten Anstalt nach Stuttgart und durchlief dieselbe al
hauer-Zögling, besonders durch den Professor Lejeune, einen Belgier, aus
und acht Mal mit Preisen geehrt, bis zum Jahre 1780. Wie sein M
und Freund Dannecker, mit dem er in merkwürdiger Lebensparallele st
hielt S. gleich bei seinem Austritt aus der Akademie die Stelle eines
hauers. Die beiden höher strebenden Künstler wurden zunächst freilich m
zu decorativen Arbeiten in Stukk und Stein für die fürstlichen Neubau
wendet. Doch durften sie unter Fortbezug ihres Gehaltes in den Jahr
bis 1785 ihre Studien zu Paris unter der Leitung des tüchtigen A. Pa
setzen, wobei sich S. mit einer als Pluto behandelten Actfigur bei de
fischen Akademie der Künste eine Preismedaille für das Modelliren
Natur erwarb. Im Herbst 1785 wanderten die Genossen zu Fuß v
nach Rom. Hier schlossen sie sich bald mit voller Entschiedenheit der class
Richtung an und traten in lebhaften Verkehr mit dem Hauptvertreter
unter den Bildhauern, Antonio Canova. Sie machten für ihren H
Frucht ihres emsigen Studiums der Antike vier halblebensgroße Marm
der Jahreszeiten, wovon der Sommer (Ceres) und der Herbst (Bac
Dannecker, der Frühling (Flora) und der Winter (Saturn?) auf Scheffa
Alle vier fanden zuerst ihre Aufstellung im Bibliothekssaale des Sc
Hohenheim; jetzt zieren sie das Stuttgarter Residenzschloß. Der Früh
welchem das deutsche Gemüth des Künstlers die antiken Formen merkli
brach, gelang S. besser als der Winter, für welchen es ihm an der
mythologischen Anlehnung fehlte. Hirt, welcher den Herbst und den Win
von ihm und Moritz herausgegebenen Zeitschrift: Italien und Deutschla
in Umrißstichen abbilden ließ, macht dabei die feine Bemerkung, daß für d
Boreas als Vorbild zu wählen gewesen wäre. Diese Werke trugen S. d
mitgliedschaft der Kunstakademien von Bologna, Mantua und Toulouse
fügte ihnen in Rom noch ein Relief an, das aber seine Marmorausfüh
in der Heimath erhielt, „die Poesie und die Komödie", in Stoff und
Gegenstück zu Danneckers gleichzeitigem Relief „Geschichte und Tragödi

Gegen Ende des Jahres 1789 wurde S. nach Stuttgart zurückber
wie Dannecker, der im folgenden Jahre heimkehrte, unter Beibehaltu
Amtes als Hofbildhauer mit einer Professur an der hohen Karlsschule,
Militärakademie im J. 1782 erhoben worden war, betraut. Wie sei
heirathete auch er im J. 1790 ein Stuttgarter Bürgerskind und kam
in eine der angesehensten Familien der Stadt; seine Erwählte war

igelin, die Tochter eines Juweliers, von anmuthigem Aeußeren und vortreff-
em Charakter. Schon im J. 1794 verloren die beiden Collegen ihre Pro-
uren durch die dem Tode Herzog Karl's (1793) fast auf dem Fuße nach-
gende Aufhebung der Karlsschule, mit der, für S. freilich nicht mehr erfüllten
sicht bei Neugründung einer Kunstakademie wieder Verwendung zu finden.
e sich schnell auf dem Throne ablösenden Nachfolger Herzog Karl's, seine
üder Ludwig Eugen († 1795) und Friedrich Eugen († 1797), sowie des
teren Sohn, der Herzog, später Kurfürst, zuletzt König Friedrich vertheilten
e Aufträge und Ankäufe fast mit ängstlicher Abwägung so gleich als möglich
die beiden Meister; aber die Mittel des kleinen Landes erlaubten zumal bei
schweren Kriegszeiten diesen Fürsten nicht, ihnen und noch einigen anderen
Hofdienst angestellten Bildhauern, wie dem mit S. eng befreundeten Römer
ppi, genügende Arbeit zu geben. Gerade in ihren besten Jahren, zwischen 1790
1800 fanden sie sich weder in der Entwicklung ihres Talents durch Auf-
ge entsprechend gefördert, noch auch nur, wie namentlich S., dessen Ehe mit
Kindern gesegnet war, vor Nahrungssorgen bewahrt.

Das erste größere Werk, welches S. nach seiner Zurückkunft aus Italien
Auftrage Herzog Karl's für dessen Schloß Hohenheim in Angriff nahm, war
um 1794 fertig gewordene Statue der Dichtkunst, welche später eine Statue
„Schönen Kunst" zum Gegenstück erhielt; aber, wie diese, scheint sie wegen
Thronwechsels nicht zur Ausführung in Marmor gekommen zu sein. Beide
den Zeitgenossen hoch gerühmte Werke konnten wir bis jetzt nirgends auf-
den. Auch ein Denkmal Zollikofer's, für welches ihm die Herzogin Franziska
trag gab, um es in einer Capelle zu Hohenheim aufzustellen, theilte, so viel
wissen, dasselbe Schicksal. S. fing nun an, Reliefe zu modelliren und auch
e Bestellung in Marmor auszuführen; er nahm dazu die Motive aus der
n Geschichte und Mythologie, z. B. Artemisia über der Asche ihres Gemahls
nend (1794), Achilleus, wie ihm die Asche des Patroklus gebracht wird (1795),
seus mit dem Haupte der Medusa (1795), aber sie fanden, wie auch eine
ste der Kleopatra und zwei „niedliche" Musenköpfe aus jener Zeit nur sehr
gsam Käufer; manche Arbeiten dieser Art wurden noch nach seinem Tode zum
ufe ausgeboten. Glücklicher war der Meister mit einer überlebensgroßen Büste
zog Karl's, welche er im Sinne einer Apotheose dankbaren Herzens gleich
h dessen Tode begann und in carrarischem Marmor ausführte. Herzog Friedrich
gen kaufte sie ihm ab und ließ später auch seine eigene Büste von ihm machen,
che — wie die vorgenannte im Stuttgarter Schlosse aufgestellt — alle anderen
dnißwerke Scheffauer's, die wir kennen, an geistvoller Charakteristik und sorg-
liger Marmorarbeit übertrifft. Die Gemahlin dieses Herzogs bestellte bei ihm
Reliefe, welche in einen zur Erinnerung an die Genesung ihres Gemahls
J. 1796 errichteten Obelisk in Gipsmodellen eingefügt wurden, aber keine
rmorausführung fanden. Das Denkmal wurde von dem Sohne und Nachfolger,
zog Friedrich entfernt. Man findet es abgebildet in einer Festschrift: Denk-
l der Gattenzärtlichkeit und Volksliebe, herausgegeben von C. Lang, Heil-
nn a. N. o. J. [1796—98], Fol. So hart dieses Schicksal seines ersten
onumentalwerkes den Künstler treffen mochte, so wenig hatte er sich sonst über
dritten Fürsten, unter dem er diente, zu beklagen. Friedrich ließ nicht nur
selbst von ihm in einem großen Medaillon (1804) und in einer Büste (?)
ewigen, sondern kaufte ihm auch nach und nach einen großen Theil der Mar-
rwerke ab, welche S. in seinem Atelier vorräthig hatte. Er ließ im Stutt-
ter Schlosse den sogenannten weißen Saal mit vier in die Wand eingelassenen
l im alten Schlosse aufbewahrten) Reliefen verzieren: „Arria und Paetus"
96), „Theseus und Ariadne" (1798), „Diana, welcher Amor von Endymion

erzählt" (o. J.) und „Vier Römer", Scene aus einem Sarkophag-Relief (s
Besonders geehrt und neu ermuthigt fühlte sich der Künstler, als dieser Fü
J. 1803 unter sechs Entwürfen für eine Medaille auf die Annahme der
fürstenwürde dem seinigen den Vorzug gab. Und, wenn es ihn immerhin sch
mußte, daß Dannecker's Modell einer Statue der „trauernden Freundschaft
das von Friedrich seinem Minister Graf Zeppelin errichtete Mausoleum
seinigen vorgezogen wurde, so entschädigte ihn der Kurfürst dadurch, daß
Porträt-Medaillon des Freundes von seiner Hand darin aufhängen ließ
1805, aber längst von dort verschwunden). In seinem Lustschlosse Mo
legte sich Friedrich mit sechs an den Wänden seines kleinen Bibliothekzi
vertheilten Reliefen ein eigentliches Scheffauer-Cabinet an. Es gehöten
außer dem erwähnten älteren Werk, der Poesie und Komödie, die folg
„Orest und Klytämnestra" (1798), „Ariadne auf Naxos trauernd", „S
um Phaon klagend" (beide um 1799—1800), ein Cybele- und ein Miner
(beide 1802). König Friedrich hatte eine solche Freude an diesem re
Zimmerschmuck, daß er im J. 1807 seiner Tochter, der Königin von We
„Amor und Psyche" und „Bacchus und Ariadne" (beide Reliefe um 180
Weihnachten mit dem Bemerken schenkte, er habe zwei weitere bestellt, dam
Katharina ein Cabinet, wie das seinige, in Cassel oder Weissenstein machen
könne (vgl. Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jerom
Westfalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Wü
berg, herausgegeben von A. v. Schloßberger, Bd. 1, 197 u. ö.). Für
Schwiegersohn Jerome kaufte der König um dieselbe Zeit die Marmorgrup
„Schlafenden Venus, welcher Amor den Schleier aufhebt", die Goethe sch
J. 1797 fertig im Atelier Scheffauer's gesehen hatte. Nicht ganz sicher
auch die zwei letzten Statuen des Meisters, ein Ganymed und eine Hebe
um 1807) noch in königlichen Besitz übergingen; die letztere glauben
Marmor im Stuttgarter Schlosse, aber ohne Namen des Meisters, entdeckt zu

Außer dieser dauernden Gunst des Stuttgarter Hofes war für S. v
sonderem Werthe eine Beziehung, in welche er, wir wissen nicht auf welchem
um die Wende des Jahrhunderts zu dem badischen Hofe gekommen war. G
dankte derselben eine Reihe von Aufträgen für Porträtbüsten; so die des Erb
und der Erbprinzessin von Braunschweig (1802), des Königs und der K
von Schweden (1803), des Kurfürsten und der Kurfürstin von Baiern (
Auch zwei größere Denkmale wurden ihm dort anvertraut, das Grabmal
Schweden gestorbenen badischen Erbprinzen Karl Ludwig mit einem Me
des Prinzen und einer Marmorfigur seiner Wittwe für den sogenannten „Ge
Thurm" im Erbprinzengarten zu Karlsruhe (abgebildet in Wieland's N. Te
Merkur vom J. 1803, Bd. 2) und das nicht zur Ausführung gekommene
Denkmal des Markgrafen Karl von Baden (1804), für den Marktplatz in
ruhe bestimmt (abgebildet auf dem Titelkupfer von Hartleben, Statistisch
mälde der Residenzstadt Karlsruhe, 1815), aber dort und sonst fälschlich
Oberbaudirector Weinbrenner, der als Architekt betheiligt war, allein zugesch
Noch bis in seine letzten Lebensjahre hinein fehlte es S. nicht an ehren
Aufträgen. Es bestellte im J. 1804 die Wittwe Klopstock's bei ihm ein
mal für ihren Gatten, im J. 1805 eine Stuttgarter Familie einen Tod
Marmor-Relief für einen Grabstein, im J. 1806 der Legationsrath Sch
Sohn des Dichters, seine Porträtbüste in Marmor, welche aber in den H
der Scheffauer'schen Familie blieb, im J. 1807 (!) der Kronprinz von
eine Marmorbüste des Astronomen Kepler, das letzte im Juli 1808 vol
Werk des Meisters, welcher, wie wir aus ungedruckten Briefen seiner
wissen, durch die vielen Bestellungen und Ankäufe allmählich in günstige

misse kam und voll Schaffensluft blieb, bis den lange Kränkelnden die Schwind-
ht wegnahm. Mit diesen Thatsachen stimmt nicht, wenn Hagen, Die deutsche
nst in unserem Jahrhundert Th. 1 S. 57, allerdings im Einklange mit einer
heute in Stuttgart viel verbreiteten Meinung, schreibt: „Schon vor seinem
de war S. ganz in den Hintergrund getreten. Nach einer Nachricht wandte
nnecker nicht edle Mittel an, um ihn, den er als Nebenbuhler fürchtete, zurück-
drängen." S. war keineswegs so zurückgedrängt, wie das zwanzig Jahre nach
em Tode aussehen mochte. Der Vorsprung, welchen Dannecker's Ruhm, übrigens
mit der großen Schillerbüste und der Ariadne, gewann, erklärt sich genügend
der größeren Kunstbegabung dieses Meisters. An heißen Wettbewerbungen
schen den Beiden fehlte es, wie wir gesehen haben, nicht, wie denn auch nach
ller's Tod Dannecker eine Colossalbüste bestellt erhielt, während ein Bildniß-
aillon Scheffauer's unverwerthet im Atelier blieb; aber zu unedlen Mitteln
greifen, war nicht Dannecker's Art. Daß er in der That der größere Meister
, wird jedem deutlich, welcher auch nur die Gegenstücke Beider aus jungen
ren vergleicht, die römischen Statuetten und besonders die vier „Opfer-
erinnen" aus Gips vom Jahre 1797, wovon die zwei Dannecker'schen in
Favorite-Schlößchen, die zwei Scheffauer'schen im Vestibüle des Schlosses zu
repos stehen. Auch ihre Zeitgenossen hatten dafür ein ganz deutliches Gefühl.
schreibt der Mitschüler und Freund von Beiden, Schiller, aus Stuttgart im
794 an Körner von Dannecker als dem bei weitem besten unter den Stutt-
er Künstlern, als „einem wahren Kunstgenie", von S. dagegen nur als von
n „andern sehr geschickten Bildhauer"; so verkehrte Goethe bei seinem Stutt-
er Aufenthalt des Jahres 1797 auch mit S. freundlich, aber, wie Schiller,
er nur zu Dannecker in das innige und fruchtbare Wechselverhältniß con-
aler Naturen. In Einem aber überragte S. seinen Genossen ganz unstreitig,
r von Dannecker allerdings nur sehr wenig geübten Relief-Bildnerei. Früher
das Hoch-, später mit Vorliebe das Flachrelief pflegend, leistete er in beiden
ungen Vorzügliches. Besonders in seinen trauernden Frauengestalten liegt
ergreifende Kraft der Empfindung, ausgesprochen in den edelsten Formen.
genug kam S. dem Freunde auch in seinen Porträtbüsten und Medaillons.
einen gelungensten Bildnissen würde aber das (nach Haakh, Beitr. S. XXII)
dem verstorbenen Baron C. v. Cotta erworbene Schiller-Relief nicht zählen,
dieses Thonmodell wirklich Schiller vorstellen sollte. Zweifel daran erregen:
glattgestrichene Stirnhaar, die steile Oberlippe, das fette Doppelkinn (s. die
ographie in der Jubiläumsausgabe der Schiller'schen Gedichte vom Jahre 1859).
Die Persönlichkeit Scheffauer's schildert Heinrich Rapp, der Schwager Dann-
s, mit den freundlichen Worten: Von Gestalt war S. sehr ansehnlich und
nehm, von Charakter bescheiden und dienstfertig, gutmeinend gegen Jeden.
körperliche Leiden zogen zuweilen einen Schleyer von Düsternheit über seine
erungen. Sonst blieb er immer ein guter Gesellschafter. Auch hatte er
Anlage zur Musik. Es gibt mehrere sehr gute Bildnisse von ihm: zwei
emälde von seinem Mitschüler und späteren Collegen Hetsch, wovon das
ihn als Karlsschule-Zögling darstellt, das andere den Meister in seinem
er zeigt; eine Sepia-Zeichnung von J. J. Gaurmann vom Jahre 1797; ein
ild von einem Unbekannten nach Scheffauer's Zurückkunft aus Rom gemalt;
Oelbild von Seele, mit seiner Gattin als Gegenstück, sämmtlich im Besitz
Scheffauerischen Nachkommen.
Schüler von Bedeutung hat S. nicht gezogen.

Vgl. die Nekrologe im Cotta'schen Morgenblatt von 1808, S. 1105 f.
n H. Rapp, und in der Schwäb. Chronik von 1808, S. 477 f. von einem
bekannten; die Künstler-Lexika, besonders ausführlich: Füßli, 2. Th. S. 1476 f.;

die Correspondenzen aus Stuttgart in Meusel's Museum für Künstler und Kunstliebhaber, II, 71 ff., Neues Museum f. K. u. K., III, 116—117 und XI, 306 f., und in Wieland's N. T. Merkur vom Jahre 1801, Bd. 3, 232 f., 1803, Bd. 2, 233 f. und 662 ff., 1804, Bd. 1, 63 ff., 1806, Bd. 2, 146 ff.; Wagner, Gesch. d. h. Karlsschule a. m. m. O. f. d. Reg.; Haak, Beiträge a. Württemb. z. n. d. Kunstgesch. S. 13 u. ö. — Winterlin, Der Bildhauer Scheffauer und sein Verhältniß zu Dannecker, im Schwäb. Merkur (Kronik), 1890, S. 443 ff.

Winterlin.

Scheffel: Christian Stephan S., Mediciner und Botaniker, gebürtig aus Meldorf in Holstein, studirte (1714—18) in Kiel, dann in Leipzig und endlich in Leiden unter Boerhave, wo er (1721) promovirt wurde. Seitdem wirkte er als praktischer Arzt in Wismar, erhielt dann aber einen Ruf als Professor der Medicin nach Greifswald (1726), wo er als Arzt und akademischer Lehrer, sowie als Schriftsteller thätig war und als solcher mehr als 40 medicinische Abhandlungen veröffentlichte. Besonderes Verdienst erwarb er sich jedoch durch seine anatomischen und botanischen Versuche, welche er, angeregt durch Boerhave und Linné, mit seinen Zuhörern anstellte, und durch die in seinem Privatgarten angelegte Baumschule und andere Anpflanzungen erläuterte. Sein Plan, zu diesem Zweck einen öffentlichen botanischen Garten zu begründen, kam wegen mangelnder Geldmittel nicht zu Stande, doch kaufte er das von Monau und Helwig angelegte Herbarium und bestimmte dasselbe nebst eigenen Sammlungen für den botanischen Garten, welcher beim Neubau des Universitätsgebäudes (1750) hinter diesem projectirt war. Die Vollendung desselben (1763) erlebte er aber nicht mehr, da er schon 1760 verstarb. Sein lebhaftes Interesse für die Pom. Hochschule bethätigte er durch seine zur Jubelfeier derselben (1756) verfaßte Schrift „Vitae professorum medicinae Gr." und die Stiftung (1759) des noch jetzt bestehenden Scheffel'schen Stipendiums. Sein Porträt befindet sich in der Universität, sein Wappen und seine Grabschrift in der von ihm und seinem Freunde Joh. Lembke errichteten Capelle der Nicolaikirche.

Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 280, 290. — Münter, die Gründung des botanischen Gartens, Festrede, 1863—64, S. 6. — Dähnert, Kat. der Univ.-Bibl., II, 523. — Pyl, Greifsw. Sammlungen, S. 104; Gesch. der Greifswalder Kirchen, S. 348, 470.

Pyl.

Scheffel: Joseph Victor v. S., s. am Schlusse des Bandes.

Scheffelt: Michael S., Mathematiker, geboren am 20. Februar 1631 in Ulm, † ebenda am 11. Juli 1720. Ursprünglich im Geschäft seines gleichnamigen Vaters zum Kaufmanne ausgebildet und als solcher in Nürnberg sowie auf Reisen thätig, wandte S. erst seit 1675 sich ernstlich den mathematischen Wissenschaften zu, für welche er schon früher Liebhaberei an den Tag gelegt hatte. Seit 1716 hielt er in Ulm Vorlesungen über Arithmetik und Geometrie, 1717 wurde er zum Lector Arithmetices daselbst ernannt. Er hat vornehmlich über einen von ihm erfundenen Meßstab geschrieben, welcher den Neper'schen Rechenstäben nachgebildet das Rechnen geometrischer Größen auf ein Ablesen zurückführte. Mehrfache Auflagen dieses Buches beweisen, daß man es damals schätzte.

Vgl. Albr. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen merkwürdigen Personen aus Ulm (Ulm 1798) S. 462—463.

Cantor.

Scheffer: Friedrich Heinrich Ernst Leopold S., kurhessischer Staatsmann, war geboren am 21. December 1800 in Schrecksbach an der Schwalm im kurhessischen Kreise Ziegenhain als ältester Sohn des dortigen Pfarrers

dwig S. aus der Ehe mit einer Tochter des Geh. Hofraths Wigand zu
rgheim in Waldeck. Körperlich und geistig früh entwickelt, erhielt er den ersten
terricht durch einen Hauslehrer, den späteren Professor der Geschichte in Marburg,
hm. Einfach erzogen, besuchte er die Gymnasien in Korbach und Hersfeld.
it 1819 widmete er sich in Marburg dem Studium der Rechte. Nachdem
hier 1822 die Prüfung bei der Facultät gut bestanden, erhielt er die Advocatur
den Justizämtern Ziegenhain und Treysa mit dem Wohnsitz in der Stadt
ysa. Hier lebte er nur seinem Berufe. Zeigte er sich auch freimüthig durch-
ht von deutscher, durch die Erinnerung an die Befreiungskriege genährter
iheitsliebe, so lag doch die Politik außer seinem Gesichtskreise. Erst durch
auch Kurhessen so lebhaft ergreifende Bewegung von 1830 gewann er über-
pt Interesse an politischen Vorgängen und nach Erlaß der Verfassung von
1 stand er, liberal im edelsten Sinne, unter dem Einflusse der allgemeinen
eisterung des hessischen Volkes für die hierdurch erweckten Hoffnungen. In
ysa zum Befehlshaber der Bürgergarde gewählt, vertrat er als solcher diese
dt 1832 auf der Zusammenkunft von Abgeordneten der Bürgergarde aus
n Städten Kurhessens, welche in Kassel stattfand, um die Nothwendigkeit
s baldigen Gesetzes über die Bürgerbewaffnung hervorzuheben. Eine von S.
gehaltene Rede ist ihm bei späteren öffentlichen Vorgängen von Parteigegnern
s vorgeworfen worden; es ist aber glaubhaft festgestellt, daß er hier nicht,
behauptet ist, zum Aufruhr aufgefordert, vielmehr einen Vorschlag zur
uerverweigerung mit Erfolg bekämpft hat. Auch in den übrigen Städten
Schwalm-Bezirks errang er sich solches Vertrauen, daß diese ihn als ihren
treter in den am 8. März 1833 eröffneten Landtag und, nach dessen baldiger
lösung, in den von Juni bis October versammelten Landtag wählten. Von
m zum Schriftführeramt berufen, trat er in den lebhaften Streitigkeiten der
nde mit Hassenpflug wiederholt auf dessen Seite. Er erhob Widerspruch,
der Landtag die von seinem bleibenden Ausschusse beim obersten Gerichte
n Hassenpflug erhobene Anklage wegen Verfassungsverletzung bestätigte, welche
n gefunden wurde, daß die Eröffnung des vorigen Landtages über den
ßlichen Zeitpunkt verschoben war. Und während ferner die Mehrheit der
icht war, daß Hassenpflug's Anordnung wegen Sistirung der Aushebung
1833 einer wiederum eine Ministeranklage begründenden Aufhebung des
rutirungsgesetzes gleichkomme, entwickelte S. die Ansicht, daß dem Minister
stens die Unterlassung der Vollziehung eines Gesetzes zur Last falle. Auch
dem am 20. November 1833 eröffneten Landtage trat S. in wichtigeren
gen der Gemeindeordnung und des Civilprocesses, zum Theil erfolgreich, sehr
ittenen Ansichten Hassenpflug's bei. Seine landständische Thätigkeit im
emeinen fand Beurtheilung in einer von der „Didaskalia" (Beilage zum
nkfurter Journal, Nr. 84 vom 25. März 1834) gebrachten Schilderung der
glieder des letzten Landtags. Er wurde hier als ein Mann von Freimuth,
rechtlichen Gesinnungen und gemäßigt liberaler Richtung dargestellt, der sich
Offenheit für und gegen Regierung wie Kammermehrheit auszusprechen pflege.
dem dann aber S. in und außer der Kammer das politische Leben, ins-
ndere Anschauungen und Bestrebungen näher kennen gelernt hatte, die ihm
waren und welchen er nach seiner ganzen Veranlagung fremd bleiben mußte,
dem er Enttäuschungen erfahren und durch Studium politischer wie religiöser
isten seine Kenntnisse zu erweitern gesucht hatte, kam bei ihm erst die
heit zum Durchbruch und gewann er die feste Unterlage für eine bestimmte
bleibende politische und religiöse Richtung. Nachdem S. sich vergeblich um
erledigte Syndicat bei den Ständen beworben hatte, wurde er von Hassenpflug
en Staatsdienst gezogen. Am 1. October 1834 wurde er, ohne besondere

Bewerbung, zum Justizbeamten für den stark verwahrlosten Amtsbezirk Schw
fels ernannt. Für den im November 1836 zusammentretenden Landtag
er nicht wiedergewählt; dagegen ward er in demselben Jahre, nachdem
jenem Bezirke die größte Ordnung hergestellt, durch Verleihung des go
Verdienstkreuzes ausgezeichnet und am 16. October 1836 zum Rath beim Cri
senat des Obergerichts in Kassel, sowie zum Landtagscommissar ernannt
dieser Eigenschaft bezeichnete er den Ständen als sein Programm das e
Streben, auf friedliche Lösung von Meinungsverschiedenheiten hinzuwirke
selbst bei stark gegenüberstehenden Ansichten das Band gegenseitigen Ver
nicht zu stören. Daß dieser Zweck jedoch nicht erreicht wurde, lag
Natur der fortgesetzten grundsätzlichen Kämpfe zwischen Regierung und St
Während diese über eine genaue Ausführung der Verfassung zu wachen
indem sie die dem Fürsten gezogenen Schranken für die nothwendige G
gegen Wiederkehr früherer Mißregierungen hielten, ließ S. sich von der
zeugung leiten, daß gewisse Bestimmungen der Verfassung auf dem Gru
der Volkssouveränität beruhten, selbstverständliche Rechte des Fürsten
trächtigten, das Landeswohl gefährdeten, daher nicht so wie in der K
ausgelegt werden dürften, und daß die Entwicklung auf Grund der Ver
zu einer völligen Demokratisirung der öffentlichen Verhältnisse führen
Bei solchem Gegensatze kam es in allen den verschiedenen Streitigkeit
Landtage zu öfters sehr lebhaften Auftritten, welche zuweilen durch Sc
Eifer und Derbheit noch gesteigert wurden. Ansinnen desselben wie da
nur die Ausgaben enthaltendes Budget für 1837—39 zu genehmigen; Erklä
Scheffer's wie die, daß eine vom Landtag abgelehnte Ausgabe dennoch
gemacht werden, seine Theorie von einer fast völligen Gleichstellung de
ordnungen mit den Gesetzen oder die von der Unzulässigkeit von Pet
allgemeinen Interesses an die Stände waren nicht geeignet, das durch die
Kämpfe erregte böse Blut zu mildern. Die Regierung aber erkannte
Leistungen an. Am 11. April 1838 wurde ihm das Ritterkreuz des kur
Hausordens vom goldenen Löwen verliehen, am 4. Mai wurde er zum Regie
rath für die Provinz Niederhessen, am 20. März 1839 zum Mitglied des le
Ausschusses des landwirthschaftlichen Vereins ernannt, am 4. Februar 184
Vertretung des Polizeidirectors in Kassel beauftragt, am 25. März 184
ordentlichen Referenten im Ministerium des Innern, am 6. April 184
Mitglied des Gesammt-Staatsministeriums, am 29. April 1841 zum Mini
rath und am 30. Juni 1843 zum Commissar bei den Stiftern Kaufung
Wetter ernannt. Im Sommer 1845 wurde er mit der Vertretung Koch
Ministers des Innern beauftragt. Am 21. März 1846 wurde er zum Refe
für die mehreren Ministerien gemeinsamen Angelegenheiten, auch für die
und Conflictsachen, sowie zur Mitwirkung bei Bearbeitung von staats
bundesrechtlichen Fragen im Ministerium des Aeußern berufen. Zum provisi
Vorstand des Ministeriums des Innern wurde S. zwar erst am 4. September
ernannt; aber das Regierungssystem, welches seit Hassenpflug's Rückt
Juli 1837 befolgt war, knüpfte sich vorzugsweise mit an Scheffer's N
Am stärksten trat dasselbe hervor im Verbot des öffentlichen Gottesdiens
Deutschkatholiken, den Ständen gegenüber von S. am 7. April 1846 ge
auf die Unstatthaftigkeit einer Ausartung der Gewissensfreiheit. Auf
König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen begab er sich zu diesem, um
über diese Angelegenheit Vortrag zu halten, zu diesem kam es jedoch n
fälligen Gründen nicht. Jenes System zeigte sich ferner in auffallenderer
in der von S. am 17. November 1846 dem Landtage entwickelten Theorie
die Verfassung nicht das Repräsentativ-, sondern das Standesprincip

Nachdem am 20. Januar 1848 S. auch mit Verſehung des Juſtizminiſteriums beauftragt war, wandte ſich in den Märztagen der Unmuth aller mit dem bisherigen Regierungsſyſtem Unzufriedenen gegen S. Dieſer war, obwohl krank, entſchloſſen, ſich und die Seinigen mit der Waffe gegen etwaige perſönliche Unbilden zu ſchützen; als ihm aber die ſichere Kunde ward, der Kurfürſt ſolle zu ſeiner Entlaſſung gedrängt werden, werde ſie aber nur ertheilen, wenn er ſelbſt darum bitte, ſo kam er dieſem Wunſche im Glauben nach, dem Fürſten dadurch die Freiheit des Handelns zu geben. Nach Ertheilung der Entlaſſung am 8. März hielt er ſich in der Nähe von Kaſſel, dann außerhalb Heſſens auf und kaufte 1849 das Gut Engelbach bei Niederaula im Kreiſe Hersfeld, wohin er ſich in ländliche Stille zurückzog. Aus dieſer wurde er jedoch Ende des Jahres 1850 wieder hervorgeholt. Als die Truppen des wiederherzuſtellenden Bundestags in Kurheſſen einrückten, wurde S. dem Civilcommiſſar Grafen Rechberg als Territorialcommiſſar beigegeben, eine Aufgabe, welcher er ſich wegen ihrer Schwierigkeit, nach ſeinem Ausſpruche, nur aus Treue gegen den Kurfürſten, aus Pflichtbewußtſein und Ueberzeugung unterzog. Er hatte in dieſer Stellung u. a. die ſog. Bequartierung ſolcher Perſonen zu leiten, welche die September-Verordnungen nicht befolgten. Dies iſt ihm liberalerſeits ſehr verargt; doch hat er auch ſich ſelbſt mit Mannſchaften mehrmals reichlich belegt. Auch ſeine Berathung des preußiſchen Commiſſars v. Uhden, auf deſſen Veranlaſſung der Rechtszuſtand durch „proviſoriſche Geſetze" umgeſtaltet wurde, iſt ihm liberalerſeits ſehr verdacht worden. Seine Leiſtungen in dieſer Stellung fanden aber Anerkennung durch Verleihung ſowohl des Commandeurkreuzes 2. Claſſe des kurfürſtl. Wilhelmsordens am 19. Februar, als auch des öſterreichiſchen Ordens der eiſernen Krone 2. Claſſe am 25. Auguſt 1851. An Haſſenpflug's Verſuchen, der proviſoriſchen Verfaſſung vom 13. April 1852 die vom Bundestag geforderte nachträgliche Zuſtimmung der auf Grund derſelben berufenen Kammern zu verſchaffen, betheiligte ſich S. nur als Präſident der 2. Kammer und als Landtagscommiſſar. Mitglieder dieſer Kammer haben ſpäter, bei Verhandlungen der 2. Kammer vom 1. Juli 1861, den Druck beleuchtet, unter welchem ſie 1852 geſtanden hätten, da S. durch Bedrohung mit Wiederholung der Bundesexecution auf ihre Abſtimmung in der Verfaſſungsfrage einzuwirken verſucht habe. Im übrigen bekleidete S. während der letzten Haſſenpflug'ſchen Periode nur die am 14. Juli 1851 erhaltene Stelle eines Mitglieds des Disciplinargerichtshofs 2. Inſtanz. Nur auf wiederholten dringenden Wunſch des Kurfürſten entſchloß er ſich, die Aufgabe, an welcher Haſſenpflug 1855 geſcheitert war, fortzuführen. Am 25. Auguſt wurde er mit Verſehung des Miniſteriums des Innern beauftragt, am 13. September zum Mitglied des Geſammt-Staatsminiſteriums und 1856 zum Miniſter des Innern ernannt. Da es auch ihm nicht gelang, die Kammer zu den nöthigen Erklärungen zu bewegen, verſuchte er am 15. Juli 1858 den Bundestag zu beſtimmen, von letzteren abzuſehen und die Verfaſſung von 1852 mit einigen Aenderungen zu genehmigen. Als aber die ſeit 1859 begonnene Wendung in der deutſchen Frage alle bisherigen Beſtrebungen der kurfürſtlichen Regierung ausſichtslos machte, wurde S. im Frühjahr 1859, auf ſeine dringende Bitte, wegen leidender Geſundheit penſionirt zu werden, als Miniſter entlaſſen, jedoch zur Verfügung geſtellt. Er gab ſich wieder der praktiſchen Landwirthſchaft hin, nahm aber noch fortwährend regſten Antheil an den politiſchen Ereigniſſen. In dem nach Verkündigung der Verfaſſung vom 30. Mai 1860 lebhafter begonnenen Kampfe um die Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1831 trat S. einigemale hervor. Er traute Preußen nicht und glaubte in jenem Beſtreben eine große Gefahr für die Selbſtändigkeit Heſſens erblicken zu müſſen, und um ſo mehr, als die Verhältniſſe am kurfürſtlichen Hofe ihm einem ſolchen Verlaufe

Vorschub zu leisten schienen. So suchte er im Januar 1862 durch mehrere offene Schreiben an die neue Wählerclasse der Großgrundbesitzer im Sinne der Regierung zu wirken und, als zum 3. Male die Wahlen nach der Verfassung von 1860 bevorstanden, stiftete er den zur thunlichsten Neutralisirung preußischer Einflüsse in Hessen bestimmten „Hessenverein", dessen festere Organisation aber infolge von Schwierigkeiten, welche sich bei der Regierung ergaben, nicht zu Stande kam. Auch rief er die für die Verfassung von 1860 eintretende „Hessenzeitung" des Professors Vilmar in Marburg ins Leben. Nach der Einverleibung Hessens trat er einigemale als Anhänger der althessischen Partei auf. Der preußischen kirchlichen Union abhold, unterzeichnete er 1873 und 74 Aufrufe zu Sammlungen für die gegen das neue Konsistorium renitenten hessischen Geistlichen. Auch ließ er sich 1876 von jener Partei im Wahlkreis Hersfeld als Candidat zum Reichstag aufstellen, trat jedoch zu Gunsten des ultramontanen Candidaten zurück. S. starb in Engelbach am 8. August 1879 infolge eines Blasenleidens. Er lebte seit 1828 mit einer Tochter des Hofgerichtsraths Wigand in Korbach in 51-jähriger glücklicher Ehe und hinterließ 3 Söhne und 6 Töchter. Nach allseitigem Urtheil war S. gradaus, bieder, furchtlos nach oben und unten, charakterfest und von ungemeinem Schaffensdrang. Sein Name ist aufs engste mit den Verfassungs- und Parteikämpfen der letzten Jahrzehnte Kurhessens verknüpft gewesen. — Durch vorstehende auf den glaubhaftesten Quellen beruhende Darstellung werden verschiedene Thatsachen und Urtheile von Zeitgenossen namentlich auch in den beiderseitigen Nekrologen berichtigt. Diese sind enthalten in: „Hessische Blätter" (Melsungen) Nr. 549 und 550 vom 13. und 16. August 1879 und Nr. 589 vom 3. Januar 1880; Kreisblatt für den Kreis Ziegenhain Nr. 65, „Hessisches Wochenblatt" Nr. 93, „Kasseler Tageblatt" Nr. 220, „Köln. Ztg." Nr. 223, Bl. 2, „A. A. Z." Nr. 328, „Im neuen Reich" vom 23. August 1879.

Wippermann.

Scheffer: Johannes Gerhard S., hervorragender Philologe und Archäologe des 17. Jahrhunderts. Er wurde in Straßburg i. E. am 2. Februar 16[illegible] geboren, besuchte das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt und wurde vorzüglich durch die Unterweisung des Professors Joh. Heinr. Boeckler in die Alterthumsstudien eingeführt. Daneben pflegte er von Jugend auf die Kunst des Zeichnens und Malens mit besonderer Vorliebe und gutem Geschick. In Straßburg erschienen seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten, die Dissertation „de varietate navium apud veteres", 1643; „Agrippa Liberator s. de novis tabulis", 16[illegible] die „Epistola de triremibus", 1646 und die Ausgabe der „Variae historiae" des Aelian, 1647. — Die Kriegsunruhen veranlaßten ihn, die Heimath zu verlassen; er wandte sich 1648 nach Schweden und fand am Hofe der Königin Christine, der seine Schriften bekannt geworden waren, ehrenvolle Aufnahme. Noch in demselben Jahre ernannte ihn die Königin — gleichzeitig mit seinem Lehrer Boeckler — zum Skyttischen Professor der Beredsamkeit und der Politik in Upsala; später wurde daselbst auch königlicher Honorarprofessor für Natur- und Völkerrecht, sowie Assessor im königlichen Collegium der Alterthümer, zuletzt auch Bibliothekar der Universitätsbibliothek. Er starb in Upsala am 26. März 1679. — Scheffer's wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit war eine sehr ausgedehnte; ein Theil seiner Arbeiten bezog sich auf die Geschichte und Länderkunde von Schweden, wie die Ausgabe von „Gotrichi et Rolfi Westrogothiae Regum historia", 1664; die „Upsalia antiqua", 1666; die „Memorabilia Suecicae gentis exempla", 1671; die „Lapponia", 1673; die nach seinem Tode, 1680, von Joh. Moller herausgegebene „Suecia literata" und viele andere kleinere Schriften. Ein anderer Theil seiner Werke staatsrechtlichen Inhalts, wie u. a. seine Bearbeitung von Hugo Grotius „De Jure belli et pacis" o. J. und der Index dazu, 1657; die werthvollsten [illegible]

rbeiten sind jedoch die philologisch-archäologischen. Sowohl seine Ausgaben lassischer Schriftsteller, wie seine antiquarischen Abhandlungen zeugen von umfangreicher Belesenheit und besonnener Kritik. Wenn auch seine Kenntniß der griechischen Sprache in seiner Ausgabe des Aelianus nicht immer als ausreichend sich erwies, so sind doch die sachlichen Erklärungen noch immer werthvoll, und dasselbe gilt von seinen Ausgaben der Taktik des Arrianus und der „Ars militaris" des Mauricius, 1664, sowie des Aphthonius und des Theon, 1670. Auf dem Gebiete der römischen Litteratur sind von besonderem Werthe seine Ausgabe der Werke des Hyginus, 1674, mit der Abhandlung „De Hygini scriptoris fabularum aetate atque stylo", ferner seine Veröffentlichung der kurz zuvor entdeckten Fragmente des Petronius, 1665, mit der Abhandlung „de vero hujus fragmenti auctore"; seine Ausgaben des Julius Obsequens, 1679; des Latinus Pacatus, 1651; des Justinus, 1678; des Phaedrus, 1667 u. a. Werthvolle Beiträge zur Erklärung noch anderer Schriftsteller gab er namentlich im „Lectionum academicarum liber" 1675. Seine Arbeiten über den lateinischen Stil und die richtige Art der Stilübungen erlebten vielfache Auflagen (zuerst erschienen 1653). Ein von ihm beabsichtigtes großes Werk über die Pythagoreer kam nicht zum Abschlusse; nur die einleitende gelehrte Schrift „De natura et constitutione philosophiae Italicae seu Pythagoricae liber" erschien 1664. — Von seinen antiquarischen Werken sind besonders die mit Holzschnitten reich illustrirten Schriften über das Seewesen der Alten („De militia navali veterum", 1654), über das Fuhrwesen („De re vehiculari veterum", 1671) und über die Halsketten („De antiquorum torquibus syntagma", 1656) hervorzuheben. Ueber die Geschichte und die Technik der Malerei im Alterthum enthält manches die Schrift „Graphice id est de arte pingendi liber" 1669.

Schefferi Suecia literata S. 293—300; daselbst in 76 Nummern die Titel der während seines Aufenthaltes in Schweden verfaßten Schriften Scheffer's; Ergänzungen dazu in Moller's Hypomnemata S. 456—463. — Witte, Diarium biograph. 1688. — E. M. Fant, minne öfver J. Sch. 1783. — Niceron, Memoires des hommes illustres, tom. 39, S. 220—234; daselbst ein 63 Nummern mit Nachweisungen enthaltendes Schriftenverzeichniß. — Jöcher IV, 231—233. — Bursian, Geschichte der class. Philol. S. 332—335. Ueber Scheffer's Petronius-Ausgabe ebendaselbst S. 293 f.

R. Hoche.

Scheffer: Johann Theodor v. S., einer der hervorragendsten Männer, deren sich Herzog Karl Alexander von Württemberg zur Durchführung seiner Selbstherrschaft bediente, ist 1687 als Sohn des Raths und Bürgermeisters Samuel S. in Dinkelsbühl geboren. 1716 wurde er Professor der Rechte in Tübingen, wo er sich als Hofgerichtsadvocat niedergelassen hatte, später Rath und Hofgerichtsassessor daselbst. Schon Herzog Eberhard Ludwig übertrug dem gewandten Manne viele wichtige Geschäfte; 1727 verlieh ihm der Fürst von Hohenzollern-Hechingen den Geheimrathstitel. Den größten Einfluß gewann er unter Herzog Karl Alexander. Im October 1735 stellte ihn dieser als wirklichen Geheimrath an die Spitze des General-Landes-Commissariats, einer Behörde, die ursprünglich zur Abhülfe von Beschwerden der Unterthanen gegründet, vielfach ihrer unbeschränkten Vollmachten die verfassungsmäßigen Behörden und die Landstände bei seite schob. Kurz darauf wurde S. zum Geheimen Cabinetsrath, im April 1736 zum Oberhofkanzler ernannt; 1737 erhob ihn der dem württembergischen Herzog so wohlgesinnte Kaiser Karl VI. in den Reichs- und österreichischen Adelstand. Als nach dem am 12. März 1737 erfolgten Tode Karl Alexander's der Sturm gegen die Rathgeber des Herzogs, besonders Jud Süß, losbrach, konnte es kaum ausbleiben, daß auch der Oberhofkanzler zur

Verantwortung gezogen wurde. Am 23. April wurde er verhaftet und auf
Asperg gebracht. Neben den von ihm bestrittenen näheren Beziehungen zu Süß
gab man ihm namentlich Schuld, daß er die Rechte der Landstände habe ver-
nichten wollen; daß er die Schloßcapelle zu Ludwigsburg den Katholiken ein-
geräumt; daß er für die General-Landes-Commission eine Instruction entworfen,
wonach diese die Beschlüsse der übrigen Collegien abändern konnte. Allen diesen
Vorwürfen gegenüber konnte S. erklären, daß er nur des Herzogs Befehle aus-
geführt und meist dessen eigene Worte gebraucht habe; vor Süß habe er ihn
öfters gewarnt und sich überhaupt bemüht, mäßigend einzuwirken. Die Unter-
suchung ergab dann auch mehr bloße Unterlassungssünden, und so wurde S.
gegen Bezahlung der Untersuchungskosten mit Beibehaltung des Geheimrathstitels
entlassen. Er zog sich wieder nach Tübingen zurück und starb dort 1745 mit
dem Rufe eines trefflichen Kenners des Staatsrechts, das er schon 1720 in seinen
„Commentationes de forma imperii Romani Germanici" bearbeitet hatte.

Dizinger, Beiträge zur Geschichte Württembergs 1, 129. — v. Gerst-
Biographisch-genealogische Blätter.

Eugen Schneider.

Scheffer: Reinhard S., geboren am 17. Februar 1529 zu Homberg, war
der Sohn des dortigen Bürgers Johannes S., der ihn seiner guten Anlagen
wegen nach Kassel in die Schule schickte und dann in Marburg die Rechte
studiren ließ. Nachdem er mit Hilfe eines landgräflichen Stipendiums noch
3 Jahre an den berühmten Rechtsschulen von Padua und Ferrara seiner Fort-
bildung gewidmet hatte, erregte er durch einen klugen Rath in einem verwickelten
politischen Rechtsstreit die Aufmerksamkeit seines Landesherrn, des Landgrafen
Philipp von Hessen, der ihn am 10. August 1553 zu seinem Rath und Diener
von Haus aus ernannte. Infolge der Niederlage im Schmalkalder Kriege waren
für Hessen Schwierigkeiten mit verschiedenen Nachbarn entstanden, welche Jahre
hindurch die hessischen Juristen und Staatsmänner beschäftigten. Es waren
namentlich die Auseinandersetzungen mit Nassau wegen der Katzenelnbogenschen
Erbschaft und die Erneuerung der Lehensabhängigkeit einiger westfälischen Grafen,
in denen Sch. seine Klugheit und Gewandtheit bewies. Er gewann sich das
volle Vertrauen seines Fürsten, der ihn 1557 zum Vicekanzler ernannte und im
Testamente von 1562 besonders rühmend seiner treuen Dienste gedachte. Auch
seinem Nachfolger dem Landgrafen Wilhelm IV. leistete S. als Kanzler die
wichtigsten Dienste. In der kurzen Uebersicht, die Scheffer 1586 von seiner
Thätigkeit als Staatsmann verfaßte (bei Strieder abgedruckt), rühmt er sich be-
sonders der Erfolge bei der Auseinandersetzung zwischen den Söhnen des Pfalz-
grafen Philipp und bei dem Merlauischen Vertrage mit Kurmainz. S. ver-
es, ganz im Sinne seines Herren, des Landgrafen Wilhelm, Schwierigkeiten zu
ebnen und durch umsichtige geschickte Verhandlungen seines Fürsten Besitz und
Ansprüche zu sichern und zu mehren. Das größte Verdienst aber erwarb er sich
durch die (früher mehrfach vergeblich geplante) Abfassung eines gemeinsamen
hessischen Landrechtes. Wenn auch zunächst die Einführung desselben an dem
Widerstreite der Interessen scheiterte, so war der Entwurf doch so zweckentsprechend,
daß er 120 Jahre später unter Landgraf Karl's Namen veröffentlicht werden
konnte. — In einer Zeit, in der jeder auf seinen persönlichen Vortheil bedacht war,
muß es S. hoch angerechnet werden, daß er seine Stellung nicht benutzte, um
Geld und Gut zu erwerben. Doch legte er durch Verheirathung mit Christine,
der Tochter des bekannten Kanzlers Joh. Feige (21. November 1559) und durch
gute Wirthschaft den Grund zum Wohlstand seiner noch jetzt blühenden Familie.
Er starb am 10. Mai 1587 in Marburg. Von seinen Söhnen ist Reinhard
zu nennen (1561—1623), gleichfalls hessischer Kanzler. Hervorragender

essen ältester Sohn, gleichfalls Reinhard geheißen (geboren am 20. August 1590), er 1617 als Rath in die Dienste des Landgrafen Moritz trat, doch erst unter Wilhelm V. eine politische Rolle zu spielen begann. Mit großem Geschicke vertrat er Hessen-Kassel seit 1638 bei den Friedensverhandlungen, die zu Mainz, Köln, Regensburg, schließlich zu Münster und Osnabrück stattfanden und bei denen sich die kasselischen Gesandten gegenüber der Feindschaft des Kaisers zu weilen nur mühsam Zulassung und Anerkennung erkämpften. Den großen Krieg überlebte er nur wenige Jahre. S. starb an seinem Geburtsorte Marburg als Regierungspräsident am 11. Februar 1656.

Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte. — Rommel, Hessische Geschichte.

Reimer.

Scheffer: Sebastian S., Arzt, als Sohn von Wilhelm Ernst S. (1590—1664) zu Frankfurt a. M. am 2. Jan. 1631 geboren, erhielt von seinem Vater eine sehr sorgfältige Erziehung. Er studirte seit 1648 Philosophie in Straßburg, später Medicin in Leipzig und Helmstedt, machte eine längere wissenschaftliche Reise durch Holland und Frankreich und erwarb erst nach seiner Rückkehr 1659 die medicinische Doctorwürde in Heidelberg. Darauf ließ er sich in seinem Geburtsorte als Arzt nieder, wo er seinen alten Vater bei der Ausübung der Praxis unterstützte und nach seinem Tode das Stadtphysicat daselbst erhielt, das er bis zu seinem im 56. Lebensjahre am 10. Januar 1686 erfolgten Tode verwaltete. S. war ein sehr gelehrter Praktikus, Mitglied der Akademie der „Recuperati" und der kaiserlich Leopold-Carolin. Akademie der Naturforscher, für deren Verhandlungen er eine Reihe von Aufsätzen lieferte. Von seinen andern Publicationen führen wir an: „Introductio in universam artem medicam singulasque ejus partes" (Helmstedt 1654).

Vgl. Eloy, Dictionn. historique de la méd. etc. IV, S. 202. — Biogr. Lexicon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch V, 211.

Pagel.

Scheffer: Wilhelm Ernst S. wurde 1590 zu Büdingen geboren und ließ sich nach Beendigung seiner Studien als praktischer Arzt in Frankfurt am Main nieder. Er gab 1646 „M. A. Severini lib. tres de medicina efficaci" heraus und schrieb eine Abhandlung „De lumbricis in corpore humano". S. starb am 21. März 1664.

W. Heß.

Scheffers: August Karl Friedrich S., † am 1. Februar 1888 in Leipzig als Professor der Architektur an der dortigen Kunstakademie, war am 29. September 1832 in Güstrow als Sohn eines Hutmachers geboren. Er konnte nur die niedere Schule der mecklenburgischen Stadt Plau besuchen und kam dann in die Maurerlehre; aber der strebsame Jüngling verstand sich durch eigene Kraft und passende Hülfsmittel selber fortzubilden und erreichte es, daß er nicht nur mit großem Erfolg von 1851—1855 die Kunstakademie und Bauakademie in Berlin besuchen konnte, sondern dort auch ein namhaftes Fachlehrtalent entwickelte. Schon 1855 erhielt er eine Lehrerstelle an der herzoglich braunschweigischen Bauschule in Holzminden, die er bis 1864 beibehielt. 1868 wurde er zum Director der Altonaer Gewerbeschule und 1875 als Professor und Abtheilungsvorstand der Kunstgewerbeschule zu Leipzig berufen. In dieser Stellung übernahm er die Weiterführung der von A. Ortwein begonnenen großen Sammlung von Nachbildungen der „Deutschen Renaissance", welche im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erscheint. Studirende der Leipziger Kunstakademie bereisten zum Zwecke der Aufnahme und Autographierung der Denkmäler unter des Herausgebers Leitung die verschiedenen Gegenden Deutschlands. Die letzte dieser Aufnahmen für die LIX. Abtheilung des Werkes betraf

Mecklenburg, die Ausgabe der Lieferungen über seine Vaterstadt Güstrow wohl die letzte, die er selber besorgen konnte. Für seine mecklenburgischen Ar hatte ihm der Großherzog Friedrich Franz III. die Verdienstmedaille für und Wissenschaft in Gold verliehen. Bei Wiedergabe und Deutung der schriften trat gelegentlich, bei aller sonstigen Tüchtigkeit, der Mangel einer fältigen Schulbildung hervor. Dagegen besaß S. einen feinen Formen- Farbensinn und bethätigte diesen durch die Herausgabe seiner „Architektoni Formenschule, einer praktischen Aesthetik der Baukunst“ und durch seine „M vorlagen für farbige Kreuzsticharbeiten“, deren Widmung die Königin K von Sachsen annahm. Es sind 40 Tafeln mit 350 Figuren.

Einen Nekrolog brachte die Güstrower Zeitung vom 10. Februar

Krau

Scheffler: Johann S., s. **Angelus Silesius** Bd. I, S. 453.

Scheffmacher: Johann Jakob S., Jesuit, geboren am 27. April zu Kientzheim im Oberelsaß, † am 18. August 1733 zu Straßburg. dem er in verschiedenen Collegien seines Ordens als Lehrer thätig ge war, wurde er 1715 Professor der Polemik an der katholischen Universität Straßburg, später auch Rector derselben; zugleich versah er die Kanzel Controverspredigten im Dome, welche Ludwig XIV. zur Bekehrung der elsäss Protestanten gegründet hatte. Er war einer der angesehensten Controver seiner Zeit. Er schrieb in deutscher Sprache: „Licht in den Finsternissen die Wahrheit katholischer Lehr . . . vorgestellt, die widrigen Lehren aber g greiflich widerlegt“, 1723 (wiederholt aufgelegt); „Das stille Jubel-Jahr kurzer Bericht, warum bei diesem allgemeinen Jubel-Jahr der lutherischen K in Deutschland die straßburger Lutheraner nicht besser haben mitgemacht“, 1 — in französischer Sprache: „Lettres d'un Docteur Allemand de l'Univ cath. de Strasbourg à un Gentilhomme protestant sur les six obstacles au qui se rencontrent dans la religion Lutherienne“, 1725 u. f.; „Lettres Theologien de l'Univ. cath. de Strasbourg à un des principaux magistrat la même ville, faisant profession de suivre la confession d'Augsbourg, su six principaux obstacles à la conversion des protestants“, 1726. Die Briefe erschienen zuerst einzeln, wurden aber bald zusammen gedruckt. In zu Rouen 1769 erschienenen Ausgabe hat der ungenannte Herausgeber 13. Brief beigefügt. Noch 1839 erschien zu Lyon eine Gesammtausgabe Beifügung von Dissertationen) von A. B. Caillau. Deutsche Uebersetzung zwölf Briefe erschienen zu Augsburg 1739 und zu Rothenburg 1752, italienische zu Venedig 1757. Es erschienen Entgegnungen von mehreren testantischen Theologen, u. a. von Chr. M. Pfaff (A. D. B. XXV, 587) ane „Réponse à la lettre d'un Theologien cath. de Strasbourg sur l'invocation Saints“, 1732. Darauf antwortet S. in der „Défense de l'invocation Saints contre un écrit anonyme . . . par l'auteur des douze lettres 1733, und darauf Pfaff in der „Réponse à la Défense du R. P. Scheffmach 1733. Nach dem Tode Scheffmacher's erschien noch von einem Ungenan wahrscheinlich dem Benedictinerabt Sinfart „La vérité de la religion demontrée contre les Prot. et mise à la portée de tout le monde, avec réfutation de la Réponse de M. Pfaff à la seconde lettre du P. S.“, und von Joh. Friedr. Scholl zu Tübingen „Bündige Antwort auf die 12 des P. Sch . . . . mit Pfaff's eigener neuer Vorrede“, 1750. — Lange Scheffmacher's Tode erschien „Catéchisme de controverse, composé par le R. P. Straßburg 1751, neu gedruckt Paris 1827 und Lyon 1836, in deutscher Ue

ung Regensburg 1843. Gelegenheitspredigten und andere kleine Schriften, S. handschriftlich hinterließ, sind nicht gedruckt.

Zedler, Universal-Lexikon. — de Backer. — Hurter, Nomencl. 2, 968.

Otto Schmid.

Scheffner: Johann George S. wurde geboren am 8. August 1736 zu Königsberg i. Pr. Sein Vater hieß Gottfried. Die Familie soll aus Holland eingewandert sein. Der Großvater war Kaufmann gewesen. Gottfried S. war eine zeitlang in der Domänenkammer für Litthauen beschäftigt, dann Pächter eines großen Kammergutes. Als er sich aber mit Anna Regina Reimer, die schon verheirathet gewesen, im Jahre 1735 vermählte, gab er seine Stellung auf, da sie keinen Beamten zum Gatten haben wollte. Johann George war das erste Kind dieser Ehe, in Zwischenräumen von je 4 Jahren folgten noch zwei Töchter. Durch eintretende Vermögensverluste wurde der Vater später gezwungen, doch wieder ein Gut in Pacht zu nehmen, und der Sohn, welcher anfangs von der Mutter, dann von Hofmeistern unterrichtet war, wurde einer öffentlichen Schule übergeben. Schon mit 13 Jahren ward er für die Prima reif gefunden, indes von dem Vater noch ein halbes Jahr in Secunda zurückgehalten. Mit 16 Jahren ward er Student der Rechte und, da er sich etwas lockerem Leben zuneigte, ward er zuerst bei dem Magister Lindner, dann bei dem Kriegsrath L'Estocq untergebracht, dem Vater des späteren Generals Wilhelm v. Estocq, welcher die Preußen in der Schlacht bei Preußisch-Eylau befehligte. Mit diesem, wie mit David Neumann, dem Vertheidiger von Kosel im Jahre 1807, verband ihn eine innige Freundschaft. Im Herbst 1757 bestand S. sein Staatsexamen glücklich und übernahm eine Stellung als Privatsecretär bei dem Herzoge Karl von Holstein-Beck, welcher damals in Königsberg lebte. Im November 1759 ward durch den Umgang mit gefangenen preußischen Officieren die Lust zum Soldatenberufe in ihm geweckt. Er entfernte sich heimlich aus dem damals russischen Preußen und trat in Meißen als Fähnrich bei dem Regiment Kamin ein. Er machte die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit und nahm an dem Sturm auf die Dittmannsdorfer Berge, wie an der Belagerung von Schweidnitz theil. Nach dem Frieden von Hubertusburg blieb er nur noch kurze Zeit im Dienst. 1765 ward er Secretär in der Königsbergischen Kammer und vermählte sich mit Babette, der dritten Tochter des Kaufmanns Bouissont in Berlin, mit welcher er in langer, glücklicher aber kinderloser Ehe lebte. Sie starb am 21. Juni 1813. In dieser Zeit seines Königsberger Aufenthaltes knüpfte sich die Freundschaft mit Hippel, die bis zu dessen Tode vorhielt, obwohl S. sich nachher wenig günstig über ihn äußerte (Lebensbeschreibung I, 125 ff.). 1767 ward S. Kriegs- und Steuerrath in Gumbinnen, 1771 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg und 1772 nach Marienwerder versetzt, welches eben durch die erste polnische Theilung preußisch geworden war. Hier wirkte er noch drei Jahre mit anerkanntem Erfolge, nahm aber dann seinen Abschied aus Verdruß über eine kränkende Behandlung, welche dem ganzen Colleg durch den König zutheil geworden. Er ward ungnädig ohne Pension entlassen und lebte einige Zeit auf dem Stolzenberge bei Danzig. Durch die seiner Frau zugefallene Erbschaft wohlhabend geworden, kaufte er das Gut Sprintlack am Deymestrom. Er bewirthschaftete es acht Jahre und brachte es aus dem verfallenen Zustande, in welchem er es übernommen, zu hoher Blüthe, sorgte namentlich auch für die geistige Hebung der dazu gehörigen leibeignen Bauern. Nun erwarb er das Gut Ebertswalde. Von 1796 an aber lebte er in Königsberg. Er kaufte ein Haus am Ende der Stadt belegen, mit geräumigem Hofe und Garten, das ihm 12000 Thaler kostete, trat es aber im Jahre 1806 dem Könige gegen eine Leibrente von 700 Thalern ab, weil der Platz zur Anlegung des botanischen Gartens geeignet

schien. Er blieb in Königsberg bis an seinen Tod, der am 16. Augu
erfolgte.

S. war ein Mann von trefflichem Charakter und erfreute sich ei
gemeinen Achtung und Verehrung. Von seinem Vater sagt er, daß e
Rechtschaffenheit, „Dreustigkeit“ (Freimüthigkeit). Eigensinn besessen, un
er hinzufügt, „wovon er meine Legitimam nicht verkürzen wollte“, d
selbst darauf, daß des Vaters Charakter den seinen wesentlich bestimmte.
bis zur Verwegenheit im Felde, fleißig und gewissenhaft als Beamter, s
ihm nicht an Anerkennung. Seinen Abschied nahm er in beiden Fälle
seine offene Natur sich unwürdigen Zumuthungen nicht fügen wollte
aber widmete er auch später seinen ganzen Antheil den Vorgängen de
lichen Lebens. Seine Vaterlandsliebe findet in seiner Selbstbiographie a
Stellen einen schönen kräftigen Ausdruck. Die Hebung des Volksschu
war ein Gegenstand seiner vorzüglichen Sorgfalt und brachte ihn in Ver
mit dem bekannten Freiherrn von Rochau. Die ausgezeichnetsten Männe
Heimath zählte er zu seinen Freunden, außer Hippel namentlich Kant, H
den Professor Krauß, den späteren Bischof Borowski u. a. m. Häufige
brachten ihn in Berlin, Dresden, Leipzig mit allen Gelehrten und Dichte
einigem Rufe in Beziehung. Mit Herder unterhielt er mehrere Jahre
dessen Weggang von Riga einen Briefwechsel. Die Zeit der Bedränge
Vaterlandes von 1806, wie die der herrlichen Erhebung von 1813 füg
Reihe die Staatsmänner und Feldherren Stein, E. M. Arndt, York u. s. w
Am anziehendsten erscheint er in seinem Verkehr mit der Königin Lui
deren Schwester, der damaligen Prinzessin Friederike von Solms, der
Königin von Hannover, als sie sich von 1806 bis 1809 meist in Kön
aufhielten. Die Briefe, welche er mit der Königin gewechselt hat, si
R. Reicke in Königsberg vollständig veröffentlicht. Es sind im ganzen
von denen die Königin fünf geschrieben hat. Sie betreffen zum große
persönliche Angelegenheiten und zeugen von einer wahrhaft freundsch
Verehrung auf Seiten der Fürstin, einer bewundernden Hingabe bei S. A
verfolgte dieser einen bestimmten Zweck, indem er versuchte, den Erzi
Kronprinzen, Delbrück, aus seiner Stellung zu entfernen, weil er ihn
geeignet zu seiner hohen Aufgabe betrachtete. Er wünschte Süvern,
Professor in Königsberg, in diesen Posten zu bringen, hatte aber keine
damit. Daß aber auch der Kronprinz, später Friedrich Wilhelm IV.,
seiner Jugend her ein gutes Andenken bewahrte, beweist ein Brief von
dem Jahre 1818, mitgetheilt in den „Nachlieferungen zu meinem Leben“,

Als Charakter, als durch und durch tüchtiger Mann, der auch in
Zeit unentwegt auf seinem Posten stand und durch Wort und Vorbild zu
wirkte, hat S. ohne Frage mehr Bedeutung als durch seine Schriftstelle
kann er nur noch von jener Seite aus interessieren, seine Dichtungen
uns gänzlich werthlos. Sie sind auch nur schwer zu bekommen. Er se
von seinen poetischen Fähigkeiten nur eine bescheidene Meinung gehabt.
richtet, daß er in seiner frühen Jugend einen schweren Kopf gehabt
sehr langsam gelernt habe. Da er aber schon mit 13 Jahren für Pri
schien, muß er später diesen Mangel ausgeglichen haben. Sein poetische
erwachte früh und muß ihn nach seinen eigenen Mittheilungen zu
Zeiten seines Lebens völlig beherrscht haben, so während seiner Stud
auch während seines Kriegsdienstes, wogegen ihn später die Geschäfte seine
zu ausschließlich in Anspruch nahmen. Von der Zeit in Marienwerder
er ausdrücklich, daß er in den drei Jahren kaum ein Buch habe zu
nehmen können (Lebensbeschreibung S. 148). Seine wichtigste, noch be

lienswerthe und anziehende Schrift ist seine Lebensbeschreibung: Mein Leben, die ich Johann George S. es selbst beschrieben. Leipzig, gedruckt 1816, ausgegeben im Jahre 1823. Dieser Zusatz bezieht sich jedoch nur auf die zweite Hälfte. Die erste S. 1—256 liegt mir in einer besonderen Ausgabe, Königsberg 1821 vor, die ich der Güte des Herrn Dr. Rud. Reicke in Königsberg verdanke. S. selbst hatte diese Bestimmung getroffen. Den Verdacht, daß vieles aus dem Buche durch die Censur gestrichen sei, weist R. Reicke „Aus dem Leben Scheffner's" in der Altpreußischen Monatsschrift I, S. 33 mit der Bemerkung ab, daß der Verfasser in den 21 Seiten des Anhangs, der die Ueberschrift trägt „Druckfehler und Auslassungen", und den er in einer „preßfreieren Stadt" (Rudolstadt bei Fröbel) drucken ließ, fast alle Stellen wörtlich wieder brachte, die dem strengen Leipziger Censor, Professor Wieland, zum Opfer gefallen waren. Einen Nachtrag zu seiner Biographie geben die „Nachlieferungen zu meinem Leben, nach bestem Wissen und Gewissen, stets mit kräftigem Wollen, oft mit schwachem Können" von Johann George S. Leipzig 1884. Von seinen Gedichten sind folgende Sammlungen erschienen. 1) „Die Wissenschaften, besungen von Joh. George S." 1758; 2) „Jugendliche Gedichte". Königsberg 1761. Veranstaltet ward diese Auswahl aus seinen Jugendpoesien durch die ihm befreundeten Diakonen Kraft und Trescho. 3) „Campagnen-Gedichte zum Zeitvertreib im Lager". Dresden 1761 (ohne Wissen des Dichters veranstaltet von dem Berliner Buchhändler Rüdiger). 4) „Freundschaftliche Poesien eines Soldaten". Berlin und Leipzig o. J. (1764), 2. Aufl. sehr verändert 1798; 5) „Gedichte im Geschmack des Grécourt". Frankfurt und Leipzig bei Dodsley u. Co. (Königsberg, Kanter) 1771, 1773, 1780, 1783; 6) „Gedichte von dem Uebersetzer des treuen Schäfers", Mitau 1773; 7) „Spätlinge". Königsberg 1803; 8) „Epistel zu den Spätlingen gehörig". Königsberg 1804; 9) „Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee und Eis". Königsberg 1813; 10) „An den General von York". 1813 (o. O.). Außerdem erwähnt er als ein verschollenes Jugendwerk ein kleines, für die Prinzessin von Holstein-Beck, welche er unter dem Namen Antonie oder Aemilie in Nr. 2 vielfach besungen hat, verfaßtes Drama: „Julia", ein tragisches Nachspiel, nach dem 681. Stück des englischen Zuschauers gedichtet.

Zu Nr. 6, den Gedichten im Geschmack des Grécourt ist folgendes zu bemerken: sie erschienen in 4. und 5. Auflage (Berlin, Himburg) unter dem Titel „Gedichte nach dem Leben" und 1798 in vier Bänden unter dem neuen Titel „Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe" vom Freyherrn Fr. Wilh. v. d. Goltz. S. erwähnt diesen in seiner Lebensbeschreibung S. 93 als einen Freund aus der Kriegszeit. Er hat ihn somit als Verfasser der äußerst schmutzigen Gedichte vorgeschoben, um sich von dem Verdacht der ihm nicht zur Ehre gereichenden Autorschaft zu entlasten. Nachdrücklicher noch geschieht dies in der kleinen Schrift „Etwas über die Gedichte nach dem Leben" o. O. u. J., nach der Selbstbiographie S. 93 Anm. i. J. 1801 erschienen. Im Intelligenzblatt der Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung vom 2. December 1801, Nr. 231, Spalte 1880 findet sich eine K. A. unterzeichnete Erklärung, worin aufs neue die Urheberschaft dieses N. N. für das Werk, von welchem eine neue Ausgabe beabsichtigt wurde, abgelehnt wird. Trotzdem ist S. auch hierfür verantwortlich zu machen und es bleibt ein gegründeter Zweifel, daß er der Dichter ist, von welchem jenes Werk herrührt (vgl. dazu Archiv für Litteraturgeschichte X, S. 426, einen Artikel von Karl Wallstein über v. d. Goltz).

Von einzelnen Gedichten findet sich noch ein Prolog zu Goldoni's Lügner und ein Epilog zu Weiße's Romeo und Julia in den Beilagen zum 2. Theile der Lebensbeschreibung: ein Gedicht am 22. März 1808, zum Geburtstag des Prinzen Wilhelm von Preußen, theilt Reicke mit, Altpreuß. Monatsschrift I S. 715;

einzelnes findet sich in den Nachlieferungen, so das Gedicht zum Sonntag, 27. April 1818, als das Kreuz auf dem Galtgarbenberge eingeweiht ward. Groß ist ferner die Zahl von Uebersetzungen: Machiavell's Fürst und Unterhaltungen über den Livius, Guarini's treuer Schäfer, Guicciardini's Geschichte; sowie die von Abhandlungen und Denkschriften, Reden und Vorreden, die meist anonym erschienen und ganz verschollen sind, zu nicht geringem Theil auch unter anderem Namen gehen. Als Recensenten des ersten Bändchens der Herder'schen Fragmente weist ihn Haym nach (vgl. Herder nach seinem Leben und seinen Werken I, 210).

Die wichtigste Schrift über S. ist die von R. Reicke: Kriegsrat S. und die Königin Luise, 1863, ein Abdruck zweier Aufsätze der Altpreuß. Monatsschrift: Aus dem Leben Scheffner's Bd. I, 30—58 und: der Kriegsrat S. und die Königin Luise, ebend. S. 706—36.

Vgl. sonst noch Dorow's Reminiscenzen 1842, besonders S. 271 f., derselbe, Krieg, Litteratur und Theater, Leipzig 1845, S. 202–22[illegible] das Verhältniß Scheffner's zu Zacharias Werner und Karl Gottlieb [illegible] betreffend. An vielen Stellen durch das ganze Buch zerstreut erscheint [illegible] ferner erwähnt in Gildemeister: J. G. Hamann's, des Magus aus Norden, Leben und Schriften, 5 Bände. Gotha 1865—68.

E. Brenning.

Scheffler: Zacharias S. (auch Schester). Polyhistor und Schulmann. Er war als Sohn eines gleichnamigen Pastors im J. 1568 in Schwaan in Mecklenburg geboren, hatte philosophische und philologische Studien gemacht, war Magister und dann um 1602 Conrector, später Professor am Gymnasium in Rostock geworden. Um 1613 (Jöcher: 1616) wurde er zum Rector dieser Anstalt ernannt. In demselben Jahre wurde ihm das Rectorat des damals neu gegründeten akademischen Gymnasiums in Hamburg angetragen; er schlug diese Berufung aus, folgte aber im J. 1620 einer erneuten Aufforderung und übernahm nun das Rectorat des Hamburger akademischen Gymnasiums mit der Professur für Moral und Politik, sowie gleichzeitig das Rectorat des Johanneums. 162[illegible] vereinigte er mit diesen Aemtern noch die Professur für Logik und Metaphysik und bald darauf auch noch die Professur für Physik. Er starb bereits am 5. März 1626. Von seinen nicht sehr zahlreichen, aber die verschiedensten Gebiete behandelnden Schriften haben z. B. die über Aristoteles („Synopsis Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum" 1621; „Exercitationes logicae ad Organon Aristotelis" 1624 u. A.) eine gewisse Bedeutung gehabt.

Moller, Cimbr. litt. II, 769 f. — Calmberg, Geschichte des Johanneums in Hamburg, S. 90 f. — Schriftenverzeichniß im Hamb. Schriftsteller-Lexikon VI, S. 489 f. — Jöcher IV, Sp. 235.

R. Hoch.

Schegg: Dr. Petrus Johannes S., Professor der biblischen Hermeneutik der n. t. Einleitung u. Exegese an der kathol. theologischen Facultät der Universität München, war der Sohn schlichter Schuhmachereheleute zu Kaufbeuren in Schwaben, wo er am 6. Juni 1815 das Licht der Welt erblickte. Nachdem er an der Elementar- und Lateinschule seiner Vaterstadt die erste Vorbildung erhalten kam er schon 1827 an das Gymnasium zu Kempten, von wo er 1832 das Lyceum Dillingen bezog und Herbst 1833 an die Universität München übertrat. Hier zeigte er regen Eifer und unermüdlichen Fleiß im Besuch naturwissenschaftlicher, philosophischer wie theologischer Vorlesungen. Unter den Theologen zogen ihn vor allem Möhler, Döllinger, Allioli und Stadler an. Nach ernstem Studium und gewissenhafter Vorbereitung erhielt er am 22. April 1838 im Dom zu Augsburg die Priesterweihe und war hierauf 3 Jahre lang als Kaplan in Pfronten mit Eifer und Hingebung in der Seelsorge thätig. Schon hier wurde er zweimal von einer heimt[illegible]

n Krankheit (Schleimfieber) überfallen, die sein Leben ernstlich bedrohte und e Kräfte bedeutend schwächte. Im Sommer 1841 trat S. mit Genehmigung kirchlichen Obern in die Erzdiöcese München-Freising über, um das ihm tragene Beneficium am Institute der englischen Fräulein in Berg am Laim München zu übernehmen: zugleich erhielt er die Stelle eines Beichtvaters Katecheten an genanntem Institut. Die freie Zeit, die ihm diese Stel- übrig ließ, verwandte er für Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse, entlich aber zum Studium der hebräischen Sprache und des Psalteriums. Als ht dieser Studien erschien sein Erstlingswerk „Ausgewählte Psalmen", wo- er mit seinem Landsmann Haneberg, später Abt von St. Bonifaz und of von Speyer, in nähere Berührung kam, der ihn auch auf die akademische bahn hinwies, auf der er 42 Jahre lang segensreich wirken sollte. Am März 1844 wurde nämlich S. auf sein Ansuchen zum Docent für das am m in Freising erledigte Fach der biblischen Exegese bestellt, und am Mai 1847 zum Theologieprofessor daselbst ernannt. In dieser neuen Stel- konnte er nun seine ganze Kraft dem liebgewonnenen Studium der heiligen ften alten, wie neuen Testamentes widmen. Um persönlich den Schauplatz l. Geschichte kennen zu lernen, unternahm er 1865 eine Reise nach Palä- die er in seinem „Gedenkbuch einer Pilgerreise nach dem hl. Lande über ten und den Libanon", 2 Theile, München 1867, in anziehender Weise ieb. Seine Arbeiten auf exegetischem Gebiete lenkten die Aufmerksamkeit rer Kreise auf den strebsamen Gelehrten. Nachdem ihn die theologische ität zu München 1855 zum Doctor theologiae honoris causa ernannt, e S. unter dem 28. September 1868 zum ordentlichen Professor der Exegese er k. Universität Würzburg befördert und unter dem 11. Juni 1872 an e Reithmayr's als ordentlicher Professor für biblische Hermeneutik. n. t. itung und Exegese nach München berufen. Hier setzte er mit gewohntem seine Berufsthätigkeit fort, die freilich wiederholt durch schwere Krankheits- unterbrochen wurde. Seine Vorlesungen wußte er anziehend und interessant achen, den Stoff in schöne Form zu kleiden und mit Wärme vorzutragen. einem äußeren Auftreten und privaten Verkehr war S. durchaus anspruchs- nd liebevoll, streng gegen sich und milde im Urtheil über andere, überaus thätig gegen Arme und Nothleidende. Den Rest des ihm noch verbleiben- Vermögens verwendete er zur Gründung eines katholischen Waisenhauses in Vaterstadt Kaufbeuren. Ueber ein Decennium war er Mitglied des mischen Senats und 1881/82 rector magnificus der Universität. 1880 er von König Ludwig II. mit dem Ritterkreuz I. Classe des Verdienst- vom hl. Michael decorirt. Seine von Natur schwächliche Körperconsti- hatte doch wiederholt die schwersten Krankheiten überwunden, bis er am li 1885 einer abermaligen heftigen Lungenentzündung, gegen die er in einem ischen Bad, freilich vergebens noch Linderung und Hilfe suchen wollte, er- im 70. Jahre seines Lebens und im 42. einer reichgesegneten Lehrthätigkeit. Schegg's wissenschaftliche Arbeiten, die reife Frucht mühsamen, ernsten und enden Studiums, bezogen sich auf die hl. Schriften alten und neuen mentes. Auf ersterem Gebiet erschienen: „Die Psalmen übersetzt und erklärt", in 1. und 1857 in 2. Auflage; „Der Prophet Isaias", 2 Theile, München besonders eingehend werden hier die messianischen Weissagungen behandelt; Geschichte der letzten Propheten, ein Beitrag zur Geschichte der biblischen barung", in 2 Abtheilungen, Regensburg 1853; „Die kleinen Propheten über- nd erklärt", 2 Theile, Regensburg 1854. Von 1856 bis 1880 wendete ine exegetische Thätigkeit den Schriften des neuen Testaments, und namentlich

den Evangelien zu und liegen seine diesbezüglichen Arbeiten vollständig in 10 Bänden vor. Matthäus in 3 Bänden erschien 1856—58; Lucas in 3 Bänden 1861—65; Marcus in 2 Bänden 1870. Während S. diese 3 Evangelien selbständig bearbeitete, liegen dem Johannesevangelium in 2 Bänden 1878—80 die Vorarbeiten des Bischofs Haneberg zu Grunde, dessen eingehende Lebensbeschreibung (auch apart erschienen) dem Werke vorausgeschickt ist. Nach Vollendung der synoptischen Evangelien entschloß sich S. zur Abfassung eines Lebens Jesu in 2 Bänden, Freiburg 1874 bis 75, dessen Ausführungen aber vielfach Widerspruch fanden. Gegen Florian Rieß S. J. suchte er seine Ansicht über das „Todesjahr des Königs Herodes und Jesu Christi" in einer unter obigem Titel 1882 zu München erschienenen Schrift zu vertheidigen. Die letzte exegetische Arbeit auf n. t. Gebiet ist: „Jakobus, der Bruder des Herrn und sein Brief", München 1883; während die kleine Schrift: „Das Hohelied Salomon's von der hl. Liebe", München 1885, Schegg's litterarisches Wirken überhaupt abschließen sollte. Seine „biblische Archäologie", die er für die „Theologische Bibliothek" zur Bearbeitung übernommen, aber unvollendet hinterlassen hatte, erschien nach seinem Tode von Professor Wirthmüller herausgegeben, 2 Bände, Freiburg 1886—89.

Knöpfler.

Scheibe: Johann Adolph S., hervorragend durch seine musik-theoretischen Schriften, wurde 1708 zu Leipzig als Sohn des Universitätsorgelbauers Johann S. geboren. 1725 verließ er die Nicolaischule daselbst, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, wurde aber bald durch die mißlichen Vermögensverhältnisse seiner Familie gezwungen, seinen Plan aufzugeben und wandte sich der Musik zu. Er erlernte das Orgel- und Clavierspiel, begann zu componiren und suchte sich sein Brod als Lehrer und Concertspieler zu verdienen. 1735 findet man ihn in Prag, dann in Gotha, 1736 in Sondershausen, darauf in Hamburg, überall um feste Stellung werbend. Als auch seine Hoffnungen auf das Hamburger Theater fehlschlugen, da eine von ihm eingereichte Oper wegen des plötzlichen Bankerotts der Direction nicht zur Aufführung gelangte, warf er sich auf die Musikschriftstellerei und gründete 1737 die in zwanglos erscheinenden „Stücken" bis ins Jahr 1740 fortgesetzte Zeitung „Critischer Musikus". Diese Blätter, die im J. 1745 in zweiter, durch viele Zusätze und Nachträge erweiterter Auflage gesammelt erschienen, machten Scheibe's Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt; sie sind auch heute noch sein bester Ruhmestitel. Ausgehend von den musikalischen Verhältnissen Hamburgs, zieht S. nach und nach alle Arten und Erscheinungsformen seiner Kunst in den Kreis der Betrachtungen und erweist sich dabei nicht nur als tüchtiger Kenner seines Faches, sondern auch als ein Mann von einer bei seinen Standesgenossen jener Zeit seltenen gründlichen allgemeinen Bildung und freiern, höheren Auffassung des Künstlerberufs. Manche der Anschauungen, die S. in seiner Musikzeitung verficht, erscheinen uns heute wie Vorahnungen künftiger Entwicklungen. So weisen z. B. sein Kampf gegen die italienische Oper und seine Ausführungen über das Verhältniß des Vorspieles (Sinfonie) zur Oper, sowie über die Gestaltung des Recitativs unmittelbar auf Gluck hin (namentlich zu vergleichen das 14. und 34. Stück); seine Vertheidigung der damals gering geschätzten Liedform, der deutschen „Oden" und sein lobender Hinweis auf die „durchcomponirte" Art derselben deuten noch weiter, bis auf Schubert und die Blüthezeit des deutschen Liedes hin, ja im 8. Stück (1737) findet sich sogar ein schwaches Fürwort für die Programmmusik und die für jene Zeit erstaunlichen Aussprüche: „Die Schönheit der Musik besteht in dem Nachdrucke" (S. will sagen: in der eindringlichen, überzeugenden Beredsamkeit) und: „Alle diejenigen, welche nur *den Regeln* der musicalischen Zusammensetzung folgen und sich keine weitre Nähe-

g machen, werden auch niemals feurige und erhabene Erfindungen zeigen". x mag noch erwähnt werden, daß S. sich sehr energisch gegen die Ver- ung der Kastraten ausspricht und die erste Anregung zur Errichtung deut- Musikschulen (oder, wie er es nennt, „musicalischer Pflanzgärten") gibt. darf von ihm gerühmt werden, daß er als einer der ersten die Größe Bach's und Händel's erkannt hat, wenn er sie auch in seinem „Tempel wigkeit" mit „Bokemeyer, Fux, Graun, Graupner, Hasse, Heinichen, r, Schmidt, Stölzel und Telemann" zusammensperrt. In allen diesen anderssetzungen bewährt S. ein nicht gewöhnliches schriftstellerisches t; seine Ausdrucksweise ist leicht und einfach und unterscheidet sich wie in der auffälligen Vermeidung des Fremdwortes, die allerdings nd wieder zu breiter Umständlichkeit führt, vortheilhaft vor der Gelehrten- e seiner Zeit. Dagegen leidet das Werk, welches eingestandener maaßen hed's Critische Dichtkunst (1730) zum Vorbild hatte und bestimmt war, Nachahmung der Natur in der Musik" zu untersuchen, an allen Mängeln von Tag zu Tag und nach den Bedürfnissen des Augenblicks entstandenen t und ermüdet den Leser durch seine scheinbare Planlosigkeit, zahlreiche rholungen und mancherlei Weitschweifigkeiten. Andrerseits freilich sind Blätter so reich an neuen Gedanken und Anregungen, daß sich das Aufsehn, e erregten, die litterarischen Fehden die sie hervorriefen, wohl begreifen Der „Critische Musikus" ist eine der wichtigsten Fundgruben für die Ge- e der musik-ästhetischen Theorien im 18. Jahrh. Aus den Streitigkeiten, ihn namentlich einige Schilderungen des zeitgenössischen deutschen Musik- verwickelt hatten, führte der Ruf des Markgrafen Friedrich Ernst von enburg S. im J. 1740 nach Kulmbach, wo er als Capellmeister wirkte, 744 stellte ihn das Vertrauen des Königs von Dänemark an die Spitze Kopenhagener Hoforchesters. In dieser Stellung, die er allerdings schon dem Italiener Sarti einräumen mußte (er wurde mit 400 Thalern Gehalt n Ruhestand versetzt), wandte sich S. wieder eifriger, aber ohne sonderlichen g der Composition zu. Schon zu seinen Lebzeiten fand er mit seinen musi- en Schöpfungen weniger Anklang, als mit seinen litterarischen Arbeiten; Chören wurde eine auffallende Chromatik und daraus folgende übermäßige ierigkeit, seinen Arien Mangel an Coloratur, seinen Recitativen ein Ueber- von Affect vorgeworfen, ihr größter und allgemeinster Mangel ist jedenfalls nkenarmuth. So konnten sich weder seine für die Neuberin geschriebenen ispielouvertüren zu Polyeuct und Mithridat noch seine späteren dramatischen usnelde, ein Singspiel" 1749) und oratorienhaften Werke behaupten. Von etzteren sind zu nennen: „Auferstehungs- und Himmelfahrts-Cantate von B. Ramler, für Chöre, Soli und Orchester" (Autograph. 150 Folioseiten er königl. Bibliothek zu Berlin); „Der wundervolle Tod des Welterlösers", Oratorium, dessen Text ebenfalls von S. herrührt und das durch die Ein- g der „Cidli" in das Personal der Passion auffällt (Mf. auf der königl. othek zu Berlin), ferner: „Die Patrioten. Ein Singgedicht auf den Ge- tag des Kronprinzen von Dänemark". Die Poesie ist von Hofprediger er, die Musik von J. A. S. (Sinfonie, Chöre und Arien der Patrioten). rdem erwähnen die musikalischen Lexika noch 150 kirchliche Werke, 150 nconcerte, 30 Violinconcerte, 70 Sinfonien (d. h. einsätzige Orchesterstücke), Claviertrios, Cantaten, Solos ꝛc. Nur wenig davon ist gedruckt; er- enswerth darunter sind die 1765 erschienenen tragischen Cantaten (zweite abe 1779) wegen des vorangeschickten Sendschreibens vom Recitativ. für einige Liedersammlungen, wie „Balthasar Münters geistliche Lieder" ig 1773); „*Kleine Lieder für Kinder zur Beförderung der Tugend*"

(Flensburg 1766); „Vollständiges Liederbuch für Freimaurer mit Mel
(Kopenhagen und Leipzig 1776—1788, 3 Bde.) hat S. Beiträge ge
Nachdem er während der Mußezeit seiner letzten Jahre noch den ersten
einer auf vier Bände berechneten Compositionslehre „Ueber die music. K
sition" (1773) fertig gestellt, eine Reihe von Uebersetzungsarbeiten geliefer
vorübergehend auch eine Unterrichtsanstalt zu Sonderburg geleitet hatte,
S. im April 1776 zu Kopenhagen.

Ueber S. außer seinen Schriften zu vergleichen: Gerber, Hist.-
Lexicon der Tonkünstler 1792, II, Sp. 412 ff. — Jens Worm, Le
Deel 2, 330 f. — Nyerup, Litteraturlexicon, S. 528. — Fétis, Biogr
des musiciens VII, 444. — Goedeke, Grundriß III², 339.

Heinrich Wel

Scheibe: Karl Friedrich S., Philologe und Schulmann des 19.
hunderts. — Er wurde am 26. August 1812 in Gera (Reuß) als Sohn
wohlhabenden Lohgerbermeisters geboren, erhielt seine Schulbildung von
1819 bis Michaelis 1830 auf dem heimathlichen Gymnasium und studirte
von 1830—34 in Leipzig Philologie. Hier trat er Gottfr. Hermann, d
auch in seine griechische Gesellschaft aufnahm, und Wilhelm Dindorf bi
nahe. Auf Hermann's Empfehlung wurde er 1834 an die lateinische
schule in Halle zunächst als Hilfslehrer berufen und hier nach abgelegte
fung pro fac. doc. im folgenden Jahre fest angestellt. 1836 veröffentlic
seine erste größere gelehrte Arbeit „Observationes in oratores Atticos",
durch ihre Feinsinnigkeit und kritische Schärfe die Aufmerksamkeit der bet
Kreise in hohem Maße erregte. Im J. 1838 nahm er eine Berufung
großherzogl. mecklenburgische Gymnasium Carolinum in Neustrelitz an und
dieser Anstalt, seit 1847 als Professor, 18 Jahre hindurch. In diese Ze
Lehrerthätigkeit fallen seine bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten: d
jecturen zu Antiphon und den Fragmenten des Lysias 1840; die gr
schichtliche Arbeit über die oligarchischen Umwälzungen in Athen am E
peloponnesischen Krieges und das Archontat des Eukleides 1841, welche
Auffassung der behandelten Zeitverhältnisse grundlegend geworden ist, se
Vortrag auf der Berliner Philologenversammlung (1850) über den
der griechischen und römischen Beredtsamkeit, die Ausgaben des Lysias
und des Lycurgus (1853), die Vindiciae Lysiacae (1855), die Lection
acae (1856) und daneben eine größere Zahl kleinerer Arbeiten, welche
schließlich die griechischen Redner betrafen. — Im Herbste des Jahr
nahm S. eine Berufung als Professor an das damals noch mit der Bl
schen Erziehungsanstalt verbundene Vitzthum'sche Geschlechtsgymnasium in
an; in die ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes fallen seine letzten
wissenschaftlichen Arbeiten, die „Commentatio critica de Isaei orationibus"
und seine Ausgabe der Reden des Isaeus (1860). Seine wissenschaftli
duction wurde aber unterbrochen, als der bisherige Leiter der combinirte
Dr. Bezzenberger im J. 1861 von seiner Stellung zurücktrat und nu
rufen wurde, als erster selbständiger Director das Vitzthum'sche Gy
völlig neu zu organisiren und auf eine den übrigen Landesgymnasie
Höhe zu bringen. Für diese schwierige Aufgabe hatte man in S. ge
rechten Mann gefunden. Als Lehrer von hervorragender Tüchtigkeit,
lehrter von Scharfsinn, Geschmack und vielseitiger Bildung hatte er
längst bewährt; jetzt wurde ihm auch die Gelegenheit geboten, sich als
schickten Organisator, eifrigen und kraftvollen Director und — was hie
lich in Betracht kam — als gewandten Geschäftsmann zu bewähren,
die Formen der vornehmen Welt beherrschte. So gelang ihm die Lö

agenen Aufgabe in überraschend schneller und glücklicher Weise und
en Jahren bereits durfte die Umgestaltung des Vitzthum'schen Gym-
nd der mit demselben verbundenen Erziehungsanstalt als vollendet an-
rden. Es war S. nicht vergönnt, nach diesen Jahren schwerer und
Arbeit sich des Erreichten lange zu freuen; er starb nach kurzer
bereits am 27. October 1869 in Dresden.

krolog in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1869,
S. 478—480. — Bursian, Gesch. d. class. Philol., S. 910 u. 1151 f.

R. Hoche.

bel: Johann Ephraim S., Mathematiker und Astronom, geboren
tember 1736 zu Breslau, † ebenda am 31. Mai 1809. Der äußere
dieses Mannes war der denkbar einfachste: er besuchte die Schulen
rstadt, studirte daselbst und wurde noch in sehr jungen Jahren (1759)
er Mathematik und Physik am Elisabethanum. Von dort ging er
Eigenschaft an das Friedrichsgymnasium über und seit 1788 be-
das Rectorat dieser Anstalt und zugleich das Inspectorat der Bres-
stantischen Schulen. Scheibel's schriftstellerische Thätigkeit war eine
te und vielseitige. Seine Dissertation (Halle 1758) behandelte die
ewegter, fester Körper, später rief er in einem Programme (Breslau
Mitwelt die Verdienste eines Schlesiers, Johann Fleischer, um die
der Theorie des Regenbogens ins Gedächtniß; bei einer ähnlichen
veröffentlichte er eine für ihre Entstehungszeit sehr achtbare Betrach-
die Vorzeichen der trigonometrischen Functionen in den vier Qua-
Ueber hydrotechnische Fragen schrieb S. in den Abhandlungen der
kademie (1788), über geodaetische in den ökonomischen Nachrichten der
n schlesischen Gesellschaft (Band I und II), über die nicht kreisförmige
chseckige Gestalt des sogenannten ehernen Meeres im „Magazin für
angewandte Mathematik" (1787). Unter seinen selbständig erschiene-
ten heben wir hervor den „Unterricht vom Gebrauche der künstlichen
und Erdkugeln" (Breslau 1779), denen später „Erläuterungen und
endort 1785) nachfolgten. Diese Bücher sind heute noch lesenswerth,
sich ein gesunder, didaktischer Sinn aus, und ein gleiches gilt von der
, welche er von Scheffelt's „Proportionalzirkel" besorgte. Weitaus
te Leistung Scheibel's ist aber zweifellos seine aus zwanzig Unterab-
bestehende „Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß" (Breslau
), deren man selbst heute noch bei bibliographischen Arbeiten nicht
then kann.

usel-Lindner, Das gelehrte Teutschland. — Poggendorff, Bio-
-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissen-
Leipzig 1863, 2. Band, Sp. 782. — Wolf, Geschichte der Astro-
München 1877, S. 785.

Günther.

bel: Johann Gottfried S. war der erste mit offenem Protest her-
Widersacher der durch Friedrich Wilhelm III. in der preußischen
e eingeführten Union, d. h. der Vereinigung der lutherischen und
Kirche zu gemeinsamem Gottesdienst unter einem Kirchenregiment auf
lage der in dieser Vereinigung nicht in Frage gestellten, sondern aus-
ihrem Fortbestande und in ihrer Geltung anerkannten beiderseitigen
e. Um Scheibel's und seines Anhanges Bekämpfung dieser Union
hen und beurtheilen zu können, bedarf es der Erinnerung an die
königlichen Erlasses vom 27. September 1817, in welchem gesagt ist,
Werk „auf Grund der Hauptsache im Christenthum, worin beide Con-

fessionen eins seien, zur Ehre Gottes und zum Heil der christlichen Kirche mit der bevorstehenden Säcularfeier der Reformation als den ersten Absichten der Reformatoren und dem Geist des Protestantismus entsprechend" ins Leben treten solle. „Keine der beiden Kirchen solle hierbei zu der je anderen übergehen, sondern beide sollten eine neubelebte evangelische christliche Kirche werden". Der Modus der Einführung wurde bezeichnet, daß mit Achtung der Rechte und Freiheiten beider Kirchen nichts durch Verfügung aufgedrungen werden solle. Die Union werde nur dann einen wahren Werth haben, wenn weder Ueberredung noch Indifferentismus an ihr Theil haben würden, wenn sie rein aus der Freiheit eigener Ueberzeugung hervorgehe, und nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form sei, sondern in der Einheit der Herzen nach ächt biblischen Grundsätzen ihre Wurzeln und Lebenskräfte habe. Derjenige, welcher den ersten Anstoß in Schlesien zu einer dauernden Gegenbewegung gegen dieses königliche Unternehmen gab, war ein Geistlicher und Professor der Theologie zu Breslau. J. G. S. war am 16. September 1783 zu Breslau geboren. Von seinem Vater, der Rector am Elisabethgymnasium und zweiter Inspector der lutherischen Stadtschulen war, erhielt er eine strenge, gottesfürchtige Erziehung in völliger Abgeschlossenheit von allem weltlichen Treiben und insbesondere von dem sittlichen Verderben, welches in manchen Kreisen des jugendlichen Geschlechts herrschte. Auf der seit 1801 besuchten Universität Halle bewahrte er gewissenhaft das aus dem Elternhause empfangene Erbe kindlicher Frömmigkeit und strenger Sittenreinheit gegenüber dem ihm vor Augen tretenden Sittenverderben und Unglauben. Nach Vollendung seiner theologischen Studien wurde er als Lector (Hilfsprediger) an der Barbara- und Elisabethkirche, 1815 als Diaconus an der letzteren angestellt. Zugleich betrat er die akademische Laufbahn. Er wurde an der 1811 in Breslau gegründeten Universität in demselben Jahr als außerordentlicher, und im J. 1818, nachdem er einen Ruf zu einem hohen kirchlichen Amt nach Rußland ausgeschlagen hatte, als ordentlicher Professor der Theologie angestellt. Mit aller Entschiedenheit und Energie bekämpfte er auf Kanzel und Katheder die rationalistische und pelagianische Geistesrichtung als Vertreter des lutherischen Bekenntnisses und der altlutherischen Orthodoxie und als ein aufrichtig gläubiger Christ, der durch seine imponirende Persönlichkeit und seine lautere Gesinnung, wie durch seine Predigtgaben auf der Kanzel leicht die Herzen der Zuhörer gewann. Heinrich Steffens sagt: „Es gab wohl keinen starr orthodoxen Theologen, der das rein Menschliche so in sich erhielt. Dieses riß ihn jederzeit mit sich fort und entwaffnete ihn seinen Gegnern gegenüber". Bei aller Strenge im lutherischen Bekenntniß übte er doch nicht die entsprechende geistige Disciplin über sich aus, so daß er mit seinem Gemüthsleben in theosophisch-mystische Sonderbarkeiten gerieth, die zum rechtgläubigen Lutherthum, wie er es verfechten zu müssen glaubte, nicht paßten, gleichwohl aber hartnäckig von ihm festgehalten wurden. Mit einer umfangreichen Gelehrsamkeit namentlich auf dem Gebiet der Geschichte und der Religionsphilosophie, ging ihm Hand in Hand eine wunderliche psychologische Ausdeutung und willkürliche Parallelisirung von Personen und Ereignissen der Gegenwart mit solchen des heidnischen Alterthums. So sah er z. B. in den alten ägyptischen Gebräuchen schon die Urbilder und Typen der ihm verhaßten reformirten Kirche, und im Cultus und Verfassung derselben erblickte er eine Wiederholung der ägyptischen Isisreligion. Zwingli und Oekolampad waren ihm die Begründer eines neuerten Gnosticismus, der meist aus Aegyptens Naturphilosophie, eleatischen und heraklitischen Ideen und platonischer Dialektik zusammengebunden sei. Das Vorspiel der Herrschaft Calvins in Genf tritt ihm schon in der philosophisch

Priesterdespotie der alten Aegypter vor die Augen. Die Theilnahme an dem Abendmahl der Reformirten erklärte er für eine Todsünde.

Bei dem ihm eigenen Gemisch von tiefinniger Frömmigkeit und abstruser Gelehrsamkeit, von streng lutherischer Orthodoxie und mystisch-schwärmerischer Theosophie, von hinreißender Kanzelberedsamkeit und formloser Schriftstellerei, von blindem Vertrauen und tiefgewurzeltem, bis zu widerchristlicher Härte im Urtheilen und offenbarer Ungerechtigkeit sich steigerndem Mißtrauen, von demüthiger, scheuer Zurückhaltung, die ihn wohl als feige erscheinen lassen konnte, und verletzendem Gebahren in Wort und Schrift — war es kein Wunder, daß er von solchen, die den Kern seines Glaubenslebens hinter solch einer Schaale nicht erkennen konnten, die schwersten Anfeindungen, aber auch von solchen, die auf gleichem Standpunkt des Glaubens und Bekenntnisses mit ihm standen, die ernstesten Zurechtweisungen erfuhr. Ein sehr treffendes Urtheil über ihn lautet: „Sein ‚historischer Blick' ließ ihn oft die wahre Gestaltung der Dinge verkennen. Er lebte vorzugsweise ein Leben in Idealen und in tief innerlicher Mystik, welche ihn in eine geträumte Welt versetzte, auf die er die oft sehr unreifen Erzeugnisse seiner nicht immer geheiligten Phantasie anwandte, so daß er, die Gegenwart nicht in ihrer Wirklichkeit erfassend, hier und dort scharf verletzte und durch Eckigkeit des Benehmens, sowie durch Sonderbarkeiten in seinem Wesen, und durch bizarre, einseitige Darstellungen in seinen Schriften sich nicht ohne Schuld manchen zum Feinde machte." (Wangemann.)

Es war verhängnißvoll für die lutherische Kirche, zunächst in Schlesien, daß dieser so geartete Mann, der in seiner Vaterstadt als begabter und begeisterter Prediger und als Seelsorger eine tief eingreifende Wirksamkeit übte, und dem herrschenden Rationalismus gegenüber um seine Kanzel und seinen Beichtstuhl eine gläubige, bekenntnißtreue Gemeinde sammelte und zusammenhielt, als Führer und Vorkämpfer diese Gemeinde in seinen Widerspruch und Widerstand gegen die Union mit hineinzog, als handelte es sich um Christenthum oder Antichristenthum, um Vernichtung des lutherischen Kirchenthums und Aufrichtung eines neuen Heidenthums durch Einführung der neuen Agende in die preußische Landeskirche.

S. versagte gleich im J. 1817 den Beitritt zu der Union. Schon seine bei Gelegenheit des Reformationsfestes am 2. November gehaltene Predigt über die lutherische Abendmahlslehre machte einen aufregenden Eindruck. In demselben Monat erklärte er in der ersten Synodalversammlung der Breslauer Geistlichen, in welcher der von der liturgischen Commission in Berlin ausgearbeitete Entwurf einer Synodalordnung für „den Kirchenverein beider evangelischer Confessionen im preußischen Staat" berathen werden sollte, „sein Gewissen erlaube ihm nicht, der Union beizutreten". Die Thatsache, daß der reformirte Hofprediger Ehrenberg in Berlin den Entwurf verfaßt hatte, war ihm hinreichend genug, diesen als ganz reformirt anzusehen und zu verurtheilen. Aber derselbe Mann, der diesen Entwurf als einen reformirten von vornherein verwarf, überreichte merkwürdiger Weise der Breslauer Synode am 3. Decbr. 1817 ein Separatvotum, welches über Kirchenverfassung, Gemeinderecht, Patronatsrecht, kirchliche Gottesdiensthandlungen und dergl. ganz reformirte Anschauungen entwickelt, jedenfalls viel reformirter war, als jener Entwurf selbst. „Die Gemeindeversammlung", sagt er darin, „hat auch über Wort und Lehre die Aufsicht. Die Aeltesten haben selbst den Gottesdienst und die Lehreinrichtungen anzuordnen und haben die executive Gewalt. Nur von der Gemeindeversammlung kann die Wahl des Predigers geschehen, nimmermehr von einem Patron". Alles Patronatsrecht verwirft er als „spätere Unsitte". Nach der apostolischen Verfassung hat alle *Titel- und Rangordnung* unter den Episcopis aufzuhören.

Die Einkünfte der Geistlichen dürfen nur freie Gaben aus der Gemeinde Beichtgeld, Stolgebühren sind späteren sündhaften Ursprungs. Statt der Pericopen soll vielmehr auf die ganze Bibel Rücksicht genommen w Agendarische Formulare können, als dem Gottesdienst im Geist und in Wahrheit entgegen, auf keine Weise angeordnet werden, also auch z. B. bei der Taufe. Er erklärt sich hier seltsamer Weise für das später von ihm Unionszeichen verworfene Brodbrechen im Abendmahl. Die Gemeinde stel als Inhaberin der kirchlichen Gewalt hin. Nur die Versammlung der meinde soll über die Kirchenzucht entscheiden. Er construirt auf Grund einzelnen Bibelstellen eine Verfassung, die er als „Presbyterialverfassung zeichnet, und mit der er durchaus nicht in lutherischen Bahnen wandelt. schreitet der Führer der altlutherischen Separation auf ihrem ersten Wege reformirter, jedenfalls wenig lutherischer Richtung einher.

Als 1821 vom König eine neue Agende dargeboten wurde, die mit d Einführung der Union eigentlich nichts zu thun hatte, sah sich S. plötzlich mit den Rationalisten, die dieselbe bekämpften, auf gleicher Seite. Aber ihm kam es hauptsächlich auf Bekämpfung der ihm verhaßten Union an. Das wider ihn neu aufflammende Feuer der Feindschaft fachte er selber an durch eine am 18. April 1821 über das Abendmahl gehaltene Predigt, in der er sich nicht damit begnügte, die lutherische Abendmahlslehre klar und wahr, innig und warm darzulegen, sondern zum öffentlichen kirchlichen Aergerniß die Abendmahlsfeier der Reformirten in der bereits gedachten Weise mit den Opfermahlzeiten und symbolischen Gebräuchen der alten Aegypter, „die Brod und Wein genossen hätten als bildliche Zeichen für den sinnlichen Körper und das sinnliche Blut verstorbener Menschen", auf gleiche Stufe stellte.

Die dadurch erweckte Entrüstung fand ihren Ausdruck in einer scharfen polemischen Schrift des Prof. Dr. David Schulz: „Unfug an heiliger Stätte" 1822, und in einer ernsten Rüge des Magistrats dafür, daß er die Verwaltung des Sacraments nach reformirten Grundsätzen öffentlich für eine Todsünde erklärt, und die reformirte Kirche selbst in Rede und Schrift als eine ungläubige und unchristliche darzustellen gesucht habe. Auch die Breslauer kirchliche Behörde, das Stadtconsistorium, erließ ein in mildem Tone gehaltenes und seine Treue und Verdienste anerkennendes Schreiben an ihn, worin es ihm mittheilt, daß es im Auftrage des geistlichen Ministeriums über seine Amtsführung genaue Aufsicht zu führen habe, und ihn ermahnt, bei aller freimüthigen rückhaltlosen Vertheidigung des Glaubens seiner Kirche doch der auch dem irrenden Bruder schuldigen Schonung und Liebe nicht zu vergessen, zumal in einem Fall, wie dieser sei, wo die Wahrheit, über die sich seit drei Jahrhunderten die frömmsten und gelehrtesten Lehrer zweier Kirchen nicht hätten einigen können, erst auf dem Wege der Wissenschaft ausgemittelt werden solle. Er wird freundlich und ernst ermahnt, in seinen öffentlichen Vorträgen zwar voll und ganz den Glauben der lutherischen Kirche frei und unumwunden auszusprechen, — das fordere die evangelische Freiheit, — aber in keinem Fall den Glauben der andern Kirche, den sie ja auch für etwas Heiliges halte, zu bestreiten und zu verdammen." Aber er setzte dem entgegen, daß die Wahrheit in Betreff der Abendmahlslehre nicht noch erst zu suchen, auch nicht ohne Bekämpfung des Irrthums zu lehren und zu bekennen sei und nicht bloß auf Grund evangelischer Freiheit, sondern kirchlicher Ordnung verkündigt werden solle. Den berechtigten Tadel des Unangemessenen in seiner Polemik ließ er dabei in den Hintergrund treten, indem er durch Erfahrung von mancherlei Zurücksetzungen und Anfeindungen immer mehr in seinem Widerstreben gegen die Union befestigt wurde. Hierzu kam nun noch seine immer

on gegen die zum Theil von dem König selbst bearbeitete Agende, in-
das Recht des Landesherrn, eine Liturgie zu erlassen, bekämpfte. Wie
n ersten Entwurf der Agende von 1821, so ließ er gegen die umge-
mit Nachträgen versehene Agende von 1829 seiner leidenschaftlichen
n Heftigkeit die Zügel schießen, indem er die ärgsten Beschuldigungen
e Intentionen der Verfasser der Agende schleuderte. Er verdammte blind-
as in derselben der alten Wittenberger Agende entnommen war, und sah
reformirt an, was aus der alten Kirche darin aufgenommen war. Als der
it Rücksicht auf die heftige Opposition, welche die Agende besonders in
t und namentlich von S. erfuhr, im J. 1827 die Schrift: „Luther in
ng auf die preußische Kirchenagende" zur Vertheidigung derselben aus-
ß und darin sein Streben nach besten Kräften für das Heil der Kirche
tionalismus gegenüber zu wirken zu erkennen gab, antwortete S. darauf
r Vorstellung voll heftiger Polemik, und nannte den Verfasser, als
er wohl den Hofprediger Eilert ansah, „einen verkappten Reformirten,
der projectirten Union nur das Interesse seiner Confession bezwecke".
nig, entrüstet über diese Verkennung seiner wohlgemeinten Absicht, sah
„einen fanatischen Widersacher, der sich nicht überzeugen lassen wolle",
Eingaben Scheibel's mehr, verweigerte ihm die erbetene Audienz und
ihm fortan nur durch den Minister Bescheid.
J. 1830 sollte die Jubelfeier der Uebergabe der Augsburgischen Con-
er Einführung der Union zur Förderung dienen. Eine Cabinetsordre
April d. J. enthielt die Bestimmung, daß die Einführung des Brod-
beim Abendmahl als symbolisches Zeichen des Beitritts zur Union
lle. Zugleich wurde statt der bekennenden Spendeformel die referirende:
Herr Jesus Christus spricht: „Das ist" u. w., für den kirchlichen Gebrauch
. S. setzte dem den entschiedensten Widerstand entgegen, obwol er selbst
r den Ritus des Brodbrechens auf Grund der Schrift sich erklärt hatte.
e den Antrag, daß man aus Schonung und Duldung für den mit ihm
sinnten Theil der Gemeinde ihm gestatten möchte, das Recht zu be-
neben der unirten Form der Abendmahlsfeier in einem Nebenabendmahl
nach der bisher gebrauchten Wittenberger Agende zu verwalten. Dieser
wurde abgelehnt. Es folgten vergebliche Verhandlungen. Angesichts
n Jubelfeier wurde seine Suspension auf 14 Tage am Sonnabend, dem
i, verfügt. Trotzdem betrat er am andern Morgen die Kanzel, um das
ische der neuen Agende darzuthun, indem er wegen dieses Verhaltens
it rechtfertigen wollte, daß ihm ja kein Termin für den Anfang seiner
on gesetzt sei, als ob dieselbe nicht mit der Ankündigung ihrer Verhängung
n sei. Sein Protest gegen die Suspension blieb erfolglos. Die von ihm
gte Herausgabe von Druckschriften, die er am Tage der Jubelfeier ver-
assen wollte, wurde verboten. Seine Suspension wurde auf eine bestimmte
längert, bis er eine die Annahme der Agende betreffende Erklärung ab-
hätte, nur daß ihm die Erlaubniß zu Privatcommunionen gegeben wurde.
wischen war am 25. Juni bei der Säcularfeier der Augsburgischen
n das heilige Abendmahl nach unirtem Ritus, d. h. mit dem Brod-
als symbolischem Zeichen des Beitrittes zur Union und mit Anwendung
irenden Spendeformel, gefeiert worden. S. erklärte völlig willkürlich
ste seinen Anhängern die irrige Meinung ein, daß mit der Einführung
n Agende die lutherische Kirche aufgehört habe zu existiren, und daß
Bildung einer neuen wahrhaft lutherischen Gemeinde vorgegangen werden
Er sammelte daher die Mitglieder der Elisabethgemeinde und anderer
en, die der *Union nicht beigetreten* waren, um sich, legte ein Verzeichniß

ihrer Namen an und ging sofort mit einer förmlichen Gemeindebildung vor, be-
gegen dreihundert Familien, meistentheils dem Bürgerstande angehörig, umfaßte,
und an die sich von höheren Ständen die Professoren Huschke und Heinrich
Steffens und der Oberlandesgerichtsassessor, später -Rath v. Haugwitz anschlossen.
Diese Männer waren nun die Leiter der antiunionistischen Bewegung. S. selbst
wählte aus der Menge der einzelnen, verschiedenen Parochieen der Stadt ange-
hörenden Gemeindeglieder ein Repräsentantencollegium, welches aus 16 Personen
bestand. Das landesherrliche Kirchenregiment wurde verworfen. Die neue Ver-
fassung wurde als eine „vom heiligen Geist in seinem Reich gebotene" bezeichnet.
Die neue Gemeinde wurde als die Vertreterin der wahren lutherischen Kirche
hingestellt. Die Bewegung verirrte sich somit von dem Boden des geschichtlichen
Kirchenthums in die Bahnen des Separatismus. Es fehlte den Leitern völlig
am rechten Verständniß für den Organismus des kirchlichen Gemeindelebens,
auf dessen Grunde doch das lutherische Bekenntniß, wie in den Erlassen über
die Union wiederholt bezeugt wurde, nicht beseitigt, sondern als zu Recht be-
stehend anerkannt war, und diejenigen, welchen dasselbe durch die Art der Ein-
führung der Union gefährdet schien, auf den geordneten Wegen es hätten wahren
können. Es war ein fundamentaler Irrthum, sich einzubilden, daß durch eine
Summirung von einzelnen Personen aus den verschiedenen bestehenden Kirch-
gemeinden zu einer Versammlung, die sich selbst mit Wort und Sacrament ver-
sähe, eine lutherische Gemeinde entstehen könnte. Es war nicht zu verwundern,
daß die Behörden dieses Vorgehen als ein revolutionäres ansahen und die Ge-
meinde als einen Haufen von Separatisten betrachteten, die sich hartnäckig gegen
die Belehrung verschlossen, daß zwischen Annahme der Union und Annahme der
Agende, die gegenüber der durch den Rationalismus geschaffenen Unordnung
und Verwirrung auf dem Gebiet des Gottesdienstwesens um der kirchlichen
Ordnung willen ein dringendes Bedürfniß war, scharf zu unterscheiden sei, und
daß weder durch die Union noch durch die Agende der Bekenntnißstand der Ge-
meinden geändert werde. Wiederholte Eingaben der Repräsentanten wurden von
Berlin aus nicht beantwortet, bis endlich ein Ministerialbescheid in Beantwor-
tung aller Immediateingaben, welche der König dem Minister zur Bescheidung
übergeben hatte, die Bitte um Erlaubniß zur Bildung einer altlutherischen Ge-
meinde als unzulässig abwies. „Zu solchem separatistischen Begehren, hieß es
darin, läge kein Grund vor, da mit der Einführung der neuen Agende keine
Glaubensveränderung vorgenommen, sondern nur eine unerläßliche Norm für
öffentlichen Gottesdienstes aufgerichtet sei. S. blieb bei seinem Widerspruch und
Widerstand. Die Union, erklärt er dem Magistrat, dulde auf ihren Altären
fremde Lehre; darum könne er sich derselben nicht anschließen, auch nicht damit
sich zufrieden erklären, daß unirte Prediger neben lutherischen fungirten. Hier-
auf wurde ihm alle und jede Amtshandlung, auch das ihm bis dahin noch ge-
stattete Ertheilen von Privatcommunionen, verboten, solange seine Suspen-
dauere. Es war dies die nothwendige Folge der Ungesetzlichkeiten, die er sich
durch Amtshandlungen in verschiedenen Gemeinden hatte zu Schulden kommen
lassen. Die Noth der separirten Gemeinde, die sich meistentheils während der
Fortdauer von Scheibel's Suspension zu dem streng lutherischen, aber sich ruhig
verhaltenden und darum unangefochtenen Prediger Berger in Hermannsdorf bei
Breslau hielt, stieg in Bezug auf die Amtshandlungen immer höher. Sie
erreichte nach Eintritt der Cholera, die eine Absperrung jenes Ortes zur Folge
hatte, den höchen Grad, indem die Separirten auch die von lutherischen,
der Union nicht beigetretenen, landeskirchlichen Geistlichen verrichteten kirch-
lichen Handlungen perhorrescirten. Da ging S. einen Schritt weiter in seinem
willkürlichen Verfahren, indem er den Rath ertheilte, daß Laien die [illegible]

lichen Amtshandlungen mit Ausnahme der eigentlichen Schriftauslegung und der Handhabung der Schlüsselgewalt verrichten sollten. Er suchte das mit den gekünstelsten und willkürlichsten Gründen aus der Schrift und den Bekenntnissen zu rechtfertigen. So wurden Laientaufen, Laiencommunionen und Privatgottesdienste gehalten. In Folge aller dieser Ordnungswidrigkeiten wurden polizeiliche Maßregeln ergriffen und Geldstrafen verhängt; die Laiengottesdienste wurden verboten.

In einer neuen Eingabe an den Minister vom 12. Januar 1832 erklärt er, daß er binnen drei Wochen eine definitve Entscheidung seiner Angelegenheit erheischen müsse. Er habe als Doctor der Theologie seinen Rath, daß die Gemeinde mit Verwaltung von Predigt und Sacrament sich selbst helfen solle, „nur nach dem Kirchenrecht der hl. Schrift" ertheilt, und die Ueberzeugung gewonnen, wie nach der hl. Schrift die lutherische Gemeinde in Schlesien „nach der Verfassung des heiligen Geistes" von allen weltlichen Behörden getrennt sein solle. Der Minister antwortete ihm am 28. Februar 1832 in mildem Ton und macht ihm mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß ihm die Union nicht aufgedrungen werde, nochmals das Anerbieten, daß ihm und seiner Gemeinde die Sacramentsverwaltung nach lutherischem Ritus gestattet werden solle; er möchte doch der Gemeinde dadurch zu der gestörten Ruhe wieder verhelfen, daß er sein Amt nach den bestehenden kirchlichen Vorschriften der neuen Agende gemäß verwaltete. S. schlug dieses Anerbieten ab, legte seine beiden Aemter an der Elisabethkirche und an der Universität nieder und nahm seinen Aufenthalt in Dresden, wo er bald einen ausgedehnten Wirkungskreis mit Vorlesungen, Religionsunterricht und Predigten fand.

Aber auch in Dresden machte er sich durch seine Unklugheit unmöglich. In einer Reformationspredigt erging er sich in heftigen und bitteren Auslassungen über die Union, die reformirte Kirche und über seine Breslauer Erfahrungen und brachte auch hier seine aegyptischen Ideen vor. Heftig deshalb angegriffen gerieth er auch hier in argen Conflict mit den Behörden. Ihm wurde die Kanzel vom Oberconsistorium in Dresden verboten. Die von ihm dagegen angerufene Facultät in Leipzig fand das Verbot wegen des Inhalts seiner Predigt wohlbegründet. Das Ministerium, gegen welches er ein günstiges Gutachten der Facultät zu verlangen gehofft hatte, verweigerte ihm die geforderte Darlegung der Gründe für jenes Verbot. Er verließ Dresden, nachdem ihm der fernere Aufenthalt daselbst verboten war, 1833, und fand eine Zuflucht bei dem Herrn v. Heinitz in Hermsdorf bei Dresden, wo er mit litterarischen Arbeiten beschäftigt in Ruhe lebte, bis er 1836 nach Glaucha übersiedelte. Aus Sachsen zog er endlich 1839 nach Nürnberg, wo er am 21. März 1843 unter ergreifender Bezeugung seines kindlichen Glaubens mit dem Ruf: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist" verschied.

Dr. Wangemann, Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte. Bd. I, Buch 2: Lebensgeschichte von J. G. Scheibel, Berlin 1859. — H. Steffens, Was ich erlebte, Bd. 8. — (Thiel) Die Sache der neuen preußischen Agende und Union. Sendschreiben an zwei lutherische Geistliche in Schlesien, Stuttgart 1835. — L. v. Gerlach in Hengstenbergs Evangel. Kirchenzeitung von 1850, Nr. 97.

D. Erdmann.

Scheiblein: Georg S., katholischer Geistlicher, geboren am 19. Juli 1766 zu Aschaffenburg, † am 9. März 1840 zu Schmerlenbach. Er studirte am Gymnasium und an der Universität zu Mainz, wurde am 10. März 1789 Licentiat der Theologie (er disputirte de generis humani corruptione et restitutione) und am 1. April 1789 zum Priester geweiht. Er wirkte zunächst an mehreren Orten

als Kaplan; am 7. December 1798 erhielt er die Stadtpfarrei St. Lauren[z] Erfurt, mit welcher Stelle zugleich die Inspection über die katholischen Stadt- und Bezirksschulen sowie die Direction des katholischen Gymnasiums verbunden war. Im Jahre 1811 resignirte S. wegen mancher Schwierigkeiten (s. Katholik 1822, IV, 308) auf diese Pfarrei und erhielt am 17. Februar 1812 durch den Fürstprimas Dalberg die neu errichtete Pfarrei Schmerlenbach in Franken zugleich mit der Direction des daselbst gegründeten geistlichen Correctionshauses. Am 4. October 1829 wurde er zum königl. geistlichen Rath ernannt und [1830] ihm das Ehrenkreuz des königlich bayerischen Ludwigsordens verliehen. — [Er] schrieb: „Briefwechsel zwischen alten und altgläubigen Landpfarrern über G. L. Kopp's Buch: Die katholische Kirche im 19. Jahrhundert," (s. A. d. [Z.] XVI, 681), 1831; „Der zu Halle in effigie an den Pranger gestellte alte [und] altgläubige Landpfarrer, Verfasser des Briefwechsels gegen Kopp's Buch, sich [ver]teidigend," 1832; 1822—1825 redigirte er den (jetzt zu Mainz erscheinenden) „Katholik", gab auch Supplementbände zu den Jahrgängen 1822 und [1823] heraus.

Vgl. Liber . . . actorum facultatis theologicae universitatis Mogunt[inae] (Manuscript). — Rückerinnerung an den verstorbenen geistl. Rath Scheibler. Aschaffenburg 1841. — Neuer Nekrolog 1840, I, 291—299.

Otto Schmid.

Scheibler: Christoph S., 1589—1653, philosophischer und theologischer Schriftsteller und Schulmann. Er war der Sohn eines lutherischen Predigers in Arnsfeld in der Grafschaft Waldeck und studirte in Marburg und Gießen. In Gießen wurde er (nach Mellmann, das Archigymnasium zu Dortmund. Dortmund 1807, S. 83) schon mit 17 Jahren, also 1606, Magister der Philosophie, mit 20 Jahren Professor der griechischen Sprache, Logik und Metaphysik und war mit 26 Decan der philosophischen Facultät, mit 27 Rector der Universität. 1625 wurde er als Gymnasiarch an das Archigymnasium zu Dortmund berufen, mit welcher Stelle damals zuerst die eines Superintendenten der Stadt und Grafschaft Dortmund verbunden wurde. Nach der einer Dortmunder Chronik entnommenen Notiz bei B. Thiersch, Dortmunder Gymnasialprogramm 1843, S. 22 war er zur Zeit dieser Berufung 14 Jahre Professor der Philosophie in Gießen gewesen, wonach Mellmann zu berichtigen sein wird. In Dortmund wirkte er bis zu seinem Tode, 28 Jahre lang in hohem Ansehen und mit großem Erfolg. Er hinterließ mindestens drei Söhne, die sich als Theologen und [als] Herausgeber seiner postumen Aurifodina (s. u.) nennen und ist (nach einer [mir] Manuscript gedruckten, mir nicht zugänglichen Genealogie) der Stammvater [der] noch heute in vielen Zweigen namentlich am Niederrhein blühenden Familie Scheibler.

Seine Gießener Periode ist schriftstellerisch durch eine Reihe von philosophischen Arbeiten im Geiste des damals mehr und mehr gegenüber dem Calvinismus zur Alleinherrschaft im protestantischen Deutschland gelangenden Aristotelismus charakterisirt. Mellmann (S. 82) nennt an erster Stelle ohne Jahresangabe einen „Tractatus de anima", ferner einen „Liber sententiarum s. axiomatum" 1608 und 1610, eine „Synopsis totius philosophiae" 1610. Von 1613—16 erschienen vier logische Schriften („Introductio Logicae", Giessae 1613, 2. Aufl. 1618, „Topica", ibid. 1614, „Tractatus logicus de propositionibus" und „De syllogismis", beide Giessae 1619), die von der zweiten, 1620 erschienenen Auflage zu einem viertheiligen „Opus logicum" zusammengefaßt wurden. Dieses erlebte neue Auflagen 1628 (Marpurgi, Caspar Chmelin), 1634 (ibid. mit neuer, in Dortmund 1633 datirter Vorrede), ferner 1651 anscheinend zwei Nachdrucke (der eine, als Editio novissima bezeichnet, Ebroduni apud Steph. Gamo[net]

er andre s. l. ex Typographia Petri Auberti), endlich eine rechtmäßige editio uarta 1654 Giessae Hass. apud haeredes Chmelini, mit anonymer Widmung an ie Consules Tremonienses und der Vorrede von 1633. Die zweite philosophische auptschrift ist das „Opus metaphysicum", Gießen 1617 in zwei Bänden (auf dem ßten Blatte: Typis et sumptibus Nicolai Hampelii et Casparis Chmelini). weite Auflage (in 8°) Giessae 1622 bei denselben Verlegern, dritte (editio ova emaculata) Marpurgi Cattorum typis et sumptibus Nicolai Hampelii cad. Typogr. et Caspari Chmelini 1629. Ein Nachdruck in einem Quartande erschien als Editio nova emendatior Genevae ex typographia Jacobi toer 1636, eine vierte rechtmäßige Ausgabe (edit. novissime ab ipso Autore ecognita) in zwei Quartbänden 1636 und 1637 Marpurgi bei Nic. Hampelius cad. typ., eine fünfte, ebenfalls zwei Bände 4°, Gissae, typ. et sumpt. haedum Chmelini 1657. Außerdem erschien eine Gesammtausgabe der „Opera hilosophica", enthaltend das opus logicum und metaphysicum, den liber de nima und liber sententiarum Francofurti bei Wust 1665 in 4°. Ferner nennt Mellmann aus dieser Zeit „Paradigmata hebraea" 1615.

Sein Dortmunder Doppelamt scheint ihn, da die Superintendentur häufige Predigten mit sich brachte (Thiersch a. a. O. S. 22 Anm., Mellmann a. a. O. S. 81 Anm.) und nach der Einrichtung des Archigymnasiums die Oberclasse wohl schon damals vorwiegend ein die theologische Facultät ersetzendes Seminar ur Ausbildung von Geistlichen war, fast ausschließlich der Theologie und Ascetik nd, da das lutherische Dortmund in den schweren Zeiten des dreißigjährigen rieges mehrfach ernsten Anfechtungen durch den Katholicismus ausgesetzt war, nsbesondere auch der theologischen Polemik zugeführt zu haben. Aus Differtationen, die die Grundlage für theologische Disputationsübungen an der Dortmunder Schule bildeten, sind folgende Schriften hervorgegangen: „Liber de antiqua catholica fide", Francofurti 1627, „Fides antiqua catholica de eucharistia", bid. 1627, „Manuductio ad antiquam catholicam fidem", ibid. 1628. Außerdem nennt Mellmann ohne Jahresangabe ein Opus theologicum, Dortmund in 4° nd verschiedene andre theologische Schriften, meist Dissertationen der oben bezeichneten Art, die, wie das im Gymnasialarchiv zu Dortmund Erhaltene zeigt, uerst für den nächsten Zweck in Dortmund einzeln gedruckt und nachher zu ystematischen Ganzen zusammengefaßt wurden. Eine Art localer Apologetik mit Geschichtsfälschung behufs Zurückdatirung der Dortmunder Reformation vor en Passauer Vertrag und Augsburger Religionsfrieden, um die Auslieferung der irchlichen Stiftungen daselbst an die Katholiken zu verhindern, übt er zuerst in iner 1630 gehaltenen Jubelpredigt (Aurifodina S. 561 ff.), ausführlicher im äcularprogramm des Gymnasiums 1643. Näheres hierüber in meiner Schrift: Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund, Berlin 1875 S. 12 f.

Als eigentlicher Polemiker trat er sodann in den 40er Jahren gegen den katholischen Eiferer Hermann Stangefol zu Köln auf. Dieser hatte im ersten Buche seiner Annales circuli Westfalici 1643 die Kirchengeschichte der ersten 5 Jahrhunderte behandelt. Scheibler schrieb dagegen „Disputatio de solida antiquitate verae Religionis", und Stangefol erwiderte in: Vindiciae Hermanni Sc. Theol. Licentiati pro libro suo I. Annalium circ. Westf. Köln 1653. Dieser Streit, in den sich von katholischer Seite auch ein gewisser Reinerus Mercator (Embricensis ex Collegio Hollandico zu Köln; er schrieb Controversiae) und von evangelischer der Dortmunder Geistliche Herm. Hulskovius mischte, setzte sich noch über das Grab hinaus fort. Als der Dortmunder Archidiaconus Heynckhausen seine Scheibler gehaltene Leichenpredigt im Anschluß an Eliä Himmelfahrt 1653 unter dem Titel „Aller rechtschaffenen Bischoffe Himmelswagen" drucken ließ, verfaßte Stangefol folgende Schrift: Currus Proserpinae,

das ist Ein Höll-Wagen deß Verstorbenen Dortmundischen Lutherischen Superintendenten CHRISTOPH SCHEIBLER. Wider den erdachten Himmel-Wagen des newen zu Dortmundt praetendirten / vnnd angenohmmenen Lutherischen Archidiaconen Joannis Beynckhausen. Mit einem Wahren Hellglantzenden vnbedringlichen Himmel-Wagen der vhralten Catholischen Wahrheit, welche vor allen angenohmenen Ketzereien, in der Statt vnd Dortmündischem Landt sehr florirt vnnd triumphirt hatt u. s. w. Cölln / Bey der Wittib Hartgeri Woringen bey der Montanen Burschen 1656. Den gleichen historisch-apologetischen Charakter, wie die bisher genannten theologischen Schriften, trägt auch die posthume Schrift: „Probe derh eiligen Väter", ein Sendschreiben aus dem Jahr 1652, vertheidigt durch Scheibler's Sohn Johannes, Pastor in Lennep, Gießen 1667, 8°, sowie anscheinend die bei Mellmann s. a. angeführte: „Glaubensprobe oder gründlicher Erweis, daß die lutherische Lehre kein neuer Glaube, sondern der alte christliche sei." 4°.

Eine sehr umfangreiche Sammlung seiner Predigten erschien 11 Jahre nach seinem Tode in einem mächtigen Folianten unter dem Titel: „Aurifodina theologica, das ist teutsche theologia practica u. s. w.", Frankfurt a. M. 1664. Als Herausgeber nennen sich außer mehreren andern Theologen drei seiner Söhne. Diese Schrift erlebte noch 1727 zu Leipzig eine neue Auflage durch den Leipziger Theologieprofessor Joh. Gottlob Pfeiffer, der in der Vorrede das Buch für eine der nützlichsten und erbaulichsten Postillen, einen Inbegriff der einem Lehrer und Prediger nothwendigen Hauptstücke der christlichen Religion erklärt, mit dem außer der Bibel ein armer stud. Theologiae oder Prediger auf dem Lande zur Noth auskommen könne. Der Stil sei rein von allen philosophischen und scholastischen Schulterminis, „die sonst andre dergleichen teutsche Scriptores dogmatici in ihrem Vortrage nicht allerdings vermeiden können", was bei der bekannten philosophischen und theologischen Gelehrsamkeit Scheibler's um so mehr zu verwundern sei.

Außer den angeführten Schriften dürfte zu Scheibler namentlich Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte (mir nicht vorliegend) zu vergleichen sein.

A. Döring.

Scheibler: Johann Heinrich S., ein Seidenfabrikant in Crefeld, der sich durch akustische Beobachtungen und Erfindungen bekannt gemacht hat. Er war am 11. November 1777 zu Montjoie bei Aachen geboren und starb am 20. November 1838 zu Crefeld. Aus eigenem Triebe, doch ohne die nothwendige wissenschaftliche Vorbildung, beschäftigte er sich neben seinen Fabrikangelegenheiten mit Physik und Akustik, und da er viel Sinn für Musik hatte, so verfiel er erst darauf, das Griffbrett seiner Guitarre besser einzutheilen, um eine reinere Stimmung zu erzielen, dann ging es an die Maultrommel, die er bis auf 20 Töne erweiterte und sie „Aura" nannte. Fort und fort bemüht, die feststehenden Töne der Schlag- und Reißinstrumente in eine reinere Stimmung zu bringen, gelangte er auch zum Clavier und der Orgel und erfand hierzu einen Mechanismus, der eine Zeit lang die Aufmerksamkeit der Physiker und Musiker beschäftigte, durch die Umständlichkeit der Behandlung aber bald nach seinem Tode wieder verschwand. Bei seinen Versuchen und Beobachtungen war er zu dem Resultat gelangt, daß zwei gleiche Töne, also im Einklang stehende, beim Zusammenklingen Stöße hervorbringen, die selbst dem ungeübten Ohre vernehmbar sind, sobald die Töne nicht absolut rein zusammenstimmen. Diese Schläge benutzte er zur Messung einer gleichschwebenden Temperatur bei Clavierinstrumenten und zwar erfand er dazu einen Metronom, den er in der Skala auf 60 stellte, stimmte eine Anzahl Stimmgabeln auf die Töne a' g' f' dis' c' (vermehrte sie später auf 12 Töne) und nun mußte Stimmgabel und der Ton

Clavierinstrumentes in einer gewissen Zeit vier Schläge oder Stöße machen, n hatte der Ton die möglichst reinste Stimmung erreicht. Bei den reichen ɔmitteln, die S. zu Gebote standen, sorgte er dafür, daß seine Erfindung die gehörige Beachtung finde. Er gab nicht nur mehrere Abhandlungen us, sondern lud auch die angesehensten Musiker zu sich ein, oder besuchte und bewog dieselben zu einem öffentlichen Urtheile. Seine erste Abhandlung ien 1834: „Der physikalische und musikalische Tonmesser, welcher durch den del, dem Auge sichtbar, die absoluten Vibrationen der Töne, der Haupt- ungen von Kombinationstönen, sowie die schärfste Genauigkeit gleichschweben- und mathematischer Accorde beweist, erfunden und ausgeführt von . . . n, Bädeker." (VIII, 80 Seiten in 8°.) 1836 erschien in Crefeld eine aber- ige Erklärung seiner Erfindung ohne den Namen des Verfassers, 16 Seiten. 7: „Anleitung, die Orgel zu stimmen," von . . . ebd. 17 Seiten. Hier mt er nur 3 Stimmgabeln an, von denen er jede zu 3 Mk. ausbietet. Erklärung über die Anwendung wird nicht mitgetheilt. Eine andere Brochure emselben Jahre ist betitelt: „Ueber mathematische Stimmung, Temperaturen Orgelstimmungen nach Vibrationsdifferenzen oder Stößen." Von . . . eld. 26 Seiten. Hierin bemerkt er, daß seine Erfindung bei den Musikern hr, Neukomm, Cherubini, Moscheles, Ries und Hauptmann große Anerken- g gefunden habe und daß in London bereits Herr Wortmann aus Crefeld en angesehensten Familien die Pianoforte nach seiner Angabe stimme. Die eile der obigen Musiker sind gleich schwarz auf weiß zu lesen. Es gewährt ß einen Einblick in die Sache, wenn eins der Urtheile hier abgedruckt wird. r Ritter, Herr Neukom, schrieb im September 1836 an Herrn . . ., be- digen Secretär der königlichen Akademie der Wissenschaften in . . . Da das Schriftchen des Herrn Scheibler über seine 20jährigen acustischen Arbeiten England bekannt wurde, so habe ich, um zu sehen, ob die Anwendung der orie entspreche, meinen Weg von London nach Paris über Crefeld genommen. n hat unter meinen Augen ein Klavier und eine Orgel nach dieser Theorie mmt und Sie würden erstaunen, wenn Sie die Stöße mit einer mathematischen auigkeit nach dem Metronompendel reguliren sähen. Es ist so leicht, nach m Verfahren zu stimmen, daß man es bald selbst ausführen kann, da man einfachen und bestimmten Gesetzen verfährt, und nichts von der augenblick- n Disposition des Stimmers abhängt. Der Erfolg ist, daß man weit ller zurecht kommt, als nach dem Gehör, und immer dessen gewiß ist, was zu thun hat. Auf der so temperirten Orgel kann man auf die kühnste se moduliren, was bei der Stimmung nach dem Gehör nie der Fall ist." ß aller Anerkennung konnte aber die Erfindung nicht Fuß fassen. 1837 ɔg S. einen gewissen Dr. Joh. Jos. Loehr über seine Stimmungsmethode chreiben. Die Broschüre erschien in Crefeld bei C. M. Schüller, 45 Seiten . Die königliche Bibliothek zu Berlin, die im Besitze aller erwähnten ɪften ist, besitzt auch noch eine „Tabelle zur Ermittelung des Tones a auf Orgel und Stimmungstafel für die Orgel. Von Heinrich Scheibler. Crefeld, ller." Auch in der Zeitschrift Cäcilia, Mainz bei Schott, 1837, Bd. 19, ten Seite 217 ein umfangreicher Artikel über seine Methode; derselbe ist dem sonst ganz unbekannten Namen Schwiening gezeichnet, den ich für ɔonym halte. So wirkte S. bis zu seinem Ende für seine Stimmungs- ɔde und erreichte doch nicht mehr, als daß der bekannte Orgelvirtuose S. Töpfer 1842 oder 43 ein Werk herausgab, betitelt: „Die Scheibler'sche m-Methode, leicht faßlich erklärt und auf neue Art angewendet." Erfurt Körner. Er verzichtet hierin auf die Stimmgabeln und stellt die Temperatur Hülsston her; statt dessen sucht er Alles durch mathematische Formeln zu

beweisen, welche für den praktischen Stimmer von gar keinem Werth
er sie eben nicht versteht. Scheibler's Methode war eben gerade
Praktiker von so großem Werth, da ihm Stimmgabel und Pendel di
mung vorschrieb, was auch von allen Autoritäten anerkannt wurde.
hängt noch bis heute die Stimmung unserer Pianoforte und Orgeln
schwankenden Gehör eines Stimmers ab, der nur auf gut Glück die
Octave temperirt ausstimmt und danach die übrigen Octaven übereinstir

Rob. Ei

Scheibler: Karl Freiherr v. S., k. k. Feldmarschallieutenant un
des k. k. Militär-Maria-Theresienordens, geboren zu Eupen im d
preußischen Regierungsbezirk Aachen am 6. September 1772, war
kühnsten und gefürchtetsten Parteigänger. Seine Waffenthaten, von de
nur die hervortretendsten berührt werden können, kennzeichnen ihn a
durch persönliche Bravour, Kaltblütigkeit und Energie ausgezeichneten
Früher in preußischen Diensten, welche er aus bisher nicht aufgeklärten
verließ, trat er im J. 1799 als Lieutenant in das k. k. österreichische
regiment Graf Merveldt Nr. 1, wurde schon am 2. Mai desselben
Oberlieutenant und in Würdigung seiner Tapferkeit noch am 1. Dece
genannten Jahres Rittmeister. Am 6. November 1805 avancirte er zum
1809 zum Oberstlieutenant bei Vincent-Chevaulegers, worauf er 1
Obersten-Charakter seine Charge quittirte. Im J. 1813 als superm
Oberst in das Ulanenregiment Nr. 7 eingetheilt, wurde er am 29. Mä
zum Commandanten dieses Regiments ernannt, im J. 1823 zum Gene
und 1832 zum Feldmarschallieutenant befördert. Im J. 1836 erhiel
Festungscommando in Legnago, 1839 jenes in Josefstadt, wo er
29. Januar 1843 starb. — Bald nach seinem Uebertritt in die öste
Armee beginnt er, sich nicht nur in seinem Regimente durch seine Unerm
im Dienste, sondern auch bei dem Feinde durch seine Kühnheit derart b
zu machen, daß der französische Commandant Legrand in einem an den
Grafen Merveldt gerichteten Briefe ziemlich naiv erwähnte, er habe Befehl
auf Jeden, der sich seinen Vorposten ohne Trompeter nähern würde, zu feuern
mesure", heißt es weiter in dem Schreiben, „de laquelle je suis bien
vous prevenir, pourra être funeste à Mr. Schleber (Scheibler) qui com
ment est sur toute la ligne." Am 15. April 1799 machte S. einen
gegen Düngenheim, überfiel am 18. bei Niederschopfen und am 21. bei
heim die feindlichen Vorposten, tödtete und verwundete 2 Officiere un
40 Mann und brachte 18 Gefangene zurück. Nachdem er — inzwisch
lieutenant geworden — im Mai mehrere kleinere Handstreiche ausgefüh
gelang es ihm am 20. Juni einen Transport von 20 mit Fourage und
mitteln beladenen Wagen, den die Franzosen im Dorfe Kirzel requirirt
aufzufangen und den gebrandschatzten Bauern zurückzustellen. Als
30. Juni mit einem Theile seines Commandos auf dem Platze zu C
aufgestellt war, um zu einer Recognoscirung abzurücken, sprengten
gesandten Vorposten von einer zahlreichen französischen Dragonertruppe
zum Thor hinein. Kaum sahen jedoch die Feinde die aufgestellten Ula
sie umkehrten. S. verfolgte sie mit seinem Streifcommando, gewahrte
der Stadt eine wol sechsmal überlegene Cavallerietruppe. Von ihr
bemerkt, traf er seine Dispositionen, um dem Feinde in die Flanke od
Rücken zu fallen. Das kühne Wagniß gelang, der sich eiligst flüchtend
ließ 2 Officiere, 18 Mann und 9 Pferde in den Händen Scheibler's.
genden Tage überfiel er schon wieder den Gegner abermals bei Offend
schlug ihn nicht nur mit bedeutendem Verluste zurück, sondern machte

ch 20 Mann desselben zu Gefangenen. Da der Feind durch diese empfind-
ien Neckereien vorsichtiger geworden war, so lieferten die nächsten Monate nur
nig Gelegenheit zur Auszeichnung. S. benutzte diese Zeit vorzüglich, um den
neral Grafen Merveldt mit Nachrichten vom Feinde zu versehen; — und
erveldt versicherte wiederholt in seinen Berichten an den Erzherzog, daß er
) auf nichts so sicher verlassen könne, als auf das, was ihm von S. gemeldet
rde. Am 22. October aber gelang es ihm doch schon wieder, die feindlichen
rposten bei Bruchsal zu werfen und bald darauf am 31. October ein sieg-
hes Gefecht bei Grötzingen zu bestehen, wo er mit Uebermacht angegriffen,
fangs zurückgeworfen wurde, dann aber seinen Verfolger mit solcher Kühnheit
d Raschheit angriff, daß er noch 22 Gefangene machen konnte. Auch in den
chstfolgenden Tagen endeten seine Unternehmungen glücklich, so z. B. jene bei
ter-Grombach, die ihm auch die Rittmeister-Charge eintrug. Er überfiel nämlich
r in der Nacht vom 28. zum 29. November einen feindlichen Posten von
) Mann Infanterie und 110 Reitern mit ca. 200 Mann seines Detachements
d jagte den Gegner, welcher 4 Officiere, 30 Mann und 77 Pferde gefangen
terlassen mußte, in die Flucht. Der Verlust des Feindes wäre noch bedeu-
der gewesen, wenn nicht ein großer Theil der Mannschaft Scheibler's durch
s Halten der erbeuteten Pferde an der Verfolgung gehindert worden wäre.
ei Tage später schlug er sich mit einer Verwegenheit ohne Gleichen bei
uchsal durch, als er den Auftrag hatte, die Verbindung der beiden Colonnen
erhalten, welche unter Befehl des Feldzeugmeisters Grafen Sztáray am
. November zum Entsatz der Festung Philippsburg marschirten und er auf
einen Seite einer über 1000 Reiter starken Cavallerieabtheilung und auch
f der anderen Seite mehr oder minder großen feindlichen Abtheilungen gegen-
erstand. Für den Feind war dieses Durchschlagen Scheibler's um so empfind-
er, als General Ney dem Streifcorps „das Handwerk zu legen" beabsichtigt
tte und S. bei dieser Einschließung mit seinen Leuten förmlich abgefangen
rden sollte. Noch manche andere Handstreiche, die von der staunenswerthesten
istesgegenwart dieses unerschrockenen und die französischen Vortruppen zur Vor-
t mahnenden Parteigängers Zeugniß ablegen könnten, vollführte er noch im
ufe der Jahre 1799 und 1800, so zum Beispiele den Ueberfall bei Pleinfeld
28. November des letztgenannten Jahres auf ein französisches Reitercorps.
nige Tage nach der Kündigung des Waffenstillstandes wurde S. mit 100 Ulanen
en Nürnberg mit der Aufgabe entsendet, die Verbindung mit dem Corps des
dmarschalllieutenants Baron Simbschen aufzusuchen. Auf seinem Marsche
gin in Kenntniß gelangt, daß ein französisches Cavallerieregiment sich ihm
ere, legte er diesem an einer Stelle, wo wegen sumpfigen Bodens eine Ent-
klung der feindlichen Reiterei nur schwer möglich war, einen Hinterhalt und
f sich, nachdem derselbe an ihm vorübergezogen war, mit solchem Ungestüm
den Gegner, daß dieser eiligst flüchtete und 8 Officiere und 44 Mann als
angene zurücklassen mußte. Bei dieser Gelegenheit hatte sich S., kühn wie
ner, unter die Fliehenden gestürzt und von seiner Abtheilung eine Strecke
fernt. Von mehreren Reitern schon umringt, war er nach wüthender Gegen-
hr von zweien seiner Leute, wenn nicht vom Tode, so doch mindestens von
rer Gefangenschaft gerettet. Hierbei erhielt er eine Hiebwunde am Arme.
t ebenso viel Einsicht und Tapferkeit benahm er sich am 19. December bei
m Ueberfalle auf Oettingen, wobei es ihm gelang, 1 General, 30 Mann
50 Pferde gefangen zu nehmen. In Würdigung aller seiner glücklich durch-
hrten, von der größten Kühnheit Zeugniß ablegenden Waffenthaten wurde
mit dem Ritterkreuze des Militär-Maria-Theresienordens ausgezeichnet Nach

der nunmehr eingetretenen längeren Friedenspause, welche ein Mann von s
Thätigkeitsdrange nicht anders benutzen konnte, als sich zu neuen für
größeren Wirkungskreis bestimmten Aufgaben entsprechend vorzubereiten,
wir im Kriegsjahre 1805, als er gleich wie in den früheren Jahren m
Durchführung von Aufgaben betraut wurde, welche Selbständigkeit und S
sinn bedingen, bei unserem Helden die alte Verwegenheit. Seine erste W
that war am 5. November der Ueberfall auf Urfahr, bei welcher Geleg
10 Officiere und 20 Mann fielen, 6 Officiere, 53 Mann gefangen genommen u
Pferde erbeutet wurden. Alle Brückenarbeiten des Feindes wurden zerstört u
beladenen Schiffe demselben abgenommen. Diese muthige That rief in Linz, wo
mal Kaiser Napoleon sich befand, große Bestürzung hervor, Kaiser Franz bewies
Zufriedenheit mit dieser erfolgreichen Unternehmung durch die Ernennung Sch
zum überzähligen Major. Nach verschiedenen mit gewohntem Glück ausgef
Handstreichen bildete der Ueberfall eines Convoi's den Schluß seiner W
thaten in diesem Feldzuge. S. stand in Budweis und erfuhr, daß der
bei Iglau Wagen sammle, um die sehr beträchtlichen Vorräthe unseres Pro
magazins zu Tabor wegzuführen. S., vor Tabor angelangt, griff die aus
starken Husarenabtheilung bestehende Avantgarde, welcher in einiger Entfe
eine Infanteriecolonne folgte, mit solcher Kühnheit an, daß der Gegner
flüchtete, hierbei 1 Officier und 21 Mann an Gefangenen und 31 erb
Pferde zurücklassend. — Auch im J. 1809 finden wir S., damals Maj
Rosenberg-Chevauxlegers (jetzt Husarenregiment Nr. 16) wieder als Com
danten einer selbständige Aufgaben durchführenden Abtheilung. Nachden
Haupttheil der österreichischen Armee den Inn überschritten hatte, wurde S
15. April nach Moosburg entsendet, um die Isarbrücke zu besetzen. Zwar
die dort stehende baierische Abtheilung selbe bei seinem Einrücken theilwei
geworfen und sich zurückgezogen, durch Scheibler's Energie aber wurde di
rasch wieder hergestellt. Hierauf drang S. mit seinem Streifcorps üb
Ammer bis gegen Pfaffenhofen, bestand am 2. Mai ein Gefecht bei Eff
in welchem er nur dadurch der Gefangenschaft entging, daß ihn, als e
seinem Pferde gestürzt war, ein gemeiner Soldat mit größter Bravour geg
vordringenden Feinde vertheidigte. Da die Feldacten über die Kreuz-
Querzüge Scheibler's nicht vollkommen Aufklärung geben, so begegnen wi
erst wieder bei Eßlingen am 20. Mai, wo es sich darum handelte, zu erf
in wie weit die gegnerischen Anstalten zum Uebersetzen der Donau sch
geschritten seien, namentlich aber in welcher Zahl der Feind schon am
Ufer stehe. Hier kam es deshalb gegen 7 Uhr Abends zu einem sehr leb
Cavalleriegefecht, welches bis zum Einbruch der Dunkelheit währte und
der Feind zurückgeworfen wurde. S. zeichnete sich an diesem Tage als au
der darauf folgenden Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai so vor
aus, daß er in der diesbezüglichen Relation unter den Helden von
genannt wurde. Nach der Schlacht beauftragt, die feindlichen Communica
am rechten Donauufer zu beunruhigen, wurde S. (damals Oberstlieutenant
seinem Streifcorps, welches aus 520 Mann Infanterie und Jägern, 1 D
Chevauxlegers und 1 sechspfündigen Batterie bestand, nach Mauthhause
sendet und vollführte bei dieser Gelegenheit bei dem Angriffe auf die
Tabor (beim Einflusse der Enns) und bei der Erstürmung der dort erri
Verschanzungen in der Nacht vom 8. zum 9. Juli eine seiner glänz
Waffenthaten. Die Gegner hatten eine mit Pallisaden verstärkte Redout
geführt und diese überdies mit einem Graben versehen. S. ließ seine Fußtr
auf 3 große Schiffe vertheilen und die Redoute angreifen. Trotz des un
brochenen feindlichen Geschützfeuers, trotz der tapfersten Vertheidigung de

gung wurde die Brustwehr erstiegen, selbst im Innern währte der Kampf noch rt, bis endlich nach 20 Minuten erbittertster Gegenwehr die Vertheidiger voll- mmen überwältigt waren. 1 Officier, 44 Mann wurden gefangen, der Rest r Besatzung war todt oder schwer verwundet. Die Angreifer hatten einen erlust von 12 Todten und Verwundeten und eroberten 2 Geschütze sammt espannung und Munitionswagen. Der hierauf folgende Friede gebot nun nem Thatendrange Halt, er quittirte im J. 1810 den Dienst. Sowie aber J. 1813 das Kriegsgewitter sich wieder zusammenzog, trat er anfangs Sep- mber als supernumerärer Oberst in das Ulanenregiment Nr. 7. Gleich nach ner Wiederanstellung erhielt er als einer der gewandtesten und bekanntesten arteigänger die Führung eines aus 150 Husaren, 90 baierischen Chevauxlegers d zwei 400 Mann starken Kosakenpulks bestehenden Streifcommandos mit dem ftrage, über Colmar vorzudringen und die Festung Schlettstadt zu beobachten. it dieser im ganzen schwachen Truppe wurde S. am 24. December vor t. Croix nächst Colmar von einem französischen, 4000 Mann starken Reiter- rps in ein furchtbaren Kampf verwickelt. S., von allen Seiten von französ- cher Cavallerie umringt, blieb nun kein anderes Mittel, als sich den Weg mit m Säbel in der Faust zu bahnen, was ihm auch thatsächlich gelang. Er tte in diesem Gefechte zwei Hieb- und eine Stichwunde davongetragen. Hier- it endete für immer Scheibler's Thätigkeit im Kriege, die nun folgenden riedensjahre machten derselben ein Ende. Aber auch in dieser Zeit der Ruhe ieb er, — als Generalmajor und später Feldmarschalllieutenant — rastlos ätig, unverdrossen und von guter Einwirkung auf seine ihn verehrenden Unter- benen, bis er seine ruhmvolle Laufbahn im J. 1843 schloß. — Nicht leicht t die Kriegsgeschichte ein ähnliches Beispiel eines so kühnen Parteigängers fzuweisen, welcher in den Feldzügen der Jahre 1799—1813 und trotz des mstandes, daß er in dieser Zeit zumeist nicht in hohem Chargengrade stand, nnoch 1769 Feinde aller Waffengattungen zu Gefangenen gemacht, 980 Beute- erde eingeliefert und 2 feindliche Kanonen erobert, überdies noch 2 unserer anonen dem Feinde wieder abgenommen und mehr als 3400 österreichische oder liirte Soldaten, die sich in feindlicher Gefangenschaft befanden, ihren Fahnen edergegeben hatte.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 29. Th. Wien 1875. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden ꝛc. Wien 1857. — Thürheim, Die Reiterregimenter d. k. k. österr. Armee. 2. Aufl. Wien 1866. — Jedina, Gesch. d. 1. Ulanenregiments. Wien 1845. — Heller, Der Feldzug 1809 in Süddeutschland. Wien 1862—64. — Theimer, Gesch. d. 7. Ulanenregiments. Wien 1869.

Schz.

Scheidemann: Heinrich S., einer der bedeutendsten Orgelspieler des . Jahrhunderts zu Hamburg, war der Sohn des Organisten Hans S., der der Katharinenkirche in Hamburg angestellt war und gegen 1625 starb. chdem der Vater die bedeutenden Musikanlagen seines Sohnes erkannte, ließ sich die Ausbildung desselben sehr angelegen sein und als er ihn selbst bis zu er gewissen Stufe gebracht hatte, wußte er die Magistratspersonen der Stadt mburg zu bestimmen, seinen Sohn auf Kosten der Stadt zu Joh. Peter Swee- ck nach Amsterdam zu senden, um durch ihn die letzte Feile zu erhalten. Als sich dort von 1616 ab einige Jahre aufgehalten hatte, kehrte er nach Ham- rg zurück und wird wol bis gegen Ende 1625 seinen alternden Vater im enste vertreten haben, bis er nach dem Tode desselben einstimmig zum Nach- ger ernannt wurde, denn seine Leistungen als Orgelspieler erregten die all- meinste Bewunderung. Leider sind die Nachrichten über ihn äußerst dürftig; beschränken sich auf das Wenige, was Mattheson und Rist über ihn sagen.

Letzterer nennt ihn in seiner überschwenglichen Ausdrucksweise den vortrefflichen Arion der Stadt Hamburg, auch wird sein Charakter als freundlich und liebenswürdig, ohne allen Stolz und Eitelkeit geschildert. Geburt und Tod sind in tiefes Dunkel gehüllt, doch sagt Mattheson, daß er noch 1654 lebte, woraus Gerber und die späteren Lexicographen sein Todesjahr machen. Reincken wurde ca. 1658 sein Nachfolger und da die Wittwe Scheidemann's erst am 15. August 1664 „in anbetracht des 30jährigen Dienstes ihres Mannes" um eine Pension einkam, die ihr auch der Rath der Stadt bewilligte, so läßt sich das Todesjahr füglich in die Jahre 1660—1663 verlegen, so daß Reincken anfänglich vielleicht nur zur Vertretung des alternden Scheidemann angestellt wurde, denn dokumentarisch beglaubigt ist das Jahr von Reincken's Anstellung auch nicht. Auch von Compositionen Scheidemann's, Orgelwerken, ist nur wenig erhalten. Fétis besaß zwar noch 1864 einen Band Orgelpräludien, die er von dem einstigen Organisten in Schwerin, Namens Westphal, erworben hatte, doch befinden sie sich heute nicht mehr in seiner Bibliothek. (Königliche Bibliothek in Brüssel.) Dagegen besitzt Herr Prof. R. Wagener in Marburg eine Sammlung Orgeltabulaturen in 4 Bänden, die im 2. Bande einige Tonsätze von S. enthalten. (Ich konnte sie nicht zur Ansicht erhalten.) Einige Lieder von Rist, zu denen S. die Melodien mit Baß schrieb, sind aber gedruckt und zwar in „Neuer himmlischer Lieder sonderbahres Buch", 5. Th., Lüneburg 1651 (1658) und „Die verschmähete Eitelkeit in 24 Gesprächen", ebd. 1658. Die eine Sammlung enthält 10, die andere 9 Lieder; sie sind in der Bibliothek in Königsberg i/Pr. zu finden.

Noch sei eines David Scheidemann's erwähnt, von dem wir zur Kunde durch das Hamburgische „Melodeyen Gesangbuch" von 1604 erhalten, in welchem sich 14 vierstimmig von ihm gesetzte Choräle befinden und durch Rist's Nachricht in seinem Parnaß von 1649, S. 76, daß er Organist an St. Nikolai in Hamburg war. Außerdem befinden sich in der Bibliothek zu Berlin, Winterfeld-Sammlung, in Bd. 96, Nr. 1345 drei geistliche Lieder für eine Stimme mit bezifferten Baß. In welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse derselbe zu Heinrich steht, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt.

Rob. Eitner.

Scheidemantel: Heinrich Gottfried S., geboren zu Gotha am 15. September 1739, † zu Stuttgart am 1. Januar 1788. S. begann die humanistischen Studien in seiner Vaterstadt und ging dann auf die Universität Jena, wo er neben juristischen Vorlesungen auch geschichtliche besuchte und die Stelle eines Secretärs der lateinischen Gesellschaft bekleidete. — 1765 schrieb er seine Inaugural-Dissertation: „de successione illustrium tanquam privatorum in allodia" (Jena 1765, 4°. 2. Aufl. ibid. 1776, 4°), wurde infolgedessen Doctor der Rechte, kurze Zeit später Magister der Philosophie; zugleich erhielt er die Befugniß zu juristischen Vorlesungen; 1769 erfolgte dessen Ernennung zum außerordentlichen, 1772 zum ordentlichen überzähligen, endlich 1782 zum ordentlichen Professor des Lehnrechts in Jena. Zwei Jahre später (1784) als herzoglicher Regierungsrath und Professor der Rechte auf die hohe Karlsschule nach Stuttgart gerufen, ging er dort nach kurzer Lehrthätigkeit im Alter von 48 Jahren mit Tod ab.

S. hat mehrere Schriften hinterlassen und sich namentlich mit staatsrechtlichen Arbeiten beschäftigt. Sein Hauptwerk ist eine Umarbeitung des von einer Gesellschaft ungenannter Gelehrter mit einer Vorrede Buder's herausgegebenen „Repertorium des Teutschen Staats- und Lehn-Rechts". S. führte das Werk in 2 Theilen (Leipzig 1781 und 83, gr. 4°) bis zum Buchstaben K incl.; nach seinem Tode gab Häberlin in zwei weiteren Theilen (1793 und 1795) die Buchstaben L—R heraus. Die Vollendung unterblieb leider, obwohl sie Häberlin

in der Vorrede zum 4. Theile angekündigt hatte. Ferner veröffentlichte S. in dieser Richtung: „Staatsrecht nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker betrachtet." 3 Theile. (Jena 1771, 71, 73.) Dann: „Das allgemeine Staatsrecht und nach der Regierungsform" (Jena 1775); „Leges sociales et gentium" (ibid. eod. 8. Mai); „Schreiben an die Staatsgelehrten in Teutschland, die Recension wider die 2. Ausgabe des Repertorium" (ebenda 1782, gr. 4°); endlich „Die Oberaufsicht in der Staatsverfassung", eine bei Anwesenheit des Grafen von Urach (Herzogs von Württemberg) am 15. Februar 1783 zu Jena gehaltene Vorlesung. — Einige Jahre früher (1775) war unser Gelehrter auf Anregung seines Bruders, Joh. Jakob, der als einflußreicher Prediger in Warschau lebte, durch Generallieutenant v. Golz Namens der dissidentischen Stände von Polen und Lithauen angegangen worden, eine Kirchenverfassung auszuarbeiten. S. machte sich alsbald an die Aufgabe; auf der Synode zu Wegrow in Podlachien im September 1780 wurde das neue Kirchengesetz bereits feierlich angenommen und zu Warschau in deutscher, polnischer, auch französischer Sprache herausgegeben. 1783 veranstaltete S. selbst zu Nürnberg und Altorf eine revidirte mit Anmerkungen begleitete Ausgabe (528 Seiten).

Ein vollständiges Verzeichniß aller Werke bei Meusel, XII, 117—19. — Weidlich, biogr. Nachr. v. d. jetztleb. Rechtsgel. Th. 2. S. 274—77. — Meusel, a. a. O.

Eisenhart.

Scheidlein: Georg Edler v. S., Jurist, geboren zu Wien im J. 1750, † daselbst im J. 1825. Er hat alle Studien in Wien gemacht, wurde daselbst 1775 Dr. jur., dann Lehrer der Rechtswissenschaft am Theresianum, 1779 an der Universität für Provinzialrechte und Gerichtspraxis, 1792 auch für den Geschäftsstil, 1810 des österreichischen Privatrechts, bekleidete auch seit 1791 das Amt des Syndicus der Universität; im J. 1818 wurde er in den Adelstand erhoben. Außer der Inauguraldissertation „De anno decretorio ad res merae facultatis, et adiaphora non pertinente", Wien 1775, 4°, hat er eine Reihe von Abhandlungen und Schriften veröffentlicht, die das österreichische Recht betreffen und bei v. Wurzbach, Lex. XXIX aufgezählt sind.

v. Schulte.

Scheidt: Balthasar S., gelehrter Hebraist, geboren am 21. December 1614 in Straßburg, mußte seine, hieselbst 1630 begonnenen, Studien unterbrechen, um nach dem Tode der Eltern das väterliche Handelsgeschäft zu übernehmen. 1635 kehrte er zur wissenschaftlichen Beschäftigung zurück, indem er sich unter Dannhauer's Leitung dem Studium der Theologie widmete, vertauschte aber 1637 Straßburg mit Königsberg, woselbst er seine theologischen Studien fortsetzte, zu Abraham Calow in ein enges Verhältniß trat und viele Disputationen abhielt. Nachdem S. größere Reisen gemacht hatte, welche ihn in Berührung mit hervorragenden Theologen brachten, kehrte er 1644 nach Straßburg zurück, woselbst er sich 1647 in der philosophischen Facultät für das Hebräische und Griechische habilitirte, 1649 Professor des Hebräischen, 1651 auch des Griechischen wurde und im gleichen Jahre ein Kanonikat am Thomascapitel erhielt. S. starb am 26. November 1670, als er zum dritten Male an der Universität das Rectorat bekleidete. Er hat eine bedeutende Anzahl von Disputationen verfaßt, unter denen erwähnt sein mögen: „De protevangelio paradisiaco" (1650); 12 Disputationen „Super psalterium Davidis hebraicum" (1656—1668); „De Kikaion Jonae" (1653); „De linguis" (1656); „Astronomia Hebraeorum inprimis autem biblica" (1660); „Vaticinii Esaiani C. LIII" (1661); „Oratio de monarchia Jesu Christi coelesti" (1662); „Diatribon philologicarum continentium enodationem *vocabulorum* quorundam Germanicorum, in vulgus minus

notorum, quibus D. Lutherus b. m. in sua versione Bibliorum usus est, (pars) prima" (1663); „Hydrographia cum commentatione nautica maxime ex Hebrais Graecisque sacrarum scripturarum fontibus deducta" (1664); „Exercitatio in caput ultimum prophetae ultimi" (1664); „Jonas propheta" (1665); „Oleum unctionis sacrum, quo in Vet. Test. personae et res Deo consecrabantur" (1665); „Annus jubilaeus Hebraeorum" (1667). S. hinterließ eine große Anzahl ungedruckter Werke — insbesondere über den Talmud —, von welchen Meuschen eines unter dem Titel „Praeterita praeteritorum" in seinem „Novum Testamentum ex Talmude et antiquitatibus Ebraeorum illustratum" (1736) veröffentlicht hat. Die Lebensumstände Scheidt's werden berichtet in der, im Archiv des Thomascapitels zu Straßburg befindlichen, Einladung des Prorectors der Straßburger Universität Johann Rudolf Salzmann zu der, am 29. November 1670 stattfindenden, Beerdigung Scheidt's. Eine große Zahl der Disputationen Scheidt's besitzt die Bibliothek des Thomascapitels zu Straßburg.

R. Zoepfel.

Scheidt: Christian Ludwig S., Geschichtsforscher, geboren am 26. September 1709 zu Waldenburg im Hohenlohischen, † am 25. October 1761 zu Hannover. Sohn eines gräflichen Amtmanns und Rathes, besuchte er die Schule zu Oehringen und in den Jahren 1724—30 die Universitäten Altorf und Straßburg. In Altorf waren Christian Gottlieb Schwartz, ein berühmter Vertreter der Geschichte, Philosophie und Beredtsamkeit, der die Universität zu neuer Blüthe brachte, in Straßburg Scherz und Schöpflin seine Lehrer. Auf die Studienzeit folgte eine ebenso lange als Hofmeister. In dieser Eigenschaft bereiste er 1732 mit drei Brüdern von Holzhausen die Schweiz, Frankreich und Holland; ging er 1734 mit dem Erbgrafen Joh. Friedrich von Oettingen nach Halle und 1736 mit einem Grafen Henckel von Donnersmark, dem Sohne des Grafen Erdmann Heinrich (s. A. D. B. XI, 731), nach Göttingen. Der Aufenthalt in Halle wurde für seine religiöse, der in Göttingen für seine wissenschaftliche Richtung und seine äußeren Schicksale bestimmend. Er schloß sich in Halle Siegmund Jacob Baumgarten an zu einer Zeit, da er noch nicht der große theologische Lehrer war, aber nach Scheidt's Ausspruch seinen Heiland zärtlicher liebte und kam von da in die pietistischen Kreise der gräflich Henckel'schen Familie in Pölzig. Gelegentlich der Inauguration Göttingens (1737) promovirte er als Doctor juris und wurde im nächsten Jahre als außerordentlicher Professor in der juristischen Facultät angestellt. Seine schriftstellerischen Arbeiten dieser Zeit sind Beiträge zu einzelnen Materien des deutschen Privatrechts mit besonderer Beziehung auf Braunschweig-Lüneburg. Schon nach einem Jahre folgte er einem Rufe nach Kopenhagen, wo er Ordinarius des bürgerlichen und dänischen, nach Hoier's Tode (1739) des Natur-, Völker- und Staatsrechts wurde. Er lebte sich rasch in die dänischen Verhältnisse ein, sprach schon 1740 von seinem gut dänisch gesinnten Herzen in seinem teutschen Leibe und machte sich anheischig, ein ganzes Volumen von dem Vorzug derer dänischen Lande und Unterthanen vor anderen, auch selbsten seinen eigenen Landesleuten zu schreiben. Dem entsprach seine gelehrte Thätigkeit; als Vertheidiger der Hoheitsrechte der dänischen Krone bestritt er, daß je eine Lehnsabhängigkeit Dänemarks von Deutschland bestanden habe. Das heißt Geschichte wünschen, nicht sie schreiben, hat dazu schon Dahlmann bemerkt. Sein politisches Verhalten zusammen mit seiner religiösen Richtung empfahl ihn dem Könige Christian VI., der, selbst ein gottseliger Herr, ihm den Unterricht des Kronprinzen anvertraute. Aber dieser, der nachherige König Friedrich V., fand wenig Gefallen an dem Lehrer, [illegible] schon sein Aeußeres im Wege stand. Als 1748 Hofrath Gruber, Bibliothekar und Archivar in Hannover, starb, erinnerte sich G. A. v. Münchhausen des

früheren Göttingers und berief ihn zu Gruber's Nachfolger. In dieser Stellung, der S. bis an sein Ende bekleidete, hat er die Arbeiten geschaffen, die seinen Namen in der geschichtlichen Litteratur begründet haben. S. war kein schöpferisches Talent; Kritik und Einzelforschung sind ihm nachzurühmen; seine Arbeiten schließen sich größtentheils erweiternd, ausführend und berichtigend an die anderer an. Zunächst edirte er von seinen Vorgängern hinterlassene Abhandlungen, die, als Prolegomena der „Origines Guelficae" und der „Annales imperii occidentalis" beabsichtigt, sich in Archiv und Bibliothek vorfanden. Beschränkte er sich bei der Herausgabe von Leibnizens Protogea (1749) und Gerard's „de origine Germanorum" (1750) auf Ausstattung mit Vorreden, so fügte er den von Gruber fertig gestellten „Origines Guelficae" ausführliche Excurse und Abhandlungen hinzu. 1750—53 erschienen die vier Foliobände des Werkes, denen erst Scheidt's Nachfolger Jung 1780 den fünften Band anreihte. Scheidt's Abhandlung: „Historische und diplomatische Nachrichten von dem hohen und niederen Adel in Teutschland" (1754) ist gegen den Hallischen Historiker K. F. Pauli gerichtet, der den niederen Adel als aus Knechten, Junkens und Mägden des hohen Adels stammend und alle Gerechtsame des Adels als den Fürsten abgepreßt vorgestellt hatte. Dem Buche J. J. Moser's über das braunschweig-lüneburgische Staatsrecht setzte er in der Form von „Anmerkungen und Zusätzen" (1757) eine Widerlegung entgegen, immer bemüht, den frommen und verdienstvollen Mann, der sich ohne hinreichende Kenntniß an eine ihm fremde Aufgabe gemacht hatte, glimpflich zu behandeln. Er ließ dem Bucht einen „Codex diplomaticus" (1759) folgen, ebenso wie er dem Buche über den Adel eine „Mantissa documentorum" (1755) nachgesandt hatte, Sammlungen ungedruckter Urkunden, die er dem Vorrath eines länger von ihm geplanten „Codex diplomaticus Brunsvico-Luneburgicus" entnahm. Die 1758 veröffentlichte „Bibliotheca historica Gottingensis" machte sich verdient durch die Publication von Quellenschriften aus den Schätzen der hannoverschen Bibliothek: die „Translatio sancti Alexandri", die Anklageschrift Klenkock's gegen den Sachsenspiegel sind hier zuerst ans Licht getreten; außerdem enthält die Sammlung Urkunden K. Wenzel's, bairische Urkunden, die späte Compilation des Johann von Essen und die von Leibniz für seine Annalen bestimmte Abhandlung über die Päpstin Johanna. Eine fleißige Mitarbeiterschaft an den Göttingischen gelehrten Anzeigen und den Hannoverschen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen lief nebenher. So groß nun auch die Gelehrsamkeit und der kritische Scharfsinn sind, den S. in allen diesen Arbeiten bethätigt, es hat ihnen nicht der Vorwurf erspart werden können, daß den Verfasser Unparteilichkeit und leider auch Gewissenhaftigkeit verlassen, so oft wahre oder vermeintliche Gerechtsame des Hauses Braunschweig im Spiele sind: ein besonders starkes Beispiel ist es, wenn er in dem Abdruck einer Urkunde (Or. Guelf. III, 520) Heinrich den Löwen von Hildesheim als civitas nostra gegen civitas vestra der Vorlage sprechen läßt. In den die Göttinger Universität betreffenden Angelegenheiten bediente sich der Curator v. Münchhausen seines Rathes und seiner Mitarbeiterschaft. Bei den Versuchen J. J. Moser zu berufen, den Verhandlungen über eine Reform des juristischen Unterrichtes, dem Ersatz für Mosheim, den Conflicten zwischen der theologischen Facultät und J. D. Michaelis sehen wir ihn mitwirken; er bringt den Landsmann Gatterer nach Göttingen, er schützt die theologische Facultät gegen den Consistorialrath Götte, der gar zu gern orthodoxe Ketzermacher nach Göttingen verpflanzt hätte. Dem kurzen Aufenthalt Scheidt's in Göttingen entstammt auch die Tragik seines Lebens. Der kleine und verwachsene Mann verheirathete sich dort mit der jungen schönen Tochter des bekannten Publicisten Schmauß. Die acht Kinder, die sie ihm ge-

bar, starben alle jung. Nach dem Tode des letzten im Februar 1755 entdeckte er den Ehebruch der Frau mit seinem betrügerischen Bedienten. In seiner Gutmüthigkeit glaubte er die Frau durch den Umgang mit den pietistischen Kreisen in Wernigerode auf bessere Wege bringen zu können. Es war vergeblich und die Ehe wurde im Januar 1758 geschieden. Noch im selben Jahre verheirathete er sich wieder mit Beate v. Maydel, Tochter eines kaiserlich russischen Generalmajors, die er in den Kreisen der Frau v. Münchhausen kennen gelernt hatte. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte S. in schwerer Krankheit.

Pütter, Gelehrtengeschichte I, 53, II, 60; Litt. des Staatsrechts II, 81; — Büsching, Beyträge z. Lebensgesch. denkwürd. Personen III (1785), 265 ff. — Scheidt, Abgedrungene Apologie (Kopenh. 1740), S. 17 ff. — Dahlmann, Gesch. v. Dänemark I, 234, 261, 278. — Wenck, Hessische Landesgeschichte II, 474, 728. — Spittler, Gött. gel. Anz. 1789, S. 1496. — Neues vaterl. Archiv 1827 II, 45 ff.

F. Frensdorff.

Scheidt: Hieronymus S., Palästinareisender, geboren 1594 zu Erfurt, ging schon mit fünfzehn Jahren, wahrscheinlich um Kriegsdienste zu suchen, nach Frankreich, trat 1612 in dänische Dienste, machte den schwedischen Feldzug mit und kehrte, nachdem er glücklich sein Leben aus Räuberhänden gerettet, 1614 nach dem Tode seines Vaters nach seiner Heimath zurück. Zu Beginn des nächsten Jahres machte er sich nach Venedig und Genua auf und schiffte sich in letzterem Hafen nach dem heiligen Lande ein, berührte Cypern, landete in Jaffa und erreichte am 11. April Jerusalem. Nachdem er den Jordan und das Todte Meer besucht, verließ er Jerusalem am 4. Mai, wurde auf der Heimreise durch Sturm nach Adalia verschlagen, verweilte dann in Alexandrette und auf der Rückfahrt in Alicante. Am 10. December 1615 betrat S. in Emden wieder deutschen Boden und erreichte nun ohne weitere Unfälle am Tage vor dem Weihnachtsabend Erfurt. Ein Jahr später erschien die Beschreibung der Reise unter dem Titel „Kurtze und warhafftige Reise-Beschreibung der Reise von Erffurt auß Thüringen nach dem gewesenen gelobten Lande und der Heil. Stadt Jerusalem". Die Vorrede ist vom 29. November 1615 datirt. Eine zweite Ausgabe besorgte 1679 der Buchhändler Zeising in Helmstedt. Scheidt's Reisebeschreibung ist lebhaft geschrieben, bringt manche interessante Notiz, und erhält durch die abenteuerliche und langwierige Rückfahrt mit ihren Stürmen und Seeräuberkämpfen einen spannenderen Charakter als die Mehrzahl der Pilgerfahrten des 17. Jahrhunderts.

Friedrich Ratzel.

Scheidt: Joh. Valentin S., Sohn des Professors und Rectors Balthasar S., wurde 1651 zu Straßburg geboren, studirte Medicin und wurde Professor der Anatomie, später Stadtphysikus in seiner Vaterstadt. Er schrieb mehrere medicinische und naturwissenschaftliche Werke und starb 1731.

W. Hess.

Scheidt: Samuel S., einer der begabtesten Schüler Sweelinck's und berühmt als Orgelspieler und Componist in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Er war 1587 in Halle geboren und starb ebendort am 25. März 1654, wie die Inschrift an der alten Orgel der Moritzkirche in Halle lautete, zu deren Erhaltung er in seinem Testamente eine Summe Geldes der Kirche vermachte. Sein Vater, Konrad, war Salinenmeister in Halle und nach einer Mittheilung Mattheson's in der Ehrenpforte, sandte er den Sohn nach Amsterdam zu Sweelinck, um dort als Orgelspieler und Componist sich auszubilden. Diese Mittheilung Mattheson's wird noch bestätigt durch Variationen, die S. gemeinsam mit seinem Lehrer arbeitete und die sich in einem Manuscript des grauen Klosters

Berlin befinden (abgedruckt in Eitner's Ausgabe der Orgelstücke von Swee-
k, Berl. bei Simrock, S. 48). Einer eigenen Mittheilung Scheidt's zufolge
rde er 1609 Organist in seiner Vaterstadt Halle und zwar wahrscheinlich an
Moritzkirche, da er dieselbe bei seinem Tode reich bedachte, kurz darauf muß
auch Capellmeister des Markgrafen von Brandenburg, Christian Wilhelm, ge-
rden sein, der das Erzbisthum Magdeburg verwaltete und in Halle residirte.
ine Stellung scheint sich auch nicht geändert zu haben, als Christian Wil-
m 1626 geächtet und 1631 gefangen genommen wurde, bis er dann zur ka-
olischen Religion übertrat, denn sowol in seinen Druckwerken, die bis 1650
chen, als in mehreren Schreiben, die wir von ihm besitzen, bezeichnet er sich
s in derselben Stellung als Organist und Capellmeister des Erzstiftes zu
agdeburg in Halle. S. war ein fruchtbarer Componist, dessen Werke sich
l ziemlich vollständig in vielfachen Exemplaren bis heute erhalten haben. Er
suchte sich in allen Compositionsgattungen und überall tritt uns der Meister
der Form und in der Erfindung entgegen. In der Gesangscomposition
ffen wir ihn in seinem ersten im J. 1620 erschienenen Motettenwerke sich
Form des 16. Jahrhunderts noch anschließend. Wohlklang und breite
lle der Accorde mit freien contrapunktischen Einsätzen kennzeichnen noch den
nfluß der Studienjahre; doch bereits sein zweites Werk von 1621 (1622)
gt uns, daß er den neuen italienischen Formen des 2- bis 12stimmigen Ge-
ges mit einem Bassus continuus nicht fremd gegenüber steht. Noch in dem-
den Jahre läßt er eine Sammlung Tänze für 4 bis 5 Instrumente in Ham-
g erscheinen. Tänze nur der Form nach, nicht dem Inhalte, wie man heute
Chopin auch Walzer und Mazurka schreibt, die als Kunstwerke und nicht
Tanzmusik zu betrachten sind. Dieser ließ er 1622 einen 2. Theil folgen.
in erstes Werk für Orgel allein erschien 1624, „Tabulatura nova" betitelt,
umfaßt so Verschiedenartiges, daß es wie eine Sammlung seiner bis dahin
nponirten Orgelstücke erscheint. Da sind Variationen oder vielmehr Bearbei-
gen von deutschen Chorälen, über Psalmenmelodien, niederländische und fran-
sche Lieder, ferner zwei Fantasien, Fugen, Canons, ein Passamezzo und zwei
uranten (Tanzformen). Beachtenswerth ist der Satz in dem Vorworte, wo
schreibt: „daß in dieser Tabulatur eine jede Stimme auf fünf und nicht auf
s Linien auf englische und niederländische Manier notirt, ist der ehrliebenden
tschen Organisten halber, weil ich auch ein Deutscher bin, geschehen". Die
aliener schrieben nämlich ihre Clavier- und Orgelstücke auf sechs und mehr
ien, je nachdem die Stimme herauf oder herab ging und notirten am An-
ge jeder Zeile zwei, manchmal auch mehr Schlüssel über einander. Für uns
oderne eine sehr unbequeme Art zu lesen. S. nimmt nur fünf Linien, wie
die Engländer und Niederländer thun, wie er sagt. Tabulatur nannte man
nlich jede Art Partitur, bei der die zusammengehörigen Stimmen über ein-
er geschrieben sind, während man sonst die Stimmen einzeln oder nebenein-
er notirte. S. läßt seinen Meister überall erkennen, ohne dabei unselbständig
sein. Form, Figurenwerk, die Lust am Spielwerk, ein Motiv streng fugen-
g zu behandeln, ja sogar sich vorübergehend zur Doppelfuge, resp. zum dop-
en Contrapunkt versteigend, alles dies sind Dinge, die er seinem Meister ab-
rnt hat und nun bei selbständiger Erfindung in seiner Weise verwerthet. S.
d mit Recht von den Musikhistorikern höher gestellt als Sweelinck, denn ihm
den neben der eigenen Kraft noch die Errungenschaften seines Meisters zur
fügung, und dennoch hat er das, was der Meister in seiner „Fantasia à 4"
dem chromatischen Fugenthema und dem doppelten Contrapunkt geleistet
nie erreicht, weder in der Arbeit noch in der Erfindung. Sweelinck selbst,

soweit wir seine Werke bis heute kennen, hat nie mehr etwas Aehnlich
schaffen. Sie ist wie der ahnungsvolle Vorbote des zwei Generationen s
großen Sebastian Bach. (Die Fantasie ist in obiger Sammlung Sweelin
Orgelstücke S. 24 abgedruckt und bedarf nur einiger Kürzungen, um zu
großartiger Wirkung zu gelangen.) Einen Schritt weiter geht S. dur
Hereinziehung des deutschen Chorals ins Orgelspiel und hierin kann e
als das Vorbild für alle weiteren Bestrebungen gelten. Das Verdienst, t
ihm A. G. Ritter in seiner Geschichte des Orgelspiels (Lpz., Hesse, 1884, S
zuertheilt, daß er nämlich schon im dritten Theile obiger Tabulatur der
ratur, also den Läufen und Verzierungen Einhalt thut und die Hauptge
ungestört sich entwickeln und entfalten läßt, Maaß hält in der Ausspinnu
Gedanken, ist zum Theil schon seinem Meister zuzuschreiben, denn schon St
ist kein Freund vom übermäßigen Gebrauch der Coloratur; nur in der
dehnung der Sätze konnte er nicht Maaß halten und darin folgte ihm
Theil auch sein begabter Schüler. Ritter's Geschichte des Orgelspiels
überhaupt an einer Verkennung der Leistungen Sweelinck's und geräth d
auf Irrwege, die seinem Werke einen Theil seines Werthes nehmen.
Sweelinck ab tritt das Orgelspiel in eine neue Phase und er ist derjenig
die Grundlage dazu geschaffen hat. Wer diese Thatsache verneint, wird
einer logischen Entwicklung des historischen Fortganges in der Orgelkunst
gen. — 26 Jahre später gab S. noch ein Tabulaturbuch (1650 in
heraus. Darin beschränkt er sich aber nur auf einen vierstimmigen Satz
Halle gebräuchlichen Choralmelodien; das Werk vertritt den Zweck unser
tigen Choralbücher für den Organisten. Außer diesem gab er noch
Werke heraus, geistliche Concerte, Vorläufer der späteren Cantate un
Sammlung Sinfonien auf Concertmanier mit drei Stimmen und Bass
tinuus. Das letztere Werk ist nur in einem unvollständigen Exempl
Danzig auf der Stadtbibliothek vorhanden und es fehlen darüber noch
naueren Nachrichten, so daß man nicht recht weiß, was er unter „Symph
versteht. Möglich daß es dieselben sind, die er 1642 dem Herzog von
schweig-Wolfenbüttel anbietet (Chrysander, Jahrb. 1863, S. 158). Er
dort: Es ist auch eine schöne Manier „eine Symphonie für (vor) den Co
Motetten oder geistlichen Madrigalen mit Instrumenten gleich als ein Pr
vorher zu spielen. So habe ich durch alle gewöhnliche Claves und Tonos
arten) eine zimbliche Anzahl (70) Symphonien auf allerhand Manier com
als zehen aus einem jeden gebräuchlichen Tono (er nimmt also nur 7 T
an), damit man nicht einerlei allzeit fürbringet, sondern vielfaltig variir
daß, wann ein Lied so oft gemachet wird, keinem (n) Verdruß daran
Hier verstand er also unter Symphonie, wie man sie noch im 18. Jahr
auffaßte, einen Einleitungssatz, der aber im 18. Jahrhundert mehr aus
und durch einen langsamen Satz unterbrochen wurde. Mozart's Ouvert
Entführung ist noch in der älteren Sinfonieform geschrieben. v. Winter
uns in seinem evangel. Kirchengef. II, 611/12, ein Urtheil über seine ge
Gesangswerke und wirft ihm dort vor, daß seine Singstimmen mehr org
als gesanglich behandelt sind, ein Vorwurf, den man von S. ab bis zu
(exclusive) den meisten deutschen Componisten machen kann, denn nur
wie z. B. Händel und Hasse hatten eine tüchtige Schule in Italien
macht und wußten für die Singstimme gesanggerecht zu schreiben.
v. Winterfeld widmet Ritter in seinem angezeigten Geschichtswerke S. e
führliche Beurtheilung seiner Leistungen (S. 183—203 mit Abdrucken v
sätzen im 2. Theile, Nr. 129—131).

Rob. Eit

Scheill: Joſef S., Juriſt und Theolog, geboren am 13. März 1784 in Bauernhofe Sichel bei Reichenhall (Baiern), † am 9. Juli 1834 beim n in der Paſſarge bei Braunsberg. Er machte die Gymnaſialſtudien auf Benedictinergymnaſium in Salzburg, hörte an der dortigen Univerſität ſophiſche Vorleſungen, ſtudirte 1803 und 1804 die Rechte in Landshut, von 1805 bis 1815 in der Praxis bei Cameralämtern thätig, wandte ſich dem Studium der Theologie in Landshut zu und trat noch in dieſem e in das dortige Clericalſeminar ein. Nachdem er im J. 1817 die theo- che Preisfrage gelöſt und die Prieſterweihe erhalten hatte, wurde er nach cklegung einer italieniſchen Reiſe im J. 1818 Caplan an der Aukirche in chen, dann Prediger bei St. Martin zu Landshut, hier 1821 Dr. theol. Oſtern 1824 nahm er einen Ruf an als Regens des biſchöflichen Seminars raunsberg (Ermland) und Profeſſor der Paſtoraltheologie am Lyceum. Dieſe lung hatte er bis zum Tode inne. Vom Papſte war er zum apoſtoliſchen ar ernannt worden. S. iſt der größte Gegner der Staatsgewalt, ſpricht in kirchlichen Dingen jedes Recht ab, ſteht auf dem ſchroffſten curialen ndpunkte. Dies und der an Gemeinheit grenzende Ton, den er gegen ſeine ner anſchlägt, verbunden mit unbeſtreitbarer Schärfe des Verſtandes, fleißiger geſchickter Darſtellung gaben ihm insbeſondere beim Clerus hohes Anſehen geben ihm neben Frey und Schenkl einen Platz in der Reihe derer, che den ultramontanen Geiſt in Deutſchland erweckten. Sein naturrechtlicher ndpunkt und eine gewiſſe Verſchwommenheit kamen dabei gut zu ſtatten. ſchriften: „Darſtellung der hermeneutiſchen Momente bei der Beweisführung dogmatiſchen Bibelſtellen“ (Preisfrage), Landshut 1820; „Welches ſind die ſtigſten Intereſſen von Europa und beſonders von Deutſchland“, 1814. rde zur Zeit des Wiener Congreſſes verboten; „Das baieriſche Concordat, theidiget gegen die Betrachtungen über das baier. Conc. in den ‚Ueberlieſer. Geſch. unſerer Zeit geſ. von H. Zſchokke‘“, München 1818, 3 H. 4°; irche und Staat“, daſ. 1818; „Das Patronatsrecht der Communen im Kön. ern nebſt einer Prüfung der modernen Grundſätze über das Patronatrecht haupt“, daſ. 1819; „Codex publico-eccles.-diplomaticus. Vollſt. Samml. merkwürdigen Dokumente und Aktenſtücke für das neuere in Europa und tſchland gültige Kirchenrecht der Katholiken“, daſ. 1822; Bearb. des Bandes der Kirchengeſchichte von Berault-Bercaſtel in der deutſchen Ueber- ng 1823, 25; Fortſ. des „Krit. Commentar über das Kirchenrecht“ von , Bd. 4 und 5, Kitzingen 1826—33; Herausgabe und Bearbeitung der 9. 10. Auflage der Instit. jur. eccl. von Schenkl, Landshut 1822, fg. 1830; e geiſtliche Gerichtsbarkeit in ſtreitigen und ſtrafrechtlichen Angelegenheiten of.-hiſtor. nach dem geltenden poſitiven Kirchenrechte entw.“, 1. Th., ngen 1833. Dazu „Vermiſchte Predigten“, Sulzb. 1827; einzelne be- ers gedruckte Aufſätze in den Würzburger Zeitſchriften „Athanaſia“ und ligionsfreund“ (1822—1830); Beigabe zum Braunsberger Lectionscatalog,) und 1830/31; Necrolog auf den Biſchof v. Matthy in Prov.-Bl. 1835.

Felder, Gel.-Lex. II, 272. — Allgem. Religions- und Kirchenfreund, Würzb. 1834, Beil. Sp. 368. — N. Nekrolog 1835, S. 1157. — Joſ. ender, Geſch. d. philoſ. u. theol. Studien in Ermland, Braunsb. 1868, 4°, . 163. — Meine Geſch. III, 1, S. 336 ff., beſonders über ſeinen Stand- nkt und ſeinen Einfluß.

v. Schulte.

Schein: Johann Hermann S. war einer der berühmten drei S im Jahrhundert, *nämlich Scheidt*, Schein, Schütz, die auch alle drei geborene

Sachsen waren und deren Wirksamkeit ebenfalls Sachsen angehörte. S. am 20. Januar 1586 in Grünhain im Meißnischen geboren und starb 19. November 1630 in Leipzig. Ein Leichensermon, der in den Monatsh für Musikgeschichte, Bd. 3 S. 26, abgedruckt ist, giebt uns über den Auf Lebenslauf Schein's genaue Kunde. Sein Vater war am obigen Orte Pred starb aber schon im Jahre 1593. Die Mutter zog nun mit ihrem Sohne Dresden und dieser wurde 1599 Cantoreiknabe in der kurfürstlichen Capelle Schüler Roger Michael's. Die Erziehung der Cantoreiknaben erstreckte sich mals nicht nur bis zur Zeit des Mutirens, sondern der Kurfürst sorgte dafür, daß sie später etwas tüchtiges lernten, um dann entweder als Sta beamte oder als Musiker in seinem Lande zu wirken. S. wurde daher dem Mutiren der Stimme am 18. Mai 1603 nach Schulpforta geschickt, k am 26. April 1607 nach Dresden zurück und bezog nun die Universität Leipzig, auf der er 4 Jahre lang Jura studirte. Die Musik ließ er dabei ruhen, im Gegentheil huldigte er ihr eifrig und benutzte jede Gelegenheit, w etwas lernen oder Beweise seiner Kunstfertigkeit ablegen konnte. Besonders Componist trat er in den Kreisen seiner Commilitonen öfter auf und errang damit manche fröhliche Stunde. Unbemittelt wie er war, mußte er nach gelegten Studienjahren sein Geld als Hauslehrer, oder wie es damals hieß, Präceptor verdienen. Das Glück wollte es, daß ihn ein reicher und v liebender kurfürstlich sächsischer Hauptmann zu Weißenfels, Gottfried v. Wolf dorf, in Dienst nahm, bei dem er nicht nur die Kinder zu unterrichten h sondern auch als Hausmusikdirector eine vielseitige Thätigkeit entwickeln ko Nachdem er hier zwei Jahre verblieben war, erhielt er vom Herzoge von Sac Weimar, Johann Ernst dem Jüngeren, die Aufforderung, die erledigte Ca meisterstelle zu übernehmen. Zwar stand er zum Kurfürsten von Sachse einem abhängigen Verhältnisse und mußte dessen Erlaubniß haben, um Kräfte anderweitig zu verwerthen; aber der Kurfürst scheint ihm, da wohl Zeit keine passende Stelle in seiner Capelle offen war, nichts in den Weg g zu haben. Gewöhnlich behielt sich der Kurfürst vor, diejenigen, die auf Kosten erzogen waren, auf Zeit zu entlassen, bis er ihrer bedürfe. Die fürsten haben derartige Erlaubniß oft ertheilt und wie es scheint mit einer wissen Genugthuung. S. trat die neue Stellung am Weimarer Hofe am 21. 1615 an und fand hier reichlich Gelegenheit, seine Talente zu verwerthen sich die Achtung seines Fürsten zu erwerben. In gesicherter Stellung, k er nun daran denken, sich einen eigenen Heerd zu gründen und daß sein lange zuvor schon gewählt hatte, beweist der Umstand, daß er sich seine B aus Dresden heimholte und zwar die Tochter des kurfürstl. sächs. Rentsecr Höfel. Die Hochzeit fand am 12. Februar 1616 in Weimar statt. Er g in seiner Ehe fünf Kinder, von denen zwei Söhne sich wissenschaftlichen Fä zuwendeten. In einer zweiten Ehe, die er um 1625 einging, abermals Kinder, die aber alle in jungen Jahren starben. Nachdem 1615 in L Sethus Calvisius gestorben war, Cantor und Musikdirector an St. Th schritt man im folgenden Jahre zu einer Neuwahl, und es ist bezeichnend Schein's Leistungen, daß man ihn zum Nachfolger eines so hochgeachteten Ma wählte. Das Datum seines Eintritts in das neue Amt ist bis jetzt nicht bek und man weiß nur, daß er es 1616 antrat. Er erhielt auch nicht gleich Titel eines Musikdirectors, sondern nennt sich bis ins Jahr 1622 nur Mu und Cantor an St. Thomae zu Leipzig, erst seit 1623 bezeichnet er sic den Titeln seiner Drucke mit „Music-Director in Leipzig". — Schon als S dent in Leipzig ließ er 1609 eine Sammlung weltlicher Lieder drucken, di dem Rath und Baumeister Wolfg. Lebzeltern in Leipzig widmete. Die

üpfung mit den Leipziger Stadträthen hat ihm die erwünschte Erreichung Cantorstelle bei Zeiten geebnet. So dedicirte er 1611, als er in Weißenfels , dem Bürgermeister Mayer von Leipzig einen „Friedens Wunsch" (Votum pace à 9 overo 14 voc.) zum Beginne des neuen Jahres. Man kannte sein Compositionstalent in Leipzig sehr wohl und wußte es zu schätzen. 1615 ab, als er sich in Weimar befand, entwickelte er eine staunenswerthe chtbarkeit. So erschienen 1615 in Leipzig bei Lamberg 31 Motetten zu 12 Stimmen, 1617 ebendort eine Sammlung Paduanen und Gagliarden Instrumente. Vom Kriegsjahr 1618 ab erschienen neben einer großen ahl Gelegenheitsgesängen, die stets auf Kosten der Angesungenen gedruckt den, fast sämmtliche Werke im Selbstverlage, gedruckt von Glück in Leipzig waren oft recht umfangreich, so das „Cantional oder Gesangbuch Augsischer Confession für Leipzig" im 4—6stimmigen Tonsatze, welches 536 Seiten aßt. Entweder war seine Frau vermögend, oder seine Werke fanden trotz der gszeit einen guten Absatz, denn der damalige Gehalt an der Thomasschule te gerade nur zum Lebensunterhalte aus. Es ist übrigens recht bezeichnend die damalige Geschäftswelt, daß sie sich muthlos von jedem Unternehmen hielt, während der Künstler selbst rüstig weiter schaffte und selbst die kaufmischen Sorgen noch übernahm. Trotzdem S. nie in Italien war, kannte er neuere Richtung der Italiener sehr wohl und schon in seiner ersten Sammlung licher Concerte, die nach Winterfeld (II, 231) 1612 erschienen, soll er die emische neue Form angewendet haben, ebenso in dem 1615 erschienenen mbalum Sionium sive Cantiones sacrae". Winterfeld's Aussage zu bezweiliegt mir fern, da er sich stets als ein gewissenhafter Historiker bewiesen da aber den beiden Werken, soweit ich sie kenne, der Bassus continuus , der unbedingt zu der neueren Richtung im Tonsatze gehört, so ist jedenfalls terfeld's Urtheil auffallend. Erst in den 1618 erschienenen „Opella nova, liche Concerten mit 3—5 Stimmen zusampt dem General Baß auff italienische ntion componirt" ist die Nachbildung der italienischen Form schon durch Wortlaut des Titels documentirt. S. schließt sich mit Vorliebe dem deutgeistlichen Liede an und hat darin Musterhaftes geleistet, sowol im einn mehrstimmigen Choralsatze, als in der Concertform, wie man sie damals chnete. Letztere nahm die Kirchenmelodie als Grundlage zu einem weit ausnnenen Tonsatze, in dem eine oder mehrere Singstimmen, begleitet von Inentalstimmen, mit Zwischensätzen unterbrochen, oft aus mehreren Sätzen end, die Kirchenmelodie strenger oder freier behandelten, oder wie man einst „concertweise setzten". Diese Form wurde zu Schein's Zeit so beliebt, daß ie Motette fast verdrängte, bis letztere dann in der Cantatenform wieder nd, wenn gleich nach Inhalt und Form in sehr veränderter Gestalt. S. ber auch Dichter von Kirchenliedern und erfand neue Weisen, die dann in re Gesangbücher übergingen. Ausführliches theilt hierüber v. Winterfeld in m evangelischen Kirchengesange II, 239 mit. Hier sei auch dessen Urtheil Schein's Bedeutung im Choralsatze mitgetheilt, da das Urtheil eines so dlichen Kenners stets von Werth bleiben wird. Er schreibt S. 236 u. 238: genossen loben Schein's Tonsatz als sehr natürlich und lieblich: unsere hat dieses Lob dahin noch gesteigert, daß er ganz köstlich, musterhaft, kirchlich sei. Mir erscheint in ihm bereits ein Verfall der älteren, kirchlichen , der freilich wiederum mit dem Anbrechen einer neuen Zeit zusammen. Ich möchte daher nicht wagen, S. als hohes Muster im Choralsatze stellen. Es treten bei ihm Vorandeutungen einer neuen Zeit hervor, die en Trümmern einer älteren Kunstrichtung sich gründet, Ahnungen ihrer ge wie Gebrechen; sie *erscheinen* bei ihm getragen von gründlicher meister-

licher Kunstfertigkeit, einer wahrhaften Begeisterung für seinen Beru
frommen und reinen Gemüth." Die neuere Zeit hat von seinen za
weltlichen Compositionen nur Weniges wieder durch den Druck bekannt
während viele seiner Choralsätze in zahlreichen Sammelwerken Aufna
funden haben. Ein Verzeichniß der Ausgaben ist in meinem 1871 ers
Verzeichniß und Nachträge in den Monatsheften für Musikgeschichte,
zu finden.

Rob. Ei

Scheiner: Christoph S., Mathematiker und Astronom, geboren
Wald bei Mindelheim in (bairisch-) Schwaben, † am 18. Juli 1650
in Schlesien. S. trat früh zu Ingolstadt in den Jesuitenorden und
daselbst den üblichen Cursus durch. Bald nach Zurücklegung desselben
ihn seine Oberen nach Freiburg i. B., und von hier aus ward er
gleicher Eigenschaft, als Professor der Mathematik und der hebräischen
nach Ingolstadt zurück versetzt. Während seines dortigen Aufenthaltes e
seine bedeutendsten litterarischen Arbeiten, mögen dieselben zum Theil
viel später gedruckt worden sein; auch hatte er in dieser Zeit mehrere
Aufträge auszuführen, wie er denn 1614 und 1616 vorübergehend
des dortigen Statthalters, des Erzherzogs Maximilian (des Deutsch
lebte. Von 1616 an brachte S. einige Zeit auf Reisen zu, die ihn u.
zu akademischen Gastvorstellungen in Rom führten, und übernahm
darauf das Rectorat des Jesuitencollegiums zu Neiße, wo er bis
Lebensende verblieb, mit seinen übrigen Pflichten diejenigen eines Be
des Erzherzogs Karl verbindend. Auch in Rom finden wir ihn sp
mehrere Male.

Die wissenschaftliche Thätigkeit unseres S. war eine sehr vielseitige
1603 erfand er das Zeicheninstrument, welches den Namen „Pantogra
„Storchschnabel" führt und noch jetzt vielfach dazu verwendet wird, Zei
in einem ganz anderen Maßstabe, als in dem sie ursprünglich angefertig
bei voller Formentreue zu reproduciren; s. seine „Pantographice seu
neandi res quaslibet" (Rom 1631). Er beschäftigte sich eifrig mit So
kunde („Exegesis fundamentorum gnomonicorum", Ingolstadt 1615)
Optik („Oculus, hoc est fundamentum opticum", Innsbruck 1619),
diesem Werke legte er Ansichten von bleibendem Werthe nieder. Ohne
nahezu gleichzeitigen Entdeckung des wahren Berechnungsgesetzes Ken
haben, wußte er doch die Berechnungsindices für die wichtigsten, das m
Auge zusammensetzenden Medien richtig anzugeben, er erkannte in der
den eigentlichen Sitz des Sehens und lehrte zum Beweise hierfür gewis
versuche an Thier- und Menschenaugen anzustellen, er bildete sich b
treffende Vorstellungen von dem, was wir heute „Akkommodation des
nennen, und beschrieb das seither in der Experimentalphysik mit diesem
belegte Scheiner'sche Experiment: schneidet man in ein Kartenblatt klei
hält das Kartenblatt nahe vors Gesicht und blickt so nach einer Lichtq
sieht man vor derselben ebensoviele Bilder entstehen, als Löcher vorhan
Die meteorologische Optik bereicherte S. durch seine Beschreibung
merkwürdigen Nebensonnenerscheinung, die er am 20. März 1629 zu R
nahm und die seitdem als „römisches Phänomen" in den Lehrbüchern
diese Bezeichnung hatte nämlich Descartes aufgebracht, der, da S. selbst
nichts publicirte, den ersten Bericht in seinen „Meteora" der Gelehrten
legte. Am meisten genannt wird jedoch Scheiner's Name in der Gesc
Astronomie. Schon vor 1611 hatte sich S., angeregt durch die dam
laufenden Gerüchte von vergrößernden Instrumenten, ein astronomisches

conſtruirt, und mit demſelben den Himmel zu muſtern begonnen; dabei ſtand ihm als treuer Gehülfe zur Seite ſein Schüler, der Jeſuitenzögling Johann Baptiſt Cysatus aus Luzern, der auch auf den glücklichen Gedanken verfiel, die bisher nur durch einen ziemlich dichten Nebel hindurch von S. beobachtete Sonne dadurch der Beobachtung zu beliebiger Zeit unterworfen zu machen, daß er vor dem Oculare des Fernrohres noch ein Blendglas anbrachte. Die erſte, beſtimmt nachzuweiſende Beobachtung eines Sonnenfleckes iſt, das ſteht jetzt urkundlich feſt, im December 1610 dem oſtfrieſiſchen Aſtronomen Johann Fabricius gelungen, allein S. kann trotzdem als gleichberechtigter Mitentdecker gelten, da er die fraglichen Gebilde ſchon im März 1611 auffand und nunmehr ſyſtematiſch beobachtete. Im Orden Jeſu beſtand die Einrichtung, daß wiſſenſchaftliche Erzeugenſchaften eines Genoſſen zunächſt die Cenſur der Oberen zu paſſiren hatten; als jedoch S. ſeine Entdeckung dem Provinzial Buſäus mittheilte, fand er bei dieſem, einem in der Wolle gefärbten Ariſtoteliker, ungünſtige Aufnahme und durfte zunächſt nicht wagen, öffentlich hervorzutreten. Gleichwohl konnte er es ſich nicht verſagen, dem als Freund der Wiſſenſchaften bekannten Stadtpfleger Marx Welſer einen genauen Bericht abzuſtatten, worauf dieſer die drei betreffenden Briefe 1612 in Augsburg drucken und als Briefſteller „Apelles latens post tabulam“ unterzeichnen ließ. Galilei erhielt ein Exemplar des Schriftchens zugeſandt und reclamirte dann ſofort in einem Schreiben an Welſer ſeine Priorität, da ſeine Beobachtungen der Sonnenflecke noch auf ein früheres Datum zurückgingen, wie diejenigen des Apelles. Damit war nun der letztere wieder nicht einverſtanden und ließ, indem er das bisherige Pſeudonym durch ein neues, „Ulysses sub Ajacis clypeo“, erſetzte, eine das eigene Recht wahrende Schrift erſcheinen: „De maculis solaribus et stellis circa Jovem errantibus accuratior disquisitio ad M. Welserum perscripta, interjectis observationum delineationibus“ (Augsburg 1612). Damit nahm der unſelige Prioritätsſtreit zwiſchen S. und Galilei ſeinen Anfang, der nicht einmal einen erkennbaren Zweck hatte und, wenn man den Einfluß des erſteren in der mächtigſten geiſtlichen Körperſchaft ſeiner Zeit erwägt, als eine der Urſachen für die ſchweren Schickſalsſchläge erachtet werden muß, die den großen Naturforſcher nicht lange darnach betrafen. Jedenfalls ließ ſich S. durch dieſen Streit beſtimmen, beſonderen Fleiß auf das anhaltende Studium der Sonnenoberfläche zu verwenden und die Früchte ſeines Eifers in einem voluminöſen, dem Herzog von Orſini gewidmeten Werke niederzulegen („Rosa Ursina, sive Sol ex admirando facularum suarum phaenomeno singulari, nec non circa centrum suum et axem fixum ab ortu in occasum conversione quasi menstrua, super polos proprios mobilis“, Bracciano 1630). Hierin [illegible] u. a. das „Helioſkop“ beſchrieben, mittelſt deſſen das Sonnenbild ſich auf einer weißen Wand entwerfen und bequem beobachten ließ, und Scheiner's Methode, die Rotationselemente des Centralgeſtirnes zu beſtimmen, gewährt noch unter dem mathematiſchen Geſichtspunkte Intereſſe. Die Sonnenflecke hielt er für kleine um den Körper der Sonne kreiſende Planeten. Seine gehäſſige Geſinnung gegen den italieniſchen Nebenbuhler verleitete S. zu einer Schrift, welche, poſthum erſchienen, zu ſeinem Ruhme gerade nicht beigetragen hat: „Prodromus de sole mobili et stabili terra contra Galilaeum de Galileis“ (Eiſe 1651). Dagegen iſt noch lobend zweier die Lehre von der aſtronomiſchen Refraction behandelnder Arbeiten („Sol ellipticus“, Augsburg 1615; „Refractiones coelestes seu solis elliptici phaenomenon illustratum“, Ingolſtadt 1617) zu gedenken, weil darin theoretiſch richtig ausgeführt iſt, es müſſe, da die Strahlenbrechung vom Horizont gegen den Scheitelpunkt hin abnehme, ſtrenge genommen der eine kreisförmige Scheibe aufweiſende Himmelskörper derart deformirt werden, daß der Kreis in eine Ellipſe übergehe.

Mederer, Annalen der Universität Ingolstadt, 2. Bd., ebend
S. 201 ff. — v. Prantl, Geschichte der Ludwigs-Maximiliansunive
Ingolstadt, Landshut, München. München 1872, 1. Bd. S. 444;
S. 500. — Wolf, Geschichte der Astronomie. München 1877, S. 2
361, 393, 394, 587, 650. — Wolf, Biographien zur Kulturgesch
Schweiz. 1. Zyklus, Zürich 1858, S. 107. — Poggendorff, Gesch
Physik. Leipzig 1879, S. 197, 199, 200, 201, 203, 641. — Fav
alcuni relazioni tra Galileo Galilei e Federico Cesi illustrate con d
inediti, Bull. di bibliografia e di storia delle scienze mat. e fis., v
219 ff. Gün

Scheiner: Joseph S., katholischer Theologe, geboren am 13. M
zu Böhmisch-Leipa, † am 12. August 1867 zu Wien. Er studirte 1
zu Prag Philosophie, trat 1817 in das Priesterseminar zu Leitmeritz
wurde am 24. August 1821 zum Priester geweiht. Zur weiteren the
Ausbildung wurde er nach Wien in das Priesterbildungsinstitut zu St.
gesendet, wo er am 16. Juni 1824 zum Doctor der Theologie promovir
Nach Leitmeritz zurückgekehrt, wurde er am 13. October 1824 zum
des alttestamentlichen Bibelstudiums an der dortigen Diöcesanlehranstalt
jedoch schon am 10. Oct. 1827 als k. k. Hofcaplan und Studiendirecto
Priesterbildungsinstitut zu Wien berufen. Am 28. April 1833 wurd
Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums an der Wiener Universität
vom 3. October 1836 bis 1848 war er auch nebenbei k. k. theologische
censor. Im J. 1848 übertrug ihm der Unterrichtsminister Somma
Ausarbeitung eines Entwurfs zur Neugestaltung der theologischen Facul
das Jahr 1854/55 wurde er zum Rector der Wiener Universität gew
im J. 1855 nach 22jähriger Lehrthätigkeit zum Kanonikus bei St. Step
zum fürsterzbischöfl. Consistorialrath ernannt. 1864 wurde er auch Mit
k. k. Unterrichtsrathes. S. besaß große Kenntnisse im alttestamentliche
studium und in den orientalischen Sprachen, war jedoch durch seine ver
Stellungen gehindert, selbständige größere Werke zu publiciren; dennoch
47 hinterlassene Manuscripte größeren und geringeren Umfanges von f
staunlichen Fleiße. Seine litterarische Thätigkeit beschränkte sich darau
für verschiedene theologische Zeitschriften Aufsätze und Recensionen
namentlich für die Zeitschrift von J. Pletz und für die ungarische Z
Fasciculi Ecclesiastico-litterarii von Szanislo. Hauptsächlich durch
mühen kam die Zeitschrift für die gesammte katholische Theologie zu
die er 1850—1860 mit Dr. Häusle redigirte. Auch für die Fortsetzu
Zeitschrift, die Oesterr. Vierteljahrsschrift für katholische Theologie, re
Dr. Wiedemann (seit 1862), schrieb er einen Aufsatz und einige Rec
Außerdem veröffentlichte er einiges in der Sion, in den Schmiedl'schen
Blättern und in der 1. Aufl. des Freiburger Kirchenlexikons. Au
Nachlasse gab Wiedemann 1869 Predigten heraus mit einer Lebensski
namentlich interessante Notizen über Scheiner's Thätigkeit als Censor

Vgl. außer der Lebensskizze von Wiedemann (auch in der Oesterr.
jahrsschr. für Theol. 1868) Wiener Zeitung 1867, Nr. 260. — J.
finger, Oesterr. Ehrenhalle 1867, V, 51. — Wurzbach, Lexikon XXI
— Wappler, Gesch. der theol. Facultät an der Universität zu Wien
S. 456. Otto Sch

Scheinert: Karl Samuel S., Maler, geboren am 12. Janua
† am 20. Januar 1868. S. wurde zu Dresden geboren und auf der
Akademie zum Maler ausgebildet. Nachdem er während des Jahres

dem sächsischen Banner gedient hatte, kehrte er nach Dresden zurück und erwarb sich hier seinen Lebensunterhalt durch das Bemalen von Pfeifenköpfen für Drechsler. Seit dem Jahre 1819 wirkte er als Zeichenlehrer und als Landschaftsmaler an der königl. Porzellanmanufactur zu Meißen. Die Erzeugnisse seines Pinsels brachte er wiederholt in Dresden zur Ausstellung, z. B. im J. 1828 eine „Porzellanplatte mit einer Zigeunerruhe", 1833 „Die heilige Nacht" nach Correggio. Er leistete auf diesem Gebiete nach dem Urtheile Ludwig Richter's der während seiner Meißner Zeit viel mit S. verkehrte, vorzügliches. Als Vorlage dienten ihm sowol Gemälde Dürer's und anderer altdeutscher Meister, als Cartons gleichzeitiger Künstler. Namentlich war es Julius Hübner in Dresden, der Scheinert's Streben nach dieser Richtung hin förderte. Von seinen Glasgemälden sind uns folgende bekannt geworden: „Madonna nach Dürer" (1827), „Kurfürst Moritz von Sachsen" (1828), „Kaiser Konstantin, das heilige Kreuz nach Jerusalem tragend" (1833 angekauft vom sächsischen Kunstverein), Glasfenster für die Capelle auf dem Weinberg Sr. Majestät des Königs in Pachwitz (1843) nach einem Carton von Julius Hübner. Weitere Arbeiten von S. befinden sich in den Kirchen zu Oschatz und zu Rüdigsdorf bei Altenburg, sowie in verschiedenen Kirchen in England und Irland. Als eine seiner besten Arbeiten wird das Fenster in der Orlikischen Capelle der Dominicanerkirche zu Krakau (ca. 1855) genannt, für welches gleichfalls ein Entwurf von Hübner als Vorlage diente (vgl. das deutsche Kunstblatt von Eggers 1855, S. 39 fg.). Als der Malervorsteher Georg Friedrich Kersting im J. 1847 starb, rückte S. in seine Stelle ein. Im J. 1860 pensionirt, starb er am 20. Januar 1868. S. war dreimal verheirathet gewesen. Seine dritte Frau zeigte viel Verständniß für seine Kunst. Obwol sie keinen Zeichenunterricht genossen hatte, brachte sie es doch schließlich dahin, recht tüchtige Glasgemälde nach Bildern der Boissére'schen Sammlung selbständig anzufertigen.

Ludwig Richter, Lebenserinnerungen. Frankfurt a. M. 1885, S. 302, 303 und 314. — Wilhelm Loose, Lebensläufe Meißner Künstler in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen II, 2. Meißen 1888, S. 280.

H. A. Lier.

Scheit: Kaspar S. (Scheidt, Scheyt, Scheid), der Verfasser des deutschen Grobianus und Lehrer Fischart's, nennt sich in seinen Schriften meist mit dem Zusatz „von Worms". Ob er aber von dort stammte, bleibt einstweilen eine offene Frage. Der Name S. begegnet im 16. Jahrhundert an verschiedenen, insbesondere elsässischen Orten, von denen am ersten noch Hagenau in Betracht kommen möchte. In der daselbst heimischen, weitverzweigten Familie (vgl. B. Herzog, Chronicon Alsatiae, Buch 9, S. 171 ff., Zedler 34, 1126), aus der mehrere Glieder im 16. Jahrhundert auf der Universität zu Heidelberg studirten, findet sich einmal ein Kaspar S., der jedoch erst gegen Ende des Jahrhunderts geboren wurde. Unseres S. Geburtsjahr ist nicht bekannt; wir sind nur über seine spätere Lebenszeit unterrichtet, in welcher er als „Pädagogus" zumeist in Worms wirkte. Möglicherweise war er Vorsteher des 1527 gegründeten Wormser Gymnasiums, dessen erster bekannter Rector Joh. Zorn 1565 berufen wurde, in demselben Jahre, in dem S., vermuthlich im besten Mannesalter, zu Worms mit Frau und Kindern an der Pest starb. Eine Zeit lang, „mehr denn Jahres Frist" (1552) seinen Wormser Aufenthalt unterbrechend, war er Erzieher im Hause des Hans Jakob von Wachenheim (Siebmacher VI, 7, Abgestorbener nassauischer Adel S. 40), der in dem rheinpfälzischen Wachenheim, zwischen Dürkheim und Deidesheim, seinen Sitz hatte. Er scheint dort namentlich

an des Wachenheimer's Gemahlin, der feingebildeten Anna v. Erntraut (Irmtraut, vgl. Siebmacher a. a. O. S. 27 Zedler 14, 1268 ff.) eine Gönnerin gefunden zu haben, deren vollstes Vertrauen er genoß und die ihm sterbend (4. October 1552) ihre Kinder ans Herz legte. S. hatte die bereits Todkranke aus der Saargegend (Saarbrücken?), wohin sie infolge kriegerischer Unruhen, die auch ihren Gatten ins Feld riefen, mit ihren Kindern geflüchtet war, über Landstuhl, Kaiserslautern und Fischbach in die Heimath zurückgeleitet. Scheit's „Frölich Heimfart" gibt von dieser Reise eine anschauliche Schilderung. Aber nicht nur in der Pfalz und in Elsaß-Lothringen ist S. herumgekommen; vor seiner Wormser Wirkenszeit muß er sich auch einmal in Frankreich umgesehen haben. Wir finden ihn in Lyon (als Corrector?) im Verkehr mit dem gelehrten „fleißigen, berühmten Druckerherren" Johannes Torneſius (Jean de Tournes 1504—1564, vgl. über ihn Monfalcon, Hist. monumentale de la ville de Lyon 1, 367 ff.), in dessen Auftrage er für eine bei diesem verlegte Sammlung von Holzschnitten zur Bibel eine größere Anzahl Bilderreime lieferte. Einen im Grobianus (V. 4411 ff.) erzählten Schwank will er in Wälschland (Frankreich) von einem Mönche erfahren haben und es ist kein Grund seine Aussage anzuzweifeln. Auch für einen Aufenthalt in Italien könnte einiges sprechen: S. weiß über die Kleidung der italieniſchen Bauern (Lobrede H 4a) zu berichten. Des Italieniſchen war er kundig. Scheit's für uns (aber ob überhaupt?) älteste Arbeit ist eine bisher noch nicht wieder aufgetauchte Ueberſetzung aus dem Italieniſchen: „Newe Zeittunge des Herrn Philipſen, Printzen in Hiſpanie Ertzhertzogen zu Oſterreich u. einreitten in die Statt Meylandt auff den XIX. tag Decembris des verſchinen XLVIII. jars. Auß Italianiſcher Sprach in das Teutſche gebracht durch Caspar Scheidt vonn Wormbs." o. O. u. J. (Weller, Die ersten deutschen Zeitungen, 1872, S. 148 Nr. 188.) Das Flugblatt — über ein anderes, das das gleiche Ereigniß behandelt ſ. Weller a. a. O. S. 147 ſ. Nr. 187 — verdankte ſicherlich nur buchhändleriſcher Speculation ſeinen Urſprung. Mit größerem Bedauern dagegen miſſen wir jene Reime, in denen nach Fiſchart's Ausſage S. geſchildert hatte, wie „der Teuffel den Maler an Halß ſchlug, da er ihm ain großen Lay an malet, wie dem Wirtenbergiſchen Schinder auff der Brucken" (Wackernagel, J. Fiſchart S. 107 Note 232 und Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſchichte 1, 64 Note 1). Vermuthlich gehörten jene Verſe der Gemälpoeſie an, in der ſich S. auch ſonſt verſucht hat und zwar im Auftrag des Gevatters der oben genannten Anna von Erntraut, Gregorius Hofmann (Comiander), der als Nachfolger des Sebaſtian Wagner (1537—1541) in Worms druckte und hauptſächlich Schulbücher verlegte. Aus Hofmann's Officin ſind zwei fliegende Blätter, Bildergedichte aus Scheit's Feder hervorgegangen, die wir als Vorläufer zu ſeinem Hauptwerke, dem Grobianus, betrachten dürfen und an die amüſante, von Fiſchart ebenfalls ausgenutzte Quaestio fabulosa De generibus ebriosorum et ebrietas vitanda (Erfurt 1516, ſ. Zarncke, Die deutſchen Univerſitäten im Mittelalter S. 116 ff.) anknüpfen, von der auch Hofmann einen Druck veranſtaltet hat. Das eine dieſer Blätter kann nur inſofern Werth beanſpruchen, als es das Bild von Scheit's litterariſcher Thätigkeit vervollſtändigt. Es iſt lateiniſch abgefaßt und trägt den gleichen Titel wie die Erfurter Scherzrede, der es eine Reihe von Diſtichen entlehnt. Aber gewiß wurde auch das Uebrige bis auf die ziemlich langweilige Proſa, in der S. ausführt, wie wenig ſich der Menſch der ihm von Gott in der Schöpfung angewieſenen Stellung, der ihn vom Thiere unterſcheidenden Vorzüge würdig zeige, von S. ad communem studiosae iuventutis utilitatem humaniſtiſcher Litteratur entnommen. Dem gegenüber bietet das zweite Blatt in deutſchen Reimen Die volle Bruderſchaft, die ſich nicht nur mit der Scherzrede, ſondern auch mit H. Bock's „Der vollen Brüder orden" berührt und mit der

chen Flugblatt die gleiche Tendenz theilt, selbständiges Interesse. Das commentirt in Gesprächsform einen bei der ersten Grobianusausgabe im verwertheten Holzschnitt, der die auch sonst häufig behandelte, auf Ueberlieferung zurückgehende Idee von der Metamorphose des Menschen hier durch den Wein in Gestalt einer zechenden thierköpfigen Gesellschaft t (s. Könnecke, Bilderatlas S. 101. 316). Aber weit drastischer noch und ller als in Gestalt des Zechers hat S. bald darauf in der Figur des nus den Geist des 16. Jahrhunderts nach seiner rohen Seite citirt und ihm hierbei auch nur das Amt des Uebersetzers und Bearbeiters zufällt, seinem Werke doch Congenialität mit dem Originale nachgerühmt werden. ch Dedekind (s. A. D. B. V, 12 ff.) hatte in seinen 1549 zu Frankfurt lain gedruckten De morum simplicitate libri duo den Grobianus, der von Sebastian Brant in seinem Narrenschiff zum Schutzpatron unfläthiger sellen erhoben, und dann von Murner und Wilhelm Salzmann (?) des n sanctionirt worden war, in die ihm gleichfalls von Männern wie us, den Verfassern der Epistolae obscurorum virorum, dem Freiherrn chwarzenberg überlieferte, wirksame Form der durchgeführten Ironie ge- indem er, der jugendliche Wittenberger Student, selbst die Rolle eines und Erzgrobianus übernahm und mit köstlichem Humor zu Ende führte, auch ohne künstlerische Gruppirung des Materials und durch Wieder- en den Leser schließlich ermüdend. Noch im Erscheinungsjahre des Grobianus drei Nachdrucke ans Licht und der Wunsch nach einer Uebersetzung wurde rege, ging aber erst im Herbst 1551 in Erfüllung. Es war Bescheidenheit, so lange mit seiner Uebersetzung zurückhalten ließ; er hatte von anderen die gleiches planten und denen er eine bessere Befähigung willig ein- n zu müssen meinte. Erst nach längerem vergeblichen Warten ging er selbst ans Werk mit der ausgesprochenen Absicht, seine Vorlage zu erweitern n „Grobität und Unsubtilität" noch zu überbieten, da ein solches Thema t grob genug behandelt werden könne. Weiteres wollte er sich für einen gehobleten" Grobianus aufsparen. Er vollendete das Werk in kürzester ohne viel daran zu feilen: die Frage sei brennend, der Gegenstand dulde Aufschub. Stärker noch als das Original betont S. die Tendenz, durch zu wirken. Er setzt seiner Arbeit die Verse „Liß wol diß büchlin offt d, Vnd thu allzeit das widerspil" zum Motto. Die Menschen unterlassen ebotene, thun aber das Verbotene. Vielleicht, daß sie dann, wenn man aster lobt, Tugend aber und Scham schilt, bei ihrem ausgesprochenen spruchsgeiste ebenso das Umgekehrte thäten! Scheit's zahlreiche Aus- lungen und Zusätze lassen eine gute Beobachtungsgabe und frische Dar- gsweise, die beigegebenen deutschen, lateinischen, französischen und italienischen epigrammatisches Talent, Belesenheit und namentlich Vertrautheit mit ümlichen Anschauungen und Redensarten erkennen: aber wie Dedekind uch ihm die feste ausführende Hand, die ihren Stoff zu bewältigen, ein vorliegendes satirisches Material künstlerisch zu ordnen weiß. Die eilige ung dürfte hierfür kaum als Entschuldigungsgrund hinreichen. Man vermißt öhere Einheit und nur so lange wir einzelne Capitel und Episoden heraus- , vermag der Autor unsere Aufmerksamkeit voll in Anspruch zu nehmen. inzelne trägt S. ganz vorzüglich vor, und daß er gerade den Grobianus reden ließ, soll ihm als ein besonderes Verdienst angerechnet werden; edekind's Grobianus konnte nur der Studirte profitiren, im deutschen nus dagegen wurde breiten Schichten des deutschen Volkes ein Spiegelbild alten. Besonders hervorgehoben sei noch das vom „31. Febr., im jar meisterschaft *on zal" datirte*, zugleich auch im Namen seiner Hausfrau

Grobiana erlassene Widmungsschreiben des M. Grobian von Lourdemont an seine „vnflätigen, groben vnd unhöflichen, seine lieben Schüler vnd angenomene Kinder", für das Dedekind dem S. keine Andeutung bot. Dedekind unternahm selbst unmittelbar nach dem Erscheinen von Scheit's Grobianus eine der ersten Fassung an Werth entschieden nachstehende Neubearbeitung seines Werkes (1552), in dem er ähnlich wie S., doch völlig unabhängig von ihm (wie Hauffen jetzt nachweist), den Umfang desselben fast um das doppelte erweiterte durch tief-greifende aber die Wirkung nur abschwächende Veränderungen im einzelnen, durch Einschaltung von allerlei Reminiscenzen aus classischer Litteratur, sowie durch Mittheilung von Anekdoten und Späßen, oft schmutzigster Art, die auch sonst aus der Schwanklitteratur der Zeit sich belegen lassen. Anhangsweise fügte Dedekind eine Grobiana hinzu, doch begegnet der Name selbst, den Dedekind von S. entlehnte, erst in der dritten Ausgabe der Neubearbeitung (1554). Scheit's Grobianus — er umfaßt gerade 5000 Verse (die volle Bruderschaft 99 Reim-paare und Dreireim am Schluß) — wurde bei seinen Lebzeiten noch neunmal gedruckt und als nach Scheit's Tode Wendelin Hellbach von Dedekind's Verleger (Egenolff in Frankfurt) beauftragt wurde, Dedekind's Neubearbeitung gleichfalls zu verdeutschen, wahrte er pietätvoll die älteren Reime Scheit's nach Möglichkeit. Ueber die späteren Umgestaltungen und Uebersetzungen des Grobianustextes, dem eine fast 200-jährige Lebensdauer beschieden war, s. A. D. B. V, 14. Milchsack's Neudruck S. VII. P. Drechsler, Wencel Scherffer von Scherffenstein, Breslauer Dissertation 1886, S. 36 ff. und namentlich jetzt Hauffen in dem weiter unten genannten Buche S. 63 ff.

Die Vorrede zu Scheit's Grobianus datirt vom 3. September 1551, dem gleichen Tage, an dem S. auch die Wol gerissnen vnd geschnidten figuren Auß der Bibel abschloß, welche Hans Torneisius zu Lyon „für Künstler, Maler und Kunstliebhaber" hatte anfertigen lassen. Sie sollten mit lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Quatrains versehen werden. Die deutsche von S. besorgte Ausgabe erschien 1554 (Exemplare im British museum, in Darmstadt und München; ein Nachdruck erschien zu Worms; vgl. auch Weller, Annalen 2, 377) und ist Nicolaus Gerbel, dem bekannten Humanisten und ver-dienstlichen Herausgeber der „Graecia", „darin E. E. allen gelerten, vnd besonder der studierenden iugent zum höchsten gedient hat" zugeeignet (s. A. D. B. VIII, 716 ff. und A. Büchle im Durlacher Gymnasialprogramm 1886). Dem Gerbel's früh verstorbenem Sohne Nicolaus (1527—1542), der, wie es scheint, das großväterliche Talent der Malerei geerbt hatte, will S. (als dessen Lehrer) „gute Gesellschaft gehabt" haben. Eine zweite Ausgabe erschien 1564 (Exemplare in Berlin und München), in der die 149 Darstellungen aus dem alten Testament (fast ausschließlich zu Genesis und Exodus) um weitere 83, die biblische Geschichte in ihren Hauptbegebenheiten fortführende Bilder vermehrt sind. Irgend welchen litterarischen Werth können diese Bilderreime nicht beanspruchen; sie haben übrigens zum größeren Theil, ohne daß Scheit's Name genannt wäre, auch Aufnahme gefunden in: Biblische Figuren des Alten vnd Newen Testaments ganz künstlich gerissen. Durch den weitberümpten Vergilium Solis zu Nürnberg (Frankfurt a. M. 1560). Ob für die überaus rohen Erläuterungsreime (ab und zu den der Ausgabe von 1564 mit besonderem Titel und Alphabet (wenigstens im Münchener Exemplar B. hist. 83) beigegebenen 70 Wol gerissnen vnd geschnidten figuren Auß der (sic) neuwen Testament S. gleichfalls verantwortlich gemacht werden darf, ist mir mehr als zweifelhaft. Während Scheit's Verse sich somit vortheilhaft dadurch von denen vieler seiner Zeitgenossen unterscheiden, daß Vers- und Wortaccent nur ausnahmsweise miteinander in Conflict gerathen — er vermeidet das durch häufige Verwendung der Synkope —, daß seine Reime [illegible]

dialektisch aber im allgemeinen nicht unrein und roh sind, er also wirklich Fischart's Lob „der best Reimist zu vnser Zeit" verdienen mag, ist in den Bilderreimen zum neuen Testament das Gegentheil zu finden.

Von einer erfreulicheren Seite zeigt sich uns S. wieder in seiner „Kurtzweiligen Lobrede von wegen des Meyen, mit vergleichung des Frülings vnd Herbsts" (Worms bei G. Hofmann, Vorrede vom 25. November 1551. Exemplare in Berlin, Breslau, Darmstadt, Mayhingen, München, Nürnberg, Straßburg, Tübingen, Wien (Hofbibliothek), Worms (Paulusmuseum), Zittau). Das kleine Opus, ein lehrreicher Repräsentant der naturbeschreibenden Poesie des 16. Jahrhunderts, ist dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz gewidmet und will eine akademische Streitfrage gelehrt aber zugleich graziös und elegant schlichten. Es hatten sich am Heidelberger Hofe, ein altbeliebtes Thema in französischer Manier behandelnd, zwei Parteien gebildet, von denen die eine für die Vorzüge des Maies, die andere für die des Herbstes, und zwar des Weines wegen, eingetreten war. Der Kurfürst wie seine Gemahlin hielten es mit den Maimännern und Gelehrte wie Nicolaus Cisner (s. A. D. B. IV, 267) und Joh. Mercurius Morsheimer boten hierfür in Poesie und Prosa ihre Gelehrsamkeit auf, ersterer, indem er in einem Idyllion ac oratio de veris et autumni collatione (Cisneri Opuscula ed. Reuter 1611 S. 761) ein Mailob anstimmte, während Morsheimer (ein Exemplar seiner Schrift war nicht ausfindig zu machen) dem Herbst den Preis zusprach. Die Schriften waren S. durch einen ihm befreundeten Hofbeamten bekannt geworden und gleichzeitig auch der Wunsch des Kurfürsten, dieselben ins Deutsche übertragen zu sehen. Dem Wunsche kam S. gelegentlich einer im November 1551 mit vielem Prunk am Heidelberger Hofe veranstalteten, gleichfalls von Cisner in einem umfangreichen Carmen (Descriptio etc., Heidelberg 1552 und Opera S. 346 ff. Vgl. Häusser, Geschichte der Pfalz I, 625 f.) verherrlichten Doppelhochzeit in seiner Weise nach. In einem einleitenden allegorischen Gedicht — „sind rheimen von zehen sylben, wöllen lind außgesprochen werden" — fordert der Mai, von Flora begleitet, den Dichter auf, sein Lob „in gutem Teutsch" zu singen, da die gelehrten Leute zu Heidelberg mit Abfassung „schöner Brautlieder auf die Ehleut" vollauf beschäftigt wären. In seiner Bescheidenheit will S. anfangs die Aufforderung ablehnen, allein der Mai ermuntert ihn: „er sprach, du weist, wer sucht, der selbig findt vnd wer es wagt, vilmals die schantz gewint". Zudem sei das Thema schon öfter behandelt und es fehle nicht an guten Vorbildern. Des weiteren redet er ihm von der Vorliebe des kurfürstlichen Ehepaares für die französische Sprache; er solle deshalb „in Welschen büchern vmbher fischen vnd jrer Verß auch etlich brunder mischen", doch sie gleichzeitig dann ins Deutsche übersetzen; endlich möge er den Heidelberger Gelehrten und Doctoren zu Liebe hie und da lateinischen Versen, übrigens mit genauem Citat, Raum geben. Auf die formgewandten und poetisch empfundenen Verse folgt in Prosa die eigentliche Lobrede, in der die oben erwähnten lateinischen Schriften ausgenutzt, außerdem aber Scheit's sonstiges Wissen und selbstgemachte Beobachtungen reichlich verwerthet sind und zwar mehr in der Absicht kurzweilig und unterhaltend zu sein, als um mit „großer Rhetorick vnd Philosophey" zu prunken. Die verworrene Gelehrsamkeit, die in den Praktiken, den Kalender- und Planetenbüchlein der Zeit aufgehäuft war, weiß S., so sehr auch er selbst oft noch in ihr befangen ist, durch sein fein entwickeltes Naturgefühl, durch Anschaulichkeit und Sinn für das Volksthümliche zu beleben und in geschickter Weise zu populariſiren; er knüpft sein Thema an die Sommer- und Winterlieder, an die im Volksgesang so beliebte Blumenallegorie und Farbensymbolik an, während er sich für die detaillirte Naturschilderung, die minutiöse Betrachtungsweise der Dinge des alltäglichen

Lebens Hans Sachs, den er mit Verehrung nennt, zum Vorbild wählte. Wenn S. in den lateinischen Classikern gut bewandert ist, hie und da auch mit Wohlbehagen theologisirt, so brachte das sein pädagogischer Beruf mit sich: neu aber ist, daß er seine Citatenlese auch auf die französische Litteratur ausdehnte. Schon im Grobianus, dem er das Epitheton von Lourdemont gab, hatte er Uebersetzungen aus dem Französischen verheißen, einer der Sprachen, „die man vulgaren nennet und auß dem Latein jren vrsprung haben"; hier nun bietet er uns verschiedene Proben französischer Dichtung, so die Eingangsverse aus des Clement Marot, „des andern Maro" Temple de Cupido, ein französisches Mailied, französische Kalenderreime, und auch von der neulateinischen Poesie eines Alciatus (Emblematum lib. 2 Nr. 56, vgl. Goedeke, Grundriß 2², 124) und Titus Vespasianus Stroza (Erot. lib. 4 Laus veris) ist die Kunde zu ihm gedrungen. Sollte es bloß Zufall sein, daß gerade von Marot und Alciatus bei Tornesius in Lyon erschienene Ausgaben vorliegen? Die fremden Idiome übersetzt S. nicht ungeschickt; auch hier hat er einigemal nach französischem Muster die vers communs, deren er sich im Ein- und Ausgang seines Schriftchens durchaus bedient, verwendet; aber auch complicirtere französische Versmaße sucht er silbergetreu widerzugeben.

Seine Lobrede des Maien hatte S., wie erwähnt, mit einem allegorischen Gedicht eingeleitet. Die nach dem 4. October 1552 verfaßte „Frölich Heimfart" (Worms, G. Hoffmann; Exemplare in Berlin, Nürnberg (Germ. Museum), Wolfenbüttel) gehört ganz dieser Gattung an. Es ist eine ziemlich umfangreiche Todtenklage und Verherrlichung der schon genannten Anna von Erntraut, im weiteren Sinne ein Preislied auf die Heiligkeit der Ehe, angeregt durch den Kummertrost des Freiherrn von Schwarzenberg und dem überlebenden Gatten gewidmet. Betreffs der Ausführung im einzelnen steht S. auch hier ganz unter dem Einfluß des Hans Sachs, des glänzendsten Vertreters allegorischer Dichtung in deutscher Sprache, von dem er ebenfalls die Gewohnheit übernahm, den eigenen Namen in den Schlußvers seiner Gedichte zu bringen. S. hat in seiner Dichtung eine Schilderung der politischen Wirren des Jahres 1552, insbesondere des Kriegszuges Heinrich's II. ins Lothringerland und Elsaß eingeflochten und dadurch von vornherein des Lesers Theilnahme zu erwecken verstanden. Aber er führt uns auch — und es stehen ihm dafür zahlreiche Reminiscenzen aus der antiken Mythologie zu Gebote — in die himmlischen Regionen, in den Kreis der Musen, die an der Lebensbestimmung ihrer Dienerin Anna von Erntraut, da sie sich stets „mit schreiben und mit lesen" zu ihnen gehalten, das regste Interesse nehmen. In der Musen Auftrag begeben sich Merkur und Fauna hinab in Bergestiefe zu den drei Spinnerinnen in „des Todes und Lebens Saal", an dessen Schwelle Morbus — eine ganz vortrefflich durchgeführte Personification — des Pförtneramtes waltet, um dort alsbald die Gewißheit vom nahen Tode ihres Lieblings zu erlangen. Mit allem erdenklichen Glanz wird später von den Musen in der Götter Beisein die Apotheose der zum Himmel eingegangenen Seele in Scene gesetzt. Scheit-Philomusus, der „Fantasie" wie Bacchus ihn nennt, darf von Merkur geleitet Zeuge dieser Feier sein und empfängt selbst beim Abschied durch Mnemosyne und Kaliope die Dichterweihe. S. schildert dies alles bis ins Detail mit großer Anschaulichkeit und Wärme, ja es begegnen gelegentlich Gedanken und Auffassungen, denen man das Prädicat geistreich nicht versagen wird. Ob S. freilich an solchen Stellen überall Originalität ist, bleibt noch näher zu untersuchen. Für die Schilderung der Parzen und ihres Amtes schwebte ihm Lucian's Charon Cap. 16 vor. Den wohlmeinenden Lehrmeister hören wir auch aus der Fröhlichen Heimfahrt mehr als einmal heraus.

In der Vorrede zu den bibliſchen Figuren hatte S. Holbein's gedacht; im Jahre 1557 verſah er deſſen Todtentanz und zwar die 1555 zuerſt zu Köln bei A. Birckmann's Erben erſchienenen 53 ſauberen Nachſchnitte deſſelben mit ſechszeiligen deutſchen Reimen — nur die beiden letzten Bilder zeigen vier Reimpaare — ſowie mit gereimtem Vorwort und Beſchluß, eine Bearbeitung, die mehrere Auflagen erlebt hat (Maßmann im Serapeum 1, 274 ff. beſonders 279 ff.; Exemplare in Berlin, Breslau, British museum, Darmſtadt, Donaueſchingen, Hamburg, Leipzig, München, Wolfenbüttel). Endlich iſt noch zu verzeichnen: Reformation, Lob vnd ſatzung der Muſica, wie ſie in der Singergeſellſchaft alhie zu Wormbs gehalten werden, in Reymen geſtelt durch Caſpar Scheyten, Paedagogum zu Wormbs. Anno 1561, doch glückte es bis jetzt nicht, ein Exemplar dieſer Schrift aufzutreiben.

Ueberſchauen wir im Zuſammenhang Scheit's litterariſche Thätigkeit, deren eingehendere Beleuchtung an dieſer Stelle darin ihre Rechtfertigung zu finden hofft, daß S. bisher nur als Verfaſſer des Grobianus Würdigung fand, ſo dürfen wir ſie immerhin zu den erfreulicheren Erſcheinungen in der Litteratur des 16. Jahrhunderts, die Werke erſten Ranges überhaupt nicht zu verzeichnen hat, rechnen. Ob wir ſie vollſtändig überblicken, bleibt fraglich. Es iſt die Vielſeitigkeit ſeiner Intereſſen, ſeiner Bildung, was uns Scheit's Perſönlichkeit anziehend macht. S., der Pädagoge, ſucht ſich ſeine Gewährsleute nicht nur in der claſſiſchen Litteratur (Cicero, Homer, Horaz, Lactantius, Lucian, Ovid — auch Wickram's Metamorphoſenverdeutſchung kennt er —, Perſius, Plutarch, Seneca, Terenz, Virgil) oder in Männern wie Auguſtin, er citirt auch S. Brant, Murner und Hans Sachs. Als Verfaſſer des Grobianus ſind ihm Helden grobianiſchen Schlages wie Aeſop, der Pfaff von Kalenberg, Markolf und Eulenſpiegel wohlbekannt, wollte er doch letzterem eine beſondere Behandlung in Reimen widmen, die dann freilich nicht zur Ausführung kam; und wenn er neben Herzog Ernſt und Sanct Brandan auch von Signot und Wolfdietrich weiß, ſo möchte man daraus bei dem Bewohner von Worms, der Stadt, „die vom gewürm irn namen hat", auf Liebe zur Heldenſage ſchließen, für welche die damalige Zeit im allgemeinen bereits das Verſtändniß verloren hatte. S. ſingt das Lob der Wormſer Meiſterſingerſchule, er gedenkt des Volksliedes, erwähnt in gleichem Sinne auch den Eingang eines Neidhart zugeſchriebenen Mailiedes (vgl. v. d. Hagen's Minneſänger 3, 296) und fügt mit ſichtlicher Vorliebe neben lateiniſchen deutſche Kalenderreime in größerer Zahl ſeiner Maienlobrede ein, auch damit ſeine volksthümliche Neigung bekundend. Zur letztgenannten meiſt anonymen Litteratur gehören Citate aus Lichtenberger (ſ. A. D. B. XVIII, 538) und Königsberger (Regiomontan). Aber wenn der Gelehrte S. ſich einerſeits ſeine national-volksthümliche Art zu erhalten gewußt hat, ſo war er andererſeits doch auch vollauf empfänglich für jene geiſtige Bewegung, auf der die geſammte moderne Litteratur beruht. Mit der Renaiſſance und dem Humanismus iſt Scheit's Name verbunden, inſofern wir bei ihm Kenntniß der modernen Sprachen und Litteraturen wahrnehmen, ſo beſcheidenen Gebrauch er auch noch davon zu machen ſich geſtattet. S. iſt einer der älteſten Vertreter jener franzöſiſchen Richtung, die in Deutſchland zuerſt am Heidelberger Hofe eine Stätte fand, um dort alsbald die herrſchende zu werden. Er ſcheint aber auch mit den Humaniſten, insbeſondere mit Torneſius und Gerbel engere Fühlung gehabt zu haben, wie letzterer war auch er dem neuen Glauben warm zugethan. — Neben Scheit's litterariſchen Intereſſen verdienen noch ſeine künſtleriſchen Neigungen Erwähnung. Daß er muſikverſtändig war, würden wir aus ſeinem Lob der Muſica wohl deutlicher erkennen, als es jetzt aus einigen einſchlägigen Bemerkungen in ſeinen anderen Schriften möglich iſt. Aus dem

Gebiete der Plastik stehen ihm einige technische Ausdrücke zur Verfügung; i
der „Frölich Heimfart“ spricht er einmal von Polyclet und Phidias „der jed
hat zu Rom ein Kunststück in der statt“ und meint damit vermuthlich, inde
er sich einer Namensverwechslung schuldig macht, die s. Z. dem Phidias un
Praxiteles zugeschriebenen Colosse von Monte Cavallo (vgl. Mirabilia Roma
Besser bewandert zeigt er sich in der Malerei und liebt wie H. Sachs bildlich
Darstellungen zur Veranschaulichung heranzuziehen („als man malet“). E
nennt Holbein und Beham und mit besonderer Verehrung Albrecht Dürer. Vo
Dürer's berühmtem Altarbild in der Predigerkirche zu Frankfurt (Neujahrsblatt
des Frankfurter Alterthumsvereins für 1871 S. 18) hat er wohl selbst be
wundernd gestanden (solte es „Apelles han gemacht, er het sich noch viermal
bedacht“) und er weiß auch von einem Berge an der Saar, der dem Dürer di
blaue Farbe für seine Gemälde geliefert habe: „kein maler noch auff diesen ta
des bergs mitt nutz gerhaten mag“ (vgl. noch Woltmann und Woermann, Gesch
der Malerei 2, 379).

Als Mensch und Schriftsteller erscheint S. in gleicher Weise achtungswerth
Er müßte nicht ein Kind seiner Zeit sein, wenn nicht auch er didaktische Zwecke
mit seiner Dichtung verfolgte; allein dies lehrhafte Element drängt sich bei
ihm nicht vor, sondern kommt meist erst am Schluß seiner Werke und immer
in wohlwollender und humaner Weise zur Geltung. S. hat Gemüth. Es ist
dem Mann, der ein guter Patriot war, ernst mit seinen Ermahnungen, wie er
sicherlich auch seinen praktischen Lehrberuf ernst nahm. Scheit's Schriften be-
vorzugen, so sehr er die classische Litteratur liebt und der neueren sich zugänglich
zeigt, die volksthümliche Redeweise. Sie sind reich an Sprichwörtern, anschaulichen
oft echt poetischen Bildern und Vergleichen, gelegentlich auch dort, und zwar
gern in der Form des Wortspiels, mit Humor gewürzt, wo das Thema nicht
wie beim Grobianus direct dazu aufforderte: alles Eigenschaften, die auch im
mündlichen Unterricht eine anregende Wirkung auf den Schüler ausüben
mußten. Und dies führt uns nun auf Fischart, seines Lehrers S. größern
Schüler, bei dem sich in reichster Entfaltung zeigt, was bei S. im Keime nach-
weisbar ist.

Ob S. und Fischart Blutsverwandte waren, muß dahingestellt bleiben, so
lange das Dunkel, das die Familienverhältnisse Beider einhüllt, nicht gelichtet
ist; wenn Fischart S. „seinen lieben Herrn Vätter vnd Preceptor“ nennt, so
könnte mit „Vätter“ auch nur „Gevatter, Taufzeuge“ gemeint sein (Goedek
Dichtungen von Joh. Fischart S. XXII Anm. 3). Umsomehr aber sind beide
einander geistesverwandt. S. hat in jeder Beziehung bestimmend auf den
jungen Fischart, der in Worms sein Schüler war, gewirkt: keine litterarische
Richtung, der S. sein Interesse zugewandt hatte, die nicht auch bei Fischart
uns begegnete, nur daß Fischart seinen Meister an Genialität und polyhistorischem
Wissen weit überragt, oft freilich auf Kosten des Geschmackes, der Volksthümlich-
keit. Gleich in die Anfänge seiner litterarischen Thätigkeit gehört der „Eulen-
spiegel reimensweiß“ (1572), mit dem Fischart einen unerfüllt gebliebenen
Wunsch seines Lehrers, der „von wegen Schulgeschefft vnd ernstlicherem studieren
daruon abgehalten“ war, zur Ausführung brachte, und zu der humoristischen
„Flöhhatz“ (1573), die mit dem Eulenspiegel auf ganz derselben Linie liegt, hat
Fischart neben anderm gleichfalls durch eine Bemerkung in Scheit's Maienlobe
angeregt worden, mit der auch sein „Lob des Landlusts“ Berührung zeigt. Für
Fischart's Gemälpoesie braucht S. nicht gerade ausschließliches Vorbild gewesen
zu sein, doch war vielleicht „Die halb dachisch Volleseordnung“, die Fischart
im Gargantua unter „seines gespunst Büchertiteln“ aufführt, ein fliegendes Blatt
mit Holzschnitt, veranlaßt durch Scheit's grobianisches Bildergedicht „Die

Bruderschaft". Aber abgesehen von diesen directen Beziehungen, zu denen sich Citate aus dem Grobianus, von dem wieder der Gargantua (Trunkenlitanei) Züge trägt, gesellen: weit inniger noch ist die Uebereinstimmung ihrer Geistesanlage im allgemeinen und es wäre für Fischart nur zu wiederholen, was oben über die vielseitigen litterarischen und künstlerischen Interessen Scheit's gesagt worden ist. Nur daß bei Fischart alles auf einen breiteren, freieren Standpunkt gerückt ist. Führte er doch zeitweise ein weit unruhigeres, deshalb aber auch ereignißreicheres Dasein als S. und wie anders pulsirte in Straßburg, „der ersten unter den deutschen Freistädten", das geistige Leben im Vergleich mit Worms! Fischart stand in der Frankreich benachbarten Stadt, „die recht ein silbrin namen hat", wie S. sagt, im Mittelpunkt der religiösen und politischen Kämpfe diesseits und jenseits des Rheins und fand dort für sein publicistisches und journalistisches Talent die rechte Nahrung. In Straßburg wurde er „der gewaltigste protestantische Publicist nach Luther". Scheit's Wirken beschränkt sich auf einen weit kleineren Kreis; die großen Fragen der Zeit sind ihm persönlich kaum nahe getreten.

S. und noch sichtbarer Fischart nehmen in der Litteratur des 16. Jahrhunderts eine Zwitterstellung ein, insofern sich in ihnen zwei dichterische Strömungen begegnen, die volksthümliche, am reinsten durch Hans Sachs vertretene, und die gelehrte; kommt bei dem jüngeren Fischart für den Gesammteindruck mehr die letztere zur Geltung, so bei dem älteren S. die erstere.

Goedeke, Grundriß[2] 2, 455 f. und Dichtungen von Joh. Fischart S. XXII f. — Scherer, in der Zeitschr. f. die österr. Gymn. 18, 477 f. — Wendeler, Fischaristudien S. 140 f. 145. 296. — Wackernagel, Joh. Fischart von Straßburg S. 105 ff. 110 f. — Schnorrs Archiv 9, 418. — Strauch, Zwei fliegende Blätter von K. Scheit: Vierteljahrschr. f. Litteraturgesch. 1, 64. — Zum Grobianus: Milchsack's Neudruck in den Neudrucken deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 34, 35. Halle 1882. — Herford, Studies in the literary relations of England and Germany in the 16. century 1886 S. 379 ff. — Anz. f. deutsches Alterthum 13, 258. — A. Hauffen, Caspar Scheidt der Lehrer Fischart's. Studien zur Geschichte der grobianischen Litt. in Deutschland (Straßburg, Trübner 1889) konnte durch die Güte des Verfassers noch in letzter Stunde für den bereits abgeschlossenen Artikel eingesehen werden. [Vgl. auch A. Hauffen in der Vierteljahrschrift f. Litteraturgesch. 2, 481]. — Größere Auszüge aus Scheit's Lobrede von wegen des Meyen finden sich bei Hub, Die komische und humoristische Litteratur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts 2, 299 ff. — Für private Mittheilungen bibliographischer und urkundlicher Natur habe ich den Herren Boos (Basel), Heidenheimer (Mainz), Holtzinger (Tübingen), Jung (Frankfurt a. M.), Knod (Schlettstadt), Nessel (Hagenau), Schorbach (Straßburg), Weckerling (Worms) und einer großen Zahl deutscher Bibliotheken, sowie dem British museum zu danken. Philipp Strauch.

Scheither: Georg Heinrich Albrecht v. S., kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischer Generalmajor, wurde am 18. December 1731 geboren. 1745 nahm ihn sein Vater, welcher damals Major im Infanterieregiment v. Maydell war, als Gefreiten-Corporal mit sich in den Feldzug am Rhein. Hier wurde er Fähnrich bei der Grenadier-Escadron zu Pferde, ging aber, als diese in das Land zurückkehrte, mit seinem Vater nach den Niederlanden und nahm hier weiter am Kriege theil, 1748 kehrte er heim. 1754 zum Lieutenant bei den Grenadieren zu Pferde befördert, befand er sich auf einer größeren Reise nach dem Süden, als der siebenjährige Krieg ihn in die Heimath zurückberief. Er kam zunächst als Adjutant zum Stabe des Oberbefehlshabers der verbündeten Truppen auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatze, des Herzogs von Cumberland,

und hatte das Glück, auf einer weitausgehenden Streife in Tecklenb
16 Reitern die ersten Gefangenen im Feldzuge, 1 Officier und 24 Ma
machen, dann wurde er mit Mannschaften aller Cavallerieregimenter zur
achtung nach dem Solling gesandt, von wo er mit einigen hundert
schützen zu der nach der Schlacht bei Hastenbeck im Bremenschen stehenden
stieß. S. war damals Capitän. Als Herzog Ferdinand von Braun
am 23. November 1757 das Commando übernahm, ernannte ihn dieser
zu seinem Adjutanten, gestattete ihm aber gleich darauf, ein Corps
Truppen für die Unternehmungen des kleinen Krieges zu werben. Es
das nach ihm benannte „Scheither-Corps", welches sich neben den Luck
Husaren und dem Jägercorps des Generals v. Freytag einen bei Freu
Feind hochgeachteten Namen gemacht hat. Dasselbe bestand zuerst a
Schwadron, einer Jäger- und einer Grenadiercompagnie und zählte 421
1759 wurde es auf 620 Mann vermehrt, welche in vier Compagnien zu
und eine Grenadier- und Jägercompagnie gegliedert waren, 1762 war es 90
stark und bestand aus vier Compagnien zu Pferde, zwei Grenadiercompagn
einem Trupp gelernter Jäger. Am 14. Mai 1758 traf S. mit seinem Corp
Stärke von 360 Mann in Münster ein, Herzog Ferdinand war im Begriff d
zu überschreiten. S. erhielt den Auftrag, durch einen Scheinangriff die
samkeit des Feindes von dem wirklichen Uebergangspunkte abzuziehen und
ihm gestellte Aufgabe geschickt und glücklich, indem er in der Nacht zum
bei Ruhrort überging, das am jenseitigen Ufer liegende Dorf Homberg
vier Kanonen erbeutete, 94 Gefangene machte ꝛc.; einen anderen glücklichen
führte er am 6. September 1758 aus, indem er mit der Cavallerie seines
zwischen Drosten und Wesel durch die Lippe schwamm, einen feindlichen
port wegnahm und Couriere aufhob, welche Träger wichtiger Papiere
In den letzten Tagen des Jahres 1759 machte er von Dülmen in W
aus einen kühnen Zug über den Rhein tief in das vom Feinde besetzte
von dem er, ohne selbst Verluste zu leiden, ebenfalls reiche Beute zurück
Am 25. Januar 1760 wurde er zum Major befördert. Das Glück, wel
bei den genannten und vielen anderen Gelegenheiten begünstigt hatte, ver
am 22. August 1760, wo er in einem Vorhutgefechte gegen überlegene
in der Nähe von Zierenberg im Hessischen verwundet in Gefangenschaft
Er muß aber bald ausgewechselt sein, denn schon am 18. Februar 176
er das Schloß Battenberg mit stürmender Hand. Nach Friedensschluß
sein Corps aufgelöst und er selbst dadurch, im kräftigsten Mannesalter
zu langjähriger Unthätigkeit verdammt. Ein durch seinen Schwager, den pr
Minister v. d. Horst, vermitteltes Anerbieten preußischen Dienstes, in w
ein Husarenregiment erhalten sollte, lehnte er ab. 1775 übernahm er
land 4000 Mann zu werben, welche in Nordamerika fechten sollten; da
des Jahres erst 150 beisammen hatte, zerschlug sich die Sache (8. Bei
Militär-Wochenblatt, Berlin 1884, S. 341). In der Erwartung wieder
zu werden beschäftigte er sich wissenschaftlich; 1780 erschienen von ihm
furt a. M. ohne Nennung seines Namens „Fragmente und militär
trachtungen über die Einrichtung des Kriegswesens in mittleren Staate
soll er viel handschriftliches Material zu einer hannoverschen Truppen
gesammelt haben. Seit 1777 Oberst, ward er im November 1787 end
Commandeur des 4. Cavallerieregiments ernannt, starb aber nach
Krankheit schon am 25. Juli 1789 in seiner Garnison Harburg.
siebenjährigen Kriege mehrfach genannte General Johann Heinrich
sein Vater, derselbe starb als Generallieutenant und Chef des 1. In
regiments am 3. Juli 1781 zu Münden. — Eine auf einer Mi

ither's an einen Dritten beruhende Erzählung (vgl. „Neues vaterländisches v", Hannover 1829, 2. Bd. S. 96), daß er, als Herzog Ferdinand sich im mber 1757 auf der Reise zum Heere befand, ihn durch rechtzeitige Warnung Gefangennahme durch die ihm auflauernden Franzosen gerettet habe, findet weder in den übrigen hier angeführten Quellen noch in Berichten von Zeitsen über jene Reise. Uebrigens pflegte der Herzog den Meldungen und chten Scheither's unbedingten Glauben nicht zu schenken.

Annalen der braunschweig-lüneburgischen Kurlande, 4. Jahrgang, 1. Stück, nnover 1790. — Neue militärische Zeitung, Marburg 1789, 32. Stück. L. v. Sichart, Gesch. d. königl. hannoverschen Armee, 3. Bd., Hannover 70.

B. Poten.

Scheither: Georg, Freiherr v. S., k. k. Generalmajor und Commandes Militär-Maria-Theresien-Ordens, einer der umsichtigsten und kühnsten igänger der österreichischen Armee, wurde im J. 1772 zu Hannover geboren trat, nachdem er in der englischen Armee mehrere Jahre mit Auszeichnung nt hatte, im J. 1799 in die österreichische Armee, wo er als Rittmeister en Stabsdragonern seine Eintheilung erhielt und bald darauf, nämlich am ctober bei Höchst und am 5. an der Nidda mit Bravour kämpfte. Berer Erwähnung werth ist sein Verhalten bei der Besetzung und Vertheidides Odenwaldes im October desselben Jahres. Mit nur wenigen Berufsten gelang es ihm, die aufständischen Bauern in der kürzesten Zeit derart risch zu organisiren, daß er den Gegner mehrere Male angreifen konnte dies mit günstigem Erfolge that. Als kühner und unternehmender Officier tigte er sich auch im Jahre 1800, namentlich in den Gefechten bei Burgeund Nürnberg am 3. und 18. December, wofür er 1801 zum Major bei illy Chevauxlegers ernannt und 1802 mit dem Ritterkreuze des Militär-a-Theresien-Ordens ausgezeichnet wurde. Im Kriege 1805 commandirte er us seiner Division und einer Escadron Schwarzenberg-Ulanen bestehendes scorps an der böhmisch-mährischen Grenze. Bei Göding gelang es diesem htigen und thätigen Officier trotz des Umstandes, daß sein Anmarsch dem de verrathen wurde, dennoch ein Detachement desselben zu überfallen und französischen Oberst, einen Major, einen Rittmeister, einen Oberlieutenant 60 Mann gefangen zu nehmen, wie auch viele Pferde zu erbeuten. Mit anuar 1806 wurde S. zum Oberstlieutenant im Regimente befördert und 12. desselben Monats zum Generaladjutanten des Feldmarschalls Prinzen ttemberg ernannt. Am 15. September 1808 wurde S., welcher mittlerzu Vincent-Chevauxlegers transferirt worden war, zum Obersten und Comdanten des Dragonerregiments Nr. 6 ernannt. Mit diesem Regimente er 1809 bei Aspern, wo es ihm gelang, mit kaltblütigster Entschlossenheit rasche Attaque in die rechte Flanke des Feindes zu machen, dessen Cavallerie ersen und theilweise abzuschneiden. S. wurde hiebei verwundet. Auch bei gram zeichnete sich das Regiment unter seiner Führung bei dem allgemeinen llerieangriff ganz vorzüglich aus. Die zuerst auf den Feind stoßende sion hätte der Uebermacht weichen müssen, wenn nicht S. dem Feinde in Flanke und den Rücken gefallen wäre, wodurch dieser beinahe ganz aufen wurde. Wegen dieser kühnen Attaque bezeigten Feldmarschallieutenant Rostitz und Generalmajor Baron Rothkirch dem Obersten ihre größte Zuheit, besonders aber kamen die Generale Graf Wartensleben und Frelich die Front des Regiments und belobten dasselbe mit dem Zusatze, „daß der e Mann die Medaille verdient habe". Unter den einer besonderen Erung würdigen Officieren wurde auch S. genannt. Nicht minder umsichtig

und tapfer finden wir denselben in dem nun folgenden Feldzuge 181
sich zuerst in der Schlacht von Podubnie am 11. und 12. August h
Am 26. September hatte S. das Commando der ganzen Vorposten
Turisk bis Selec übernommen. Vom Gegner wiederholt angegriffen,
denselben jedesmal zurück. Am 29. September wurde S. mit seinem
einem Infanterieregimente nach Gorodno, dem Schlüssel der Stellung,
dirt. Die von S. getroffenen Dispositionen machten es dem Feinde
aller Anstrengungen unmöglich, diese Stellung zu nehmen. Erst nach
reiche Verstärkungen eintrafen, war es den Russen spät am Abend gel
dieses Postens zu bemeistern. Bei dem fechtend angetretenen Rückzuge
die Infanterie. Da man in diesem Officier schon lange den Mann
welcher die Eigenschaften eines Parteigängers in vollem Grade besaß,
er nach der Schlacht bei Irabelin (16. November) beordert, mit sei
mente, einem Bataillon Infanterie und vier dreipfündigen Kanonen
stießen zu ihm noch zwei Escadronen Husaren — die Gegend zu du
bei welcher Gelegenheit er auf Abtheilungen des gegnerischen Heeres st
angriff, zurückwarf und einen Officier, 27 Mann zu Gefangenen macht
diese Gefangenen, dann durch Spione hatte S. erfahren, daß das 4. U
Kosakenregiment in Ogorodniki stehe. Er beschloß, dasselbe noch
Nacht (20. November) zu überfallen, brach um Mitternacht auf, traf
4½ Uhr Morgens mit seinen durch die schlechten Straßen und den b
Umweg sehr abgematteten 160 Reitern vor dem Lager des 1200 Ma
Gegners ein und griff dasselbe an. Die außerordentliche Kühnheit,
Zweckmäßigkeit seiner Dispositionen, die glänzende Bravour von Offi
Mannschaften hatten einen vollständigen Sieg zur Folge, bei welc
Officiere, 363 Mann zu Gefangenen gemacht und einige hundert Pferd
wurden und der feindliche Commandant mit 70 Mann auf dem Pla
Dieser mit ebenso viel Klugheit als Entschlossenheit ausgeführte Ueb
Wettstreit von Bravour jedes einzelnen Reiters bestimmte Schwarzenb
folgendes Schreiben zu richten: „Mit Vergnügen und wahrer Theilnah
ich Ihren Bericht über Ihre mit so vieler Klugheit als Kühnheit unte
Expedition. Da eben ein Courier nach Wien abgeschickt wird, so fin
beste Gelegenheit, Ihr besonderes Wohlverhalten dem Kaiser anzurühm
Unternehmung trägt zum Ruhme der österreichischen Cavallerie so viel
ich schon dieserwegen einen Courier nach Wien abschicken würde, un
schöne Handlung dort bekannt zu machen." Wenn auch über den Rah
biographischen Skizze hinausgehend, verdient das Antwortschreiben
hier angeführt zu werden, weil es einerseits von der echt österreichischen
schaft, andererseits von der ritterlichen Denkungsweise desselben Zeug
Das Schreiben lautet im Auszuge: „Wenn ich noch viele Jahre die
dieses Regiments tragen könnte und mit ihr zu Grabe ginge, so würde
Denkmal als meinen Lohn ansehen und höchst leid wäre es mir, mich
durch Euer Durchlaucht gnädiges Vorwort und durch die Gnade unseres
avancirt zu sehen und dadurch meine würdigen Vormänner zu kränken.
ohnehin einer der Aeltesten bin, so wird es mir gewiß eine Gnade se
Seine Majestät meinen würdigen Vormännern diese Kränkung erspa
werde auch als Oberst das Vertrauen Eurer Durchlaucht zu rechtfertigen su
Ein größeres Glück für uns wäre es gewesen, wenn Euer Durchlau
braven Dragoner gesehen hätten. Sie würden Hunderten die kleine
an den Estandarten die große Medaille angehängt haben. ..." A
weiteren Streifzuge erfuhr S., daß ein neues Kosaken-Regiment n
Hundert Jäger zu Pinsk angekommen waren. Er ließ durch einen

feindliches Piquet von einem Officier und 40 Kosaken aufheben, selbst setzte
seinen Marsch nach Pinsk fort. Bei seiner Annäherung rückte der Feind
. November) zur Stadt hinaus und schickte ihm einige hundert Kosaken ent-
en; diese wurden sogleich angegriffen und geworfen. S. drang in die Stadt,
chte sechs Officiere und 297 Mann zu Gefangenen, nahm ein Spital mit aller
richtung, mehrere Magazine und 300 Gewehre dem Gegner ab. Am 7. Januar
13 zum Generalmajor mit Vorbehalt des Ranges für dessen damalige Vorder-
nner befördert, konnte er in der Nacht vom 17. zum 18. September 1813
dem Ueberfalle von Freiberg wieder zeigen, was ein kühner und entschlossener
hrer vermag. Diese von den Franzosen festgehaltene und für dieselben sehr
htige Stadt, weil sie die linke Flanke der in Böhmen stehenden Alliirten be-
hte, nahm er den Franzosen weg und machte hiebei einen General und
) Mann zu Gefangenen. Für diese Waffenthat, welche aus eigenem Antriebe
rnommen wurde und die späteren Operationen wesentlich förderte, wurde S.
dem Commandeurkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet.
chdem er noch am 21. desselben Monats bei Neuendorf einen feindlichen Ueber-
zurückwies, wurde er in die 1. leichte Division des Feldmarschalllieutenants
rsten Moritz Liechtenstein eingetheilt, welche größtentheils zu Streifungen und
kungen verwendet wurde und Belästigungen im Rücken der feindlichen Armee
szuführen hatte. Hier machte er den Angriff auf Naumburg vom 9. auf den
. October mit und erwarb sich hiebei dadurch große Verdienste, daß er den
r gefährlichen Abzug so leitete, daß derselbe ohne große Verluste ausgeführt
rden konnte. Im Laufe des Jahres 1813 nahm er noch rühmlichen Antheil
der Schlacht bei Leipzig am 16. und 18. October, focht als Commandant
r 4. Colonne bei Hochheim am 9. November, besetzte später Neuschâtel und ließ
e Avantgarde-Commandant Chateau de Joux blokiren und beschießen. Im
1814 am 7. Januar griff er das unterhalb Besançon liegende, von den
anzosen aufs hartnäckigste vertheidigte Dorf Beure an, zwang die Franzosen
Räumung desselben und schloß nun auch Besançon auf jener Seite ein. Am
. und 29. Januar warf er die von Auxonne ausgefallene Besatzung in den
atz zurück. Am 30. Januar erhielt er die Bestimmung Châlons an der Saône
zugreifen, rückte am 4. Februar vor diese Stadt, verjagte den dort noch zurück-
bliebenen feindlichen Nachtrab, nahm Châlons ein und beschloß nach Maçon
gehen. Hier wurde derselbe aber am 19. Februar von dem über Villefranche
rgerückten Generallieutenant Pannetier angegriffen und nach einem sehr leb-
ften aber ungleichen Gefecht zum Rückzug nach Châlons gezwungen. Von hier
rdert mit der Avantgarde nach St. Simphorien bei Maçon abzurücken,
rden seine Vorposten am 11. März heftig angegriffen und geworfen. S.,
elcher Alles aufbot, um dem unerwarteten Angriffe zu begegnen, mußte, vom
ermächtigen Feinde verfolgt, den Rückzug antreten. Noch kämpfte er in diesem
ahre in dem siegreichen Treffen von Limonest bei Lyon am 20. März und dem
i Bourogne und Morvillars am 29. Juni. Die Reihe seiner glänzenden
affenthaten beschloß er am 2. Juli vor Montbéliard, welches von den Fran-
sen befestigt und sowie das feste Schloß besetzt war. S. ließ die Stadt an-
reifen und dabei seine Geschütze so vortheilhaft aufstellen, daß sowohl der Ort
s dessen Vertheidiger aufs wirksamste beschossen wurden und diese sich bald
nöthigt sahen, die Stadt zu verlassen und sich auf der Straße nach Besançon
rückzuziehen; auf diesem Rückzuge wurden noch viele Franzosen zu Gefangenen
macht, in der Stadt sieben Kanonen erobert und ziemlich bedeutende Mund-
nd Schießvorräthe gefunden. Leider sollte nach beendetem Feldzuge dieser so
sgezeichnete Officier und umsichtige, tapfere Führer, von welchem die Armee
ch große Leistungen *zu erwarten* berechtigt war, die nun folgenden Friedens-

jahre nicht lange genießen, da ihn der Tod in der vollen Manneskraft am 22. April 1816 ereilte.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich. 29. Th. Wien 1 — Hirtenfeld, der Militär-Maria-Theresien-Orden. Wien 1877. — heim, die Reiterregimenter ꝛc. 2. Aufl. Wien 1866. — Thürheim, d. 8. Uhl.-Rgts. Wien 1860. — Strack, Gesch. d. 6. Drag.-Rgts. 1856. — Plotho, Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 und 2. Th. Berlin 1817. — Schels, Oesterr. militär. Zeitschrift. 3., Wien 1843. — Plotho, Krieg d. verbündeten Europa gegen Frankreich Berlin 1818.

Scheither: Johann Bernhard v. S., Schriftsteller über Befestigkunst, nahm, wie er selbst schreibt, schon 1644 am dreißigjährigen Krieg und gehörte dann den Truppen an, welche der zu Celle residirende Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg unter den Befehlen seines General-W des Grafen Josias von Waldeck, im Spätherbst 1668 im Solde Venedig der Insel Kandia entsandte, um die gleichnamige befestigte Hauptstadt geg belagernden Türken vertheidigen zu helfen. S. war damals Capitän im ment zu Fuß des Oberst v. Raßfeldt; er wurde dort verwundet und zum befördert. Nachdem die Festung am 27. September / 7. October 1669 „ehrenvollen Accordes" übergeben war, kehrten die Truppen 1670 heim. Nach Rückkehr aus dem Kampfe, welcher die Augen dreier Welttheile auf sich g hatte, schrieb S., auf seine Beobachtungen und Erfahrungen gestützt, sein Werk „Neue vermehrte und verstärkte Vestungs-, Bau- und Kriegsschule", schweig 1672. Daß dasselbe aus der Praxis hervorgegangen war und d höherer geistiger Vorbildung ermangelte, zeigt die Art, in welcher er F wörter schrieb. Bald darauf erbat und erhielt ihn „des Heiligen Rö Reiches freye Stadt Straßburg" für ihren Dienst, in welchen er als „Be Obrist-Lieutenant über dero Artillerie und Garnison" trat. In dieser S gerieth er durch ein zweites Werk, „Examen fortificatorium", welches 16 Straßburg erschien, in eine litterarische Fehde mit einem anderen Schri Georg Rimpler, welcher dagegen „Herrn J. B. Scheither's, Ingenieu Majors furieuser Sturm auf die befestigte Festung totaliter abgeschlage George Rimplern," 1678, schrieb. S. ging als Sieger aus dem Kampfe h er erweist sich als ein verständiger Fortbildner und Verbesserer der hollä Befestigungsweise und ist als ein Vorläufer Montalembert's zu bezeichnen.

Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee, Hannover 1866, I. 357. — Militär-Wochenblatt, Berlin 1884, 4. und 5. Beiheft.

B. Pot

Scheitlin: Peter S., St. Gallischer Gelehrter, Prediger und Schul ist geboren am 4. März 1779 zu St. Gallen als der Sohn eines Kaufm Nachdem er die damals recht ungenügenden Schulen seiner Vaterstadt und bis zur Vollendung des theologischen Curses besucht, benützte er einen lä Aufenthalt in Göttingen und Jena, um seinem Bildungs- und Wissens ein höheres Genüge zu bieten. In Göttingen zog ihn namentlich Blum an, der ihn, freilich vergebens, für eine Stelle als Naturforscher im Dien Afrikanischen Gesellschaft Englands zu gewinnen suchte. Im J. 1803 i Heimath zurückgekehrt, versah S. vorerst ein Pfarramt in der Glarn Gemeinde Kerenzen, bis er 1805 zum Professor der Philosophie und Natu am reorganisirten Collegium seiner Vaterstadt ernannt wurde. Hier in St. G hat er dann bis zu seinem am 17. Januar 1848 erfolgten Tode eine so ma Thätigkeit entfaltet und eine so reiche Wirkung hinterlassen, daß er unb

geistig hervorragendste Bürger St. Gallens seit der Reformation genannt
en darf. Er vornehmlich war es, der den Sinn und das Interesse seiner
Bürger, die seit Jahrhunderten nur ihrer Industrie und ihrem Handel dienten,
annichfaltigster Art für edlere Bildung zu gewinnen wußte. S. ist für seine
rstadt der etwas späte Hauptrepräsentant des Aufklärungszeitalters geworden,
ei er in vieler Beziehung an Herder erinnert. Mit Herder hat er gemein-
den weiten Horizont seiner geistigen Interessen, eine große Hochachtung vor
Bibel, eine von frühester Jugend an vorhandene Lese- und Wissensbegierde,
ohne oberflächlich zu sein, mehr darnach trachtet, dem persönlichen Bedürf-
zu genügen, als einzelne wissenschaftliche Erfolge zu erringen. Auch bei
tlin arbeiten Verstand, Gemüth und Einbildungskraft miteinander, wie er
von seinen Schülern und Genossen mehr als Meister denn als Lehrer und
ftsteller geehrt wurde. Auch S. besaß eine Apologeten-Natur, der es Be-
ß war, mehr den ganzen Kreis edler Humanität auszubilden und die
lgebiete des geistigen Lebens, Religion, Kunst, Wissenschaft, Kirche und
e, häusliches und geselliges Leben miteinander versöhnend zu verbinden.
Herder hatte sich S. mehr durch äußere Umstände als durch innere Be-
g dem geistlichen Stande gewidmet, der ihm zwar am Herzen lag und von
r sich nie lossagte, so wenig seine Natur dazu angethan war, sich auf das
che Amt und die damit verbundenen Interessen zu beschränken. Aus allen
Schriften spricht der Prediger und Erzieher. So ist es denn auch zu be-
n, daß die Erinnerung an diesen Mann, der fast ein halbes Jahrhundert
us der angesehenste Mann seiner Vaterstadt war, doch bei den Nachlebenden
lend schnell erblaßte, ein letzter Zug, der sein Schicksal an dasjenige Herder's

Von den vielen Functionen, Thätigkeiten und Wirkungsgebieten, an denen
ntheil genommen hat, seien, abgesehen von seinem Lehramte, dem Pro-
te, das er bis zu seinem Tode inne hatte, im besonderen erwähnt: von
geistlichen Aemtern die Stelle eines ersten Stadtpfarrers und Decans, sein
eil an der Gründung des Waisenhauses, der städtischen Hülfsgesellschaft, der
arischen Gesellschaft, seine Bethätigung an der „Singgesellschaft zum Antlitz",
er Gesellschaft schweizerischer Naturforscher und der schweizerischen gemein-
en Gesellschaft, die durch ihn erfolgte Gründung des wissenschaftlichen Ver-
und des St. Gallischen Künstlervereins, der kantonalen landwirthschaftlichen
lschaft, die reiche Thätigkeit an den Verhandlungen des Gewerbevereins
des Gesellenvereins. Auch Scheitlin's reiche schriftstellerische Thätigkeit trägt
großen Theil den Stempel des Persönlichen, der unmittelbaren Gegenwart
dmeten, des Apologetischen. Vom Jahre 1808 an, in welchem die „Be-
lungen und Phantasien auf einer Reise durch Brandenburg und Sachsen"
nen, ist kein Jahr, in dem nicht eine Schrift von ihm gedruckt worden
Doch sind vorläufig das Meiste Gelegenheitsschriften, Broschüren, Vor-
, Vereinsgeschichten, Nekrologe und Flugblätter. Willkommene Anregung
größeren Arbeiten bot später der Umstand, daß einer seiner Söhne (C. P.
tlin) eine schnell aufblühende Verlagsbuchhandlung (Scheitlin und Zolli-
gründete. In diesem Verlage erschienen in erster Linie drei in der deutschen
eit weit verbreitete Erziehungsschriften: „Agathon, ein Führer durchs Leben
Jünglinge", 1842; „Agathe, für Jungfrauen", 1843, und „Ida, ein Buch für
de Mütter, 1846. Eine andere Gruppe erzählender Volks- und Jugend-
en besteht aus: „Pankraz Tobler", 1828, James Clifford, der arme Mann
olenburg, Friedrich der Thierquäler, Bartholome Kelli. An Erwachsene
n sich die Schriften: „Religion, Natur und Kunst, vorzüglich in ihrer Ver-
ng", 1836, und „Das Elend der Tellus, ein Versuch, das Publicum in das

große Räthsel hineinzuführen", 1842. Letzteres Buch ist gleichsam ein A
von Scheitlin's Bemühungen auf dem Felde des öffentlichen Armenwesen
das er schon im J. 1820 durch die Schrift: „Meine Armenreisen im K
Glarus und der Umgebung der Stadt St. Gallen in den Jahren 181
1817" schriftstellerisch thätig gewesen war. Jetzt, im „Elend der Tellu
weitert sich ihm dieses Gebiet zu einer großen tellurischen Erscheinung,
könnte die Schrift ein ergänzendes Capitel zu Herder's Ideen nennen. „Er
sagt der Verfasser in der Vorrede, „durch eine lange Reihe von Jahr
herab die Geschichte und den Zustand der Erde und der Menschheit, und i
Menge der mannichfaltigsten Verhältnisse Böse und Gute, Unglücklich
Glückliche kennen gelernt. Er glaube, daß diese Kenntniß wenigstens z
Darstellung berechtige. Es gehörte immer zu seinen schönsten Freuden,
achtungs- und liebenswürdigen Menschen und Glücklichen, aber auch zu
größten Leiden, solchen, die sich selbst vorsätzlich wegwarfen und Schmerzbel
zu begegnen." — Scheitlin's geistvollste Arbeit und zugleich die einzige, di
schriftstellerischen Verdienste in weiteren Kreisen verbreitete, ist der „Versuch
vollständigen Thierseelenkunde", 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 184
Cotta. Thierbeobachtung war von Jugend auf Scheitlin's Lieblingsstudi
wesen, jetzt verarbeitete er, in schon höherem Alter, seine Beobachtungen
fahrungen und Kenntnisse zu einem großen Werke, dessen drei Hauptab
eine Geschichte der Ansichten der Thierpsychologen, dann Thatsachen und
Anwendungen enthielten. Als Leitfaden diente Carus' Geschichte der Psych
für die alten Völker Creuzer's Symbolik, für die Thatsachen größtentheils
„Ich wollte durch meine Ansichten nicht den Menschen erniedrigen, jeda
Thier höher stellen und dem Menschen näher bringen, die zu groß ge
widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch
machen und Achtung und Liebe zu den niedrigeren Wesen lehren und gesch
begründen. Schwärmte ich, so schwärmte ich für eine gute Sache, für ein
Ding — für die ganze lebendige, denkende, empfindende Thierwelt, die u
hersteht, mit uns umgeht, mit der wir leben, weben und sind." Sch
Thierseelenkunde ist durch seine Thierbeobachtungen noch heute geschätzt
scheint eine reichere Anerkennung dadurch gestört, daß der theologisch-philoso
Aufklärungsstandpunkt des Verfassers zur Zeit der Veröffentlichung des
im Ganzen ein veralteter war. Im J. 1861 ist im Garten der Kanto
Scheitlin's Marmorbüste aufgestellt worden.

Vgl. über ihn das Neujahrsblatt: Peter Scheitlin, der „Profes
St. Gallen, von K. E. Mayer. St. Gallen 1880.

Götzin

Scheits: Matthias (nicht Martin) und Andreas S., (oder Schei
Scheutz genannt) Vater und Sohn, zwei wackere Künstler des 17. und 18.
hunderts, deren Werke, Zeichnungen, Gemälde, Radirungen bekannter ge
sind als ihre Personalien. Und da der Sohn des Vaters Art und Weise b
so werden auch die Werke beider häufig verwechselt. Matthias S., der
war in Hamburg geboren, soll hier auch größtentheils gelebt haben und
Ende des 17. Jahrhunderts gestorben sein. Als Philipp Wouwerman's
scheint er dessen Manier nicht lange befolgt zu haben, da er später in
Weise Bauerngruppen schuf und schließlich auch historische Bilder und gute P
malte. In Salzdahlen, Wilhelmshöhe, Pommersfelden und Schwerin b
sich einige seiner Werke. Nach seinen Zeichnungen stachen verschiedene K
biblische Geschichten in Kupfer für ein Anno 1672 in Lüneburg gedrucktes
werk, bekannt unter dem Namen der Scheitzischen Bibel. Andere seiner g
Zeichnungen wurden von anderen Kupferstechern vervielfältigt, einige ätzte er

Im Hamburger Künstlerlexikon ist eine Reihe seiner Blätter namhaft gemacht. Füßli und Andre verzeichnen ebenfalls seine Werke.

Sein Sohn Andreas S., geboren in Hamburg, seines Vaters Schüler, wurde Hofmaler in Hannover, wo er um die Mitte des 18. Jahrhunderts gestorben ist. Er zeichnete, malte, ätzte und radirte in seines Meisters Art und Geschmack, vielfach auch nach dessen Entwürfen. Man hat von ihm bäuerliche Scenen mit sehr guten Landschaften. Daß er identisch sei mit demjenigen Scheitz, den Mattheson im „musikalischen Patrioten" als Maler der Hamburger Oper bezeichnet, ist wohl nicht wahrscheinlich. Das Hamburger Künstlerlexikon verzeichnet (nach Nagler 15,172) zwölf vorzügliche Radirungen von seiner Hand und Invention. Oft liegen seinen Blättern originelle, poetisch angehauchte Gedanken zu Grunde, z. B. in der Darstellung eines alten Bettlers an der Heerstraße, dessen Hund den Tod zu verscheuchen trachtet, der seinen Herrn antritt!

S. Eckardt, Hamburger Künstlernachrichten S. 64, 65 und das Hamburger Künstlerlexikon S. 215 ff.

Beneke.

Schel: Sebastian S., Maler. Die Persönlichkeit und der künstlerische Charakter dieses Tiroler Künstlers ist authentisch festgestellt durch ein Altarblatt, welches sich in der Familiencapelle des Schlosses Annaberg im oberen Vintschgau befand, von wo es im J. 1868 durch die verdienstliche Bemühung des k. Rathes v. Schönherr in die Gemäldesammlung des Ferdinandeums in Innsbruck gelangte. Kurz nachher erfuhr es eine glückliche Restaurirung durch Conservator Hauser in München. Dasselbe besitzt noch seine alte Umrahmung in schönem deutschen Frührenaissancestil. Zwei korinthische Pilaster erheben sich über einem Sockel, das Mittelbild einfassend, und tragen ein reiches Gebälk mit Lunettengiebel, der durch vergoldete Schnitzornamente verziert ist. Nebenpilaster begleiten die Hauptpilaster, von denen sie durch einen mit Malerei verzierten verticalen Streifen getrennt sind. Ein Einfluß der oberitalienischen Renaissance ist im architektonischen Aufbau und Zierrath dieses Altares unverkennbar, der in allen seinen Theilen mit ornamentaler und figuraler Malerei geschmückt ist, deren Farbenpracht durch reichliche Verwendung von Gold noch erhöht wird.

Die Schafte und die Sockel der Hauptpilaster zeigen in goldenen Rahmen und auf Goldgrund rothschraffirte Ornamente, ihre Capitäle sind golden und blau. Der Sockel der Seitenpilaster trägt auf braun melirtem Grunde Wappenschilde, wovon der auf der linken Seite einen von links nach rechts diagonal gestellten Ast mit Rosen daran zeigt, der auf der rechten Seite leer ist. — Im Mittelfeld des Sockels ist die liegende Figur Jesses und der aus seiner Brust sprießende Weinstock dargestellt. Das Hauptgemälde zwischen den Hauptpilastern stellt in golden und roth gefärbter Umrahmung die heilige Sippe dar, die Verticalstreifen zwischen den Pilastern, sowie der Frieß sind mit den Brustbildern der Vorfahren Christi geschmückt, während das Lunettenbild Gottvater mit den Kaiserinsignien segnend zeigt. Betrachten wir nun die figuralen Gemälde etwas näher.

Jesse ist ein kräftiger Mann, dessen etwas derbe Züge durch weiße Lichter auf bräunlichem Grundton energisch modellirt sind, während das auf lichtbraunem Grund mit Sepia oder Asphalt, grüner Erde und Weiß lockig gezeichnete Haupthaar, sowie der lange, gegabelte Vollbart dasselbe malerisch einrahmen. Er stützt, auf dem Rücken liegend und träumerisch emporschauend, den Kopf auf den rechten Arm, während der linke auf dem natürlich gefärbten Weinstock ruht, der aus seiner Brust sprießt. Die Hände sind gut, etwas knorrig mit braunen Contouren gezeichnet, bräunlich im Ton und mit weißen Randlichtern. Ueber einem roth damastenen Untergewand, dessen rechter Aermel bloß sichtbar ist, trägt er

ein Oberkleid von Goldbrokat, während ein kirschrother Mantel mit wei
Lichtern und grünem Futter über seinen Beinen liegt, deren grauviolette
und Schuhe nach unten herausschauen. Der Grund des Gemäldes ist
grün. Die Gemälde der Verticalstreifen zwischen den Pilastern, sowie am
haben ebenfalls dunkelgrünen Grund. Zwischen gold- und grüngefärbten Ak
ranken sind links die Brustbilder der Vorfahren Christi Abiud, Abbias und
rechts des Asor, Sadoch und Eliud dargestellt. Am Frieß sind in der
Salomo mit dem Scepter, David mit der Harfe und zu ihren beiden Seiten
und noch ein Prophet oder Vorfahre Christi dargestellt. Die Figuren sind
hafter behandelt als die des Hauptbildes, dabei aber malerisch ausdrucksv
lebendigen Köpfen.

Gottvater im Giebel trägt ein reiches Priesterornat und auf dem
grauem Vollbart umrahmten Gesicht die Kaiserkrone. In seiner Linke
der Reichsapfel, die Rechte ist segnend erhoben. Er hebt sich von einer
glorie ab, die am Rande von grauen Wolken eingefaßt ist. Das Hauptg
zeigt die heilige Sippe im Vordergrunde einer Landschaft auf einer, von
Steinbrüstung hinten abgegrenzten Terrasse gelagert. Der landschaftliche
grund wird von theils felsigen, theils bewaldeten Bergen gebildet, an der
rechts eine ummauerte Stadt, welche an Innsbrucks damalige Gestalt ge
Innseite hin erinnert, links ein Schloß und zwischen beiden allerlei Holz
Mühlen, Magazine, Hütten u. dergl. liegen, während quer davor ein Ba
fließt. Die Figuren sind malerisch frei, selbst ohne ängstliche Beobachtu
Gleichgewichtes der Massen, vertheilt und gruppirt. Nicht nur sind in den
Costümen, die sie tragen, mit fast ängstlicher Genauigkeit und Sorgfa
genössische Patriciertrachten dargestellt, sondern auch die Köpfe, zum
Männer, sind durchaus porträthaft und realistisch gehalten und geben in
Charakteristik Typen des 16. Jahrhunderts wieder. Eine Reminiscenz
naive Art des 15. Jahrhunderts, die einzelnen Personen auf Spruchbän
bezeichnen, findet man hier, wie bei den Erzväterbildern darin, daß ü
Köpfen der einzelnen Figuren die Namen derselben in goldenen römische
juskeln unmittelbar auf die Malerei aufgesetzt sind. Die Mitte des
nehmen Maria, Anna und das Jesuskind ein, das auf Anna's Schoo
welche liebkosend dessen Wangen von unten umfaßt, während Maria
muthiger Bewegung, wie sprechend, die rechte Hand gesticulirend vor
streckt, indeß die linke auf dem rechten Unterarm liegt. Zu beiden
ihres liebreizenden Antlitzes fallen wallende blonde Locken hinter beiden S
herab. Maria trägt ein Goldbrocatkleid mit preußischgrünem Mantel,
ebenfalls ein Goldbrocatkleid mit rothem Mantel, dessen seidenes Futte
Lichter und violette Schatten zeigt. Vor ihnen stehen die beiden Kinder J
minor und Joseph justum (sic!) aufrecht, mit dickbackigen Gesichern und
röthlichem Fleischton mit weißen Lichtern. Jacob trägt eine ziegelroth
Joseph eine grün und violett-rosa schillernde mit goldner Binde um d
Vor seinen Füßen findet sich am Boden auf einem Brett in goldenen Zif
Jahreszahl 1·5·1·7· Rechts von Maria (für den Beschauer) stehen J
Salome (statt Salomo) und Cleophas, die im Gespräch mit einander
gesticuliren. Ersterer, mit langem, grauröthlichem Bart, trägt eine bla
rothe Jacke mit reicher Pelzverbrämung, Salome, ein bartloser junger
ein rothes Barett, dunkelrothes Wams, eine goldene Brustkette und grün
schillernden Mantel. Cleophas trägt einen rothen, mit weißem Pelz ver
Mantel und eine Pelzmütze. Vor ihnen sitzen Sewededen (statt Zebed
weinrothem Wams mit grünem Ueberrock und Maria Salome in preußisch
rosa schillerndem Kleide, ebenso gefärbtem Damastmantel, goldbrocatnem

d weißer Haube. Sie sitzt auf einem Steinsockel, auf dem die Inschrift in dnen römischen Majuskeln steht:

MIT · GOTTES · HILF ·
GEMACHT · SEBAS-
TIAN · SCHÊL · MAL̂ER ·
ZV̂ · INSBRVCK.

r kleine Jacob Major in gelber Kutte mit braunem Schatten, reicht Maria lome eine Tafel zum Lesen. Ganz im Vordergrunde rechts sitzt der kleine ohannes Evangelist" in weißem goldgesäumtem Hemd auf einem Schemel d schreibt aus einem vor ihm liegenden Buche ab. Die linke Gruppe wird ildet durch die Gestalten des zuhinterst stehenden Joseph in rothem Mantel, r ihm Zacharias in grün und rothem Gewand mit breitem, schwarzem Barett, ie Maria Cleophae in weinrothem Damastkleid, goldgrünen Brocatärmeln, ldenem Mieder über weißgefälteltem goldbordirtem Hemd, sowie mit weißer ube. Sie hält den kleinen schlummernden Judas fürsorglich auf dem Schooß, hrend der kleine Simon mit einem Vogel auf der Hand vor ihr auf dem den sitzt. Ersterer ist nackt, letzterer trägt über kurzem weißem Hemd ein ldnes Leibchen mit kurzen grünen Aermeln. Nach oben ist das Bild durch gten blauen Himmel mit zahlreichen weißen Wölkchen und einer vergoldeten rnamenteinfassung abgeschlossen. Am Himmel schweben zwei musicirende kleine gel, der eine in grüner, violett schimmernder Tunica, eine Geige spielend, der dere in weinrother Tunica mit weißen Lichtern, eine Mandoline haltend. Ihre ügel sind bei ersterem roth und golden, bei letzterem grün und golden gefärbt. ie Kinder zeigen durchweg hellblondes Haar, das in breiten Massen malerisch gelegt und nur durch duftig angedeutete Löckchen detaillirt ist; ihre breiten den Gesichter mit eingebogenen Stumpfnäschen zeigen etwas bräunlich schmutzigen undton mit starkrothen Wangen und grellen weißen Lichtern; die Beine sind dt, kurz und in ihrer einwärts gekrümmten Haltung gut nach dem Leben studirt.

Dieses Bild weist nun in seinem warmen Farbenton, seiner malerischen ruppirung, seiner porträtartigen Darstellung der heiligen Figuren in reichen triciertrachten der Zeit, sowie auch in seiner edlen Renaissanceeinrahmung einer- its nach Venedig, andererseits aber auf die Augsburger Schule, speciell der letzten hätigkeitsepoche Holbein's des Aelteren, sowie Burgkmair's hin. Der S. hastiansaltar des älteren H. Holbein, mit dem das Bild im warmen Gold-, in der porträthaften Charakteristik der Köpfe, im reichen Renaissancecostüm d in der freieren malerischen Behandlung der Figuren und der landschaftlichen enerie manche Aehnlichkeit hat, entstand höchst wahrscheinlich einige Jahre her, jedenfalls nicht später, da seit 1517 Hans Holbein der ältere nicht hr in Augsburg war.

Ebenso hatte Burgkmair's freierer malerischer Stil unter sichtlichem Einfluß venetianischen Malerei schon seine Höhe erreicht, als das Altarbild von S. entstand.

Der Einfluß der Augsburgischen Malerschule etwa von der Mitte des en bis Mitte des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts läßt sich auch h in mehreren anderen Tafelbildern nachweisen, welche für tirolische Auftrag- er gemalt wurden und gegenwärtig im Ferdinandeum zu Innsbruck auf- wahrt werden. Dahin gehört das jüngste Gericht (Nr. 65, im dritten Cabinet), liches sich ursprünglich im Gerichtssaal von Hall befunden haben dürfte, da r der Himmelspforte sich das Haller Stadtwappen (zwei aufrechte Löwen, die e Kufe halten) und oben am Bilde die Inschrift: „Juste judicate filii ninum" befinden.

Diesem Bilde hinsichtlich der warmen Farbenstimmung nahe verwandt sind ann zwei größere *und zwei kleinere* Altarflügel mit Figuren von Heiligen im

Museum (Nr. 66—69), welche von einem und demselben Maler und w
scheinlich auch Alter stammen dürften.

Endlich nähert sich dieser Richtung eine oben abgerundete Holztafel (Nr.
welche wiederum die heilige Sippe und darunter den schlummernden Jesse
dem Weinstock, sowie zu beiden Seiten die Brustbilder des heiligen Sigis
und der heiligen Katharina dargestellt zeigt. Abgesehen von der nur äußer
Uebereinstimmung mit dem Schel'schen Altarbild hinsichtlich der Gegenständ
Hauptdarstellungen treten auf dem jetzt in Rede stehenden Bilde doch auch
manche anderen charakteristische Einzelnheiten hervor, welche solchen auf
Schel'schen Gemälde verwandt sind, so daß trotz gleichzeitig vorhandener w
licher Verschiedenheiten zwischen beiden Gemälden die Möglichkeit doch nicht
ausgeschlossen ist, daß wir in dem fraglichen Gemälde ein älteres Werk d
besitzen dürften. Was zunächst die Figur des Jesse betrifft, so ist sie auf let
Bild von gemalten spätgothischen Steinrahmen eingefaßt, während auf
Schel'schen Altarbild, wie wir sahen, schon reine Renaissance herrscht.
selbst, in ein blaugrünes Gewand mit rothem Mantel gehüllt, liegt hier
Gegensatz zu Schel's Gemälde, mit der Brust gegen die Erde gewendet,
Augen sind im Schlummer geschlossen. Das auf die Rechte gestützte Hau
von schwarzgrauem lockigen Haar und Bart eingerahmt, die Züge des Ge
sind edler und feiner gezeichnet als auf dem Schel'schen Bild. Dagegen
ihm die plastische Durchbildung des letzteren. Der Weinstock, der aus seiner
wächst, ist golden, statt wie bei S. natürlich gefärbt. Er vertheilt seine ein
Zweige an jede, gleichsam daraus sprossende Figur des darüber befindlichen H
bildes. Auch umrankt er am unteren Theile des Letzteren ein gold- und
gespaltenes Wappen mit zwei gestürzten Halbmonden mit verwechselten Fa
Das Brustbild des heiligen Sigismund links neben Jesse ist ziemlich roh gemal
zeigt ersteren in schmutzig-braunem Mantel Reichsapfel und Scepter haltend.
dicke Unterlippe kommt allerdings auch bei Figuren des Schel'schen Bildes vor; s
das struppige Haar an den Brustbildern der Vorfahren Christi auf dem Schel
Bilde. Katharina auf der rechten Seite ist ebenfalls ziemlich derb ausgeführt,
Theil übermalt. Sie trägt ein blaues Kleid mit rothem Mantel, ihr Antlitz i
langherabfallenden Locken umgeben. Die bräunlichröthliche Färbung des Fl
an beiden Brustbildern, sowie die weißlichen Lichter erinnern an S. Doch
S. die Zeichnung besser studirt und naturwahrer, die Modellirung plastischer,
Theil infolge der grelleren weißen Lichter. Das Hauptbild zeigt in der Mitte
Anna selbdritt, Maria in blauem Mantel, der den Schoos bedeckt und goldnem,
brocatartig gemusterten Obergewand, Anna in zinnoberrothem Kleide, viol
Mantel und weißem Kopftuch mit bräunlichen Schatten. Maria hält das
Kind, welches Anna entgegenzappelt, die es mit beiden Händen empfängt.
zur Seite sitzen die beiden Marien, Cleophae und Salome, erstere in plattem
und Grün, letztere in Gold, Grün und Roth, beide mit weißen Hauben.
den Frauen stehen im Halbkreis an eine Steinbrüstung sich lehnend
Männer, deren Namen, ebenso wie bei den Frauen, durch Spruchbände
gegeben sind. Vorn am Boden sitzen in zwei Gruppen die Kinder der
seitlichen Frauen, Jacob Minor, Judas, Simon, Johannes Evangelista,
Major. Ganz im Vordergrunde links steht das Kind: „Joseph der Ger

Die Kinder sind in langen Tuniken mit bloßen Füßen, erstere sind i
Farben blau, roth, hellbraun, saftgrün, violettgrau gehalten. Ihre Ge
sind schöner oval, ihre Nasen geräder, die Augen größer, der Mund kleine
Ausdruck im Ganzen zarter, süßer als bei S., ihr blondes Haar ist in
conventionell flüchtigen Locken gekräuselt, bei S. herrscht die Farbenmasse
vor und die lockigen Details sind zarter darausgesetzt. Die Anordnung der

n ist, wie wir sehen, bei diesem Bilde noch streng symmetrisch; auch die
g der einzelnen Figuren noch gleichförmiger, während sie bei S. malerisch
ei einem Pilaik lagern und stehen, wie es jeder einzelnen Figur beliebt.
ewänder sind bei den Frauen noch ganz ideal in der Tracht, die Männer
noch die Tracht des 15. Jahrhunderts. Auch das Gold ist noch als
lich deckende Farbe, ohne andersfarbige Musterung darauf, verwendet,
nd es bei S. hauptsächlich zur Darstellung goldgewirkter Brocatgewänder
die auf ersterem Bilde ganz fehlen. Ebenso ist auf diesem der Falten-
noch alterthümlicher und zeigt noch manche flandrisirende brüchige Motive,
en er bei S. schon ganz natürlich gelegt ist. Auch das Schillern der Ge-
r in verschiedenen Farben, wodurch offenbar Seidenstoffe dargestellt werden
, fehlt auf dem Gemälde (Nr. 76) gänzlich, ausgenommen gelbe Lichter auf
, sonst kommt für die Lichter und Reflexe der Gewänder nur die hellere
arbe in Verwendung. Die weißen Fleischlichter sind, wie schon erwähnt,
pfter als bei S. Die Vermuthung, daß das Bild im 3. Cabinet (Nr. 76),
s ungefähr dem Anfang des 16. Jahrhunderts angehören muß, ein älteres
des Sebastian S. sei, steht also auf ziemlich schwachen Füßen, wenn man
uf die Vergleichung dieses Gemäldes mit dem bezeichneten Bild von S.
Jahre 1517 beschränkt. Dagegen gewinnt diese Hypothese an Wahrschein-
, wenn man ein drittes Werk zur Vergleichung heranzieht, welches
stens, soweit das bloße, durch Notizen und Skizzen unterstützte Gedächtniß
icht täuscht, mit beiden vorher besprochenen Gemälden Berührungspunkte
nscheinend sehr verwandte Züge besitzt.
s ist dies ein Altarblatt, welches im ersten Zimmer der städtischen Galerie
ugsburg über dem Verkaufstische hängt und von Sonthofen dorthin kam.
be zeigt eine Renaissanceeinrahmung, welche stilistisch, wie selbst in einzelnen
otiven eine große Verwandtschaft mit der Umrahmung des Schel'schen Altar-
in Innsbruck hat. Auch hier ist das Mittelbild, welches gleichfalls die
Sippe darstellt, von je zwei Pilastern flankirt, zwischen denen, zu beiden
des Hauptbildes, zwei weibliche Heiligenfiguren zu sehen sind. — Auch
ockel des Altarblattes ist mit einem, von Pilastern eingefaßten Bilde ge-
kt, welches den Tod der heiligen Ursula zum Gegenstand hat. Dasselbe
er ausgeführt als das Hauptbild und rührt von einer anderen Hand her.
Im Hauptbild sehen wir fast genau dieselbe Anordnung wie im Bilde
6 des Ferdinandeums, auch sind dort wie hier die Namen der einzelnen
en auf Spruchbändern angegeben. Durch beide Umstände unterscheidet sich
emälde von dem bezeichneten des Sebastian S. in Innsbruck, wogegen
ichnung und Charakteristik der einzelnen Figuren, insbesondere der Kinder,
alweise und Farbenstimmung wieder eine so große Uebereinstimmung mit
ntsprechenden Eigenschaften des beglaubigten Bildes von S. zeigen, daß
ein Zweifel herrschen kann, daß auch das Augsburger Gemälde von S.
Zugleich erhöht sich aber auch durch die Uebereinstimmungen dieses Bildes
r. 76 in Innsbruck die Wahrscheinlichkeit, daß auch letzteres von S. sei
doch ihm sehr nahe stehe. Und zwar würde dann das Augsburger Bild
zwischen Nr. 76 einerseits und dem bezeichneten Bild andererseits stehen,
in der alterthümlichen Compositionsweise noch jenem, in der Renaissance-
mung aber diesem näher steht.
Auch in der Karlsruher Galerie befindet sich unter Nr. 74 ein Gemälde der
n Sippe, welches dem Sebastian S. zuzuschreiben sein dürfte. Es schließt
der alterthümlicheren Gruppirung (die Männer hinter den Frauen im
eis nebeneinander), sowie im Faltenwurf an das Bild Nr. 76 in Inns-
an, zeigt aber wieder dieselben schillernden Gewänder und die nämlichen

Kindertypen, mit hellblondem Haar, rothen Backen, eingebogenen Stumpfnasen, wie das bezeichnete Gemälde Schel's. Der Einfluß des älteren Holbein macht sich im Colorit sichtlich bemerkbar. Ebenso dürfte die Heimsuchung Nr. 77 in der Karlsruher Galerie vielleicht von Sebastian S. sein.

Es bleiben endlich noch zwei Gemälde zu nennen, welche beide jedenfalls von einem und demselben Künstler sind und deren eines mit den Anfangslettern eines Namens, allem Anschein nach des ausführenden Künstlers, bezeichnet ist, welche SB. S. lauten, also denen des Sebastian S. entsprechen. Und ein anderer Tiroler Maler, zu dessen Namen jene Anfangslettern ebenfalls passen würden, ist uns bisher allerdings nicht aufgestoßen. Betrachten wir nun die betreffenden Bilder selbst, um zu prüfen, ob ihre stilistischen Eigenschaften die Möglichkeit zulassen, sie dem Sebastian S. zuschreiben zu dürfen. Das eine dieser Bilder befindet sich im Ferdinandeum, wohin es aus Matrey gelangte, wo es sich jedenfalls als Votivbild bei einem Grabe gefunden hatte. Die Inschrift am unteren Rande der Holztafel sagt uns diesbezüglich das Nähere. Sie lautet: „Venerandus vir dominus Petrus Pair oenicola hujus ecclesiae pastor vigilantiss. fidem atque spem summam immortalitatis hoc opere testari ejusque corpus ad judicium perpetue sui salvationis vocacionem hoc loco prestolari voluit anno salutis 1544. V. F.

S B. S.

Das Bild stellt die Erweckung des Lazarus dar, mit Bezugnahme auf die Auferstehung der Todten am jüngsten Tage, welche in dem am Sarkophag des Lazarus angebrachten Spruch ausgedrückt ist: Ne intres in judicium cum servo tuo domine. Ps. CXXXXII. Wir sehen Lazarus aus dem trogartigen Steinsarg von rothem Veroneser Marmor, in ein Leichentuch gehüllt, sich erheben, während Christus links ihm gegenüber steht und das wiederbelebende Wort eben ausgesprochen hat. Die Apostel stehen hinter ihm, und neben und hinter diesen noch bürgerliches Publicum. Erstere sind in die traditionellen antiken Gewänder gekleidet, letztere in bürgerliche Tracht. Ganz links steht ein kleiner Mann in bürgerlicher Tracht mit ausgeprägt individuellen Zügen, an denen die buschigen Brauen, sowie die scharfe Habichtsnase besonders auffallen. Vielleicht haben wir hier das Porträt des Malers vor uns. Der Stifter in geistlicher Tracht kniet rechts, hinter ihm steht eine Gruppe von Frauen. Die Scene geht in einem ummauerten Kirchhof vor sich, im Hintergrund sieht man links eine Stadt mit befestigtem Thor, rechts eine Landschaft mit Bergen. Der allgemeine Ton des Colorits ist auf diesem Bild weit kühler als auf dem älteren, bezeichneten Bilde Schel's, insbesondere ist der Fleischton blasser, auf lichtröthlichem Grundton (statt bräunlichem, wie beim älteren Bilde Schel's) sind graue Halbschatten und weiße Lichter aufgetragen. Die Köpfe sind zum Theil gut ausgeführt, zeigen aber untereinander eine größere Einförmigkeit der Typen, als das Bild Schel's von 1517, nur die Köpfe der Bürger sind scharf porträtartig gehalten. Auch die Gestalten sind auf dem Bilde von 1544 weit einförmiger bewegt und schwächlicher in der Haltung, sowie zu langgestreckt. Ebenso sind die Motive des Faltenwurfes einförmiger als auf dem Bilde von 1517; auch fehlen dort Damast und Brocat — sowie Goldstoffe überhaupt. Ferner fehlt dort auch das Schillern der Gewänder in verschiedenen Farben, wiederum grün und gelb ausgenommen. Sodann zeigt die Architektur des Hintergrundes zwar eine gewisse Verwandtschaft mit jener auf dem Bild von 1517, ist aber ebenfalls, sowie auch der Himmel im Farbenton weißlicher, blasser gehalten. Die Hände sind auch auf dem Gemälde von 1544 ziemlich gut gezeichnet, doch kurzfingeriger und breiter als bei S., sowie mehr gespreizt. Alles in Allem sind so große Verschiedenheiten zwischen dem mit dem ganzen Namen bezeichneten Bilde des Sebastian S. von 1517 und

ben besprochenen mit den bloßen Anfangsbuchstaben SB. S. bezeichneten von 1544, daß wir nicht wagen, bloß auf die äußerliche Uebereinstimmung fangsbuchstaben im Namen der Künstler beider Gemälde gestützt, eine und Künstlerpersönlichkeit für beide Gemälde und die ihnen verwandten en anzunehmen, wenn auch einzuräumen ist, daß S. im Laufe von fast hren seinen Stil wesentlich geändert haben könne, umsomehr als in diesem um gerade der rein deutsche Malerstil, wie er durch die Hauptvertreter der en Malerei des 16. Jahrhunderts ausgebildet worden war, sich abzu- en und fremde, besonders italienische Einflüsse aufzunehmen begann. Außer- itt in der That auch häufig (nicht immer) der Fall ein, daß die künst- Kraft eines Künstlers in seinem Alter abnimmt.

)b nun Sebastian S. mit dem Maler SB. S., der das Votivgemälde von malte, identisch war oder nicht, gewiß ist, daß von dem Maler SB. S. in zweites, wenn auch nicht bezeichnetes Gemälde vorhanden ist. Dasselbe t sich gegenwärtig im Widum von Vinaders bei Gries am Brenner und t aus der Todtengruft der Capelle am Luegpaß auf dem Brenner. Auch Gemälde war ein Grabvotivbild, wie folgende Inschrift am Sockel beweist: ns Leitner contubernii in Lueg haereditari que jure possessor sibi pioque renti una et ceteris suis hoc loco in Christo suaviter quiescentibus foeliciter Anno salutis MDXLV." — Die Votivtafel ist also nur ein Jahr später e andere von SB. S. ausgeführt worden und zeigt auch denselben Gegen- in ganz ähnlicher Weise componirt und behandelt. Bemerkenswerth ist der lenaissancerahmen, der das Bild einfaßt und am Frieß grau in grau auf n Grund zwei bramanteske, in Ranken verlaufende Engel zeigt, welche ein child halten, in dem in Gold auf blauem Grund das Monogramm Christi steht.

Die urkundlichen Nachrichten, welche im Statthaltereiarchiv von Innsbruck S. erhalten sind, stellen allerdings die Thatsache fest, daß er noch im 54 lebte, wonach also wenigstens materiell die Möglichkeit besteht, daß er e That auch der Urheber der beiden Votivgemälde mit den Daten 1544 545 im Ferdinandeum und im Widum von Vinaders gewesen sei. Jene den sind vom k. Rath v. Schönherr im 2. und 11. Band des Jahrbuches nsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses bereits veröffentlicht worden. iesen Urkunden, die sich auf den Zeitraum von 1530—54 beziehen, gehen de Thatsachen hervor. Am 16. April 1530 erhielt Sebastian S. von der fürstlichen Kammer zu Innsbruck für das Fassen und Vergolden der vier en zum „gulden Himel", darunter die kaiserliche Majestät eingeritten ist: 4 fl. uch 1530 f. 228.) Am 11. Juni 1530 erhielt er dafür, daß er der k. Majestät ainbockgehürn mit einer stainbockprust in ein welschen kranz gefasst, darnach mit grumirten Feingold vergült, auch ein geschnitten Wappen, schild und an die stürngemacht und mit natürlichen farb und öl gefasst hat": 3 fl. (Rait- 530 f. 228.) Am 10. Febr. 1531 erhielt er sodann zusammen mit Hans mer, beide Maler zu Innsbruck, von der landesfürstlichen Kammer für Schilde Wappen, die sie zur kirchlichen Trauerfeier aus Anlaß des Ablebens der in von Burgund, Margarethe († 3. November 1530) gemalt haben: 54 kr. (Raitbuch 1531 f. 94.) Am 26. Juni 1536 erhielten Sebastian und Bartlmä Häberlin, beide Maler zu Innsbruck, für vier Visirungen rthaunen, Singerinnen, Schlangen und Falconen, wonach diese Geschütze n werden sollen, 5 fl. von der landesfürstlichen Kassa bezahlt, ersterer eß für verschiedene ungenannte Arbeiten für den Hof 26 fl. 46 kr. (Rait- 536 f. 254, 273.) Am 18. September 1537 endlich bezahlt die landes- he Kammer den Malern „Sebastian Schöl", Paul Dax und Degenhart

Pirger, den Bildhauern Hans Frosch und Silvester Lehner ꝛc. „für ir mühe und belonung so sy in stellung, reissen und malen der Visirungen des neuen (kurz vorher abgebrannten) Salpodens und paradeisstube, wie der gemacht [illegible] werden, gehabt haben: 31 fl. 36 kr. (Raitbuch 1537 f. 272.) Am 11. Januar 1542 (Jahrbuch Bd. XI, n. 6580) erhielt sodann S. von der tirolischen Kammer für die Zeichnung eines Siegels der Landvogtei Schwaben 1 fl. Am 4. Februar 1548 erhielt er (n. 6715) für etliche zum Jahrestag des Todes der Königin von Ungarn gemalte Wappen 2 fl. 26 kr. Am 4. Juli 1548 (n. 6737) legt der Hofbaumeister Michael Schenk der Regierung zu Innsbruck den von den Malern Sebastian S. und Paul Dax, dem Bildhauer Veit Arnberger und den Tischlern Jörg von Werdt und Hans Gartner ausgearbeiteten Kostenanschlag der Saal und Paradißstubenoberbodens der Burg Innsbruck und das Gutachten dieser Meister vor. Am 18. Juli 1548 (n. 6739) erhalten die genannten Meister für ihr Gutachten 26 fl. Am 17. October 1552 bitten Seb. S., Paul Dax, Degen Pirger und Hans Perkhammer, „Maister des Malens in Innsbruck" um Bezahlung für die auf Befehl des Königs Ferdinand I. bei dessen letzter Anwesenheit in Innsbruck gemachte Visirung des Saales und Voranschlag der Kosten des Saalbodens. Am 26. October 1552 (n. 6960) erhalten sie 6 fl. dafür. Am 18. Mai 1553 schreibt Hans Reysacher, Malergeselle des Meisters Sebastian S. an die Regierung in Innsbruck, er habe, während sein Meister krank gelegen, auf Befehl der Regierung die „Pildnuß" weiland Kaiser Maximilian's „conterfet und verfertigt" und bittet um Bezahlung dafür. Am 5. Mai 1554 (n. 7041) bezahlt die tirolische Kammer an Seb. S. (Schöll), Maler zu Innsbruck, „in Ansehung seines Alters und Krankheit zu dessen besserer underhaltung und bis von der kgl. Maj. seinethalb Bescheid kombt" 4 fl. 48 kr. (Raitbuch 1554 f. 445). Am 7. Mai 1554 (n. 7043) bittet Seb. S. die Regierung zu Innsbruck mit Berufung auf seinen 46jährigen Dienst für König Ferdinand I. in dessen Zeughaus als Maler und Hofarbeiter um einen Gnadengehalt, da er krank und altersschwach sei. Er erhält wöchentlich 24 kr. — Am 9. Mai 1554 (n. 7045) ersucht König Ferdinand von Wien aus die Regierung in Innsbruck um ein Gutachten über Seb. Schel's Gnadengesuch. Die Regierung in Innsbruck bemerkt hierzu, daß sie diesen kaiserlichen Befehl erst nach Schel's Tod erhalten habe. Seb. S. muß also kurz nach dem 7. Mai, dem Datum seines letzten Bittgesuches, im J. 1554 gestorben sein.

Mit oben genanntem Todesjahre scheinen allerdings eine Reihe von Zahlungen eines Gnadengehaltes an die Wittwe des Malers und Bürgers Sebastian S. zu Innsbruck in Widerspruch zu stehen, welche vom 31. December 15[illegible] (n. 6879) beginnend, in den Jahren 1551 (n. 6926), 1552 (n. 6970), 15[illegible] (n. 7020), 1554 (n. 7093) fortgesetzt werden und bis 1563 (n. 7657) [illegible] dauern, da dann der Wittwe Schel's, Barbara Sternberger, ihr letzter Gnadengehalt ausgezahlt wird, indem sie fortan im Hofspital unterhalten werde. H. k. Rath v. Schönherr sucht diesen Widerspruch dadurch zu lösen, daß er [illegible] gleichzeitig lebende Maler Sebastian S. annimmt, von denen der eine 15[illegible] der andere 1554 gestorben wäre. Aber selbst angenommen, diese Hypothese wäre richtig, so viel ist gewiß, daß der 1554 verstorbene Sebastian S. derjenige ist, welchem wir in den angeführten Urkunden des Statthaltereiarchives seit 15[illegible] begegnen, da Ersterer auf seinen 46jährigen Dienst als Hofmaler hinweist und sämmtliche angeführten Urkunden ihn ebenfalls als solchen charakterisiren, [illegible] da außerdem S. sich noch im J. 1552 sogar auf die nämlichen Arbeiten in der Hofburg beruft, an welchen er schon in den Jahren 1537 und 1548 beschäftigt erscheint. Ja, selbst die Gnadengehalte, welche Schel's Frau seit 1550 bezieht, müssen sich auf denselben 1554 verstorbenen Hofmaler Seb. S. beziehen, da

von der Regierung von Innsbruck, also an einen Staats- oder Hofdiener ausgezahlt werden. Die wahrscheinlichste Lösung der bezeichneten chronologischen Widersprüche scheint uns daher zu sein, daß in der Bezeichnung der Gattin Schel's als Wittwe schon von 1550 an ein Irrthum des Schreibers anzunehmen sei, indem S. vielleicht seit dieser Zeit öfter krank war und deshalb einen Gnadengehalt bezog, den seine Frau in seinem Namen eincassirte. Wenn wir es also als gewiß annehmen dürfen, daß es nur einen Maler Sebastian S. gegeben habe, der 1554 zu Innsbruck starb, so lassen sich die übrigen Daten seines Lebens und Schaffens annähernd in folgender Weise feststellen. Nehmen wir an, daß er in seinem Todesjahr, da er sich krank und altersschwach nennt, etwa 75 Jahre alt war, so würde er ca. 1479 geboren worden sein. Da er ferner in seinem Todesjahr erklärt, 46 Jahre lang als Hofmaler bedienstet gewesen zu sein, so erhielt er das Amt eines solchen im J. 1508, etwa in seinem 29. Jahre. Das mit dem Datum 1517 bezeichnete Gemälde hätte er dann in seinem 38. Jahre, also im kräftigsten Mannesalter, ausgeführt, während das etwa in das Jahr 1500 fallende Gemälde Nr. 76 im Ferdinandeum, wofern es wirklich von ihm ist, in sein 21. Jahr fallen, also ein Jugendproduct von ihm sein würde. Die Bilder von 1544 und 1545 würde er dagegen in seinem 65. und 66. Jahre, bei abnehmendem künstlerischen Vermögen, ausgeführt haben. Alle diese Daten würden also mit dem jeweiligen Charakter der ihm sicher oder nur vermuthungsweise angehörigen Gemälde ziemlich gut übereinstimmen, wenn sie auch nur eine annähernde Genauigkeit haben können. Leider ist es uns noch nicht möglich, diese theilweise hypothetischen Angaben über Schel's künstlerisches Schaffen vor dem Bekanntwerden weiterer Anhaltspunkte bestimmter zu formuliren. Möge daher diese Skizze ein Anlaß zu einer weiteren Prüfung des Sachverhaltes werden. H. S.

Schelble: Johann Nepomuk S., Gründer des Cäcilien-Vereins in Frankfurt a. M., geboren am 16. Mai 1789 zu Hüffingen im Schwarzwalde, † am 7. August 1837 in seinem Geburtsorte. Wir besitzen über sein Leben und Wirken eine kleine Schrift von J. Weismann, betitelt: Worte der Erinnerung, Frankfurt a. M. 1838, die nicht im Buchhandel erschien; sie gibt uns ein vortreffliches Bild des viel verehrten Mannes. Auch bei Hiller in seinen Erinnerungen, 1884, S. 100 und in Mendelssohn's Briefen ist er vielfach mit anerkennenden Worten erwähnt, so daß der Mann in seinem ganzen liebenswürdigen, bescheidenen Wesen vor uns steht. Im J. 1800 trat er als Chorknabe in das Kloster Marchthal, wo er neben freier Kost und Kleidung auch wissenschaftlichen und musikalischen Unterricht erhielt. Als das Kloster 1803 aufgehoben wurde, kehrte er zu seiner Familie zurück und besuchte die Schule in Donaueschingen, wo er an dem kunstliebenden Fürsten von Fürstenberg einen Beschützer fand. Hier hatte er an dem Musiklehrer Weiße, einem Schüler des Gesanglehrers Raff in München, einen tüchtigen, wenn auch einseitig gebildeten Lehrer. Im J. 1807 verließ er das elterliche Haus und wollte zu Vogler in Darmstadt gehen, fand aber in Stuttgart am Hofsänger Krebs einen so warmen väterlichen Freund, daß er dort blieb, auf Vermittlung Krebs' vor dem Könige sang und als Hofsänger angestellt wurde. Als der König um 1812 ein Musikinstitut zur Bildung tüchtiger Musiker gründete, fand auch S., der sich bereits als Lehrer eines guten Rufes erfreute, Anstellung und in einem Berichte der älteren Leipziger musikalischen Zeitung wird besonders seiner Leistungen als Lehrer erwähnt. Trotz der günstigen Stellung, die er sich in Stuttgart durch seine Leistungen erworben hatte, genügte ihm der Wirkungskreis nicht und er suchte nach der Anregung einer großen Stadt. Er wandte sich daher 1813 nach Wien und trat hier als Componist einer Oper, von Liedern und Instrumentalsätzen, sowie als Sänger auf.

Besonders in letzterer Eigenschaft hatte er eine Höhe erreicht, die ihn bald zum Liebling des Wiener Publicums machte. Leider ließ er sich verleiten, auf der Bühne aufzutreten, doch da ihm jegliche Darstellungskunst mangelte, so konnte er es nie zu einem nennenswerthen Erfolge bringen. Er ging darauf nach Pressburg an die neu eingerichtete Oper, doch auch hier war ihm der Erfolg nicht hold, so daß er nach Ablauf der eingegangenen Verbindlichkeit wieder nach Wien zurückkehrte und sich ganz dem Studium der großen älteren und neueren Meister widmete. Hier reifte in ihm der Plan, seine Kräfte nur der Bekanntmachung der Heroen in der Kunst zu widmen. Doch wie er diese Idee verwirklichen konnte, lag noch im Keime versteckt. 1816 ging er nach Berlin und ließ sich wieder verleiten auf der Bühne aufzutreten. Obgleich man seine wundervolle Stimme bewunderte, bedauerte man sein steifes Spiel. Da er infolge dessen keine feste Anstellung finden konnte, wandte er sich nach Frankfurt a. M. und hier engagirte man ihn nach einigen Gastrollen für die Oper. Seine Stimme war kein eigentlicher Tenor, doch durch Uebung erweiterte er sie nach der Höhe zu bis zum eingestrichenen as und sogar bis a. Ganz besonders wurde die gleichmäßige Ausbildung derselben gerühmt und in der classischen Oper eines Mozart feierte er hier die größten Triumphe. Was ihm an Darstellungskraft versagt war, erreichte er durch die größte Kunst des Gesanges und der bis dahin ganz unbekannten declamatorisch-dramatischen Wiedergabe des Textes. Je einfacher die Composition war, desto größer war der Erfolg, den er mit seinem Vortrage erreichte. Es konnte nicht fehlen, daß er in Frankfurt mit den angesehensten Familien in Verbindung trat, besonders da er auch Gesangunterricht ertheilte, und so reifte in ihm der Plan, seine alte Lieblingsidee zu verwirklichen und einen Gesangverein zur Pflege der classischen Meister zu gründen, besonders da ihn ein rheumatisches Leiden und eine plötzlich eintretende Heiserkeit sehr oft am Auftreten auf der Bühne verhinderte. Am 24. Juli 1818 fand eine Versammlung von Freunden Schelble's statt, welche die Gründung eines Musikvereins unter seiner Leitung beschlossen und einen Abend in der Woche für regelmäßige Zusammenkünfte festsetzten. Etwa 20 Personen nahmen anfänglich Theil und am 28. October desselben Jahres wurde vor einem kleinen Zuhörerkreise die Zauberflöte aufgeführt, am 22. November war der Chor schon bis auf 50 Personen angewachsen und eine Cantate von S. selbst zur Aufführung gebracht. Am 30. Januar 1819 wurde Mozart's Requiem gesungen und am 18. April mit einem Chor von 73 Mitgliedern die Messe desselben Meisters. S. entwickelte hierbei ein Directionstalent, welches er sich selbst kaum zugetraut hatte, und der Verein wuchs an Mitgliedern zusehends. Händel's, Bach's, Cherubini's und Mozart's große Chorwerke folgten nun rasch aufeinander. Seit 1819 hatte er mit Rossini's Tancred der Bühne entsagt und von 1821 ab sorgte der Verein für einen Jahresgehalt für seinen Director und legte dem Vereine zugleich den Namen „Cäcilien-Verein" bei. In gesicherter und angesehener Stellung verheirathete er sich nun 1820 mit einem Fräulein Müller aus Königsberg. Jetzt wurden auch Abonnements-Concerte eingerichtet, das erste brachte am 21. December 1821 Händel's Judas Maccabaeus zur Aufführung. Neben den bereits schon genannten Meistern brachte er aber auch ältere italienische Meister zu Gehör, wie Palestrina, Durante, Scarlatti, Lotti u. s. Seit dem Jahre 1828 weihte S. seinen Verein fast ausschließlich in die großen Chorwerke Seb. Bach's ein und wenn man bedenkt, wie schwer das große Publicum sich diesem Meister nähert, so ist es um so mehr anzuerkennen, daß er verstand, seine Chorsänger und Zuhörer in einer Weise für Bach zu begeistern, daß er eine Zeitlang nichts anderes als Bach'sche Werke aufführen konnte, darunter die große H-moll-Messe und die Matthäuspassion; in letzterer sang er selbst den Evangelisten, da er Niemanden für diese außerordentlich schwierige Partie fand

unte. Das Jahr 1831 sollte ein Jahr der Prüfung für S. und den Verein rden, denn in diesem Jahre lief das Decennium ab, für welches eine Reihe hlhabender Männer sich verpflichtet hatten, jährlich eine größere Summe beiragen. Sie zogen sich sämmtlich zurück und S. sah sich genöthigt auf eigene sten den Verein weiter zu führen. Private erhöhte Thätigkeit durch Unterricht heilen mußte die fehlende Summe ersetzen, und so sehen wir S. sich in den ten Mannesjahren aufreiben und einem baldigen Tode entgegen gehen. Im 1837 war er bereits so hinfällig, daß er zur Erholung nach seinem Geburtse reiste, doch kehrte er nicht mehr von da zurück, sondern starb noch in demben Jahre. Und nun zum Schluß noch einige Worte Mendelssohn's, die helble's Thätigkeit so treffend schildern. In einem Briefe an Zelter vom Februar 1832 schreibt er u. A.: „Dafür ist aber wieder der Cäcilien-Verein t, wegen dessen allein man schon in Frankfurt gern sein muß; die Leute singen so viel Feuer und so zusammen, daß es eine Freude ist; er versammelt sich mal wöchentlich und hat gegen 200 Mitglieder; außerdem hat aber S. des eitags Abends bei sich einen kleinen Verein von etwa 30 Stimmen, wo er am vier singen läßt und seine Lieblingssachen, die er dem großen Verein nicht ich zu geben wagt, nach und nach vorbereitet. Man kann kaum glauben, viel ein einziger Mensch, der was will, auf alle andern wirken kann; S. t dort ganz allein, Sinn für ernste Musik ist gewiß nicht vorzugsweise in nkfurt, und doch ist es merkwürdig, mit welcher Freude und wie gut dort Dilettantinnen das „wohltemperirte Clavier", die Inventionen, den ganzen thoven spielen, wie sie das Alles auswendig wissen, jede falsche Note conliren, wie sie wirklich musikalisch gebildet sind. Er hat sich einen sehr benden Wirkungskreis geschaffen und die Leute im eigentlichsten Sinne weiter macht." Wenn man dieses hohe Lob eines so genialen Mannes mit dem Urile vergleicht, welches der Redacteur der Allgemeinen musikalischen Zeitung in ipzig 36 Jahre später fällt (Jahrg. 1868, S. 388), in dem S. jeglicher Einß auf das Musiktreiben Frankfurt's abgesprochen und einseitige Richtung geworfen wird, so wird man recht inne, daß Tadeln leichter als Loben ist d daß Begebenheiten nach 36 Jahren anders erscheinen, als sie in der That ren. Wie recht Mendelssohn hatte und wie segensreich Schelble's Einfluß r, ersieht man aus den Urtheilen, die Mendelssohn über andere Städte fällt, über München, wo man 1830 die Classiker kaum dem Namen nach kannte. nkfurt war durch S. eine Oase in der Wüste geworden und dies verdient ißt hohes Lob. Rob. Eitner.

Schele: Eduard August Friedrich Freiherr v. S., der zweite Sohn des eiherrn Georg v. S. (s. u.), geboren am 23. September 1805 zu Schelenburg, uchte das Lyceum in Hannover, studirte in Göttingen vom Herbst 1823 bis rbst 1826 und trat in den hannoverschen Justizdienst. 1830 zum Assessor der Justizkanzlei in Hannover ernannt, wurde er seit 1832 zugleich als lfsarbeiter im Justizministerium und bald darauf auch im auswärtigen inisterium beschäftigt. Als sein Vater mit dem Regierungsantritt Ernst gust's zum Staats- und Cabinetsminister und Minister der auswärtigen Angenheiten berufen wurde, erhielt S. eine Stelle im letztgenannten Ministerium dem für dessen Räthe hier wie anderwärts üblichen Titel Legationsrath und en v. Falcke, Leist und v. Lütcken einen Platz im Cabinet. Im Verfassungsmpfe erwarb er sich mannichfache Verdienste um die Politik Ernst August's s seines Vaters. Er begleitete den König auf der Reise nach Karlsbad im mmer 1837 und nahm an der Conferenz Theil, welche Metternich auf seinem hlosse Königswarth am 11. August mit dem Bundespräsidialgesandten v. Münchlinghausen, dem preußischen Gesandten in Wien v. Maltzan und dem han-

noverschen Gesandten v. Bodenhausen über die hannoversche Angelegenh
hielt. Die Sicherheit, welche S. heimbrachte, daß die deutschen Großmäc
König nicht im Stiche lassen würden, trug ihm bei Ernst August gewi
geringe Wertschätzung ein. Er verweilte dann auch im November in d
gebung des Königs auf dem Jagdschlosse Rotenkirchen und war ein Haup
der Scene, welche man die Deputation der Göttinger Universität dort
ließ und Dahlmann in seiner Schrift: „Zur Verständigung" verewigt ha
Bezeichnung: „Der Sohn seines Vaters", die Dahlmann von Schele's
Bruder, dem Landrath Ludwig v. S., gebraucht, wurde früh auf ihn
und ist sein Lebenlang an ihm haften geblieben, wenn auch unverdienter
Im Sommer 1839 vor der Abstimmung des Bundestages in der hannov
Sache war er mit einer Mission nach Frankfurt betraut. 1840 zum Ca
rath, 1843 zum geheimen Cabinetsrath befördert, wurde er 1844 in d
der Verfassung von 1840 einzige dem Könige vorbehaltene und mit einer
gliede adeligen Standes zu besetzende Stelle der ersten Kammer berufen.
Kronprinzen Georg hielt er Vorträge zu dessen Einführung in die Regi
geschäfte. Nach Stralenheim's Tode im J. 1847 übernahm S. die D
des Ministerialdepartements der Justiz. Am 20. März 1848 trat S. mi
Collegen zurück und machte dem Ministerium Stüve Platz. In der
versammlung, deren erster Kammer er jetzt als Abgeordneter der Osnabr
Ritterschaft angehörte, wie bisher sein älterer Bruder, erklärte er sich gern
zu einer Reform der Ritterschaften durch Aufnahme von Bürgerlichen
wirken, verweigerte aber seine Zustimmung zu dem Satz der Adresse,
einen Verzicht des Adels auf sein Recht der Standschaft enthielt und nach
Meinung das Recht der Provinzialstände verletzte. Von der großen M
seiner Standesgenossen überstimmt, enthielt er sich seitdem der thätigen
nahme an den Kammerverhandlungen. Erst ein Auftrag Ernst August's
mecklenburgischen Verfassungssache führte ihn der officiellen Politik wie
Der Großherzog von Mecklenburg, von der Ritterschaft verklagt, hatte der
verordnung von 1817 gemäß den König von Hannover, die Ritterschaft
König von Preußen um Bestellung eines der Rechts- und Staatssachen k
Schiedsrichters ersucht und jener S., dieser den Vicepräsidenten des Obertr
Götze ernannt, die mit dem Obmann v. Langenn, Präsidenten des Do
Oberappellationsgerichts, zu Freienwalde am 11. September 1850 die Au
der landständischen Verfassung durch das Staatsgrundgesetz von 1849 für
erklärten. Zu den Ministerialconferenzen, welche Fürst Schwarzenbe
23. December 1850 in Dresden eröffnete, erschien für Hannover mit d
maligen Ministerpräsidenten A. v. Münchhausen Herr v. S. Der erstere,
den hochfahrenden Fürsten Schwarzenberg schwer verletzt und für seine
Politik einer äußeren Stütze bedürftig, näherte sich Preußen, während glei
unter den Mitgliedern der Commission, welche Maßregeln zur gemei
Förderung der materiellen Interessen berathen sollte, der hannoversche G
Steuerdirector Klenze mit Geh. Rath Delbrück Besprechungen anknüpfte
verhältnißmäßig schnell zu dem für die wirthschaftlichen Verhältnisse leider
gleich erwünschten Vertrage vom 7. September 1851 führten, welcher de
tritt Hannovers in den Zollverein zum 1. Januar 1854 stipulirte. D
näherung setzte sich in Frankfurt fort, wohin S. an des zurückberufenen T
Stelle Mitte Mai 1851 abgesandt wurde und ziemlich gleichzeitig mit de
ernannten Rathe bei der preußischen Bundestagsgesandtschaft, G.-L. Legation
O. v. Bismarck, eintrat. Rasch gestaltete sich ein gutes Einvernehmen z
beiden. Bismarck lobte den hannoverschen Collegen als offen und wohlw
als den einzigen der ganzen Gesellschaft, der ihm gefiel, und schmeichelt

Hingebung an Oesterreich, deren sich die hannoversche Stimme bis dahin fleißigt, in etwas erschüttert zu haben, zumal sich S. gleich andern über ver- endes Auftreten des Präsidialgesandten zu beschweren hatte. Schele's Thätig- t in Frankfurt hat nicht länger als sechs Monate gewährt, aber ihn doch an chtigen Geschäften betheiligt, der Flottenangelegenheit, den Versuchen einer all- meinen Handelseinigung und den Maßregeln gegen die deutschen Landesver- fungen. Keine war darunter so verhängnißvoll, auch für Schele's eigene Zu- ft, als der unter seiner Mitwirkung gefaßte Beschluß vom 23. August, der Regierungen zur Prüfung der Uebereinstimmung ihres Landesrechts mit dem ndesrecht aufforderte und zur Niedersetzung des sog. Reactionsausschusses rte. Als der Bundestag am 3. October, wenn auch in schonender Form, hannoversche Regierung mit Gesetzen und Verfügungen gegen die bestehenden vinzialverfassungen vorerst einzuhalten ersuchte, und der gedachte Ausschuß 23. October eine Auskunft über die Revisionsbedürftigkeit der hannoverschen tzgebung wünschte, war S., durch eine Ministerkrisis in die Heimath gerufen, esend. Ende October kehrte er zurück, aber nur auf kurze Zeit; denn als ig Ernst August am 18. November starb, bestätigte zwar sein Nachfolger die Minister es Vaters zunächst in ihren Aemtern, aber schon vier Tage später war das isterium Münchhausen-Lindemann entlassen und ein neues unter S. gebildet. ebt sich schon hieraus, daß keine Vorbesprechungen während der längeren nkheit des 81jährigen Ernst August stattgefunden hatten, so erhellt es auch er aus der Unsicherheit, mit der sich S. und andere gegen Bismarck noch vor dem Regierungsantritt König Georg V. über dessen politische Absichten ßert hatten, und nicht zum wenigsten aus der Zusammensetzung des neuen isteriums. Denn die bürgerlichen Staatsdiener, Windthorst und Bacmeister, hier mit den adeligen, v. Borries und v. d. Decken, vereinigt waren, ver- n in der wichtigsten Frage des Landes entgegengesetzte Meinungen. Jene en von einer Verständigung mit der Ständeversammlung und den Pro- iallandschaften, diese, zugleich die bisherigen Führer der Ritterschaften in n Kampf gegen die Regierung, von einer Beseitigung der 1848er Verfassung h den Bund die Lösung der inneren Schwierigkeiten. Der Ministerialpräsident, chen den beiden Parteien stehend, neigte sich mehr zu der Ansicht seiner erlichen Collegen hin. Die Verfassungsfrage war nicht die einzige ungelöste gabe, welche die Vorgänger dem neuen Ministerium hinterlassen hatten: der tembervertrag, die Gesetze zur Verwaltungsorganisation, die Flottenangelegen- , alles harrte der Erledigung. Auf Unterstützung hatte der neue Minister ig zu rechnen. Der junge König, in Staatsgeschäften unerfahren, war noch tschlossen über die einzuschlagende Richtung. In der Ständeversammlung n der Name und die Vergangenheit des Ministers Besorgnisse und Erinner- n an 1837 wach. Am Hofe hatten die Ritterschaften die einflußreichste retung. In der Diplomatie überwogen die österreichisch-großdeutschen Stim- und redeten der Intervention des Bundes in der Verfassungsangelegenheit der Verdrängung des Septembervertrages durch eine österreichisch-deutsche einigung das Wort. Preußen, das allen Grund gehabt hätte zur Unter- ung des Ministers S., ihm auch persönlich wohlwollte, gewährte nur lauen tand. Bismarck, zwar geneigt, eher ein liberales als ein österreichisches isterium zu begünstigen, mußte sich doch den Weisungen des Ministers nteufel fügen, der es nicht mit den Rittern verderben wollte, und da auch preußische Bundestagsgesandte die Ziele der Ritterschaft als berechtigt, die mpetenz des Bundes zum Einschreiten in Hannover als begründet anerkannte vor allen Dingen in Borries oder v. d. Decken den Minister der Zukunft ickte, so wünschte er es bei aller Theilnahme für S. zu vermeiden, daß die

Ritterschaften in Preußen ihren Gegner und nur im Bunde und Oesterreich Ankergrund ihres Schiffes sahen. Eine der ersten Unternehmungen des Minis endete mit einem Fiasco. Der vom 20.—23. März 1852 im Residenzschl zu Hannover abgehaltene Flottencongreß, zu dem alle deutschen Staaten a Oesterreich und Preußen geladen waren, wurde vom Vorsitzenden S. mit Worten geschlossen: ein günstiger Erfolg sei leider nicht erreicht, aber man in einer deutschen Sache doch einmal deutsch vereinigt gewesen und wolle Hoffnung eines späteren Gelingens nicht aufgeben. S. maß dem particularistis Verhalten Baierns die Hauptschuld bei, als ob das ganze Vorhaben Hannov einen Nordseeflottenverein mit Ausschluß Preußens zu begründen, einen and Namen verdient hätte. Dagegen war das Ministerium glücklich in der Du bringung des Septembervertrages durch die Kammern (Januar 1852) und wies sich stark genug, im April 1852 die ritterschaftlichen Elemente auszuschei und durch Aufnahme des Freiherrn v. Hammerstein, der dem Ministerium St als Generalsecretär, dem Ministerium Münchhausen als Finanzminister ange hatte, eine größere Einheitlichkeit herzustellen. Zugleich gelang es S., intriguante und im ritterschaftlichen Sinne thätige Persönlichkeit, den schon der Zeit seines Vaters her bekannten, aber dem Sohne sehr wenig genehm Rath Zimmermann von Hannover zu entfernen. Zu Anfang Mai erhielt Reihe der wichtigsten Organisationsgesetze, wie die Landgemeindenordnung, Staatsdienergesetz, die königliche Sanction oder wie die Städteordnung den fehlenden Anfangstermin der Gültigkeit. Andere Gesetze, wie die über die An ordnung und Amtsvertretung, folgten im Juli und September nach. Für war der 1. October 1852 als Einführungstag bestimmt. Weniger glück war der Verlauf der Verfassungsangelegenheit. Weder die im J. 1 noch die im J. 1853 vorgelegte Revision der Verfassung von 1848 fand Beifall des Landtages; ebenso wenig führten die mit den Ritterschaften geleiteten Verhandlungen zum Ziel. Die Ritterschaften fanden, daß zu we die Stände, daß zu viel nachgegeben sei. Auch dem Septembervertrage bereit die von der Darmstädter Coalition betriebenen handelspolitischen Schach noch mancherlei Schwierigkeiten, so daß Herr v. Bismarck nicht umhin kon S. an die Vertragstreue zu erinnern. Der im Februar 1853 erfolgte Absch zwischen Preußen und Oesterreich brachte diese unglücklichen Treibereien aus Welt und beendete zugleich eine durch den Septembervertrag hervorgeru Ministerkrise, die schon den Nachfolger Schele's von Osnabrück herbeigeru hatte. Eine zweite Krisis desselben Jahres verlief weniger günstig. Hatte zu Ende des Sommers noch den Anschein gehabt, als werde der Finanzmin Bacmeister mit der Neubildung eines Cabinets beauftragt werden, da die stände der königlichen Casse dem Könige eine Aenderung in der Domanial waltung wünschenswerth machten, so trat im November ein anderer Ausg ein. Während des Herbstaufenthalts des Hofes in Rotenkirchen geschahen letzten Anstrengungen, um dem Ministerium Schele ein Ende zu bereiten. Damen, insbesondere die Prinzessin Louise von Hessen, Gemahlin des Gene Graf v. d. Decken, spielten dabei eine Rolle. S. schied mit dem bittern fühle, daß die englische Einrichtung, mit dem Ministerium auch die Hofhalt wechseln zu lassen, die höchste Anerkennung verdiene. Am 21. November 1 erhielt das Ministerium seine Entlassung und wurde durch ein Cabinet Lü ersetzt. S. nahm den Dank seiner Landsleute mit für die Durchführung Septembervertrages, die Einführung der Verwaltungsgesetze und die Fernhalt der Bundesintervention. Verwundert lasen sie das, was sie als eine Bethätig seines Rechtssinns ehrten, später in den Berichten des preußischen Bundest*gesandten* als „eine im hannoverschen Stolze wurzelnde Abneigung", und

ersuche, sich mit den Vätern der Verfassung von 1848 zu verständigen und
re Unterstützung bei seiner schwierigen Aufgabe, dem Andringen entgegengesetzter
arteien gerecht zu werden, zu gewinnen, als ein Liegen in den Schnüren
tüve's und des Grafen Bennigsen bezeichnet, die demselben Berichterstatter,
ltsam genug, als Demokraten oder Radicale galten. An der weiteren Politik
s Landes hat sich S. nicht betheiligt. Ein Aufsatz in der Zeitschrift des
istorischen Vereins für Niedersachsen von 1855 ist erwähnenswerth, weniger
egen seines Gegenstandes: „ob es Abstufungen oder erhebliche Verschieden-
eiten unter den Ministerialen gegeben habe", als wegen seines Bekenntnisses zu
en Ideen Bluntschli's über die Nothwendigkeit einer Reform des Adels.
ine Schrift: „Ueber die Freiheit oder Unfreiheit der Ministerialen des MA."
Frankf. 1868) versucht die Ansicht zu widerlegen, daß Unfreiheit zum Wesen
er Ministerialität gehöre. 1858 übernahm S. die durch den Tod des Freiherrn
Dörnberg erledigte Stelle eines General-Postdirectors des Fürsten von Thurn
nd Taxis. Als die fürstlichen Rechte durch den Vertrag vom 28. Januar
867 auf Preußen übergingen, behielt S. seinen Wohnsitz in Frankfurt a/M.
r starb unverheirathet am 13. Februar 1875 und wurde in Schelenburg
eigesetzt.

Zeitung f. Norddeutschland vom November 1851. — Deutsche Volks-
zeitung vom Februar 1875. — Oppermann, Z. Gesch. Hannovers passim. —
Stüve, Art. im St.-W.-B. IV, 729; Biographie Lehzens (Hs.). — Ippel,
Briefwechsel zwischen Grimm und Dahlmann I, 313 ff., 331. — Dahlmann,
Kl. Schr. S. 275 ff., 283. — v. Treitschke, Deutsche Geschichte IV, 655 ff. —
Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, Aus m. Leben II, 42 ff. — Poschinger,
Preußen im Bundestag I, 302; IV, 16, 30, 62, 72, 88, 111. — v. Sybel,
Begründung des Deutschen Reiches I, 165. F. Frensdorff.

Schele: Georg Victor Friedrich Diedrich Freiherr v. S., geboren am
. November 1771 zu Osnabrück, † am 5. September 1844 zu Schelen-
urg. Die Familie gehörte der Ritterschaft des Bisthums Osnabrück an, ihr
eiherrlicher Stand ist in Hannover 1838, in Preußen 1841 und 1843 aus-
rücklich anerkannt worden. Georg v. S., dessen Eltern Ludwig Clamor v. S.,
snabrückscher Kammerherr und Landdrost († 1825), und Clara Freiin v. Münster,
chwester des bekannten hannoverschen Staatsmannes (f. A. D. B. XXIII, 157),
aren, wurde bis zum 16. Lebensjahre im elterlichen Hause erzogen, besuchte
787—1789 die Ritterakademie zu Lüneburg und studirte 1789—1792 in
öttingen. Pütter verzeichnet ihn unter den Zuhörern des Jahres 1791. Nur
rze Zeit verbrachte S. im praktischen Justizdienst. 24 Jahre alt verheirathete
sich mit Charlotte v. Ledebur, der Tochter des hannoverschen Kammerherrn
. A. v. Ledebur, und lebte seitdem auf dem väterlichen Gute Schelenburg,
ur als Mitglied der Osnabrücker Ritterschaft an den öffentlichen Geschäften be-
eiligt. Die eindringende Fremdherrschaft versetzte ihn auf einen größeren
chauplatz. In der 1807 nach Paris entsandten Huldigungsdeputation vertrat
mit Bösefager die Ritterschaft, während Struckmann für die Stadt und Kanzlei-
ath v. Bar für die Beamtenschaft theilnahmen. Mit Errichtung des König-
ichs Westfalen trat S. in dessen Dienst, auf Andringen des Geh. Raths
. d. Busche, des Chefs der Osnabrücker Regierung, wenn man Zimmermann's
eugniß trauen darf. S. wurde Staatsrath und erster Kämmerer Jerome's,
ine Frau Ehrenpalastdame der Königin. Im August 1808 erhielt er den Ge-
andtschaftsposten in München, den er zwei Jahre lang bekleidete; sein Gesandt-
haftssecretär war Ernst v. d. Malsburg. Zurückgekehrt widmete sich S. wieder
en Arbeiten des Staatsraths und suchte den König für eine Verbindung der
utschen Staaten, die sie in ihrem Besitzstande gegen Frankreich schützen sollte,

zu gewinnen, eine Idee, die den Stimmungen am bairischen Hofe nach Montgelas' Rückkehr von Paris entsprungen sein mochte. Ihre Anregung kostete S. seine Stelle und machte ihn der französischen Polizei verdächtig, die ihn im Frühjahr 1813 auf vier Wochen als Staatsgefangenen nach Wesel schickte, dann zu einem zweimonatlichen Aufenthalt in Paris nöthigte, wo er zwar frei, aber unter Aufsicht lebte. Nach Abwerfung der Fremdherrschaft trat S. in das politische Leben Hannovers ein. Abgeordneter der Osnabrücker Ritterschaft zu dem ersten allgemeinen Landtage, der im December 1814 eröffnet wurde, gewann er unter seinen Mitständen bald eine Führerstellung. Anfangs, wie es scheint, noch in guter Beziehung zur Regierung, denn er stellte, von ihr unterstützt, den Antrag auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen, den die Mehrheit, in altständischer Heimlichkeit befangen, ablehnte, sammelte er bald um sich die unzufriedenen aristokratischen Elemente, die sich der von dem Ministerium und seinem Vertreter Rehberg beabsichtigten Ordnung der politischen Verhältnisse widersetzten. Obschon nur eine Minorität, brachte es die Partei durch ihre zu dem Grafen Münster in London hinüberreichende Verbindung dahin, daß Rehberg fiel und das Curiekammersystem aufgegeben wurde. Durch die Vereinigung der Abgeordneten der Ritterschaften in einer ersten Kammer hatte die bisherige Minorität eine der gesammten übrigen Vertretung zum mindesten gleichwerthige Stellung errungen. Schele's Verdienst um die Verfassung von 1819 erkannte die Regierung dadurch an, daß sie ihn von der seit 1817 bekleideten Stelle eines Regierungsraths zu Osnabrück zu dem Amte eines Präsidenten des neugeschaffenen Obersteuer- und Schatzcollegiums beförderte, einer der wenigen Stellen in dieser überwiegend ständisch componirten Behörde, deren Besetzung dem Landesherrn vorbehalten war. War diese Behörde der Nerv der Verfassung von 1819 nach Lehzen's Ausdruck, so kam ihrem Leiter in Finanzverwaltung und ständischer Vertretung große Bedeutung zu. 1823 wurde S. zum wirklichen Geh. Rath und Mitglied des Geheimenraths ernannt. Gelang es im J. 1831 dem heimischen Beamtenthum, den Schwerpunkt der Regierung wieder nach Hannover zu verlegen und den Grafen Münster zu beseitigen, so ist es leicht erklärlich, wenn S. von nun ab seine Gegner in der bürgerlichen Staatsdienerschaft und ihrer Stütze, der zweiten Kammer erblickte und energisch bekämpfte. Die Stelle Rehberg's nahm jetzt Rose ein; die Minirarbeit, die früher durch die Verbindung mit dem Grafen Münster geglückt war, wurde jetzt durch Anknüpfung mit dem präsumtiven Thronfolger, Ernst August von Cumberland, versucht. Man kennt nicht die Zwischenglieder, die dabei behülflich waren: eines scheint der preußische General Karl von Müffling gewesen zu sein, der, seit 1799 mit Schele's Schwester Dorothea heirathet, zum Herzog von Cumberland in guten Beziehungen stand. S. nahm inzwischen an den ständischen Arbeiten des Landes ununterbrochen Antheil. Er gehörte zu den sieben Commissaren, welche Namens der ersten Kammer den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes im Winter 1831 auf 1832 mitberiethen. Seine Verhandlungen zeugen von der Lebhaftigkeit seiner Theilnahme. Er trat für die großen Grundbesitzer ein, denen man, anstatt sie zu beneiden, einen vorzüglichen Einfluß bei der Leitung der Gemeindeangelegenheiten einräumen solle, gegen die Einschränkung des Rechts der Stände auf eine Obhut der Domänen, damit nicht dem Könige die Möglichkeit, für das Wohl der Unterthanen zu sorgen, abgeschnitten werde, äußert sich übrigens sonst nicht als einer der Ultras und bekämpft z. B. den Schlußantrag des Feldzeugmeisters v. d. Decken, die Verfassung den Provinzialständen vorzulegen. Nach Einführung des Staatsgrundgesetzes berief der König S. zum Mitgliede der ersten Kammer und zwar in den einzige der vier ihm vorbehaltenen Stellen, die auf Lebenszeit zu besetzen waren. Er erwiderte das Vertrauen durch die Erklärung, daß er sich in der Kam-

nicht als Diener der Regierung, sondern allein durch seinen ständischen Eid gebunden betrachten werde und — dadurch, daß er der Verfassung von 1833 die Wurzeln abgrub. Dem Thronfolger brachte er den Glauben bei an eine Gefährdung seiner Domänen und an einen die Staatsdienerschaft erfüllenden Radicalismus, unter seinen Standesgenossen verschaffte er sich einen wachsenden Anhang, der jeder wirksamen Ausführung des Staatsgrundgesetzes, namentlich allem, was zur Beseitigung der Exemtionen dienen konnte, entgegentrat. Und war es Schele's stiller Arbeit zwanzig Jahre früher geglückt, eine werdende Verfassung aufzuhalten und von ihrem Ziele abzulenken, so galt es jetzt, eine in anerkannter Wirksamkeit stehende Verfassung erst zu unterhöhlen und dann umzustürzen. Auch das gelang. Mit dem Tode König Wilhelm IV. wurde der Staatsstreich ins Werk gesetzt. Sofort nach seiner Ankunft in Hannover am Nachmittage des 28. Juni 1837 berief Ernst August S. zu sich und blieb mit ihm, die Erleuchtung der Stadt unbeachtet lassend, in geheimer Berathung bis Mitternacht zusammen. Am nächstfolgenden Mittage nahm der König S. als Staats- und Cabinetsminister in Pflicht, nachdem er eigenhändig aus dem Formular die Bezugnahme auf das Staatsgrundgesetz weggestrichen hatte. Die Ständeversammlung wurde vertagt und anstatt des verfassungsmäßigen den Regierungsantritt verkündenden Patents am 5. Juli eine von S. gegengezeichnete königliche Proclamation erlassen, welche die Unverbindlichkeit des Staatsgrundgesetzes aussprach, die Entscheidung der Frage, ob durch dessen Revision oder durch Rückkehr zu der Verfassung von 1819 ein neuer Rechtszustand zu begründen sei, einstweilen vorbehielt. Wäre es nach Schele's Rath gegangen, der König hätte sofort den Landtag auflösen und die Verfassung von 1819, „die alte angeerbte Verfassung, in deren Verhältnissen die getreuen Unterthanen ehemals ihr Glück und ihre Zufriedenheit gefunden haben", wiederherstellen müssen. Ernst August, weniger gewaltthätig als sein neuer Rathgeber, verlangte zunächst commissarische Prüfung der bezeichneten Frage. Sie ist dreimal erfolgt; erst die dritte Antwort genügte dem Auftraggeber, denn die beiden ersten Gutachten gingen von der Rechtsbeständigkeit des Staatsgrundgesetzes aus: das von den bisherigen Ministern, wie das zweite von einer Commission hoher Justizbeamten unter Schele's Vorsitz erstattete, der überstimmt worden war. Erst das dritte, von Leist (s. A. D. B. XVIII, 226), Schele's Genossen im westfälischen Staatsrath, herrührend, leistete das Gewollte. Zugleich sandte S. eine Denkschrift an Oesterreich und Preußen zur Begründung des Patents vom 5. Juli. Ein Aufenthalt Ernst August's in Karlsbad, während dessen mit den Vertretern der deutschen Großmächte conferirt wurde, auch Müffling anwesend war, förderte die Dinge zu der von S. schon im Juni vorgeschlagenen Lösung, zu der man Ende October schritt. Die Ständeversammlung wurde aufgelöst, die Verfassung von 1833 für aufgehoben erklärt; die bisherigen Minister wurden aus ihrer Stellung als Cabinetsminister entlassen und als Departementsminister wieder angestellt. S. allein blieb Staats- und Cabinetsminister und leitete den Kampf, der sich nun entwickelte. Sein erstes Opfer wurden die Göttinger Sieben. Ihre Entsetzung wird dem Minister am wenigsten schwer gefallen sein, hatte er doch schon immer die Ansicht vertreten, für die Universität geschehe viel zu viel. Dachte der König an ein peinliches Verfahren wegen revolutionärer hochverrätherischer Tendenzen, befürworteten der Curator und der Justizminister in jedem Falle die Einhaltung des gesetzlichen Weges, so erklärte sich S., nachdem er zuerst die Verhaftung der Sieben in Erwägung gezogen, auf die Anfrage des in Rotenkirchen weilenden Königs in einem Berichte vom 29. November für ihre unverweilte Absetzung und Entfernung von Göttingen, da ihre fortdauernde Anwesenheit Unruhen her-

vorrufen könnte und außerdem durch ein abschreckendes Beispiel den übeln Folge vorgebeugt werden müsse, den ein solcher Vorgang für andere königliche Diene und für die Wahlcorporationen nach sich ziehen könnte. Die Rechnung auf d Schwäche der Menschen bewährte sich. Schele's unbeugsamer Wille, der um Rechtsbedenken nicht beirrt wurde, und das Vertrauen auf die deutschen Großmächte, die den König, wenn nicht geradezu unterstützten, jedenfalls gewähren ließen, führte über alle Schwierigkeiten hinweg. An gefügigen Helfern fehlte es ihm nicht: Leist, die geheimen Cabinetsräthe v. Lütcken und v. Falcke, sein eigener Sohn, Eduard v. S. (s. o. S. 746), Klenze, der ehemalige radicale Abgeordnete, u. a. Für die Vertretung in der Presse wurde der Polizeifecretär Gustav Zimmermann aus Gotha verschrieben, der sich durch eine Broschüre gegen die Sieben bemerklich gemacht hatte, aber doch Dankbarkeit genug besaß, um in einem Memoire vom 9. December 1839 den Minister S. um die Wiedereinsetzung von Albrecht, Weber und der Brüder Grimm anzugehen. Lange Zeit blieb S. alles überlassen, wie ein Großvezier hatte er die Gewalt in Händen. Die ganze Erbitterung, welche der Rechtsbruch von 1837 in Deutschland erregte, concentrirte sich auf den König und seinen Minister. Mochte ihm das Großkreuz des Rothen Adlerordens, das ihm im März 1838 von König Friedrich Wilhelm III. verliehen wurde, auch nach dem Zeugniß der officiellen Hannoverschen Zeitung bloß infolge des zwischen den beiden Ländern abgeschlossenen Vertrages zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs und aus demselben Anlaß auch dem Minister v. Schulte zu Theil geworden sein, die öffentliche Meinung erblickte darin eine Decoration des gehaßten Mannes. Lernte ein Fernerstehender ihn kennen, wie der Senator Duckwitz, der wegen einer Eisenbahnanlage nach Bremen hin mit ihm im Frühjahr 1841 zu unterhandeln hatte, so war er verwundert, an dem gefürchteten Manne ganz menschliche und wohlwollende Seiten zu entdecken. Je mehr der kluge und eigenwillige Monarch die Verhältnisse des Landes übersehen und würdigen lernte, desto mehr verlor sich die überwiegende Stellung des Ministers. Auch in der Regierung ließ die anfängliche Einheitlichkeit nach: ein Gegensatz zwischen dem Cabinetsminister und seinen degradirten Genossen war von vornherein unausbleiblich, aber auch S. und Leist, dessen Fügsamkeit keine Grenzen kannte, geriethen in Widerstreit. Schon im März 1839 sprach man von einer Unzufriedenheit Ernst August's mit S. und erzählte sich, daß Falcke und der jüngere S. allein noch den Gang der Geschäfte aufrecht erhielten. Zwei so harte Köpfe wie der König und sein Minister werden schwer genug mit einander ausgekommen sein. Nachdem es aber gelungen, die Unterstützung, welche der deutsche Bund der Opposition zu gewähren drohte, durch Oesterreich und Preußen zu vereiteln, war das Schwerste erreicht. Im J. 184 kam eine neue Landesverfassung durch Vereinbarung mit den dermaligen Ständen zu Stande, und als noch einmal eine zweite Kammer das Recht des Landes zu reclamiren wagte, wurde durch Octroyirung einer Vorschrift, die jeden Abgeordneten ausschloß, der nicht durch Revers die Rechtmäßigkeit der neuen Verfassung anerkannt hatte, der Kampf um das Staatsgrundgesetz beendet. Seit dem Winter 1843 kränkelte S. Man sagte, sein Geist habe gelitten. Im Juni 1844 mußte Geh. Cabinetsrath Falcke die Geschäfte übernehmen. Wenige Monate darauf starb S., nicht ganz 73 Jahre alt. Eine von S. verfaßte Schrift: „Geschichte der Familie v. Schele zu Schelenburg" (2 Thle., Hannover 1829), ist nicht in den Buchhandel gekommen und dem Verfasser unbekannt geblieben.

Von den Geschwistern Schele's verdient der jüngste Bruder, Friedrich, eine Erwähnung. Vicepräfect zu Halle, zu den Deutschgesinnten gehörend, verlobte er sich mit Reil's, des berühmten Mediciners, ältester Tochter. Friedrich Steffens nennt ihn einen liebenswürdigen, treuen Mann. Präfect des Al-

partements geworden, verließ er ohne Paß, verkleidet, seinen Amtssitz Hannover, n in Berlin noch kurz vor der Hochzeit mit dem Schwiegervater und der Braut amilienangelegenheiten zu besprechen. Die geheime Polizei hatte ihn aber obachtet, und so wurde er nach Cassel vorgefordert und des Dienstes entlassen. achdem er eine schwere Krankheit in Halle überstanden, wurde er in den preu- schen Staatsdienst als Geh. Regierungsrath aufgenommen, verheirathete sich 813, starb aber schon zwei Jahre darauf. Seine Witwe lebte bis 1868 in alle. Sein Sohn Werner war der Schwiegersohn des preußischen Ministers ichhorn.

G. Zimmermann, Denkstein für den Freiherrn v. Schele. Hannover 1844. Daraus: N. Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 22, Th. 2, S. 632. — Springer, Dahlmann I, 421. — Oppermann, Z. Gesch. des Königr. Hannover I, 283 u. a. m. — Ippel, Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Dahl- mann I, 172, 206, 244, 270, 373 u. a. m. — Dahlmann, Kl. Schriften S. 263. — Göcke, Das Königreich Westfalen, Düsseldorf 1888, S. 214. — v. Treitschke, Deutsche Geschichte IV, 650 ff. — (K. Janicke), Hannov. Courier 1885, Nr. 13341 und 13226. — Duckwitz, Denkwürdigkeiten, S. 23. — Hausmann, Erinnerungen aus dem achtzigj. Leben, S. 72. — Steffens, Was ich erlebte VI, 227, 306—309.

F. Frensdorff.

Scheler: Georg, Graf v. S., als Sohn des Freiherrn Matthäus v. S., emaligen Oberstlieutenants und Commandanten auf Hohenstaufen, 13. De- mber 1770 zu Ludwigsburg geboren, trat schon 1783 als Kadett im württem- rgischen Grenadierregiment Augé ein und wurde 1784 zum Lieutenant befördert. 794 wurde er Stabshauptmann beim Kreisinfanterieregiment, 1798 Compagnie- hef, von 1804 ab je nach Jahresfrist Major, Bataillonscommandeur, Oberst- ieutenant, 1807 zuerst Oberst, dann Commandeur der Garde zu Fuß, General- ajor und Brigadier. 1810 rückte er zum Generallieutenant, 1812 zum Divisionär or. Nachdem er 1815 Gouverneur von Stuttgart geworden, erhielt er 1816 en Oberbefehl über das in Frankreich stehende Occupationscorps, nach der Rückkehr 1818 das Commando der 1. Infanteriedivision, 1821 gleichzeitig wieder as Gouvernement von Stuttgart. In diesen Stellungen nahm er Theil an en Rheinfeldzügen von 1792—1795, dann an denjenigen von 1799, 1800, 805—1807, 1809 und 1812. Namentlich in dem Feldzuge gegen Rußland eichnete er sich durch Kaltblütigkeit und Tapferkeit aus; nach der Erkrankung es württembergischen Kronprinzen am Anfang des Feldzugs führte er das Heer eines Königs und gab sich alle Mühe, dasselbe zu verpflegen und zu erhalten. Bei Mosaisk warf ihn eine am Halse anprallende Kugel scheintodt zu Boden; einer Glieder noch nicht ganz mächtig, eilte er in das Gefecht zurück und trieb e Seinen vorwärts. Zahlreiche Ehrenzeichen — schon 1800 wurde er Ritter es Militärverdienstordens — lohnten seine Thaten; 1812 wurde er in den anzösischen und in den württembergischen Grafenstand erhoben. Seinen Sol- aten war er ein sorglicher Vater, auch im Privatleben bieder, rechtlich und ohlthätig. Mit aufrichtiger Trauer vernahmen besonders seine alten Mitkämpfer e Kunde von seinem am 3. Februar 1826 in Stuttgart nach längerer Krank- eit erfolgten Tode und strömten herbei, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Schwäbischer Merkur vom 14. und 15. Februar 1826. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1826, 2. — Württemb. Jahrbücher, 1826, 33.

Eugen Schneider.

Schelhammer: Günther Christoph S., Arzt, geboren am 13. März 649 in Jena als Sohn des dortigen Professors der Anatomie und Chirurgie hristoph S. (1620—52), *studirte an* der Universität seiner Vaterstadt, in Leipzig

und Leyden, machte an letztgenanntem Orte die Belagerung durch die Franzosen mit und betheiligte sich bei dieser Gelegenheit tapfer am Vertheidigungskampfe. Darauf machte er im ganzen 5 Jahre lang wissenschaftliche Reisen und zwar nach England, wo er mit Boyle und Morison bekannt wurde, nach Frankreich und Italien, erwarb nach seiner Rückkehr 1677 unter dem Vorsitz von Wedel mit der Abhandlung „De voce ejusque affectibus" die Doctorwürde, erhielt schon 1679 die Professur der Botanik in Helmstedt, die er 10 Jahre lang bekleidete, bis er 1689 einem Ruf als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik nach Jena folgte. 1695 vertauschte er diese Stellung mit der ordentlichen Professur der praktischen Medicin in Kiel, wo er zugleich als herzoglicher Leibarzt bis an sein am 11. Februar 1716 eingetretenes Lebensende wirkte. S. war nicht bloß ein gelehrter Arzt, sondern auch ein tüchtiger Naturforscher. Er hat botanische, chemische, physikalische und rein medicinische Arbeiten in beträchtlicher Anzahl veröffentlicht. Letztere sind allerdings meist nur von geringem Umfange, Dissertationen und akademische Programme, welche heutzutage nur noch geringfügiges Interesse besitzen und hauptsächlich S. als einen großen Freund der chemiatrischen Lehren des Holländers Sylvius documentiren.

Vergl. Éloy, Dictionn. hist. de la méd. etc. IV p. 206. — Vogel, Lexicon hervorr. Aerzte von A. Hirsch V, 214 und die daselbst angeführten Quellen.

Pagel.

Schelhammer: Johann S., geboren am 27. Juli 1540 zu Wehra im jetzigen Großherzogthum Sachsen als Sohn des dortigen Pfarrers, studirte zu Jena, diente zuerst an verschiedenen Orten als Schulmann, ward 1561 Prediger zu Walhausen und 1569 zu Quedlinburg. Hier mußte er den Krypto-Calvinisten weichen; auch in Goslar, wo er inzwischen 1587 Superintendent geworden war, war seines Bleibens nicht. Er ward darauf 1590 in Hamburg Pastor an der Peterskirche und 1613 Senior des Ministeriums. Hier starb er am 27. December 1620. Bekannter als durch seine Streitschriften wider die Calvinisten ist er durch sein Eintreten gegen den Weigel'schen Mysticismus geworden, nämlich durch seine „Widerlegung" der Weigelschen Kirchen- oder Hauspostill.

Moller, Cimbria literata II, 770—72.

v. H.

Schelhorn: Johann Georg S., weiland Superintendent der Reichsstadt Memmingen, Doctor der Theologie, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig, war einer der bedeutendsten süddeutschen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts und ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Geboren am 8. des Christmonats 1694 (nach Angabe seines Zeitgenossen J. Brucker) als Sohn des Memminger Handelsmannes Johann S., empfing er den ersten Unterricht von seinem Vater, der sich in seiner Jugend den schönen Wissenschaften gewidmet hatte, sowie von dem Superintendenten seiner Vaterstadt, Christian Erhart; außerdem besuchte er die öffentliche Stadtschule mit sehr gutem Erfolge, so daß er im J. 1712 trefflich vorbereitet, die Universität Jena beziehen konnte. Von den damaligen Professoren der genannten Hochschule übte der Theologe und Polyhistor Buddeus auf den strebsamen Jüngling einen sehr großen Einfluß aus, doch suchte dieser auch die Vorlesungen von Syrbius, Stolle, Foertsch und namentlich die philologischen Exercitien von Danz für seine Ausbildung nach Kräften zu verwerthen. Eine nicht ungefährliche Gliederkrankheit, welche ihn im März 1714 befallen hatte, bestimmte ihn aber, den Musensitz an der Saale zu verlassen und seine Studien in dem näher gelegenen Altdorf fortzusetzen; hier nahm sich insbesondere Zeltner, dem er empfohlen war, seiner an; derselbe stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung, ging ihm mit Rath und That zur Hand und unterstützte ihn

in der Folge die gelehrten Bestrebungen seines Schülers, wofür ihm dieser zeitlebens die innigste Dankbarkeit bewies. 1716 kehrte er nach Memmingen zurück, wo er sich vor allem die Kenntniß der Stadtbibliothek angelegen sein ließ und sich an den Disputirübungen, die von dem im Griechischen und in der Kirchengeschichte bewanderten Superintendenten Wachter geleitet wurden, lebhaft betheiligte. Im J. 1717 treffen wir ihn zum zweiten Male in Jena, woselbst er ein Jahr hindurch verweilte, um unter der Leitung von Buddeus und Danz seine Studien zum Abschlusse zu bringen. Nun begab er sich wieder in seine Vaterstadt, um in derselben als Lehrer, Seelsorger, Bibliothekar und Schriftsteller eine ungemein fruchtbare Thätigkeit zu entwickeln. Seine ersten schriftstellerischen Versuche erschienen als Beiträge zu den „Miscellaneis Lipsiensibus“ und in der „Bibliotheca Bremensis“, und da dieselben achtenswerthe Gelehrsamkeit und glückliche Darstellungsgabe verriethen, wurde er von verschiedenen Seiten zur Fortsetzung seiner litterarischen Thätigkeit ermuntert. Wegen der Ungunst der Verhältnisse konnte S. vorerst mit einem Kirchenamte nicht betraut werden; erst im J. 1725 trat durch seine Ernennung zum Lehrer und Conrector an der Stadtschule in Memmingen eine Besserung seiner pecuniären Verhältnisse ein, infolge deren er sich bald darauf mit Jakobine Merz, einer Tochter des evangelischen Seniors Merz in Kaufbeuren, vermählte, mit welcher er in äußerst glücklicher Ehe lebte. Seine äußern Verhältnisse waren bedeutenden Veränderungen nicht ausgesetzt; 1732 wurde er zum Pfarrer in dem in der Nähe von Memmingen liegenden Buxach ernannt, sodann 1734 als Prediger in seine Vaterstadt berufen, welche seine Verdienste dadurch ehrte, daß sie ihn 1753 zum Superintendenten erwählte. 5 Jahre darauf wurde ihm seine Gattin, die ihm 12 Kinder geschenkt hatte, durch den Tod entrissen. Wenden wir uns wieder seinen gelehrten Bestrebungen zu, so müssen wir zunächst berichten, daß er die unfreiwillige Muße, welche ihm nach seinem Abgange von der Universität beschieden war, zuvörderst umfassenden Vorstudien auf dem Gebiete der kirchlichen und profanen Historie widmete. Die erste Frucht derselben waren seine „Amoenitates literariae“, 14 Bände umfassend, deren 1. Theil 1724 ohne Nennung des Verfassers in Ulm erschienen war, und die sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten. Hierauf befaßte er sich mit der Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt. Da es bekanntlich im J. 1630 den Protestanten Memmingens wegen der Anwesenheit Wallenstein's unmöglich gemacht worden war, den Tag festlich zu begehen, an welchem 100 Jahre vorher die Uebergabe der Augsburger Confession an Karl V. erfolgte, so gestaltete sich die Gedenkfeier anläßlich des 200jährigen Bestehens der erwähnten Glaubensschrift in Memmingen um so großartiger. S. veröffentlichte als Festschrift seine „Kurtze Reformations-Historie der Kayserlichen freyen Reichs-Stadt Memmingen“, welche, auf gründlichen archivalischen Studien beruhend, in fesselnder Weise die Wechselfälle, denen das protestantische Bekenntniß in Schelhorn's Vaterstadt bis 1555 unterworfen war, erzählt und noch heutzutage den Anspruch geltend machen darf, von den Historikern des Reformtionszeitalters berücksichtigt zu werden. S. war in jener Zeit außerordentlich emsig; schon 2 Jahre nach der Herausgabe der Memminger Reformationsgeschichte erschien in Leipzig: „Jo. Georgii Schelhornii de Religionis Evangelicae in Provincia Salisburgensi ortu, progressu et fatis Commentatio Historico-Ecclesiastica“ in lateinischer Sprache, eine Schrift, die sich eines geradezu Aufsehen erregenden Erfolges rühmen durfte. In ganz kurzer Zeit waren die Exemplare der ersten Auflage vergriffen, und der Wunsch nach einer deutschen Uebersetzung war ein so allgemeiner, daß sich Friedrich Stübner, „der Philosophie und der freyen Künste Magister und des Akademischen Concilii in Leipzig Assessor“ veranlaßt sah, ungesäumt die Verdeutschung des beliebten Buches vorzunehmen, welche noch im J. 1732 bei Bernhard Christoph

Breitkopf in Leipzig veröffentlicht werden konnte. Aus der ziemlich umfangreichen Vorrede des Uebersetzers wollen wir nur folgende, das Schelhorn'sche Original kennzeichnende Stelle hervorheben: „Diese Schrift giebt weder an der Ordnung, in der sie geschrieben ist, noch an Gründlichkeit und Deutlichkeit, noch an der Zierlichkeit des Ausdruckes der Gedanken, noch an irgend einer andern guten Eigenschaft eines historischen Buches anderen Schriften der Art etwas nach. Ich kan solches Urtheil desto freymüthiger bekennen, weil ich weder den Herrn Verfasser von Person zu kennen, noch sonst in einiger genauen Bekandtschaft oder auch in einem Briefwechsel mit ihm zu stehen biß daher die Ehre gehabt habe.' S. hatte seinem Werke auch einige lateinische Gedichte einverleibt, deren Uebertragung in deutsche Alexandriner (S. 142, 284, 416, 425 der Uebersetzung) auf Ansuchen Stübner's „Herr Professor Gottsched, Mitglied der Berlinischen Societät der Wissenschaften" bethätigte. 1733 erschien auch eine Uebertragung der erwähnten Schrift ins Holländische zu Amsterdam. Bei Bartholomäus und Sohn in Leipzig und Frankfurt veröffentlichte hiernach S. sein bedeutendstes Werk, die „Amoenitates historiae ecclesiasticae et literariae", in 2 Bänden (1737—1738), welche, für Gelehrte bestimmt, ebenfalls in lateinischer Sprache verfaßt sind, in wissenschaftlichen Kreisen hervorragende Beachtung fanden und den Verfasser auch mit dem gelehrten Cardinal Quirinus in Beziehung brachten. Derselbe nahm nämlich in seinen (1744 in Brescia erschienenen) Anmerkungen zu den Epistoln Poli Veranlassung, Mehreres gegen die im 1. Theil (S. 1—190) der vorgenannten amoenit. unter dem Titel „Historia operis, quod Reginaldus Polus adversus Henricum VIII. Angliae Regem, pro unitatis ecclesiasticae defensione olim conscripsit" veröffentlichten Auseinandersetzungen zu erinnern, was S. zu zwei Erwiderungen bestimmte, welche der Cardinal seinen Bemerkungen zu den erwähnten Briefen anfügte. Quirinus nahm mehrmal Veranlassung, S. mit Beweisen seiner Werthschätzung zu erfreuen, was wir nur deshalb hier bemerken, um zu zeigen, welche Achtung sich S. auch bei seinen litterarischen Gegnern zu erwerben verstand. An dieser Stelle möge auch derjenigen Männer ehrend gedacht werden, welche den gelehrten Bemühungen Schelhorn's die weitgehendste Förderung angedeihen ließen; es sind dies vornehmlich die Memminger Bürgermeister Lupin und Tobias v. Hermannsburg, der Ulmer Bürgermeister Raymund Krafft v. Dellmensingen, der Frankfurter Schöffe Konrad v. Uffenbach und Ebner v. Eschenbach in Nürnberg; auf Ansuchen des letzteren verfaßte S. eine Biographie von Philipp Camerarius, dem dritten Sohne des berühmten Humanisten Joachim Camerarius, erschienen in Nürnberg 1740. 2 Jahre vorher wurden in Ulm bei Paul Roth Schelhorn's „Acta historico-ecclesiastica saeculi XV et XVI" verlegt, wovon dem Referenten nur der 1. Theil vorliegt; nach Angabe Bruckers sei eine Fortsetzung derselben wegen „dem Unvermögen des Verlegers" nicht erfolgt. Mehr Erfolg scheint S. mit seinen 1762—64 bei Bartholomäus in Ulm und Leipzig veröffentlichten „Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie und Literatur" erzielt zu haben, welche, 3 starke Bände umfassend, eine große Menge wichtiger Briefe, Urkunden, Bücherverzeichnisse und Biographien enthalten und schon deshalb beachtet werden dürften, als S. den genauen Abdruck der Urkunden mit peinlicher Gewissenhaftigkeit überwachte. — Schon aus der beträchtlichen Anzahl der erwähnten Schriften (S. soll gegen 40 verfaßt haben) geht der außerordentliche Eifer hervor, mit welchem der würdige Mann in seinen Mußestunden sich die Förderung der Wissenschaften angelegen sein ließ. Daß aber S. auch die Obliegenheiten, welche ihm seine pfarramtliche Stellung auferlegte, mit aller Hingabe zu erfüllen bestrebt war, wird durch die Verehrung und Liebe bewiesen, welche ihm seine Gemeinde und deren Vorstände entgegenbrachten. Noch wenige Tage vor seinem am 31. März 1773 erfolgten Hinscheiden war er in

der Ausübung seiner priesterlichen Function begriffen, als ihn nach deren Erledigung ein Schlaganfall berührte, dessen Folgen sein sonst noch rüstiger Körper erlag.

Bilderſal heutiges Tages lebender und durch Gelahrheit berühmter Schriftſteller von Jacob Brucker, II, Augſpurg 1747, und Schelhorn's Biographie, welche ſich in den Lebensbeſchreibungen einiger des Andenkens würdiger Männer von Memmingen vorfindet, verfaßt von Benedict Schelhorn, erſchienen in Memmingen 1811.

Joh. Georg S., Sohn des oben genannten. Sein Vater wurde von ſeiner Gattin mit 12 Kindern beſchenkt, aber nur mit dem einen Sohne. Geboren am 4. December 1733 in Memmingen, geſtorben allda am 22. November 1802, oblag er dem Studium der Theologie auf den Univerſitäten zu Göttingen und Tübingen, war hierauf einige Jahre hindurch als Pfarrer in verſchiedenen zum Gebiete der Reichsſtadt Memmingen gehörigen Landgemeinden thätig, wurde ſodann als Geiſtlicher in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt und 1793 (alſo 20 Jahre nach dem Tode ſeines Vaters) zum Superintendenten dieſer Stadt erwählt. Von ſeinem Vater erbte er die Freude an litterariſcher Beſchäftigung, und das Verzeichniß ſeiner Schriften (vgl. Meuſel, Gel. T.) iſt ein recht langes. An Bedeutung aber ſteht er hinter dem Vater weit zurück, obgleich einzelne ſeiner Arbeiten oft irriger Weiſe dem Vater zugeſchrieben worden ſind, da ſie ſich auf gleichen Gebieten bewegen. Neben zahlreichen Predigten, theologiſchen Aufſätzen und Recenſionen, Beiträgen zur Geſchichte, Kirchen- und Gelehrtengeſchichte gab er eine „Sammlung geiſtlicher Lieder aus den Schriften der beſten Teutſchen Dichter zur Beförderung der Hausandacht“ (1772 u. ö.) heraus, auch eine „Anweiſung für Bibliothecare und Archivare“ 2 Thle. (1788. 91). Er ſelbſt war, wie ſein Vater, Memminger Bibliothekar.

Vgl. Gradmann, Gel. Schw. und Meuſel, G. T.

Bernhard Bauer.

Schell: Adolf v. S., preußiſcher Generalmajor, am 10. Juni 1837 zu Haus Rechen in Weſtfalen geboren, wurde, nachdem ſein Vater 1849 im Kampfe gegen die Aufſtändiſchen in Baden im Treffen bei Durlach gefallen war, im Kadettencorps erzogen. Am 1. Januar 1857 zum Secondlieutenant beim 8. Artillerieregiment ernannt, aber ſchon im November deſſelben Jahres zum Gardeartillerieregiment verſetzt, nahm er als Regimentsadjutant unter dem Commando des Oberſt Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, des bekannten Militärſchriftſtellers, am böhmiſchen Feldzuge von 1866 und als Generalſtabsofficier am Kriege von 1870/71 theil. Während des letzteren wohnte er 1870, zur Diviſion Bothmer, ſpäter Gayl gehörend, der Cernirung von Diedenhofen und der Belagerung von Verdun und 1871, dem Obercommando der erſten Armee überwieſen, dem letzten Entſcheidungskampfe im Norden, der Schlacht von Saint-Quentin, bei. Nach Friedensſchluß dem Großen Generalſtabe zu Berlin zugetheilt, bearbeitete er auf Grund der Operationsacten des genannten Obercommandos „Die Operationen der I. Armee unter General von Steinmetz“ (vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Metz), 2. Aufl., Berlin 1872, und „Die Operationen der I. Armee unter General von Goeben“, Berlin 1873; 1875 beſchrieb er im 8. und 9. Beiheft des Militärwochenblatts „Die großen Herbſtübungen in Oeſterreich-Ungarn im J. 1874“, zu denen er als Zuſchauer entſandt geweſen war. Im Auguſt 1875 in den Truppendienſt zurückgekehrt und zuerſt als Abtheilungscommandeur im 10., dann als Commandeur des weſtfäliſchen Feldartillerieregiments Nr. 7 zu Münſter verwendet, veröffentlichte er „Studien über die Taktik der Feldartillerie“, Berlin 1877—1878, welche ſich

mit der Thätigkeit der Waffe im Gefechte der Infanteriedivision, des Armeecorps und größerer Heerestheile beschäftigen und im wesentlichen diejenigen Ansichten vertreten, welche das Exercierreglement für die Feldartillerie vom J. 1887, zu dessen Bearbeitern er gehörte, zu Vorschriften erhoben hat. Am 10. December 1878 wurde er in die wichtige Stellung als Chef des Generalstabes der Generalinspection der Artillerie berufen. Er bekleidete dieselbe zuerst unter dem General von Podbielski, dann unter dem General von Bülow, mußte sie aber im November 1881 mit dem ihm zum zweiten Male übertragenen Posten eines Regimentscommandeurs vertauschen, welchen er bis zum Mai 1883 inne hatte, wo er zum Commandeur der 11. Feldartilleriebrigade befördert wurde. Im November des nämlichen Jahres wurde er als Brigadecommandeur zur Gardefeldartillerie und damit von neuem nach Berlin versetzt. Hier gehörte er u. a. der Commission an, welche die „Felddienstordnung vom 23. Mai 1887" bearbeitete; schrieb auch eine kleine Schrift „Der Detachementsführer", Berlin 1886, die Führung kleiner Abtheilungen gemischter Truppen im Feldkriege behandelnd. An einem Hals- und Lungenleiden erkrankt, suchte er im Süden Heilung, starb aber am 10. October 1888 zu Meran.

Militär-Wochenblatt Nr. 93, Berlin, den 24. October 1888.

B. Poten.

Schelle: Johann S., Cantor und Musikdirector an der Thomasschule in Leipzig, geboren am 6. September 1648 in Geising, Kgr. Sachsen, wo sein Vater Cantor war, und † am 10. März 1701 in Leipzig. Er soll als Knabe Sänger in der kurf. sächs. Cantorei gewesen sein, kam dann später an die Wolfenbüttel'sche Hofcapelle, ging darauf nach Leipzig auf die Universität, wo er bei dem damaligen Organisten an der Thomasschule, Gerhard Preisens, Wohnung und Kost fand. Nach zurückgelegten Studienjahren erhielt er einen Ruf als Cantor nach Eilenburg und 1677 berief ihn der Stadtrath von Leipzig an das Cantorat der Thomasschule, wo er bis an sein Lebensende wirkte. So spärlich die Nachrichten über sein Leben sind, die noch dazu wenig verbürgt erscheinen, ebenso selten geworden sind die zahlreichen Werke, die er geschaffen haben soll. v. Winterfeld spricht im evangelischen Kirchengesange von 28 Cantaten, die sich auf der kgl. Bibliothek zu Berlin zu seiner Zeit befanden. Sie sind mir nicht bekannt geworden, als ich den Katalog der Handschriften daselbst anfertigte. v. Winterfeld äußert sich im 3. Bande, Vorwort S. 3 über ihn dahin, „daß man aus ihnen zur Genüge sein Berührtsein durch das nun in Leipzig eingebürgerte Singspiel erkennt und die entgegenkommende Neigung seiner Zeitgenossen, wenn auch weder er noch sein Nachfolger (Kuhnau) neben ihrem geistlichen Berufe als schaffende Tonkünstler für dasselbe thätig waren". Da in Leipzig, nach den neuesten Forschungen, erst 1693 die erste deutsche Oper gegeben wurde, also erst am Ende von Schelle's Leben, so ist v. Winterfeld's Annahme nicht ganz richtig. Dennoch hat er darin Recht, daß die Deutschen dieser Zeit eifrig bemüht waren, die Arienform der Italiener einzuführen. Er geht darauf die einzelnen Cantaten über Kirchenlieder und biblische Geschichten genauer durch, ohne ein Urtheil über den Werth abzugeben, und weist nur die Eigenart jedes Werkes nach, seine Besetzung, die Form der Arien und Chöre und die Benutzung der Choralmelodien. Ferner finden sich in Joachim Feller's Andächtigem Student, Leipzig 1682 und in zwei späteren Auflagen von 1688 und 1697, einige Melodien mit Baß von S.; da aber daran auch Johann Petzold arbeitete und die Lieder nicht gezeichnet sind, so ist man nicht im Stande, Schelle's von Petzold's Melodien zu scheiden. Sie sind in der arienhaften Weise der damaligen Zeit geschrieben und recht melodisch gehalten, ohne Anspruch auf besonderen Werth

machen. Exemplare findet man in Breslau, Leipzig und Berlin. Auch in em Neuen Leipziger Gesangbuche, 1682 von Vopelius herausgegeben, befindet ch ein fünfstimmig gesetzter Choral von S. Das ist aber auch alles, was von m bisher bekannt geworden ist, daher ein Urtheil über seine Leistungen vor- ufig eine Unmöglichkeit ist.

Rob. Eitner.

Schellen: Thomas Joseph Heinrich S., geb. am 30. März 1818 Kevelaer, Regierungsbezirk Düsseldorf, † am 3. September 1884 zu Köln, gte nach Beendigung seiner Studien zuerst sein Probejahr als Lehrer am Fried- ch-Wilhelmsgymnasium in Köln 1841 ab; zugleich war er an der dortigen rovinzialgewerbeschule thätig. Bereits 1842 wurde er als Oberlehrer an der ealschule in Düsseldorf angestellt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1851 ieb. Als in diesem Jahre eine Realschule und damit verbundene Provinzial- werbeschule in Münster begründet ward, berief man S., dessen ungewöhnliche egabung für das Realschulwesen erkannt war, als Director der neuen Anstalt, e sich unter seiner thatkräftigen Leitung zu hoher Blüthe erhob. Hier wirkte sieben Jahre lang und folgte dann im J. 1858 einem Rufe nach Köln, wo e Stelle des Directors an der höheren Bürgerschule, dem gegenwärtigen Real- mnasium, zu besetzen war. S. hat bis zu seiner im J. 1881 erfolgten Ver- zung in den Ruhestand die Anstalt in mustergültiger Weise verwaltet. Neben m anstrengenden Berufe als Lehrer und Director hat S. eine außerordentliche, terarische Thätigkeit entfaltet und war hierdurch seine kräftige Gesundheit ge- ochen worden. Wiederholte Schlaganfälle mahnten dringend die liebgewordene eschäftigung erst einzuschränken und bald ganz aufzugeben, ein Entschluß, der nem so regen Geist überaus schwer ward: —

Wie angestrengt S. sein ganzes Leben hindurch gearbeitet und was er hier- urch für die Schule und Förderung der Wissenschaft geleistet hat, zeigt die roße Zahl der wissenschaftlichen Werke, die er verfaßte und von denen fast alle ehrere, viele sogar zahlreiche Auflagen erlebt haben. Neben den in Schul- rogrammen und wissenschaftlichen Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen mathe- matischen und physikalischen Inhalts sind zunächst einige dem praktischen Ge- brauche an den Realschulen gewidmete Werke für den Rechenunterricht zu nennen, welche die pädagogische Begabung Schellen's erkennen lassen („Methodisch geordnete Materialien für den Rechenunterricht, ein Handbuch für Lehrer," 9 Auflagen; „Elementare Mechanik," 2 Bände, 4 Auflagen u. A.). Mehr aber wie durch diese Schriften hat sich S. in weiten Kreisen durch seine hervorragende Befähigung bekannt gemacht, die bedeutsamen Fortschritte der Naturwissenschaft und Technik n gemeinfaßlicher und doch wissenschaftlicher Weise darzustellen. Von solchen Werken sind hervorzuheben: „Der elektromagnetische Telegraph" (6. Aufl.); „Das transatlantische Kabel, seine Fabrikation, Legung und Sprechweise"; „Die Spektralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur er Himmelskörper" (3. Aufl.); „Die Sonne" (eine durchaus selbständige Be- arbeitung des berühmten Werkes von Secchi); „Das Spektroskop" (Bearbeitung er Schrift von Lockyer); „Die magnetischen und dynamoelektrischen Maschinen, hre Entwicklung, Construktion und praktische Anwendung" (3. Aufl.).

Enthalten diese Schriften auch keine eigenen Untersuchungen Schellen's, so st ihre Bedeutung für die Förderung der Wissenschaft doch nicht zu unterschätzen. Bei den meisten dieser Werke handelte es sich um Gebiete, die erst eben erschlossen waren, auf denen jeder Tag Fortschritte und neue Entdeckungen zu verzeichnen hatte und die in jeder neuen Auflage dem jeweiligen neuesten Stande der Forschung, Wissenschaft und Praxis entsprechend dargestellt und bearbeitet wurden, denn

jede Auflage steht auf der Höhe ihrer Zeit und stellt nicht selten wegen d nöthigen Umarbeitungen fast ein neues Werk für sich dar. Durch die kl fassliche Sprache hat S. ungemein viel dazu beigetragen, die merkwürdigen E deckungen und Erfindungen weitesten Kreisen verständlich zu machen.

Poggendorff, Biograph.-litterar. Handw. II 786, woselbst Litterat bis 1860.

L.

Schellenbaur: Johann Heinrich S., evangelischer Theologe, gebo zu Brackenheim (Württemberg) am 18. Januar 1643, † zu Stuttgart a 10. December 1687, war der Sohn eines wenig bemittelten Spitalpflegers Brackenheim. Sehr frühe verwaist wurde er von dem dortigen Pfarrer M. Nicol zum Studium der Theologie bestimmt, war Zögling der niederen Seminare Maulbronn und Bebenhausen, seit 1661 des Stipendiums in Tübingen, zeich sich durch Fleiß und Ehrbarkeit aus und erwarb sich tüchtige Kenntnisse in d alten Sprachen, sowie in Theologie und Philosophie. 1666 wurde er Klos präceptor in Maulbronn, 1669 Diaconus in Leonberg, wo er sich mit Ka Maria Ströling verheirathete, 1672 Oberdiaconus in Göppingen, 1678 Diacon an der Hospitalkirche in Stuttgart, 1681 Unterdiaconus, 1682 erster Diacon d der Stiftskirche, 1683 Stadtpfarrer an der Leonhardskirche, 1685 Abendpred an der Stiftskirche daselbst. Zugleich hatte er seit 1686 an dem neugegründet Gymnasium als Professor beider oberen Classen Logik, Metaphysik und Hebräi zu geben. Der zarte Körper des von Jugend an leidenden Mannes, der imm viel „arzeneien und Diät halten" mußte, auch durch eine schwache Stimm gehindert wurde, war den vielfachen Anforderungen nicht gewachsen. Na längerem Krankenlager starb er an Entkräftung. In der Theologie vertrat den lutherisch-württembergischen Standpunkt, war ein eifriger Gegner des Cal nismus, Syncretismus und des Böhme'schen Mysticismus, seine ernsten, mit latei nischen und griechischen Citaten gespickten Predigten wurden gern gehört, besond auch von der frommen, trefflichen Herzogin-Wittwe Magdalena Sibylla; Band derselben erschien 1694 unter dem Titel „Schrifftmäßige Anweisung dem wahren lebendigen Christenthum"; 1680 hatte er anonym ein Gesang- Gebetbuch herausgegeben: „Geistliche Herz- und Seelenbereitung", 2. Aufl. 1 3. Aufl. 1691 (mir stand keine zu Gebote), in welchem ein von ihm verfa Lied: „Lebt jemand, so wie ich", abgedruckt ist. Sein „Compendium logi nach welchem er unterrichtet und welches in den Schulen Württembergs eingef war, erschien 1682 (1704, 1715). Am nachhaltigsten war seine schriftstellerisc Wirksamkeit durch den von ihm 1682 abgefaßten Auszug aus der katechetisc Unterweisung zur Seligkeit; die weitschweifig angelegte Unterweisung (Auslegu des Brenzischen Katechismus in Frage und Antwort von J. C. Zeller) wu von S. in selbständiger Weise stark abgekürzt, ihres paränetischen Gewand entkleidet, in bessere katechetische Form gebracht und mit Luthers Erklärung vermehrt. Das Buch, in manchen Theilen stark scholastisch, wurde in Württe berg officiell eingeführt und ist die Grundlage der heute noch im Gebrauch ste den „Kinderlehre". —

Leichenpredigt über S. von J. J. Lang, 1691. — Fischlin, Memor theologorum Wurt. II — Zeller, Unsere Kinderlehre in: Neue Blätter a Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, Jahrg. 17, 1888.

Theodor Schott.

Schellenberg: Johann Rudolf S., Maler, Kupferstecher und Dic geboren 1740 in Basel, † am 6. August 1806 in Töß bei Winterthur. Vater Schellenberg's, Johann Ulrich, war ebenfalls Maler; er stammte

interthur und hatte sich in Basel niedergelassen, wo er sich mit der Tochter s bekannten Malers Rudolf Huber verheirathete. Die ersten künstlerischen nregungen empfing S. vom Großvater, auf seinem Schooße sitzend, versuchte , was dieser ihm vorzeichnete, nachzuzeichnen und lernte er die Formen von Menschen d Thieren kennen. Für die Schule arbeitete der Knabe ungern, mehr als Lesen d Schreiben reizten ihn die Gesichter der Lehrer und Commilitonen, die er in allhafter Weise in seine Schulbücher eintrug. Nach dem Tode des Großvaters hte die Familie nach Winterthur zurück, wo der junge S. die Schule beendete. n der gesammte künstlerische Nachlaß Huber's, Gemälde, Zeichnungen und ypsabgüsse, welch' letztere zwar auf dem Transport zum Theil verunglückten, den Besitz des Schwiegersohns übergegangen war, so fehlte es dem streb- nen Jüngling auch in der engeren Heimath nicht an dem nöthigen Material r weiteren Ausbildung. Ein Unglücksfall, ein Sturz aus der Schaukel, der zeitweise Lähmung der Rechten zur Folge hatte, trat dieser allerdings momentan mend in den Weg. Von einer Wanderschaft in die Fremde konnte einst- len keine Rede sein. Als S. wiederhergestellt war, begab er sich nach Basel, selbst er Gelegenheit fand, sich in der Landschafts- und Portraitmalerei zu n und seine ersten historischen Compositionen und Genrebilder entwarf. Er uchte sich besonders in der Darstellung der damals so beliebten Idyllen, in en die Frauen der guten Gesellschaft als Schäferinnen, die Männer als arka- he Hirten aufzutreten pflegten, besser gelangen ihm aber, zu seinem Lobe sei gesagt, Zeichnungen nach der ungeschminkten Natur, einfache Bauern und uerinnen. S. hatte Unglück, ein Engländer engagirte den Künstler, ihn nach lien zu begleiten, das Schicksal machte jedoch durch die geplante Reise einen erstrich. Am Abend vor der Abfahrt wurde der Maler krank, und so konnte den einzigen Anlaß, der sich ihm im Leben bot, das Land Raphael's zu be- en, leider nicht benutzen. Anstatt nach Rom gings wieder nach Winterthur, ein Meister leicht der Gefahr ausgesetzt ist, zu versauern. S. fühlte sich t vereinsamt, da es ihm an gleichgesinnten Genossen fehlte, und er keine er Reise entsprechende Vorbilder hatte. Auch waren in dem kleinen Winter- r die Liebhaber und Kenner selten, und zeigten sich wenige Käufer. Der ler zog sich in sich selbst zurück. Glücklicherweise wurde er bald durch den nonikus Johannes Geßner in Zürich auf dasjenige Gebiet hingelenkt, auf dem Bleibendes leisten sollte. Geßner veranlaßte S, für wissenschaftliche Zwecke nhistorische Zeichnungen herzustellen. Mehrere Monate weilte er bei seinem rner, nach Rösel's Art Insecten zeichnend und ernste naturgeschichtliche Studien chend. J. H. Sulzer's „Kennzeichen der Insecten" war das erste Werk, in S. mit 52 Radirungen voll Geist als Insectenzeichner auftrat. Der Erfolg groß und machte weitere Kreise, auch das Ausland, auf den anspruchslosen ustler aufmerksam. Der Hannoveraner Andreae, der 1763 seine Briefe aus Schweiz nach Hannover veröffentlichte, wandte sich für die Herstellung der ustrationen an S. „Ich hatte, schreibt er in der Vorrede (S. VII), nach gem Suchen das Glück, an dem geschickten Herrn S. einen Mann zu finden, von dem uneigennützigsten Patriotismus angefeuert, sich entschloß, die zur nehmung dieser Aussichten nöthigen Reisen zu thun." Fortan hatte S. das d gefunden, welches er unermüdlich bearbeitete. Er legte sich eine große mmlung von Aquarellen an, 3800 Blätter entomologischer Zeichnungen ent- end, die später nach München an den Kurfürsten Theodor von Baiern ver- t wurde. Genug verdienend für seinen Unterhalt, stets reichlich für Ver- handlungen beschäftigt, führte er ein stilles und zufriedenes Leben. Er ver- athete sich in Winterthur, dem er bis zu seinem Tode treu blieb, und das

er nur zeitweise verließ, wenn er Wanderungen im Schweizer Land unt
sich nach Basel oder Bern begab. Das Lob, welches Andreae seinen
spendet (Briefe, S. 51): „Man wird schwerlich irgendwo in Werken de
etwas der Natur getreueres antreffen", ist voll und ganz berechtigt.

S. war ein ungemein fruchtbarer Künstler, der sich an zahlreichen
als Zeichner und Radierer betheiligte. Arbeiten von ihm in J. J.
„Genera insectorum Linnaei et Fabricii, iconibus illustr." (Vitod
Steiner & Soc. 4°. 1789); in Herbst's „Naturgeschichte der Krabben und
(Theil I); in Sulzer's „Abgekürzte Geschichte der Insekten" (Theil I
Winterthur, Steiner & Co. 1776); in J. C. Füßli's „Magazin für d
haber der Entomologie" (8°, Zürich, 1778—1779); in Füßli's „A
Insektengeschichte" (8 Hefte 4°, Zürich, 1778—1786); in Füßli's „
der besten Künstler in der Schweiz"; in Basedow's „Elementarwerk". Au
S. Beiträge zum „Botanischen Magazin" von Roemer und Usteri, zu
„Annalen der Botanik"; zu dem „Neuen botanischen Magazin" Roem
Willdenow's „Historia amaranthorum" (Fol. Zürich, 1790) und zur „Hel
Entomologie" (1. Bd. 8°, Zürich 1798). Viele Blätter des Meisters fi
in den zürcherischen Neujahrsstücken der Chorherrn, der Stadtbiblio
Musiksaales, der naturforschenden Gesellschaft u. s. w., bald sind es sol
J. M. Usteri (Scenen aus der vaterländischen Geschichte und der Zeit
formation, z. B. Zwingli's Zug in den Kappeler Krieg, Pelikan, der vo
Lehrer eine hebräische Bibel empfängt), bald solche nach eigener Zeichn
Lehrer mit seinen Schülern im Naturaliencabinet, der Bartgeier, Neuhol
Küste). Selbständig gab S. folgende Werke heraus: „Das Geschlecht d
und Wasserwanzen nach Familien geordnet" (14 Taf., 8°, Zürich 1800);
mologische Beiträge" (10 Taf., Winterthur 1802); „Gattungen der
(42 Taf. 8°, Zürich 1803); „Plantes et arbustes d'agrément" (20
Winterthur 1791—1794); „Collection choisie de plantes et arbustes"
4°, Zürich 1797). Angeregt durch Holbein's Todtentanz, den S. fü
v. Mechel copirte, entstanden „Freund Hein's Erscheinungen, ein Todte
24 Blättern" (Winterthur 1785), zu dem Musäus die Verse lieferte.
Komische und Satirische hatte S. besonderes Talent, er fand in den
das Charakteristische sofort heraus und war ein vorzüglicher Caricaturen
wie das eigenhändig radirte Bildniß des Berliner Professors Jacob Wege
St. Gallen beweist. Hierher gehören auch die „36 Köpfe zur Lava
Physiognomik", welche uns heute wie Beiträge zur Darwin'schen The
muthen und die 1772 erschienenen 7 Blätter „Pour raillerie", in d
Künstler, ähnlich wie Grandville, den Menschen einen Spiegel vorhält,
er sie als Thiere verkleidet auftreten läßt. Die Schalkhaftigkeit in
berg's Natur, das Sarkastische in seinem Wesen eignete sich vortrefflich
stration von Fabeln: 1777 kamen, Daniel Chodowiecki gewidmet, mit d
Briefwechsel stand, bei Steiner in Winterthur 21 Kupfer zu den Fab
Hagedorn, Gleim und Lichtwer heraus, 1794 veröffentlichte die Ste
Buchhandlung nebst einem Aufsatz Schellenberg's über die Frage: „
Fabeln eine Uebung für Kinder oder sind sie es nicht", seine „Sitten
Fabeln und Erzählungen für die Jugend". Von den 13 Illustrati
selben sind am gelungensten die Thierbilder, besonders das Titelblatt.
Glück hatte der Künstler mit seinen Illustrationen biblischer Geschichten;
Steiner 1774 und 1779 in Kupfer geätzten Bilder zum alten und neue
ment, durch welche S. mit Lavater bekannt wurde, weisen sich übe
Theil als Copien Raphaelischer Cartons aus. Es ist hier nicht der

rzeichniß der einzelnen Blätter Schellenberg's zu geben, denn die Winterthurer bliothek allein besitzt von ihm 11 Mappen aus dem Nachlasse des verstorbenen bliothekar Horner, und neben Winterthur ist der Meister so zahlreich in Zürich, der Bühlmann'schen Sammlung und im Künstlergut, vertreten, daß nur ein ematischer Katalog uns einen vollständigen Begriff von seinem unendlichen iße geben könnte. Als Landschafter arbeitete S. auch nach G. H. L. Nicoius und Friedrich Rehberg, als Genremaler nicht selten nach Chodowiecki. hat eine Folge „Schweizer Trachten des Zürichgebiets" herausgegeben, bente antike Statuen, wie den „Apoll von Belvedere" reproducirt und uns eine he von Bildnissen bedeutender Schweizer in guten Radirungen hinterlassen. Maler wußte S. besser mit Wasserfarben als mit Oelfarben umzugehen, ndet, ganz einzig in ihrer Art sind seine Conchylien und Schmetterlinge in L 61 bezeichneten Bande Züricher Meister im Künstlergut, das außerdem Handzeichnungen von ihm besitzt (vgl. R 25, Bl. 21 u. 22; R 35, 145 u. 151; R 42, Bl. 33 u. 34), die zum Theil getuscht, zum Theil Rothstift ausgeführt sind. Von den schriftstellerischen Arbeiten Schellen's — er hinterließ bei seinem Tode im Manuscript 7 Bände Gedichte und ische Rhapsodien — ist neben den bereits angeführten, im Druck 1795 in Steiner'schen Buchhandlung nur noch eine „Kurze Abhandlung über die Aetz" erschienen.

S. 3. Neujahrsstück der Zürcher Künstlergesellschaft von 1807 (16 Seiten d zwei Abbildungen von F. Hegi und H. Lips). — Füßli, Geschichte der sten Maler in der Schweiz. Bd. 3, S. 255. — Nagler, Künstlerlexikon, d. 15, S. 175—178.

Carl Brun.

Schellenberg: Karl Adolph Gottlob S., Doctor der Theologie und osophie, herzgl.-nassauischer Geh. Kirchen- und Oberschulrath, erster Stadtrr zu Wiesbaden, verdienter Organisator des nassauischen Schulwesens, ge- am 2. Mai 1764 zu Idstein, † am 13. September 1835 zu Wiesbaden. llenberg's Vater war Prorector am Gymnasium zu Idstein; dieser hatte Sohne eine sorgfältige Erziehung ertheilt, und das Beispiel des Vaters e und nährte früh schon dessen Neigung zum Erziehungs- und Unterrichts- Nach Absolvirung der Gymnasialstudien ging S. 1781 nach Halle, um ologie und Theologie zu studiren, wo er in dem von Aug. Herm. Niemeyer Friedr. Aug. Wolf geleiteten Seminar seine philologische und pädagogische ung empfing. Als Lehrer war er zuerst im Hallischen Waisenhause wirksam, er 4 Jahre lang in den lateinischen Classen dieses Instituts Unterricht erte. In den zwei letzten Jahren seines Aufenthaltes in Halle betrieb S. Befehl und mit der Unterstützung seines Landesherrn nur pädagogische dien, um sich ausschließlich für das Lehramt vorzubereiten. 1786 erwarb ich die philosophische Doctorwürde, bei welchem Anlaß er eine Dissertation, timachi Colophonii reliquiae", veröffentlichte, der ein kritischer Brief Fr. Aug. f's über diese Schrift beigefügt ist. Nach seiner Rückkehr in die Heimath te er zuerst einige Zeit als Lehrer an der von seinem Vater geleiteten An-, sah sich aber dann 1789 veranlaßt, eine Anstellung als Prediger in Neu- anzunehmen, wohin er berufen worden war. Hier suchte er bald mit dem ramte auch die ihm liebgewordene Aufgabe eines Lehrers und Erziehers zu inden; er übernahm den Unterricht junger Leute und nahm selbst einige inge in sein Haus auf, woraus sich eine kleine Erziehungsanstalt zu entln begann, die aber leider nach kurzer Zeit der damaligen Kriegsunruhen n sich wieder auflöste. Zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung auf dem

Gebiete des Unterrichtswesens unternahm nun S. in den Jahren 1796 und eine ausgedehnte Reise durch einen großen Theil Deutschlands. An Erfah bereichert, machte er 1799 den Versuch, abermals eine Erziehungsanst gründen. Der Anfang war klein, nur 4 Schüler zählte im ersten Jahr d stalt, aber bald gewann das Publicum bei der geschickten Leitung und d folgen Zutrauen zu dem Werk, und es gedieh stetig durch zahlreichen Zu zumal auch aus dem Auslande. S. führte die Leitung der Anstalt bi Jahre 1813. In diesem Jahre berief die nassauische Regierung, die erfolgreiche Wirksamkeit Schellenberg's aufmerksam geworden war, densel der Eigenschaft als Schul- und Consistorialrath und als zweiten Stadt nach Wiesbaden, zugleich wurde er auch zum Mitglied der Generalverw des öffentlichen Unterrichts im Herzogthum Nassau ernannt. Nun hatte S weiten Wirkungskreis gefunden, wo er seine Erfahrungen und seine Arbe auf dem ihm besonders zusagenden Gebiete des Unterrichtswesens ver konnte. Die Gelegenheit, seine Befähigung hierin zu zeigen, kam bald. fang des Jahres 1816 wurde in Nassau eine durchgreifende Verwaltungs sation in Angriff genommen, wodurch die einzelnen, hinsichtlich der Ve und Verwaltung sehr verschieden behandelten Bestandtheile des Herzogthu gleichmäßige und zeitgemäße Institution erhalten sollten; in diese Neu sation war auch durch des herzogl. Edict vom 24. März 1817 das ge Schulwesen des Landes eingeschlossen, und es wurde nun eine Reihe gebnissen der auf dem Gebiet der Jugendbildung gewonnenen Erfahrung sprechender Schulordnungen erlassen. Das Hauptverdienst, die Grundz Neugestaltung des nassauischen Schulwesens entworfen zu haben, gebührt Linie S.; ihm zur Seite stand noch der damalige nassauische Oberschu Kirchenrath Koch, zur Beihilfe war auch noch der Seminardirector von Eßlingen zugezogen worden. Die hier ausgearbeitete Schulorganisa begründet in einem richtigen Verständniß zeitgemäßer Anforderungen einer umfassenden Kenntniß der Summe der bisher im Unterrichtswe wonnenen Erfahrungen. Sowohl bezüglich der Gelehrten- als auch der Ele schulen bezweckt der Lehrplan eine vernünftige Aufklärung, beruhend auf moralischer und intellectueller Bildung. Mit der Erweiterung des U trat zugleich auch eine geistbildende Methode an die Stelle der zuvor m lichen mechanischen Unterrichtsweise. Die alten Sprachen erfuhren in den schulen eine angemessene Beschränkung und in den Elementarschulen wu Realien in ihren notwendigsten und wissenswürdigsten Theilen ein größer fang eingeräumt. Um eine Anzahl tüchtiger Elementarlehrer heranz wurde das Lehrerseminar zu Idstein den Anforderungen der Zeit entsp umgestaltet.

S. wurde nach der Durchführung der Organisation durch die Ern zum Oberschul- und Kirchenrath seitens der Regierung ausgezeichnet. Se war ihm die überwachende Leitung des gesammten nassauischen Schulw technischer Hinsicht übertragen. Neben dieser ausgedehnten, auf dem Geb Unterrichtswesens sich bewegenden Wirksamkeit war S. gleichzeitig imm ununterbrochen eifrig thätig in seinen geistlichen Berufsobliegenheiten; in der nassauischen Regierung für die Behandlung der kirchlichen evangelisch gelegenheiten bestehenden Section war er der stets sorgsame Berather und Mitarbeiter; als ein besonderes Verdienst ist ihm anzurechnen seine kräft wirkung an der Vereinigung der zwei bisher getrennten protestantischen Nassau's zu einer einzigen evangelischen Kirche, die am 11. August 1817 Die erfolgreiche Wirksamkeit Schellenberg's für das Interesse der evang

Kirche in Nassau und seine pflichtgetreue Amtsführung als Seelsorger zu Wiesbaden ehrte die theologische Facultät zu Göttingen durch die ihm am 6. April 1829 zuerkannte Doctorwürde der Theologie. Im Mai 1830 wurde er in Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit von dem Referate in Schul- und Kirchenangelegenheiten entbunden und ihm in Anerkennung seiner Verdienste der Titel eines Geheimen Kirchenrathes verliehen. Im Februar desselben Jahres war er von einer schweren Krankheit befallen worden, dazu gesellte sich bald ein weiteres hartnäckiges, sich stets verschlimmerndes Leiden, das verbunden mit zunehmender Altersschwäche am 13. September 1835 den Tod herbeiführte.

Vgl. Allgem. Schulz. 1835, Nr. 157. — K. G. Hergang, Pädag. Real-Encyclop. II, 560 u. 561.

Binder.

Schellenberg: Hans Ulrich v. S., bedeutender Heerführer, geboren als Sohn Heinrich's und Ursula's (geb. v. Besserer) v. S. im Jahre 1487 zu Kißlegg im Allgäu, † 1558 ebendaselbst, aus dem uralten Geschlechte der Scalamont (Alt-Schellenberg), deren Stammburg auf dem Eschnerberge im jetzigen Fürstenthum Lichtenstein lag und welche früher bis zum 15. Jahrhundert die Grafschaft Vaduz besaßen. Vom 13. Jahrhundert an erwarb diese angesehene Familie nach und nach auch bedeutende Güter in Oberschwaben, so zu Laimnau, Ravensburg, Schweinhausen, Siggen u. s. w. und namentlich, durch Verheirathung der Erbtochter Burkard's v. Kißlegg an Marquard v. S. um das Jahr 1300, die beträchtliche, heutzutage dem Waldburg'schen Hause gehörige Herrschaft Kißlegg. Obschon reichbegütert und hochangesehen wurden die Schellenberge doch nur dem rittermäßigen Adel beigezählt und schlossen sie sich dem St. Georgenbunde des Adels, 1488 dem schwäbischen Bunde und nach dessen Auflösung im J. 1531 dem Ritterkanton des Höhgau (Bezirk Allgäu-Bodensee) an, wohin sie auch steuerten; und erst Hans Christoph v. S. zu Kißlegg wurde im J. 1637 von Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Zu den berühmtesten Gliedern dieses Hauses gehörte der Eingangs genannte Kriegsmann. Derselbe, anfangs nicht für den Kriegsdienst bestimmt, studirte auf den Universitäten Pavia und Bologna die Jurisprudenz und erwarb sich den Grad eines Doctors beider Rechte. Bald jedoch mehr von dem damals sehr im Flor gewesenen ritterlichen Waffenhandwerk angezogen, wohnte er von 1512 ab den hauptsächlich auf Betreiben des Cardinals Schinner um das Herzogthum Mailand unternommenen Heerzügen des Kaisers Maximilian I. in Oberitalien (u. A. der Belagerung des von ihm eingenommenen Pavia) bei, und wurde von diesem zur Anerkennung für seine hervorragenden militärischen Verdienste zum Obristen ernannt, auch unter seine Hof- und Kriegsräthe aufgenommen. Bald darauf zog er, als König Ludwig XII. von Frankreich wiederholt Mailand gegen Maximilian Sforza, den Sohn Moro's in Anspruch nahm, wieder mit seinen tapfern Schweizern nach Italien und hatte wesentlichen Antheil an den ehrenvollen Waffenthaten gegen die französischen Heerführer Trivulzi und Latremouille, so an der ruhmvollen standhaften Vertheidigung Novaras, so daß der Kaiser, der ihn gemeinsam mit seinem Bruder Hans v. S. schon im J. 1501 gleich beim Beginn seiner kriegerischen Laufbahn zum Ritter geschlagen hatte, ihm hauptsächlich für sein unvergleichliches Verhalten in der Schlacht bei Vicenza am 18. Oct. 1511 gegen die Venetianer, in welcher er mit 36 Wunden bedeckt für todt auf dem Wahlplatz liegen blieb, durch seinen Feldherrn Raimund v. Cardona diese Ehre zum zweiten Male widerfahren ließ. Auch Maximilian's Nachfolger, Kaiser Karl V., nahm auf den Rath des Grafen Rudolph von Sulz Schellenberg's Dienste in Anspruch; und wiederholt führte

S. die tapfern eidgenössischen Schaaren nach Italien, zeichnete sich in de Schlachten an der Bicocca und von Pavia rühmlichst aus und trug zur Wiede eroberung Mailands von den Franzosen und Einsetzung Franz II. Sforza z das Herzogthum Mailand das Seinige redlich bei. Schließlich machte noch die brillante Vertheidigung Wien's gegen Sultan Soliman d. Gr. mi Nach einem thatenreichen Leben beschloß er, überall hochgeachtet und geehrt, sein Tage ruhig in seiner Heimath, woselbst er im Chore der Pfarrkirche begrabe wurde. S. wurde von seinen Zeitgenossen als ein Mann von imposante Persönlichkeit, von Intelligenz und Thatkraft, als ein biederer, witziger und j vialer Ritter gerühmt, der seinen, hauptsächlich aus Schweizern bestehende Landsknechten, welche für ihn durchs Feuer gegangen wären, gehörig zu impo niren verstand. Sein Geschlecht, das sich auch durch mehrfache Stiftungen un Wohlthaten ein gesegnetes Andenken erhalten hat, ist erloschen. Der letzte (Ki legger) S. — eine Seitenlinie (die Hüfinger) starb erst in diesem Jahrhunde aus — war Freiherr Hans Christoph S., dessen Tochter Maria Anna sich z J. 1702 mit Ferdinand Ludwig Grafen zu Waldburg-Wolfegg vermählte. S kam die Herrschaft Kißlegg im vorigen Jahrhundert an das fürstliche Hau Waldburg, in dessen Besitz sie heute noch ist. — Das alte Wappen der Schelle berg war ein Schild mit 4 abwechselnden schwarzen und goldenen Querstreife welches sie später mit dem ihnen von Kaiser Karl V. verliehenen Wappen de ausgestorbenen Kißlegger, einem schwarzen Pantherthier mit Ochsenhörnern i einem goldenen Schild, vereinigten.

Augustissimorum Imperatorum etc. a Jacobo a Sebrenckio a Nuzinge continuatum et absolutum, Oeniponti, exc. Jo. Agricola, 1601 (das soge Ambraser Heldenbuch), woselbst sich auch ein von Dominik. Custodis (i Gr.-Fol.) gestochenes gutes Bildniß Schellenberg's befindet, Baumann, Ges des Allgäus, II, S. 591—596 u. s. w.

P. Beck.

Scheller: Immanuel Johann Gerhard S., bekannter Philologe un Schulmann des 18. Jahrhunderts. Er wurde am 22. März 1735 in Ihle einem kursächsischen Dorfe bei dem Städtchen Dahme als der Sohn eines Pr digers geboren. Der Vater, Johann Gerhard S., ein vielfach gebildeter Man hatte in seiner Jugend zwei Jahre (1705—7) in Stockholm als Hauslehr gelebt und von dort aus eine einjährige (1707—8) Reise zu wissenschaftliche Zwecken nach Lappland unternommen, deren Beschreibung er 1727 veröffentlicht Er starb bereits 1740; die mittellose Wittwe zog mit ihren 9 Kindern, dere jüngstes dieser Sohn war, zuerst nach Dahme, dann nach Weißenfels, spät nach Apolda. In diesen Orten empfing S. den ersten Schulunterricht; dankb gedachte er namentlich der Förderung in den alten Sprachen, welche er von de Rector Schneegaß in Apolda erfahren hat. 1757 zog die Mutter nach Gisl berg im Altenburgischen, wo nun S. das Lyceum besuchte, auf diesem aber „ab zurück als vorwärts ging". 1752 kam er als Alumnus auf die Thomasschule i Leipzig und entwickelte sich hier unter Ernesti's und Fischer's Leitung schnell z einem vorzüglichen Latinisten. Vom J. 1757 an studirte er auf der Leipzig Universität Theologie und Philologie; sein vorzüglichster Lehrer blieb auch je Ernesti, der ihm durch Zuweisen von Unterricht und litterarischen Hilfsarbeit auch über die Noth des Lebens wegzuhelfen sich bemühte. 1760 erschien Schelle erste Abhandlung „De historiae antiquae utilitate", 1761 seine gegen Klotz g richtete Spottschrift: „Somnium, in quo praeter caetera Genius Seculi cum Mor bus eruditorum vapulat". — Im J. 1761 folgte er einer Berufung in da Rectorat des Lyceums in Lübben in der Niederlausitz und hat dieses bekleide

und arbeitsreiche Amt, mit dem u. A. auch die Verpflichtung zum Predigen verbunden war, über zehn Jahre lang geführt. In diese Zeit fällt die Schrift, welche seinen Namen zuerst allgemeiner bekannt machte: „Anleitung, die alten lateinischen Schriftsteller philologisch und kritisch zu erklären und den Cicero gehörig nachzuahmen, nebst einem Anhange von einer ähnlichen Lehrart in der griechischen und hebräischen Sprache“ 1770. Es hätte der Einführung von Klotz, der, S. den früheren Angriff nicht nachtragend, eine empfehlende Vorrede schrieb, nicht bedurft, um dem Buche eine gute Aufnahme zu sichern; man lernte durch dasselbe in S. einen „selbstdenkenden Lehrer der alten Litteratur kennen, der dem Schlendrian entsagend, die Bahn für ein gründlicheres und weniger einseitiges Studium der Alten brach und eine Menge fruchtbarer Winke und Bemerkungen über den Geist der lateinischen Sprache einstreute, die gewiß zu unserem zweckmäßigeren Studium der römischen Litteratur das Ihrige beigetragen haben (Lenz). Das Aufsehen, welches die Schrift in weiten Kreisen machte, veranlaßte das Dresdener Oberconsistorium, S. für die gerade erledigte Rectorstelle an der Kreuzschule in Dresden in Aussicht zu nehmen und ihn zunächst zu einer Probelection zu berufen; ehe aber diese Verhandlungen zum Abschlusse gediehen waren, hatte bereits der Unterrichtsminister Friedrich's des Großen, Freiherr von Zedlitz, sich an S. gewendet und ihm 1771 die Stelle als Rector und Professor des königl. Gymnasiums in Brieg angeboten; diese Berufung nahm S. an und hat fast 32 Jahre der Brieger Schule vorgestanden. Allerdings zeigte sich bald, daß S. für ein solches Amt, welches auch praktische Gaben erforderte, wenig geeignet war; es scheint ihm an Organisationsgeschick und -Kraft in der Leitung gefehlt zu haben und auch als Lehrer that er sich nicht hervor; zu wiederholten Malen (1791 und 1792 und noch kurz vor Scheller's Tode) wurden durchgreifende Aenderungen und Verbesserungen der Anstalt für geboten erachtet. Dagegen waren die litterarischen Erfolge seines stillen, eingezogenen Gelehrtenlebens außerordentliche. Zwar sind die seiner Zeit mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen „Praecepta stili bene latini“, zuerst 1779, jetzt ebenso vergessen, wie die beiden verbreiteten und viel gebrauchten lateinischen Grammatiken: „Ausführliche lateinische Sprachlehre“, zuerst 1779, und „Kurzgefaßte lateinische Sprachlehre“, zuerst 1780, und die „Observationes in priscos scriptores quosdam“, 1785 — zu Cicero und Livius I—VI, vielfach gegen Ernesti gerichtet —, aber seine lexikalischen Arbeiten, welche die Grundlage zu allen späteren Arbeiten dieser Art gebildet haben, sichern ihm ein ehrenvolles Andenken für alle Zeiten. Auf das „Kleine lateinische Wörterbuch“, zuerst 1779, welches an die Stelle des bis dahin gebräuchlichen Taschenwörterbuchs von Cellarius trat, folgte 1783 in der ersten — zweibändigen — Ausgabe „Ausführliches und möglichst vollständiges Lateinisch-Deutsches Lexikon oder Wörterbuch zum Behufe der Erklärung der Alten und Uebung in der lateinischen Sprache“, ein „aus langjähriger selbständiger Lectüre der römischen Schriftsteller, verbunden mit sorgfältiger und verständiger Benutzung der besten neueren Ausleger derselben und der früheren lexikographischen Arbeiten hervorgegangenes Werk, das bei jeder neuen Bearbeitung nicht nur an Umfang, sondern auch an innerem Werthe und Brauchbarkeit zugenommen hat“ (Bursian). Die zweite Ausgabe erschien 1788 in drei Bänden, die dritte nach des Verfassers Tod, aber noch ganz von ihm hergestellt, 1804 auf fünf Bände erweitert. Das große Werk, welchem auch noch ein deutsch-lateinischer Theil beigefügt wurde, erregte weit über die Grenzen Deutschlands hinaus die allgemeine Aufmerksamkeit; von den vielfachen fremden Bearbeitungen genüge die Anführung der freien Uebersetzung in das Holländische, welche kein Geringerer als David Ruhnkenius 1799 erschienen ließ, aus der allerdings S. für die folgende Neubearbeitung

wenig oder gar keinen Gewinn gezogen zu haben erklärte. Ein Auszug a
großen Wörterbuche erschien 1792 als „Lateinisch-Deutsches Handlexikon", e
mit einem deutsch-lateinischen Theile; die späteren Ausgaben dieses lan
die deutschen Gymnasien beherrschenden vortrefflichen Buches hat nach S
Tode G. H. Lünemann besorgt. — S. starb nach kurzer Krankheit i
am 5. Juli 1803.

J. F. J. Heuser, Denkmal des Herrn J. J. G. Scheller's, mit S
Bildniß, 1803. — Nekrolog von C. G. Lenz bei Schlichtegroll, III, 1
164 (1805). — Vollständiges Schriftenverzeichniß (bis 1798) bei
D. gelehrte Teutschland, 5. Ausg., VII, 95—98. — Chr. Saxi onoma
VIII, 204—267. — Bursian, Gesch. der klass. Philologie, S. 508 f. —
auch Ruhnken's rühmendes Urtheil über S. in der Praefatio zu „S
Lexicon Latino-Belgicum". — Ueber die Lebensgeschichte des Vaters, J.
enthält mehreres dessen „Reisebeschreibung von Lappland u. Bothnien".

R. H

Saal*): Ignaz S., Sänger, geboren zu Geiselhäring in Bai
26. Juli 1761, † 1836. Er genoß frühzeitig tüchtige Unterweisung in M
lernte schon im jugendlichen Alter mehrere Instrumente spielen. In S
stand er in Verkehr mit dem verdienten Instrumentalcomponisten Leopold
dem Vater unseres großen Wolfgang Amadeus, und mit Haydn's j
Bruder Michael, dem bekannten Kirchencomponisten. Kaum 16jährig b
die Bühne. Seine schöne Baßstimme, deren Metallklang die Zuhörer
lenkte die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich, und so kam es,
Kaiser Josef II. im J. 1782 an das damalige Nationaltheater nach W
rief, wo er in der deutschen und italienischen Oper durch 40 Jahre
seiner Stimmlage entsprechenden Hauptpartien in den zeitgenössischen Ope
Unter seinen Rollen sind namentlich die Leistungen als Sarastro in der
flöte, als Graf Almaviva in Figaro's Hochzeit und als Assur in Catel's
ramis hervorzuheben. Auch verdient Erwähnung, daß ihm bei den erst
führungen von Haydn's Schöpfung (am 19. März 1799) und Jahreszei
24. April 1801) die Baßpartien übertragen waren. Bei diesen Aufführ
wirkte auch seine gründlich musikalisch gebildete und stimmbegabte Toch
die im J. 1801 am Wiener Nationaltheater als Sängerin Engagement
das sie bereits 1805 infolge ihrer Verheirathung löste. In der Schöpfu
S. die Rollen Rafael's und Adam's, seine Tochter die Gabriel's und
In den Jahreszeiten gab er den Simon, während sein Kind die Han
Er starb hochbetagt zu Wien im J. 1836.

Sauterleute**): Franz Joseph S., bedeutender Glasmaler, geb
4. März 1793 zu Altdorf-Weingarten in Oberschwaben, machte zun
(dem Glasmaler damals fast unentbehrliche) Schule der Porzellanmaler
war u. A. zu Anfang der 1820er Jahre als Schmelzmaler in der rü
bekannten Ludwigsburger Porzellanfabrik unter Ziopi beschäftigt u
durch anhaltendes Studium die Glasschmelzmalerei (Cabinetglasmale

*) Zu S. 102.
**) Zu S. 422.

lernt und sich überhaupt sein Material und Verfahren auf dem Weg eigenen Nachdenkens und Selbstausübens geschaffen. Von hier aus begab er sich nach Nürnberg, woselbst er mit Michael Sigismund Frank bekannt wurde, welcher mit einigen anderen die alte so lange darniedergelegene Glasmalerei wieder zu Ehren gebracht, woran S. übrigens auch ein wesentlicher Antheil zukommt. Im Anfang that S. zwar etwas schwer, bis der Erfolg seine unendlichen Mühen und Versuche lohnte; nicht wenig litt er auch in der ersten Zeit unter der Eifersucht und vermeintlicher Zurücksetzung und Nichtanerkennung. Bald aber zeichneten sich seine Glasgemälde durch Entschiedenheit und Klarheit des Tones, sowie durch das Incarnat aus und scheint S. auch schon die in der Fritte gefärbten Gläser (Mosaikglasmalerei) angewendet zu haben; seine ersten Bilder waren Erasmus v. Rotterdam nach Albrecht Dürer, in welchem man eine Hinneigung zu Christoph Maurer's Manier zu erkennen glaubte, aus sechs Stücken zusammengesetzt und verbleit; Dürer's Porträt auf einer Glastafel, welch' letzteres sich jetzt mit 7 Transparentbildern aus Dürer's Leben im germanischen Museum zu Nürnberg befindet. Nachdem er eine Zeitlang unter, bezw. mit Frank gearbeitet, betrieb er diese Kunst, von König Ludwig I. unterstützt, selbständig und verfertigte er nach unermüdlichen Versuchen eine Reihe von Glasgemälden in die Hertel'sche Kunstsammlung zu Nürnberg, zu deren Gegenständen er meist Dürer'sche Stiche und Holzschnitte, wie das Leben der heiligen Jungfrau Maria und die Leidensgeschichte Jesu wählte. Diese Darstellungen fanden alle in Anbetracht der kräftigen und harmonischen Färbung, namentlich der guten Luftperspective und der durchaus fleißigen Ausführung ein lobendes Anerkennen. Ihnen folgte eine Grablegung nach einem Gemälde der Boisserée'schen Sammlung, ein Bildniß Pirkheimer's und eine Scene aus dem Leben; letzte beiden Stücke waren auf der Stuttgarter Kunstausstellung im Mai 1833 zu sehen. Fast alle diese neuerlichen Werke waren auf einer Scheibe mit besonderem technischen Geschick ausgeführt und entsprachen vollkommen den Anforderungen der Kritik. Nachdem er für die Stadtkirche in Fürth ein Chorfenster mit reichen Compositionen ausgestattet hatte, erhielt er i. J. 1835 den ehrenvollen Ruf, in der über der fürstlich Thurn- u. Taxis'schen Familiengruft sich erhebenden Begräbnißcapelle zu Regensburg sämmtliche zwölf (40 Fuß hohe) Fenster mit Gemälden zu schmücken. Er führte diesen großartigen Auftrag bis zum Jahre 1837 meisterhaft aus, so daß diese Leistung zu dem Besten, was alte und neue Kunst in der Art hervorgebracht hat, gezählt werden darf. Ebenso malte er auf Schloß Landsberg bei Meiningen mit Wilhelm Wörtel aus Dresden zusammen die Fenster des Minnesängerzimmers. Bald verschaffte ihm sein Ruf neue Aufträge, bei deren Ausführung er sich Schüler (Kettinger, der nachmals in Zürich die Glasmalerei betrieb; Phil. Böhmländer in Nürnberg; Itzel, der sich aber später der Lithographie zuwandte ꝛc.) heranbildete, welche ihm auch bei Vollendung seiner letzten Arbeiten während seines Leidens hülfreich beistanden. So malte er mehrere Fenster für den kunstsinnigen Grafen Wilhelm von Württemberg, auf die damals in mittelalterlichem Stil und Geschmack sich neu erhebende, von Wilhelm Hauff idealisirte Burg Lichtenstein im romantischen Echatzthale, ein großes Kirchenfenster für die Stadt Nördlingen i. Ries und eines für Rottweil nach der Zeichnung von Heideloff. Auch für die Königin Hortense auf Arenenberg hatte er einige kleinere Arbeiten auszuführen gehabt. Im J. 1841, wie schon im J. 1834, hatte S. sich vorübergehend in seiner Heimath und in dem benachbarten Ravensburg aufgehalten, woselbst er eine Anzahl seiner neuen Schöpfungen ausstellte, welche ungetheilte Bewunderung und Wohlgefallen erregten. In den in der Nähe gelegenen fürstl. Fürstenberg'schen Glashütten, namentlich im Laucherthal, in

welchen er sich umgesehen, hatte er manches für die Technik seiner Kunst gelernt. Ueberall hatte der heitere, gesellige Mann zahlreiche Bekanntschaften angeknüpft, so mit dem bekannten Alterthumsforscher v. Laßberg auf Schloß Meersburg ꝛc. Schon war die Ausführung weiterer großer Aufträge vorbereitet, als ihn unerwartet am 21. März 1843 zu Nürnberg der Tod mitten aus einer so glücklich und ruhmvoll begonnenen Laufbahn, viel zu frühe für seine Kunst, entriß. Eine Rückenmarkskrankheit, deren unsägliche Schmerzen er mit männlicher Gelassenheit ertrug, endigte sein allzu kurzes Leben. — Nach Frank's Hingang wurde S. allgemein als dessen Nachfolger angesehen und gehört er auch ganz dessen Schule — und nicht der Boisserée'schen — an; er zeichnet, das Princip möglichster Durchsichtigkeit verfolgend, mehr mit Schwarzloth und illuminirt seine Zeichnungen, als daß er auf eine rein malerische Durchführung des Bildes hält. „Schon die Wahl der Aufgabe, die er sich zu setzen pflegte, das Copiren Dürer'scher Holzschnitte, in deren Geiste außer dem Auftrage der Localtöne Alles mehr auf Conturen und Schraffirung zurückgeführt werden will, spricht diese seine Richtung aus." In der Technik hatte S. es, wenn er auch jetzt natürlich überholt ist, schon sehr weit gebracht, so daß er von etwas überschwänglicher Seite aus als der Restaurator und Wiedererfinder der Glasmalerei gefeiert wurde; doch wird die Färbung von vielen etwas kalt und hie und da mit Recht auch grell gefunden. Ein Oelbildniß Sauterleute's existirt von der Hand des Nürnberger Malers Kreul.

M. A. Gessert, Geschichte der Glasmalerei ꝛc. von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit, Stuttgart und Tübingen 1839 u. a.

P. Beck.

Schacht*): Dr. Theodor S., Geograph, Schulmann und Schulbeamter, in dürftigen Umständen geboren am 7. December 1786 in Braunschweig als Sohn eines invaliden Ingenieurs, der als Artillerielieutenant den 7jährigen Krieg mitgemacht hatte. Er besuchte vom 6. bis 8. Lebensjahre eine Freischule in Braunschweig und dann infolge Verwendung des Pastors Lachmann, des Vaters Karl Lachmann's, vom 8. bis zum 19. Lebensjahre die herzogliche Katharinenschule, eine Art Gymnasium mit schlechter Organisation und unfähigen Lehrern, welche mit Ausnahme des „Professor dirigens" Heusinger in Prima nur wenig anregend und fördernd auf den lebhaften, frischen, phantasiebegabten Knaben und Jüngling einzuwirken verstanden. Gleichzeitig lebte er vom 8. bis 11. Jahre in der Familie Räzel's, eines pensionirten Kammermusikers, dann unter schwierigen und hemmenden Verhältnissen beim Armenschullehrer Franke bis er, 18jährig, durch Vermittelung Lachmann's in das Haus des holländischen Generals v. Stamford kam, um dessen 9jährigen Sohn zu unterrichten, nachdem er sein unterrichtliches Geschick schon früher an Karl Lachmann erprobt hatte. Der anregende und gebildete Umgang im Hause des Generals, der Verkehr mit geistig und gesellschaftlich hochgestellten Persönlichkeiten wurde für S. von größter Bedeutung und brachte die in dem jungen Menschen ruhenden Anlagen zu rascher Entwicklung. Nachdem er, 19jährig, eine ehrenvolle Matura erhalten, bezog er 1805 gleichzeitig mit Griepenkerl, dem späteren Aesthetiker, mit dem ihn schon auf der Katharinenschule eine innige Freundschaft verbunden, die Universität Helmstedt, um dem Studium der Theologie und Philologie obzuliegen, von welchem er jedoch bald zum bevorzugten Studium der Geschichte überging. Zu Ostern 1807 ging er nach Göttingen, wo er ein inniges und für die ganze Lebenszeit dauerndes Freundschaftsverhältniß mit Ludwig Starklof schloß. Nachdem

*) Zu S. 486.

r seine Studien in Göttingen vollendet, nahm er 1808 eine Hauslehrerstelle in Rohrsheim bei Hornburg im Halberstädtischen beim dortigen Pfarrer Cherubim an, dessen Sohn er zu unterrichten hatte. Die ihm von verschiedenen Seiten angebotenen Stellungen im geistlichen Stande ausschlagend, folgte er im Herbste des Jahres 1810 einem Rufe Pestalozzi's nach Ifferten, wo ihm sein Freund Friepenkerl eine Stelle als Lehrer der Geschichte an der weltberühmten Anstalt Pestalozzi's vermittelt hatte. Während er gleichzeitig dem Studium der Geschichte und der Philosophie (namentlich der Herbart'schen) mit Eifer sich hingab, entwickelten sich hier seine pädagogischen Anschauungen und Grundsätze in bestimmten Richtungen. Unter seinen deutschen Mitlehrern an Pestalozzi's Anstalt über (Karl v. Raumer, Blochmann, Karl Ritter, v. Muralt, Käser, Ackermann ꝛc.) ragte er bald durch Charakter, Gesinnung und wissenschaftliche Bildung vor allen hervor. Später übernahm er auch den Geographieunterricht in der mit dem Pestalozzi'schen Institut verbundenen Töchterschule. Veranlaßt durch die Erhebung Deutschlands und getrieben von glühender Vaterlandsliebe verließ er Ifferten im Mai 1813 und reiste über Zürich, Lindau und München ins preußische Kriegslager nach Prag, wo er, von Gneisenau empfangen, ins Heer aufgenommen wurde und als „Intendanturfecretär" den Feldzug von 1813 und 1814, sowie den Einzug der siegreichen Verbündeten in Paris mitmachte. Nachdem er von der preußischen Militärbehörde einen ehrenvollen Abschied erhalten, nahm er im Jahre 1814 eine Stelle als Lehrer der Geschichte an m. v. Fellenberg's berühmter landwirthschaftlichen Schule in Hofwyl an, welche er bis 1817 bekleidete. Auf Veranlassung des Regierungsrathes Hesse in Mainz, der S. in Hofwyl kennen gelernt hatte, wurde er als wirklicher Professor der Geschichte der obersten Classe und als stellvertretender Director an das Gymnasium in Mainz berufen, das nach seiner damaligen Einrichtung einen Rang zwischen Gymnasien und Hochschulen einnahm. Mit Neujahr 1818 trat in diese Stelle an. Als Lehrer sowol wie durch öffentliche Vorträge, durch litterarische Arbeiten und durch persönlichen Verkehr in den gesellschaftlich und politisch maßgebenden Kreisen entfaltete hier S. eine fruchtbare und weitreichende Thätigkeit. Während dieser Zeit entstand auch sein Hauptwerk, das „Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit". Seine erschütterte Gesundheit, sowie Verwürfnisse mit seinem Director, einem Jesuiten, der den protestantischen Geschichtsprofessor von entschieden freisinnigem und selbständigem Wesen mit Chikanen aller Art verfolgte, veranlaßten S., im J. 1832 um seine Pensionirung einzukommen. Gleichzeitig wurde er als Deputirter für den rheinhessischen Kreis Osthofen in den denkwürdigen, sturmbewegten Landtag von 1832—34 gewählt, wo er, der gemäßigten Richtung angehörend, als hervorragendster Redner des ganzen Landes die beste Stütze des Ministeriums Du Thil war. Während noch die politischen Stürme tobten, wurde ihm das Anerbieten gemacht, in die damals noch getrennten Collegien des Oberschul- und Oberstudienrathes in Darmstadt einzutreten. Er nahm das Anerbieten an und bekam das Referat über das ganze Schulwesen des Großherzogthums. In dieser einflußreichen Stellung erwarb er sich bleibende, bis auf den heutigen Tag fortwirkende Verdienste um die Hebung und Umgestaltung des höheren wie des niederen Schulwesens in Hessen. Gleichzeitig übernahm er die Direction der „Realschule" und der nur in primitiven Anfängen vorhandenen „Technischen Schule" in Darmstadt und schuf dieselben nach Ueberwindung vieler Widerstände zur „Höheren Gewerbschule des Großherzogthums Hessen" um, welche im J. 1836 eröffnet wurde; die Schacht'sche Schöpfung hat sich in der Folge zur heutigen „Technischen Hochschule in Darmstadt" entwickelt. In dieser neuen Stellung und Thätigkeit erscheint S. zugleich als gewandter, weitblickender und schlagfertiger Vorkämpfer für die Gleich-

berechtigung der realistischen Unterrichtsanstalten neben den sogenannten humanistischen. 1846 mußte er aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied aus dem Staatsdienste nehmen. Er lebte von da an zurückgezogen im Kreise seiner Familie und zahlreicher, geistig hochstehender Freunde, mit wissenschaftlichen Studien und der Herstellung der Neuauflage seiner Werke, namentlich des „Lehrbuches der Geographie" und der „Schulgeographie" beschäftigt. Er starb am 10. Juli 1870. — S. hat seine hervorragende litterarische und poetische Begabung, seine tiefgehende und vielseitige wissenschaftliche Bildung, seine rege Theilnahme an allen Fortschritten der Wissenschaft und Politik, der Litteratur und der Kunst nicht in den Dienst einer ununterbrochenen Production gestellt. Er schrieb stets nur aus besonderem Anlaß, wenn ein inneres oder äußeres Bedürfniß ihn dazu zwang. Seine immerhin zahlreichen Schriften waren somit alle das Ergebniß einer inneren oder äußeren Nöthigung. Manche derselben sind der Vergessenheit anheimgefallen, andere, namentlich die geographischen und die Schulreformschriften, haben bleibenden Werth. Seine wichtigsten Schriften sind: „Der Schneidewall, ein historisch-politisches Gespräch", 1814 erschienen unter dem Pseudonym Fontana; „Ueber Ottokar Horneck's Reimchronik" 1821; „Der Reichstag zu Worms nebst Gedanken über die Reformation" 1824; „Ueber Unsinn und Barbarei in der heutigen deutschen Literatur" 1828; „Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf die politische und Kultur-Geschichte" 1831; „Kleine Schulgeographie" 1833; „Der Liberalismus auf dem merkwürdigen Landtage zu Darmstadt 1833", erschienen in Gießen 1834; „Beleuchtung der Dilthey'schen Schrift über das Verhältniß der Real- und Gewerbschulen zu den Gymnasien", Darmstadt 1839; „Ueber Zweck und Einrichtung der höheren Gewerbeschule des Großherzogthums Hessen und der damit verbundenen Realschule zu Darmstadt" 1843; „Die Realbildung und das jetzige Zeitalter" 1845; „Ueber die Tragödie Antigone nebst einem vergleichenden Blick auf Sophokles und Shakespeare"; „Was ist aus Deutschland geworden?" 1866.

Vgl. Blochmann, Das Leben Pestalozzi's, 1846. — Wilh. Rohmeder, Theodor Schacht. Ein Lebensbild. Sonderabdruck aus dem Pädagogium von Dittes, 9. Jahrgang, 1887.

Rohmeder.

Scharfenberg*): von S., Minnesänger. Die landschaftlich ordnende große Heidelberger (früher Pariser) Liederhandschrift, welche allein seine Gedichte überliefert, ertheilt ihm hinter zwei steirischen Minnesängern das Wort und seine Lieder erscheinen als Früchte der im Südosten blühenden höfischen Dorfpoesie: man hat daher ein Recht, unter den verschiedenen nachweisbaren Burgen und Familien gleichen Namens das begüterte und mächtige Geschlecht der freien Herren von Scharfenberg mit ihm in Verbindung zu bringen, dessen Stammburg in Unterkrain bei Ratschach lag, welches aber verflochten ist mit der Geschichte Steiermarks und Kärntens wie mit deren ersten Familien. Damit bleibt freilich für Datierung und nähere Bestimmung seiner Person noch ein weiter Spielraum: von Neidhart's Auftreten in Oesterreich bis zur Vollendung der Handschrift, d. h. von 1231/32 bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Kummer entscheidet sich für die seit 1250 (vielleicht schon seit 1244) auftretende Generation der Scharfenberger, wobei man die Wahl hat zwischen vier Brüdern: Heinrich (bis 1276), Leopold (bis 1279), Wilhelm (bis 1292), Ulrich (bis 1279); Grimme (Germania 32, 422) zweifelnd für den Vater derselben, Heinrich

*) Zu S. 588.

S., den er in einer Grazer Urkunde Herzog Leopold's VI. von Oesterreich
n 17. November 1227 zusammen mit Ulrich v. Liechtenstein (s. A. D. B.
III, 620) nachweist, den ich aber schon am 31. März 1208 als Zeuge einer
unde des Erzbischofs Eberhard II. von Salzburg finde; Weinhold (Steier-
rks Antheil an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts, Wien 1860,
223) für Leopold v. S., der nach Otacker's Reimchronik (Cap. 52, Pez,
iptores rerum Austriacarum. Ratisb. 1745, III, 65 ff.) in der Fehde um
Erzstift Salzburg die Kärntner gegen die Steirer unter Ulrich v. Liechtenstein
rhligt und zum Siege führt und von dem Berichterstatter das Zeugniß er-
lt: der an worten und an werch witze het. Die letzte ansprechende Be-
hung wird wieder unsicher, wenn man sieht, wie Otacker später auch einen
udolf v. S. genau mit derselben, dem Reim zu lieb gewählten Formel ein-
hrt (Cap. 813, S. 822). Nur litterarhistorische Erwägungen können, wie so
in ähnlichen Fällen, weiter helfen. Und auch sie führen hier leider nicht
völliger Gewißheit. — Das erste der Gedichte Scharfenberg's, ein
ühlingslied, ist ganz und gar aus der Schule Neidhart's entsprungen. Natur-
gang in der gewöhnlichen Dreigliederung (Gruß an den Mai; das Winter-
zu Ende; im Walde singen die Vögel), Dialog zwischen der verliebten
zlustigen Tochter und der Mutter: diese sucht vergeblich zurückzuhalten, warnt
den Lügen der Männer und vor der Wiege; jene kann nicht rasch genug
den Reigen einen Blumenkranz gewinnen und gibt dafür gern das eigene
änzlein preis; kurzer epischer Schluß: hin spranc diu junge dráte. Alles
lig wie bei Neidhart, und wie bei Neidhart auch sowol die volksthümliche
ienform, d. h. Zweitheiligkeit der Strophe bei Ungleichheit der Theile, als die
elnen lyrischen Epitheta und Formeln. Das zweite Gedicht ist eine volks-
mliche Ballade, eins der verbreiteten ‚Lieder von zwei Gespielen' (Uhland,
riften zur Geschichte der Dichtung und Sage 3, 405 ff.). Auch hier liegt
Reie Neidhart's zu Grunde, und zwar ein offenbar sehr beliebter, der umge-
eitet, am Anfang und Ende verkürzt, in der Form der Nibelungenstrophe mehr
ähert, von den beiden Heidelberger Liederhandschriften unter dem Spielmanns-
men Waltram von Gresten und ‚der junge Spervogel' überliefert ist. Auf
e aus dem Kreise der Fahrenden stammende Umgestaltung seines Musters
st die Anfangsstrophe von Scharfenberg's Lied, eine Art wörtliches Citat der
ten Strophe des Vorbildes. Das Motiv des Originals wird dann aber
gebildet, indem zwei unglücklich liebende Mädchen, die sich in Klagen er-
en, contrastirt werden mit einer dritten, die jene, weil sie glücklicher ist,
weisen. — Der Minnesang in Steiermark und Kärnten läßt sich, den
itischen Verhältnissen gemäß, von dem reicheren Oesterreichs, den er wie ein
iegel zurück strahlt, nicht trennen. Wie weit er etwa auch von Einflüssen
angrenzenden Italien, mit dem in jenen Ländern wie in Tirol ein lebhafter
kehr herrschte, und der dort blühenden provencalischen Poesie betroffen ist,
auf Uhland (Schriften 5, 242) hinwies, müßte erst genauer untersucht
den. Genug, hier wie in Oesterreich sind zwei Strömungen der Lyrik zu
ern: die höfische und die parodistisch-volksthümliche. Für jene sind Reinmar,
lther, Wolfram, von denen jeder wieder seine besonders nahen Schüler hat,
diese Neidhart Führer. Der Freundeskreis Ulrich's v. Liechtenstein, der Hof
edrich's des Streitbaren sind die tonangebenden Mittelpunkte, woneben die
e der Erzbischöfe von Salzburg, des Grafen Meinhard v. Görz, des Patri-
gen von Aquileja, des Herzogs von Kärnten zurückstehen. Ulrich v. Liechten-
n, der selbst völlig der höfischen Schule folgt und zwischen Reinmar und
alther hin und her schwankt, sind durch persönliche Beziehungen und zum
eil durch Abhängigkeit ihrer Poesie verbunden: Herrand v. Wildonie

(s. unten), Rudolf von Stadeck (s. unten), Konrad von Suneck (s. unten). Sie repräsentiren den rein höfischen Minnesang der Steiermark: die beiden Ersten mit einer erfreulichen Beimischung realistischer, volksthümlicher Züge, die am stärksten und liebenswürdigsten, fast im Tone des Volkslieds, bei Wildonie hervortreten und ein Erbtheil Walther's sind. Als ein Schüler Wolfram's und Ulrich's v. Liechtenstein muß der Burggraf Heinrich v. Lienz (s. A. D. B. XIX, 617), der Ministeriale des Grafen Meinhard v. Görz bezeichnet werden: gleich Liechtenstein lebt er in der Welt der Artusromane; er nimmt im Mai 1224 Theil an dem von ihm zu Friesach abgehaltenen Turnier; er begleitet ihn 1227 auf seiner Fahrt als Frau Venus; er gehört bei dessen Umzug als König Artus 1240 zu der phantastischen Tafelrunde und nennt sich da Parzival. Und sein erstes Tagelied, das neben dem Wächter wie Liechtenstein die Zofe der Frau einführt, strebt ganz den Bahnen Wolfram's nach: auch die originelle allegorische Deutung auf den eigenen Abschied von den Freunden bei der Kreuzfahrt (unsicher, bei welcher) faßt man am besten, wenn man sich einerseits Wolfram's allegorische Verabschiedung des Wächters in seinem letzten Tagelied (Lachmann 5, 34) wie überhaupt seine Neigung zum Symbolischen und anderseits Lichtenstein's rationalistisch motivirende Behandlung dieser poetischen Gattung vergegenwärtigt. Auch der 1282 bezeugte (Karajan zu Liechtenstein's Frauendienst 458, 28) Heinrich von der Mauer aus dem Mürzthal, mit dessen Geschlechtsgenossen Dietmar Liechtenstein 1240 turnirt, wandelt auf den Pfaden der guten österreichischen Hofpoesie, wenn er auch später seinem Uebertritt ins Kloster einen wortspielend manierirten Spruch widmet. Ihnen allen gegenüber steht Scharfenberg. Er scheint als Einziger zu lehren, daß auch in Steiermark ‚der Gegensang', die natürliche Reaction gegen die Verstiegenheiten der höfischen Modedichtung seine Vertreter fand. Aber man muß ihm zur Seite stellen Zachäus von Himelberg, den Liechtenstein (Frauendienst 199, 9 ff.) als berühmten Dichter anführt. Wenn dieser nämlich den guten Ulrich zu seinem Maskenzug als Frau Venus in Mönchsverkleidung zur Tjost herausfordert, parodirt er im Grunde nur die höfisch-minnigliche Lebensanschauung, die höfischen Ideale: Frau Minne soll durch den Mönch verjagt werden. Aber es liegt in diesem Mummenschanz zugleich ein frivoler Spott auch gegen die Waffen der Religion, und wir werden nicht fehlen, wenn wir für die verlorenen Gedichte des Himelbergers den travestirenden, leichtfertigen Ton Tannhäuser's (s. daselbst) voraussetzen. Dem durch von der Hagen (Minnesinger IV, 342, Anm. 6; 343, Anm. 2) bekannten urkundlichen Nachweis von 1239 (jetzt: Urkundenbuch der Steiermark II, Nr. 377, S. 490) kann ich einen interessanten gesellen: Zachäus v. Himelberg bezeugt am 10. Januar 1256 zu St. Paul eine Urkunde des Herzogs Ulrich v. Kärnten. Dieser, der Bruder des erwählten Salzburger Erzbischofs Philipp, des früheren päpstlichen Bevollmächtigten und Gegners des kaiserlichen Landesverwesers Grafen Meinhard v. Görz, war es, der 1258 zusammen mit Leopold v. Scharfenberg der steirischen Partei, d. h. den Anhängern des vom Domcapitel und den bajuvarischen Bischöfen aufgestellten Gegenbischofs Ulrich's v. Seckau, dem steirischen Adel unter Ulrich v. Liechtenstein, der für die Autonomie des Landes und die eigene stritt, und den verbündeten Ungarn, die erwähnte Niederlage beibrachte. Wir dürfen, diesen Zusammenhang betrachtend, wol wagen, in Leopold v. S. den Minnesänger zu erkennen: gleich Zachäus v. Himelberg gehört er zu den persönlichen Feinden Liechtenstein's und zu den Antipoden von dessen Dichtung. Charakteristisch, daß der Scharfenberger wie der Himelberger dem weltlich gesinnten kampflustigen Philipp v. Salzburg nahe stehen, der sich weigerte, die höheren Weihen zu empfangen, gegen das Capitel allerlei Eigenmächtigkeiten und Unredlichkeiten

ging, herzogliche Neigungen an den Tag legte und, wie man sagte, sich um itter und Pferde mehr als um Kirche und Predigt kümmerte, auch durch seinen ebenswandel Anstoß erregte: ihm mochte am wenigsten der Hyperidealismus der oesie Liechtenstein's behagen, wenn dieser auch eine Zeit lang sein Anhänger wesen war. Philipp war eine Friedrich dem Streitbaren verwandte Natur: uch dieser scheint von Liechtenstein's Kunstrichtung nicht gerade erbaut gewesen sein; darauf deutet die grobe Art, wie er 1240 der Maskenfahrt des Königs tus und dessen Turnieren ein jähes Ende bereitete (Frauendienst 500, 9 ff.; 3, 13 ff.). Es gab offenbar im Adel Oesterreichs und der Steiermark eine cht kleine Partei, die nicht bloß die Auswüchse der höfischen Cultur, jene berzierlichkeit und Sentimentalität, jene spielende Nachäffung der Romanhelden, es ganze phantastische Brimborium, sondern höfische Bildung und Sitte über- upt, auch in ihrem edlen Kern, verachtete: Herr Ebran (Frauend. 472, 14), Ministeriale Friedrich's des Streitbaren, der österreichische dichtende Raub- ter Rapot v. Falkenberg (Frauend. 474, 25 ff., 498, 9 f., Helbling XIII, 42 ff.), von Liechtenstein von Sahsen min her Leidegast Genannte (Frauend. 473, ff.), die durch ungeschlachtes Wesen dem Dichter des Frauendienstes hellen rn erwecken, sind dafür typische Beispiele. Im Kreise dieser Leute mag ein die Poesie Gnade gefunden haben, welche Walther v. der Vogelweide muthig von den Bauern herleitete und zu den Bauern wünschte: die Poesie Neidhartischen Schule, der Tannhäuser. Nach Steiermark war die litterarische römung erst spät gekommen. Als Neidhart in seinen letzten Lebensjahren, gen Ablauf des vierten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts, mit dem Erzbischof erhard II. von Salzburg (1200—1246) in Steiermark weilte, fühlte er sich e seine Genossen dort als ‚Fläming', als ein Mann der Mode, sehr unbe- glich und vermißte die tiutschiu büechel seiner bairischen Heimath (Haupt 2, 32 ff.) Dem oben genannten Heinrich v. Scharfenberg könnte in der Um- bung des Salzburger Erzbischofs, eines geborenen Schwaben, die höfische Bil- ng und Litteratur, vielleicht auch Neidhart's Poesie bekannt geworden sein: n Sohn Leopold v. Scharfenberg wird dann Neidhart's Nachahmer, und er wie Himelberger stehn wieder dem Salzburger Hochstift nahe. — Verschieden von n Minnesänger v. S. ist jedesfalls der Albrecht v. S., den frühere Forscher schlich für den Dichter des jüngeren Titurel gehalten haben und der ein Epos erlin nach dem französischen Prosaromane sowie einen wie es scheint unter lehnung an Gedichte der deutschen Heldensage frei erfundenen Abenteuerroman ifried de Ardemont verfaßte, die dann beide im 15. Jahrhundert von dem iern Ulrich Füetrer bearbeitet wurden (Spiller, Zeitschrift für deutsches terthum 27, 158 ff.).

v. d. Hagen, Minnesinger I, 349 f.; III, 644a; IV, 302 ff. — Bartsch, Liederdichter Nr. 54. — Kummer, Herrand v. Wildonie. Wien 1880, S. 76 ff., 86, 95, 112 ff., 123, 125 f., 181 ff. — Die bekannten urkund- lichen Belege lassen sich vermehren aus dem Urkunden- und Regestenbuch des Herzogthums Krain. Herausgegeben von F Schumi. II. Laibach 1884. 1887 (s. Register s. v. Scharfenberg). Darauf fußen auch meine obigen Angaben und ebendaher stammt der neue Nachweis des Zachäus v. Himel- berg. — Für den Streit um das Erzstift Salzburg vgl. O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrhundert I, 175 ff. und Huber, Geschichte Oester- reichs. Gotha 1885, I, 534 ff. Burdach.

Scheffel*): Joseph Victor v. S., „der Lieblingsdichter des deutschen lkes", wurde am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe in Baden in der Stein-

*) Zu S. 676.

Neckar; das elterliche Haus derselben war ehemals ein
Vorfahre ihres Vaters, Balthasar Krederer, war früher
einst mächtigen Küssaburg zwischen Waldshut und Schaff
Mutter, Katharina, geb. Eggstein, hatte zu Rielasingen am
das Licht der Welt erblickt. Diese siedelte, nachdem sie
nach Karlsruhe zu ihrer Tochter über, um deren Haushal
am 20. Juli 1851 starb. Ein späterer Abkömmling derse
Redacteur Karl Stolz in Augsburg, erwähnte in seinem N
burger Abendzeitung", daß das Geschlecht der Krederer
an klugen und starkgeistigen Frauen gewesen sei" und bes
die Mutter des Dichters S., eine Großtante desselben, die
Stolz geb. Krederer in Gengenbach, und seine Urgroßmu
Krederer in Oberndorf, zeichneten sich „durch Geistes- und
gesunde Auffassung der Dinge des Lebens und durchdring
Bei dieser eben genannten Frau Stolz in Gengenbach lernt
mann S. gelegentlich eines Besuchs die Nichte derselben,
kennen und führte sie im J. 1824 als Gattin heim. D
Scheffel und Stolz standen jedoch schon vorher in verwandtsch
denn die Schwester des Hauptmanns S., Antonie S.,
Stolz in Bühl geheirathet, dessen Bruder der später als
gewordene Alban Stolz war. Obgleich nun die Elter
grundverschiedene Naturen waren, er der bureaukratische, st
der dienststrenge Soldat, der sittenstrenge zugeknöpfte M
niederung, sie die poetisch veranlagte, kluge Frau, die pl
volle Märchenerzählerin, die bewegliche intelligente Schw
so lebten sie doch während der ganzen Dauer ihres Leben
nischer, glücklicher Ehe, zudem waren beide tiefreligiöse
Katholiken galten, dabei aber doch auch in allen streng p
der badischen Residenz gern gesehen waren. Emil Fromme
S. in folgender Weise: „Der Herr Major war ein dürre
Nebenetat des großen badischen Generalstabs, oder, wie
Geniecorps gehörte; er war ein Mann, schlecht und recht

n für die Regulirung des Rheins von Basel bis Mannheim war, bereiste
holt die Ufer des deutschen Stroms, zu dessen poetischer Verherrlichung
sein Sohn beigetragen hat. Auch mit litterarischen Arbeiten hatte sich
be einige Male befaßt, seine Abhandlung über die Correction des Rhein-
von Basel bis Lauterburg galt in Fachkreisen als eine hervorragende
ng und nicht minder gerühmt wurde eine von ihm verfaßte Schrift über
eben des Generals Tulla, die er nach dessen Tode herausgab. In ungleich
em Maße hatte sich Frau Josephine S. der schriftstellerischen Thätigkeit
geben. Die Wittwe des Professors Julius Braun, deren 1869 verstorbener
n ein intimer Jugendfreund Scheffel's war und die selbst Scheffel's Mutter
gekannt hat, bekundete in dem von ihr verfaßten Nekrolog auf den Dichter
nnerungen an den Dichter des „Ekkehard" von R. Artaria" in Garten-
1886, Nr. 18 u. 19), daß ihre poetischen Producte von dem Sohne
indlicher Pietät verehrt wurden „Ihren großen Tag erlebte die Frau
rin", heißt es darin, „als Anfang der fünfziger Jahre ein nettes Lustspiel
hr im Karlsruher Hoftheater aufgeführt wurde und die großherzoglichen
chaften, sowie Alles, was zur Gesellschaft zählte, den lebhaftesten Beifall
hten." Das Stück war „Lorle und Dorle" betitelt, war in schwäbischer
dart geschrieben und ist später auch in Heidelberg zur Aufführung gelangt.
besonders äußerte sich ihr poetisches Talent in Improvisationen und daß
ne „Gelegenheitsdichterin" im besten Sinne war, beweisen die verschiedenen
n sinnigen, lyrischen Gedichte, die sie zu Familienfesten dichtete, darunter
ächtiger, schwungvoller „Dialog zu Hebel's 100. Geburtstag", ein Gedicht
den „Straßburger Münster" (mitgetheilt von Emil Frommel in seiner
t „Aus goldnen Jugendtagen"), ein „Hochzeit-Lied von den Veteranen
racht zur silbernen Hochzeit des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg mit
ürstin Amalie" (abgedruckt in der „Erinnerungsschrift von Karl Egon
, Donaueschingen 1843). Und wie Frau S., nach den Aufzeichnungen
nel's sich meist ein Adagio von Beethoven spielen ließ, zu welchem sie
frischweg improvisirte, so sind auch ihre Märchen nicht in langer Zeit des
Uns am Schreibtisch entstanden, sondern verdanken sämmtlich ihr Entstehen
Verlangen der Kinder nach neuen Märchen, dem von Frau S. stets ent-
n wurde, indem sie aus dem reichen Schatz ihrer Phantasie schöpfte und
m ihr eigenthümlichen naiv-heitern und gemüthvollen Humor die niedlichen
en schuf, die später zum Theil von ihr selbst und zum Theil von einer
dgespielin des Dichters, Frau Alberta v. Freydorf, aufgeschrieben wurden
on der Letzteren durch den Druck unter dem Titel „In der Gaißblattlaube.
Märchenstrauß im Garten der mütterlichen Freundin Frau Josephine
el gewunden" (Dresden 1886) dem größeren Publicum bekannt gegeben wor-
rd. Frau S. lebte eine stille Welt in sich, wie Frommel sagt, und Joseph
on ihr das Beste empfangen, ja S. selbst bestätigte es einst seinem Freunde
s Klaiber, daß wie bei so manchem Dichter, auch bei ihm die poetische
ein mütterliches Erbtheil sei, indem er sagte: „Wenn Sie meine dichte-
Art begreifen wollen, müssen Sie den Grund nicht in meinem Leben
; das ist sehr einfach verlaufen. Es kam alles von innen heraus. Meine
er hätten Sie kennen müssen: was ich Poetisches in mir habe, habe ich
hr" (Daheim 1868 Nr. 43: „Ein deutscher Volksdichter" von J. Klaiber).
Scheffel's Vater in dem Befreiungskriege von 1814 und 1815 sich vor
zburg eine Medaille errungen, so hat auch seine Mutter im Kampfe gegen
andern Feind, im Kampfe gegen Armuth und Krankheit sich erhebliche
rnste erworben, war sie doch mit an der Spitze der 18 Karlsruher Frauen,
am 6. Juni 1859 unter dem Vorsitz der Großherzogin von Baden nach

Prüfung und Annahme der von dem damaligen Referenten im Ministeri
Innern für Armensachen, Ministerialrath Dietz entworfenen Statut
„Badischen Frauenverein" begründeten (Geschichte des Badischen Frauen
Festschrift. Karlsruhe 1881), den Verein, der unter den vielen, welche
unserem deutschen Vaterlande der Erfüllung des edlen Frauenberufes mi
Hingebung gewidmet haben, einen der hervorragendsten Plätze einnimmt
sie es doch, die am 1. Mai 1848 einen Jungfrauenverein zur Unterstütz
drängter Arbeiterfamilien gegründet, der sich im Hinblick auf das Le
Wirken der berühmten Landgräfin Elisabeth von Thüringen den Namen
bethen-Verein" beilegte und dessen vieljährig und segensreich wirkende Prä
Frau Major S. war.

In dem gleichen Jahre, in dem die Mutter des Majors S. starb,
dem jungen Ehepaar am 16. Februar 1826 ein Sohn geboren, der
Taufe den Namen Joseph Victor erhielt. Unter der liebevollen Pflege
besorgten Mutter, die darin von ihrer eigenen Mutter unterstützt wurde,
der kleine Joseph bald zum munteren Knaben heran, in dem das str
strenge Wesen des Vaters neben der zärtlichen Liebe der Mutter einen
selbständigen Charakter emporkeimen ließ. Schon bald nach der Gebur
Sohnes hatten die Eltern ihre bisherige Wohnung mit einer solchen i
eigenen Haus Stefanienstraße 16 vertauscht, dessen großer zum Hause g
Garten unmittelbar an den prächtigen Hardtwald anstieß, während
Vorderseite sich weite Grasflächen ausdehnten. Hier konnte sich der kleine
tummeln und mit seiner jüngeren Schwester Marie in der schönen Natur
hier durfte er in der Geißblattlaube den Märchen seiner Mutter lauschen,
die seine Phantasie mächtig angeregt wurde, und wie diese in ihm haft
blieben sind und nicht ohne Einfluß auf seine späteren Dichtungen waren,
auch der Aufenthalt in dem schönen elterlichen Anwesen die Liebe zur Na
ihm ausgebildet. Der aufgeweckte, gutherzige Knabe war überall gern g
und so vergoldete manch' fröhlicher Sonnenstrahl des späteren Dichters J
Die Berichte, die wir über Scheffel's Schulzeit theils aus seinem eigenen
theils aus demjenigen einstiger Mitschüler besitzen, bekunden sämmtlich, da
ihm von der Mutter überkommene beschauliche Denkvermögen in Gemei
mit dem vom Vater ererbten strengen Pflichtgefühl bereits in den ersten
seines Bildungsganges ihn auszeichnete, und in der That war S. laut be
richten des Karlsruher Lyceums während der Jahre 1833—43 bemahe
der erste Schüler der Classen, in denen damals noch andere saßen, d
späteren Leben sich berühmt und berüchtigt gemacht haben, wie Karl
Steinmetz, Aaron, Frank, Ludwig Eichrodt, Rudolf Braun und Julius
Die alten Sprachen lernte S. sehr leicht, des guten Lateins halber, we
während seiner ganzen Lebenszeit schriftlich und mündlich gleich vollend
herrschte, ist er oft bewundert und beneidet worden, seine Kenntnisse
griechischen Sprache und in der Geschichte zeigen sich auch in seinen Sch
und insbesondere in den gelehrten Anmerkungen dazu; in allen drei F
war er bereits auf der Schule hervorragend. Frommel schrieb: „Ich se
noch, wie er jedesmal bei dem Schlußactus die Prämie in Empfang nah
sie in die eigens dazu hergestellte Schachtel niederzulegen", und Klaiber
dem bereits erwähnten Aufsatz im „Daheim": „Auf meine Bemerkung,
gewiß einst fleißig auf seiner Schulbank gesessen sei, nickte Scheffel
und verließ mich einen Augenblick, um mit einem schön gearbeiteten Stu
zukehren, in dem, in grünen Sammt eingelassen, eine ansehnliche Menge
und goldener Denkmünzen prangte, lauter Preise vom Gymnasium her.
ist für meinen kleinen Sohn — nicht das schlechteste Vermächtniß seines

er mit wohlgefälligem Blick auf den Zeugen seines einstigen Fleißes ver-
d". S. war also ein ausgezeichneter Schüler, und zwar ohne daß sein
ecktes, wenn auch sinniges Wesen dadurch an Frische eingebüßt hätte.
eichtigkeit bewältigte er die Schulaufgaben und fand dabei genügende Zeit,
ine Privatliebhaberei für die Zeichenkunst zu pflegen und seine Neigung
Studium der Geschichte und Litteratur in selbständiger Weise zu befriedigen
aß er dann in seiner Kammer, die einen Blick ins Grüne gewährte, dann
schon damals manchmal der Pegasus bestiegen, sei es um einen Freund
Geburtstag damit zu erfreuen, sei es auch nur um dem frohen Behagen
gendlich sehnsuchtsvollen Stimmung Ausdruck zu verleihen. Und als in
eren Classen auch das Gefühl der Geselligkeit und der heiteren Lebenslust
ei seinen Kameraden regte, entzog sich Joseph diesen unschuldigen Vor-
akademischer Herrlichkeit und studentischer Fröhlichkeit nicht, wurde er
uch darin von seiner klugen Mutter, wie in seiner Liebhaberei für alter-
iche Trinkgefäße, in seiner Freude an den Werken der Ritterromantik und
n Vergnügen an theatralischen Aufführungen eher unterstützt als gehindert.
erbst des Jahres 1843 verließ der nun im 18. Lebensjahre stehende
S. mit Ehren das Gymnasium, sein sehnlichster Wunsch in jenen Tagen
Maler zu werden. „Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler
sollen. Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienst der Justiz,
erfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede eines mecha-
Berufes riefen in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach", so urtheilte
ter (1855) selbst (J. Hub, Die deutsche komische Dichtung II, 718).
Vater, der in seinem Sohne Joseph sein körperliches und geistiges Ebenbild
achsen zu sehen glaubte, wollte ihn zum badischen Beamten ausbilden
und so mußte er mehr der Macht gehorchend als dem eigenen Triebe sich
Studium der Jurisprudenz widmen, doch wurde seiner Neigung zur Kunst
lens soweit Rechnung getragen, daß er die Universität in der Kunststadt
en zunächst beziehen durfte. Hier wurde S. nun am 3. November 1843
juristischen Facultät immatriculirt, woselbst er zwei Semester verblieb.
der Richtung entsprechend, die sein Bildungstrieb gleich im ersten Semester
ug und dem mächtigen Einflusse, den die aufblühende Kunststadt, der Be-
er kurz vorher eröffneten beiden Pinakotheken, der Verkehr in den Ateliers
er Meister, an die er empfohlen war, auf seinen Geist ausübte, ist auch
eund und Commilitone, dem er sich von Anfang innig anschloß, kein Stu-
r der Rechte, sondern ein Kunsthistoriker gewesen, der am 11. August
in Berlin verstorbene Professor Friedrich Eggers. Mit diesem traf S.
Jahren wieder in Berlin zusammen, wo sie beide dann eine gemeinsame
ung innehatten. Trotz seiner Begeisterung für die Kunst vernachlässigte
r keineswegs sein Brotstudium. Er hörte von Fachvorlesungen im Winter-
r bei Arndts Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft und
itionen und Geschichte des römischen Rechts; im Sommersemester 1844
hillips deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und Kirchenrecht und bei
Rechtsphilosophie. Daneben aber trieb S. schon damals historische und
schichtliche Studien; bei Thiersch hörte er im Winter Vorlesungen über
„mit ausgezeichnetem Fleiße", und bei Höfler Geschichte des Mittelalters,
genden Semester bei Prantl, der damals Privatdocent war, Geschichte der
ch-römischen Philosophie „mit ausgezeichnetem Fleiße", und bei Thiersch
ik und neuere Kunstgeschichte „mit vorzüglichem Fleiß und Erfolge". Be-
nd ist, daß für die Fachcollegia nur das Belegen bezeugt ist und nur die
phisch-historischen Vorlesungen ein bestimmtes Zeugniß über den Besuch
en. Das nächste Jahr verbrachte er in Heidelberg, wo er am 31. October

1844 immatriculirt wurde; hier hörte er im Winterſemeſter 1844/45 bei Mitt-
maier deutſches Privatrecht, bei Vangerow Pandekten, im Sommerſemeſter 184
Criminalrecht und Civilproceß bei Mittermaier, Lehnrecht bei Zöpfl, aufeder
Darſtellung und Kritik des Hegel'ſchen Syſtems bei Dr. Roeth, und Dant
Inferno bei Dr. Ruth. Von Heidelberg begab er ſich nach Berlin und wa
hier am 25. October 1845 immatriculirt; er hörte im Winterſemeſter 184
deutſches Staats- und Privatrecht, und Geſchichte der neueren Rechtsphiloſop
bei Stahl, bei Heffter Criminalproceß, bei Dr. Berner Criminalpſychologie,
Waagen Geſchichte der bildenden Künſte der neueſten Zeit; im Sommer 18
Civilpraktikum und Relatorium bei Heffter; Pandektenpraktikum bei Dr. Schm
und auserleſene Lehren der gerichtlichen Medicin bei Profeſſor Wagner. I
Herbſte 1846 kehrte er nach Heidelberg zurück, wo ſeine zweite Immatriculatio
am 12. November ſtattfand, und hörte im Winter 1846/47 Civilproz
praktikum und Relatorium bei Mittermaier, Code Napoléon und badiſch
Landrecht bei Roßhirt, und ein Converſatorium über den Civilproceß b
Dr. Brackenhöft. Die kunſthiſtoriſchen Liebhabereien treten alſo in den beid
letzten Semeſtern vor dem Ernſt des Fachſtudiums zurück. Das Abgangszeugn
von Heidelberg iſt am 18. März 1847 ausgefertigt. Dieſem von K. Bart
(Beilage zur Allgem. Zeitung 1886, Nr. 126, 127) auf Grund der Univerſitä
acten mitgetheilten Verzeichniß der von S. „belegten" Vorleſungen iſt
nachzutragen, daß derſelbe nach den Tagebuchaufzeichnungen ſeines Heidelber
Jugendfreundes, des Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau, auch noch b
Gervinus in Heidelberg und in Berlin bei Homeyer über Nachdruck, bei Ga
über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, auch bei dem Philoſophen Werder gehö
hat. Unter den Büchern, die er während ſeiner Studienzeit mit beſonder
Vorliebe las, war auch die Luther'ſche Bibelüberſetzung, an der er ſeinen Sin
für den Reichthum der deutſchen Sprache ſchulte. Wieweit dieſes Studium auf
auf ſeine religiöſe Anſchauung von Einfluß war, geht daraus hervor, daß e
obgleich von Hauſe aus katholiſch, doch in ſeinem ſpäteren Leben in religiöſe
Angelegenheiten ſtets ſeine Sympathie für den Proteſtantismus bezeugte, d
nach einiger Zeit noch ganz beſonders darin zu Tage trat, daß er ſeinen Sö
Victor proteſtantiſch taufen ließ. In München hatte S. ſtudentiſchen Ve
einigungen ſich nicht angeſchloſſen, aber in Heidelberg trat er ſofort der burſch
ſchaftlichen Verbindung „Alemannia" bei, nachdem ſich dieſelbe erſt kurz zu
aufgethan hatte. Im Sommer 1845 entſtand aus einer Verſchmelzung de
„Alemannia" mit der „Palatia" die neue Verbindung „Teutonia" und
ähnlicher Weiſe ein Jahr ſpäter die „Frankonia", deren Mitglied S. dann
Winter 1846 war; in Berlin gehörte er der Burſchenſchaft „Germania" a
Die Burſchenſchafter betheiligten ſich damals bedeutend an den politiſchen B
ſtrebungen und auch S. fühlte warm für ſein deutſches Vaterland und zu
vom großdeutſchen Standpunkt aus. Als er am 13. März 1847 aus der B
der Studenten ſich hatte ſtreichen laſſen, ſchrieb er an ſeinen Freund Schwa
das charakteriſtiſche Wort: „Gute Nacht Frühling! Deſto wärmer aber werde
die Erinnerungen pflegen, je dürrer die Candidatenzeit iſt." Während d
Studienjahre hatte S. mehrfach kleinere und größere Ausflüge und Reiſen
macht, ſo beſuchte er den Odenwald von Heidelberg aus und die Inſel Rü
von Berlin aus. Um dieſe Zeit entſtanden auch ſeine „Lieder eines fahren
Schülers", die er an die „Fliegenden Blätter" einſandte, wo dieſelben (18
Nr. 116, 51, 53) mit Illuſtrationen, die nach der Vermuthung des Hr
Schwanitz ebenfalls von ſeiner Hand ſtammen, erſchienen ſind. Doch war d
nicht ſein erſter Schritt in die Oeffentlichkeit, hatte doch bereits der 17jähr
Gymnaſiaſt S. einen Aufſatz über das die tapferen 400 Pforzheimer bei Wim

ellende Gemälde von Feodor Dietz in der „Karlsruher Zeitung" veröffent-
, der bei seinen Mitschülern größte Bewunderung, bei den Lehrern freudigen
illen und bei den Künstlern lebhaften Beifall fand. — S. lieferte im
mer des Jahres 1847 seine schriftlichen Arbeiten zur Staatsprüfung ein.
Urtheil über die ihm aufgegebene Rechtsfrage lautete: „Die Abhandlung
net sich durch umfassende Benützung der Litteratur, Selbständigkeit der Aus-
ung, logische Anordnung des Stoffs und klare, gewandte Diction vortheil-
aus und kann unbedenklich für eine gelungene erklärt werden." In der am
uguft 1848 zu Heidelberg stattgehabten mündlichen Prüfung von Seite der
essoren Roßhirt, Vangerow, Zöpfl und Morstadt bestand S. mit „ziemlich
, wobei allerdings hervorgehoben wurde, daß „die Antworten des Candi-
wenn auch größtentheils richtig und gehörig begründet, mehr von Talent
allgemeiner Bildung, als von ausgedehntem positiven Wissen in den Gegen-
en der Prüfung zeugten". Den Doctorgrad erwarb er im Herbste desselben
es bei der juristischen Facultät in Heidelberg summa cum laude. Zwischen
Abschluß seiner Studien und die Staatsprüfung fällt ein Aufenthalt in
kfurt a. M. (1848) und eine im Sommer unternommene Reise nach
nburg, die er als Secretär des Reichscommissärs Welcker in dessen Begleitung
te; aber die Eindrücke, welche er an Ort und Stelle empfing, waren im
en sehr unerfreulicher Natur, und er kam schließlich enttäuscht und verstimmt
Schleswig-Holstein zurück. Merkwürdig mag es scheinen, daß das politisch
edeutungsvolle Jahr an S. vorüberging, ohne ihn poetisch anzuregen und
Recht sagt Prölß, daß im Gegensatz zu den damaligen Dichtungen Scheffel's
sen wohl am wenigsten den Gluthhauch jener patriotisch-freiheitlichen Be-
erung athmen, welche damals die Jugend Deutschlands erfüllte. Aber in
wilden Revolutionszeit versuchte auch er sich einmal in der Politik. Von
elberg aus, wo er kurze Zeit im Criminalbureau des Oberamtes unter dem
svorstand v. Preen practicirte, übernahm er auf Zureden des Professors
sser die Redaction der in Karlsruhe erschienenen „Vaterländischen Blätter",
Organs der constitutionellen Partei, das unter Mitwirkung badischer Ab-
dneter herausgegeben wurde. Nach den Untersuchungen Ruhemann's dürften
Artikel „Zeitungsenten" in Nr. 13 vom 2. Februar und „Unterredung mit
Teufel" in Nummer 77 von S. stammen. Das Blatt ging sofort nach
bruch der Revolution wieder ein, aber S. mußte damals an politischen
ätzen doch Gefallen gefunden haben, denn nachdem er der großen Volks-
mmlung zu Offenburg am 13. Mai beigewohnt hatte, verfaßte er einen
cht über dieselbe, den er später unter der Ueberschrift „Zwei Tage in Offen-
" in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage zu Nr. 267, 268 vom 24. und
September 1849) — als ersten Beitrag zu derselben — erscheinen ließ.
alle Bande der Ordnung gelöst waren, hatten Scheffel's Mutter und Groß-
ter sich nach Cannstadt geflüchtet, S. aber verbrachte die Zeit in Auerbach
der Bergstraße, wo sich eine ganze Colonie von Flüchtlingen, darunter
elberger Professoren und Beamte angesiedelt hatte. Als S. dann in den
rsuchungscommissionen für die politischen Gefangenen verwendet werden
, hielt er das mit seiner Ehre unvereinbar, infolge dessen er plötzlich seiner
le als Secretär des Civilcommissärs v. Orff, den er ins Lager nach Rastatt
itet hatte, enthoben wurde. Zu Beginn des Jahres 1850 zog S. in
ingen ein, in jenem Ort, der durch seine Dichtung später wohl welt-
nt wurde, um als Dienstrevisor beim dortigen Bezirksamt in den Ver-
ungszweig der juristischen Praxis eingeweiht zu werden. Aus jener Zeit
mt eine Anzahl von Briefen an Eltern und Schwester, aus denen ersichtlich
aß S. dort ein ungezwungenes freies und sein poetisches Gemüth ungemein

anregendes Leben geführt hat (Deutsche Dichtung, III. Bd., Heft 9, 10). E verblieb daselbst bis Ende des Jahres 1851, reichte dann bei dem Hofgericht in Bruchsal ein Bittgesuch um Zulassung zur Secretariatspraxis ein, das dem Präsidenten empfohlen wurde, worauf die Gewährung von Seiten des Ministeriums erfolgte und er am 9. December bereits eintrat. Ausflüge von Säckingen aus hatten ihn zu einem Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" (Morgenblatt für gebildete Leser. Stuttgart 1853, Nr. 14, 15, 17, 18) angeregt, dessen historisch-volkspsychologischer Charakter ihn vor den übrigen wenigen Prosaarbeiten Scheffel's auszeichnet. In Gemeinschaft mit Professor Häufer unternahm er im Herbste 1851, also ehe er sich ganz nach Bruchsal wandte, eine Reise in die Graubündener Alpenwelt, und auch diese, wie die dabei erlangten Eindrücke und Studien wurden von ihm in drei Briefen „Aus den rhätischen Alpen" (Allgemeine Zeitung 1851, Nr. 285, 287, 293) geschildert. Nur kurze Zeit duldete es ihn in Bruchsal, denn schon am 7. Mai 1852 machte er dem Hofgericht die Anzeige, daß er „behufs Antritts einer größeren Reise nach Italien und Frankreich unterm 9. d. M. seine seitherige Stellung als Volontär bei hohem Gerichtshofe aufzugeben gedenke". In seiner Mittheilung an das Ministerium hebt er hervor, daß die beabsichtigte Reise ihn „mehrere Monate von der Praxis fernhalten, dagegen, wie er hoffe, für seine weitere wissenschaftliche und universelle Ausbildung von Nutzen sein werde". Mit diesem Schritt hatte S. mit der bisherigen, ihm nichts weniger als zusagenden Berufswissenschaft gebrochen, aber trotzdem ist durchaus nicht zu glauben, daß er seine Berufsgeschäfte darum vernachlässigt habe, vielmehr läßt uns ein amtlicher Bericht über seine Leistungen vom 14. Mai 1852, in dem es heißt, daß S. fortwährend durch seine Leistungen im Secretariat sowie durch erstattete Vorträge sich sowol hinsichtlich des Fleißes als hinsichtlich des Talents und der Kenntnisse in hohem Grade wahrhaft ausgezeichnet gezeigt habe", vermuthen, daß er durch gewissenhafte Pflichterfüllung seinem Vater habe zeigen wollen, wie es durchaus nicht Leichtsinn und Trägheit sei, was ihn zur Aufgabe der Beamtenlaufbahn drängte, für die er von seinem Vater auf das entschiedenste bestimmt war. Dieser war wohl nicht gegen die Romreise gestimmt, aber daß sein Sohn nach achtjähriger Beamtenpraxis plötzlich noch „umsatteln" wolle, das widerstrebte dem Ordnungssinn des Majors und nur den vereinten Anstrengungen, die nun von allen Familienangehörigen ausgingen, gelang es endlich, den Willen des Sohnes durchzusetzen, und so fuhr denn S. in den letzten Tagen des Mai 1852 nach Süden — um Maler zu werden.

„Ich wollte oft, ich hätte nie ein corpus juris gesehen und wäre in München ein Maler geworden", so hatte er kurz zuvor an seinen Freund Julius Braun, den bekannten Archäologen, nach Rom geschrieben, mit welchen Hoffnungen, in welcher Stimmung S. demnach seinen Einzug in Rom hielt, wo damals der ihm bekannte Landschaftsmaler Ernst Willers aus Oldenburg seinen Wohnsitz hatte, vermag gewiß jeder zu empfinden. Den Sommer über verblieb S. in Albano, wo er, im Kreise von Künstlern lebend, den Vorstudien zu seiner künftigen Künstlerlaufbahn mit ganz außerordentlichem Eifer sich widmete. Nur wenige die mit ihm lebenden Künstler daran glauben mochten, daß er es einem bedeutenden Maler bringen werde, schon darum, weil der bereits Dreißig noch mit den Elementen der Technik zu ringen hatte, um so überraschender war denselben sein Erzählungs- und Darstellungstalent, und nachdem einst Frau Engerth, die Gemahlin des späteren Galeriedirectors Eduard v. Engerth in Wien ihm zugerufen hatte: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie denn das nicht auf?" faßte sich auch der Letztgenannte eines Tages ein Herz, um dem ihm liebgewordenen S. auseinander zu setzen, wie wenig er sich

Maler und wie so sehr zum Dichter er sich eigne (s. K. E. Franzos, Aus ffel's Sturm- und Drangzeit. Neue Illustrirte Zeitung 1886). Mehrere nate inneren Ringens folgten, während welcher Zeit er immer noch an m Ausspruch „Ich will und muß ein Maler werden" festhielt, aber mehr mehr sah er selbst ein, daß sein poetisches Talent größer als seine künst- che Befähigung war. Die Malversuche wurden immer mehr vernachlässigt, egen er sich wieder mehr litterarischen Beschäftigungen zuwandte und, eben- ie Gottfried Keller nach Italien zog, um Landschaftsmaler zu werden und Dichter heimkam, so wurde auch S. fern im Süd aus dem Maler ein . Im Februar war er plötzlich verschwunden, er schrieb nur eine kurze e, er müsse fort in die Einsamkeit. S. fuhr südlich nach Sorrent, wo er dem jugendlichen Paul Heyse glückliche Tage verlebte, beide Dichter, die gegenseitig ihre dichterischen Pläne und Wünsche entdeckten, beide Menschen, im schönsten Jugendalter, von Lebensmuth und Begeisterung für die Schön- n der südlichen Natur erfüllt waren. Auf Capri hatte sich S. eingemiethet dieses Inselstädtchen wurde nun die Geburtsstätte unseres größten humo- chen Epos der Neuzeit, des Sangs vom Oberrhein: „Der Trompeter von ingen". Wie ihn die Erinnerung an seinen Schwarzwald, die Sage von Spielmann Jung Werner und der schönen Margaretha zu seiner Dichtung regt hat, und diese selbst „auf Don Pagano's Dache" entstanden ist, hat lbst in der „Zueignung" seines Trompeters mit köstlichem Humor und im nswürdigsten Ton dem von ihm selbst nicht geahnten colossalen Leserkreis lt.

Am 1. Mai des Jahres 1853 konnte S. das Buch abschließen und mit humorvollen prächtigen Widmungsepistel seinen Eltern nach Karlsruhe n. Wenige Tage später mußte er selbst der Heimath zueilen, die Nachricht der schweren Erkrankung seiner Schwester Marie, die er zärtlich liebte, und urz vor der Hochzeit ihre Verlobung mit einem Officier, den sie nicht zu n vermochte, aufgelöst hatte, trieb ihn nach Hause. Daheim fand er die igen infolge der Verhältnisse in trüber Stimmung, sein Vater drang wiederum n, die Laufbahn des Juristen aufs neue einzuschlagen und dazu kam noch empfindliche Augenentzündung. Diese zwang ihn auf Monate hinaus, sich anstrengenden Thätigkeit zu enthalten, aber der Vater gab die Hoffnung auf, daß der Sohn doch noch als Jurist „etwas Ordentliches werde", alb er unter dem 7. Mai 1854 im Namen seines „wegen Augenleidens" fenden Sohnes ein Gesuch an das Ministerium richtete, worin er die Er- ung zum Referendär mit Dispensation vom zweiten Examen erbat. Darauf wurde am 6. Juli 1854 S. „unter Erlassung der zweiten Prüfung" zum endär ernannt. Allein praktischen Gebrauch hat der Dichter von der neuen de nicht mehr gemacht, denn er widmete sich von nun ab ganz der Poesie auch sein Vater schien jetzt damit zufrieden. Längere Zeit lebte S. nun r in seinem lieben Heidelberg, wo er in dem unter dem Namen „Der re" bekannt gewordenen Kreise von bedeutenden Männern der verschiedensten fsarten, dessen Präsident und eigentliche Seele Ludwig Häusser war, mancherlei gungen für seine in dieser Zeit entstandenen Gedichte empfing, die 1867 dem Titel „Gaudeamus" veröffentlicht wurden, und seitdem von vielen onisten mit Melodien versehen, gesungen werden, soweit die deutsche Zunge t. Die Frische und Sangbarkeit, die Naturmächtigkeit und Originalität ieder gab denselben eine Verbreitung, besonders auch in studentischen Kreisen, ie bisher wohl noch keinem Geisteskinde der Poeten, die alten Volkslieder icht ausgenommen, zu Theil geworden war.

Im Winter 1853—54 beschäftigte sich S. mit der Uebertragung des
nischen Waltharius und um diese Zeit entstand auch der Plan zu seinem b
tendsten dichterischen Werke, dem „Ekkehard", zu dem jene Uebersetzung eine
Vorstudie bildete. Die eigentliche Ausführung geschah im Frühjahr 185
der Meierei zu Füßen der ehrwürdigen Veste Hohentwiel. „Dort in den
vieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erlos
Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger
luft" hat er den Roman geschrieben. Den ersten Impuls zu demselben em
S., als er Pertz' „Monumenta Germaniae" studirte und dabei auf die Kl
geschichte St. Gallens stieß, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard
bis ans Ende des 10. Jahrhunderts fortgeführt hat. Verschiedene Episoden d
schlichten Klosterchronik mutheten ihn so an und beschäftigten seine Pha
so lebhaft, daß er nun die eingehendsten Localstudien machte und in der
würdigen Bücherei des heiligen Gallus sein Material ergänzte. Auf
Hohentwiel hat er das Buch begonnen und auf dem Wildkirchli am S
sind die letzten Capitel entstanden. Nach den Angaben Kastropp's (Mag
f. d. Literatur des In- und Auslandes 1886, Nr. 17) erschien der „Ekk
zuerst in einem belletristischen Blatt in Frankfurt, wurde aber vom Pub
so kühl aufgenommen, daß der Redaction mehrfache Aufforderungen zug
die Veröffentlichung abzubrechen. Als derselbe 1855 als Buch erscheinen
erbat sich S. das Manuscript noch einmal zurück, um der Dichtung noch
Anhang von 285 gelehrten Anmerkungen beizufügen zur Erhärtung des ge
lichen Charakters unter Angabe der benutzten Quellen, „zur Beruhigung
die sonst nur Fabel und müßige Erfindung in dem Dargestellten zu
geneigt sein könnten". Während der „Trompeter" in der Metzler'schen
handlung in Stuttgart erschienen war, kam der „Ekkehard" im Verlag der
Meidinger u. Co. in Frankfurt a. M. heraus, und zwar hatte dieselbe la
Vertrag vom 20. Februar 1855 auf fünfzehn Jahre hinaus gegen ein ein
Honorar von 1200 Gulden das unbeschränkte Verlagsrecht erworben.
genannte Verlagshandlung sechs Jahre später fallierte, waren noch immer
plare des Buches vorhanden, die nebst anderen Werken und sämmtliche
lagsrechten aus der Concursmasse von Otto Janke in Berlin käuflich er
wurden. Dieser druckte nun 1862 eine zweite Auflage und bis 1869 no
weitere. S. war mit dieser käuflichen Ueberlassung durchaus nicht ein
den, es kam zu unerquicklichen Erörterungen in der Presse, beide Parte
riethen in die heftigste Polemik, gaben gegenseitige Anklageschriften
ließen Gutachten einholen und processierten längere Zeit, bis durch d
mittelung der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart 1870 der St
Ende gemacht wurde, indem diese das Verlagsrecht übernahm. (S.
mann, Ueber das geistige Eigenthum. Berlin 1867, Bd. I, S. 338 f
schrieb damals in einer Anwandlung übertriebenen Rechtsgefühles, das
seinem ferneren Leben noch mehrmals gezeigt hat: „wenn ich hätte
können, welch schweres Martyrium mir, meinem Werk und meinen Ver
interessen durch eine hinter meinem Rücken stattgehabte „Verlagsrecht-
käuferei" und „Verlagscontracts-Exportirung" bereitet werden würde,
Buch „Ekkehard" wäre nie geschrieben worden!"

Im J. 1855 war er zum zweiten Male nach Italien gegangen.
mal aber nur in das nördliche, wo er einige Zeit hindurch in der Ge
Anselm Feuerbach's verweilte. Einige Wochen verbrachten sie am Toblin
welchen Aufenthalt später beide gleicherweise zu den reinsten und schönst
innerungen ihres Lebens zählten, dann aber trennten sich die Wege der F
Feuerbach kehrte nach Venedig zurück, S. aber ging nach Meran und

Baden. (Vgl. A. Hausrath, S. u. A. Feuerbach. Deutsche Rund-
) Wie auf seiner ersten Reise, so berichtete auch jetzt wieder S.
Erlebnisse in den „Briefen aus Venedig und den tridentinischen
nkfurter Museum 1855 Nr. 2 und 1856 Nr. 11—13), eine Reihe
theilungen „Aus Südfrankreich" schildern seine Eindrücke während
erfahrt durch dieses Land, die er 1856 unternahm; sie erschienen
nn's Monatsheften (Bd. II) und sind mit Holzschnitten nach Zeich-
ffel's ausgestattet. Den Winter 1856—57 verbrachte er nach mehr-
ch überstandenen Erkrankungen, gegen die er zuletzt in Rippoldsau
cht und gefunden hatte, in der bairischen Residenzstadt. Im Ver-
m Kreise von Dichtern, die König Max II. dahin berufen hatte,
st der vorhergegangenen Gemüthskrankheit wohl gänzlich gewichen
eine Katastrophe eintrat, die den Dichter wiederum in die trübste
urückstieß. Auf seine Aufforderung hin war seine ebenfalls künstle-
Schwester Marie zur weiteren Ausbildung nach München über-
r daselbst vom Typhus ergriffen worden und nach kurzem Kranken-
. Februar 1857 gestorben. Als sich dieses ereignete, hatte S. an
n „Irene von Spielberg" gearbeitet um ein dem König Max von
einem leichtsinnigen Augenblick gegebenes Versprechen zu erfüllen".
damals, der Tod habe ihm sein bestes Leben entrissen, ob er je
Feder anrühren könne, wisse er nicht. Und in der That ist der
vollendet worden, was später von ihm erschien, war zum Theil
r entstanden, oder gehörte in die Kategorie der Gelegenheitsgedichte,
n seinem späteren Leben ja so häufig angegangen worden ist. Aber
pische Erzählung „Hugideo" entstand damals gewissermaßen als ein
des trauernden Bruders, als ein Denkmal, das er seinem von
geliebten Schutzengel gesetzt hat. Das merkwürdige kleine Stimm-
chien damals in Westermann's Monatsheften (Bd. III) und erst
) in Buchform. Nochmals machte er eine Reise nach Nordfrank-
ßaris in Begleitung seines Freundes August von Eisenhart aus
ann begleitete er den ihm ebenfalls von München her befreundeten
ehl auf einer kleinen Studienreise den Rhein hinab und ließ sich
m in Heidelberg nieder. Einer wiederholten Einladung des Groß-
Sachsen-Weimar-Eisenach, in dem die Lectüre des „Ekkehard" den
lehen ließ, diesen eigenartigen Dichter kennen zu lernen, was denn
während des Aufenthaltes Scheffel's in München geschehen war, konnte
icht länger widersetzen und kurz nach der ersten Audienz ließ ihm
zog durch den Burgcommandanten von Arnswald die Aufforderung
h als Dichter an der Erneuerung der Wartburg durch ein Werk
Wahl zu betheiligen, und zu diesem Zwecke seine Wohnung auf der
u nehmen. Aber S. konnte dem nicht Folge leisten, da er sich
Fürsten von Fürstenberg gegenüber verpflichtet hatte. Im Jahr
r dann seine Stelle als Hofbibliothekar in Donaueschingen an, die
inne hatte. Hier erschloß sich ihm ein reicher Schatz in der Laß-
ibliothek, deren altdeutsche Handschriften er ordnete und in einem
atalog (Stuttgart 1859) beschrieb. Eine weitere Frucht dieser alt-
udien war die im Jahr 1866 mit Zeichnungen von A. von Werner
ne Novelle: „Juniperus", die uns in die Blüthezeit des ritterlich
ens, die Zeit des ausgehenden 12. Jahrhunderts, in die Periode
ge einführt. Nachdem er sich mit Mühe in Donaueschingen auf
frei gemacht hatte, zog er endlich nach der Wartburg und brachte
Monate im Thüringer Lande zu, eifrige Studien zu einem Roman

„Viola“ machend, dessen Mittelpunkt der sangliebende Hof zu Eisenach Landgraf Hermann sein sollte. Allein der ganze reiche Stoff wollte keiner geschlossenen Composition fügen und so ist auch dieser Roman n Veröffentlichung gelangt. Als Resultat seines Thüringer Aufenthaltes Wanderjahre seit 1855 erschien 1863 „Frau Aventiure“, die Lieder au rich von Ofterdingen's Zeit, „ein Strauß von Liedern, wie er auf d Aventiure von Mailust und Tanzfreude durchwehten Blumenangern sältig zu pflücken ist, als der Ausdruck aufrichtigen Dankes, den er einem Schirmherrn deutscher Kunst schuldet“. Als S. nach seiner Rückke schönste Mädchen von Heidelberg hatte erobern wollen“, infolge ung Verhaltens eines seiner Jugendfreunde aber von seinem Plane abstehen da trieb es ihn wieder in die Einsamkeit der geliebten Gebirgswelt zu und so wurde er denn während zweier Monate abermals zum Einsie der Insel Frauenwörth im Chiemsee. Von hier aus begab er sich nac burg und in das Salzkammergut und auf dieser Reise beim Anblick d Einsiedelei dicht an der Falkensteinwand, an der heute der von Er Marie Valerie gedichtete „Dank an Scheffel“ prangt, erstand in ihm zu den „Bergpsalmen“ (Stuttgart 1870). Langes Arbeiten in Karlsru das dem Großherzog von Weimar gegebene Versprechen einzulösen, die anstrengungen körperlicher und geistiger Art ließen im November 18 Gehirnerkrankung zum Ausbruch kommen, die nach seiner eigenen einer bleibenden Umnachtung alles Denkens nahe war, von der er jedoch schweizerischen Orte Liestal und in der Heilanstalt Brestenberg am H See bald wieder genesen war, der er aber für lange Zeit ein bewegte derleben folgen ließ, „um durch angestrengte Wanderungen, Schwimmen, fahren, Körperübungen u. s. w. den sterblichen Leichnam so in Bewe setzen, daß er nicht Zeit hatte, die Melancholie weiter auszubilden“. im Jahre 1864 nach vielem Umherschweifen in dem südlichen Baden und ließ sich S. auf einige Zeit in Karlsruhe nieder und vermählte sich großen Freude seiner Eltern mit Fräulein Caroline von Malzen, der des damaligen baierischen Gesandten zu Karlsruhe am 22. August 186 darauf erging an S. eine ebenso ehrenvolle, als seinen Neigungen entsp Berufung, aber wie er bereits früher eine Stelle am badischen General Archiv in Karlsruhe zu Gunsten eines unvermögenden Freundes abge hatte, so lehnte er es auch jetzt ab, den Posten des Directors am Germ Nationalmuseum zu Nürnberg zu übernehmen. War Freiherr von Ma rüber auch wenig erfreut, so gab er sich doch bald zufrieden, als S. vom Großherzog von Weimar verliehenen Hofrathstitel trotz seiner A gegen alle solche Ehrenbezeugungen annahm. Nur kurze Zeit konnte Major S. an dem Eheglück ihres Sohnes erfreuen, denn am 5. Febru wurde dieselbe mit jäher Schnelligkeit vom Tode der Stätte ihres gemeinnützigen Wirkens entrissen. Zunächst mußte S. der vielen abzum Geschäfte wegen seine Frau viel in ihrem Landhause zu Seeon allein la als er sich später sogar genöthigt sah, mit derselben ganz in das väterli nach Karlsruhe überzusiedeln, wo neben dem alten kränklichen Vater geistig und körperlich zurückgebliebener Bruder Karl von ihm zu pfle da vermochte es die junge Frau, die ein stilles Glück an der Se Mannes erhofft hatte, nicht mehr länger sich in ihre Lage zu fin siedelte zunächst nach Clarens am Genfer See über, wo sie am 20. M einen Sohn gebar, dessen Erziehung von nun ab Scheffel's Hauptleben bildete, und später zog sie zu ihren Eltern nach München. Am 16. 1869 war auch der Vater Scheffel's gestorben. Von da an regte sich

en nach einem idyllisch einsam gelegenen Landsitz, das er im Jahre
len vermochte, indem er sich nahe bei Radolfzell am Bodensee die
lde und später ein im altdeutschen Stil gehaltenes Wohnhaus auf
i käuflich erwarb. Bald nach Beendigung des Krieges 1870|71
berholt längere Wanderfahrten nach dem benachbarten Elsaß unter-
er die er im Jahrgang 1872 von „Ueber Land und Meer" in den
s dem Elsaß" berichtete. Alle diese seine Schilderungen der von
i Gegenden wurden nach seinem Tode von dem verdienstvollen Bio-
effel's, Johannes Prölß in Frankfurt a. M., mit einem Vorwort
Gesammttitel „Reisebilder" (Stuttgart 1887) herausgegeben. Sonst
n den siebziger Jahren nur noch einige Gelegenheitsgedichte und
wie der „Brautwillkomm auf Wartburg", ein lyrisches Festspiel
ung des Erbgroßherzogs von Weimar (Weimar 1873), ein Gedicht
gierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden im April
gedessen er in der Presse ungerechter Weise viel und scharf ange-
en ist, und endlich noch eine Dichtung „Waldeinsamkeit" (Stutt-
als Begleit-Text zu zwölf landschaftlichen Stimmungsbildern von
ak. Den größten Theil des Jahres brachte S. auf seiner Besitz-
ensee zu, wo er gern der Jagd, dem Rudern und Fischen oblag,
von alten Bekannten besucht, aber auch von vielen Neugierigen be-
e. Seiner Pflichten gegen den leidenden Bruder blieb er mit großer
ner eingedenk, bis derselbe am 10. October 1879 im Pfründnerhaus
e starb. Sein fünfzigster Geburtstag wurde 1876 nicht nur im
ide allein gefeiert, aus allen Gegenden kamen ihm Beweise der An-
Begrüßungen der hervorragendsten Männer Deutschlands, darunter
des Fürsten Bismarck, verliehen dem Festtage einen glänzenden
o sein ihm stets wohlgeneigter Landesfürst ehrte ihn durch die Er-
ben erblichen Adelstand, nachdem er kurz zuvor vom König von
n den Kronenorden erhalten hatte, mit dem der Personaladel ver-
Wie schon früher in Folge seines Huldigungsgedichtes auf seinen
so wurde ihm auch jetzt nach seiner Nobilitirung in der Presse von
Seiten, darunter von Gutzkow und Hieronymus Lorm der Vor-
ürstenschmeichler und Titelhascher zu sein, gemacht, jedoch traf ihn
ienter Weise.

izbares Rechtsgefühl, das sich früher schon in Säkkingen bei einem
Hauptmann Schwarz (Prölß S. 157—161) und in seinem Streit
anke in seiner ganzen Schärfe geäußert hatte, nahm im Alter immer
verwickelte ihn in eine ganze Reihe hartnäckig geführter Processe
ch gegen die Fischer der Insel Reichenau, denen er das Recht ab-
en ihm gehörigen Flächen zu Zeiten der Ueberschwemmung ihrem
hzugehen.

hr seine Reizbarkeit und Streitbarkeit mit dem zunehmenden Alter
erhellt auch aus zwei Schreiben Scheffel's an das Bezirksamt in
us dem Jahre 1881, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind.
lten die Grüfte des alten Friedhofes geschlossen werden, wogegen
er energischsten Weise aussprach, da die Familie S. zwei Grüfte
enen seine Eltern und Geschwister beigesetzt waren. „Der Unter-
d nie in eine Demolirung der alten Friedhofkirche einwilligen, pro-
alle Antastung seines wohlerworbenen mit Gruft versehenen Grund-
läßt keine Entschädigung zu", heißt es in dem ersten Briefe, dem
auf einen zweiten nachfolgen ließ, aus dem seine Erregung noch
lich ist, indem er darin u. A. sagt: „Die Grüften gehören der

Familie jetzt wie in 20 und wie in 30 und wie in 100 Jahren unzerstörbar als Eigenthum! Fluch denen, die die Gebeine meiner Eltern und Geschwister auf die Gasse zu werfen versuchen sollten!" Neben seinem heftigen Rechtlichkeitsgefühl äußert sich darin nicht nur eine rührende Pietät gegen die Seinigen, sondern gleichzeitig auch sein Bestreben ein Baudenkmal der Nachwelt zu erhalten, denn er bittet zum Schlusse, „im Interesse der als Denkmal der Vergangenheit zu erhaltenden Friedhofsanlagen auch die Kapelle für alle Zeit unversehrt bestehen zu lassen."

Wenige Monate vor dem fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg, deren Ruhm er wie kein Anderer besungen hatte, in deren Bann er sich sein ganzes Leben hindurch befunden hatte, in der er zum Dichter geworden war und die ihn als den gepriesensten Ehrengast erwartet hatte, ist Scheffel in seinem Hause zu Karlsruhe am Abend des 9. April 1886 gestorben. Sein Schwanengesang war das Hauptfestlied zu dem genannten Jubiläum, was er schon zwei Jahre vorhergesagt hatte, als er an die Redaction der „Akademischen Monatshefte" schrieb: „Wenn mir 1886 ein Lied zum Heidelberger Jubiläum gelingt, so wird es mein Schwanenlied sein." An seinem Todtenbette traurte die zur Versöhnung herbeigeeilte Gattin und sein Sohn Victor, der jetzt als Secondlieutenant im 3. Badischen Dragonerregiment Nr. 22 in Karlsruhe lebt. Und wie er im Leben der Lieblingsdichter der Nation war, dem wie selten einem Schriftsteller bei Lebenszeiten, Anerkennungen und Ehrungen zu Theil geworden waren, so betheiligte sich auch bei seinem Tode seine ganze Nation an der Trauer, ja sein Landesherr erschien noch persönlich in der Wohnung, um dem treuen Unterthan die letzte Ehre zu erweisen. Noch kurz vor seinem Ableben hatte S. einen „Abschiedsgruß an Großherzog Friedrich von Baden" gedichtet und diesen nach seinem Tode zu überreichen den Oberbürgermeister von Heidelberg gebeten. Eine an ihn gerichtete Bitte um eine Abschrift (Zernin, Erinnerungen S. 92) beschied der Fürst dahin, daß er sich nicht entschließen könne, jenes Gedicht veröffentlichen zu lassen, da dasselbe zu viel Persönliches enthalte. Aus seinem Nachlaß wurden, abgesehen von den bereits erwähnten Reisebildern und den „Fünf Dichtungen", die sämmtlich auch schon verstreut gedruckt waren, seine „Gedichte" (Stuttgart 1888) veröffentlicht, die ebenfalls zum Theil bereits Bekanntes und zum Theil Unreifes, von S. kaum zur Veröffentlichung Bestimmtes enthalten. Ob die in seiner Hinterlassenschaft sich befindlichen Romanfragmente jemals an die Oeffentlichkeit gelangen werden, darüber ist bis jetzt nichts bekannt geworden. Seine Werke haben eine Verbreitung gefunden, wie sie in Deutschland wohl einzig dastehen dürfte; sein „Ekkehard" und sein „Trompeter" sowie seine Lieder sind Gemeingut unseres Volkes geworden und werden auch für alle Zeiten Zierden der Weltlitteratur bleiben.

K. Alberti, Der Lieblingsdichter des neuen Deutschland. Scheerer's Familienblatt 1886. — Ammon, Scheffel u. Karlsruhe. Bad. Landeszeitg. 1886. — R. Artaria, Erinnerungen an den Dichter des „Ekkehard". Gartenlaube 1886. — K. Bartsch, Joseph Victor v. S. Beilage z. Allgem. Zeitg. 1886 Nr. 126. 127; — derselbe in Nord u. Süd 1878. H. 16. — K. Blind, Erinnerungen an S. Neue Freie Presse 1886. — O. Brahm, Joseph Victor v. S. Deutsche Rundschau XII. H. 11. — Th. Cathiau, Scheffel's Wohnhäuser. Karlsr. Zeitg. 1886; — derselbe, Scheffel's letzte Tage u. Stunden. Bad. Landesztg. 1886. — Felix Dahn, Erinnerungen an meinen lieben Joseph. Ruperto-Carola-Festschrift. — A. Dammert, Zu meinen Beziehungen zu S. u. s. Eltern. Mülhausen 1889. — A. Ewich, Aus den Akten der Gemeinde Gabelbach. Bad. Landeszeitg. 1886. — Ernst

rungsblätter an J. V. v. S. Prag 1886. — Festzeitung zur akad. Scheffel-Feier. Karlsruhe 1887. — Festgabe zu Ehren Scheffel's. Wien 1876. — K. E. Franzos, Aus Scheffel's Sturm- u. Drangzeit u. s. w. Deutsche Dichtung 1887. 1888. Neue illustr. Zeitg. 1886. — A. v. Freydorf, Scheffel-Erinnerungen. Ruperto-Carola-Festschrift 1886. Deutsche Revue 1888. Magazin f. Litteratur 1888. — E. Frommel, Aus goldnen Jugendtagen. Stuttgart 1888. — E. Geiger, Frau Aventiure. Stuttgart 1887. — Fr. Geßler, Wie S. geadelt wurde. Gegenwart. Bd. 30. — A. Hausrath, J. V. v. S. u. Anselm Feuerbach. Deutsche Rundschau 1887. — Herford, Entstehungsgeschichte d. Trompeters von Säckingen. Zürich 1889. — J. Klaiber, Ein deutscher Volksdichter. Daheim 1868. — A. Klar, J. V. S. u. s. Stellung in d. deutschen Litteratur. Prag 1876. — G. Längin, zur Erinnerung an V. v. S. Straßb. Post 1886. — Meinhardt, v. S. Westermanns Monatsh. Bd. 39. — H. Pilz, V. v. S. Leipzig 1887. — J. Prölß, J. Scheffel's Leben u. Dichten. Berlin 1887. — E. Rittershaus, Ueber V. v. S. Neue Freie Presse 1888. — A. Ruhemann, J. V. v. S. Stuttgart 1887. — Scheffel-Gedenkbuch. Wien 1890. — C. Schwanitz. Erinnerungsblatt an J. V. v. S. Ilmenau 1886; — derselbe, Wahrheit u. Dichtung. Ilmenau 1888; — derselbe, Blätter d. Erinnerung. Ilmenau 1852. — J. Stöckle, J. V. v. S. Der Dichter des fröhlichen Wanderns. Paderborn 1888. — A. v. Werner, Erinnerungen an V. v. S. Gegenwart. Bd. 29. — G. Zernin, Erinnerungen an D. J. V. v. S. Darmstadt 1887; — derselbe, Ein Bericht Scheffel's über d. badischen Aufstand v. 1849. Deutsche Revue 1887. — E. Ziel, J. V. v. S. Westermann's Monatsh. 1886; — derselbe, Literar. Reliefs II. Leipzig 1887. — ꝛc. ꝛc. (Eine Zusammenstellung sämmtlicher Bücher, Schriften, Abhandlungen ꝛc. von und über Scheffel von dem Verfasser dieser Biographie erscheint demnächst.)

J. Braun.

Zusätze und Berichtigungen.

Band II.

S. 113. Z. 5 v. u.: Ueber Baryphonus vgl. Ed. Jacobs in Vierteljahrs f. Musikw. Bd. 6 (1890) S. 111 f.

Band XII.

S. 241. Z. 13 v. o. l.: Haßlocher's.

Band XVII.

S. 574. Z. 1 v. o.: Ueber Autor Lampadius vgl. Ed. Jacobs in Vi jahrschr. f. Musikw. Bd. 6 (1890) S. 91 f.

Band XVIII.

S. 679. Z. 21 v. o. l.: 1570 st. 1575.

Band XXVI.

S. 196. Z. 9 v. o.: statt „16jährigem" lies „26jährigem", da Pastor Pi am 2. Januar 1823 starb. — Weiterhin: „Am 14. August hatte der Tod bereits den Vater abgerufen." Vgl. Sonntagsb der „Stralsunder Zeitung" 1889, Nr. 150—197: „Aus Lebr handschriftlichem Nachlaß der Frau Charlotte Pistorius."

(Häckerman

Band XXVIII.

S. 335. Z. 6 v. u. l.: Anna Alberi und Erasmus Alberus.
S. 360. Z. 8 v. o.: Reppchen war 1553 Diakonus in Groß-Ingersheim noch im gleichen Jahre nach Sindelfingen und starb am 12. 1598, 70 Jahre alt.
S. 383. Z. 15 v. o.: Rheinwald starb in Berlin am 31. März 1849.
S. 514. Z. 17 v. o. l.: Neubuckow (Mecklenburg) statt Doberan.

Band XXIX.

S. 361. Z. 28 v. o.: Rother starb am 14. Juli 1756.
S. 473. Z. 17 v. u. l.: 1775 statt 1788.

'3. Z. 19 v. o.: Der Adel erloſch erſt mit dem Tode des 1782 in Schwerin gebornen Sohnes, Karl Guſtav v. Rudloff am 19. Novbr. 1872. Nach Familienmittheilung von Herrn Reg.-Bibliothekar Dr. K. Schröder war der Letztere preußiſcher Generalmajor und Mitglied der Brüdergemeinde zu Niesky. Er gab 1826—35 in Berlin ein „Handbuch des preußiſchen Militairrechts", 3 Bde., heraus, ferner 1847—49 in Berlin „Geſchichte von Schottland", 2 Bde.; 1858 in Leipzig: „Die Lehre vom Menſchen nach Geiſt, Seele und Leib." Nach ſeinem Tode erſchien eine kleine, an ernſten Selbſtbekenntniſſen reiche Autobiographie als Heft 8 der „Lebensbilder aus der Brüdergemeinde und ihrer Diaspora". Niesky 1873. Kr.

.8. Z. 8 v. u. l.: 7. September 1510 (ſtatt 8. September).

)3. Z. 8 v. o. l.: 15. Juli 1528.

)4. Z. 20 v. u. l.: Newyork ſt. Hoboeken (Newyork).

Verzeichniß

der im 30. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel

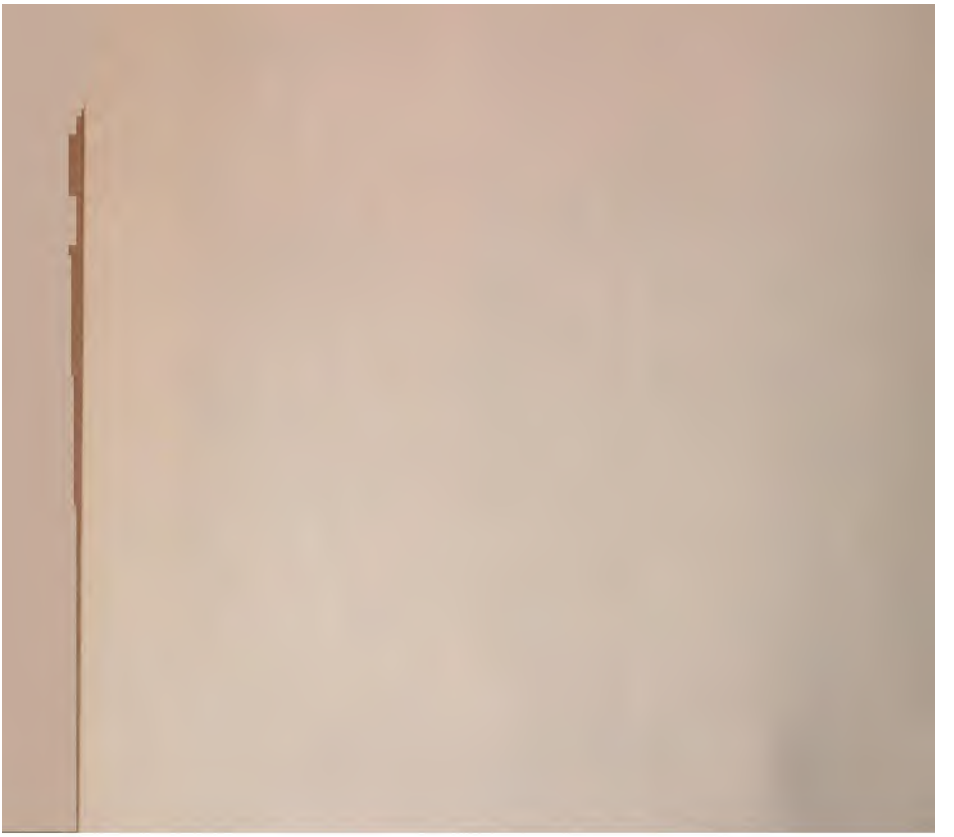
(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Ravenstein, F. A. 68.
Reitzenstein, S. K. J. v. 69.
Rettich, J. 71.
Rettich, K. 72.
Riehm, E. 72.
Rinckhart, M. 74.
Rindfleisch, G. H. 76.
Ringier, J. H. 78.
Riſt, J. 79.
Riß, J. W. 85.
Rochlitz, J. F. 85.
Röhr, J. F. 92.
Roloff, F. H. 94.
Röſike, K. E. 96.
Ruarus, M. 96.
Rumsland, Meiſter 97.
Rumy, G. K. W. v. 100.
Rusdorf, J. J. v. 1.
Rusmeier, M. Ch. 3.
Ruß, J. 3.
Ruß, K. 5.
Ruß, M. († 1493) 8.
Ruß, M. († 1499) 9.
Rußdorf, P. v. 11.
Ruſſe, J. 13.
Ruſſegger, J. v. 14.
Ruſſow, B. 15.
Rußworm, H. Ch. Graf v. 16.
Rußwurm, H. 19.
Rußwurm, J. W. B. 19.
Rußwurm, K. F. W. 19.
Ruſt, F. W. 20.
Ruſt, J. L. A. 24.
Ruſt, J. N. 25.
Ruſt, J. 29.
Rüſtow, F. W., A. u. C. 34.
Rute, Hartwig von 38.
Ruete, Ch. G. Th. 38.
Rüte, Hans v. 39.
Rutger, Erzb. von Trier 39.
Rutger, Dombaumeiſter 41.
Rutger von Köln 41.
Rutgers, J. 42.
Ruthard, Erzb. v. Mainz 44.
Ruthardt, E. F. 45.
Ruthart, K. A. 47.
Ruthe, J. F. 47.
Rüthling, B. 49.
Rüthling, J. F. 50.
Rütjes, H. G. 51.
Rutilius, M. 51.
Rutowsky, F. A. Graf 51.
Rutta, K. 52.
Ruttenſtock, J. 52.
Rüttimann, J. J. 53.
Rüttimann, W. 57.
Rutze, N. 60.
Rürner, G. 62.
Ryck, P. C. 62.
Ryckaert, D. 62.
Rycquius, J. 63.
Ryff, A. 63.
Ryckewaert, K. 64.
Rysbrack, P. 65.
Ryſſel, A. F. K. v. 65.
Ryswyck, H. v. 66.
Rythovius, M. 67.
Saal, J. 770.
Saalfeld, F. 102.
Saalſchütz, J. L. 103.
Saar, J. J. 106.
Sabinus, G. 107.
Sacco, J. 111.
Sacer, G. W. 111.
Sachs, Hans 113.
Sachs, K. 127.
Sachs, L. W. 128.
Sachs, M. († 1618) 129.
Sachs, M. († 1864) 131.
Sachs, S. 133.
Sachs v. Harteneck 134.
Sachs, Ph. S., v. Löwenheim 142.
Sachſe, Ch. F. H. 143.
Sachſe, J. D. W. 144.
Sachße, R. K. 145.
Sachſendorf, der von 146.
Sachſenheim, Hermann v. 146.
Sack, J. A. 152.
Sack, K. H. 153.
Sack, S. 161.
Sackmann, J. 161.
Sackville, Th. 162.
Sadebeck, A. 163.
Sadeler, J., R. u. E. 164.
Saedl, O. J. A. 166.
Saenredam, J. u. P. 166
Saffenreuter, G. J. 167.
Saftleven, C. u. H. 168.
Sagar, J. B. M. v. 169.
Sagittarius, G. 170.
Sagittarius, J. Ch. 170.
Sagittarius, K. († 1694) 1
Sagittarius, K. († 1667) 1
Sagittarius, P. M. 172.
Sagittarius, Th. 173.
Sagner, K. 173.
Sagſtätter, G. H. 173.
Sahlfelder, J. K. 175.
Sahme, A. H. 175.
Sahme, Ch. 175.
Sahmen, G. F. J. 176.
Sailer, H. F. 177.
Sailer, J. M. 178.
Saint-Laurent, A. de F
de 192.
Saint-Quentin, K. Graf S
de 193.
Sala, A. 194.
Salamanca, s. Ortenburg
Salat, J. 194.
Salat, H. 197.
Salbach, J. Ch. 199.
Salchli, J. K., J. J., E. K. R. 200.
Salchmann, F. 208.
Salchow, G. A. F. 210.
Salchow, J. Ch. 211.
Saldern, F. Ch. v. 211.
Saldern, K. v. 213.
Saldern, W. v. 215.
Salenmon, C. M. v. 215.
Salentin, Erzb. v. Cöln
Salfeld, J. Ch. 224.
Salieri, A. 226.
Salig, Ch. A. 231.
Saligré, H. 232.
Salis, H. v., R. u. und
233.
Salis-Marſchlins, U. v.
Salis-Seewis, J. G. v.
Salis-Seewis, J. U. v.
248.
Salis-Soglio, J. U. v.

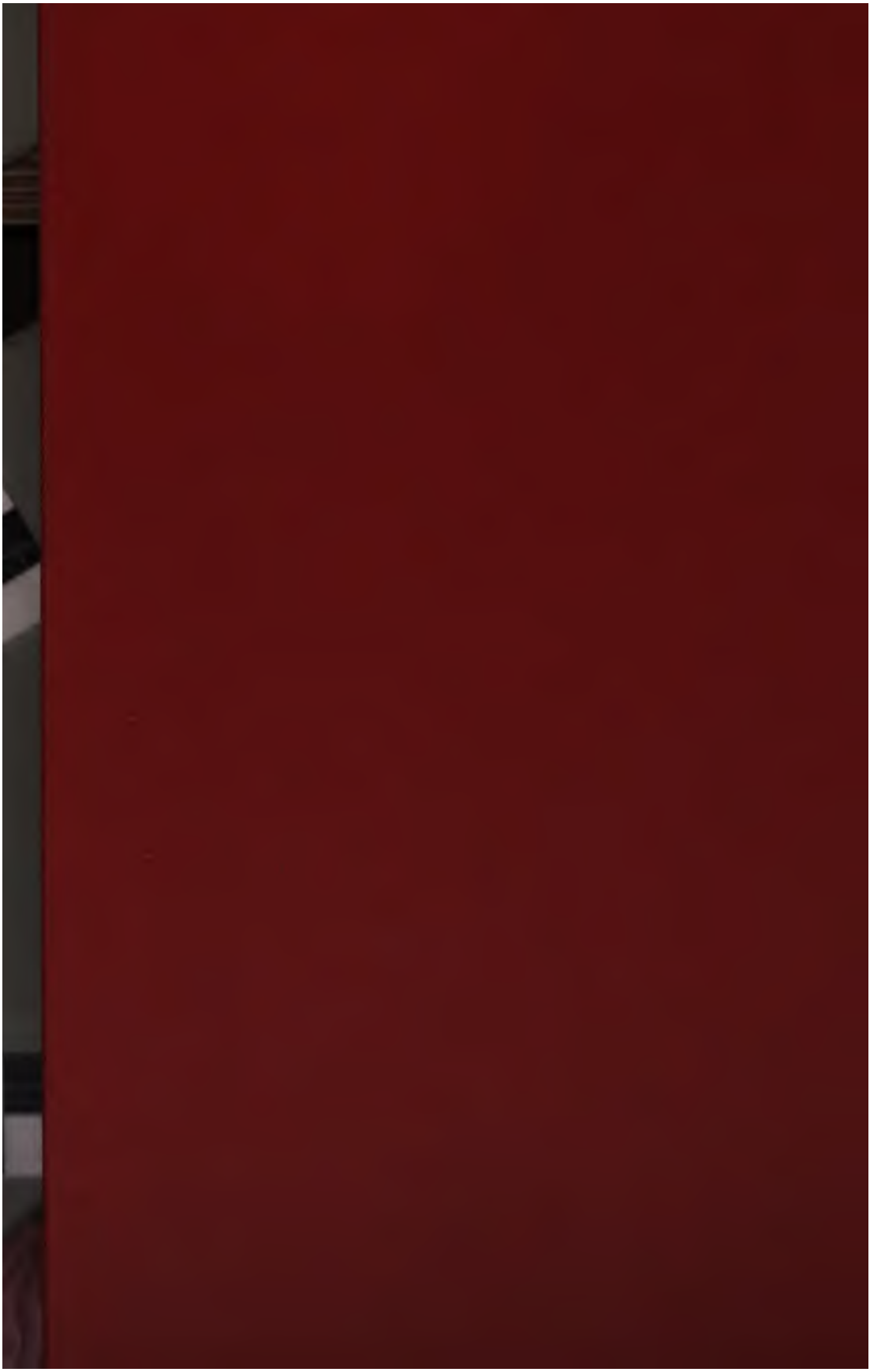
K. H. J. Graf v.
, A. 253.
Felix Prinz zu S.-S.
H. (VII.) Graf v.,
. Graf v., W. v. 254.
W. F. K. A. Fürst zu
rstmar 255.
teifferscheid, J. Fürst
5.
Nicl. I. Graf zu 258.
F. v. 260.
ger, S. 270.
F. 272.
h, H. 273.
h, J. 274.
I., B. v. Constanz
II., B. v. Constanz
III., B. v. Constanz
n, J. P. 281.
n, J. M. J. 281.
, B. L. W. v. 282.
ch, A. 283.
J. B. 283.
nn, J. R. 285.
J. O. 285.
, K. W. H. J. A. v.
, F. J. 286.
Herm. v. 287.
Hugo v. 289.
ger, J. 289.
nn, J. A. 290.
nn, Ch. G. 293.
nn, E. J. Th. 297.
nn, F. R. 299.
nn, J. 299.
nn, J. D. 300.
nn, J. Ch. K. 300.
. 304.
I. 306.
II. 306.
us, J. 307.
a, J. A. F. M. 308.
er, A. 309.
09.
n 310.
, B. 311.
, H. 312.
v. Himmelstjerna,
315.
v. Himmelstjerna,
L. 317.
A. 324.
Abt v. Lorsch 326.
, K. F. L. 326.
h. 337.
t. L. 338.
s, M. 339.
ger, G. 340.
ler, A. 240.
Sanden, B. v. († 1703) 342.
Sanden, B. v. († 1721) 343.
Sanden, H. v. 344.
Sander, Ad. 344.
Sander, Ant. 345.
Sander, Ch. L. 347.
Sander, F. E. 348.
Sander, G. K. H. 349.
Sander, J. D. 350.
Sander, J. F. 350.
Sander, W. 352.
Sanders, J. 352.
Sandfurt, W. 353.
Sandhaas, G. 354.
Sandhagen, C. H. 355.
Sandmeier, M. 356.
Sandrart, Joach. u. Jac. 358.
Sandrini, P., L. C. u. M. 359.
Sandrub, L. 361.
Sanffdorfer, J. 361.
Sangerhausen, Ch. F. 361.
Sanguinetti, F. 362.
Sannig, B. 363.
Santen, L. 363.
Santoroc, J. C. 364.
Saphir, M. G. 364.
Sapidus, J. 369.
Sarasin, F. 371.
Sarasin, K. 372.
Sardagna, K. 373.
Sarnow, K. 374.
Sarpe, G. Ch. 376.
Sartori, F., 376.
Sartori, J. v. 378.
Sartoris, J. 379.
Sartorius, B. 379.
Sartorius, Ch. 380.
Sartorius, Ch. F. 381.
Sartorius, E. 382.
Sartorius, E. W. Ch. 382.
Sartorius, J. († 1570) 387.
Sartorius, J. († 1729) 388.
Sartorius, J. G. 389.
Sartorius, P. 390.
Sartorius, G. Frhr. v. Waltershausen 390.
Sartorius, W. Frhr. v. Waltershausen 394.
Sas, C. 395.
Sascerides, J. 396.
Saß, R. 397.
Sasserath, R. 397.
Sastrow, B. 398.
Sattler, B. 408.
Sattler, Ch. F. 409.
Sattler, M. 410.
Sattler, Ph. 413.
Saubert, J. († 1646) 413.
Saubert, J. († 1688) 415.
Sauer, J. 416.
Sauermann, G. 417.
Sauermann, J. 417.
Saulheim, W. v. 417.
Sauppe, G. A. 418.
Saur, A. 419.
Saurius, A. 420.
Sausen, F. 420.
Sauter, J. N. 421.
Sauter, J. A. 422.
Sauterleute, F. J. 770.
Sautier, H. 422.
Sautter, J. v. 423.
Savigny, F. K. v. 425.
Savigny, K. F. v. 452.
Savry, R. 454
Savry, S. 455.
Sawitsch, A. 455.
Sax, Bruder Eberh. v. 457.
Sax, Heinrich v. 457.
Sax, J. v. 458.
Saxe, P. 459.
Saxius, Ch. 460.
Saxonius, J. 461.
Saxonius, P. 461.
Sayler, G. 462.
Sayn, Z. 464.
Sayve, L. de 464.
Scaffelaer, J. 465.
Scaliger, J. J. 466.
Scanagatta, F. 474.
Scandello, A. 475.
Scaria, E. 476.
Scarlatti, J. 479.
Schaarschmidt, A. 479.
Schacher, P. G. 480.
Schacher, O. 480.
Schachmann, K. A. G. v. 482.
Schacht, H. 482.
Schacht, Th. 772.
Schachten, D. v. 486.
Schack, B. 486.
Schack, H. W. v. 489.
Schack, J. 491.
Schack, W. K. v. 491.
Schad, Ch. K. 492.
Schad, J. B. 493.
Schadaeus, A. 494.
Schadaeus, O. 495.
Schaden, J. N. A. v. 495.
Schadow, F. G. 496.
Schadow, A. D. 497.
Schadow, J. G. 498.
Schadow, K. Z. R. 513.
Schadow, F. W. v. 515.
Schadow, F. 520.
Schaefer, A. D. 521.
Schäfer, G. H. 524.
Schäfer, H. 525.
Schäfer, J. N. 526.
Schäfer, K. W. 527.
Schäfer, M. 527.
Schäffer, A. 528.
Schäffer, E. E. 529.
Schäffer, G. A. 530.
Schäffer, H. 531.
Schäffer, J. Ch. 531.
Schaeffer, J. Ch. G. v. 532.
Schäffer, J. W. 532.
Schaeffer, J. G. 533.
Schaeffer, J. U. G. v. 533.

Schäffer, K. F. L. 534.
Schäffer, K. R. v. 534.
Schäffer, M. 536.
Schäffer, W. F. 537.
Schäffer, F. F. W. v. 539.
Schäffer, J. G. v. 539.
Schaffgotsch, Ch. L. v. 541.
Schaffgotsch, H. U. v. 541.
Schaffgotsch, Ph. G. Graf v. 545.
Schaffner, M. 549.
Schaffrinsky, G. 550.
Schaffshausen, J. D. 550.
Schaffshausen, P. 551.
Schagen, Gilles 551.
Schagen, Gerrit 552.
Schaidenreißer, S. 552.
Schaitberger, J. 553.
Schalken, G. 555.
Schall, A. J. 556.
Schall, K. 557.
Schaller, A. 558.
Schaller, E. 558.
Schaller, E. J. 559.
Schaller, G. J. 560.
Schaller, J. 561.
Schaller, J. N. 561.
Schaller, J. 562.
Schaller, L. 563.
Schallern, G. A. J. v. 565.
Schalling, M. 566.
Schambach, G. 569.
Schamberg, J. Ch. 570.
Schambogen, J. Ch. 570.
Schamel, J. M. 571.
Schannat, J. F. 571.
Schanza, W. 572.
Schaper, D. 572.
Schaper, J. E. 575.
Schaper, K. J. H. 576.
Schappeler, Ch. 576.
Schard, S. 581.
Scharenhorst, G. K. v. 583.
Scharfenberg, Minnesänger 774.
Scharfenberg, Albr. v. 583.
Scharff, B. 586.
Scharff, G. B. 586.
Scharff, J. 587.
Scharff, J. G. 588.
Scharnhorst, G. J. D. v. 588.
Scharnhorst, W. v. 597.
Scharold, K. G. 598.
Scharpff, F. A. v. 599.
Scharpfenecker, A. 600.
Scharrer, J. 601.
Scharschmidt, K. 612.
Scharschmid, M. 613.
Schärtlich, J. Ch. 614.
Scharz, O. 614.
Schaten, N. 615.
Schatz, W. 615.
Schatzmann, K. 616.
Schaub, F. v. 617.
Schaub, J. Ch. F. 618.
Schaubach, J. K. 619.
Schauberg, G. A. 620.
Schauer, J. 621.
Schauer, J. K. 623.
Schäufelin, H. L. 624.
Schaufert, H. A. 634.
Schaufuß, H. G. 637.
Schaum, H. R. 638.
Schaumann, A. F. H. 638.
Schaumann, J. Ch. G. 641.
Schaumberger, H. 641.
Schaumburg, E. 643.
Schaumburg, J. G. 643.
Schaunberg, B., Ulr. I. und III. Graf v. 644.
Schaupp, J. Ch. 647.
Schauroth, E. Ch. W. v. 648.
Schaevius, H. 648.
Schäpler, J. L. C. v. 649.
Schebest, A. 651.
Schechinger, J. 653.
Schechner, J. 653.
Schechner, N. 654.
Schechs, J. P. 661.
Schedel, H. 661.
Schedius, E. 662.
Schedius, G. 663.
Scheeben, M. J. 663.
Scheeffer, L. 664.
Scheel, P. 665.
Scheele, K. 666.
Scheser, L. 667.
Scheffauer, Ph. J. 672.
Scheffel, Ch. St. 676.
Scheffel, J. B. v. 777.
Scheffelt, M. 676.
Scheffer, F. H. E. L. 676.
Scheffer, J. G. 680.
Scheffer, J. Th. v. 681.
Scheffer, N. 682.
Scheffer, S. 683.
Scheffer, W. E. 683.
Scheffers, A. K. F. 683.
Scheffler, J. s. Bd. I. 453.
Scheffmacher, J. J. 684.
Scheffner, J. G. 685.
Scheffter, J. 688.
Schegg, P. J. 688.
Scheibe, J. A. 690.
Scheibe, K. F. 692.
Scheibel, J. E. 693.
Scheibel, J. G. 693.
Scheiblein, G. 699.
Scheibler, Ch. 700.
Scheibler, J. H. 702.
Scheibler, K. v. 704.
Scheidemann, H. 707.
Scheidemantel, H. G. 708.
Scheidlein, G. v. 709.
Scheidt, B. 709.
Scheidt, Ch. L. 710.
Scheidt, H. 712.
Scheidt, J. B. 712.
Scheidt, S. 712.
Scheill, J. 715.
Schein, J. H. 715.
Scheiner, Ch. 718.
Scheiner, J. 720.
Scheinert, K. S. 720.
Scheit, K. 721.
Scheither, G. H. A. v. 729.
Scheither, G. v. 731.
Scheither, J. B. v. 734.
Scheitlin, P. 734.
Scheitz, M. u. A. 736.
Schel, S. 737.
Schelble, J. N. 745.
Schele, E. A. F. v. 747.
Schele, G. W. F. D. v. 75
Scheler, G. Graf v. 755.
Schelhammer, G. Ch. 75
Schelhammer, J. 756.
Schelhorn, J. G. 756.
Schell, A. v. 759.
Schelle, J. 760.
Schellen, Th. J. H. 761.
Schellenbaur, J. H. 762.
Schellenberg, J. K. 762.
Schellenberg, K. A. G. 76
Schellenberg, H. U. v. 767.
Scheller, J. J. G. 768.

Herrer'sche Hofbuchdruckerei. Adolphus Beibel & Co. in Altenburg.



UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY
Y LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
· STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD
ES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANF
ORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVE
SITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRA
UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY

Stanford University Libraries
3 6105 013 416 073
CT
1053
A5
30

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES